Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses

Deutscher Kolonialkongreß

Berlin, 1906

urn:nbn:de:gbv:46:1-13048

Visual Library



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

~~VIII. 681~~ 1
Y 2779 - 1905

Deutscher Kolonialkongress 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Verhandlungen

des

Deutschen Kolonialkongresses

1905

zu Berlin am 5., 6. und 7. Oktober 1905

Herausgegeben vom Redaktionsausschuss

BERLIN 1906
VERLAG VON DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

KÖNIGL.
UNIV.-BIBLIOTHEK
KIEL

Druck von Otto Elsner, Berlin S 42.

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Vorwort.

Gelegentlich der Tagung des letzten Deutschen Kolonialkongresses im Jahre 1902 wurde beschlossen, in periodischer Wiederkehr Deutsche Kolonialtage einzurichten und den nächsten im Jahre 1905 stattfinden zu lassen. Der damalige Arbeitsausschuss wurde als ständiger Ausschuss für die Zeit bis zu dem nächsten Kongresse eingesetzt.

Von ihm wurden zum 10. Dezember 1904 die früheren Veranstalter zu einer vorbereitenden Sitzung für den Kolonialkongress 1905 einberufen. Nachdem die Veranstalter sich zum Kongress-Komitee konstituiert, wurde in dieser Sitzung seitens des ständigen Ausschusses Bericht über seine bisherige Tätigkeit ertattet, Abrechnung über die Einnahmen und Ausgaben des Deutschen Kolonialkongresses 1902 gegeben und dem Ausschuss Entlastung erteilt. Zum Präsidenten des Deutschen Kolonialkongresses 1905 wurde einstimmig der Präsident des Kongresses 1902, Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg gewählt, zum Vize-Präsidenten Se. Exzellenz der Wirkliche Geheimrat Dr. von Holleben. In einer späteren Sitzung des Komitees wurde einstimmig Seine Durchlaucht Otto II. Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar zum Präsidenten im Ehrenamte gewählt.

Die Bildung der Ausschüsse und Sektionen wurde den Mitgliedern der entsprechenden Unterausschüsse des Deutschen Kolonialkongresses 1902 mit dem Rechte der Zuwahl übertragen, und zwar:

für den Finanzausschuss: Herrn Konteradmiral z. D. Strauch;
für den Werbeausschuss: Herrn Fabrikbesitzer Supf;
für den Pressausschuss: Herrn Generalsekretär Dr. Soetbeer;
für den Redaktionsausschuss: Herrn Konsul a. D. Vohsen;
für den Ausstellungsausschuss: Herrn Geh. Regierungsrat Professor Dr. Engler;
für den Festausschuss: Herrn Gesandten z. D. von Braunschweig;
für den Vortragsausschuss: Herrn Paul Staudinger;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Für die Bildung der Sektionen, die in gleicher Weise wie bei dem früheren Kongress eingeteilt wurden, erfolgte die Übertragung an die nachfolgenden Herren als Obmänner:

I. Sektion für Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Paul Staudinger.

II. Sektion für Tropenmedizin und Tropenhygiene: Herrn Geh. Regierungsrat Dr. Wutzdorff.

III. Sektion für die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Chr. von Bornhaupt.

IV. Sektion für die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Konteradmiral z. D. Strauch.

V. Sektion für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete: Herrn Fabrikbesitzer Supf.

VI. Sektion für die Übersiedelung in deutsche Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder: Herrn Regierungsrat a. D. Dr. Leidig.

VII. Sektion für die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten: Herrn Generalsekretär Dr. Soetbeer.

Diese Herren bildeten den Vortragsausschuss und übernahmen die Bildung der Sonderausschüsse und die Ausarbeitung des Vortragsprogramms, sowie die Verteilung der angemeldeten Vorträge auf die einzelnen Sektionen. Es wurde bestimmt, dass die Herren, welche Vorträge zu halten beabsichtigten, den Gegenstand bis zum 10. Mai 1905 dem Vorsitzenden des Vortragsausschusses oder den Obmännern der Sektionen oder auch dem Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft zur Weitergabe an den zuständigen Vorsitzenden oder die Obmänner mitzuteilen hätten.

Die Dauer der Vorträge bei den Plenarsitzungen wurde auf 20 Minuten, die Sprechzeit für die Diskussionsredner auf 5 Minuten begrenzt. Bezüglich der Vorträge in den Sektionen wurde die Bestimmung über die Dauer der Vorträge den Vorsitzenden überlassen. Den Vortragenden wurde freigestellt, im Anschluss an ihre Vorträge Resolutionen einzubringen, wie auch den Sektionen das Recht zugestanden wurde, Vorschläge an den Kongress zur Beschlussfassung durch das Plenum einzubringen oder auch selbständig Beschlüsse zu fassen.

Für die Dauer des Kongresses wurden drei Sitzungstage in Aussicht genommen. Sein Zeitpunkt wurde auf den 5., 6. und 7. Oktober 1905

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

festgesetzt und als Ort der Tagung das Reichstagsgebäude in Berlin bestimmt, das durch das Entgegenkommen des Präsidiums des Reichstages zur Abhaltung des Kongresses bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurde.

Gegenüber dem Kongresse 1902 mit 1346 Mitgliedern beteiligten sich an dem gegenwärtigen Kongress 2015 Mitglieder. Die Zahl der Ehrenförderer hatte sich von 10 im Jahre 1902 auf 11 erhöht, desgleichen die Zahl der veranstaltenden Vereine von 70 auf 86, die Zahl der Vorträge von 57 auf 78.

Für die Würdigung des von dem Kongress zur Förderung unserer kolonialen Arbeit Geleisteten wird der vorliegende Band erst die Unterlage zur Beurteilung abgeben können. Um den Nutzen des Kongresswerkes für die koloniale Arbeit zu erhöhen, war es das Bestreben des Redaktionsausschusses, das Werk so schnell wie möglich zum Abschluss zu bringen und herauszugeben. Dies ist ihm dank der Mitwirkung sämtlicher Beteiligten, insbesondere auch der Redner selbst, trotz des grossen Umfanges, in vollem Masse gelungen. Kaum drei Monate nach der Tagung kann das Werk den Mitgliedern des Kongresses wie der Allgemeinheit übergeben werden.

Was die Wiedergabe der Vorträge anbelangt, so erfolgte sie nach den von den Rednern eingereichten Manuskripten. Die sich an die Vorträge anschliessenden Diskussionen wurden, soweit sie den in den Plenarsitzungen gehaltenen Vorträgen folgten, nach Stenogrammen, für die Sektionsvorträge nach den eigenen, während der Diskussion durch die Schriftführer gesammelten, das Gesagte kurz zusammenfassenden Niederschriften der einzelnen Redner wiedergegeben. Vorträge wie Diskussionsreden lagen vor der Drucklegung den Rednern zur Revision vor.

Berlin, im Januar 1906.

Der Redaktionsausschuss.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Inhalt.

Seite

Vorwort V
Inhaltsverzeichnis VIII

Die Organisation des Kongresses.

Die Veranstalter XVII
Das Präsidium XIX
Das Ehrenkomitee XX
Die Ehrenförderer XXIV
Das Kongresskomitee XXIV
Der Arbeitsausschuss XXIV
Die Unterausschüsse XXV
Die Sektionen und die vorbereitenden Ausschüsse für Vorträge usw. . . . XXVI
Die Geschäftsstelle XXVIII
Die Pressorgane XXVIII
Die Darbietungen des Kongresses XXVIII
Die Ausstellungen:
Die tropenmedizinische Ausstellung XXIX
Die kartographische und photographische Ausstellung XXXI
Die Ausstellung kolonialer Produkte im Botanischen Garten und Museum zu Dahlem XXXII
Die Veranstaltungen XXXVII
Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses XXXIX

Der Gang der Verhandlungen.

Eröffnungsrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg LXXXIX
Ansprache des Staatssekretärs des Reichsamts des Innern, Grafen von Posadowsky-Wehner XC
Ansprache des Direktors der Kolonial-Abteilung, Wirkl. Geh. Legationsrat Dr. Stuebel XCI
Dankrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCIII
Huldigungstelegramm an Se. Majestät den Kaiser XCIV
Gedächtnisrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCV
Antworttelegramm Sr. Majestät des Kaisers XCV
Antrag des Herrn Grafen von Dürkheim XCVI
Diskussion: Arendt, Se. Hoheit Herzog Johann Albrecht, Graf von Dürkheim XCVII
Schlussrede Sr. Hoheit des Herzogs Johann Albrecht XCVIII
Rede des Oberbürgermeisters Fürbringer XCIX

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Seite

Fortschritte der geographischen Erforschung der Deutschen Schutzgebiete während der letzten drei Jahre. Von A. Kirchhoff, Leipzig-Mockau 4

Der Stand der ethnographischen Forschung in unsern Kolonien. Von K. Weule, Leipzig 17

Diskussion: Hans Meyer 25. — Staudinger, Ad. Schulze 26. — Vohsen, Enshoff 27. — Staudinger 28. — Herm. Singer, Dingler, Hans Meyer 29. — Kirchhoff 30.

Ueber Aufgaben des Pflanzenschutzes in den Kolonien. Von Walter Busse, Berlin 30

Diskussion: Winkler, Staudinger 43. — Busse, Hertzberg 44.

Uebersicht über die wichtigsten Kautschuksorten des Handels und die sie erzeugenden Pflanzen. Von G. Volkens, Berlin 44

Diskussion: Schulte im Hofe 56. — Dingler, Hoff 57. — Volkens, von Beck, Tenge 58. — Hoff, Weber 59.

Ueber zweiflügelige Insektenarten als Schmarotzer bei Menschen und Säugetieren. Von K. Grünberg, Berlin 60

Diskussion: Tenge, Grünberg, Staudinger 67.

Die angewandte Chemie in der tropischen Landwirtschaft. Von A. Schulte im Hofe, Berlin 68

Diskussion: Fesca 77. — Kurt Hoffmann 78. — Schulte im Hofe, Kurt Hoffmann 79.

Die Errichtung einer Höhen-Sternwarte im Aequatorialgebiet unserer Kolonien. Von F. S. Archenhold, Treptow 80

Die deutsche Forschungsarbeit auf den Karolinen, Palauinseln und Marianen. Von H. Seidel, Berlin 83

Diskussion: Schneider, Weule 105. — Krämer, Seidel 106. — Klautzsch 107.

Zur geographischen Nomenklatur unserer Südseeinseln. Von Strauch, Friedenau 107

Diskussion: Weule 112. — Strauch, Krämer, Staudinger 113. — Dempwolff 114.

Ueber den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung. Von Meinhof, Gr.-Lichterfelde 114

Diskussion: Wirth, Meinhof 127. — Wirth 128.

Sprache und Sitten der Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai. Von Missionar Hoffmann, Duisburg 128

Diskussion: Schneider, Dempwolff, Hoffmann 139.

Ueber geologische Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaus in den Deutschen Schutzgebieten. Von Schmeisser, Berlin 140

Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt. Von O. Franke, Berlin 161

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Unter welchen Verhältnissen, besonders in den Kolonien, ist die Schutzimpfung gegen Typhus, Cholera und Pest heranzuziehen? Von W. Kolle, Berlin 170

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die wissenschaftlichen Grundlagen der Typhus-Schutzimpfung. Von Hetsch, Charlottenburg 175
Ueber Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera. Von L. Brieger, Berlin . 182
Ueber die spezifischen Blutveränderungen bei Typhus-Rekonvaleszenten, im besonderen bei Angehörigen der Schutztruppe. Von Kutscher, Berlin . . 186
Ueber die Entstehung und Verbreitung des Typhus in Südwestafrika, sowie über die bisher erzielten Erfolge der Schutzimpfung. (Mit einer Tafel.) Von Steudel, Berlin 191
Die Bekämpfung des Typhus im Hererofeldzug in Südwestafrika im Jahre 1904. Von Schian, Rendsburg 199
Diskussion über die vorhergehenden sechs Vorträge: Schian 210. — Hillebrecht, Mayer, Friedberger 211. — Kolle 212. — Steudel, Brieger 213.
Ueber Chinintherapie bei Malaria. Von B. Nocht, Hamburg 214
Ueber Schwarzwasserfieber. (Mit einer Tafel.) Von B. Nocht, Hamburg . . 218
Diskussion: Dempwolff 225. — Kuhn, Ruge, Plehn 226. — Kleine, Ipscher 228. — Mense, Schüffner 229. — Nocht 230.
Ueber das Wesen des Gelbfiebers und seine Bekämpfung. Von R. O. Neumann, Heidelberg 230
Diskussion: Kolle 246. — Neumann 247.
Ueber Hirnstörungen in den heissen Ländern und ihre Beurteilung. Von Albert Plehn, Berlin 247
Diskussion: Nocht 257.
Ueber Rattenvernichtung in den Tropen als Mittel zur Abwehr der Pest, unter Demonstration eines tragbaren Rattenvertilgungsapparates. Von G. Giemsa, Hamburg 257
Ueber Trinkwasserdestillation in den Tropen, unter Demonstration eines tragbaren Trinkwassersterilisators. Von G. Giemsa, Hamburg 262
Untersuchungen über Pfeilgifte aus unsern afrikanischen Kolonien. Von Max Krause, Berlin 264
Ueber die wichtigsten Viehkrankheiten in den Tropen. Von Schilling, Berlin 268
Diskussion: Hupfeld 274. — Witte, Sander 275.
Die Zecken unserer Haustiere als Krankheitsüberträger. Von W. Dönitz, Berlin 275
Diskussion: Fritsch 284.
Ueber pharmako-therapeutische Bekämpfung der Trypanosomen-Krankheiten. Von Wendelstadt, Bonn 285
Diskussion: Mense, Kolle 291. — Mayer 292. — Sander 293.
Fortschritte in der Rinderpest- und Texasfieber-Bekämpfung. Von Rassau, Windhuk 293
Diskussion: Kolle 299. — Rassau, Kleine 300.
Aussichten für die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika. Von H. Skerlo, Berlin 300
Ueber Tropenkrankheiten im Seeverkehr. Von Nocht, Hamburg 305
Diskussion: Treutlein 316.

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Verpflichtung zur Auslieferung aus den Kolonien seitens der Kolonialstaaten untereinander. Von Delius, Berlin 317

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Korreferat von Fleischmann, Halle a. S. 329
Diskussion: Köbner 342.

Die Bedeutung des Studiums der Eingeborenensprachen für die Kolonialverwaltung. Von Meinhof, Berlin 343
Diskussion: Behme, Buchner 359. — Krug, Schreiber 360. — Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Richter 362. — Meinhof, Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Fischer 363.

Das Verordnungsrecht in den Kolonien. Von Paul Fischer, Berlin 365
Diskussion: Berner 377. — Jacobi, Erzberger 378. — Fleischmann 379. — Behme, Irle 380.

Die Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten. Von Max Preuss, Coepenick 381

Korreferat von Felix Meyer, Berlin 401
Diskussion: Schreiber, Stoerk 408. — Fleischmann 409.

Die völkerrechtliche Staatengesellschaft und das koloniale Problem. Von Felix Stoerk, Greifswald. 410

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit. Von C. Buchner, Berthelsdorf 427
Diskussion: Diestelkamp 434. — Enshoff 436. — Pohlmann 437. — Merensky 438. — von Schwartz 440. — Nagel 441.

Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland. Von H. Heines, Hiltrup. 442
Diskussion: Strauch, Merensky 452. — Nagel, Gensichen 453. — von Morgen 454. — Haussleiter 455. — Enshoff 456. — Heines, Strauch, Bopp 457. — Küppers-Loosen, Oehler, von Münchhausen 458. — von Morgen, Lattmannn, Strauch 459. — von Schwartz, Prinz von Arenberg, Strauch, Heines 460.

Bestand und Arbeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien. (Mit einer Karte.) Von Paul, Lorenzkirch 461
Diskussion: Kurze, Haussleiter 475. — Linckens, Paul 476.

Die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien. Von D. Oehler, Basel 476
Diskussion: Immler, Oehler, von Schwartz 485. — Schreiber, Handmann 486. — Oehler 487. — von Schwartz, Schreiber, Paul, Berner, Gründler 488. — Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Oehler, Graf Vitzthum von Eckstädt 489. — von Schwartz, Oehler, Haussleiter 490.

Die Mission als Mitarbeiterin an der vergleichenden Religionswissenschaft. Von P. Froberger, Trier 490
Diskusssion: Strauch, Grundemann, Kurze 494. — Fischer 495.

Die religiösen Vorstellungen der Eweer. Von Spieth, Tübingen. 495
Diskussion: Meinhof 508. — Froberger, Schreiber 509.

Der Islam eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien. Von Julius Richter, Schwanebeck 510

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Welches ist der Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung? (Korreferat). Von Jos. Froberger, Trier 527

Diskussion: von Morgen, Meinhof 531. — Hupfeld 532. — Acker 533. — Kurze, Grundemann, Passarge 534. — von Schwartz 535. — Spieth, Froberger 536. — Oehler, Richter 537.

Die äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Südafrikas. Von Merensky, Charlottenburg 538

Diskussion: Enshoff, Samassa, Bechler 549. — Gensichen 550. — Grundemann, Schreiber 551. — Ad. Schulze, Merensky 552.

Die Mission als Förderin der Kultur und Wissenschaft. Von A. Nachtwey, Deutsch-Südwestafrika 553

Diskussion: Watterott, Fischer 560. — Enshoff, Kapler, Froberger 562. — Wevers, Hardeland 563.

Was soll der Missionar dem Heidentum, was dem Vaterlande sein? Von A. Goette, Paderborn 564

Diskussion: Stosch 569. — Goette, Graf Vitzthum von Eckstädt 570.

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft. Von Helfferich, Berlin 571

Diskussion: Föhr, Lattmann 585. — Oehler 586.

Die Landwirtschaft in den deutschen Kolonien. Von O. Warburg, Berlin . . 587

Diskussion: Schanz 600. — Schulte im Hofe, Stark 601. — Schreiber, Fesca 602. — Vietor, Hupfeld 603. — Warburg 604.

Die Kautschuk- und Guttaperchafrage in den deutschen Kolonien. Von Louis Hoff, Harburg 604

Diskussion: Warburg 612. — Pogge, Tenge, Schulte im Hofe, von Beck 613. — von Bennigsen, Schulte im Hofe 614. — Hoff, Ule, Pelizaeus, Hartert 615. — Warburg, Schulte im Hofe, Scharlach 616.

Die Transportverhältnisse in den deutschen Kolonien. Von Gaedertz, Berlin 617

Diskussion: Paulus, Rehbock 623. — Bormann 624. — Oldemeyer 625. — Scharlach, Rehbock 626. — Schwabe, Rehbock 628.

Der Handel der deutschen Kolonien. Von J. K. Vietor, Bremen 629

Diskussion: Schanz, von Bennigsen 637. — Kliemke, Vietor, Lattmann 639. — von Bennigsen 640. — Pohlmann 641.

Wirtschaftliche Studien in Deutsch-Ostafrika 1905. Von Graf Pfeil, Friedersdorf i. Schl. 641

Diskussion: Schanz, Wilckens 650.

Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas. Von G. Hartmann, Berlin 651

Diskussion: Scharlach 682. — Bail 684. — Vietor, Haussleiter 685. Judt 688. — Damaschke 689. — Katz, Vohsen 690. — Ballod, Rehbock 692. — Samassa, Graf Deym, Vohsen 694. — Samassa, Damaschke, Rehbock 695. — Hartmann 696.

Die Baumwollfrage in den Kolonien. Von Moritz Schanz, Chemnitz 698

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in den deutschen Kolonien.

Seite

Wirtschaftliche Regsamkeit in den deutschen Kolonien Süd-Brasiliens. Von Hermann Meyer, Leipzig 711

Patagonien, ein deutsches Kolonisationsgebiet. Von Arent, Charlottenburg . 723

Diskussion: von Fischer, Treuenfels 735. — Bolle, Wolff 736. — Sellin, Wirth, Winiger 737. — Jannasch, von Strantz 738. — Wirth, Ramelow, Wolff, Ballod 739.

Die Deutsch-Russen in Südamerika. Von Bodems, St. Wendel 740

Diskussion: Ramelow, Sellin, Meyer 752. — Lacmann, Bodems 753.

Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet. Von R. Jannasch, Berlin 753

Diskussion: Brackebusch 764. — Cahensly, Wirth 766. — Wolff 767. — Wilda 768.

Die deutsche Kolonisation und der Orient. Von Hugo Grothe, München. . 773

Diskussion: Graf Pfeil 791. — von Hake, Wirth, Kessler, Zahn 792.

Kolonisation in Kleinasien. Von H. Zimmerer, Ludwigshafen a. Rh. . . . 793

Diskussion: Wirth, Graf von Schweinitz 804. — Hertzberg, Schulze, Arning, Beta, Warburg 805. — Schlagintweit, Grothe 806. — Zimmerer 807.

Die Besiedelungsfähigkeit der deutschen Kolonien. Von Arning, Hannover. . 807

Diskussion: Hindorf 822. — Freiherr von Hermann-Schorn, Arning 823.

Der Einfluss der Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes. Von Ramelow, Berlin 824

Diskussion: Vosberg-Rekow 841. — Cahensly, Rathgen, Ramelow 842.

Die deutsche Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte Nordamerikas. Von M. Sering, Berlin 844

Die deutsche Auswanderung in die Städte der Vereinigten Staaten von Amerika. Von Dunker, Berlin 856

Die Fürsorge für die Auswanderung. Von Karl Thiess, Danzig 873

Diskussion über die Vorträge Sering, Dunker, Thiess: Cahensly 888. — von Strantz, Vosberg-Rekow 889. — Winiger, Ramelow 891.

Antrag Scheler 892

Diskussion: Vorsitzender, von Hake, Winiger 893.

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Verbreitung der Deutschen im Auslande. (Mit 1 Taf.) Von Friedrich Zahn, Berlin 894

Diskussion: von Mayr 909.

Marokko. Von Graf Pfeil, Friedersdorf 910

Diskussion: von Hake 916. — Graf Pfeil 918.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seite

Die Auswanderung als weltwirtschaftliches Problem. Von Rathgen, Heidelberg 918

Die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht. Von von Liebert, Berlin 928

Diskussion: Graf von Dürkheim-Montmartin 934. — Enshoff 936. von Morgen 937. — Vohsen 938.

Die Kabelverbindungen mit unsern Kolonien. Von Lenschau, Berlin . . . 939

Entwicklungstendenzen im Aussenhandel Chinas und Japans. Von Rathgen, Heidelberg 947

Die Entwicklung der Schiffahrt zwischen Deutschland und Südamerika. Von Chr. Eckert, Cöln a. Rh. 962

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens. (Mit 1 Taf.) Von Said Ruete, Berlin 975

Diskussion: Grothe 987. — Hertzberg, Warburg 988. — Freiherr von Münchhausen 989.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Yangtse-Gebietes. Von Georg Wegener, Berlin 989

Diskussion: Brass 1006.

Das Deutschtum und die deutschen wirtschaftlichen Interessen in Argentinien. Von Julius Wolff, Buenos Aires 1006

Diskussion: Jannasch 1017. — Wirth 1018. — Wolff 1019.

Die Resolutionen.

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen . . 1023

Debatte zu Resolution III: Truppel 1025. — Vosberg-Rekow 1026. — Graf Vay von Vaya 1029. — Fischer 1030.

Debatte zu Resolution V: Preuss 1032. — Fleischmann 1034. — Preuss 1036.

Debatte zu Resolution VI: Strauch 1036. — Herzog Joh. Albr. zu Mecklenburg, von Liebert 1037. — Richter 1038.

Debatte zu Resolution IX: Vohsen 1040.

Debatte zu Resolution X: Schreiber 1040.

Debatte zu Resolution XI: Hupfeld 1041.

Debatte zu Resolution XII: Staudinger 1042.

Debatte zu Resolution XIII: Strauch, Jannasch 1044.

Debatte zu Resolution XIV: von Hake 1045. — Staudinger 1047. — Wirth 1048. — von Liebert 1049. — Grothe, Staudinger, von Hake 1050. — Strauch 1051.

Debatte zu Resolution XV: Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Graf von Dürkheim-Montmartin 1051.

Schluss 1051

Antwortschreiben Sr. Exzellenz des Herrn Reichskanzlers Fürsten von Bülow . 1052

Rednerliste 1053

Karten und Tafeln.

Zum Vortrag: »Ueber Typhus in Deutsch-Südwestafrika«. Von Steudel . . . 191

» » »Ueber Schwarzwasserfieber«. Von Nocht 218

» » »Bestand und Arbeit der evangelischen Missionen in unsern Kolonien«. Von Paul 461

» » »Verbreitung der Deutschen im Ausland«. Von Zahn 894

» » »Die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens«. Von Said Ruete 975

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Organisation.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Die Veranstalter.

Afrika-Verein deutscher Katholiken, Cöln a. Rhein.
Allgemeiner deutscher Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, Berlin.
Allgemeiner evangelisch-protestantischer Missionsverein, Berlin.
Anthropologische Gesellschaft, Göttingen.
Ausschuss der Deutschen evangelischen Missionen, Berlin.
Bund der Industriellen, Berlin.
Centralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.
Centralverband deutscher Industrieller, Berlin.
Centralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.
Deutsch-Asiatische Gesellschaft, Berlin.
Deutsch-Brasilianischer Verein, Berlin.
Deutsche Kolonialgesellschaft, Berlin.
Deutsche Kolonialschule „Wilhelmshof", Witzenhausen.
Deutscher Flottenverein, Berlin.
Deutscher Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien, Berlin.
Deutscher Handelstag, Berlin.
Deutscher Seefischerei-Verein, Hannover.
Evangelische Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika, Barmen.
Evangelische Missionsgesellschaft, Basel.
Evangelische Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika, Berlin.
Evangelischer Afrika-Verein, Berlin.
Evangelischer Hauptverein für deutsche Ansiedler und Auswanderer, Witzenhausen.
Evangelisch-lutherische Missionsgesellschaft, Leipzig.
Fabrikanten-Verein für Hannover, Linden und die benachbarten Kreise, Hannover.
Frankfurter Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, Frankfurt a. M.
Genossenschaft der Missionare vom heiligsten Herzen Jesu, Hiltrup bei Münster.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Genossenschaft der Oblaten der Heiligen und Unbefleckten Jungfrau Maria, Hünfeld bei Fulda.
Genossenschaft der Oblaten des Heiligen Franz von Sales, Wien.
Geographische Gesellschaft, Greifswald.
Geographische Gesellschaft, Hamburg.
Geographische Gesellschaft, Hannover.
Geographische Gesellschaft, Königsberg i. Pr.
Geographische Gesellschaft, Lübeck.
Geographische Gesellschaft, Münster.
Geographische Gesellschaft für Thüringen, Jena.
Gesellschaft für Erdkunde, Cöln.
Gesellschaft für Erdkunde und Kolonialwesen, Strassburg i. E.
Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde, Giessen.
Gesellschaft Mariens, Meppen.
Gesellschaft für Mission im Sinne der Lutherischen Kirche, Neuendettelsau.
Gesellschaft für Völker- und Erdkunde, Stettin.
Gesellschaft zur Beförderung der Evangelischen Missionen unter den Heiden, Berlin.
Gossnersche Mission, Friedenau b. Berlin.
Hamburgische Botanische Staatsinstitute, Hamburg.
Handelskammer, Saarbrücken.
Hauptverband Deutscher Flottenvereine im Auslande, Berlin.
Jerusalems-Verein, Berlin.
Kgl. Botanisches Museum, Berlin.
Kgl. Geologische Landesanstalt und Bergakademie, Berlin.
Kgl. Museum für Naturkunde, Berlin.
Kgl. Museum für Völkerkunde, Berlin.
Kgl. Pharmazeutisches Institut der Universität, Berlin, Dahlem.
Kgl. Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin.
Kgl. Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung, Berlin.
Kolonialwirtschaftliches Komitee, Wirtschaftlicher Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin.
Kongregation der Väter vom Heiligen Geist, Knechtsteden b. Cöln.
Missionsdirektion der Evangelischen Brüder-Unität, Berthelsdorf bei Herrnhut.
Missions-Gesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz b. Berlin.
Missionsgesellschaft der Weissen Väter, Trier.
Missionsgesellschaft des Göttlichen Wortes, Steyl.
Münchener Orientalische Gesellschaft, München.
Museum für Völkerkunde, Leipzig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Museum für Völkerkunde, Lübeck.
Nachtigall-Gesellschaft für vaterländische Afrikaforschung, Berlin.
Norddeutsche Missionsgesellschaft, Bremen.
Ostasiatischer Verein, Hamburg.
Pallotiner Kongregation, Limburg (Lahn).
Rheinische Missionsgesellschaft, Barmen.
Rheinisch-Westfälische Ordensprovinz der Kapuziner, Königshofen-Strassburg i. E.
St. Benediktus-Missionsgenossenschaft, St. Ottilien, Post Geltendorf (Oberbayern).
St. Raphaels-Verein zum Schutz katholischer deutscher Auswanderer, Limburg (Lahn).
Südwestliche Gruppe des Vereins deutscher Eisenbahn- und Stahl-Industrieller, St. Johann a. Saar.
Thüringisch-Sächsischer Verein für Erdkunde, Halle.
Trappisten-Mission in Deutsch-Ostafrika, Marianhall (Natal).
Verband deutscher Schokolade-Fabrikanten, Dresden.
Verein der Industriellen in den Kreisen Rothenburg O.-L. und Hoyerswerda, Niesky, O.-L.
Verein für deutsche Auswandererwohlfahrt, Hannover.
Verein für Erdkunde, Dresden.
Verein für Erdkunde, Leipzig.
Verein für Erdkunde, Metz.
Verein für Erdkunde und verwandte Wissenschaften, Darmstadt.
Verein für evangelische Mission in Kamerun, Stuttgart.
Verein für Geographie und Statistik, Frankfurt a. M.
Verein Westafrikanischer Kaufleute, Hamburg.
Verein zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen der Saarindustrie, St. Johann a. Saar.
Württembergischer Verein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Ausland, Stuttgart.

Das Präsidium.

Präsident: Seine Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.
Vizepräsident: Seine Exzellenz Kaiserlicher Botschafter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Dr. von Holleben.
Präsident im Ehrenamte: Seine Durchlaucht Otto II. Fürst und Rheingraf zu Salm-Horstmar.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das Ehrenkomitee.

Therese, Prinzessin von Bayern, Königliche Hoheit, München.
Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, Hoheit, Wiligrad.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Strassburg i. Els.
Fürst zu Innhausen und Knyphausen, Durchlaucht, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Preussischen Herrenhauses, Berlin.
Fürst von Bülow, Dr., Durchlaucht, Reichskanzler, Berlin.
Andreae, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M.
Graf von Ballestrem, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Deutschen Reichstages, Berlin.
Ballin, Generaldirektor, Hamburg.
Graf von Berckheim, Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzoglich Badischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Berner, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin.
Graf Bernstorff, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Berlin.
von Bethmann-Hollweg, Dr., Staatsminister, Kgl. Preussischer Minister des Innern, Berlin.
von Bezold, Dr., Professor, Geheimer Oberregierungsrat, Direktor des Königl. Meteorologischen Instituts, Berlin.
von Borries, Dr., Königlicher Polizeipräsident von Berlin, Berlin.
von Broizem, General der Kavallerie, kommandierender General des XII. (I. K. S.) Armeekorps, 2. Vorsitzender des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresden.
Büchsel, Admiral, Chef des Admiralstabes der Marine, Charlottenburg.
Freiherr von Cramm-Burgdorf, Wirklicher Geheimer Rat, Herzoglich Braunschweigischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Collenbusch, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Dresden, Dresden.
Dryander, D., Oberhofprediger, Wirklicher Geheimer Rat, Berlin.
Finsch, Dr. O., Braunschweig.
Fischer, D., Kardinal, Erzbischof von Cöln, Cöln a. Rhein.
Flamm, Professor, Geheimer Regierungsrat, Rektor der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, Charlottenburg.
von François, Curt, Major a. D., Berlin.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Goering, Dr., H. E., Ministerresident z. D., Burg Veldenstein bei Neuhaus a. d. Pegnitz.

Goldberger, Ludwig Max, Geheimer Kommerzienrat, 1. Vizepräsident der Zentralstelle für Vorbereitung von Handelsverträgen, Berlin.

Freiherr von der Goltz, General der Infanterie, kommandierender General des I. Armeekorps, Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Königsberg i. Pr.

Haeckel, Dr., Professor, Jena.

Heineken, Philipp, Präses der Handelskammer zu Bremen, Bremen.

Hertwig, Dr. med. et phil., Geheimer Medizinalrat, Professor, Rektor der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin, Grunewald.

Herz, Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Berlin, Berlin.

Hespers, Dr., Professor, Domkapitular, Cöln a. Rhein.

Hirth, Dr. Friedrich, Professor, New York.

Graf von Hohenthal und Bergen, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Königlich Sächsischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Jannasch, Dr., Professor, Vorsitzender des Zentralvereins für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.

Kaempf, Johannes, 1. Stellvertreter des Präsidenten des Deutschen Handelstages und Vorsitzender der Ältesten der Kaufmannschaft von Berlin, Berlin.

Kirchhoff, Dr. A., Professor, Geheimer Regierungsrat, Mockau (Parthe).

Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin, Berlin.

Klügmann, Dr., Hanseatischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Koch, Dr., Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums, Berlin.

Koch, Dr. Rob., Geheimer Medizinalrat, Professor, Mitglied des Staatsrates, Berlin.

Köhler, Dr., Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Berlin.

von Koerner, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Direktor der Handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Kopp, D., Kardinal, Fürstbischof von Breslau, Breslau.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamts, Berlin.

Lenel, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Mannheim, Mannheim.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schönberg, Staatsrat im ausserordentlichen Dienst, Königlich Bayerischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

von Leuthold, Dr., Professor, Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Leibarzt Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Berlin.

von Liebert, Generalleutnant z. D., Berlin.

von Loebell, Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat, Chef der Reichskanzlei, Berlin.

von Lucanus, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Chef des Zivilkabinetts, Berlin.

von Mayr, Dr., Königlich Bayerischer Professor, Kaiserlicher Unterstaatssekretär z. D., München.

Michahelles, Alfred, Präses der Handelskammer zu Hamburg, Hamburg.

Michels, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Cöln, Cöln a. Rhein.

Möbius, Dr., Professor, Geheimer Regierungsrat, Direktor des Zoologischen Museums und Verwaltungsdirektor des Museums für Naturkunde, Berlin.

Möller, Staatsminister, Königlich Preussischer Minister für Handel und Gewerbe, Berlin.

Mönckeberg, Dr., Bürgermeister, Hamburg.

Moriz-Eichborn, Geheimer Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Breslau, Breslau.

Nachtwey, P., apostol. Präfekt in Deutsch-Südwestafrika, z. Zt. Deutsches Missionshaus (St. Bonifatius), Hünfeld bei Fulda.

von Neidhardt, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, Grossherzoglich Hessischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Neureuther, Karl, Generalmajor z. D., München.

von Neumayer, Dr., Professor, Wirklicher Geheimer Rat, Neustadt-Haardt.

von Oertzen, Geheimer Rat, Grossherzoglich Mecklenburgischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

O'Swald, Wm., Senator, Hamburg.

Paasche, Dr., Geheimer Regierungsrat, Professor, II. Vizepräsident des Deutschen Reichstages, Berlin.

Partsch, Dr., J., Geheimer Regierungsrat, Professor, Leipzig.

Paulssen, Dr., Grossherzoglich Sächsischer Geheimer Legationsrat, Berlin.

Plate, Geo, Präsident der Bremer Baumwollbörse, Bremen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Porsch, Dr., Justizrat und Fürstbischöflicher Konsistorialrat, I. Vizepräsident des Preussischen Abgeordnetenhauses, Breslau.

Graf von Posadowsky-Wehner, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin.

Rabe, Eduard, Präses der Handelskammer zu Lübeck, Lübeck.

Freiherr von Rheinbaben, Staatsminister, Königlich Preussischer Minister der Finanzen, Berlin.

Freiherr von Richthofen, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Röhrig, F. W., Fabrikant, Präses der Rheinischen Missionsgesellschaft, Barmen.

Sachau, Dr., Professor, Geheimer Regierungsrat, Direktor des Seminars für Orientalische Sprachen, Berlin.

Salzmann, Dr. H., Apothekenbesitzer, Vorsitzender des Deutschen Apothekervereins, Berlin.

Schmeisser, Geheimer Bergrat, Erster Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, Berlin.

Schmidt, Dr., Generalstabsarzt der Marine, Berlin.

Schweinfurth, Dr., Professor, Berlin.

Servaes, Geheimer Kommerzienrat, Düsseldorf.

Freiherr von Soden, Staatsminister, Königlich Württembergischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Stuttgart.

von Spitz, General der Infanterie z. D., Berlin.

Graf zu Stolberg-Wernigerode, Udo, Dr., Wirklicher Geheimer Rat, I. Vizepräsident des Deutschen Reichstags, Dönhofstaedt (Ostpreussen).

Studt, Dr., Staatsminister, Königlich Preussischer Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin.

Stuebel, Dr., Wirklicher Geheimer Legationsrat, Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Supan, Dr., Professor, Gotha.

von Tirpitz, Admiral, Staatsminister und Staatssekretär des Reichsmarineamts, Berlin.

von Trott zu Solz, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Kammerherr Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Potsdam.

Valois, Vizeadmiral z. D., Berlin.

Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Geheimer Legationsrat, Königlich Württembergischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

Graf Vitzthum von Eckstädt, D., Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Voigts, Wirklicher Geheimer Rat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Vorsitzender der Evangelischen Jerusalem-Stiftung, Berlin.
Vopelius, Mitglied des Herrenhauses, Vorsitzender des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, Sulzbach bei Saarbrücken.
von Weidert, Vorsitzender der Handels- und Gewerbekammer zu München, München.
Widenmann, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Stuttgart, Stuttgart.
Wiegand, Dr., Generaldirektor, Bremen.
Wirth, Hermann, Geheimer Kommerzienrat, I. Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin.
Woermann, Adolph, Hamburg.
Zweiniger, Geheimer Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Leipzig, Leipzig.

Die Ehrenförderer.

Ehrenförderer des Kongresses wurden Herren und Damen durch Zahlung eines einmaligen Beitrages von mindestens 500 Mark.
Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Strassburg i. E.
Arnhold, Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Deutsche Bank, Berlin.
Friedländer, Fr., Geheimer Kommerzienrat, Berlin.
Kayser, Frau Dr., verw. Wirkl. Geh. Legationsrat, Berlin.
Meyer, Dr. Hans, Professor, Leipzig.
Oppenheim, Hugo, Geh. Kommerzienrat, Berlin.
von Nostitz-Drzewiecki, Hans Gottfried, Oberregierungsrat, Dresden.
von Schlumberger, Dr. G., Wirklicher Geheimer Rat, Gebweiler.
Schoeller, Dr. M., Rittergutsbesitzer, Berlin.
Werner, Aug., Kommerzienrat, Handelskammerpräsident, Hannover.

Das Kongresskomitee.

Das Kongresskomitee bestand aus Präsidium und Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft sowie den Vertretern der übrigen Veranstalter des Kongresses.

Der Arbeitsausschuss

bestand aus:
Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, Hoheit, Wiligrad (Vorsitzender).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Holleben, Exzellenz, Kaiserlicher Botschafter a. D., Wirklicher Geheimer Rat Dr., Berlin (stellvertretender Vorsitzender).
von Braunschweig, Kaiserl. Gesandter z. D., Berlin.
Engler, Geheimer Regierungsrat, Professor Dr., Dahlem bei Berlin.
Soetbeer, Dr., Generalsekretär des Deutschen Handelstages, Berlin.
Staudinger, Paul, Berlin.
Strauch, Konteradmiral z. D., Friedenau.
Supf, Fabrikbesitzer, Berlin.
Vohsen, Konsul a. D., Berlin.

Die Unterausschüsse.

1. Finanzausschuss:

Konteradmiral z. D. Strauch (Vorsitzender). Direktor C. J. Lange. Konsul a. D. Vohsen.

2. Werbeausschuss:

Fabrikbesitzer Carl Supf (Vorsitzender). Direktor von Beck. Kommerzienrat Cahensly. Regierungsrat Fuchs. Hauptmann a. D. Leue. Missionsinspektor D. Merensky. Dr. med. Rauert. Dr. A. Schulte im Hofe. Major z. D. Simons. Pastor G. Thiessen. Generalsekretär Dr. Wendlandt.

3. Pressausschuss:

Dr. Soetbeer (Vorsitzender). Regierungspräsident a. D. Dr. von Arnim. Universitäts-Professor Dr. Brandl. Redakteur Henoch. Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. Leidig. Dr. Alexander Tille. Konsul a. D. Vohsen. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

4. Redaktionsausschuss:

Konsul a. D. Vohsen (Vorsitzender). Paul Staudinger.

5. Ausstellungsausschuss:

Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Engler (Vorsitzender). Professor Dr. Gürke (Stellvertretender Vorsitzender). Professor Dr. Georg Volkens (Schriftführer). Bauinspektor Fischer. Professor Dr. Hans Meyer. Karthograph Moisel. Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft Dr. Sander. Bauinspektor Schlüpmann. Karthograph Sprigade. Professor Dr. Thoms. Geheimer Oberbaurat Wiskow.

6. Festausschuss:

Kaiserlicher Gesandter z. D. von Braunschweig (Vorsitzender). Major z. D. Simons (Stellvertretender Vorsitzender). Direktor von Beck. Kunstmaler Hellgrewe. Regierungsbaumeister a. D. Nitze.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

7. Vortragsausschuss:

Paul Staudinger (Vorsitzender). Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. Leidig. Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer. Dr. Soetbeer. Konteradmiral z. D. Strauch. Fabrikbesitzer Karl Supf. Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt Geheimer Regierungsrat Dr. Wutzdorff.

Die Sektionen und die vorbereitenden Ausschüsse für Vorträge usw.

Sektion I. Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Paul Staudinger (Obmann). Professor Dr. Dove. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Kirchhoff. Professor Dr. Lissauer, Vorsitzender der Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte. Professor Dr. von Luschan, Abteilungsdirektor am Museum für Völkerkunde. Professor Dr. Hans Meyer. Professor Dr. Reichenow, Kustos am Museum für Naturkunde. Geheimer Bergrat Schmeisser, Erster Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie. Konteradmiral z. D. Strauch. Professor Dr. Volkens, Kustos am Königlichen Botanischen Museum.

Sektion II. Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt Geheimer Regierungsrat Dr. Wutzdorff (Obmann). Regierungsrat Dr. Breger, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Geheimer Medizinalrat Professor Dr. Dönitz, Vorsteher der Krankenabteilung des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten. Professor Dr. Kolle, Vorsteher der Abteilung für besonders gefährliche Krankheiten des Königlichen Instituts für Infektionskrankheiten. Marineoberstabsarzt Professor Dr. Martini. Marineoberstabsarzt im Reichs-Marineamt Dr. Metzke. Physikus unnd Hafenarzt Dr. Nocht, Direktor des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten. Professor an der Tierärztlichen Hochschule Dr. Ostertag. Privatdozent Dr. A. Plehn. Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander, Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft, Regierungsrat Dr. Sannemann, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Regierungsrat Dr. Schaudinn, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts. Dr. Schilling, Leiter der Abteilung für Tropenkrankheiten und Tropenhygiene am Königlichen Institut für Infektionskrankheiten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberstabsarzt beim Oberkommando der Schutztruppen Dr. Steudel. Regierungsrat Dr. Ströse, Mitglied des Kaiserlichen Gesundheitsamts.

Sektion III. Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Kammergerichtsrat Dr. Felix Meyer (Obmann). Professor Dr. Bornhak. Christian von Bornhaupt. Geheimer Regierungsrat Dr. Ebermaier. Rechtsanwalt Dr. Paul Fischer. Professor Dr. Kohler. Kaiserlicher Gesandter a. D. Wirklicher Geheimer Rat Professor Dr. Krauel. Admiralitätsrat Professor Dr. Köbner. Geh. Justizrat Professor Dr. von Liszt. Missionsinspektor D. Merensky. Dr. Albert Osterrieth. Missionsinspektor Römer. Graf von Schweinitz. Professor Dr. Freiherr von Stengel. Direktor Dr. Vosberg-Rekow.

Sektion IV. Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Konteradmiral z. D. Strauch (Obmann). Prinz von Arenberg. Intendantursekretär Bopp. Universitätsprofessor Dr. Brandl. Prälat und Domkapitular Professor Dr. Hespers. Prediger D. Dr. Kind. Professor Meinhof, Lehrer am Orientalischen Seminar. Missionsinspektor D. Merensky. Pastor Otto. Missionsinspektor Römer. Paul Staudinger.

Sektion V. Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Fabrikbesitzer Karl Supf (Obmann). Direktor von Beck. Gouverneur a. D. von Bennigsen. Christian v. Bornhaupt. Professor Dr. Dove. Freiherr von Eberstein, Direktor der Breslauer Diskonto-Gesellschaft. Graf Eckbrecht von Dürkheim. F. F. Eiffe. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Engler. Dr. Georg Hartmann. Wirklicher Legationsrat Professor Dr. Helfferich. Freiherr von Herman. Konsul F. Hernsheim. Direktor Dr. Hindorf. Direktor Fr. Hupfeld. Assessor Dr. Ernst Kliemke. Direktor C. J. Lange, Direktor Meyer-Delius. Ludolf Müller. F. Oloff. Pastor Otto. Professor Dr. Preuss. Handelskammerpräsident Ed. Rabe. Professor Rehbock. Moritz Schanz. Dr. Schulte im Hofe. Paul Staudinger. Justus Strandes. Konteradmiral z. D. Strauch. Professor Dr. Thoms. Johs. Thormälen. J. K. Victor. Professor Dr. Warburg. J. J. Warnholtz. E. Woermann. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI. Die Übersiedelung in deutsche Kolonien und die Auswanderung in fremde Länder.

Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. Leidig (Obmann). Pfarrer Beckmann. Kommerzienrat Cahensly, Präsident des St. Raphael-Vereins zum Schutze katholischer deutscher Auswanderer, Mitglied des Abgeordnetenhauses. Landesgewerberat Dr. C. Dunker. Direktor Dr. Ecker. Direktor Fabarius. Dr. F. Groscurth. Freiherr von Herman-Schorn, Hofkammerdirektor und Kammerherr. Professor Dr. Jannasch. Professor Langhans. Konsul z. D. Lehmann, Leiter der Zentralauskunftsstelle für Auswanderer. Dr. Herrmann Meyer. Konteradmiral z. D. Plüddemann. Assessor Ramelow. Moritz Schanz. A. W. Sellin. Paul Staudinger. Professor Dr. Thiess. Dr. Alexander Tille. Direktor Dr. Vosberg-Rekow. Professor Dr. O. Warburg. Eduard Woermann.

Sektion VII. Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Dr. Soetbeer (Obmann). Direktor von Beck. Baurat Gaedertz. Wirklicher Legationsrat Professor Dr. Helfferich. Direktor C. J. Lange. Professor Dr. Rathgen. Professor Dr. Schmoller. Konteradmiral z. D. Strauch. Fabrikbesitzer Supf. Dr. Alexander Tille. Direktor Dr. Vosberg-Rekow. Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Adolf Wagner. Regierungsrat Professor Dr. Zahn.

Die Geschäftsstelle.

Die Geschäftsstelle des Kongresses befand sich im Bureau der Deutschen Kolonialgesellschaft, die Empfangs- und Verteilungsstelle im Reichstagsgebäude.

Die Pressorgane.

Die periodischen Mitteilungen über die Vorbereitungen des Kongresses erfolgten durch die „Deutsche Kolonialzeitung", die „Mitteilungen der Deutschen Kolonialgesellschaft" und die Organe der übrigen an der Veranstaltung des Kongresses beteiligten Vereine und Institute.

Die Darbietungen des Kongresses.

Als Darbietungen wurde den Mitgliedern des Kongresses überreicht:

1. Der Kleine Deutsche Kolonialatlas mit Jahrbuch.
2. Die Karte „Deutsche Arbeit in Afrika 1884—1905" von Professor Langhans.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Ein Sonderabdruck aus der Deutschen Kolonialzeitung, enthaltend zwei Aufsätze des Hydrotekten König über die Wasserverhältnisse in Deutsch-Südwestafrika.

4. Ein Führer durch die tropenmedizinische Ausstellung.

5. Ein Lageplan der Verhandlungsräume.

6. Ein vom Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande dargebrachter Abreisskalender.

Die Ausstellungen.

Im Kuppelsaale des Reichstagsgebäudes befanden sich:

1. Die Tropenmedizinische Ausstellung des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg und des Deutschen Frauen-Vereins für Krankenpflege in den Kolonien.

Dieselbe bezweckte, eine gedrängte Übersicht über den heutigen Stand der Tropenmedizin zu geben.

Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg, dem die Ausbildung der deutschen Kolonial- und Schiffsärzte obliegt, hatte zu diesem Zwecke einen Teil seiner reichhaltigen Lehrmittelsammlung, wie sie in Deutschland wohl keine andere Anstalt in dieser Vollständigkeit besitzt, zur Verfügung gestellt. Der Deutsche Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien beteiligte sich an der Ausstellung, indem er in Photographien und graphischen Darstellungen ein Gesamtbild seiner segensreichen Tätigkeit brachte; ausserdem hatte der Verein eine Anzahl bekannter Koloniallieferanten zur Teilnahme an der Ausstellung herangezogen.

Die Kongressleitung hatte den Unterzeichneten zur Abfassung eines kurzen, für Laien berechneten „Führers durch die tropenmedizinische Ausstellung" und zu täglich während der Verhandlungspausen stattfindenden, die Besucher orientierenden Rundgängen durch die Sammlung veranlasst.

An dieser Stelle sei nur in aller Kürze auf einige der wichtigsten Ausstellungsgegenstände hingewiesen.

Eine Reihe farbiger, im Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten hergestellter Wandtafeln veranschaulichte die Erreger und Übertrager von tropischen Infektionskrankheiten. Die in Betracht kommenden Parasiten waren ausserdem in etwa 200 mikrophotographischen Fensterbildern, unter denen sich ausser den Originalen des Instituts auch einige besonders wertvolle Aufnahmen, die Herr Regierungsrat Dr. Schaudinn zur Verfügung gestellt hatte, befanden — zur Ausstellung gelangt, und wurden ferner unter einer Reihe von Mikroskopen in lebendem Zustande oder in gefärbten Präparaten gezeigt. Auch die jene Mikro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

organismen übertragenden Mücken, Fliegen und Zecken waren nicht nur als konservierte Präparate, sondern zum Teil auch in lebenden Exemplaren vertreten: So waren Vivarien mit gewöhnlichen Mücken, mit Malaria- und mit Gelbfiebermücken nebst ihrer im Wasser lebenden Brut aufgestellt, und ferner ausser montierten Exemplaren der Mensch- und Tierkrankheiten übertragenden Zecken auch lebende Vertreter dieser für die Tropenmedizin so bedeutungsvollen Gruppe. Um die auch für Laien wichtige Kenntnis der krankheitübertragenden Insekten in weiteren Kreisen zu verbreiten, liess das Institut während der Kongresstage Postkarten mit durch Merkverse erläuterten Abbildungen von Malariamücken und Tsetsefliegen verteilen.

Die zu den Klassen der Eingeweidewürmer und Insekten gehörigen Schmarotzer der Tropen waren gleichfalls auf der Ausstellung vertreten; ebenso tropische Gifttiere neben den fälschlich für solche gehaltenen Tieren.

An diesen Abschnitt der Ausstellung schloss sich eine schöne Kollektion tropischer Pfeilgifte, die von dem Laboratorium des Herrn Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Brieger freundlich zur Verfügung gestellt war.

Durch tropische Erkrankungen veränderte menschliche Organe waren in zahlreichen Präparaten ausgestellt und ausserdem veranschaulicht durch eine Reihe von Abbildungen, unter denen von Dr. Neumann gelegentlich der Otto-Neumannschen Gelbfieberexpedition des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Brasilien gefertigte Aquarelle und die schönen photographischen Aufnahmen, die Herr Regierungsarzt Dr. Ziemann der Ausstellung überlassen hatte, hervorzuheben sind; ausserdem hatte auch Fräulein Margarete Ziemann die Ausstellung mit einem ganz vorzüglich gelungenen, von ihr gemalten grossen Ölbilde eines leprakranken Kamerunnegers bedacht.

An den den Tropenkrankheiten gewidmeten Abschnitt der Ausstellung schloss sich die Schiffs- und Tropenhygiene an. Von besonderem Interesse waren hier die Nocht-Giemsaschen Apparate zur Vertilgung pestverdächtiger Schiffsratten mittels giftiger Gase, die durch Verbrennung von Koks gewonnen und in die noch beladenen Schiffe eingeleitet werden. Ausserdem sei ein neuer, für Schiffs- und Expeditionsgebrauch bestimmter und im Hamburger Institut erprobter Wassersterilisator mit Petroleumheizung der Firma K a d e erwähnt, ferner wissenschaftliche Ausrüstungen für Schiffs- und Tropenärzte, Modelle von richtig und falsch am Bette angebrachten Moskitonetzen, und vor allem auch die von Dr. Paul Schmidt ersonnenen und durch die Praxis bereits trefflich bewährten Apparate zur Bestimmung der Luft- und Wärmedurchlässigkeit von Stoffen (Tropenkleidung).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausstellung des Deutschen Frauenvereins brachte, wie bereits oben bemerkt, eine graphische Übersicht über dessen Gesamttätigkeit. Bildliche Darstellungen zeigten die hohe Protektorin des Vereins, Ihre Majestät die Kaiserin, ferner die Ehrenvorsitzende, Ihre Hoheit die Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, und die früheren und jetzigen Vorstehenden des Vereins; schöne Photographien der Pflegestätten und der opfermutigen Helferinnen bei ihrer Tätigkeit an den Krankenbetten und in den medizinischen Laboratorien der Kolonien schlossen sich an.

Die Firma Dr. Kades med.-pharmazeutisches Exportgeschäft, Berlin SO., war besonders durch ihre trefflichen Tropenapotheken vertreten und brachte ausser ihren altbewährten Modellen auch neue, z. B. die für die südwestafrikanischen Feldlazarette gelieferten Ausrüstungen; die vorzügliche Löslichkeit der von ihr fabrizierten komprimierten Tabletten demonstrierte ein zu diesem Zweck aufgestellter Apparat.

Die Firma v. Tippelskirch & Co., Berlin, hatte ihrer Ausstellungsabteilung durch Expeditionszelte und Kostümfiguren ein ganz afrikanisch anheimelndes Gepräge verliehen; ihre durch hundertfachen Gebrauch in den deutschen Kolonien bewährten Ausrüstungsgegenstände bedürfen keines besonderen Lobes; als neues Modell sei ein Zelt erwähnt, dessen Eingänge durch ein leicht anzubringendes Netzgewebe gegen Moskitos geschützt werden.

J. F. Schwarzlose Söhne, Berlin, hatte Scheringsche Formalindesinfektionsapparate, die Filterfabrik Reinhold Sucro, Borgsdorf bei Birkenwerder, einige Filter geliefert; die Firma Heinrich Jordan, Berlin, hatte ein tropisches Krankenzimmer mit Kostümfiguren und C. F. W. Lademann Söhne, Berlin, eine vollständig eingerichtete Tropenküche aufgebaut. Die Firma Dr. Graff & Co. endlich war mit pharmazeutischen Präparaten und mit aus Paraguaytee hergestellten Temperenzgetränken vertreten.

Stabsarzt Dr. Fülleborn,
extern. med. Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

2. Die kartographische und photographische Ausstellung.

Wie mit dem ersten Deutschen Kolonialkongress 1902 war auch mit dem zweiten, 1905, eine karthographische Ausstellung verbunden. Sie war wieder veranstaltet von Paul Sprigade und Max Moisel, den Leitern des kolonial-kartographischen Instituts der Firma Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), dem im Auftrage der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts die Bear-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beitung und Herausgabe der in den Kolonien ausgeführten topographischen Aufnahmen obliegt. Während aber die erste Ausstellung den Zweck verfolgte, die historische Entwickelung der kolonialen Aufnahmetätigkeit und Kartographie von ihren ersten Anfängen an vor Augen zu führen, und dadurch zu bedeutendem Umfange anwuchs, beschränkte sich die letzte darauf, eine Übersicht über das Kartenmaterial zu geben, das als das neueste und wichtigste in den Händen sowohl derjenigen sein muss, die in den Kolonien selbst tätig sind, als auch derer, die sich in der Heimat mit kolonialen Fragen beschäftigen. Zugleich bot sie einen Überblick über die Fortschritte im Erscheinen der grossen vielblätterigen Spezialkarten von Deutsch-Ostafrika 1 : 300 000 und von Togo 1 : 200 000, die sich ihrem Abschlusse nähern, sowie des Grossen Deutschen Kolonialatlasses, von dem nunmehr 15 Blatt vorliegen. Die Nautische Abteilung des Reichs-Marineamts beteiligte sich mit einer grossen Zahl der neuesten, die Kolonialgebiete betreffenden Seekarten.

Mit der kartographischen Ausstellung verbunden war eine Ausstellung von Photographien, für welche — da die wirtschaftliche Erschliessung unserer Kolonien gegenwärtig im Vordergrund des Interesses steht — in erster Linie Ansichten von Verkehrseinrichtungen, sodann auch solche von öffentlichen Gebäuden und industriellen Betrieben ausgewählt worden waren.

Die Anordnung war so getroffen, dass die Photographien eines Schutzgebiets neben den Karten dieses Schutzgebiets aushingen. Der Beschauer fand so in bequemer Weise eine bildliche Erläuterung zu der kartographischen Ausstellung.

3. Die Ausstellung kolonialer Produkte im Botanischen Garten und Museum zu Dahlem.

Die Ausstellung, welche im Königlichen Botanischen Garten und Museum zu Dahlem hergerichtet war, sollte den Teilnehmern des Kolonialkongresses hauptsächlich diejenigen Einrichtungen vorführen, welche in den genannten Instituten zur wissenschaftlichen Erforschung der Pflanzenwelt, sowie zur Förderung der landwirtschaftlichen Verhältnisse unserer Kolonien getroffen worden sind. Ausser dem Berliner Botanischen Garten und Museum hatten sich noch die Hamburger botanischen Staatsinstitute, welche die gleichen Ziele verfolgen, sowie mehrere Privatpersonen in sehr dankenswerter Weise an der Ausstellung beteiligt.

Die Aufgaben, welche dem Berliner Botanischen Museum aus den Beziehungen zu unsern Kolonien erwachsen sind, wurden bereits in der Festschrift zu dem Kolonialkongress 1902 ausführlicher besprochen und mögen hier nur kurz angedeutet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als wichtigste Grundlage werden von den wissenschaftlichen Beamten des Gartens und Museums die aus den Kolonien zahlreich eingehenden pflanzlichen Objekte, also getrocknete oder in Alkohol aufbewahrte Pflanzen und Pflanzenteile, ferner lebende Pflanzen und keimfähige Früchte und Sämereien wissenschaftlich untersucht und beschrieben. In den Sammlungen des Museums sind diese Produkte übersichtlich aufgestellt, so dass die nach unsern Schutzgebieten gehenden Beamten, Offiziere, Pflanzer, Gärtner und Kaufleute Gelegenheit haben, sich über die Pflanzenwelt der Kolonien zu unterrichten. Seit dem Jahre 1891 besteht ferner durch das Entgegenkommen der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amtes die „Botanische Zentralstelle für die Kolonien am Königlichen Botanischen Garten und Museum zu Berlin", welche zur Förderung der Agrikultur in den Schutzgebieten dadurch beitragen soll, dass sie den Stationen europäische Kulturgewächse und tropische Nutzpflanzen in Samen oder als junge, im botanischen Garten herangezogene Pflanzen zuführt, auf die praktische Verwertung der Produkte hinweist, auf Anfragen den Behörden, Stationen usw. Auskunft erteilt und für den Dienst in den Kolonien Gärtner praktisch vorbereitet.

Zu der im Programm des Kongresses für Sonntag, den 8. Oktober, festgesetzten Besichtigung der Ausstellung hatte sich trotz des sehr ungünstigen Wetters eine recht beträchtliche Anzahl von Teilnehmern eingefunden, an ihrer Spitze der Herr Präsident des Kongresses, Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg.

Zunächst wurden diejenigen Gewächshäuser besichtigt, in denen die kolonialen Nutzpflanzen, geordnet nach der Art ihrer Verwendung, aufgestellt sind. Darauf führte Professor Dr. Volkens die Teilnehmer in verschiedene Kulturhäuser, die zur Anzucht und Vermehrung ökonomischer Gewächse dienen. Kaffee, Tee, Kakao, Chinabäume und andere Medizinalpflanzen, ferner Öl-, Kautschuk-, Guttapercha-, Gespinst- und Gerbstoffpflanzen konnten hier in allen ihren Entwickelungsstadien, vom Samen bzw. Steckling an bis zur versandfähigen Pflanze, verfolgt werden. Allgemeines Interesse erregten einige Neueinführungen, wie Ficus Schlechteri, Alstonia Dürckheimiana, Stryphnodendron Barbatimao, ebenso die Methoden, um Pflanzen, wie Kakao, die bisher noch nicht durch Stecklinge vermehrt werden konnten, zur Wurzelbildung an abgetrennten Zweigen zu veranlassen. Eine Erläuterung, in welcher Weise die Überführung von Nutzpflanzen als Samen oder als lebende Pflanzen in sogenannten Wardschen Kästen nach den Kolonien bewerkstelligt wird, schloss den Umgang durch die Kulturhäuser der Zentralstelle.

Darauf wurden die Teilnehmer von dem Unterzeichneten durch die übrigen Schauhäuser des Botanischen Gartens geführt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche jetzt — mit Ausnahme des grossen Palmenhauses — zum grössten Teil fertiggestellt und mit Pflanzen besetzt sind. Eine Besichtigung der pflanzengeographischen Anlagen des Gartens, welche sicherlich bei vielen Besuchern Interesse erregt hätte, musste infolge des unfreundlichen Wetters unterbleiben.

Die Ausstellung der Produkte war in einem Saale des Neubaues des Botanischen Museums hergerichtet. Da auf dem Kongress 1902 das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee eine Ausstellung der für den Handel besonders wichtigen Produkte veranstaltet hatte, konnte diesmal von einer Vorführung dieser Erzeugnisse in grösseren Mengen und in verschiedenen Handelssorten Abstand genommen werden; es war vielmehr Wert darauf gelegt worden, die weniger bekannten, aber trotzdem das Interesse der Besucher erweckenden pflanzlichen Produkte unserer Kolonien vorzuführen.

Eine Aufzählung der ausgestellten Objekte zu geben, würde den hier zu Gebote stehenden Raum weit überschreiten, und es sollen daher nur einige wichtigere Objekte hervorgehoben werden.

Aus Togo war eine grössere Anzahl verschiedener, von den Eingeborenen kultivierter Durra-Sorten (Andropogon Sorghum) vorhanden, Kolanüsse, ferner sogenannte bittere Kolanüsse (Garcinia cola), von Nutzhölzern Odumholz (Chlorophora excelsa), Ebenholz (Dalbergia Melanoxylon), afrikanisches Mahagoni (Khaya senegalensis), Fasern von verschiedenen Arten, besonders auch Sisalhanf, Kautschuksorten, Fett vom Sheabutterbaum (Butyrospermum Parkii), die von den Eingeborenen zu Gottesurteilen benutzte Rinde von Erythrophloeum guineense, mehrere Arten von Strophanthus, deren Samen zur Herstellung des Strophanthin dienen.

Aus Kamerun sind besonders hervorzuheben: Verschiedene essbare Früchte und Samen, so von Treculia africana, einem Baum mit riesigen kürbisartigen Früchten, von Coula edulis, ferner verschiedene Cola-Arten, Schädlinge an Kakaofrüchten und -blättern, Kopal in mehreren Sorten, Kautschuk von Landolphia-Arten und von Kickxia (Funtumia) elastica, Taschen, Mützen und andere aus den Blättern der Raphiapalme von den Eingeborenen hergestellte Flechtwerke, Rindenzeuge von Ficus-Arten, rohe und gereinigte Ramie, Früchte und Samen der Ölpalme, besonders der sehr ergiebigen Lisombe-Varietät, Früchte und Samen von Strophanthus-Arten; ferner Photographien von der Station Ossidinge (vom Auswärtigen Amt zur Verfügung gestellt).

Aus Südwestafrika waren u. a. ausgestellt: Hülsen der Acacia Giraffae nebst dem daraus gewonnenen Mehl, Früchte und Samen der Naraspflanze (Acanthosicyos horrida), Gummi von Acacia horrida, die als Gerbmittel verwendete Rinde des Omutatibaums (Copaifera Mo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pane), und die zu demselben Zweck benutzten Wurzeln von Elephanthorrhiza Burchellii; von Nutzhölzern Ebenholz (Euclea pseudebenus), Anabaum (Acacia albida), und Combretum primigenium; ausserdem auch als besonders interessante Charakterpflanze des Gebiets Tumboa Bainesii (Welwitschia mirabilis).

Aus Ostafrika seien genannt die verschiedenen Hülsenfrüchte des Gebiets: Vigna sinensis, Dolichos Lablab, Phaseolus Mungo und P. lunatus und Voandzeia subterranea, Längs- und Querschnitte von verschiedenen Nutzhölzern, Gummi von mehreren Acacia-Arten, Fasern von Sansevieria cylindrica und S. Ehrenbergii, Sisalhanf und verschiedene einheimische Fasern, sowie Mattengeflechte von Palmen, Gerbstoffrinden der Mangrovebäume, Kopal von Trachylobium Hornemannianum, Kautschuk, Früchte und Samen der Telfairia pedata und von Allanblackia Stuhlmannii, nebst dem daraus gewonnenen Fett; Früchte und Samen von Strophanthus grandiflorus und S. Eminii.

Aus Neu-Guinea und vom Bismarck-Archipel mögen genannt sein Hölzer, besonders Carapa moluccensis, Massoia aromatica, Mehl und Bast von Tacca pinnatifida, Fasern verschiedener Malvaceen und anderer Gewächse.

Von den Marshall-Inseln erweckte besonderes Interesse eine Sammlung von Fächern, Matten, Körben, Tanzkränzen usw., die von Frau Brandeis dem Botanischen Museum überwiesen worden war.

Von den Karolinen waren u. a. ausgestellt die zur Knopffabrikation dienenden sogenannten Wassernüsse von Coelococcus carolinensis.

An die Ausstellung des Berliner Botanischen Museums schloss sich nun in demselben Raum diejenige der unter der Direktion des Herrn Prof. Dr. Zacharias stehenden Botanischen Staatsinstitute von Hamburg an. Es waren hier von Herrn Prof. Dr. Voigt mehrere Gruppen von Nutzpflanzen aufgestellt worden, nämlich die essbaren Früchte und die Öl und Fett liefernden Pflanzen. Von den ersteren waren nicht nur die wichtigsten in schönen Alkohol-Präparaten vorhanden, sondern die Aussteller hatten sich auch bemüht, soweit es möglich war, eine Anzahl frischer Früchte zu beschaffen, um so den Besuchern Gelegenheit zu geben, diese in ihren natürlichen Farben kennen zu lernen, die ja bekanntlich bei der Aufbewahrung in Alkohol fast immer verschwinden. Die Öl und Fett liefernden Pflanzen waren ebenfalls reichlich in trockenen Früchten und Samen, sowie auch in Alkoholmaterial vertreten, und in beiden Gruppen waren ausserdem instruktive farbige Bilder vorhanden, welche die ausgestellten Objekte ergänzten und den äusseren Habitus der Pflanzen zur Anschauung brachten.

Von aktuellem Interesse war eine kleine Sammlung von Produkten, welche Herr Dr. Otto Arendt von der kurz vorher ausgeführten

parlamentarischen Studienreise aus Togo und Kamerun mitgebracht hatte, und welche die wichtigsten Erzeugnisse der beiden Kolonien umfasste.

Aus Ostafrika hatte ferner Herr Forstassessor Dr. Holtz eine sehr lehrreiche Kollektion derjenigen Hölzer zur Ausstellung gebracht, welche nicht nur von den Eingeborenen zur Herstellung verschiedener Hausgeräte verwendet werden, sondern sich auch durch ihre vortrefflichen Eigenschaften, wie Härte, Polierfähigkeit, Festigkeit usw., für europäische Bedürfnisse als nutzbar erweisen. Die ausgestellten Proben in Längs- und Querdurchschnitten und zahlreiche aus diesen Hölzern hergestellte Gegenstände liessen erkennen, dass besonders unter den Leguminosen Ostafrikas eine ganze Anzahl von Hölzern vorhanden ist, die in Europa wohl Verwendung finden könnten.

Ausser den vom Berliner botanischen Museum zahlreich ausgestellten Photographien hatte Herr Prof. Dr. Hans Meyer eine Serie von landschaftlichen und Vegetations-Ansichten aus Deutsch-Ostafrika und hauptsächlich vom Kilimandscharo ausgestellt. Es ist selbstverständlich, dass diese in bezug auf Vollständigkeit wohl einzig dastehende Sammlung von Photographien aus dem Gebiete, welches der Aussteller mit so grossem Erfolge durchforscht hat, bei den Besuchern hervorragendes Interesse erweckte.

Besonders wirkungsvoll zeigte sich auch die Sammlung von Photographien, welche Herr Photograph Carl Vincenti in Daressalam zur Ausstellung gebracht hatte. Diese sehr schönen Bilder von stattlichem Format stellen Vegetations-Ansichten, landschaftliche Szenerien und Volkstypen aus unserer ostafrikanischen Kolonie, besonders aus der Umgebung von Daressalam und aus Usambara dar; auch waren dieselben Bilder noch einmal in der Form von Ansichtspostkarten vorhanden.

Durch die Verwaltung des Naturhistorischen Schulmuseums der Stadtgemeinde Rixdorf waren die für Schulzwecke bestimmten, unter dem Titel „Deutschlands Kolonien“ von der Verlagsbuchhandlung Wachsmuth zu Leipzig herausgegebenen farbigen Künstler-Steinzeichnungen ausgestellt worden.

Zum Schluss möge noch erwähnt werden, dass die ursprünglich geplante Ausstellung tropenlandwirtschaftlicher Maschinen, und die Vorführung derselben im Betriebe aus Mangel an Anmeldungen unterbleiben musste. Es ist zu hoffen, dass bei Gelegenheit des nächsten Kolonialkongresses solche Vorführungen in geeigneter Weise stattfinden können.

Prof. Dr. M. Gürke, Dahlem bei Steglitz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Veranstaltungen.

Am 4. Oktober fand ein Empfangsabend in den Sälen des Reichstages statt. Gelegentlich desselben hielt der Vizepräsident des Kongresses, Herr Wirklicher Geheimrat Dr. **von Holleben**, die folgende Ansprache:

„Drei Jahre sind ins Land gegangen, seit zum ersten Male an dieser Stätte auf Anregung unseres erlauchten Präsidenten, Seiner Hoheit des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg, sich die kolonialen Kreise zusammenfanden, um in gemeinsamer Beratung ihre Erfahrungen auf dem Gebiete des Kolonialwesens auszutauschen und neue Anregungen für ihr weiteres Vorgehen daraus zu schöpfen. Damals, beim ersten Kolonialkongress, standen wir vor einem gewagten Versuch, von dem niemand mit Sicherheit voraussagen konnte, ob er glücken werde. Denn neu war der Gedanke, die verschiedenen Kreise mit oft weit voneinander abweichenden Meinungen zu gemeinsamer Ratung und Tatung zusammenzuführen. Wohl erwartete mancher eher ein Aufeinanderplatzen der Geister, als die erhoffte Einigung. Aber dank der sorgsamen Vorbereitung und des allseits sich kundgebenden guten Willens wurde die Hoffnung derer erfüllt, die in einem solchen Kolonialkongress ein Mittel erblickten, die auseinanderstrebenden Ansichten über das, was unsern Kolonien not tut, gegeneinander abzuwägen und zusammen zu schliessen. Alle Teilnehmer schieden mit der Überzeugung, dass der Kongress eine Gelegenheit gewesen sei, eigene Meinungen zu klären und des überzeugungsvollen Gegners Gründe verstehen zu lernen. So war nur e i n e Stimme, dass der Kongress wiederholt, ja, zu einer ständigen Einrichtung werden müsse. Es wurde beschlossen, nach drei Jahren ihn wiederkehren zu lassen.

Wohl erhoben sich im Laufe des letzten Sommers, als von Süd, Ost und West Hiobsposten aus Afrika eintrafen, schwere Bedenken, ob Zeitläufe, in denen so viel Gut und Blut geopfert werden musste, in denen so manche Mutter ihrem hingemordeten Sohne, so manche Braut ihrem gefallenen Geliebten nachweinte, geeignet seien, wiederum zusammenzutreten, um Redegefechte über die kolonialen Dinge abzuhalten und begangene Fehler mit Worten bessern zu wollen, wo doch Taten so gebieterisch gefordert werden. Schliesslich aber gewann die Erwägung die Oberhand, dass g e r a d e die t r ü b e n Ereignisse in unsern afrikanischen Kolonien nur ein Grund mehr seien, zusammenzustehen in gemeinsamer Arbeit, mit freier Stirn und offenem Wort dem tobenden Kampf gegenüber zu treten, um, wo Not ist, helfend einzugreifen und den Gründen nachzufor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen, welche die beklagenswerten Rückschläge herbeigeführt haben, und nach Mitteln zu suchen, wie in Zukunft derartigen Störungen vorgebeugt werden könne.

Ein sicheres Zeichen, dass alle kolonialgesinnten Kreise trotz allem und allem die Zeit für den neuen Kongress für geeignet hielten, ist wohl auch darin zu sehen, dass viele und an Mitgliedern zahlreiche Vereine, die beim ersten Kongress abseits gestanden, nunmehr ihre Hand boten, um mitzuarbeiten an dem gemeinsamen Werk. Ich nenne in erster Linie einen der bedeutendsten, den Deutschen Flotten-Verein.

Und wie die Zahl der Veranstalter sich mehrte, so auch die der Teilnehmer. Während 1902 nur 1346 Personen sich eingeschrieben hatten, weist unsere Liste schon am heutigen Abend eine stattliche Zahl von Anmeldungen auf, darunter eine grosse Zahl von Mitgliedern unserer erlauchten Fürstenhäuser, viele Spitzen unserer Reichs- und Bundesstaatsbehörden, zahlreiche klangvolle Namen aus allen Gebieten der Wissenschaft und Praxis.

So dürfen wir mit Bestimmtheit hoffen, dass dieser zweite Kongress seinen Vorgänger wie an Zahl der Teilnehmer, so auch an Bedeutung und Erfolg übertreffen wird. Und wir dürfen voraussetzen, dass er dazu beitragen wird, das deutsche Volk in seiner grossen Gesamtheit wachzurufen, dass es den nationalen und wirtschaftlichen Wert erkennt, welchen die Kolonien besitzen, und ihm die Überzeugung beizubringen, dass wir trotz allen gegenwärtigen Ungemachs und augenblicklicher Schwierigkeiten festhalten müssen an dem kolonialen Besitz, den wir im Laufe der letzten zwanzig Jahre erworben haben. Die Kaiserliche Regierung wird es uns danken, wenn wir ihre wohlgemeinten Bestrebungen unterstützen und zu fördern suchen.

Es ist mir deshalb eine angenehme Pflicht, Sie im Namen unseres verehrten hohen Herrn Präsidenten und der 86 Veranstalter hier willkommen zu heissen und Ihnen den Wunsch darzubringen, dass Sie finden mögen, weshalb Sie hier aus allen Teilen Deutschlands und seiner Kolonien zusammengekommen sind: Ihre Gedanken über unsere Kolonien und deren Wohl miteinander auszutauschen und neuer Impulse voll mit verdoppelter Lust an die Arbeit heranzugehen, die Wohlfahrt unserer Kolonien zu fördern und damit die unseres gesamten teuren Volkes und Vaterlandes."

Am 6. Oktober, abends 8 Uhr, fand in der Urania ein Vortrag des Herrn C. G. Schillings über das „Tierleben in der ostafrikanischen

Steppe mit besonderer Berücksichtigung des Aussterbens einiger Arten" unter Vorführung neuer Lichtbilder statt.

Am 7. Oktober, abends 8 Uhr, vereinigte ein gemeinsames Essen die Kongressmitglieder im Zoologischen Garten.

Am 8. Oktober wurden die Gewächshäuser des Botanischen Gartens in Dahlem, sowie die im Botanischen Museum in Dahlem veranstaltete Ausstellung kolonialer Erzeugnisse von den Teilnehmern des Kongresses besichtigt.

Die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses.

Die mit * bezeichneten Mitglieder haben höhere Beiträge gezahlt.

Therese, Prinzessin von Bayern, Königliche Hoheit, München, Königliche Residenz.

Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit, Wiligrad.

Elisabeth, Herzogin Johann Albrecht zu Mecklenburg, Herzogin zu Sachsen, Hoheit, Wiligrad.

Heinrich Prinz Reuss XXXII., Hochfürstliche Durchlaucht, Kiel, S. M. S. „München".

*Fürst zu Hohenlohe-Langenburg, Durchlaucht, Statthalter der Reichslande Elsass-Lothringen, Ehrenpräsident der Deutschen Kolonialgesellschaft, Strassburg i. E.

Fürst zu Innhausen und Knyphausen, Durchlaucht, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Preussischen Herrenhauses, Berlin.

Fürst Otto zu Salm-Horstmar, Dr., Durchlaucht, Rheingraf, Präsident des Deutschen Flottenvereins, Schloss Valar b. Coesfeld.

Fürst von Bülow, Dr., Durchlaucht, Reichskanzler, Berlin.

Fürst Karl Max von Lichnowsky, Durchlaucht, Geh. Leg.-Rat, Rittmeister à la suite der Armee, Kuchelna.

Fürst von Waldburg zu Wolfegg und Waldsee, Durchlaucht, Wolfegg.

Prinz Franz von Arenberg, Durchlaucht, Mitglied des Reichs- u. Preussischen Landtags, Berlin W. 40, Hindersinstr. 6.

Prinz Philipp von Arenberg, Durchlaucht, Domkapitular, Eichstätt i. Bayern.

Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Durchlaucht, Bezirkspräsident, Kolmar im Elsass.

Graf von und zu Schönburg-Glauchau, Erlaucht, Glauchau.

Abel, Rudolf, Geheimer Kommerzienrat, Stettin VI, Moltkestr. 4.

Abteilung Chemnitz der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung Ludwigshafen a. Rh. der Deutschen Kolonialgesellschaft. Vertreten durch Ingen. Leo Schilling, Ludwigshafen a. Rh.-Mundenheim.

Abteilung Neustadt a. Haardt der Deutschen Kolonialgesellschaft.

*Abteilung Plauen i. V. der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung Rastatt der Deutsch. Kolonialgesellschaft, Vertreter Hauptmann Engelhardt, Rastatt.

Abteilung Riesa der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Abteilung St. Avold der Deutschen Kolonialgesellschaft. Vertreten durch Herrn Baumeist. Knoernschild.

Abteilung Zwickau i. S. der Deutschen Kolonialgesellschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Achelis, Senator, Bremen, Heerdentorwallstr. 24.

Achelis, Fr., Bremen, Vertreter der Handelskammer in Bremen.

Achenbach, Oberleutnant in der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, Kamerun.

P. Acker, Provinzial der Väter vom heiligen Geist, Knechtsteden b. Dormagen.

Adae, Bezirkshauptmann, Victoria (Kamerun).

Adam, Dr. med., prakt. Arzt, Nied.-Hermsdorf b. Waldenburg.

Adamla, J., Kaufmann, Dresden, Kaulbachstr. 22.

Aeltesten der Kaufmannschaft, Berlin.

von Ahlefeldt, Vizeadmiral, Berlin, Victoria-Luisenplatz 6, III.

Ahrens, August, Kaufmann, Stettin, Politzerstr. 8.

Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften, Frankfurt a. M.

Albers, Gust. L., Hamburg, Alsterdamm 102.

Albers, Hermann, i. Fa. Berliner Lithographisches Institut Julius Moser, Berlin W., Potsdamerstr. 110.

Alemann, Moritz, Chefredakteur des Argentinischen Tag- u. Wochenblattes, Buenos-Aires (Argentinien).

Alemann, Theodor, Direktor des Argentinischen Tag- und Wochenblattes, Buenos-Aires (Argentinien).

Alesch, Pfarrer, Berlin N. 37, Fehrbelliner Strasse 99.

von Alten, Generalleutnant z. D., Berlin W., Matthäikirchstr. 24.

Althof, H., Kaufmann, Bremen, Langenstr. 10/11.

von Alvensleben, C., Hauptmann a. D., Berlin NW., Lessingstrasse 36, I.

von Amann, General d. Inf. z. D., Berlin, Motzstr. 61.

Amsinck, Arnold, i. Fa. C. Woermann, Hamburg.

Anders, Friedrich, Fabrik., Plauen i. V.

Andersen, P. O. A., Departementschef im dänischen Finanzministerium und Staatsschuldendirektor, Kopenhagen V. (Dänemark), Madrigs Allee 1, II.

von Anderten, Major, Wesel.

Andreae, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Frankfurt a. M.

Angelroth, Archidiakonus, Meiningen.

Angerer, Regierungsrat, Münster in Westfalen, Geronstr. 18.

Angerner, Otto Gust., Bremen.

Angerner, Frau, Bremen.

Angerstein, Oberleutnant, Perleberg, Gartenstr. 3.

Ankermann, Dr., Assistent am Königl. Museum für Völkerkunde, Berlin C., Lustgarten.

Antelmann, Bruno, Deutsches Kolonialhaus, Berlin W., Lützowstrasse 89/90.

Antoine-Feill, Rechtsanwalt, Hamburg, Börsenhaus.

Anton, G. K., Professor Dr., Jena, Humboldtstr. 3.

Apstein, Rudolph, Naumburg a. S., Weingarten 29.

Archenhold, F. J., Direktor der Treptower Sternwarte, Treptow bei Berlin.

Arendt, Dr. Otto, Mitglied des Reichstages, Berlin W., Nürnberger Strasse 7.

Arens, Carl, Freiburg i. Br., Scheffelstr. 48.

Arent, General à la suite der argentinischen Armee, Bellevue bei Genf.

Arlt, Geh. Bergrat, Berlin W., Kleiststrasse 22.

Arndt, Adolf, Dr., Hamburg, Grosse Fontenay 2.

Arndt, Arthur, Prokurist der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Arnhold, Geh. Kommerzienrat, Berlin.
Graf von Arnim-Muskau, Muskau.
von Arnim, Regierungspräsident a. D., Dr., Berlin W. 15, Ludwigskirchstr. 10a.
Arning, Dr., Stabsarzt, Hannover, Hohenzollernstr. 43.
Arning, Frau Dr., Stabsarzt, Hannover, Hohenzollernstr. 43.
Arnold, Otto, Kommerzienrat, Stadtrat und Fabrikbesitzer, Magdeburg-Buckau, Schönebeckerstr. 11.
Aschenborn, Vizeadmiral z. D., Kiel, Niemannsweg 20.
Aschrott, Kommerzienrat, Berlin W., Bellevuestr. 12.
Astheimer, Wm., Kaufmann, Hamburg, Rolandsbrücke 2.
Auer, Otto, Fabrikant, Iserlohn.
Auning, Robert, Pastor, Sesswegen.
Axt, Berginspektor, Wattenscheid.

Bachmann, J. H., Bremen, Schlachte 15/16.
Baedeker, Diedr., Verlagsbuchhändler, Essen (Ruhr).
Bahlsen, Fr., Kommerzienrat, Arnstadt.
Bahr & Gerkens, Fa., Goldleistenfabrik, Ottensen.
Bail, Dr. Max, prakt. Arzt, Windhuk.
Baller, Dr. jur., Geheimer Kammerrat, Schwerin in Meckl., Rostokkerstrasse 92.
Graf von Ballestrem, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Deutschen Reichstages, Plawniowitz.
*Ballin, A., Generaldirektor, Hamburg, Alsterdamm 25.
Ballod, Carl, Dr. Professor, Halensee, Kronprinzendamm 1.
Bancken, Friedr. P., Limburg a. L. Vertr. d. Pallottiner Kongreg.
Banszuc, Oberleutnant i. d. Schutztruppe für Südwestafrika, Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.
Barandon, Kontre-Admiral a. D., Kiel.
Bard, Dr. theol., Geh. Oberkirchenrat, Schwerin i. M.
Bartels, Generalmajor z. D., Berlin W. 10, Friedrich-Wilhelmstr. 8.
Bartels, Dr. Ed., Amtsrichter, Hamburg, Uhlandstr. 39.
Bartels & Lüth, Kaufleute, Bremen, Börsennebengebäude 40/42.
von Bartenwerffer, General d. Inf. z. D., Marburg (Bezirk Cassel).
von Bary, Generalkonsul, Antwerpen.
Baschin, Otto, Kustos, Berlin NW. 7, Georgenstr. 34/36.
Basler, R., Direktor, Offenburg i. B.
Bassewitz, Gräfin, Staatsdame, Wiligrad.
Bauch, Bernhard, Kommerzienrat, Schwerin i. Meckl., Alexandrinenstrasse 31.
Bauck, Oberleutnant, Spandau, Lindenufer 22.
Bauer, Paul, Kommerzienrat, Stuttgart, Etzelstr. 27.
Baumann, Robert, Berlin W., Karlsbad 22.
Bauriedel, P., Kunstmühlenbes., Nürnberg, Fischergasse 3.
Baus, J., Syndikus der Handelskammer, Trier.
Bechler, Th., Prediger, Herrnhut.
Beck, J. G., Reichenbach i. V.
von Beck, C., Direktor, Berlin. Vertreter der Neu-Guinea-Comp.
Becker, Dr., Oberstabsarzt a. D., Friedenau, Menzelstr. 34.
Becker, Dr., Max, Berlin SW. 11, Schönebergerstr. 16, I. 2. Portal.
Becker, Max, Direktor, Freiburg (Schlesien).
Beckmann, Pfarrer, Barmen, Vertr. der Evangelischen Gesellschaft für die protestantischen Deutschen in Amerika.
Behme, Dr., Amtsrichter, Achim b. Bremen.
Behrens, Bergrat, Herne.
Behrens, Fritz, Gutsbesitzer, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Beindorff, Fritz, i. Fa. Günther Wagner, Hannover, Warmbücherstrasse 5.
Bemmann, Pastor, Niederbobritzsch.
Bendix, Fabrikbesitzer, Berlin C., Klosterstrasse 83.
Beneke, Gustav, Fabrikbes., Loebau i. S.
von Bennigsen, R., Gouverneur a. D., Charlottenburg, Bleibtreustrasse 8/9.
Benz, Dr., Pfarrer, Weida, Post Riesa.
Graf von Berckheim, Grossherzoglich Badischer Gesandter, Berlin W. 9., Lennéstr. 9.
Berg, V., Vize-Gouverneuer, Ponape.
Berg, Königl. Landrat, Burg Katz bei St. Goarshausen a. Rh.
Berger, P., Kaufmann, Berlin O. 34, Wilhelm-Stolzestr. 1.
Bergmann, Alfred, Rentier, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 17.
Bergmann, Frau, Rentier, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 17.
von Bergmann, Exzellenz, Professor Dr., Wirkl. Geh. Rat, Berlin NW., Alexanderufer 1.
von Beringe, Hauptmann, Berlin, Köthenerstr. 11.
Bernegau, L., Korps-Stabsapotheker a. D., Hannover, Christuskirche 23.
Berner, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin.
Berner, Hans, stud. jur., Berlin W. 15, Joachimsthalerstr. 29.
Bernhard, Georg, Herausgeber des „Plutus", Charlottenburg 2, Goethestrasse 69.
Bernhardt, Geh. Oberpostrat, Berlin W. 57, Kurfürstenstr. 156.
Bernhardt, Präpositus, Lübz i. M., Vertreter d. Mecklenb. Missionsvereins.
Bernoully, F., Schöneberg b. Berlin, Eisenacherstr. 52.
Graf Bernstorff, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Berlin W. 10, Rauchstr. 5.
von Besser, Bernhard, Hauptmann a. D., Berlin W., Köthenerstr. 22.
Beta, Ottomar, Schriftsteller, Steglitz, Breitestr. 16.
Bethe, Hauptmann, Berlin W. 15, Ludwigskirchplatz 10.
Bethe, Frau, Berlin W. 15, Ludwigskirchplatz 10.
von Bethmann-Hollweg, Dr., Staatsminister, Kgl. Preussischer Minister des Innern, Berlin.
Bettelhäuser, L., Fräulein, Mainz, Carmelitenplatz 3.
Bettgenhaeuser, Dr., Syndikus der Handelskammer, Solingen.
Beyreiss, Pastor, Charlottenburg, Kantstr. 150.
von Bezold, Dr., Professor, Geh. Ober-Reg.-Rat, Direktor des Königl. Meteorologischen Instituts, Berlin.
Bierbrauereigesellschaft vorm. Gebrüder Lederer, Nürnberg.
Biereye, Professor, Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstr. 9.
Biermann, Rentier, Potsdam, Moltkestrasse 36.
Bilharz, Oberbergrat a. D., Berlin W. 62, Lutherstr. 7/8.
Bindernagel, H., Kaufm., Alexandrien, z. Zt. Frankfurt a. M., Bleichstrasse 56.
Bindernagel, Ludwig, Alexandrien.
Birkner, Rudolf, Konsul, Nürnberg, Faberstrasse 7.
von Bitter, R., Dr. jur., Wirkl. Geh. Rat und Oberpräsident a. D., Berlin NW., Klopstockstr. 21.
Blank, Rektor, Tanga (Deutsch-Ostafrika), z. Zt. Rixdorf, Kopfstr. 5/9.
Blankenhorn, M., Dr., stellvertretender Vors. der Deutsch-Mittelmeer-Gesellschaft, Berlin-Halensee, Joachim-Friedrichstr. 57.
Blech, Hermann, Verlag des Generalanzeigers, Mülheim/Ruhr, Altenmarkt 2.
v. Bloedau, Landrat, Arnstadt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Blohm & Voss, Kommanditgesellschaft auf Aktien, Hamburg.
Blüher, Gewerbereferendar, Charlottenburg, Kantstr. 27.
Blume, Bergwerksdirektor, Saarbrücken, Pestelstr. 1.
Blumer jun., Louis, Fabrikant, Zwikkau i. Sa.
Blunck, Kommerzienrat, Neumünster.
von Bockelmann, Prof., Danzig, Langgasse 56.
Bodems, P. Joh., Rektor des kathol. Missionshauses St. Wendel, Rhld.
Freiherr von Bodmann, Ministerialdirektor, Geh. Rat, Berlin W. 10, Bendlerstrasse 18.
Böcking & Penserot, Kirn (Nahe).
Böckmann, Emmy, Frau, Berlin W., Bendlerstrasse 26.
Bödecker, C., Hamburg.
Bödecker, Frau Marie, Hamburg.
Boeder, Max, Tanga (Deutsch-Ostafrika).
Bödiker, Carl, Hamburg 8, Asiahaus.
Böhler, Landmesser in der Kol.-Abt. des Ausw. Amts, Steglitz, Berlinickestrasse 2, III.
Boehm, Gustav, Offenbach (Main), Spendlingerstr. 26.
Böhm, Dr. Joh., Pankow bei Berlin, Wollankstrasse 11.
Böhm, Dr., Augenarzt, Heilbronn (Neckar).
Böhme, H. D., Hamburg, Rödingsmarkt 9.
Böhme, Dr. med., Arzt, Wolfenbüttel.
Böhme, Regierungsreferendar, Berlin, Passauerstr. 30.
Böhmer, Oberleutnant, Berlin W., Schaperstr. 19.
Boehmer, Carl, Bandjermasin (Süd-Ost-Borneo).
von Boehn, Oberstleutnant und Direktor der Militär-Eisenbahn, Schöneberg bei Berlin, Hauptstr. 17.
Boenicke, Otto, Kaufmann, Berlin W. 8, Französischestr. 21, I.
Böse, Marinestabsarzt, Berlin, Friedrichstr. 135.
Boettcher, Oekonomieinspektor, Skarschewo bei Laskowitz.
Boetticher, Moritz, Kaufmann, Berlin W., Unter den Linden 24.
Bohnstedt, Oberregierungsrat, Berlin W. 50, Eislebenerstr. 13.
du Bois, Kapitän z. S. z. D., Gross-Lichterfelde O., Schillerstr. 21.
Bolle, C., Königlicher Kommerzienrat, Berlin NW. 52, Alt-Moabit 98-103.
Bolle, Carl, Schriftsteller, Berlin W. 57, Steinmetzstr. 27.
Bombach, F., Redakteur der „Afrika-Post", Hamburg 6, Schröderstiftstr. 17.
von Bonin, Margot, Fräulein, Bottschow (Märk.-Pos. Bahn).
Bonin, F., Togo.
Bopp, Max, Intendantursekretär, Potsdam, Babelsbergerstr. 1.
Borchmann, Hubert, Kaufm., Berlin, Gr. Frankfurterstr. 74, IV. l.
Borgius, Dr., Vertr. d. Handelsvertragsvereins, Berlin W. 9, Köthenerstrasse 28/29.
Bormann, Geheimer Oberregierungsrat, Charlottenburg, Bleibtreustrasse 12.
Born, Dr. Walter, Kaiserl. Regierungsarzt, Jap. Westkarolinen.
Bornhak, Conrad, Professor Dr., Berlin SW. 61, Blücherplatz 2.
von Bornhaupt, Chr., Berlin W. 15, Meinekestr. 24.
von Borries, Polizei-Präsident, Berlin C. 25, Alexanderstr. 6.
Bortfeldt, Ludwig, Fabrikant, Bremen, Arbergerstrasse.
Botanische Staatsinstitute, Hamburg, Lübeckertor.
Bott, Lehrer, Brandenburg a. H., Schulstr. 3.
Bourjau, Carl, Direktor d. Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Boysen, Kaufmann, Wandsbek.
Boysen, Frau, Wandsbek.
Bracke, Dr., Rechtsanwalt, Braunschweig, Damm 21.
Brackebusch, Wilh., Rentier, Hannover, Georgstr. 18.
Brackebusch, Dr. Ludwig, Professor der Geologie, Hannover, Kestnerstr. 2.
Brackebusch, Frau Professor, Hannover, Kestnerstr. 2.
Brackebusch, Ires, Fräulein, Hannover, Kestnerstr. 2.
Brackebusch, Wilhelm, Marine-Aspirant, Hannover.
Brandes, Bauinspektor, Berlin W., Lutherstr. 15 I.
von Brandenstein, Baron, Berlin, Leipziger Platz 16 (Automobil-Klub).
Brandeis, Frau Landeshauptmann, Berlin W., Ansbacherstr. 7, II.
Brandin, Superintendent a. D., Berlin SW. 13, Alte Jakobstr. 129.
Brandis, Professor Dr., Bonn a. Rh., Kaiserstrasse 21.
Brandl, A., Professor, Berlin W. 10, Kaiserin-Augustastr. 73.
Brandt, Major, Wittenberg (Halle), Tauenzienstr. 35.
Brass, E., Konsul a. D., Berlin W. 30, Goltzstr. 21.
von Brauchitsch, Regierungsrat, Duala-Kamerun.
Brauer, Dr., Berlin W. 66, Wilhelmstr. 49.
Brauerei C. Franz, G. m. b. H., Rastatt.
von Braumüller, Generalleutnant z. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 53.
Braumüller, F., Kaufmann, Hamburg, Alsterdamm 4-5.
Braun, Joh., Konservenfabrik, Pfeddersheim.
von Braunschweig, Kais. Gesandter z. D., Berlin W. 50, Passauerstr. 38, I.
Braunwart, Regierungsrat, Landshut.
Breer, W., Schiffsvermesser, Hamburg, Fruchtallee 38.
Breger, Dr., Regierungsrat, Berlin NW. 23, Klopstockstr. 18.
Breitenstein, Heinrich, Dr., Karlsbad, Haus Rubin.
Bremer Baumwollbörse, Bremen.
Brennecke, Generalmajor z. D., Berlin W., Kurfürstendamm 228.
Bresgen, Dr M., Kgl. Sanitätsrat, Wiesbaden, Augustastr. 21.
von Breska, A., Dr., Gr.-Lichterfelde O., Chausseestr. 25.
Bresser, Karl, Kaufmann, Wilmersdorf b. Berlin, Pfalzburgerstr. 4.
Breuninger, E., Stuttgart, „Zum Grossfürsten".
Brieger, Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, Berlin NW. 23, Brückenallee 34.
Brinkmann, Major a. D., Berlin W. 50, Marburgerstrasse.
Brix, Dr. W., Regierungsrat, Steglitz, Hohenzollernstr. 1.
Graf von Brockdorff, Dr., Syndikus der Handelskammer, Oppeln.
Brodnitz, Privatdozent, Halle a. S.
Brodrück, Oberst u. Kommandeur d. Reg. 146, Sensburg, Ostpr.
von Broizem, General der Kavallerie, kommandierender General des XII. (I. K. S.) Armeekorps, zweit. Vorsitzender des Vereins für Erdkunde zu Dresden, Dresden.
Brose, Hauptmann a. D., Bibliothekar der Deutschen Kolonialgesellschaft, Fürstenwalde (Spree).
Brucker, J., kath. Priester, Vertreter der Zeitschrift „Etudes" und der Zeitung „La Croix", Paris, 1, Place Saint Sulpice.
Brückner, Assessor, Berlin, Luitpoldstrasse 10.
Brühl, Dr. L., Berlin, Lutherstr. 47.
von Brunn, Gertrud, Fräulein, Rostock i. M.
Buchholtz, F. W., Kaufmann, Bremen, Hollerallee 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Büchner, Pastor, Posen. Vertr. d. Missionskonferenz für die Provinz Posen.

Buchner, Dr., Missionsinspektor, Berthelsdorf b. Herrnhut.

Budde, J. Cost., Direktor d. Deutschen Colonial-Gesellschaft für Südwestafrika, Berlin SW., Wilhelmstrasse 45.

Budde, Geheimer Staatsrat a. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 202.

Budding, Dr., Regierungsrat, Bromberg.

Büchsel, Vizeadmiral, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 52.

von Bülow, Major, Potsdam, Allee nach Sanssouci 8.

Bünger, Herm., Bankvorsteher, Potsdam, Wilhelmsplatz 9.

Bundesleitung des Deutschen Böhmerwaldbundes, Budweis.

*Bunnemann, Fr., Bremen, Richard-Wagenerstr. 10.

Burchard, Dr., Bürgermeister, Hamburg, Klopstockstr. 26.

Burchard, Hermann, Berlin W. 50, Spichernstr. 22, IV.

Burmeister, Ed., Hamburg, Baderstr. 40.

Burth, Hr., Inh. A. Kaphahn, Hoflieferant, Schwerin i. M.

Busch, Fr., Professor, Berlin W. 15, Lietzenburgerstr. 5.

Busse, Dr., Geheimer Bergrat, Berlin W. 50, Nürnbergerstr. 33.

Busse, Dr., Regierungsrat, Wilmersdorf, Wilhelmsaue 16.

Busse, Oberpostinspektor, Berlin W., Passauerstr. 11.

Butzon, H. J., Victoria (Kamerun), Kriegsschiffhafen.

*Cahensly, Kommerzienrat, Präsident des St. Raphael-Vereins, Limburg (Lahn).

de la Camp, H., Hamburg, Vertreter d. Ostasiat. Vereins.

von Carben, L., Direktor, Berlin W. 10, Bendlerstr. 37.

von Carlowitz, Carl, Königl. Kammerherr, Schloss Kukukstein, Post Liebstadt i. Sa.

Caro, Georg, Dr. jur., Kommerzienrat, Berlin W. 64, Unter den Linden 3a.

Caspar, E., Fabrikbesitzer, Rostock (Meckl.).

Castner, Ernst, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 45.

von Chamier-Glisczinski, Leutnant, z. Zt. Wildpark bei Potsdam.

Chefkabinett der Diskonto-Gesellschaft, Berlin W. 64, Unter denn Linden 35.

Chemnitzer Aktien-Spinnerei, Chemnitz.

Christians, Gebrüder, Solingen.

*Christoph, F. Ch., Konsul, Niesky, O.-L.

Clemens, Julius, Amtsrichter, Cöln, Bismarckstr. 51.

Clemm, Carl Max, Hauptmann der Res., Gernsbach, Haus 84.

Clouth, Franz, Kaufmann, Cöln-Nippes, Riehlarstr. 100.

Coates, G., Kaiserl. deutscher Ministerresident, Bangkok, Siam.

Collenbusch, Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer zu Dresden, Dresden.

Continental-Caoutchouc- u. Guttapercha-Kompagnie, Hannover.

Conze, Geheimer Kommerzienrat, Langenberg (Rhld.).

Coppius, Dr., Magdeburg, Johannisbergerstr. 5, I.

Corona, Fahrradwerke und Metallindustrie A.-G., Brandenburg (Havel).

Freiherr von Cramer-Klett, Reichsrat, Guts- und Fabrikbesitzer, München, Ottostr. 9.

Freiherr von Cramm-Burgdorf, Wirkl. Geh. Rat und Herzogl. Braunschweig. Gesandter, Berlin W. 62, Kleiststr. 21.

Credner, Rudolf, Professor Dr., Geh. Regierungsrat, Vorsitzender d.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geographischen Gesellschaft zu Greifswald, Greifswald, Karlsplatz 1.

Cremer, Kommerzienrat, Dortmund, Martinstr. 12.

Cremer, Dr. jur., Rechtsanwalt, Hagen i. Westfalen.

Crusius, Pastor, Sekretär des Hannoverschen Missionsvereins, Hannover-Linden, Badenstedterstr. 29.

Cumme, H., Regierungsrat, Berlin SW. 68, Oranienstr. 91.

Cunze, Dr., Fabrikbesitzer, Frankfurt a. M.-Sachsenhausen, Schaumannkai 37.

Curtius, Paul, Dr. jur., Major a. D., Berlin W. 30, Goltzstr. 33.

Custodis, Justizrat, Cöln, Römerturm 8.

von Czettritz, Oberst a. D., Liegnitz, Dänemarkstr. 32.

Baron von Czettritz-Neuhaus, Rittergutsbesitzer, Seitendorf b. Nieder-Salzbrunn.

Dacque, Kaufmann, Südkamerun.

Dade, Dr., Professor, Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats, Berlin SW. 11, Königgrätzerstrasse 43.

Dahmann, Jos., Referendar, Charlottenburg 4, Leibnizstr. 33.

Damara- und Namaqua-Gesellschaft m. b. H., Hamburg.

Damaschke, Adolf, Herausgeber der „Deutschen Volksstimme", Berlin NW. 23, Lessingstr. 11.

Dammer, Dr., Königl. Geologe, Berlin, Invalidenstr. 44.

Dammmüller, Major, Dresden-Neustadt, Weintraubenstr. 8.

Danelsberg, F. W., Bremen, Schleifmühle 40.

Darmstaedter, Dr. Ludwig, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 18a.

David, Louis, Bankier, Bonn, Bahnhofstr. 3.

Davidsohn, Dr. Karl, Assistent am Pathologischen Institut der Universität, Berlin, Neustädtische Kirchstrasse 15.

Deckert, Dr. phil., Dahlem bei Steglitz.

Deeken, R., Direktor der Deutschen Samoa-Gesellschaft, Berlin, W., Potsdamerstr. 112.

Deetjen, Martin, Kaufmann, Bremen, Grunenweg 18.

Delbrück, Hans, Professor Dr., Charlottenburg, Knesebeckstr. 30.

Delius, Dr., Kammergerichtsrat, Berlin W. 50, Schaperstr. 32.

Delius, Erich, Fabrikbesitzer, Bielefeld, Wertherstr. 1c.

Dempwolff, Dr., Stabsarzt, Berlin,

Denkert, Pastor em., Hannover, Gretchenstr. 44.

von Denster, Theodor, Kitzingen.

Detmers, W., Hamburg, Blumenau 5.

Deumer, Fräulein, Leipzig, Kaiser-Wilhelmstr. 53.

Deutsch-Chinesische Seiden-Industrie-Gesellschaft, Berlin W., Friedrichstrasse 62.

Deutsch-Ostafrikanische Bank, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.

Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.

Deutsch-Ueberseeische Elektrizitätsgesellschaft, Berlin W. 8, Französischestr. 63/65.

Deutsch-Westafrikanische Handelsgesellschaft, Hamburg, Hermannstr. 27.

*Deutsche Bank, Berlin.

Deutsche Colonialgesellschaft für Südwestafrika, Berlin W. 66, Wilhelmstr. 45, I.

Deutsche Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südsee-Inseln, Hamburg.

Deutsche Landwirtschafts-Gesellschaft, Berlin SW. 11, Dessauerstr. 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche Ueberseeische Bank, Berlin W. 8, Französischestrasse 63/65.

*Deutscher Nautischer Verein, Vertreter Konsul Ed. Rabe, Präses d. Handelskammer in Lübeck.

Deutscher Schriftsteller-Verband, Berlin NO., Friedenstrasse 59.

Deutscher Seefischerei-Verein, Vertreter: Kapitän z. S. a. D. Dittmer, Hannover.

Graf von Deym, Verwaltungsgerichtsdirektor, Sigmaringen.

Diederichsen, i. Fa. Diederichsen, Jebsen & Co., Kiel.

Diel, R., Kaufmann, Cöln, Kaiser-Wilhelmring 40.

Diels, L., Dr., Privatdozent, Berlin W., Kleiststrasse 21.

Diercke, C., Geh. Regierungs- und Schulrat, Schleswig, Friedrichstrasse.

Diercks, G., Dr., Privat-Gelehrter, Steglitz, Humboldtstr. 5.

Diers, Postinspektor, Wesel.

Diesing, Stabsarzt, Berlin, Bochumerstr. 5.

Diestelkamp, L., Pastor em., Berlin N. 58, Schönhauser Allee 141.

Dietrich, Dr., Königl. Geh. Ober-Medizinalrat, Steglitz Lindenstr. 34.

Diez, Dr., Herm., Chefredakteur des „Hamburger Correspondenten", Hamburg, Alterwall 76.

Dill, Theodor, Hamburg, Bergstrasse 4, I.

Dingler, H., Dr. Professor, Aschaffenburg.

Dinkelacker, Assessor, Buea-Kamerun.

Dirks, Aug., Direktor des Kolonialmuseums, Berlin NW. 40.

Dittmer, Kapitän z. S. a. D., Hannover, Vertreter des Deutschen Seefischerei-Vereins.

Dittrich, Hauptmann, Cottbus, Bahnhofstr. 65.

Docke, B. W., Kaufmann, Bremen, Dobben 94.

von Doemming, Generalmajor a. D., Berlin W. 15, Fasanenstr. 52.

Dominik, R., Hauptm. d. Schutztruppe, Duala-Kamerun.

Doms, Hch., Geh. Kommerzienrat, Ratibor.

Dönitz, W., Dr., Prof., Geh. Medizinalrat, Steglitz, Lindenstrasse 27.

Döring, Ernst, Kartograph, Lith. b. d. Königl. Landesaufnahme, Berlin W. 30, Goltzstr. 16.

Dortmunder Bankverein, Zweiganstalt des Barmer Bankvereins, Hinsberg, Fischer & Co., Dortmund.

Dove, Dr. Karl, Professor, Jena.

Dove, Amtsrichter, Geestemünde, Borriesstr. 24.

Dralle, Georg, Fabrikant, Altona, Präsident-Krahnstrasse 16.

Dresel, Max, Geh. Kommerzienrat, Haus Dalbke in Lippe.

Dreydorff, Dr. phil. Rudolf, Schöneberg b. Berlin, Fritz-Reuterstrasse 5.

Dreyer, Claus, Bremen.

Dröge, Karl, jun., Fabrikbesitzer, Unna (Westfalen), Bockenweg.

Dryander, D., Wirkl. Geh. Rat, Oberhofprediger, Berlin N. 24, Oranienburgerstr. 76a.

von Drygalski, Dr., E., Prof., Charlottenburg, Herderstr. 1, III.

Dubusc, Amtsrichter, Andernach.

Duderstadt, Carl, Fabrikant, Esslingen (Neckar).

Dücker & Co., G. m. b. H., Düsseldorf.

Dulheuer, Direktor, Berlin, Friedrich-Wilhelmstr. 6a.

von Dulitz, Generalleutnant, Kommandeur der 5. Division, Frankfurt am Main.

Dümling, Fr., Direktor, Osterholz-Scharnbeck.

Graf von Dürkheim-Montmartin, Eckbrecht, Königl. Kammerherr, Hannover, Hohenzollernstrasse 14.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Dürkop, Dr., E., Braunschweig, Altewiekring 69, pt.
Duvigneau, Joh. A., Generaldirektor, Magdeburg, Fürstenwallstrasse 18.
Dyckerhoff, C., Kaufmann, Bonn, Baumschul-Allee 47.
Dziuk, A., Dipl.-Bergingenieur, Hannover, Rumannstr. 29.

Ebbecke, cand. med., Berlin, Wittenbergplatz 3 a.
Ebeling, Dr., Oberbürgermeister, Dessau.
Eben, Oberst, Berlin, Vertreter des Kriegsministeriums.
Eberhardt, J. C., Hoflieferant, Speyer.
Ebermaier, C., Geheimer Regierungsrat, Berlin W., Motzstr. 90, I.
Freiherr von Eberstein, Regierungsrat, Breslau - Kleinburg, Scharnhorststr. 10.
Freiherr von Eberstein, Generalmajor a. D., Berlin W. 62, Lutherstr. 29, I.
Eckardt, Frau, Dr., Berlin NW., Alt-Moabit 7.
Eckel, Fritz, Kommerzienrat, Deidesheim.
Eckelmann, Otto, Vertr. d. Ges. z. Förderung d. evang. Mission unter den Heiden, Berlin.
von Eckenbrecher, Kunstmaler, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 229.
Ecker, Direktor, Dr., Hamburg, Hamburg-Amerika-Linie.
Eckert, Dr., Prof., Studiendirektor, Vertreter der Handelshochschule, Cöln.
Eckhardt, E., Ingenieur, Berlin, Oberwasserstrasse 10.
Edler, Otto, i. Fa. Edler & Krische, Hannover, Heinrichstr. 36.
Eggemann, I., Osnabrück, Wittkopstrasse.
Ehrenberg, Richard, Profess. Dr., Rostock, Mecklenburg, Patriotr. Weg 116.
Ehrenreich, Dr. Paul, Privatdoz., Berlin W., Nettelbeckstr. 9.
Eichholtz, Th., Kgl. Landmesser, Lippstadt.
Eickenscheidt, Fritz, Kray.
Eiffe, F. F., Hamburg, Alsterdamm 4.
Eisengräber, Karl, Kolonialhaus, Halle a. S.
Elsasser, F., Pfarrer, Berlin SW. 11, Bernburgerstr. 22.
Emmel, Ferdinand, Kaufmann, Hamburg 24, Eilenau 26.
Engelbrecht, Th. H., Hofbesitzer, Mitgl. d. Abgeordnetenhauses, Obendeich bei Glückstadt.
von Engelbrechten, Leutnant, Berlin.
Engelhardt, Ph., Hauptmann u. Kompagniechef, Ingolstadt, Harderstrasse 22.
Engler, A., Geh. Regierungsrat, Professor Dr., Dahlem b. Steglitz.
Enshoff, P., Ben.-Missionar, St. Ottilien.
Epstein, Dr. M., Berlin W., Meineckestr. 8.
Erbslöh, Walter, Barmen-Wupperfeld.
Erbslöh, Julius, Kommerzienrat, Barmen.
von Ernst, Ad., Professor, Dr. ing., Oberbaurat, Stuttgart, Mörikstr. 5.
Ernst, F., Dr., Gross-Lichterfelde, Wilhelmstr. 29.
Ernst & von Spreckelsen, Samenhandlung, Hamburg, Gr. Reichenstr. 3.
Erzberger, M., Redakteur, Mitgl. des Reichstags, Berlin W. 15, Pariserstrasse 10.
Esch & Co., Mannheim.
Eschenburg, J. H., Senator, Lübeck, Jerusalemberg 4.
Esser, Dr. jur., Max, Berlin W. 64, Unter den Linden 3 a.
Esser, Frau, Geheimrat, Cöln-Riehl, Riehlerstr. 176.
Evangelisch-Lutherische Mission, Leipzig, Carolinenstr. 19.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ewen, Joseph, P., Togo.

Fabarius, Direktor der Deutschen Kolonialschule, Witzenhausen, Wilhelmshof.

Fabarius, Frau, Witzenhausen.

Fabarius, E., Bremen, Baumwollbörse.

Fabri, C., Hamburg, Uhlenhorsterweg 44.

Fahrenholtz, Landgerichtsrat, Stettin, Königsplatz 17.

Fahrig, Bernhard, Inhaber des geographischen Verlags Carl Chun, Berlin W. 35, Steglitzerstr. 11.

Falck, Rudolf, Kaufmann, Hamburg, Amerikahaus, Ferdinandstr. 25/27.

Feilke, Administrator der Prinz Albrecht-Plantagen, Berlin NW. 7, Neustädtische Kirchstrasse 13.

Fein, Landrichter, Hamburg, Hochallee 50.

Feldmann, Hugo, Kaufmann, Mülheim/Ruhr, Kettenbrückstr. 5/7.

Fesca, Prof. Dr., Witzenhausen.

Feudler, Dr., Steglitz, Südendstr. 2.

Ficker, Dr., Professor, Berlin NW., Paulstrasse 24.

v. Fiebig-Angelstein, Kgl. Rittmeister a. D., Görlitz, Mühlweg 15a.

Filchner, Berlin W. 62, Kleiststrasse 3.

Finck, Dr. F. N., Gross-Lichterfelde, Kommandantenstrasse 92.

*Finckh, Hermann, Fabrikant, Reutlingen.

Finsch, Dr. O., Braunschweig.

Fischer, Paul, Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin SW. 11, Dessauerstrasse 23.

Fischer, Frau Rechtsanwalt, Berlin, Dessauerstrasse 23.

Fischer, Major, Gr.-Lichterfelde, Bismarckstr. 19.

Fischer, P., Kardinal, Erzbischof v. Cöln, Eminenz, Cöln.

Fischer, Bauinspektor in der Kolonialabteilung des Ausw. Amtes, Halensee, Friedrichsruherstr. 1.

Fischer, Wirkl. Geh. Rat, Berlin W., Bayreutherstr. 41, I.

Fischer, Heinr., Oberlehrer, Berlin, Hasenhaide 72.

Fischer, H., P., Missionspriester, Heiligkreuz bei Neisse.

v. Fischer-Treuenfels, R., Generalkonsul von Paraguay, Vertreter des Vereins für Erdkunde, Dresden-A., Reissigstr. 11.

v. Fischer-Treuenfels, Frida, Fräulein, Dresden-A., Reissigstr. 11.

Fitzner, Prof., Rostock i. M., Neue Wallstrasse.

Flach, Heinr., Schriftsteller, Schöneberg, Kolonnenstr. 18.

Flamm, Prof., Geh. Reg.-Rat, Rektor der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, Charlottenburg.

Flassig, Dr., Kanonikus, Breslau IX, Domplatz 5.

Flaus, E. M. P., Provinzial d. Maristen-Mission, Meppen.

Fleischer, G., Major a. D., Berlin SW. 47, Grossbeerenstr. 64, I.

Fleischmann, Dr., Amtsrichter u. Privatdozent, Halle a. S.

Fleitmann, Hüttendirektor, Iserlohn.

Fliegenschmidt, Kaufmann, Magdeburg, Königstr. 27.

Florack, Dr., Referendar, Düsseldorf, Grafenberger-Allee 135.

Förster, Dr. med. W., Liegnitz, Sophienstrasse 1, II.

Foerster, August, Schriftsteller, Charlottenburg, Leibnizstr. 65, III.

Forst, Kaiserlicher Oberpraktikant, Lome (Togo).

Fraedrich, Superintendent, Berlin NW. 6, Philippstr. 10.

Franck, J., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 18/19.

Franck, Robert, Fabrikant, Ludwigsburg.

v. François, Generalmajor, Kommandant von Thorn, Thorn.

von François, Frau, Blankenburg.

von François, Curt, Major a. D., Berlin.
Franke, O., Dr., Legationssekretär, Halensee, Joachim-Friedrichstr. 43.
Franke, Luise, Frau, Halensee, Joachim-Friedrichstr. 43.
Franke, Dr., prakt. Arzt, Gera R. j. L., Adelheidstr. 16.
Franke, Hauptmann in der Schutztruppe für Südwestafrika, Berlin W.8, Mauerstr. 45/46.
Frank, Erzpriester, Reichstagsabgeordneter, Berlin N., Pallisadenstr. 73.
Fränkel, Albert, Kommerzienrat, Neustadt (Schlesien).
Franken, Regierungsbaumstr., Berlin NW., Dorotheenstr. 45.
Frantz, Königl. Prof., Hasserode (Harz).
Franz Julius, Leutnant a. D., Falelauniu (Samoa).
Freitag, Carl, Charlottenburg, Englischestrasse 19.
de Freitas & Co., A.-G., Hamburg.
Frese, Claus, Bremen.
Frese, Frau, Bremen.
Freytag, H., Königl. Hoflieferant, Stuttgart, Seestr. 4.
Freytag, Oberstleutnant z. D., Berlin W., Eislebenerstr. 4.
Friedberger, Dr., Privatdozent, Königsberg i. Pr.
Friederichs, Ernst, Kaufmann, Chemnitz, Weststr. 18.
Friederichsen, L., Dr., Generalsekretär d. Geogr. Gesellschaft, Hamburg, Neuerwall 61, I.
*Friedländer, Fr., Geh. Kommerzienrat, Berlin.
Friedmann, Dr. Richard, Berlin, Tiergartenstr. 8.
Friedrich, Fr., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.
Friedrich, Dr. E., Privatdozent, Leipzig-Connewitz, Pegauerstr. 13, II.
Friedrichs, Geheimrat, Remscheid.
Friedrichs, J., Direktor, Berlin W. 9, Eichhornstr. 1.
Friedrichsen, Dr. M., Privatdozent, Göttingen, Hauholzweg 24.
Friese, Eugen, Hauptmann a. D., Pillnitz a. E.
Fritsch, Dr. Gustav, Prof., Gr.-Lichterfelde, Berlinerstr. 30.
Frau Baronin v. Fritsch, E. A., Dresden-Strehlen.
Fritz, P., Konsul, Berlin W. 9, Linkstrasse 33.
Froberger, Dr. Jos., Provinzial der Weissen Väter, Trier, Dietrichstr. 30.
Froescheis, Friedr., Fabrikbesitz., Nürnberg, Grossweidenmühlstr. 1.
Fröhlke, Heinr., Kaufmann, Bremen, Martinistr. 40.
Fromm, Hauptmann, Berlin.
Froriep, A., Dr., Universitätsprofessor, Tübingen.
Froriep, Bertha, Fräulein, Weimar i. Th., Bürgerschulstr. 3 c.
Frowein, Oberverwaltungsgerichtsrat, Berlin W., Kurfürstendamm 20.
Frowein, A., Kaufmann, Beigeordneter, Elberfeld, Berlinerstr. 63.
Fuchs, M., Dr., Vorsteher des Archivs der Deutschen Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 9/13.
Fuchs, P., Sekretär des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Berlin NW. 7, Unter den Linden 40.
Fuchs, Regierungsrat, Steglitz, Albrechtstrasse 18.
Fuglsang, Konrad, Brauereibesitz., Mülheim a. Ruhr, Friedrichstr. 42.
Fülleborn, Dr., Stabsarzt, extern. med. Assistent am Institut f. Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Fürbringer, Oberbürgermeister, Emden.

Gaedertz, Königl. Baurat, Direktor d. Schantung-Eisenbahngesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 14/16.
Gaertner, Oberstabsarzt a. D., Schlachtensee, Adalbertstr. 52.
Gärtner, Robert, Burgstädt.
*Gaffky, Geheimer Medizinalrat Professor Dr., Direktor des Kgl. Insti-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tuts für Infektionskrankheiten, Berlin NW. 23, Klopstockstrasse 51.

Gagel, Curt, Dr., Königl. Landesgeologe, Berlin N. 4, Invalidenstrasse 44.

Gallus, Oberstleutnant, Lahr (Bad.).

Gallus, Frau Oberstleutnant, Lahr (Baden).

Gause, Paul, Kaufmann, Grunewald bei Berlin, Kunzbuntschuhstr. 1.

Freiherr v. Gayl, G., Generalleutnant, Berlin W. 30, Motzstr. 91.

Gehestiftung, Vertreter Professor Dr. Th. Petermann, Dresden.

Geisler, Gerichtsvollzieher, Gnesen, Domstrasse 11.

van Gelder, Oberstleutnant a. D., Wilmersdorf-Berlin, Wilhelmsaue 7, I.

Gellert, R., Direktor a. D., Friedenau, Maybachplatz 16, I.

Gelpcke, Dr., Regierungsrat, Berlin W. 9, Schellingstr. 13.

Gemsky, Rechnungsrat, Berlin, Reichsmarineamt.

Gensichen, Dr., Missionsinsp., Berlin, Vertr. d. Ges. zur Förderung der evang. Mission unter den Heiden.

Genth, Georg, Farmer, Bad Kösen.

Geographische Gesellschaft, Hannover, Osterstr. 85.

Gerike, Paul Otto, Kaufmann und Stadtverordnet., Magdeburg, Kaiserstrasse 48.

von Gerlach, Hauptmann, Berlin, Lüneburgerstrasse 25.

von Gerlach, Pastor, Zoar bei Rothenburg (Ober-Lausitz).

Gerold, Karl, Oberleutnant d. R., Berlin W. 64, Unter den Linden 24.

Gerwen, Richard, Direktor, Homburg (Pfalz).

Gesellschaft des göttlichen Heilandes (Generalsuperior P. Jordan), Rom, Borgo vecchio 165.

Gesellschaft für Völker- und Erdkunde, Stettin.

Gesellschaft Nordwest-Kamerun, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 31, ptr. (Zwei Mitgliedskarten.)

Giani, Bergwerksdirektor, Friedrichsthal bei Saarbrücken.

Gibeon Schürf- und Handels-Gesellschaft m. b. H., Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.

Gibsone, Rat, Hamburg I, Rathaus.

Gibsone, Frau, Hamburg I, Rathaus.

Giemsa, G., Dr., chemisch-pharm. Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

Gieseke, Direktor im Reichs-Postamt, Berlin NW. 23, Klopstockstrasse 40.

v. Gilardi, Major, Landau (Pfalz).

Gineiger, Peter, Missionar der Oblaten des heiligen Franz von Sales, Missionshaus zu Schmieding, Post Krengelbach, Ober-Oesterreich.

Gleisner, Moritz, Hamburg, Mattenwiete 1/3.

Glöditzsch, O., Otjimbingwe, Deutsch-Südwestafrika.

Freiherr von Godin, Oberstleutnant a. D., Weilheim, Oberbayern.

Goedelt, G., Generalkonsul, Hamburg, Gr. Johannisstrasse 2/4.

Goedelt, G., Frau Generalkonsul, Hamburg, Gr. Johannisstrasse 2/4.

Goering, H. E., Dr., Ministerresident z. D., Burg Veldenstein bei Neuhaus a. Pegnitz.

Goertz, Dr. jur., Fabrikant, Bonn, Koblenzerstrasse 98 b.

Goette, A., Pater, Paderborn, Franziskanerkloster.

Götting, A. F., Direktor, Hamburg, Sandtorquai 1.

Goldberger, L. M., Geheimer Kommerzienrat, Berlin W. 49, Markgrafenstrasse 53/54.

Goldmann, Dr., Oberkonsistorialpräsident, Wirkl. Geheimer Rat, Darmstadt, Annastrasse 30.

Golinelli, Dr., Wirkl. Geh. Legationsrat, Berlin, Lessingstrasse 55.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freiherr von der Goltz, General der Infanterie, kommandierender General des I. Armeekorps, Präsident der Deutsch-Asiatischen Gesellschaft, Königsberg i. Pr.

Götz, Dr. G., Ober-Medizinalrat, Neustrelitz.

von Graberg, Generalleutnant, Charlottenburg, Louisenplatz 2.

Graeber, Fritz, Kaufm., Friedenau, Schmargendorferstr. 17.

Graube, Ober-Regierungsrat, Dresden-A., Johann-Georgen-Allee 37.

Greig, Dr., Berlin NW., Flensburgerstrasse 12.

Grempler, Geheimer Sanitätsrat, Professor, Dr. med. und phil., Breslau, Museumsplatz 6.

Griesemann, Frau Pastor, Berlin S. 53, Bärwaldstrasse 4, II.

Grigoleit, Max, Zivilingenieur, Berlin, Planufer 33.

Grillo, Julius, Düsseldorf, Inselstrasse 3.

Grimm, Dr., Professor, Wiesbaden, Mainzerstrasse 15.

Groenland, René, Bankbeamter, Berlin W. 30, Maassenstrasse 12.

Groh, Hermann, Kaufmann, Berlin O. 27, Blumenstrasse 70.

Groll, Dr. M., Berlin NW. 7, Georgenstrasse 34.

von Grolman, Generalmajor z. D., Darmstadt.

Groscurth, Dr. F., Hamburg 23, Wandsbeker Chaussee 57.

Grosse, Dr Rudolf, Chefredakteur, Berlin W., Schaperstrasse 12.

Grosse Venezuela Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W., Unter den Linden 35, II.

Groth, Dr., Professor, Nikolassee (Wannseebahn), An der Rehwiese 1.

Grothe, Dr. H., Vertreter der Münchener Orientalischen Gesellschaft, München, Mandlstr. 1 c.

Grundemann, D. R., Pastor, Mörz bei Dahnsdorf, Kreis Belzig.

Grünberg, Dr., Assistent am Zool. Museum, Berlin.

Gründler, Pastor, theolog. Lehrer am Missionsseminar, Berlin NO. 43, Georgenkirchstr. 69.

Grüning, Dr., Oberstabsarzt, Cottbus, Bahnhofstrasse 55.

Gruner, Präsident, Charlottenburg, Grolmannstrasse 42/43.

Grunert, Julius, Fabrikbesitzer, Leubnitz-Werdau.

Grützner, Superintendent, Berlin, Vertr. d. Ges. zur Beförderung der evang. Mission unter den Heiden.

Gülland, Landmesser, Berlin.

van Gülpen, A., Emmerich.

Gültzow, A., Kaufmann, Hamburg, Abteistr. 49.

Gunsenheimer, Postdirektor, Frankfurt a. M.

von Günther, Carl, Kgl. Rumän. Generalkonsul, Kommerzienrat, München, Kaiser Ludwigplatz 1.

Gundert jun., F., Barmen, Lichtenplatzerstr. 72.

Günther, J., Lehrer, Cassel, Hohenzollernstrasse 71.

Günther, Karl, Mittelschullehrer, Posen W. 8, Goethestr. 16.

Gürke, Max, Professor Dr., Steglitz, Rothenburgstr. 30.

Gurr, Pfarrer, Mühlenbeck b. Berlin.

Gutjahr, Louis, Direktor der Rheinschiffahrtsgesellschaft, Antwerpen.

Gutsche, Carl, Hilfsarbeiter im Ministerium der geistl. pp. Angelegenheiten, Schöneberg bei Berlin, Gothaerstr. 15.

Guttmann, Hofzahnarzt, Potsdam, Kaiser-Wilhelmstr. 5.

Gutzmann, Dr. med., Privatdozent an der Universität, Berlin W. 9, Schöneberger Ufer 11.

Guyot, F., Potsdam, Waldemarstrasse 15 a.

*Gwinner, Direktor d. Deutschen Bank, Berlin W. 64, Behrenstr. 9/13.

Gwinner, A., Frau, Berlin W. 64, Behrenstr. 9/13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Haarmann, Dr. W., Fabrikbes., Höxter.
Haase, Dr. W., Generalarzt a. D., Berlin NW., Turmstr. 37.
Habenicht, Kommerzienrat, Leipzig-Plagwitz, Schreberstr. 6.
Habermeyer, Marta, Fräulein, Naumburg (Saale).
Hackenberg, Carl, Fabrikdirekt., Barmen-Wichlinghausen, Freudenbergstrasse 2.
Hackmann, Hermann, Rentier, Berlin W. 30, Pallasstr. 8/9.
Hackradt, Fernando, Hamburg, Ness 1.
Haeckel, Dr., Professor, Jena.
Haesener, Oskar, Agent d. Norddeutschen Lloyd, Neu-Guinea, Südsee.
Hagemann, Dr., Archivrat a. D., Wiesbaden.
Hagen, Oberpräsid. a. D., Rostock (Meckl.), Georgstr. 79.
von Hagen, Otto, Steglitz b. Berlin, Fichtestrasse 18.
von der Hagen, Wirkl. Geheim. Oberregierungsrat, Ministerialdirekt. im Ministerium für Handel und Gewerbe, Berlin, Leipzigerstr. 2.
Hagena, Pastor, Stolpe a. O., Vertr. der Ges. zur Beförd. der evang. Miss. unter den Heiden.
Hagenah, Herm., Kommerzienrat, Bremervörde.
Hagius, Th., Fräulein, Engelholm (Schweden).
Hahn, Dr. F., Universitätsprofess., Königsberg i. Pr., Mittel-Tragheim 51.
Hahn, Professor, Stettin, König Wilhelm-Gymnasium.
von Hahnke, Generalfeldmarschall, Berlin NW. 40, Bismarckstr. 4.
von Hake, Regierungsrat, Mittelhufen.
von Halem, Otto, Verlagsbuchhändler, Bremen, Rembertistr. 92.
Hamm, Dr., Berlin, Vertr. der Missionsvereinigung deutscher kathol. Frauen.
Handelskammer zu Berlin, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 7/8.
Handelskammer zu Bremen, Vertreter: J. K. Vietor, Bremen.
*Handelskammer zu Frankfurt am Main.
Handelskammer zu Hannover.
Handelskammer zu Lübeck.
Handelskammer zu M.-Gladbach.
Handmann, Missionssenior, Leipzig, Kronprinzstr. 54, III.
Hane, A., Direktor der Hanseatischen Feuerversicherungsgesellschaft, Hamburg, Gr. Johannisstr. 23/25.
von Haniel, Dr., Landrat, Landonvillers, Kr. Metz (Lothr.).
Hanseatische Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Hansahaus.
von Hansemann, Professor, Grunewald bei Berlin, Winklerstr. 27.
von Hansemann, Frau Profess., Grunewald b. Berlin, Winklerstr. 27.
Hansemann, Bertha, Fräulein, Charlottenburg, Hardenbergstr. 16.
Hansen, Regierungsrat, Berlin W., Kurfürstendamm 1, II.
Hansen, Frau Regierungsrat, Berlin W., Kurfürstendamm 1, II.
Hansing & Co., Hamburg, Alsterdamm 14/15.
Hanssen, Friedrich, Grosskaufmann, Neumünster.
Hanssen, Heinrich, Fabrikant, Neumünster.
Hardeland, Pastor, Redakteur der Blätter für Mission, Delegierter des Sächs. Hauptmissionsvereins, Zittau i. Sa.
Hardy, Dr. jur., Berlin, Sommerstrasse 6.
Hartert, Hch., Marburg (Bez. Cassel).
Hartmann, Dr. Georg, Hauptmann d. R., Berlin W. 19, Potsdamerstrasse 10/11.
Hartmann, Heinrich, Fabrikbes., Berlin N. 65, Reinickendorferstr. 65.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hartmann, Anna, Frau, geb. Woermannn, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.
Hartmeyer, Dr., Herausgeber d. „Hamburger Nachrichten", Hamburg.
Hass, Dr., Schöneberg bei Berlin, Vertreter des Allgemein. Deutschen Schulvereins im Auslande.
von Hassell, Ulrich, Oberstleutnant, Zehlendorf-Wannseebahn, Alsenstrasse 26.
Haukohl, Heinrich, Berlin C., Alte Schützenstr. 3.
Hauptverband d. Deutschen Flottenvereine im Auslande, Berlin SW. 48, Wilhelmstrasse 130.
Hausmann, Justizrat, Arendsee i. Meckl.
Haussleiter, Missionsinspektor, Vertr. d. Rhein. Missionsgesellsch., Barmen.
Heck, Dr., Direktor des Zoologisch. Gartens, Berlin.
Heck, Ph., Professor der Rechte, Tübingen.
Heese, Dr. jur. Richard, Gerichtsassessor a. D., Berlin W. 50, Rankestrasse 33.
Hegeler & Söhne, Bremen, Martinistrasse 21.
Heidenblut, Rechnungsrat, Berlin W. 30, Gleditschstr. 32.
Heidemann, Geh. Kommerzienrat, Cöln, Blaubach 45.
Heidmann, J. H., Altona a. E., Flottbecker Chaussee 101.
Heim, Dr., Landrichter, Prenzlau.
Heine, Dr., Professor, Realschuldirektor, Culm-Westpreussen.
Heines, Heinrich, P., Hiltrup (Kr. Münster i. Westf.).
Heinke, Dr. jur., Berlin W., Wilhelmstrasse 62.
Heineken, Philipp, Präses d. Handelskammer zu Bremen, Bremen.
Heintze, W., Bankdirektor, Hamburg, Wartenau 20.
Heinze, Geheimrat, Leipzig.
Helbeck, Paul, Elberfeld, Augustastrasse 30.
Helfferich, Dr., Wirklicher Legationsrat Professor, Berlin W. 30, Bambergerstr. 11.
von Helldorf, Königlicher Staatsminister a. D., Drakendorf, Kreis Roda.
Hellgrewe, Rudolf, Kunstmaler, Friedenau, Sponholzstr. 11.
Hellwig, F., Apotheker, Berlin W. 50, Nürnberger Platz 1.
Hellwig, F. E., i. Fa. H. Block, Hamburg 8, b. d. Mühren 74/75.
Helmolt, Hans F., Dr. phil., Leipzig-Stötteritz, Wasserturmstr. 55.
Hempell, B., Konsul, Hamburg.
Henckert, Rehoboth, Deutsch-Südwestafrika.
Hengstenberg, Carl, Amtsgerichtsrat, Essen.
Hengstenberg, Ernst, Konsul a. D., Berlin W. 30, Motzstr. 58.
Henoch, Hubert, Schriftleiter der Deutschen Kolonialzeitung, Berlin W. 9, Schellingstr. 4.
Henschel, S., Frau, Cassel.
Hentig, Wirkl. Geh. Rat, Staatsminister z. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 63.
Herfurth, A., Ingenieur, Friedenau, Hedwigstr. 1 a.
Hering, A. W., Bremen, Westerstrasse 1 b.
Hernsheim, Eduard, Konsul, Direktor der Jaluitgesellschaft, Hamburg, Ferdinandstr. 30.
Hernsheim, F., Hamburg, Johnsallee 11.
Herold, Hauptmann, Berlin NW. 52, Paulstrasse 9, II.
Herrmann, Prof. Dr., Marburg. (Bez. Cassel).
Herrmann, Karl, Liegnitz, Carthausstrasse 1, I.
von Hermann-Schorn, Kgl. Württemberg. Kammerherr, Schloss Schorn, Post Pöttmes (Ober-Bayern).
Herrmann, Wilhelm, Ingenieur, Weissensee bei Berlin, Pistoriusstr. 7.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hertwig, Dr. Oskar, Professor, Geh. Medizinalrat, Rektor der Universität Berlin, Grunewald b. Berlin, Wangenheimstr. 28.

Hertzberg, Dr. H., Oberlehrer, Halle a. S., Kurfürstenstr. 8.

*Herz, Wilhelm, Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 1.

Herzberg, B., Apotheker, Spandau, Neuendorferstr. 92.

Herzer, Dr., Generalarzt a. D., Metz, Vertr. d. Vereins für Erdkunde.

Herzog, H., Ober-Postinspektor, Charlottenburg, Leibnizstr. 78.

Hespers, Dr., Professor, Domkapitular, Cöln a. Rhein.

Hesse, Dr. jur., Kammergerichtsreferendar, Berlin NW. 5, Wilsnackerstrasse 40.

Hetsch, Stabsarzt, Charlottenburg, Kantstr. 71, Port. 2.

Hettner, Dr. A. H., Professor, Heidelberg, Ziegenheimer Landstr. 19.

von der Heyde, F., Bremen, Domshof 22/25.

von Heydebreck, Hauptmann, Windhuk (Deutsch-Südwestafrika).

*Heydenhaus, Hofzahnarzt, Berlin W., Vossstr. 15.

Heydrich, L. M., Pfarrer, Krögis (Bez. Dresden), Vertr. der Missionskonferenz im Königreich Sachsen.

Freiherr von der Heydt, Geh. Regierungsrat, Wannsee.

von der Heydt, Bankier, Berlin, v. d. Heydtstr. 18.

Heyer, Herm., Bergwerksdirektor, Solingen i. Westf.

Heymann, Hermann, Rentner, Berlin W. 9, Bellevuestr. 8, I.

Heymuth, Oberlehrer, Marienburg W.-P.

von Heynitz, Rittmeister a. D., Windhuk.

Hildebrandt, A., Pflanzer, Wunavutung b. Herbertshöhe (Deutsch-Neu-Guinea).

Hillebrecht, Dr., Stabsarzt, Berlin NW., Schiffbauerdamm 6.

Hillger, Herm., Verlagsbuchhändl., Berlin W. 9, Königgrätzerstr. 7.

Hindorf, Dr., Direktor, Charlottenburg, Sophienstr. 17.

Hintz, Eugen, Ingenieur, Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 76.

Hirth, Dr. Friedrich, Professor, New York.

Frhr. von Hodenberg, M. d. R., Berlin W., Königgrätzerstr. 94.

Hoefs, A., Redakteur, Cassel, Jägerstrasse 11.

Hölck, Heinrich, Düsseldorf, Humboldtstrasse 63.

Graf und Marquis von und zu Hoensbroech, Erbmarschall im Herzogtum Geldern, Schloss Haag bei Geldern.

Hoeppener, Geh. Regierungsrat, Vortr. Rat bei der Oberrechnungskammer, Potsdam, Moltkestr. 30.

Hoernecke, Regierungs-Baumstr., Meissen.

Hoesemann, Stabsarzt, Karlsbad.

Hoff, L., Direktor, Harburg an der Elbe.

Hoffa, Geh. Medizinalrat, Profess. Dr., Berlin W. 50, Kurfürstendamm 185.

von Hoffbauer, General der Artillerie z. D., Berlin W. 69, Burggrafenstrasse 17, II.

Hoffmann, A., Missionar, Duisburg, Prinzenstr. 36.

Hoffmann, Kurt, Königl. Regierungsbaumeister a. D., Berlin W., Neue Winterfeldtstrasse 28.

Hoffmann, Frieda, Frau Regierungsbaumeister, Berlin W., Neue Winterfeldtstr. 28.

Dr. Edler von Hoffmann, Privatdozent, Göttingen, Prinz Albrechtstrasse 18.

Hoffmann, J., Pfarrer, Niederebersbach.

Jos. Hoffmann & Söhne, Baugeschäft, Ludwigshafen a. Rh.

Hoffmann, Karl, Verlagsbuchh., Berlin W. 8, Mohrenstr. 6.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hoffmann, Dr., Superintendent, Zielenzig.
Hofft, Dr., Röbel i. M.
Hofmann, Leutnant und Bezirksadjut., Germersheim, Schillerstr. 371.
Hofstaedter, C., Kaufmann, Dresden, Bautzenerstr. 77.
Graf von Hohenthal und Bergen, Königl. Sächsisch. Gesandter, Berlin W. 9, Vossstr. 19.
Holle, Arthur, Exporteur, München, Steindorfstr. 1.
von Holleben, Dr., Exc., Wirkl. Geh. Rat, Kais. Botschafter a. D., Berlin W. 9, Schellingstr. 4.
von Holleben, Hauptmann und Bez.-Off., Schwerin i. Mecklenburg, Rostockerstr. 31.
von Holleben, Fregattenkapitän, Berlin W., Leipziger Platz 13.
Hollmann, Wilhelm, stellvertr. Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.
Hölscher, D., Pfarrer, stellvertret. Vorsitzender der evang.-luth. Missionsgesellschaft, Leipzig.
Holtz, Arnold, z. Zt. Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 95/96.
Holtz, J. F., Dr. med., Charlottenburg, Sophienstr. 9.
von Holwede, A., Direktor, Hamburg 6, Schanzenstr. 20.
Holzmann, F. R., Daressalam (Deutsch-Ostafrika).
Hommel, H., G. m. b. H., Mainz.
Hoppenstedt, Generalleutnant z. D., Kiel, Holtenauerstr. 98.
Hoppenstedt, Werner, cand. jur., Berlin, Hinter d. kathol. Kirche 2.
Horn, Fürstbischöflicher Stiftsrat u. Reichstagsabgeordneter, Neisse.
Horn, Franz, Schiffsreeder, Lübeck.
Horn, H., Konsul u. Schiffsreeder, Schleswig.
Howaldt, A. F., Ingenieur, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Hrdina, Carl, Direktor der Deutsch-Westafrikanischen Bank, Berlin W. 64, Behrenstrasse 38/39.
Hübler, Dr., Hofrat, Dresden, Christianstr. 4.
Hübner, Direktor, Kiel.
Hübner, Oberstleutnant, Riesa, Bahnhofstr. 9.
Hülsmann, Eugen, Altenbach bei Wurzen.
Hummel, Dr., Sanitätsrat, M.-Gladbach.
Huonder, H. Anton, Luxemburg (Stadt).
Hupfeld, Fr., Bergassessor a. D., Direktor der Deutschen Togogesellschaft, Berlin W., Taubenstr. 46.
Huss, D., Fabrikbesitzer, Chef der Firma Perzina, Hof-Pianofortefabrik, Schwerin i. Meckl.
Hussong, W., Redakteur, Berlin, Vertr. d. Allgem. Deutschen Schulvereins im Auslande.
Graf von Hutten-Czapski, Berlin W. 10, Hohenzollernstr. 2.

Jackson, John, B., Amerikanisch. Gesandter, Athen, Griechenland.
Jacob, Leutnant (Schutztruppe für Kamerun), z. Zt. Dahme (Mark).
Jacob, Richard, Bürgerschullehrer, Schneeberg i. S.
Jacobi, Dr., Regierungsrat, Königsberg i. Pr.
Jacobs, Bergassessor, St. Johann a. Saar, Guttenbergstr. 26.
Jaeger, Fritz Dr., Offenbach a. M., Frankfurterstr. 126.
Jaenicke, Major z. D., Gera (Reuss).
Jaenisch, H., Brauereibes., Kaiserslautern.
Jaffé, Dr., Berlin W., Bendlerstrasse 20.
Jänecke, Dr. Max, Mitgl. d. Abgeordnetenhauses, Hannover.
Janke, A., Oberst z. D., Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 3.
Janke, Direktor, Berlin, Schleiermacherstrasse 21.
Jannasch, Dr., Professor, Vorsitz. des Zentralvereins für Handelsgeo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

graphie und Förderung deutscher Interessen im Auslande, Berlin.

Jansen, Franz, Berlin SW. 61, Waterlooufer 17.

Jäschke, Dr. Prof., Potsdam, Alter Markt 3.

Jensen, P. Eligius, Ord. Kap.-Missionssekretär, Königshofen i. Elsass, Kapuzinerkloster.

Jentzsch, Dr. Alfred, Prof., Kgl. Landesgeologe, Berlin W. 50, Eislebenerstrasse 14.

Ihlder, Karl, Stadtrat u. Ingenieur, Bremerhaven, Deich 24.

Ihmann, Kaplan, Berlin, Gneisenaustrasse 100.

Illing, Th., Kaufmann, Kiel, Friedrichstrasse 45.

Imberg, Franz, Rechtsanwalt, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 136.

Immler, P., Pfarrer, Lauchröden.

Joester, Carl, Assistent am meteorologischen Institut, Berlin NW., Flemmingstrasse 1.

Jordan, Fritz, Kaufmann, Berlin SW. 12, Markgrafenstrasse 107.

Jordan, Julius, Kaufmann, Hamburg, Agnesstrasse 53.

Ipscher, Dr., Oberstabsarzt, F. A. R. 74, Torgau.

Irle, Missionar, Rheydt, Bez. Düsseldorf.

Judt, Missionar, Deutsch-Südwestafrika.

Jumpertz, Dr., Oberlehrer, Gross-Lichterfelde, Holbeinstrasse 38 a.

Jung, R., Oberlehrer, Friedenau, Fregestrasse 54.

Jung & Simons, Elberfeld.

Jungbecker, Oberbaurat, Bonn a. Rhein.

Junghann, O., Bergrat, Berlin W., Drakestrasse 1.

Jürgens, D., Gemeindevorsteher, Horsthausen-Herne i. W.

Kade, L., Major a. D., Coburg.

Kaempf, Johannes, Stadtrat, 1. Stellvertreter des Präsidenten des Deutschen Handelstages und Vorsitzender der Aeltesten der Kaufmannschaft von Berlin, Berlin W. 10, Hohenzollernstrasse 8.

Kaiser, Alfred, Charlottenburg, Rönnestrasse 7.

Kalliefe, F., Dr., prakt. Arzt, Bunzlau.

Kalinke, Wilhelm, Banksekretär, Berlin, Friedrichstrasse 126.

Kamerun Land- und Plantagen-Gesellschaft, Hamburg, Gr. Reichenstrasse 25/33.

Kammerer, Oberlehrer, Stuttgart, Vertreter des Vereins für ärztliche Mission.

Kannegiesser, Major a. D., Potsdam, Bismarckstrasse 6.

Kanzow, Pfarrer, Berlin NW. 21, Thomasiusstrasse 24.

Kaoko-Land- und Minen-Gesellschaft, Berlin W. 66, Wilhelmstrasse 45, I.

Kapler, Ober-Konsistorialrat, Steglitz, Vertreter des Evangelischen Oberkirchenrats.

Karlsberg, M., Kaufmann, Hamburg, Ferdinandstrasse 15.

Kasten, Rudolf, Kaufmann, Stettin, Kaiser-Wilhelmstrasse 11.

Kattner, Kreistierarzt, Oberrossarzt a. D., Neustadt i. O.-S.

Katz, Dr., prakt. Arzt, Berlin NO. 55, Greifswalderstrasse 1.

Katzer, M., Landwirt und Leutnant d. Res. d. Feldart.-Reg. 28, z. Zt. Halle a. S., Georgstr. 14, pt.

Kauffmann, G., Dr., Kommerzienrat, Wüstegiersdorf.

Kaufmännischer Verein, E.V., Mülheim a. Ruhr, Notweg 6.

Kawerau, Oberlehrer, Rogasen in Posen.

*Kayser, Frau Dr., verw. Wirkl. Geh. Legationsrat, Berlin, Hitzigstrasse 9.

Kayser, Eduard, Generaldirektor, Wetzlar.

Keibel, H., Generalkonsul, Berlin W. 8, Taubenstrasse 44/45.

Keiler, Major, Hagen i. W.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keller, A., Fabrikant, Siegburg.
von Keller, Generalleutnant, München.
Kerksiek, Wilhelm, Essen (Ruhr).
Kern, Major, Jüterbog, Oberhag.
Kessler, W., Kgl. Forstmeister, Eberswalde, Breitestrasse 58.
Kessler, Hauptmann, Berlin W. 8, Mauerstrasse 45/46.
v. Kettler, Generalleutnant z. D., Berlin W. 62, Burggrafenstrasse 9.
Freiherr v. Kettler, Hauptmann, Wolfenbüttel, Neuer Weg 65.
Kilian, F., Stromberg (Hunsrück).
Kind, Aug., Dr., Prediger, Berlin W., Kronenstrasse 70.
„Kios" Zigarettenfabrik (E. Rob. Böhme), Dresden.
Kirchhoff, A., Dr., Geh. Regierungsrat, Universitätsprofessor, Mockau (Parthe), Hauptstr. 65.
Kirsch, Berlin, Am Circus 12, I.
Kirschner, Oberbürgermeister von Berlin, Berlin.
Kirschstein, Egon Fr., Assistent am Geologisch-paläontologischen Institut der Universität, Berlin N. 4, Invalidenstrasse 43.
Kirsten, Franz C., Hamburg, Schlüterstrasse 18.
Klautzsch, Dr. A., Kgl. Bezirksgeologe, z. Zt. Lauken b. Mehlauken.
Klein-Chevalier, Professor, Berlin, Kurfürstendamm 238.
Kleine, Stabsarzt, Dr., Berlin N. 39, Nordufer (Institut für Infektionskrankheiten).
Kleineidam, C., Fürstbischöflicher Delegat und Probst bei St. Hedwig, Berlin SW. 56.
Kleintitschen, August P., Hiltrup (Kreis Münster i. Westfalen).
Kleinwächter, F., Zolldirektor a. D., Berlin W. 50, Nürnbergerstrasse 65.
von Kleist, Oberst z. D., Gebersdorf, Dahme i. M.
Klett, Marine-Intendatur-Assessor, Berlin.
Kliemke, Dr., Gerichtsassessor a. D., Berlin W. 64, Deutsche Bank.
Klinder, Franz, Berliner mechanische Netzfabrik und Baumwollzwirnerei, Neubabelsberg.
Klipstein, Franz, Buchholz in Sachsen.
v. Klitzing, M., Geh. Ober-Finanzrat, Direktor der Darmstädter Bank, Gr.-Lichterfelde, Steglitzerstr. 39, pt.
Kloss & Foerster, Freiburg a. Unstrut.
Klotz, Hauptmann, Perleberg.
Kluck, Generalleutnant, Allenstein.
Klügmann, Dr., Hanseatischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Klünder, R., i. Fa. Schmidt & Küstermann, Hamburg, Holzdamm 59.
Klüpfel, Sanitätsrat, Dr., Urach.
Klüpfel, Finanzrat a. D., Essen a. d. Ruhr, Hohenzollernstr. 17.
Kmiotek, Dr. Bruno, Gr.-Lichterfelde, Bismarckstrasse 28.
Knake, Regierungsrat, Berlin W., Kronenstrasse 6, I.
Knöfler, Dr. O., Fabrikbesitzer, Charlottenburg, Fasanenstrasse 7/8.
Knorr, Carl, Kommerzienrat, Lerchenburg bei Heilbronn a. N.
Knottenbelt, H. J., Konsul der Republik Chile, Rotterdam, 287 Mathenesserlaan.
Kobert, Rudolf, Dr., Staatsrat, Professor, Rostock (Mecklenburg), Georgstrasse 72.
von Koblinski, Hauptmann und Kompagniechef (Pom. Füs.-Reg. 34), Bromberg, Danzigerstrasse 52.
von Koblintzki, Oberstleutnant, Berlin, Schillstrasse 8.
Koch, Dr., Kaiserl. Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Reichsbankdirektoriums, Berlin.
Koch, Dr., H., Berlin C., Niederwallstrasse 8/9.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Koch, Dr. Rob., Geh. Medizinalrat, Professor, Mitglied des Staatsrates, Berlin.

Koch-Izn, J. K., Neue Winterfeldtstrasse 40, I.

Köberle, Hermann, Pfarrer, Vorsitzender der bayerischen Missions-Konferenz, Selb, Oberfranken.

Köbner, Dr., Prof., Admiralitätsrat, Berlin, Vertr. des Reichsmarineamts.

von Koerner, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Ministerial-Direktor d. Handelspolitischen Abteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.

Köhler, Dr., Wirkl. Geh. Ober-Reg.-Rat, Präsident des Kaiserlichen Gesundheitsamtes, Berlin.

*Köhler, Dr., Profess., Generaloberarzt, Berlin SW. 29, Gneisenaustr. 35.

Köhler, Br., Geheimer Postrat, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 30.

Köhler, Dr. Fritz, Berlin, Vossstrasse 34.

Köhler, Plantagenleiter, Deutsch-Ostafrika.

Köhler, Rich., Gärtnereibesitzer, Steglitz bei Berlin, Kleiststr. 38.

Köhler, Oberst a. D., Schwerin (Mecklb.), Gr. Paulstr. 26.

Kohlhoff, Generalleutnant z. D., Berlin W. 15, Hohenzollernplatz 8.

Kohlschütter, Dr. phil., Wilmersdorf, Wilhelmsaue 16.

Kohnke, L., Kommerzienrat, Grunewald-Berlin, Wallotstr. 8.

Kohrs, W., Bankier, Lübeck, Vertr. d. Geogr. Gesellsch.

Kolbe, P., Pflanzer, Ralum (Bismarck-Archip.).

Kolle, Professor, Dr., Berlin W., Pariserstrasse 45.

Koller, Oberpfarrer, Nowawes (Neuendorf).

von König, Frau, Geh. Legationsrat, Berlin W. 62, Lutherstr. 47, II.

von König, B., Geh. Legationsrat, Berlin W. 62, Lutherstr. 47, II.

Königliche Versuchs- und Prüfungsanstalt für Wasserversorgung und Abwässerbeseitigung, Berlin SW., Kochstr. 73.

Königliches Institut für Meereskunde an der Universität Berlin, Berlin NW., Georgenstr. 34/36.

Königliches Seminar für Orientalische Sprachen, Berlin W.

Königsberger, Dr. Paul, Gerichtsassessor, Bernau bei Berlin.

Köster, Bankier, Berlin, Schöneberger Ufer 29.

Köstlin, Reinhard, Königl. Württemberg. Amtmann, Berlin NW. 6.

Kollm, Hauptmann a. D., Berlin SW., Wilhelmstr. 23.

Kopp, D., Kardinal, Fürstbischof von Breslau, Breslau.

Koppel, Arthur, A.-G., Fabrik von Feld- und Industriebahnen, Berlin NW. 7, Dorotheenstr. 45.

Koppel, Arthur, Kaufmann, Berlin, Lützow-Ufer 5.

Korff, H., Bankier, Sonderburg, Hafenstr. 119.

von Korff-Krokisius, Major a. D., Strassburg (Elsass), Ruprechtsauerallee 32.

Kotowski, Gymnasialdirektor, Lyk.

Dr. Kracker von Schwartzenfeldt, Kaiserl. Legationssekretär, Berlin W., Kurfürstendamm 35.

Kraemer, Professor Dr., Berlin W., Kurfürstenstr. 134.

Krämer, Augustin, Dr., Marineoberstabsarzt, Professor, Kiel, Moltkestrasse 70.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamts, Berlin W. 66, Leipzigerstrasse 15.

Krahmann, M., Bergingenieur, Privatdozent für Bergwirtschaftslehre an der Kgl. Bergakademie, Berlin NW. 23, Händelstr. 6.

Krauel, R., Dr., Wirkl. Geh. Rat, Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 86.

Kraus, Dr. Alois, Privatdozent an der Akademie für Sozial- und Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

delswissenschaften, Frankfurt a. M., Courbièrestr. 8.

Krause, Eduard, Königl. Konservator, Berlin SW., Prinz Albrechtstrasse 6a.

Krause, Fritz, Bergwerksdirektor, Gross-Lichterfelde, Karlstr. 105.

Krause, P. G., Dr., Bezirksgeologe, Berlin, Invalidenstr. 44.

Krause, M., Dr., Berlin NW. 6, Luisenstrasse 3.

Krauss, Leutnant, Borna b. Leipzig.

Krauthammer, Carl, Fabrikbes., Berlin C. 54, Rosenthalerstr. 55.

Krawehl, Georg, Kaufmann, Essen (Ruhr), Kettwigchaussee 46.

Krebs, Frau Dr. Else, geb. Sachse, Berlin, Alt-Moabit 106.

Kremser, Th., Kommerzienrat, Kempten.

Kretzschmar, Heino, Fabrikbes., Landtagsabgeordnet., Dresden, Serrestrasse 5.

Kretzschmar, Paul, Berlin W. 30, Landshuterstr. 4.

von Kries, Generalleutnant z. D., Berlin NW., Alt-Moabit 90.

Krücke, Assessor, Marburg a. Lahn, Haspelstr. 15, I.

Krug, Buchhändler, Berlin, Vertret. d. Ges. z. Beförderung der evang. Mission unter den Heiden.

Krug, Dr., Rechtsanwalt, Marburg, Hessen.

Krusch, Dr., Königl. Landesgeologe, Berlin, Invalidenstr. 44.

Küchen, Gerh., Gewerke u. Rheder, Mülheim a. Ruhr, Froschenteich 45.

Kühn, Rechnungsrat und Plankammerinspektor, Berlin SW. 60, Lindenstrasse 28.

Kühne, Vizeadmiral a. D., Lübeck.

Kühnl, E., Duala (Kamerun).

Küppers-Loosen, G., Cöln, Sachsenring 41.

Kuhn, Dr., Stabsarzt, Gr.-Lichterfelde (Ost), Mittelstr. 15.

Kundt, Finanzdirektor, Buea (Kamerun).

Kurnatowski, Oberst a. D., Glittehnen bei Korschen, Ostpr.

Kurtz, Kapitänleutnant, Berlin W. 15, Preussischestr. 2a.

Kurtz, Ernst, Kaufmann, Berlin, Alte Jakobstr. 172.

Kurze, G., Dr. theol., Kirchenrat, Bornshain b. Gössnitz (Sachs.-Altenburg).

Kutscher, Stabsarzt Dr., Berlin W., Culmbacherstr. 11.

Lachmann, Hermann, Fabrikbes., Bromberg, Wilhelmstr. 60.

Lacmann, Dr., Referendar, Kolmar i. Els.

Lahusen, Carl, Delmenhorst.

Lahusen, Heinr., Aschenburg bei Bremen, Hinter der Mauer 1a.

Lammert, C., Godesberg, Bonnerstrasse 65.

Baron von Landau, Dr. phil., Berlin W. 10, Lützow-Ufer 5a.

Landwirtschaftskammer für die Rheinprovinz, Bonn.

Lang, Hermann, mechan. Weberei, Plauen i. V.

Lang, O., Dr. phil., Hannover.

Lange, C. J., Direktor, Berlin W., Blumeshof 15.

Lange, Friedrich, Apotheker, Plauen i. Vogtl.

Langen, Gustav, sen., Fabrikant, Cöln, Josefstr. 29a.

Langenheim, Ingenieur, Berlin, Kantstr. 14.

Langer, Rich., Kuratus, Berlin, Pappelallee 36/37.

Langfeld, Dr., Staatsrat, Schwerin i. Meckl., Elisabethstr. 15.

Langhans, Profess., Gotha, Kaiserstrasse 47.

Langheld, Fritz, Hauptmann d. L.-I., I. Vorstand der Debundscha-Pflanzung, Berlin W. 64, Unter den Linden 3a.

Langheld, Hauptmann beim Stabe der Schutztruppe für Kamerun, Berlin W. 15, Nachodstr. 17, I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lappenberg, Dr., Senator, Hamburg.

*Lassar, Dr. O., Professor, Berlin NW., Karlstr. 19.

Lassar, Frau Professor Dr., Berlin NW., Karlstr. 19.

Lasswitz, Rudolf, Dr., Gotha, Seebachstrasse 1 b.

Lattmann, Amtsrichter, Mitglied d. Reichstages, Schmalkalden.

Laue, Rudolf, Diplom-Ingenieur, Berlin NW. 23, Altonaerstr. 7.

Laupenmühlen, Kaufm., Bochum.

Lauterbach, Oberst z. D., Hosterwitz bei Dresden.

Lebahn, Kapitänleutnant, Kommandant S. M. S. „Planet", durch Vermittelung des Marine-Postamtes, Berlin.

Lebeau, J. P., Provinzial d. Oblaten des heiligen Franz von Sales, Wien I, Annagasse 3 b.

Leeder, Dr., Professor, Grünberg i. Schl.

Lehmann, Professor, Rostock i. M., Paulstr. 52.

Lehmann, Konsul z. D., Berlin W. 9, Schellingstr. 4.

Lehmann, H., Hauptmann z. D., Berlin NW. 52, Calvinstr. 29, III.

Lehmann, Oberstleutn., Göttingen.

Lehmann, Missionar, Berlin, Georgenkirchstrasse 69.

Lehmann-Nitsche, Robert, Dr. phil. et med., Sektionschef für Anthropologie am Museum, La Plata (Argentinien).

Lehr, Frau Dr., Berlin W. 15, Fasanenstrasse 59.

von Leib, Geh. Oberregierungsr., Potsdam, Vertr. d. Rechnungshofes d. Deutschen Reiches.

Leidig, Eugen, Dr. jur., Reg.-Rat a. D., stellvertr. Geschäftsführer des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Berlin W. 35, Karlsbad 4 a.

Leidig, Fräulein M., Wilmersdorf b. Berlin, Uhlandstr. 64.

Leisewitz, Lambert, Bremen, Deichstr. 31/34.

von Lekow, Plantagenbes., Deutsch-Ostafrika, für Abt. Tanga der D. K. G.

von Lekow-Gluski, Frau, Berlin W. 10, Bendlerstr. 26.

Lemcke, Heinrich, Spezialkommissar a. D. der Mexikanischen Regierung, Mexiko.

Lempp, Hauptmann, Berlin W. 50, Nürnbergerstrasse 49.

Lender, Fabrikbesitzer und Kapitän a. D., i. Fa. Dr. Graf & Co., Schöneberg-Berlin, Hauptstr. 25.

Lenel, Kommerzienrat, Vorsitz. der Handelskammer, Mannheim.

Lenschau, Dr., Berlin W. 15, Fasanenstrasse 60.

Lenz, Fr., Geh. Kommerzienrat, Berlin NW., Brückenallee 4.

Lenz, Fr., Frau Geh. Kommerzienrat, Berlin NW., Brückenallee 4.

Freiherr von Leonhardi, Gutsbesitzer, Grosskarben (Hessen).

Lerbs, J. D., Bremen, Parkallee 41.

Graf von und zu Lerchenfeld auf Köfering und Schöneberg, Staatsrat im ausserordentlichen Dienst, Königlich Bayerischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

von Lessing, Generalmajor z. D., Berlin W., Keithstr. 1.

von Leube, Geheimer Rat, Professor Dr., Würzburg.

Leue, Hauptmann a. D., Friedenau, Rheinstr. 9.

Leunis & Chapmann, Rob., Hannover, Andertensche Wiese 19/20.

Leuschner, Dr. jur., Dittersbach, P. Dürr-Röhrsdorf i. S.

von Leuthold, Dr., Professor, Generalstabsarzt der Armee und Chef des Sanitätskorps, Leibarzt Seiner Majestät des Kaisers und Königs, Berlin.

Leybold, Ernst, Direktor, Cöln, Salierring.

Leyendecker, Rechtsanwalt und Justizrat, Cöln a. Rhein, Kaiser Wilhelmring 13.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lichtenberg, Landesdirektor, Hannover, Schiffsgraben 6.

Liebermann, Dr. C., Geh. Regierungsrat, Professor, Berlin W. 10, Matthäikirchstr. 29.

von Liebert, Generalleutnant z. D., Berlin W. 50, Augsburgerstr. 53.

Lieboldt, G., Pastor emer., Hamburg, Neue Rabenstr. 5.

Limbourg, Dr., Königl. Landrat, Krefeld.

Linckens, P., Provinzial, Hiltrup, Vertr. d. Genossensch. d. Missionare vom Heiligen Herzen Jesu.

von der Linde, Major, Potsdam, Jäger-Allee 16, I.

Linde, C., Professor, München 44.

Lindemann, Superintendent, Güstrow i. M.

Lindenberg, Wirtschaftsinspekt., Lübeck, Jakobikirchhof 5.

Lindener Zündhütchen- und Tonwarenfabrik, Linden bei Hannover.

v. Lindequist, Gouverneur von Deutsch-Südwestafrika, Windhuk.

Lindhorst, Dr., prakt. Arzt, Alt-Glienicke, Bz. Berlin.

Lindi- Handels- und Pflanzungsgesellschaft m. b. H., Koblenz.

Lindner, Herm., Rentier, Dresden-Blasewitz, Forsthausstr. 5.

Lindow, Postrat, Liegnitz.

von Lingen, G. A., Referendar a. D., Berlin W. 50, Regensburgerstrasse 17.

Linnemann, B., Landesökonomie-Oberinspektor, Oldenburg, Kaiserstrasse 16.

Lippert, Ludwig, J., Dr. jur., Hamburg, Rathausstr. 22.

Lippmann & Block, Breslau V., Höfchenstr. 19.

Lippold, Fräulein, Dresden, Blasewitzerstrasse 45.

Lissauer, Professor Dr., Berlin W. 9, Lützow-Ufer 20.

Llambi Campbell, P., Geschäftsträger von Argentinien, Berlin W., Augsburgerstr. 57.

Loag, J., Niederbergheim, Kr. Arnsberg.

von Loebell, Wirkl. Geh. Ober-Regierungsrat, Chef der Reichskanzlei, Berlin W. 8, Wilhelmstr. 77.

von Loën, Frl., Weimar.

von Loesch, Berlin, Friesenstr. 13.

Loeser & Wolff, Berlin C., Alexanderstr. 1, I.

Lötsch, Paul, i. Fa. B. P. Lötsch jr., Annaberg i. Erzgebirge.

Loevenich, Landmesser, Berlin, Kolonial-Abteilung.

Löw, Instituts-Direktor, Oberlahnstein.

Lohaus, Dr., prakt. Arzt, Perleberg, Krämerstr. 5.

Lohse, Walter, Berlin SW. 47, Möckernstr. 96.

Lorenz, Dr. R., prakt. Arzt, Berlin W. 15, Preussischestr. 2 a.

Lovenfoue, Geh. Reg.-Rat, Potsdam, Vertr. des Rechnungshofes des Deutschen Reiches.

Lubcke, August W., Hamburg 19, Eimsbüttel, Marktplatz 2.

Lubcke, A. & L., Hamburg, Kaiser Wilhelmstr. 34.

von Lucanus, Dr. jur. et med., Wirkl. Geh. Rat, Chef des Zivilkabinets Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Berlin W. 8, Wilhelmstrasse 64, I.

Lucas, Kommerzienrat Berlin W. 10, Drakestrasse 1.

Freiherr von Lucius-Ballhausen, Dr., Königlicher Staatsminister, Straussfurt (Unstrut).

Lucko, Landesbauinspektor, Wittenberg (Bez. Halle).

Lübcke, Ch. W., Rentner, Bützow.

von Lücken, Rittmeister, Gross-Lichterfelde-West, Holleinstr. 44.

von Lücken, Frau, Gross-Lichterfelde-West, Holleinstr. 44.

Lüddecke, Professor, Crossen an der Oder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lüddeckens, O., Berlin NW. 6, Schiffbauerdamm 22.

von Luschan, Dr. Professor, Friedenau, Begasstr. 9.

Lutze, Pastor, Weissensee b. Berlin.

Lutze, Werner, Dr. Kades Oranien-Apotheke, Inhaber: Dr. Lutze, Hofl. Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Berlin SO. 26, Elisabeth-Ufer.

Lutze, Dr. Fr., Apothekenbes., Berlin SO., Elisabeth-Ufer 34.

Maass, Alfred, Privatgelehrter, Berlin, W. 10, Sigismundstr. 5, pt. l.

Macco, Albrecht, Bergassessor, Berlin W. 9, Potsdamerstr. 10/11.

Maenss, J., Professor, Magdeburg, Königstrasse 65.

Maercker, Major im Generalstab der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.

Mager, Oswald, stud. jur., Berlin W., Uhlandstrasse 31, III.

Freiherr von Malzan, Penzlin.

H. Mandl & Co., Hamburg, Steinstrasse 110, Posthof.

Mann & Federlein, Solingen.

Mannowsky, Reichsbankdirektor, Breslau, Wallstr. 11.

Mansfeld, Stabsarzt, Duala, Kamerun.

Mappes, H., Generalkonsul, Frankfurt a. M., Kaiserstr. 9.

Marcus, Senator, Dr., Bremen, Contrescarpe 133.

Marggraf, Stadtrat, Berlin, Vertr. d. Deutschen Gesellsch. für öffentliche Gesundheitspflege.

Marquardt, Herm., Hotelier, Stuttgart.

Marquordt, Fred, Direkt., Luisenfelde, Deutsch-Ostafrika.

Marschall von Bieberstein, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 49, Friedrich Wilhelmstr. 14.

von Marschall, Major u. Bataill.-Kommandeur im 9. Lothring. Infant.-Regt. 173, St. Avold, Wagnerstr. 7, I.

Martini, Marineoberstabsarzt, Professor, Berlin W. 15, Pfalzburgerstrasse 34.

Martini, Frau Prof., Berlin W. 15, Pfalzburgerstr. 84.

Mascher, Inspektor der Missionsgesellschaft der deutschen Baptisten, Steglitz, Schützenstr. 53.

Freiherr von Massenbach, Major a. D., Eggersberg, Post Riedenburg, Ober-Pfalz.

von Massow, Wilhelm, Hauptmann a. D., Vertreter der Münchener „Allgemeinen Zeitung", Gross-Lichterfelde, Moltkestr. 42 a.

Mathias, Fritz A., Ingenieur, Berlin, Barbarossastr. 25.

Matthias, Dr., Professor, Schlawe (Pommern).

Graf von Matuschka, Dr. phil., Berlin W. 64, Wilhelmstr. 71.

Maurer, Dr. H., Wilmersdorf b. Berlin, Kaiserplatz 6.

May, Heinrich, Fabrikant, Weinheim (Bergstrasse).

Mayer, Dr. Martin, wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

von Mayr, Georg, Dr., Kaiserl. Unterstaatssekretär z. D., Kgl. bayerischer Universitätsprofess., München.

Meck, Bernhard, Konsul, Nürnberg, Holzschuherstrasse 9.

Mehnert, Dr., Geh. Hofrat, Dresden, Pragerstrasse 43.

Meiner, Arthur, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Rossplatz 17.

Meinhof, Carl, Professor, Lehrer am Orientalischen Seminar, Gr.-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 54.

Meinhof, Frau Anna, Professor, Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 54.

Meister, Arno, i. Fa. Meister A.-G., Baumwollspinnerei, Erdmannsdorf i. Sachsen.

Meister, Rittergutsbesitzer, Biebrich, Villa Saengerau.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Meitzen, Dr., August, Professor, Geh. Regierungsrat a. D., Berlin W., Kleiststrasse 23.

Mende, Dr., Rechtsanwalt und Kgl. Sächs. Notar, Riesa.

Menges, Generalmajor z. D., Berlin NW., Siegmundshof 7.

Mennicke, C., Ingenieur, Berlin SW. 72, Wilhelmstrasse 128.

Mense, Dr. med., Cassel, Philosophenweg 28.

Mensing, A., Kapitän z. S. a. D., Berlin W., Kurfürstenstrasse 99.

Menzel, Dr. Fedor, Kaiserl. Postdirektor, Hauptmann a. D., Hamburg, Schlüterstrasse 74, pt.

Merck, E., Kaufmann, Hamburg 20, Erikastrasse 85.

Merensky, D. A., Missionsinspektor, Charlottenburg, Carmerstrasse 6.

Mertens, Wilhelm, Direktor der Samoa-Kautschuk-Compagnie A.-G., Berlin W. 9, Königin-Augustastr. 14.

Mesthaler, J., Kommerzienrat, Nürnberg, Jahnstrasse 6.

Metzke, Dr., Marineoberstabsarzt im Reichsmarineamt, Berlin W. 62, Wichmannstrasse 17, II.

Metzner, Dr., Marine-Generalarzt, Halle a. Saale, Hedwigstrasse 9.

*Meyer, H. C. Eduard, Konsul, Hamburg, Glockengiesserwall 1, II.

Meyer, Dr. Felix, Kammergerichtsrat, Berlin W. 15, Meierottostrasse 5.

Meyer, Ed. Lorenz, Hamburg, Glockengiesserwall, Scholvienhaus.

Meyer, Gottfried, Diplom-Ingenieur, Berlin, Potsdamerstrasse 121 b.

Meyer, Gustav, Rentier, Minden i. Westf., Hahlerstrasse 18.

Meyer, Dr. phil., Hermann, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Bismarckstr. 9.

*Meyer, Dr., Hans, Professor, Leipzig.

Meyer, Ulrich, Verlagsbuchhändler, Berlin W., Mansteinstrasse 6.

Meyer, Regierungsrat, Berlin, Flottwellstrasse 3, pt.

Meyer-Delius, H., Direktor der Deutschen Handels- und Plantagengesellschaft der Südseeinseln, Hamburg, Alsterdamm 3.

Michael, Dr., Landesgeologe, Berlin.

von Michael, Dr. jur., Rittergutsbesitzer, Gross-Plasten b. Klein-Plasten (Meckl.).

Michael, Pastor, Frauenhain (Bez. Dresden).

Michael, Pfarrer, Chemnitz, Stollbergerstrasse 7.

Michaelis, Professor Dr., Rostock (Meckl.), Bismarckstr. 22.

Michaelis, Frau, Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 55.

Michaelis, Missionsinspektor, Gr.-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 55.

*Michahelles, A., Kaufmann, Präses der Handelskammer, Hamburg, Sandthorquai 9.

Michels, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender der Handelskammer Cöln, Cöln a. Rh., Rechtschule 14/18.

Middendorf, Gregorius, Pater, Ord. Cap. Provinzial der Rheinisch-Westfälischen Ordensprovinz der Kapuziner, Königshofen im Elsass.

Minde, Paul, Kaufmann, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 26.

Minden, Dr. G., Direktor des Berliner Pfandbriefamts, Berlin W. 62, Kleiststr. 1.

Mismahl, F., Plantagenbesitzer, z. Zt. Grünau b. Berlin, Königstr. 7.

Missionskonferenz für die Provinz Posen, Vertreter: Past. Büchner, Posen W. 3, Kaiser Wilhelmstrasse 3.

Mittag, Heinrich, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 23.

Mittelstaedt, P., Oberingenieur, Charlottenburg, Knesebeckstr. 78.

Mittelstaedt, P., Frau, Charlottenburg, Knesebeckstr. 78.

Mock, W., Oberst a. D., Halensee bei Berlin, Karlsruherstr. 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Möbius, Dr., Professor, Geh. Reg.-Rat, Verwaltungsdirekt. d. Museums für Naturkunde, Berlin.
Modler, Justizrat, Berlin, Friedrichstrasse 173.
Mohr, Dr., Charlottenburg, Krummestrasse 50.
Moll, H., Justizrat Dr., Berlin W., Am Karlsbad 26.
Möllenhoff, Oberverwaltungsgerichtsrat, Dahlem bei Steglitz, Parkstrasse 18.
von Möller, P., Gutsbes., Engelholm (Schweden).
Möller, Staatsminister und Minister für Handel und Gewerbe, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 2.
Möller, Gerh., Fabrikant, Kupferhammer bei Brackwede.
Möllmann, C., Fabrikbes., Hemer.
Möllmann, Paul, Fabrikbes., Iserlohn.
Möllmann, Stephan, Iserlohn.
Moisel, M., Kartograph, Berlin W. 30, Zietenstr. 19.
Molenaar, Dr. jur., Bankier, Berlin W. 35, Potsdamerstr. 55.
Moliwe Pflanzungs-Gesellschaft, Hamburg, Afrikahaus.
Monke, Dr., Berlin, Invalidenstr. 44.
du Mont Schauberg, M., Verleger der Cölnischen Zeitung, Cöln.
Mönckeberg, Dr., Bürgermeister, Hamburg.
Graf von Montgelas, Maximilian, Oberstleutnant und Chef des Generalstabes des III. Armeekorps, Nürnberg, Laufertorgraben 43.
*von Morgen, Oberstleutnant (Stab d. Füs.-Reg. 39.), Düsseldorf.
von Morgen, Frau Oberstleutnant, Düsseldorf.
Moriz-Eichborn, Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer zu Breslau, Breslau.
Mosino, Ph., Rentier, Berlin W. 10, Rauchstr. 2.
Mottau, Oberstleutnant, Brandenburg (Hav.).
Mühlberg, Herm., Königl. Hoflieferant, Dresden, Wallstrasse.
Mühlenfels, Eisenbahndirektionspräsident a. D., Berlin, Vertr. des allgemeinen Deutschen Schulvereins, Friedenau.
Mühlens, Dr., Marinestabsarzt, Berlin NW., Lewetzowstr. 23, II e.
Mueller-Baudiss, Regierungsassessor, Charlottenburg, Schlossstrasse 45, II.
Mueller, Oberst und Kommandeur der Schutztruppe für Kamerun Buea (Kamerun).
Mueller, Franziska, Frau, geb. von Hocke, Leipzig, Funkenburgstr. 8, I.
Mueller, Oscar, Kaufmann, Berlin, Brücken-Allee 15.
Müller, A., Bankdirektor, Essen (Ruhr).
Müller, Carl, Kaufmann, Altenburg S./A., Wilhelmstr. 3.
Müller, Clemens, Kaufmann, Hamburg, Brandstwiete 58.
Müller, Georg, Bankier, Augsburg.
Müller, Gust., Kartograph bei der Kgl. Landesaufnahme, Wilmersdorf bei Berlin, Weimarschestr. 3.
Müller, Gustav, Pastor, Groppendorf bei Hakenstedt.
Mueller, Herbert, stud. jur. et cam., Berlin W. 50, Achenbachstr. 1, pt.
Müller, Joh. Fr., Dr., prakt. Arzt, Schönaich bei Röblingen (Württ.).
Müller, Ludolph, Bremen, Parkstrasse 81.
Müller, Dr. Max, Altdamm bei Stettin.
Müller, P., Pastor, Hamburg 7, Hühnerposten 26, I.
Müller, Peter, Kaufmann, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Mueller, V. H., Direktor, Leipzig, Thomasring 15.
Müller, W., Rittergutspächter, Borgstedt bei Gimmen.
Müller von Werra, Direktor, Berlin W. 50, Kurfürstendamm 14/15.
Muller-Beeck, F. G., Kaiserlich Deutscher Konsul, Nagasaki (Japan).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Müller-Brüderlin, Fabrikbes., Vorsitzender der Abteilung Crefeld, der D. K. G., Crefeld, Nordwall 26.

München. Orientalische Gesellschaft, München.

von Münchhausen, Baron, Vertreter des Jerusalems-Vereins, Gr.-Lichterfelde, Calandrellistrasse.

Münchmeyer, H., Kaufmann, Hamburg, Gr. Bleichen 56.

Munckel, Kaiserlicher Bankdirektor, Mülheim (Ruhr), Kaiserstr. 6.

Mund, H., Verlagsbuchhändl., Spandau, Breitestr. 25.

Musehold, Dr., Oberstabsarzt, Berlin W., Regensburgerstr. 15.

Museum für Völkerkunde, Lübeck.

Museum für Völkerkunde, Vertreter: Prof. Dr. Weule, Leipzig, Königsplatz 10/11.

Nachtwey, Pater, apostol. Präfekt in Deutsch-Südwestafrika, z. Zt. Deutsches Missionshaus (St. Bonifacius), Hünfeld bei Fulda.

Nagel, Arn., Oberleutnant a. D. und Redakteur der Täglichen Rundschau, Tempelhof, Dorfstr. 18.

Nagel, P., Eust., Kapuziner, Eichstätt.

Naht, A. W., Kaufmann, Hamburg, Hüxter 14.

Neidert, Oskar, Privatier, Würzburg, Maxstr. 1.

Dr. von Neidhardt, Grossherz.-Hess. Gesandter, Berlin W. 35, Magdeburgerstrasse 81.

Neubauer, Dr. Paul, Charlottenburg, Knesebeckstr. 72/73.

Neubecker, Dr. jur., Berlin, Alt-Moabit 113, II.

Neubürger, A., Kaufmann, Perleberg.

Neue Baumwollenspinnerei, Bayreuth.

Neufeld, Dr. Fred, Professor, Charlottenburg, Schlüterstr. 67.

Neumann, R. O., Dr. med. und phil., Privatdozent der Hygiene an der Universität Heidelberg, Werderstrasse 13.

Neumann, Oskar, Forschungsreis., Berlin N., Invalidenstr. 40.

Neumann, Dr., Professor, Weissenfels.

Neumann, Frau Professor, Weissenfels.

Neumann, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat, Berlin W. 30, Martin Lutherstr. 2.

von Neumayer, Dr. Professor, Wirkl. Geh. Rat, Neustadt a. d. H.

Neureuther, Generalmajor, München, Gabelsbergerstr. 17.

Neu Guinea-Compagnie, Vertreter: Direktor C. von Beck, Berlin NW. 52, Alt-Moabit 129.

Neuendettelsauer Missions-Gesellschaft, Neuendettelsau.

Nicolai, Major, Berlin, Vertr. d. Kriegsministeriums.

Niedieck, Carl, jr., Lobberich.

Nielsen, Senator, Bremen, Contrescarpe 100 a.

Nieper, E., Duala (Kamerun).

Niethammer, A., Geheimer Kommerzienrat, Kriebstein b. Waldheim.

Nikisch, Emil, Ober-Postsekretär im Kursbureau des Reichs-Postamts, Berlin NW. 6, Hannoverschestr. 3.

Nister, E., Fabrikbesitzer und Kommerzienrat, Nürnberg, Sulzbacherstrasse 11.

Nitsche, Pfarrer, Neukirchen (Wyhra).

Nitze, Bauinspektor, Berlin W. 30, Motzstr. 35.

Nocht, Dr., Hafenarzt, Physikus, Leiter des Seemannskrankenhauses und Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

Noggerath, Gebr., Kaufleute, Hannover.

Nolle, Ernst, Kaufmann, Berlin, Potsdamerstr. 10/11.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

*Nolte, Leutnant bei der Schutztruppe für Südwestafrika, z. Z. Deutsch-Südwestafrika.

Nordenholz, F. W., Konsul a. D., Berlin W. 62, Bayreutherstr. 39.

von Nostitz-Drzewiecki, Hans Gottfried, Oberregierungsrat, Dresden.

von Nostiz-Wallwitz, Rittmeister a. D., Leipzig, Lessingstr. 10.

von Oechelhaeuser, W., Dr. ing., Generaldirektor, Dessau.

Oehler, D., Missionsinspektor, St. Ludwig (Elsass), Vertreter d. Vereins für ärztliche Mission.

Oehme, Hauptmann, Berlin, Lüneburgerstrasse 6, II.

von Oertzen, Geh. Rat, Grossh. Mecklenburgischer ausserordentlich. Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.

von Oesterreich, Generalleutnant z. D., Charlottenburg, Berlinerstrasse 39.

Ohly, Hofprediger, Berlin, Hindersinstrasse 7, pt.

Ohnesorg, Oberst, Berlin W. 30, Elsholzstr. 13, pt.

Oldekop, F., Vizeadmiral z. D., Hannover, Lüerstr. 5.

Oldemeyer, E. A., Bremen, Contrescarpestrasse 51.

Ollendorff, L., Berlin NW., Dorotheenstrasse 45.

Oloff, F., Kaufmann, Bremen, Langenstrasse 10/11.

Oloff, Alida, Frau, Bremen, Langenstrasse 10/11.

Olpp, Pastor und Missionssekretär, Barmen, Königstr. 102.

Olshausen, Geh. Medizinalrat, Professor, Berlin N. 24, Artilleriestr. 19.

Opitz, Arthur, Bergwerksdirektor, Berlin NW. 87, Hansa-Ufer 8.

Opitz, Dr. jur. Max, Friedenau, Ringstrasse 4.

Freiherr von Oppenheim, Dr., Legationsrat, Cöln.

*Oppenheim, Hugo, Geh. Kommerzienrat, Berlin W. 10, Matthäikirchstrasse 3 b.

Oppermann, Hans, cand. jur., Berlin W. 62, Kurfürstenstr. 99 a.

Oppert, Arzt, Friedenau, Ringstrasse 57.

Orth, Dr. Prof., Geh. Regierungsrat, Berlin, Vertr. d. Landwirtschaftlich. Hochschule.

von der Osten, Graf, Gross-Jannewitz (Pommern).

von der Osten, Hofmarschall, Berlin SW. 12, Wilhelmstr. 102.

Oster, Fabrikbesitzer, Tsingtau,

von Osterroth-Schönberg, Rittergutsbesitzer, Schloss Schönberg (Oberwesel).

Ostertag, Professor Dr., Berlin NW. 6, Tierärztliche Hochschule.

O'Swald, Senator, Hamburg, Alsterglacis 14.

O'Swald, Albrecht, Hamburg, Hochallee 88.

Otavi-Minen- u. Eisenbahngesellschaft, Berlin W. 64, Behrenstr. 14/16.

Otte, Hauptzollamtsvorsteher, Sagan, Ludwigsplatz 11.

Ottens, F., Kaufmann, Hamburg, Paulstr. 29.

Otto, Erich, Pastor, Berlin NW. 5, Perlebergerstr. 46.

Otto, K., Berlin N. 58, Kuglerstrasse 11, I.

Paalzow, Fr., Dr. med., General-Oberarzt, Berlin, Vertret. des Kriegsministeriums.

Paasche, Dr., Geh. Reg.-Rat, Professor, II. Vizepräsident des Deutschen Reichstages, Berlin.

Pabst & Lambrecht, Nürnberg, St. Johannisstr. 29.

Paech, Fritz, Dr. jur., Berlin W., Steinmetzstr. 3.

Paech, Fregattenkapitän, Berlin W., Passauerstr. 12.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Paetel, Hermann, Dr., Geheimer Kommerzienrat, Berlin W., Karlsbad 16.
Paetel, Alfred, Verlagsbuchhändler, Charlottenburg, Kurfürstendamm 36.
Paetel, Frau, Charlottenburg, Kurfürstendamm 36.
Paetow, Oberstleutnant, Danzig.
Pagenstecher, L., Konsul a. D., Hamburg, Graskeller 1, III.
Pahde, Adolf, Dr., Professor, Crefeld.
Palmer, H., Pastor, Veltheim a. d. Ohe, Vertret. d. Ev.-Luth. Missionsvereins im Hrzgt. Braunschweig.
Palmié, Kommerzienrat, Konsul, Dresden-A., Hohestr. 12.
Pannek, Dr., prakt. Arzt, Potsdam, Charlottenstr. 38.
Parisius, Missionar, Berlin, Vertr. d. Ges. z. Förder. d. evang. Mission unter den Heiden.
Partisch, Gymnasial-Oberlehrer, Frankenstein, Oberschlesien.
Partsch, Josef, Professor Dr., Geheimer Regierungsrat, Leipzig, Parkstrasse 11.
Pasch, Max, Königlicher Hofbuchhändler, Berlin SW. 68, Ritterstr. 50.
Paschen, H., Charlottenburg, Schlüterstr. 45.
Passarge, S., Dr., Professor, Breslau, Kurfürstenstr. 31.
Passow, Richard, Dr. jur. et phil., Berlin SW. 11, Schönebergerstr. 23.
Patschke, Rudolf, Kaufmann, Danzig, Holzmarkt 2.
Pauen, Dr., Kgl. Gerichtsassessor, Cöln a. Rhein, Werderstr. 27.
Paul, Pfarrer, Lorenzkirch b. Strehla (Elbe).
Paul, M., Kaufmann, Bremen, Schüsselkorb 15/16.
Dr. Paulssen, Grossherzogl. Sächs. Geheimer Legationsrat, Berlin W. 50, Rankestr. 22.
Paulus, Ernst, Fabrikant und Stadtrat, Markneukirchen.
Paulus, Hauptmann, Nürnberg, Bücherstr. 17.
Payne, Hauptmann a. D., Strassburg i. E., Odilienstr. 1.
Peerenboom, Dr., Marineoberstabsarzt, Werftarzt und Mitglied der Schiffs-Prüfungs-Kommission, Kiel.
Peine, Arthur, Hamburg, Tesdorpfstrasse 12.
Pelizaeus, G., Bremen, Caprivistrasse 9.
Perthes, Justus, Geographische Anstalt, Vertreter: Herr Professor Dr. Supan, Gotha.
Petermann, Th., Dr., Professor, Vertr. d. Gehestiftung, Dresden, Kl. Brüdergasse 21.
D. Peters & Co., G. m. b. H., Neviges.
Petersen, A., i. Fa. W. Bechtel & Co., Hamburg, Alterwall 58.
Petersilie, Dr., Geh. Regierungsrat, Professor, Friedenau, Wielandstrasse 10.
von Petery, Walter, Vorsteher der Samenabteilung im Argent. Landwirtschaftsministerium, Buenos Aires, Oficina de Agronomia, Calle Florida 753.
Petrick, E., Zimmermeister, Waldenburg (Schlesien).
Petsch, Robert, Rentner, Berlin SW. 61, Waterlooufer 3.
Petsch, Frau Louise, Rentiere, Berlin SW. 61, Waterlooufer 3.
Petzoldt & Schliephacke, Dresden N.
Pfannenstiel, Dr., Geh. Medizinalrat, Profess., Giessen, Klinikstr. 28.
von Pfeil, Graf, Dr. Joachim, Kammerherr, Friedersdorf (Kr. Lauban).
von Pflaum, Alex, Geh. Kommerzienrat, Stuttgart, Militärstr. 24.
Pflüger, W. H., stud., London W., 22a Queens Road, Hyde Park.
Philippi & Co., Wm., Hamburg, Paulstr. 29.
Philippson, Kaufmann, Berlin W., Kurfürstenstr. 42, II.
Philippona, Apotheker, Gr.-Lichterfelde W., Mommsenstr. 10.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Picht, Kaufmann, Berlin, Dorotheenstrasse 59.
Pickert, Dr., Direktor, Kiel-Gaarden.
Piehl, A., Konsul, Berlin.
Pieler, Bergrat, Ruda in Oberschl.
Pietschker, Dr., Ev. Pfarrer, Potsdam, Marienstrasse.
*von Pilis, Friedrich, Direktionsmitglied des Nordd. Lloyds, Bremen.
Pinkert, F., Rentier, Berlin W., Jägerstr. 32.
Pintsch, Julius, Geheimer Kommerzienrat, Berlin W. 9, Tiergartenstrasse 4 a.
Piper, E., Ruhrort, Dammstrasse.
Plähn, Dr., Direktor, Waldkirch (Breisgau).
Plassmann, Otto, Bürgermeister, Paderborn.
Plate, Geh. Rechn.-Rat, Bureaudirektor des Abgeordnetenhauses, Berlin W., Leipzigerstr. 4.
Plate, Geo, Präsident der Bremer Baumwollbörse, Bremen, Am Markt 14, I.
Plehn, A., Dr., Privatdozent, Berlin SW. 29, Bellealliancestr. 17.
Plüddemann, M., Konteradmiral z. D., Wilmersdorf b. Berlin, Kaiserallee 180.
Pöch, Dr. med., Wien IX 2, Pelikangasse 14.
Pogge, W., Rittergutsbesitzer, Roggow bei Lalendorf i. M.
Pohlmann, A., Hohenaspe.
Popitz, David, Kaufmann, Leipzig, Moschelesstrasse 9.
Popitz, Frau Marg., Leipzig, Moschelesstr. 9.
Porsch, Dr., Justizrat, Fürstbischöfl. Konsistorialrat, 1. Vizepräsident des preussischen Abgeordnetenhauses, Breslau 1, Ohlauerstrasse 14.
Graf von Posadowsky-Wehner, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Innern, Berlin.
von Poser und Gr.-Nädlitz, Generalmajor z. D., Friedenau, Stierstrasse 22.
von Poser, Dr., Regierungs-Referendar, Breslau, Moritzstr. 1.
Prächtel, C., Fabrik für Tropenmöbel, Berlin SW. 19, Krausenstrasse 31/32.
Prager, Erich, Assistent der Deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W. 9, Schellingstr. 4.
Preil, Oberleutnant, Lome (Togo), Westafrika.
Preiss, C., Hamburg, Gr. Reichenstrasse 23.
Pressel, Direktor im Reichspostamt, Berlin W. 66, Leipzigerstr. 14/18.
Preuss, Justizrat, Köpenick.
Prietze, Walther, Pfarrer und Geograph, Könige rode (Harz).
Prinzhorn, A., Fabrikdirekt., Hannover, Lindenerstr. 46.
Pufahl, Dr., Professor, Berlin N. 4, Invalidenstr. 44.
von Puttkammer, Leutnant der Kaiserl. Schutztruppe für Kamerun, Buea.

Quaas, Dr. A., Kgl. Geologe, Berlin NW. 52, Spenerstr. 26, II.
Quante, Dr., Berlin NW., Marienstrasse 16.

Raab, Carl Friedrich Gustav, Fabrikant, Weissenburg (Bayern).
Rabe, Eduard, Präses der Handelskammer, Lübeck.
Raffloer, Fräulein M., Rentiere, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 199.
Rahmann, H., Kaufmann, Bremen, Kaiserstr. 25/27.
Raky, Generaldirektor, Erkelenz.
Ramelow, Assessor, Berlin, Keithstrasse 17.
Ramelow, Frau Assessor, Berlin W. 10, Keithstr. 17.
Ramelow, Frau, Berlin N. 4, Kesselstrasse 11, I.
Ramsay, Hauptmann a. D., Halensee, Westfälischestr. 42.
Ramsay, Frau Hauptmann, Halensee.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

v. Rantzau, Kammerherr, Schwerin (Meckl.), Jägerweg 4.
Raschdau, Kaiserlicher Gesandter z. D., Berlin NW. 7, Sommerstr. 6.
Rassau, Oberveterinär, Windhuk.
vom Rath, Legationsrat, Berlin, Unter den Linden 4 a.
Rathgen, Professor Dr., Heidelberg, Ziegelhäuser Landstrasse 52.
Rathgen, Frau Professor Dr., Heidelberg.
Rathscheck, Pankratius, P., Essen (Ruhr), Franziskaner-Kloster.
von Rauch, Generalmajor, Kommandeur d. 17. Kav.-Brig., Schwerin i. Meckl., Orleansstrasse 18.
Rauert, Dr. Ernst, Arzt, Berlin N., Chausseestrasse 56.
von Raumer, Hauptmann im Generalstabe, Charlottenburg, Carmerstrasse 17.
Rausch, E., Leutnant, Duala (Kamerun).
Raussendorff, Hugo, Rentier, Berlin W. 15, Kurfürstendamm 206/07.
Graf von Redern, Kaiserl. und Königl. ausserordentl. Gesandter und bevollmächtigter Minister, Major a. D., Görlsdorf bei Angermünde.
Redlich, Vertreter der Magdeburgischen Zeitung, Friedenau.
Reh, Th., Regierungsbaumeister a. D., Charlottenburg, Bleibtreustrasse 14.
Reh, Th., Frau, Charlottenburg, Bleibtreustrasse 14.
Rehberg, Dr., Medizinalrat, Schwerin i. Meckl., Kl. Paulstrasse 22.
Rehbock, Th., Regierungsbaumeister, Professor, Karlsruhe (Baden), Südl. Hildapromenade.
Rehders, E., Berlin, Behrenstrasse 14/16 (Deutsch-Asiatische Bank).
Reich, Dr. Max, Professor, Marineoberstabsarzt a. D., Gross-Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 19.
Reichensperger, Carl, Landgerichtspräsident, Koblenz.
Reichelt, Heinr., Kaufmann, i. Fa. v. Tippelskirch & Co., Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 127.
Reimann, Juwelier, Berlin W. 8, Friedrichstrasse 189.
Reimann, Frau, Berlin W. 8, Friedrichstrasse 189.
Reinhard, Dr. med., Cöln, Kaiser-Wilhelm-Ring 50.
Reinhard, Sanitätsrat Dr., Homberg (Bez. Cassel).
Reinhard, Pastor, Oberlehrer an der Fürstenschule, Grimma i. Sa.
Reiniger, Missionar, Eberswalde, Vertr. d. Ges. zur Beförderung der evang. Mission unter den Heiden.
Reintgen, Dr., Halensee, Joachim-Friedrichstrasse 56.
Reiss, Carl, Geh. Kommerzienrat, Generalkonsul, Mannheim.
Freiherr von Reitzenstein, Wirkl. Geh. Rat, Weimar.
Remmer, Wilhelm, Bierbrauerei, Bremen, Buntentorsteg 564.
Renck, C., Kommerzienrat, Harburg (Elbe).
René, Konsul, Berlin.
Renisch, Dr., Schulrat, Königl. Seminardirektor, Köpenick.
Rennert, Dr., Redakteur, Zimmerstrasse 95/96.
Rentner, E., Lehrerin, Rixdorf, Thüringerstrasse 39.
Retzlaff, Max, Hamburg, Brandsende 29.
J. L. Rex, G. m. b. H., Berlin W. 8, Leipzigerstrasse 22.
von Rex, Victor, Graf, Hofmarschall, Dresden, Wienerstrasse 60.
Freiherr von Rheinbaben, Königl. Staats- und Finanzminister, Berlin C. 2, Finanzministerium.
Rheinisch-Westfälische Disconto-Gesellschaft, A.-G., Aachen.
Richelot, Dr., Marine-Oberstabsarzt, z. Zt. Friedenau, Wielandstr. 7.
Richter, Assessor, Wannsee, Villa Richter.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Richter, W., Kaufmann, Berlin, Potsdamerstrasse 10/11.
Richter, Frau, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.
Richter, Alfred, stud. phil., Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, M., Frau, Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, C., Holzhandlung, Neustaedtel bei Schneeberg.
Richter, Fritz, Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, Dr., Hans, Berlin W. 7, Unter den Linden 78.
Richter, Julius, Pfarrer, Schwanebeck bei Belzig.
Richter, P., Oberrichter, Berlin W., Köthenerstrasse 41, III.
Richter, R., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 57, Potsdamerstrasse 95.
Richter, Th., Apotheker, Wittenberg (Halle).
von Richthofen, Freiherr, Dr., Staatsminister, Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Berlin W. 9, Königgrätzerstrasse 136.
von Richthofen, Freiherr, Geh. Regierungsrat, Professor an der Universität, Berlin W. 62, Kurfürstenstrasse 117.
von Richthofen, Freiherr, Legationssekretär, Berlin W. 9, Königgrätzerstrasse 136.
von Richthofen, Freiherr, Oberleutnant, Berlin, Alsenstr. 10, II.
Riegel, Stabsarzt, Berlin, Essenerstrasse 26.
Rieppel, Dr. A., Kgl. Baurat, Nürnberg 24, Aelt. Kramer-Klattstr. 12.
Rigler, Dr., Bezirkschef in Kamerun.
Rippler, H., Chefredakteur d. Täglichen Rundschau, Berlin SW. 12, Zimmerstrasse 7.
Ritter, C., Hotelbesitzer, Homburg v. d. H., Ritters Park Hotel.
von Ritter, Freiherr, Hauptmann, Karlsruhe i. B., Westendstr. 60.
Robinow, Dr., Hamburg, Harvestehuderweg 40.
Rodewald, Major z. D., Breslau, Königsplatz 6.
Roeder, Eugen, Budenheim bei Mainz.
Röhl, Eduard, Rentier, Südende, Anhalterstrasse 6.
Röhrecke, Bruno, Fabrikant, Berlin NW. 7, Brückenallee 31.
Röhrig, F. W., Fabrikant, Präses der Rheinischen Missionsgesellsch., Barmen, Alleestr. 191.
Römer, Missionsinspektor, Vertreter der Gossnerschen Mission, Friedenau, Handjerystr. 19/20.
Röper, Hauptmann und Generalsekretär des Hauptausschusses für Berlin und die Mark Brandenburg d. Deutschen Flottenvereins, Berlin, Bernburgerstr. 35.
Roer, G., Paul, Schiffsreeder, Emden.
Röseler, Wilh., Kommerzienrat, Berlin C. 19, Niederwallstr. 14.
Roessler, A., Frau, verw. Hptm., Berlin W., Wittenbergplatz 3 a, II.
Roessler, Frau Kommerzienrat, Chemnitz.
Röttcher, C., Hoftraiteur, Ludwigslust.
Rohde, Georg, i. Fa. Matthias Rohde & Co., Hamburg, Gr. Reichenstrasse 25/33.
Roloff, Privatdozent, Berlin W., Bayreutherstr. 11.
Romen, Dr. jur., Geh. Kriegsrat, Vortragender Rat im Kriegsminister., Berlin W. 30, Viktoria-Luiseplatz 3.
Rose, F., Geh. Legationsrat, Gross-Lichterfelde-Ost, Auguststrasse 9.
Rose, Joh. Adolf, Dr. med., Lübeck, Pleskowstr. 4.
Rose, Dr., Geh. Medizinalrat, ord. Hon.-Profess., Berlin W. 50, Tauenzienstrasse 8.
Rose, E., Kais. Deutscher Konsul, Surabaia (Niederländ. Indien).
Rosenberg, Herm., Bankdirektor, Berlin W., Behrenstr. 32.
Rost, Heinrich, Kaufmann, Leipzig, Brühl 3.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Rotenhan, Freiherr, Generalmajor, Nürnberg, Maxtorgraben 27.
Rothe, General d. Artill. z. D., Berlin W. 56, Tauenzienstr. 6, I.
Röttig, Dr. Pastor, Berlin, Ges. z. Beförder. d. evangel. Mission unter den Heiden.
Rottner, Postinspektor, Görlitz.
Rubitschung, Carl, Kaufmann, Gross-Lichterfelde, Berlinerstr. 160.
Rudorff, Oberlandesgerichtsrat, Hamburg, Hofweg 26.
Ruediger, Berlin W., Regensburgerstrasse 17.
Rüger, Kommerzienrat, Dresden-A., Lukasstr. 6.
Ruete, Said, Berlin W. 35, Magdeburgerplatz 2.
Ruete, Frau Said, Berlin.
von Ruffer, H., Rudzinitz (Kreis Gleiwitz).
Ruge, Dr., Marine-Oberstabsarzt, Kiel.
Ruhm, H., Stadtrat und Hüttendirektor, Waldenburg (Schlesien).
Russ-Suchard, C., Kommerzienrat, Neuchatel (Schweiz).
Rust, Ernst, Fabrikbesitzer, Berlin W. 15, Uhlandstr. 173/174.
Rust, Hans, Referendar u. Majoratsherr auf Kleutsch, Post Gnadenfrei i. Schles.

Sabersky, Referendar, Berlin, Keithstrasse 4.
Sachau, Dr. Professor, Geh. Reg.-Rat, Direktor des Seminars f. Orientalische Sprachen, Berlin.
Sachs, Hauptmann a. D., Hohenfels b. Algermissen.
Sachse, Frau Wirkl. Geh. Rat, Berlin W. 62, Kleiststrasse 35.
Sachse, Clara, Fräulein, Berlin W. 62, Kleiststr. 35.
Sachse, Gertrud, Fräulein, Berlin W. 62, Kleiststr. 35.
Saeftel, Fritz, Carlsruhe (Oberschl.).
Säuberlich, Amtsrat, Gröbzig.
*Sager, Hermann, Fabrikant, Neumünster.
von Salmuth, Hauptmann a. D., Braunschweig, Steintorwall 6.
Salmuth, L., Salmuthshof bei Güsten.
Salomon, Dr. Max, Hermsdorf i. M.
Salzmann, Dr. H., Apothekenbes., Vorsitzender d. Deutschen Apothekervereins, Berlin W., Achenbachstrasse 3.
Samassa, Professor Dr., Grunewald bei Berlin.
Sander, Dr., Marinestabsarzt a. D., Sekretär der Deutschen Kolonialgesellschaft, Friedenau, Ringstr. 50, II.
Sander, Frau Dr., Marinestabsarzt, Friedenau, Ringstr. 50, II.
von Sandersleben, Rittergutsbesitzer, Alt-Hörnitz b. Zittau i. Sa.
Sandleben, W., i. Fa. Sandleben & Förster, Hamburg, Glockengiesserwall 25/26.
von Sandrart, Major, Potsdam, Persiusstr. 1.
von St. Paul-Illaire, Kaiserlicher Bezirksamtmann a. D., Generalbevollmächtigter der Rheinischen Handel-Plantagengesellschaft, Cöln, Habsburgerring 1.
Sanne, L., Kaufmann, Hamburg, Oderfelderstr. 6.
Sannemann, Dr., Regierungsrat, Berlin NW., Klopstockstr. 18.
Sarnow, Frau Dr., Friedenau, Niedstrasse 25.
Sarnow, Louise, Frl., Friedenau, Niedstr. 25.
„Sarotti", Chokoladen- u. Cacao-Industrie, Akt.-Ges., Berlin SW. 61, Belle-Alliancestr. 81.
von Sarwey, Generalleutnant z. D., Charlottenburg, Kantstr. 137.
Schacht, Hjalmar, Dr., Friedenau, Lauterstr. 38.
Schad, Arnold, Kaufmann, Swakopmund, D. S. W. A.
Schade, Gerichtsassessor, Schwerin i. M., Steinstr 28.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schaefer, H., Dr., Ohrenarzt, Neustadt a. Haardt, Poststr. 16.
Schäfer, H., Kaiserlicher Postdirektor, Bückeburg.
Schaefer, Ernst, Kaufmann, Limburg a. Lahn, Obere Schiedstr. 10.
Schäfer, Oswald, Danzig.
Schaefer, P., Rentner, Liegnitz, Hedwigstr. 23.
Schaeffer, Oberkriegsgerichtsrat, Breslau, Kaiser Wilhelmstr. 25 a.
Schaeffer, Frau Oberkriegsgerichtsrat, Breslau.
Schaeffer, P. C., Exaten b. Baaksem (Holland).
Schaller & Söhne, J. G., Schmöllner Holzschuh- u. Pantoffelfabrik, Schmölln, S.-A.
Schaller, C., Fabrikbesitzer, Berlin NW. 30, Klopstockstr. 20.
Schantung-Bergbau-Gesellschaft, Berlin W., Behrenstr. 14.
Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin W. 49, Behrenstrasse 14, I.
Schanz, Moritz, Chemnitz, Weststrasse 54.
Schappach & Co., Alb., Berlin W., Markgrafenstr. 48.
Scharlach, Dr. jur., Rechtsanwalt, Hamburg.
Scharpenseel, Ludwig, Bochum.
Schauinsland, Dr., Prof., Direktor des Städtischen Museums für Natur-, Völker- und Handelskunde, Bremen.
Scheel, Wilhelm, Geheim. Kommerzienrat, Rostock i. M.
von Scheffer, Generalleutnant, Berlin W. 50, Rankestr. 21, II.
Scheidemantel, Carl, Berlin W., Tauenzienstr. 12.
Scheidt, Erh. Aug., Fabrikant, Kettwig.
Scheidt, Erh. Aug., Frau, Kettwig.
Scheidtweiler, Br., Kaplan, Reinickendorf/O., Benkestrasse.
Scheler, C. F., Charlottenburg 5, Holtzendorffstr. 1, Portal 1, I.
Schenck, A., Dr., Professor, Halle a. Saale, Schillerstr. 7.
Scheppe, Oberst, Boppard.
Scherner, Hauptmann a. D., Schlehdorf, O.-B.
Scherner, Frau Hauptmann a. D., Schlehdorf, O.-B.
Schian, Dr., Generaloberarzt i. d. Kaiserl. Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Rendsburg.
Schiemann, Dr., Professor, Berlin W. 15, Uhlandstr. 180.
Schiffswerfte u. Maschinenfabrik (vorm. Janssen & Schmilinsky), A.-G., Hamburg.
Schiller, Oberleutnant a. D., Berlin W. 15, Fasanenstr. 45.
Schilling, Dr., Regierungsarzt, Westend, Ahornallee 12.
Schilling, Frau Dr., Regierungsarzt, Westend, Ahornallee 12.
Schillings, C. G., Weyerhof-Gürzenich.
Schimmelpfeng, W., Berlin W. 8, Charlottenstr. 23.
Schimmelpfeng, Frau, Berlin W. 8, Charlottenstr. 23.
Schimmelfennig, Major, Berlin W. 50, Bambergerstr. 43.
Schimmelpfennig, Frau Dr., Guben.
Schinckel, Max, Bankier u. Direktor, Hamburg, Adolphsbrücke.
Schinke, Bruno, Missionar, Oeventrop.
von Schkopp, Eberhard, Berlin W. 15, Uhlandstr. 44.
Schlagintweit, Max, Major a. D., München, Arcisstr. 9.
Schleber, Georg, Kommerzienrat, Greiz.
Schleicher, W., Regierungsbaumeister, Düsseldorf.
Schlemm, Julie, Fräulein, Berlin W. 10, Viktoriastr. 4 a.
Schlesinger, Philipp, Bankier, Berlin NW., Händelstr. 3.
Schlinck, Julius, Dr., Mannheim.
H. Schlinck & Co., Mannheim.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlosser, Oberleutnant d. Schutztruppe in Kamerun, Charlottenburg 2, Knesebeckstr. 76.
Schlüter, Ferd. E., Kaufmann, Hamburg, Magdalenenstrasse 60.
*von Schlumberger, Dr., G., Wirkl. Geh. Rat, Gebweiler.
Schlumberger, P., Gutsbesitzer u. Fabrikant, Mülhausen im Elsass, Lazarethstrasse.
Schlunk, Pfarrer, Bottchow.
Schlunk, Karl, Pfarrer, Neuendorf bei Nowawes-Neuendorf.
Schmalz, R., Professor, Dr. med., Berlin NW., Luisenstrasse 56.
Schmeisser, Geh. Bergrat, erster Direktor der Königlichen Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin, Berlin.
Schmeisser, Frau, Geh. Bergrat, Berlin N., Invalidenstrasse 44, II.
Schmidt, Dr., Generalstabsarzt der Marine, Berlin W. 50, Neue Ansbacherstrasse 19.
Schmidt, Dr., Landrat, Montabaur.
Schmidt, Intendantur-Rat, Berlin W. 15, Joachimsthalerstrasse 27, I.
Schmidt, Georg, Königl. Sächs. Hofrat, Hauptmann d. L. a. D., Plauen i. V.
Schmidt, Kaufmann, Berlin, Potsdamerstrasse 127/128.
Schmidt, Hans, Hamburg 11, Rödingsmarkt 24.
Schmidt, Dr., J., Kuratus, Britz b. Berlin, Rudowerstr. 90, I.
Schmidt, K., Tsingtau (Kiautschou).
Schmidt, Max, Divisionspfarrer d. Schutztruppe für Südwestafrika.
Schmidt, O., Kaufmann, Blankenburg (Harz), Rohdenbergstrasse 12.
Schmidt, Dr., Paul, Rechtsanwalt, Dresden 14, Franklinstrasse 11.
Schmidt, Dr., Richard, Universitäts-Professor, Hofrat, Freiburg im Breisgau.
Schmidt, Richard, Fabrikant, Plauen i. V., Strassbergerstr. 53.
Schmidt, Rochus, Major d. 3. Gendarmerie-Brigade, Berlin W. 50, Würzburgerstrasse 14.
I. M. Schmidt & Co., Dresden-A., Frauenstrasse 14.
von Schmiterlöw, B., Oberstleutnant a. D., Charlottenburg 2, Carmerstrasse 15, pt.
Schmitt, Georg, Kunstmaler, Berlin W. 50, Nachodstrasse 41.
Schmitt, Andreas, P. Lector, Berlin NW. 21, Turmstrasse 44.
Schmitt, Leutnant, Regensburg.
Schmöle, Aug., Kommerzienrat, Iserlohn.
Schmöle, Aug. Theodor, Landrat, Kosten in Posen.
Schmöle, Kaufmann, Bremen, Domshof 10.
*Schmoller, G., Professor Dr., Berlin W. 62, Wormserstrasse 13.
Schmoller, Frau Professor, Berlin, Wormserstrasse 13.
Schnee, Dr. med., Arzt, Gross-Lichterfelde, Bahnstrasse 26.
Schneider, Georg, Berlin SO. 16, Köpenickerstrasse 74.
Schneider, Dr., Reg.- und Schulrat, Frankfurt a. O.
Schnell, Dr., P., Professor, Mühlhausen i. Th.
Schniewind, H., sen., Kommerzienrat, Elberfeld, Steuerdeich 76.
Schniewind, Frau Ww. Jul., Elberfeld.
Schnitzler-Erckens, Julie, Fräulein, Düsseldorf, Bleichstrasse 1.
Schoede, H., Architekt, Berlin W. 57, Bülowstrasse 40a, I.
F. von Schoeler, Rentier, Berlin W. 30, Martin Lutherstrasse 7.
*Schoeller, Dr., M., Rittergutsbesitzer, Berlin.
Schoeller, Geh. Seehandlungsrat a. D., Berlin W., Unter den Linden 35.
Schoen, Dr., Kaiserl. Regierungsrat, Grunewald bei Berlin, Kunzbuntschuhstrasse 2a.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schoenner, Kommerzienrat und Fabrikbesitzer, Nürnberg, Frauentorgraben 43.

Graf von Schönborn, Dr., Erwin, München, Briennerstrasse 16.

Schöne, Dr., Wirkl. Geh. Rat, Generaldirektor der Königl. Museen, Berlin W. 10, Tiergartenstrasse 27 a.

Schönfelder, Kapitän z. S., Vertr. des Reichsmarineamts, Berlin.

Scholz, Ludwig, Lüderitzbucht.

Schonlau, Rechtsanwalt, Mülheim a. Ruhr, Notweg 41.

Freiherr von Schorlemer, Dr., Oberpräsident der Rheinprovinz, Coblenz.

Schotte, Max, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 41 a.

Schotte, Frau Augusta, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 41 a.

Schotte, Rudolf, Verlagsbuchhändler, Berlin W. 35, Potsdamerstrasse 41 a.

Schrader, Bergrat, Eisleben.

Schrameier, Dr., Kaiserlicher Admiralitätsrat, Tsingtau, Kiautschou.

Schramm, E. W., Leutnant a. D., Bandjermasin, Süd-Ost-Borneo.

Schramm, Ernst W., Rentier, Hamburg, Rotherbaum-Chaussee 227.

Schreiber, Oberregierungsrat a. D., Stettin, Derfflingerstrasse 3.

*Schreiber, A. W., Missionsinspektor, Bremen, Vertreter der Norddeutschen Missionsgesellschaft.

Schröder, Ernst Max, Kaufmann, Meissen, Neudörfchen.

Schröder, Gerh., Windhuk, Hotel Leuffgen.

Schröder, Kapitän z. See, Berlin, Vertr. des Reichs-Marine-Amts.

Schroeder, Max, Kaufmann, Berlin SW., Belle-Alliancestrasse 26, I.

*Schroeder-Poggelow, Dr., Rittergutsbesitzer, Berlin W. 10, Rauchstrasse 13.

Schubert, Hauptmann und Lehrer an der Kriegsschule, Neisse, Gartenstrasse 2/3, I.

von Schubka, Generalmajor z. D., Potsdam, Sophienstrasse 8.

Schuchardt, Frl., Burg Kahlenberg.

Schüffner, Wilhelm, Dr. med., Sumatra (Deli).

R. Schürenberg & Co., München-Gladbach.

Schütt, Heinrich, Hamburg.

Schütte-Felsche, Wilhelm, Fabrikant, Leipzig-Gohlis, Menckestrasse 33/37.

Schütz, Regierungsbaumeister, Berlin W., Alvenslebenstrasse 10, I.

Schulte im Hofe, Dr., Berlin SW. 11, Dessauerstrasse 11.

Schultz, Dr. A., Bergedorf, Reinbeckerweg 29.

Schultz, A., Rentier, Berlin NO. 18, Lichtenbergerstrasse 5, I.

Schultz, J., Baumeister, Berlin C. 19, Wallstrasse 25.

Schultz-Engelhard, Alfred, Bankier, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 7 a.

Schultze, W., Direktor d. Aktien-Gesellschaft Schaeffer & Walcker, Berlin SW. 68, Lindenstrasse 18/19.

Schultze, Frau Direktor, Berlin SW. 68, Lindenstrasse 18/19.

Schulz, Pastor, Toitenwinkel, P. Gehlsdorf i. Meckl.

Schulz, Hans, Dr. jur., Rittergutsbesitzer, Liebenfelde bei Soldin.

Schulz, Dr Hans, Steglitz, Vertreter des Allgemeinen Deutschen Schulvereins im Auslande.

Schulze, Syndikus, Vertreter der Handelskammer, Dresden.

Schulze, Ad., Diakonus, Niesky (O.-Lausitz).

Schuster, Rudolf, Blankensee.

Schwabach, Geh. Regierungsrat, Berlin W. 10, Hohenzollernstrasse 8.

Schwabe, Hauptmann, Gross-Lichterfelde, Vertreter des Kriegsministeriums.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwabe, Willmar, Dr., Königl. Kommerzienrat, Stadtrat, Leipzig, Querstrasse 5.
Schwabe, Adolph, Konsul a. D., Berlin SW. 97, Wilhelmstrasse 29.
Schwarz, W. E., Geh. päpstlicher Kammerherr, Kuratus an St. Mathias, Berlin W., Potsdamerstr. 37, I.
Schweinfurth, G., Professor Dr., Berlin W., Potsdamerstrasse 75 a.
von Schweinitz, Frau Gräfin, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 31.
von Schweinitz, Graf, Hermann, Charlottenburg, Knesebeckstrasse 31.
Schwencke, Dr. E., Hamburg, Vertreter d. Ostasiatischen Vereins.
Graf von Schwerin-Göhren, Göhren bei Woldegk in Meckl.
Graf von Schwerin-Löwitz, Präsident des Deutschen Landwirtschaftsrats, Mitglied des Reichstags und Abgeordnetenhauses, Berlin SW. 11, Königgrätzerstrasse 43.
Schwesinger, Dr. J., Kaiserl. Regierungsarzt, Samoa.
Schwindt, I. Bürgermeister a. D., Charlottenburg, Knobeldorffstr. 8, II.
Scipio, Wilh., Reg.-Assessor, Berlin, Hotel Bellevue.
von Seherr-Thoss, Freiherr, Königl. Hauptmann a. D., Warmbrunn (Schlesien).
Seidel, J. H., Rektor, Berlin, Zehdenickerstrasse 18.
Seidel, Pfarrer, Naundorf bei Oschatz i. Sa.
Seidenspinner, Dr. jur., Wirkl. Geh. Kriegsrat, Berlin W. 10, Bendlerstrasse 37.
Seiler, Gottfried, Pfarrer, Feucht bei Nürnberg.
Seitz, Dr., Wirkl. Legationsrat, Charlottenburg, Joachimsthalerstrasse 43.
Selberg, Emil, Berlin NW., Alsenstrasse 10.
Seler, Eduard, Dr., Universitäts-Professor, Steglitz, Kaiser-Wilhelmstrasse 3.
Seler, Cäcilie, Frau, Steglitz, Kaiser-Wilhelmstrasse 3.
Selke, Landmesser, Berlin, Kolonial-Abteilung.
Sellin, A. W., Direktor der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., Hamburg, Afrikahaus.
Sembritzki, Gouvernementslehrer a. D., Charlottenburg, Krummestrasse 37.
Sering, M., Professor Dr., Wilmersdorf b. Berlin, Uhlandstr. 79/80.
Servaes, A., Geh. Kommerzienrat, Düsseldorf, Arnoldstrasse 17.
Seuffert, Rechtsanwalt, München, Kaufingerstrasse 23.
Seydel, Pfarrer em., Naunhof, Moltkestrasse.
Seydel, E., Sekretär, Keetmannshoop.
Seydel, Friedr. Christoph, Lichtenstein-Callnberg, Kirchgasse 6.
Seyssel d'Aix, Graf, Gutsbesitzer, Neuegling, Post Murnau, Ober-Bayern.
Sieber, Franz, Vizekonsul von El Salvador, Friedenau, Wielandstrasse 8, II.
Siedel, Dr. Lic., Missionsinspektor, Leipzig, Seeburgstrasse 49.
Siegelmann, R., Kaufmann, Rostock, Hermannstrasse 18.
Siemers, Edmund, I. A., Hamburg, Dornbusch 12.
Siemon-Wenzel, Kaufmann, Perleberg, Grünstrasse.
Siemssen, C., Konsul, Berlin.
Sieverts, Rudolf, Hamburg 26, Schwarzestrasse 26.
Sieverts, Frau Marie, Hamburg 26, Schwarzestrasse 26.
Simon, Geheimer Regierungsrat a. D., Berlin W. 15, Kurfürstendamm 20/21.
Simons, Major z. D., Berlin W. 62, Brücken-Allee 30.
Simons-Apotheke, Berlin C. 2, Spandauerstrasse 33.
Singer, Herm., Schöneberg bei Berlin, Hauptstrasse 58, II.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sinner, Christian, Privatier, Schwäb. Hall.

Skerlo, H., Kaiserl. Regierungstierarzt, Berlin, Philippstrasse 2.

Smidt & Duensing, Bremen, Woltmershausener Allee 244 a.

Freiherr von Soden, Staatsminister, Königlich Württembergischer Minister der Auswärtigen Angelegenheiten, Stuttgart.

Freiherr von Soden, Dr. theol., Professor, Pfarrer, Berlin SW. 12, Friedrichstrasse 213.

Soetbeer, Dr., H., Generalsekretär des deutschen Handelstages, Berlin C. 2, Neue Friedrichstrasse 53/54.

Soltmann, Alb., Fabrikbesitzer, Charlottenburg, Hardenbergstr. 12.

Sonntag, L., Apotheker, Regensburg.

South African Territories Limited, Berlin W. 9, Potsdamerstrasse 10/11.

South West-Africa Company, Limited, Berlin W., Unter den Linden 35.

von Spalding, Regierungsrat, Berlin W., Wilhelmstrasse 62, pt.

Spemann, W., Geh. Kommerzienrat, Stuttgart, Reinsburgerstr. 27 a.

Spiecker, F. A., Direktor, Grunewald bei Berlin, Hagenstrasse 11.

von Spies, Königl. Bayr. Kammerherr und Oberstleutnant a. D., Riedhof, Post Wolfratshausen (Oberbayern).

Spieth, Kaiserlicher Bezirksamtmann, Eisenach, Marienhöhe.

Spieth, Frau, Kaiserl. Bezirksamtmann, Eisenach.

Spieth, J., Missionar, Tübingen, Eugenstrasse 29.

von Spitz, General d. Inf. z. D., Berlin W. 30, Zietenstrasse 26, I.

Sponholz, Max, Berlin N. 20, Exerzierstrasse 6.

Sprigade, Paul, Kartograph, Schöneberg bei Berlin, Stubenrauchstrasse 12 b.

Staats, O., Postsekretär, Charlottenburg, Goethepark 11.

Stackmann, Regierungsrat a. D., Grunewald bei Berlin, Wallotstr. 10.

Stadtrat, Plauen i. V.

Städtisches höheres technisches Institut, Coethen (Anhalt).

Stahl, Joh. Ch., Grosshändler, Nürnberg, Theresienplatz.

Stalmann, A., Rentier, Goslar, Mauerstrasse 24.

von Starck, Wirkl. Geh. Rat, Staatsminister a. D., Laar (Post Zierenberg).

Stapff, Bergreferendar, Weimar, Bockstrasse 5.

Staudinger, Paul, Berlin W. 30, Nollendorfstrasse 33.

*Stechow, Dr., Generalarzt, Hannover, Hohenzollernstrasse 44.

Steckner, Alb., Bankier, Halle a. Saale, Bernburgerstrasse 8.

Steffen, Kgl. Landmesser, Ramsberg bei Fritzow (Bez. Stettin).

Steffens, A., Hamburg, Dovenfleth 44.

Steig, Dr. Reinhold, Professor, Friedenau, Fregestr. 72.

Stein, Gouvernementssekr., Buea (Kamerun).

Steiner, Ludwig W., Bankdirektor, Schwerin i. Meckl., Alexandrinenstr.

Steinike, Direktor, Kiel.

Steinmann, Dr. jur. cam., Fürstbischöfl. Delegatur-Sekretär, Berlin W. 56, Hinter der kath. Kirche 4.

von Steinmeister, Geh. Regierungsrat und vortragender Rat beim Staatsministerium, Berlin W. 62, Landgrafenstr. 11.

Freiherr von Stengel, Dr., Universitätsprofessor, München, Georgenstrasse 25.

Stentzel, Arthur, Major a. D., Breslau XIII, Moritzstr. 3.

Stephan, Dr., Marine-Stabsarzt, im Reichsmarineamt Berlin W. 30, Elssholzstrasse 6, I.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Stephan, Frau Staatssekretär, Berlin W. 50, Passauerstr. 6/7.
von Stephan, Fräulein, Berlin W. 50, Passauerstr. 6.
Stern, Generalmajor z. D., Lübeck, St. Jürgenring 16/18.
Steub, Königl. belgischer Generalkonsul, München, Arcisstr. 11.
Steudel, Dr., Oberstabsarzt, Berlin W. 15, Uhlandstr. 149.
Steudel, Franz Hermann, Kaufm., Leipzig, Weststr. 65.
Steudel, Frau Clara Helene, Leipzig, Weststr. 65.
Stiebler, Otto, Kaufmann, Breslau I, Schweidnitzerstr. 44.
Stieler von Heydekampf, Generalleutnant z. D., Bad Kösen.
Stillfried, Graf, Hauptmann der Schutztruppe f. S.-W.-A., Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.
Stillfried, Gräfin, Frau, Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.
Stobbe, Heinr., Fabrikbes., Tiegenhof (Westpr.).
Stockmann, W., Dr., Regierungspräsident, Gumbinnen.
Stoerk, Professor Dr. jur., Greifswald.
Stoetzer, Dr., Professor, Bützow in Mecklenburg.
Graf zu Stolberg-Wernigerode, Udo, Dr., Wirkl. Geh. Rat, I. Vizepräsident d. Deutschen Reichstages, Dönhofstadt (Ostpreussen).
von Stoll, Dr., Generalarzt a. D., Stuttgart, Olgastr. 112.
Stoller, Dr. J., Kgl. Geologe, Berlin, Geolog. Landesanstalt.
Stollwerck, Gebrüder, A.-G., Schokoladenfabrik, Berlin N. 4, Chausseestrasse 81.
Stoltz, Hans, Kaufmann, Rio de Janeiro.
Stoltz, Herm., Kommerzienrat, Hamburg, Mattenwiete 1/3.
Stosch, Lic., Pfarrer, Berlin W. 35, Lützowstr. 24.
Strandes, Justus, Kaufm., Hamburg-Eilbeck, Blumenau 4.
von Strantz, Kurt, Gr. S. Bezirkskommissar a. D., mit dem Range eines Regierungsrates, Berlin W. 35, Flottwellstr. 1.
von Strantz, Major a. D., Berlin, Hedemannstr. 16.
Stratz, Geh. Postrat, Berlin W. 30, Gossowstr. 5, III.
Strauch, Konteradmiral z. D., Friedenau, Niedstr. 39.
Strauch, Elisabeth, Fräulein, Friedenau, Niedstr. 39.
Streit, H., Oberlehrer, Wittenberge, Bez. Potsdam.
Stromer, Th., Kgl. spanischer Botschafter, Berlin, Vertreter der Spanischen Botschaft.
Ströse, Dr., Regierungsrat, Westend bei Berlin, Eichenallee 35.
Ströse, K., Professor, Oberlehrer, Dessau, Roonstr. 20, I.
Stroscher, Dr., Stabsarzt, Chemnitz, Kasbergstr. 28.
Strube, Frau Dr., Bremen, Auf der Lenke 5.
Strümpell, Oberleutnant, Duala (Kamerun).
Strümpfler, Gymnasialprofessor, Guben.
Strunk, Franziscus, Abt von Oelenberg bei Lutterbach i. Elsass.
von Strzemieczny, Oberstleutn. a. D., Crefeld.
Studt, Dr., Staatsminister, Königlich Preussischer Minister der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten, Berlin.
Stuebel, Dr., Wirkl. Geh. Leg.-Rat, Direktor der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes, Berlin.
Stuebel, Fräulein, Berlin.
Stückrath, A. E., Buchdruckereibesitzer, Spandau, Wröhmännerstr. 8.
Stulik, E., Direktor der Berliner Wasserwerke, Lichtenberg bei Berlin, Landsberger Chaussee 64, I.
von Stülpnagel, Oberleutnant der Schutztruppe f. S.-W.-A., Berlin W. 8, Mauerstr. 45/46.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sturtz, Geh. Rechnungsrat, Friedenau, Begasstr. 3.
Sudhaus, Heinrich, Fabrikant, Wermingsen (Post Iserlohn).
Süsserott, Wilhelm, Verlagsbuchhändler, Berlin W., Goltzstr. 24.
Supan, Dr., Professor, Gotha.
Supf, Karl, Fabrikbesitzer, Berlin NW. 7, Unter den Linden 40.
von Sydow, Fräulein H., Charlottenburg, Berlinerstr. 58.
von Sydow, Bärfelde (Neumark), Bez. Frankfurt a. O.
Syring, Justizrat, Leipzig, Elsterstrasse 8.

Taczanowski, Rittergutsbesitzer, Choryn in Posen.
v. Teichman-Logischen, Legationssekretär, Stockholm.
Tenge, W., Referendar a. D., Detmold.
Tenge, Rittergutsbesitzer, Niederbarkhausen, Post Detmold.
Tesenwitz, Kgl. Landbauinspektor, Steglitz, Fichtestr. 45 b.
Tettenborn, Dr., Oberbürgermeister, Altona a. d. Elbe.
Tetzlaff, Dr., Professor, Stralsund.
Thiel, Ingenieur, Berlin, Zietenstrasse 19.
Thiel, Max, Kaufmann, Hamburg, Ferdinandstr. 30.
Thielenius, G., Dr. Professor, Direktor, Hamburg 17, Abteistr. 16.
Thiess, Professor, Danzig.
Thilo, Oberpostinspektor, Friedenau bei Berlin, Menzelstr. 1.
Thofehrn, Albert, Hannover.
Thomä, Herm., Direktor, Stuttgart, Sonnenbergstr. 13.
Thomaschky, Dr., Oberlehrer, Berlin NW. 21, Wiclefstr. 1.
Thomé, Eisenbahn-Direktions-Präsident, Frankfurt a. M., Hedderichstrasse 63.
Thoms, H., Professor Dr., Steglitz, Hohenzollernstr. 3.
Thomschke, M., Kaufmann, Bremen, Langenstr. 10/11.
Thormählen, Johs., Hamburg, Gr. Reichenstr. 25/33.
Thurnwald, Dr. R., Steglitz, Fichtestrasse 47.
Tille, Dr. Alexander, Generalsekr., St. Johann (Saar), Königin Luisenstrasse 33.
Tillmanns, H., Dr., Professor, Geh. Medizinalrat, Generalarzt à la suite des Sanitätskorps, Leipzig, Wächterstr. 30.
Timmermann, Dr. phil., Walter, Berlin N. 24, Ziegelstr. 13, II.
von Tippelskirch, H., Berlin W. 9, Potsdamerstr. 126/27.
von Tirpitz, Staatsminister und Admiral, Staatssekretär d. Reichsmarineamtes, Berlin.
Tischer, Ludwig, Pastor, Dresden-N., Querallee 12, II.
Todsen, Wasserbauinspektor, Husum.
Tomaschek, H. A., Friedenau, Rembrandtstr. 13, II.
Tornau, Dr., Kgl. Geologe, Berlin, Invalidenstr. 44.
Toussaint, Direktor, Kiel.
Traeger, Dr., P., Zehlendorf (Wannseebahn).
Traun, Stürken & Co., Hamburg.
Treutlein, Dr., Assistenzarzt, Würzburg.
Trippe, Direktor, Erkelenz.
Trittelvitz, Missionsinspektor, Pastor Lic., Gr. Lichterfelde, Zehlendorferstrasse 55.
Troost, Oberleutnant à la suite der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika, Hamburg.
von Trotha, Oberleutnant, Berlin, Johannisstr. 4.
von Trott zu Sulz, Oberpräsident der Provinz Brandenburg und des Stadtkreises Berlin, Kammerherr Sr. Majestät des Kaisers und Königs, Potsdam.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Truppel, Konteradmiral, Gouverneur von Kiautschou, Berlin W. 62, Kurfürstendamm 264.
Truppel, Frau, Berlin W., Kurfürstendamm 264.
Tschoetschel, Paul, Kaufmann, Frankenstein (Schlesien).
Freiherr v. Tucher, Christoph, Kgl. Kämmerer und Reg.-Rat a. D., Nürnberg.
Turck, E. Wilh., Kommerzienrat, Lüdenscheid, Liebigstr. 9.

Uhl, Dr. F., Grunewald-Berlin, Parkstrasse 4.
Uhle, Joh., Kommerzienrat, Ostorf-Schwerin, Jägerweg 2.
Uhlenhoff, W., Bremerhaven.
Uhles, Geh. Justizrat, Berlin W. 10, Tiergartenstr. 3 a.
Uhlmann, Paul, Hauptmann d. L., Schneeberg in Sachsen.
Ule, Botan. Forschungsreisender des Amazonenstromes, Berlin, Grunewaldstrasse 6/7.
Ullmann, E., Direktor der Deutschen Samoagesellschaft, Berlin, Potsdamerstr. 112.
The United Limmer & Vorwohle, Rock Asphalt Company (Ltd), Linden-Hannover.
Urban, J., Prof. Dr. phil., Geh. Regierungsrat, Friedenau, Sponholzstrasse 37.
Urpia, Horacio, Junior, Commendador, Präsident u. Direktor der Banco Mercantil da Bahia, Bahia (Brasilien).
Uthemann, Marine-Oberstabsarzt, Berlin, Vertret. des Reichs-Marine-Amtes.

Vallentin, Dr. W., Kapitän, Preussisch-Friedland.
Valois, Vizeadmiral z. D., Berlin.
Valois, Marie, Frau Vizeadmiral, Arnau (Pregel).
Vanselow, Oberst z. D., Wiesbaden, Stiftstr. 13 a.
Vanselow, Joh., Fregatten-Kapitän z. D., Nikolassee (Wannseebahn).
Freiherr Varnbüler von und zu Hemmingen, Geh. Legationsrat, Königlich Württembergischer ausserordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister, Berlin.
Graf Vay von Vaya und Luskod.
Veit, Frau, Wannsee b. Potsdam, Kaiserstr. 2.
Velten, Dr., Prof., Berlin NW., Brückenallee 35.
Verband Deutscher Baumwollgarn-Konsumenten. Dresden, Marschallstr. 48.
Verband Rheinisch-Westfälischer Baumwollspinner, M.-Gladbach. (Drei Mitgliedskarten.)
Verein deutscher Werkzeugmaschinenfabriken, Cöln am Rhein.
Verein Deutscher Wollkämmer u. Kammgarnspinner, Dresden, Marschallstr. 48.
Verein f. d. bergbaulichen Interessen Niederschlesiens, Waldenburg (Schlesien).
Verein für Erdkunde zu Leipzig, Leipzig, Markt 16, II.
*Verein d. Industriellen des Regierungsbezirkes Cöln.
Verein rheinischer Tafelglashütten Saar und Pfalz, G. m. b. H., Sulzbach bei Saarbrücken.
*Vereinigung sächsischer Spinnereibesitzer j. P., Chemnitz.
Vering, C., Hamburg, Brodschrangen 26.
Vetterlein, G., Duala, Kamerun.
Vick, Wilhelm, Rostock (Mecklbg.), Breitestr. 26/27.
Vieter, P., Bischof und Hp. Vikar, Duala-Kamerun.
von Vietinghoff, Oberhofmarschall, Schwerin i. Mecklbg.
Vietor Söhne, Friedr. M., Bremen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vietor, J. K., Bremen, Geeren 38.
Vietz, Ferdinand, Hamburg, Gröningerstrasse 33.
Violet, Dr., Vertr. d. Vereins Berliner Kaufl. u. Industrieller, Berlin W. 8, Jägerstr. 22.
Graf Vitzthum von Eckstädt, D. Otto, Dresden, Victoriastr. 26.
Voges, Dr., Otto, Redakteur der „Vossischen Zeitung", Berlin NO., Gr. Frankfurterstr. 130.
Vohsen, Ernst, Konsul a. D., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.
Vohsen, Frau Konsul a. D., Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 29.
Voigt, Alfred, Dr. Professor, Hamburg, Botanische Staatsinstitute.
Voigts, Wirkl. Geh. Rat, Präsident des Evangelischen Oberkirchenrats, Vorsitzender der Evangelischen Jerusalem-Stiftung, Berlin.
Voigts, Gust., Kaufmann, Windhuk, Deutsch-Südwestafrika.
Volborth, F., Dr., Geh. Sanitätsrat, Berlin W. 9, Königin-Augustastrasse 13.
Volkens, Dr., Professor, Schöneberg-Berlin, Grunewaldstr. 6/7.
Volkens, P., Kaufmann, Kiel, Lerchenstrasse 10.
Vollborn, Bankdirektor, Eisenach, Vertr. d. Vereins für äussere und innere Mission.
Vollmar, Heinrich, kath. Feldprobst der Armee, Titularbischof von Pergamon, Berlin S. 53, Kaiser Friedrichstrasse 2.
Vopelius, R., Mitglied des Herrenhauses, Vorsitzender des Zentralverbandes deutscher Industrieller, Sulzbach b. Saarbrücken.
Vorberg, Hauptmann, Offenburg.
Vormeng, Dr., Sanitätsrat, Berlin W., Köthenerstr. 31.
*Die Vorsteher d. Kaufmannschaft zu Stettin, Stettin.
Vorster, Fritz, Fabrikant, Cöln-Marienburg, Ulmenallee 148.
Vorwerg, Hauptmann a. D., Herischdorf b. Warmbrunn.
Vosberg, Kaiserl. Regierungsrat, Gr.-Lichterfelde, Kommandantenstrasse 18.
Vosberg, Frau Regierungsrat, Gr.-Lichterfelde, Kommandantenstr. 18.
Vosberg-Rekow, Dr., Direktor der Zentralstelle für Vorbereitung v. Handelsverträgen, Berlin W. 9, Linkstrasse 19.
Vosberg-Rekow, Frau Dr., Berlin W. 9, Linkstr. 19.
Voss, Hellmuth, Hamburg, Hopfensack 8.
Voss, Leutnant, Schleswig, Husaren-Regt. 16.

Wachendorff, H., Fabrikbesitzer, Wiesbaden, Gustav Freitagstr. 5.
Wachholtz, Geh. Ober-Postrat, Berlin W., Ansbacherstr. 3.
Freiherr von Waechter, Eberhard, K. W., Oberleutnant a. D. und Assessor, Kammerjunker, Berlin SW., Halleschestr. 17, III.
Wagner, Dr. H., Professor, Geh. Regierungsrat, Göttingen.
Wagner, Rudolf, Schriftsteller, Berlin SW., Halleschestr. 18.
Wahlen, Rud., p. Adr.: Westphal, Stavenow & Co., Hamburg.
Wahnschaffe, Dr., Geh. Bergrat, Professor, Charlottenburg 2, Herderstrasse 11, III.
Waldeyer, W., Dr., Geh. Medizinalrat, Professor, Berlin W. 62, Lutherstrasse 35.
Wallmüller, Hauptmann im 72. Inf.-Regt., Bernburg.
Waldorf, Oberstleutnant, St. Avold.
Walter, Leutnant, Mühlheim.
Walther, Wilhelm, Regierungsbaumeister, Grunewald b. Berlin, Wissmannstrasse 22.
Walz, Fritz, Zeitungsverleg., Zürich (Schweiz).
Wandres, F., Swatau (China).
Wangemann, Marinepfarrer a. D., Gautzsch-Leipzig.
Wanner sen., Otto, Kaufm., Stuttgart, Königstr. 35.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Wanner, Theodor G., Kaufmann, Schatzmeister d. Württembergischen Vereins für Handelsgeographie und Förderung der deutschen Interessen im Auslande, Stuttgart, Wahlstr. 2.

Warburg, Moritz, Bankier, Hamburg-Harvestehude, Mittelweg 17.

Warburg, Dr. O., Professor, Berlin W., Uhlandstr. 175.

Wardesky, E., Swakopmund.

Warnholtz, J. J., Direktor der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, Berlin W., Potsdamerstrasse 10/11.

Warschauer, Professor Dr., Berlin W. 50, Augsburgerstr. 62.

Watterott, P., Hünfeld b. Fulda, Vertr. d. Genossensch. d. Oblaten d. heiligen und unbefleckten Jungfrau Maria.

Weber, Pflanzer, Tanga (Deutsch-Ostafrika).

Weber, Albert, i. Fa. Weber & Schaer, Hamburg, Adolfstr. 71, Vertreter d. Vereins westafrikan. Kaufleute.

Weber, Artur P., Wien, Vertret. d. Institute Germanico, Penango (Schweiz).

Weber, A., Frau, Hamburg, Schöne Aussicht 29.

Weber, Horst, Leipzig, Illustrierte Zeitung.

Weber, Julius, Kommerzienrat, Duisburg.

Weber, J. J., Verlag der Leipziger Illustr. Zeitung, Leipzig.

Weberstedt, Adalbert, Geheimer Postrat, Grunewald b. Berlin, Dachsberg 13, I.

Webner, Hermann, Freiburg im Brsg., Goethestr. 64.

von Wedel, Minister des Königl. Hauses, Berlin W. 64, Wilhelmstr. 73.

Wegener, Dr. Georg, Berlin W., Eisenacherstr. 22.

Weichbrodt, Franz, Oberstleutnant a. D., Berlin W., Tauenzienstrasse 23.

Weicher, Wilhelm, Verlagsbuchhändler, Leipzig, Windmühlenweg.

Weicker, Dr., Oberlehrer, Aschersleben, Neuestr. 10.

Weidenmüller, Marburg (Bez. Cassel), Renthof 4.

Weidler, Paul, Asphalt-Geschäft, Berlin N., Schönhauser Allee 161 a.

von Weidert, Vorsitzender der Handels- und Gewerbekammer zu München, München.

Weiland, Dr., Direktor, Löbau (Sachsen).

Weinholtz, Referendar, Berlin SW. 29, Gneisenaustr. 5, I.

Weinsziehr, Gustav, Berlin S. 14, Märkischer Platz 1.

Weise, R. E., i. Fa. Weise & Honski, Halle (Saale).

Weise, Otto, Michailowski, Gouvernement Kowno, Russland, Haus Nr. 25.

Weissbach & Prager, Auerbach in Sachsen.

Weitze, W., Färbereibesitzer, Greiz.

Freiherr von Welck, Regierungsrat, Dresden, Stichlenerplatz 2.

Wendeburg, Pastor, Kl. Mahner, Redakteur der Hannoverschen Missionsblätter.

Wendelstadt, Geheim. Oberregierungsrat, Grunewald bei Berlin, Herthastrasse 13.

Wendelstadt, Dr. med., Professor, Bonn, Koblenzerstr. 52.

Wendland, Dr. med., Kaiserl. Regierungsarzt, Herbertshöhe (D. N. G.).

Wendland, Insp., Berlin, Vertr. d. Ges. z. Beförderung d. evang. Miss. unter den Heiden.

Wendlandt, Dr., Generalsekretär, Friedenau, Kirchstrasse 11.

Wendt, Hauptmann, Wurzen, Lüplitzer Weg 24.

Wendt, F. A., Hongkong (China).

Wendt, Dr., Kaiserlicher Marine-Generalarzt a. D., Kiel, Holtenauerstrasse 124.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wentzel, S., Missionar, Berlin, Vertreter d. Gesellsch. z. Beförderung d. evangelischen Mission unter den Heiden.

*Werner, Aug., Kommerzienrat, Handelskammerpräsident, Hannover.

Werner, Kurt, Hannover, Schiffgraben 25.

Wernicke, Dr., Generalsekretär, Berlin SW., Enckeplatz 3.

Freiherr von Werthern, Oberstleutnant, Gross-Lichterfelde, Potsdamerstrasse 21.

Wesenfeld, Dr., Rechtsanwalt, Barmen, Ottostrasse 31.

Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft „Bibundi", Hamburg, Grosse Reichenstrasse 25/33.

Westdeutsche Steinzeug-, Chamotte- und Dinas-Werke, G. m. b. H., Euskirchen (Cöln).

Westermann, Diedrich, Missionar, Lehrer am Orientalischen Seminar, Gr.-Lichterfelde, Dürerstr. 25 a.

Westphal, Otto E., Senator, Hamburg, Neuer Wandrahm 5.

Wetzel, Arthur, stud. math., Grossbotten.

Weule, Prof. Dr., Leipzig, Vertr. d. Museums für Völkerkunde.

Wevers, Oberkonsistorialrat, Berlin, Vertr. des Evang. Oberkirchenrats.

Wex & Söhne, Chemnitz.

Weyersberg, Frau, Rentnerin, Bonn, Poppelsdorfer Allee 25.

Wicke, Wilhelm, Kaufmann, Berlin, Schleswiger Ufer 5 a.

Widenmann, Heinrich, Geh. Kommerzienrat, Vorsitzender d. Handelskammer, Stuttgart, Reinsburgstrasse 30.

Widmeyer, Eugen, Kaufmann, Buenos Aires.

Wiechers, H., Hamburg, Alsterdamm 7.

Wiedemann, Grosskaufmann, Oporto Alegre.

Wiegand, Dr., Generaldirektor, Bremen.

Wieghorst & Sohn, Fabrikanten, Hamburg, Pinnesbergstrasse 43.

Wieler, G., Kaufmann, Vertreter d. Ostasiatischen Vereins.

Wilckens, Fred., Gestütsdirektor, Waldfried b. Frankfurt a. M.

Wilckens, Theodor, Kolonial-Maschinenbau- und Transportmittel, Hamburg, Afrikahaus, und Berlin NW. 7, Dorotheenstrasse 22.

Wilda, Johannes, Marineschriftsteller, Lübeck, St. Jürgenring 1 a.

Wilde, P. M., Missionsinspektor, Gr.-Lichterfelde-West, Zehlendorferstrasse 36.

Wilke, Friedrich, Geh. Kommerzienrat, Guben.

Willisch, Gebr., Schneeberg-Neustädtel.

Winiger, Josef, Journalist, Charlottenburg, Guerikestrasse 41.

Winkhans, Rud., Fabrikant, Münster i. W.

Winkler, Dr. H., Vorsteher der Botanischen Abteilung der Versuchsanstalt für Landeskultur, Victoria (Kamerun).

Wirth, Hermann, Geh. Kommerzienrat, 1. Vorsitzender des Bundes der Industriellen, Berlin W. 10, Stülerstrasse 7.

Wirth, Dr. A., München-Thalkirchen.

Wirth, Frau Dr., München-Thalkirchen.

Wiskow, Geh. Oberbaurat, Berlin W., Lutherstr. 45.

Witte, Anton P., Labbeck bei Xanten.

Witthoefft, F. H., Kaufmann, Hamburg, Neue Gröningerstr. 18, II.

Wittich, F., Kommerzienrat, Darmstadt, Waldstrasse 51.

Wittig, Pfarrer, Pausitz bei Riesa in Sachsen.

Wittmack, Dr. phil., Professor, Geh. Regierungsrat, Berlin NW. 40, Neues Tor 1.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wöhler, Friedr., Hofkellermeister, Schwerin i. Meckl., Fischerstr. 2.
Woermann, Adolf, Hamburg, Gr. Reichenstrasse 33.
Woermann, A., Frau, Hamburg, Gr. Reichenstrasse 33.
Woermann, Eduard, Konsul, Hamburg, Gr. Reichenstr. 25—33.
Wohltmann, F., Dr., Geh. Regierungsrat, Professor, Halle (Saale), Gr. Steinstrasse 19.
Wohnhas, Hermann, Ebingen, Württemberg.
Wolde, Georg, Kaufmann, Bremen, Stintbrücke 1.
Wolf, Eugen, Forschungsreisender, München, Kaulbachstrasse 35.
Wolf, Wilhelm, Fabrikant, Gütersloh i. Westf.
Wolff, I. B., Kommerzienrat, Zweibrücken.
Wolff, Julius, Dr., Buenos Aires.
von Wolff, Major, Berlin W. 15, Fasanenstrasse 72, III.
Wolff, Geheimrat, Erfurt.
Woelfer, Ingenieur, Berlin S., Urbanstrasse 187.
Wöldike, Assessor, Mühlhausen i. Thür., Augustastrasse 16.
Wrede, H., Rittergutsbesitzer auf Söderhof bei Ringelheim.
Wriedt, E. A., Altona, Palmaille 39.
Württ. Transport-Versicherungs-Gesellschaft, Heilbronn a. Neckar.
Wurth, Pfarrer, Liedelsheim (Amt Karlsruhe).
Wutzdorff, Kaiserl. Geh. Regierungsrat, Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin W. 15, Meinekestrasse 5.

Zacharias, Professor Dr., Hamburg, Sophienterrasse 15 a.
Zacharias, Frau Professor, Hamburg, Sophienterrasse 15 a.
Zacher, Dr., Geh. Regierungsrat, Berlin W., Potsdamerstrasse 134 a.
Zaffery, Dr., Karl, Pelango (Ital.), Deutsches Dom-Bosco Institut, Vertreter der Selesianer-Kongregation Turin (Ital.), Via Cottolengo 32.
Zahn, Professor Dr., Kaiserlicher Regierungsrat, Berlin, Landshuterstrasse 34.
Graf von Zech, Julius, Gouverneur von Togo, Lome (Togo).
Zechlin, Konrad, Apotheker, Salzwedel.
Zeidler, Dr. Justizrat, Berlin C., Münzstrasse 1.
Zeise, Dr. O., Preuss. Landesgeologe a. D., Südende.
Zeitzschel, Bankier, Berlin W., Schaperstrasse 30.
von Zepelin, C., General, Eberswalde.
Graf von Zeppelin, Hauptmann a. D., Stuttgart, Reinsburgstrasse 36.
Zerener, Hugo, Dr. phil., Zivilingenieur, Pankow bei Berlin.
Zerener, H. E., Polizeileutnant a. D., Fabrikbesitzer, Berlin SO., Cuvrystrasse 1.
Ziems, Otto, Lissabon.
Zierdt, Georg, Baumeister, Mülhausen i. Els., Dornayerstr. 9.
Graf von Zieten-Schwerin, Wustrau, Kreis Ruppin.
Ziethen, Major a. D., Berlin W. 15, Meineckestrasse 14.
Zilling, Paul, Kommerzienrat, Direktor d. Exportmusterlagers, Stuttgart, Kriegsbergstrasse 13.
Zimmer, E., prakt. Arzt, Dr., Berlin S. 14, Neue Rossstrasse 2.
Zimmer, Robert, Bergwerksbes., Wilhelmshöhe bei Cassel, Parkstrasse 147, 3/4.
Zimmerer, Prof. Dr., Ludwigshafen a. Rh., Vertreter des Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande.
von Zimmermann, M., Rittergutsbesitzer, Kgl. Amtsrat, Benkendorf bei Delitz a. Berge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Zimmermann, Superintendent, Rochlitz-Sachsen.
Zimmermann, Dr, Oberstabsarzt a. D., Berlin W. 62, Bayreutherstrasse 39.
Zimmermann, A., Berliner Vertreter der „Hamburger Nachrichten", Gross-Lichterfelde, Steinekerstrasse 4.
Zimmermann, Th., Fabrikbes., Gnadenfrei.
Zoologisches Museum, Kgl., Berlin N., Invalidenstr. 35.
van Zuyten-Tromp, N., Frau, Präsidentin der Vereinigung „Ost en West", Haag, Holland.
Zweiniger, H. G., Geh. Kommerzienrat und Vorsitzender der Handelskammer Leipzig, Leipzig, Rathausweg 7.

Ungenannt, Frankfurt a. M.
Ungenannt, Rostock.
Ungenannt, Hamburg.
Ungenannt, Dresden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Der Gang der Verhandlungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Am Donnerstag, den 5. Oktober, vormittags 9½ Uhr, eröffnete der Präsident

Se. Hoheit der Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg**

im grossen Sitzungssaale des Reichstags den Kongress mit folgender Ansprache:

„Zum zweitenmal habe ich heute die Ehre, von dieser Stelle aus einen deutschen Kolonialkongress eröffnen und eine Versammlung, noch zahlreicher und glänzender als die im Jahre 1902 es war, begrüssen zu dürfen. Freudiger und zuversichtlicheren Mutes geschieht es, als damals. Denn heute verfügen wir über die Erfahrung, dass wir auf dem eingeschlagenen Wege unser Ziel, alle auf kolonialem Gebiete neben und leider so oft gegeneinander gerichteten Bestrebungen in gemeinsamer Arbeit zu einigen und damit dem Wohle des Ganzen: der kolonialen Entwickelung und hierdurch unserm Vaterlande zu nützen, erreichen werden.

Haben wir ja doch den Beweis, dass der 1902 betretene Weg der richtige war, allein schon darin, dass sich diesmal eine erhebliche Anzahl bedeutender Vereine, die damals zögernd abseits standen, unserer Veranstaltung angeschlossen haben, so dass heut 86 Vereinigungen gegenüber den damaligen 70 sich zu gemeinsamem Wirken zusammengetan haben. Es gereicht mir deshab zur ganz besonderen Freude, Seine Durchlaucht den Fürsten und Rheingrafen zu Salm-Horstmar als den Präsidenten einer der bedeutendsten unter ihnen hier neben mir im Präsidium begrüssen zu dürfen. Es ist mir ferner eine angenehme Pflicht, die Vertreter aller der veranstaltenden Vereinigungen willkommen zu heissen und ihnen für die hohe Auszeichnung zu danken, die sie mir durch die Wahl zu ihrem Präsidenten erwiesen haben.

Der Zeitpunkt des heutigen Kongresses ist bestimmt worden durch Beschluss des vorigen im Jahre 1902. Wir haben deshalb auch daran festgehalten, trotz der Wirren und Nöte, von denen gerade jetzt drei unserer grössten afrikanischen Schutzgebiete betroffen sind, und durch die so unsäglich viel Leid über zahlreiche Familien gebracht und so viel Gut und hoffnungsvolle Arbeit vernichtet worden ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Je stürmischer unsere Gegner jetzt, angesichts der schweren Opfer an Gut und Blut, die unser Volk bringen muss, ihre Stimmen erheben, dass der Besitz von Kolonien überflüssig oder gar schädlich, dass der von Deutschland eingeschlagene Weg ihrer Nutzbarmachung und Verwaltung ein verkehrter sei, desto ernster und gewissenhafter müssen gerade wir in solcher Zeit die verschiedenen Ansichten unbefangen prüfen und die Wege suchen, um begangene Fehler zu bessern und gerechten Forderungen zum Siege zu verhelfen.

Sie werden mir wohl alle zustimmen: nur durch mündlichen Austausch der Ansichten ist ein schneller Überblick über eine strittige Sache zu gewinnen, nur auf diese Weise können schnell die führenden Gesichtspunkte gewonnen, nur so die Grundzüge der weiteren eingehenden Untersuchungen festgestellt werden.

Dass dies die allgemeine Auffassung aller kolonial denkenden Kreise ist, das beweist wohl der überraschend zahlreiche Besuch unserer jetzigen Tagung. Nicht bloss aus Deutschland, nicht bloss aus unsern Kolonien, nein, überall her, wo deutsche Tatkraft und deutscher Geist waltet und tätig ist, sind die Teilnehmer unseres Kongresses herzugeströmt.

Und so ist es wohl berechtigt, wenn wir hoffen, auch diesmal unserm hohen Ziele näher zu kommen und in ernster, sachlicher Beratung den Weg zu finden, der uns dazu führt, unsere Kolonien der Blüte entgegenzuführen und sie zu einem strahlenden Juwel in der kaiserlichen Krone Deutschlands werden zu lassen." (Lebhafter Beifall!)

In Vertretung des Reichskanzlers nahm darauf der Staatssekretär des Reichsamts des Innern, Graf **von Posadowsky-Wehner,** das Wort:

„Es ist ein wichtiger und ernster Zeitpunkt in der verhältnismässig noch jungen Geschichte unserer Kolonien, in welchem Ihr Kongress zusammengetreten ist. In zwei grossen deutschen Kolonialgebieten Afrikas hat sich ein bewaffneter Aufstand erhoben; schmerzliche Opfer an kostbarem deutschen Blute sind gefordert und viele hoffnungsvolle Stätten deutscher Kulturarbeit vernichtet, schwere finanzielle Aufwendungen sind nötig geworden.

Wie es scheint, haben diese Ereignisse eine Rückwirkung auf die koloniale Stimmung mancher Volkskreise geübt. Wir haben seit Gründung des Deutschen Reichs einen Kolonialbesitz erworben, von annähernd dem fünffachen Flächeninhalt des deutschen Mutterlandes. Wir hatten bis dahin weder koloniale Erfahrungen noch einen Stab geschulter Kolonialbeamter, noch eine mit den tropischen Verhältnissen vertraute Macht. Wir haben Kolonien erworben, in denen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch alles zu schaffen war, was eine zivilisierte Verwaltung erfordert. Gegenüber diesen unsäglichen Schwierigkeiten hat man sich offenbar in manchen kolonialfreundlichen Kreisen die zu bewältigende Aufgabe zu leicht gedacht und die Opfer unterschätzt, welche für die Beherrschung, Verwaltung und Erschliessung eines solch gewaltigen tropischen Kolonialgebiets zu bringen sind. Bei nüchterner Beurteilung der Verhältnisse und nach den Erfahrungen anderer Kolonialmächte konnte sich indes niemand darüber unklar sein, dass die Verfolgung eines solchen Zieles mit herben Erfahrungen und vielfachen Rückschlägen verbunden sein musste. Ein Volk aber, welches sich sein Ansehen im Rate der Völker erhalten will, muss es vor allem verstehen, auch in schweren Zeiten still und zähe durchzuhalten. (Lebhafter Beifall!) Dann erst, wenn wieder geordnete Verhältnisse hergestellt sind, wird eine sichere Grundlage für ein gerechtes Urteil und für weitere Entschiessungen über die Verwaltung jener bedrohten Gebiete gegeben sein.

Einen Lichtpunkt in diesen trüben Ereignissen bietet die Haltung unserer Truppen (Bravo!), die unter der Schwere des tropischen Klimas, in dem unabsehbaren, wegelosen Gelände mit bewunderswerter Ausdauer ihre Pflicht bis zum Tode erfüllen (Bravo!) und so den alten Ruhm deutscher Soldatenehre von neuem bewährt haben; sie haben sich sicher den Anspruch auf die Dankbarkeit des deutschen Volkes für diesen Dienst am Vaterlande ebenso erworben, als ob sie zur Verteidigung unserer heimischen Grenzen ausgezogen wären. (Bravo!)

Indem ich die Ehre habe, die Versammlung namens des Reichskanzlers zu begrüssen, darf ich der zuversichtlichen Hoffnung Ausdruck geben, dass Ihre Beratung eine wertvolle Grundlage für die Erwägungen und Entschliessungen der verbündeten Regierungen bilden werden." (Lebhaftes Bravo.)

Ihm folgte der Direktor der Kolonialabteilung, Wirklicher Geheimer Legationsrat Dr. **Stuebel,** mit nachstehenden Ausführungen:

Ich habe die Ehre, den Kolonialkongress 1905 im Namen der Kolonialverwaltung zu begrüssen. Der Kongress 1902 ist ein schöner Erfolg gewesen! Er hat den Nachweis erbracht, welche Summe ideeller Volkskräfte hinter der Kolonialbewegung steht, und wie sie getragen ist von einer starken geistigen Macht in unserm Volke; wie alle Berufe, wie Kirche, Schule und Mission, wie Wissenschaft, Handel und Industrie gleichmässig warm dafür eintreten. Es ist richtig, dass gerade die Zeit, die inzwischen verflossen ist, eine Zeit schwerer Prüfung für unsere Kolonialentwickelung gewesen ist. Der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beklagenswerte Aufstand in Südwestafrika hat schweres Unglück über unser Schutzgebiet gebracht. Was deutscher Fleiss in jahrzehntelanger Arbeit hier geleistet hat, ist zum grossen Teil mit einem Schlage vernichtet worden. Was unsere brave Schutztruppe an Opferfreudigkeit und Heldenmut in Niederwerfung des Aufstandes geleistet hat, erfüllt uns mit gerechtem Stolze und Gefühlen grösster Dankbarkeit und wärmster Anerkennung. Die schwierige Arbeit des Wiederaufbaues des Zerstörten liegt aber noch vor uns. Hinzu kommt, dass in diesen Tagen gerade ein Aufstand in Ostafrika ausgebrochen ist, der eine Zeitlang eine grössere Ausdehnung anzunehmen schien, der aber, wie wir jetzt hoffen dürfen, sich noch im Keime ersticken lassen wird. Es darf uns unter diesen Umständen nicht wundernehmen, dass die Gegner der Kolonialbewegung jetzt ihr Haupt höher als je erheben und die Zeit gekommen erachten, mit einer vernichtenden Kritik einen entscheidenden Schlag gegen unsere Kolonialpolitik zu führen. Es kann nicht meine Sache sein, dieser Kritik gegenüber heute hier im einzelnen Stellung zu nehmen; nachzuweisen, wie unbegründet und unberechtigt sie ist, wie sie mit den Tatsachen in Widerspruch steht. Ich bin weit entfernt davon, die absolute Bedeutung der bereits erzielten Erfolge zu überschätzen. Das, was erreicht worden ist, muss an dem Mass der kurzen Zeit unserer kolonialwirtschaftlichen Arbeit, an dem Mass der auf kolonialwirtschaftliche Zwecke seither verwandten Mittel und schliesslich an dem Mass der unbestreitbar vorhandenen grossen, zu überwindenden Schwierigkeiten bemessen werden. In diesem Lichte aber sind die im Laufe des letzten Jahrzehnts erzielten Fortschritte unverkennbar. Die Ausfuhr unserer afrikanischen Schutzgebiete hat sich in den letzten fünf bis sechs Jahren verdoppelt, und die Einnahmen sind in weit stärkerem Verhältnis gewachsen als die laufenden Ausgaben. Mit dem Eisenbahnbau ist ein erfreulicher Anfang gemacht worden. Nach meiner fünfjährigen Tätigkeit an der Spitze der deutschen Kolonialverwaltung glaube ich das Recht zu haben, als meine auf genauer Vertrautheit mit den Verhältnissen beruhende Überzeugung aussprechen zu dürfen, dass trotz der Rückschläge, die unsere Kolonialentwickelung in den letzten Jahren erfahren hat, eine zielbewusste Arbeit unsere Kolonien zu einer glücklichen Zukunft führen und sie zu wertvollen Gliedern unseres deutschen Gemeinwesens machen wird. (Bravo!) Bei dieser Arbeit ist jede berechtigte und begründete Kritik ein Segen und eine Notwendigkeit. Die Kolonialbewegung und die Kolonialpolitik kann und will ihrer nicht entbehren. Nur die unbegründete und unberechtigte Kritik, die leichtfertige Kritik, die sich nicht die Mühe nimmt, den Dingen auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Grund zu gehen, die voreingenommene und übelwollende Kritik ist ein wirklicher Übelstand, ein wirklicher Feind, gegen den alle Freunde der Kolonialbewegung den gemeinsamen Kampf aufnehmen sollten. (Bravo!)

Welche wirksamere Organisation könnte es zu diesem Zwecke geben als den Kongress, der heute eröffnet wird. Seine Arbeiten — das bin ich sicher — werden, indem sie auf dem grossen weiten Gebiete der Kolonialpolitik allenthalben der Wahrheit die Ehre geben, am glücklichsten dazu beitragen, der gerechten Kritik Geltung zu verschaffen und die unberechtigte Kritik zu widerlegen und unschädlich zu machen.

In dieser Zuversicht heisse ich den Kongress herzlich willkommen." (Lebhaftes Bravo.)

Der **Präsident** entgegnete darauf folgendes:

„Ich darf wohl im Namen aller Mitglieder des Kongresses den beiden Herren Vertretern der Regierung unsern wärmsten Dank für die Worte der Begrüssung aussprechen. Besonders danken wir dafür aufs neue, wie der Herr Reichskanzler und seine Vertreter warmherzig und mit offenem Auge unsern Bestrebungen folgen, sie verstehen und sie zu fördern suchen. Dem Herrn Kolonialdirektor werden wir wohl alle seine schwere Arbeit in jetziger Zeit nachfühlen und ihm wünschen, dass er die Erfolge seiner unausgesetzten Arbeitstätigkeit und -freudigkeit der letzten Jahre selbst auch noch in den Kolonien erschauen möge. Beiden Herren sind wir dankbar, wie sie Verständnis gezeigt haben für die Gründe, die uns zusammengeführt, für die Beweggründe unserer Arbeiten, und besonders danken wir für die warmen, aus dem Herzen und aus der Sachkenntnis kommenden Worte, die sie unsern Brüdern draussen gewidmet haben, die für Deutschland und für den Besitz unserer Kolonien ihr Blut und ihr Leben hingegeben haben." (Bravo!)

Sodann wurde in die Verhandlungen eingetreten und es hielten die nachfolgenden Herren die zwecks besserer Übersicht nach den Sektionsmaterien unter die Abhandlung „Vorträge und Diskussionen" eingeordneten Vorträge.

Als erster sprach:

Herr Wirklicher Legationsrat Professor Dr. **Helfferich,** Berlin, über „Die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft" (siehe Seite 571).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als er geendet, wandte sich der **Präsident** mit folgenden Worten an die Versammlung: „Es ist der Vorschlag gemacht worden, ein Telegramm zur Begrüssung an Seine Majestät den Kaiser zu senden (Bravo!), und es wird folgender Wortlaut vorgeschlagen:

„Euerer Majestät, dem erlauchten und machtvollen Schutzherrn der deutschen Kolonien, entbietet der heute eröffnete, von 86 gemeinnützigen Vereinen und Instituten veranstaltete Deutsche Kolonialkongress 1905 den Ausdruck ehrerbietigster Huldigung und das Gelübde treuer Arbeit unter Eurer Majestät Führung an dem Ausbau des grösseren Deutschlands."

Wenn die Versammlung damit einverstanden ist, würde ich dieses Telegramm in Ihren Namen absenden. — Das ist der Fall."

Hierauf wurde Herrn Missionsdirektor D. **Buchner** das Wort erteilt für seinen Vortrag über „Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit" (siehe Seite 427) und an Herrn **Moritz Schanz**-Chemnitz für seinen Vortrag über „Die Baumwollfrage in den deutschen Kolonien" (siehe Seite 698).

Es folgt dann noch die Mitteilung des Präsidenten, dass am Freitag, abends 8 Uhr, in der Urania die Lichtbilder des bekannten Reisenden Herrn Schilling von ihm mit einem Vortrage erklärt werden würden. Die Urania habe dem Kongress 400 Plätze zur Verfügung gestellt. Der Kongress könne der Urania ausserordentlich dankbar sein für dieses Entgegenkommen, weiteren Kreisen, die sie bis jetzt noch nicht gesehen haben, diese ausserordentlich interessanten Bilder bekannt zu machen.

Am Nachmittag tagten sämtliche Sektionen. Für die in den Sektionen gehaltenen Vorträge und Diskussionen siehe die Abteilung: „Die Vorträge und Diskussionen".

Am Freitag, den 6. Oktober, vorm. 9 Uhr 30 Min.

eröffnete der Präsident, Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** die Sitzung mit dem Hinweis, dass nach der Plenarsitzung eine Erklärung der tropen-hygienischen Ausstellung durch Herrn Stabsarzt Dr. Fülleborn stattfinden werde.

Es erhielten darauf das Wort Herr Prof. Dr. **Rathgen,** Heidelberg, zu seinem Vortrag über „Die Auswanderung als weltwirtschaftliches Problem" (siehe Seite 918), Herr Generalleutnant z. D. **von Liebert** zu seinem Vortrag über „Die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht" (siehe Seite 929), Herr Professor Dr. **Jannasch** über „Argentinien als Wirtschafts- und Auswande-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungsgebiet" (siehe Seite 753) und Herr Professor Dr. **Stoerk,** über „Die völkerrechtliche Staatengesellschaft und das koloniale Problem" (siehe Seite 410).

Am Nachmittag desselben Tages und auch am Sonnabendvormittag fanden wiederum die Sektionssitzungen statt (siehe die Abteilung: „Die Vorträge und Diskussionen").

Am Sonnabend, den 7. Oktober, nachmittags 2 Uhr

eröffnete der Präsident, Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** die Versammlung mit folgender Ansprache:

„Eben, wo wir mitten in einer regen Tätigkeit und Arbeit uns in den letzten Tagen beschäftigt haben, wo die Fragen der Geographie in unsern Kolonien eifrigst bearbeitet wurden, trifft die erschütternde Trauerkunde ein, dass gestern Abend Professor Freiherr von Richthofen aus diesem Leben geschieden ist. Sie wissen alle, welche hervorragenden Verdienste dieser bahnbrechende Geograph besonders für uns, für die kolonialen Kreise gehabt hat; denn auf seine Forschungen, die weit zurück liegen, baute sich schliesslich der Erwerb von Kiautschou auf. Nur mit tiefer Trauer werden wir den Abschluss dieses tätigen aufopferungsvollen Lebens betrachten, und wir hoffen, dass sein Beispiel auch in den jüngeren Forschern kräftig weiter leben möge, wie der Name Freiherr von Richthofen unauslöschlich in die goldenen Daten der deutschen Wissenschaft eingefügt ist. Ich fordere Sie auf, sich zur Erinnerung an diesen grossen Geographen zu erheben.

(Die Versammlung erhebt sich.)

Ich werde diese Ehrung der Witwe des Verstorbenen mitteilen.

Ferner kann ich Ihnen mitteilen, dass gestern Abend aus dem Geheimen Privatsekretariat Seiner Majestät des Kaisers eine Antwort auf unsere Begrüssung eingelaufen ist, die der Herr geschäftsführende Vorsitzende, Exzellenz von Holleben, Ihnen vortragen wird."

Dr. **von Holleben,** Vizepräsident, Kaiserlicher Botschafter a. D.: Aus dem Geheimen Zivilkabinett Seiner Majestät des Kaisers ist nachstehendes Telegramm eingegangen:

„Seine Majestät der Kaiser und König haben den freundlichen Gruss des unter Euerer Hoheit Präsidium tagenden Deutschen Kolonialkongresses 1905 mit besonderer Freude entgegengenommen und lassen Euere Hoheit ersuchen, allen Kongressteilnehmern für diese Kundgebung wie für ihre in jetziger Zeit besonders wertvolle Mitarbeit an den grossen und schwierigen Aufgaben des Vaterlandes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf kolonialem Gebiete Allerhöchstseinen wärmsten Dank gütigst zu übermitteln. Seine Majestät begleiten die Beratungen des Kongresses mit lebhaftem Interesse und wünschen ihnen einen glücklichen Verlauf und guten Erfolg." (Bravo!)

Es wurde sodann das Wort erteilt: Herrn Geheimen Bergrat **Schmeisser** über „Geologische Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaues in den Schutzgebieten" (siehe Seite 140), Herrn Legationssekretär Dr. **Franke,** über „Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt" (siehe Seite 161) und Herrn Hafenarzt Physikus Dr. **Nocht** über „Tropenkrankheiten im Seeverkehr" (siehe Seite 305).

Als letzter Punkt der Tagesordnung wurde sodann in die Beratung und Beschlussfassung über die von den Sektionen eingebrachten Resolutionen eingetreten, die in einem besonderen Abschnitte des Werkes (siehe Seite 1021 ff.) behandelt sind.

Hierauf erhielt Graf **von Dürkheim** das Wort:

Graf **von Dürkheim,** Hannover: Ich möchte Ihnen einen praktischen Vorschlag unterbreiten. Ich erinnere an die Coincidenz der statutarischen Bestimmung unseres Kolonialkongresses, uns in diesem Jahre zu versammeln, und der Depression, die der koloniale Gedanke innerhalb weiter Kreise des deutschen Volkes durch die Vorgänge in Südwest-Afrika und Ostafrika erfahren hat. Wenn der Kongress nicht für dieses Jahr angesetzt gewesen wäre, würden wir nicht Gelegenheit erhalten haben, den kolonialen Gedanken gerade jetzt mit neuer Begeisterung überzeugungsvoll zum Ausdruck zu bringen, und eine so hochbedeutsame Rede, wie die des Herrn Staatssekretärs Grafen von Posadowsky-Wehner, und ein für die allgemeine Urteilsbildung so bestimmender, wertvoller Vortrag, wie der des Herrn Wirkl. Legationsrats Dr. Helfferich über die Bedeutung unserer Kolonien für die Volkswirtschaft, würden ausgeblieben sein. (Sehr richtig!) Es gibt Momente, die es bedingen, den kolonialen Gedanken — innerhalb eines Volkes zu stärken, neu zu beleben — ja, ich möchte fast sagen, zu retten! Wenn der Kongress in diesem Jahre nicht statutarisch hätte stattfinden müssen, so wäre es von der höchsten Wichtigkeit gewesen, dass er ausserordentlich einberufen worden wäre. Wenn aber solche Vollmacht nicht erteilt ist, das bestehende Präsidium nicht bis zur Wahl eines neuen durch den nächstfolgenden Kongress im Amte bleibt, so wäre eben keine Stelle vorhanden, die sich dafür entscheiden könnte, dass der Kongress einberufen werden solle. Deshalb ist dieser Antrag nur ein absolut praktischer und er lautet:

„Der Deutsche Kolonialkongress des Jahres 1905 ernennt zu seinem ständigen Ausschusse seinen jetzigen Präsidenten und Vizeprä-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sidenten, den Präsidenten im Ehrenamte, sowie die übrigen Mitglieder des Arbeitsausschusses mit dem Rechte der Ergänzungswahl. Er gibt diesem ständigen Ausschusse eine Vollmacht, den nächsten Kolonialkongress innerhalb der nächsten fünf Jahre je nach seinem Ermessen einzuberufen.

Treten dann ausserordentliche Ereignisse ein, die bedingen, einen Kolonialkongress früher einzuberufen, oder eventuell später, so ist unser ständiger Ausschuss in der Lage, den Umständen gemäss zu handeln."

Ich bitte, den Antrag anzunehmen. (Bravo!)

Dr. **Arendt,** M. d. R., Berlin: Ich bin mit dem Antrage durchaus einverstanden, aber nicht ganz mit der Begründung. Ich glaube, der verehrte Herr Graf sieht die Lage der Dinge in bezug auf unsere Kolonialpolitik doch etwas zu pessimistisch an. Ich meine, es handelt sich nicht um eine Rettung der Kolonialpolitik; so erfreulich auch die Ergebnisse dieses Kongresses sein mögen, so bin ich doch überzeugt, dass die kolonialen Ideen so tief in unserm Volke Wurzel geschlagen haben, dass sie auch ohne diesen Kongress lebensfähig bleiben würden. So schwer die Opfer sind, die wir an Gut und Blut in Deutsch-Südwestafrika zu bringen haben, so habe ich wenigstens die Überzeugung, dass sie nicht, wie der Herr Vorredner meint, der kolonialen Idee geschadet haben, sondern dass umgekehrt durch diese schweren Opfer die Aufmerksamkeit weiter Volkskreise erst auf unsere Kolonien gelenkt ist (sehr richtig!) und dass die Kolonialbewegung in Deutschland niemals so stark und kräftig gewesen ist, als gerade gegenwärtig.

Ich möchte dem Antrage zustimmen, möchte aber nicht, dass unwidersprochen in das Land hinausgeht, dass wir Ursache haben, in der kolonialen Bewegung durch die Ereignisse im fernen Weltteile irgendwie uns einschränken zu lassen, sondern ich bin der Ansicht, dass wir umgekehrt stärker und mächtiger als je an der Ausbreitung des Deutschtums über See in deutschen Kolonien zu arbeiten haben. (Bravo!)

Vorsitzender: Meldungen zum Wort liegen weiter nicht mehr vor; ich schliesse die Diskussion. Ich frage den Herrn Antragsteller, ob er noch einmal das Wort wünscht.

Graf **von Dürkheim,** Hannover, Antragsteller: Ich möchte mich nur verwahren, Hoheit, gegen diese Auslegung. Es ist mir persönlich aus den Kreisen der Nichtwissenden, die bis jetzt für die koloniale Idee noch nicht gewonnen sind, so häufig zugetragen worden, dass sie wegen dieser Ereignisse an der kolonialen Idee zu zweifeln beginnen. Ich gebe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Herrn Vorredner vollkommen recht, uns übrigen, die wir voll erfüllt sind vom kolonialen Gedanken, ist die Tatsache, dass unser kolonialer Besitz in Gefahr geraten ist, nur ein Stärkungsmittel geworden. Aber wir müssen zwischen Wissenden unterscheiden und zwischen denjenigen, die sich dem kolonialen Gedanken an sich bis jetzt noch nicht angeschlossen haben. (Sehr richtig!)

Der Antrag wurde angenommen.

Darauf ergriff das Wort

Der Präsident, Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** „Hiermit sind wir am Schlusse dieses Kongresses angelangt, und ehe wir diese Räume, die uns gastlich beherbergt haben, verlassen, gebührt es uns, den wärmsten Dank dem Präsidenten des Reichstages, Herrn Grafen von Ballestrem, auszusprechen dafür, dass er uns wiederum, wie voriges Mal, in so liebenswürdiger und bereiter Weise diese Räume zur Verfügung gestellt hat, die es uns erleichterten, in bequemer Weise unsern Verhandlungen obzuliegen.

Sodann ist es mir ein Bedürfnis, namens der Kolonialgesellschaft allen den Vereinen — es sind jetzt 86 —, die sich uns angeschlossen haben zu dieser Tagung, aufs wärmste zu danken, dass sie auf unsern Gedanken eines solchen Zusammenschlusses eingegangen sind, um dem ganzen deutschen Volke zu zeigen, welche Macht im kolonialen Gedanken bereits verkörpert ist. Es ist in einer uns entgegenstehenden Zeitung gesagt worden, dieses Wachstum von 70 auf 86 Vereine zeigte ja deutlich, wie wenig dieser Gedanke im deutschen Volke bereits Fuss gefasst hätte — eine Logik, mit der man, glaube ich, doch nur einen kleinen Teil unserer Bevölkerung fangen kann. Sie zeigt vielmehr, dass auch diejenigen, die bis dahin noch abseits standen und zweifelhaft waren, durch die gewaltigen, mächtigen Ereignisse an uns herangezogen werden. Sie erkennen, dass in gemeinsamer Arbeit etwas zu schaffen ist. In der Tat hat denn auch diese Versammlung, wenn auch in Einzelfragen der Kampf tobte und manchmal die Gemüter etwas scharf aufeinander platzten, gezeigt, dass der Grundgedanke ein und derselbe ist: wir alle suchen den Weg, unsere Kolonien zum Segen des Vaterlandes zu entwickeln. Und so scheint es mir, dass auch aus prinzipiellen Feinden ab und an wohl innere Freunde geworden sind durch diese Vereinigung. Gar manche Hände haben sich ineinander gelegt, deren Fäuste früher geballt aufeinander gerichtet waren. Auch dieser Umstand muss uns mit Freude erfüllen. (Bravo!)

Ferner möchte ich den Herren Rednern unsern allerwärmsten Dank sagen. Welche Summe von Arbeit und Mühe in diesen hier gehaltenen Vorträgen liegt, wird wohl nur ein kleiner Teil ermessen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

können. Ihnen allen, die sich dieser Mühe unterzogen haben, den herzlichsten Dank! (Bravo!)

Denselben Dank spreche ich sodann aus dem Arbeitsausschusse, an der Spitze Sr. Exzellenz, unserm Herrn Vizepräsidenten, sowie dem Herrn Admiral Strauch und den Herren Obmännern und Mitgliedern aller einzelnen Ausschüsse und Sektionen. Gerade in der stillen Arbeit, die nicht herauskam, liegt eine unendliche Mühe, und dass alles so glatt gegangen ist, danken wir eben allen diesen Herren. In den Sektionen ist die Hauptarbeit dieser Tagung geschehen. Dort sind die Hauptdebatten, Kämpfe und Friedensschlüsse erfolgt, und darum gilt dieser Dank namentlich auch den Vorsitzenden der Sektionen, die in liebenswürdiger, entgegenkommender, ruhiger Weise die Verhandlungen geführt haben zu diesem Ergebnisse einer so stolzen Anzahl von Anträgen, die die grosse Stimmenmehrheit der Hauptversammlung gefunden haben.

Schliesslich ist es das Bureau des Kongresses, dessen Mitglieder ganz still gearbeitet und keine Reden gehalten haben, die nicht weiter hervorgetreten sind, die aber Tage und Nächte gesessen haben und gearbeitet und sich bemüht haben, damit alles gut geht. Auch ihnen, wenn auch an letzter, doch nicht an schlechtester Stelle, unser aller wärmsten Dank! (Lebhafter Beifall.)

Nun geht es mit dieser Tagung zu Ende. Es ist manches Samenkorn ausgestreut worden wiederum in den deutschen Boden auch durch diesen Kongress. Möchten, wie Herr Dr. A r e n d t gesagt hat, die Wurzeln sich weiter, tiefer und tiefer in die deutschen Herzen und den deutschen Verstand hineinarbeiten und möchte daraus ein stolzer Baum aufsteigen, den kein Sturm im Innern und im Äussern je zu fällen imstande ist. Dann werden in späteren Zeiten die Deutschen dankbar auf diejenigen schauen, die diese Wurzeln gepflanzt und begossen haben, und werden dankbar die Früchte geniessen, die einst an seinem Laube reif werden. Ob wir es erleben, wer weiss es! Die nächste Generation wird sicherlich schon mit Stolz auf die deutschen Kolonien sehen, die wir gerade so verteidigen werden, wie einst unsere Grenzen nach Ost und West.

So schliesse ich die Verhandlungen mit dem Wunsche, dass der nächste Kongress noch zahlreicher als dieser hier, noch mehr als 2000 Mitglieder stark, wie wir diesmal hatten, zusammentreten möge, und dass die Einigkeit, die sich hier zeigt, zu allen Zeiten in den kolonialen Kreisen bleiben möge." (Stürmischer Beifall.)

Das Schlusswort erhielt Herr Oberbürgermeister **Fürbringer:** „Ein Dank ist noch nicht ausgesprochen worden, der unser aller Herz er-

füllt: der Dank für unsern hochverehrten Vorsitzenden, den Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft (Bravo!), dem wir die Berufung des Kongresses, die vorzügliche Organisation, die ausgezeichnete, ebenso umsichtige und sachkundige wie liebenswürdige und geistreiche Leitung dieses Kongresses verdanken.

Ich fordere Sie auf, meine hochverehrten Damen und Herren, unsern Dank zum Ausdruck zu bringen durch ein begeistertes dreifaches Hoch auf unsern Präsidenten: Seine Hoheit der Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, er lebe hoch! hoch! hoch!"

Se. Hoheit der Herr **Präsident** schloss darauf den Kongress mit folgenden Worten: „Ich danke Ihnen sehr, meine Herrschaften, für den liebenswürdigen Schluss.

Ich schliesse hiermit die Sitzung des Kolonialkongresses 1905."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Vorträge und Diskussionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Sektion I.

Geographie, Ethnologie und Naturkunde der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Paul Staudinger,** Berlin.

Vorsitzender: Sanitätsrat Professor Dr. **Lissauer,** Vorsitzender der anthropologischen Gesellschaft, Berlin.
Professor Dr. **Hans Meyer,** Leipzig.
Geh. Bergrat Professor Dr. **Wahnschaffe,** von der geologischen Landesanstalt, Berlin.
Professor Dr. **A. Voigt,** vom botanischen Staatsinstitut, Hamburg.

Schriftführer: Dr. **Brühl,** Assistent am Museum für Meereskunde, Berlin.
Dr. **Hertzberg,** Oberlehrer, Halle.
Alfred Maass, Privatgelehrter, Berlin, Bibliothekar der anthropologischen Gesellschaft.
H. Seidel, Rektor, Berlin.

Der Obmann **Paul Staudinger,** Berlin, ruft den Erfolg des Kolonialkongresses 1902 der Sektion in das Gedächtnis zurück. Habe derselbe gezeigt, wie wichtig und zeitgemäss ein solcher Kongress gewesen sei, so habe er aber auch die Bedeutung und die Existenzberechtigung der Sektion I, der wissenschaftlichen, bewiesen. Es ist unbestritten, wie eng verbunden und unzertrennlich die wissenschaftlichen Arbeiten und Forschungen für das wirtschaftliche und staatliche Gedeihen unserer Kolonien sind.

So eröffne auch diesmal wieder die Sektion I die Reihe der Sektionen im Kongresse. Zwar kann bei der Mannigfaltigkeit der verschiedenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Disziplinen jedem einzelnem Fach nur sehr kurze Zeit gewidmet werden, aber es sei zu hoffen, dass auch die wenigen Vorträge der Wissenschaft und Praxis von Nutzen sein werden.

Fortschritte der geographischen Erforschung der Deutschen Schutzgebiete während der letzten drei Jahre.

Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. **A. Kirchhoff** in Leipzig-Mockau.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Dieser Bericht kann nur ein fragmentarischer sein. Denn einerseits stehen die über so weite Räume zerstreuten Einzelerfolge unter sich meistens in keinem näheren Zusammenhang, anderseits sind die Mitteilungen über dieselben so arg zerstreut, dass dem Berichterstatter wohl gar manche entgangen sein werden, abgesehen davon, dass von einigen der neuesten überhaupt noch keine genaueren Nachrichten vorliegen.

In Deutsch-Ostafrika schreitet unter der verständnisvollen Oberleitung des Gouverneurs Grafen von Goetzen die Erforschung ständig vorwärts. Die nach den umfassenden Untersuchungen der Bergassessoren Bornhardt und Dantz entworfene geologische Übersichtskarte Deutsch-Ostafrikas*) zeigt bereits nur noch vereinzelte binnenländische Flächen in leerem Weiss als geologisch noch unbekannt; sie bestätigt augenfällig das Vorherrschen des Gneises in der Zusammensetzung der Oberfläche und gibt nebenbei einen wichtigen Fingerzeig betreffs des Verlaufs der für dieses Schutzgebiet so bezeichnenden Versenkungsgräben: nämlich dicht neben dem vulkanischen Ausbruchsgebiet, das unfern vom Nordwestzipfel des Njassasees im Rungwemassiv mit mehr denn 3000 m gipfelt, gabelt sich die grosse

*) Karte 2 zu Bd. 16 der Mitteilungen von Forschungsreisenden und Gelehrten aus den Deutschen Schutzgebieten, herausgegeben von Dr. Freiherrn v. Danckelman, Berlin 1903). Es bedarf kaum der Erwähnung, dass diese vorzügliche Quelle der Danckelmanschen Mitteilungen nebst dem amtlichen Deutschen Kolonialblatt auch für alles Folgende die Hauptgrundlage gegeben hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grabenfurche, in die der Njassa sich bettet, in den Rukwagraben gen NW. und den Ruahagraben gen NO. Letzterer schwenkt dann in noch nicht lückenlos im einzelnen festgestellter Weise nordwärts um zum Ostafrikanischen Graben, während ersterer sich spitzwinklig dem gewaltigen Zentralafrikanischen Graben annähert, in dem der Tanganjika- mit dem Kiwusee nebst den westlichen Nilseen liegen. Diese Annäherungsstelle muss in der Gegend von Karema sich befinden, denn ganz nahe nordwestlich von Karema mündet die kleine Mkamba in den Tanganjikasee, und deren freilich noch ungenügend erkundete Quelle führt uns in den äussersten Nordwesten des Rukwagrabens. Es wäre sehr zu wünschen, dass die ausführlichen Tagebücher des Hauptmann v. Prittwitz recht bald veröffentlicht würden, der als Leiter des Bezirks Bismarckburg um die Durchforschung der Landschaft zwischen dem südlichen Tanganjika- und dem Rukwasee sich namhafte Verdienste erworben hat. Einstweilen erfahren wir auch nur aus dem kurzen Begleitwort Paul Sprigades zu seiner wesentlich auf Prittwitz' Aufnahmen beruhenden schönen Karte dieses Südwestens unseres Schutzgebietes die überraschende Tatsache, dass der Rukwasee keineswegs, wie man bisher meinte, zu den versiegenden Seen zählt. Seine ehemalige Ausdehnung hat er zwar bei weitem nicht wieder erlangt, er misst kaum ein Drittel der Länge, die er 1882 einnahm, als einer unserer besten Afrikaforscher, Dr. Kaiser, an seinem nun längst trockenliegenden Nordwestufer das Grab fand, aber in seiner Südostnische ist er seit 1903 zu 1904 wieder stattlich mit Wasser gefüllt, ja Hauptmann v. Prittwitz fand seinen Seespiegel an demselben Jahrestag, an dem er ihn zwei Jahre früher gemessen hatte, um 2—3 m gestiegen. Er liegt jetzt mindestens 800 m hoch, d. h. 20 m über dem des Tanganjikasees.

Eine vortreffliche wirtschaftsgeographische Karte des ganzen Schutzgebiets verdanken wir dem derzeitigen Leiter des Wetterdienstes dortselbst, Prof. Carl Uhlig in Daressalam. Sie enthüllt in farbenfrischer Deutlichkeit die durch Küsten- und Binnenlage, Boden und Klima verursachte grosse Mannigfaltigkeit im Anbau wie in der Viehhaltung der Eingeborenen, in der Verteilung unserer Pflanzungen. Musterhaft überwacht Prof. Uhlig die Leistung der meteorologischen Stationen, deren Zahl nun auf 70 angewachsen ist, seitdem er im Frühling 1904 auch am deutschen Südufer des Viktoriasees eine solche begründet hat mit gleichzeitiger Einrichtung von Pegeln am Gestade des Sees, die für das Studium der starken periodischen wie nicht periodischen Schwankungen des Seeniveaus von grundlegender Bedeutung zu werden versprechen. Den vom Gouverneur ihm erteilten Auftrag, auf seinen meteorologischen Inspektionsreisen durch das Schutzgebiet auch der sonstigen landeskundlichen Forschung zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dienen, hat Prof. Uhlig namentlich durch die Weiterführung der Hans Meyerschen Gletscherforschungen am Kilimandscharo und wichtige geomorphologische Untersuchungen in dessen weiterer Umgebung bis in die nördlichen Teile des Ostafrikanischen Grabens ausgeführt. Seiner zweimaligen Besteigung des Merukegels, dieses erhabenen Südwestnachbars des Kilimandscharo, verdanken wir den genauen Einblick in den Bau und die Gesteinszusammensetzung dieses Vulkans, der dem Montblanc an Höhe nur um 180 m nachsteht und noch immer Dämpfe aus seinem Krater entwickelt.

Hauptmann v. Schleinitz bestätigte auf seinem Marsch durch die Massaisteppe im März 1904 von neuem die gleichfalls noch fortgesetzte vulkanische Tätigkeit des Dönjo Ngai im weiteren Westen vom Nordfuss des Kilimandscharo. Er sah diesen schroff aus der ebenen Hochsteppe gegen 1400 m ansteigenden Spitzkegel bis zur Hälfte seines Nordabhangs mit einer frischen grauweissen Aschenschicht bedeckt, die wie ein Gletscher in der Sonne glitzerte.

Um die kartliche Aufnahme der prächtigen acht Vulkane, die sich wie eine Riesenwacht an der Nordwestecke unseres Schutzgebiets im Norden des Kiwu erheben, hat sich Hauptmann Herrmann wohlverdient gemacht. Den Ssabjino,*) der der Ostgruppe dieser Kirungavulkane angehört, bestieg im Oktober 1902 Hauptmann v. Beringe bis dicht unter den höchsten, nicht zu erkletternden seiner Zackengipfel, schaute von dort über den ganzen Albert Eduard-See hinüber und entdeckte an den Kraterzinnen oberhalb seines Lagers eine Herde grosser, schwarzhaariger Anthropoiden; bestätigt sich die Behauptung, das seien Gorillas gewesen, so wäre damit zum erstenmal ein Gorillavorkommen in Deutsch-Ostafrika nachgewiesen.**)

Vom Kiwusee samt seiner herrlichen Umrahmung sowie vom ostwärts davon belegenen Hochland Ruanda empfingen wir durch Dr. Richard Kandt anschauliche Schilderungen in seinem so stimmungsvoll verfassten Reisewerk „Caput Nili". Seine beabsichtigte Monographie Ruandas steht noch aus. Man darf sie mit Spannung erwarten, weil Ruanda bei seiner gesunden Höhenlage, seiner Bodenfruchtbarkeit und Menschenfülle wirtschaftlich für uns günstige Aussichten eröffnet, und weil Dr. Kandt, obschon nicht Geograph von Fach, sich als ein viel-

*) So schreibt Herrmann den Namen, v. Beringe dagegen Sabingo und Sabinyo (Sabinjo).

**) Nach dem Deutschen Kolonialblatt von 1903 (S. 298) hat die Direktion des Zoologischen Museums in Berlin nach der Photographie des einen Affen, der aus der Horde erlegt und auch erbeutet worden war, festgestellt, dass das Tier tatsächlich ein Gorilla gewesen sei. Die Bestätigung dieser Diagnose durch die Prüfung des Skeletts (das von dem Tier gewonnen wurde) steht aber wohl noch aus.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seitiger und scharfer Beobachter bewährt hat. Sein Nachweis kleiner Quallen im Kiwusee gewährt uns zusammen mit dem schon bekannten Dasein von Quallen im Tanganjika- und Viktoriasee Einblick in die sehr merkwürdige Verbreitung dieser sonst nur im Ozean lebenden Wassertiere durch sämtliche Grenzseen an der West- und Nordseite Deutsch-Ostafrikas.

Auch der schon erwähnte Hauptmann v. Beringe, der im Herbst 1902 mit kleiner Truppe Ruanda besuchte, um dem König Msinga in diesem entlegenen, von uns militärisch noch nicht besetzten Nordwesten seine Abhängigkeitsbeziehungen zum Deutschen Reich freundschaftlich in Erinnerung zu bringen, ist wie Kandt und vor diesem Graf v. Goetzen, der eigentliche Entdecker Ruandas, voll des Lobes von diesem stromdurchrauschten Hochland, wo so nahe dem Äquator ganz nordisch Hagelstürme tosen, bald aber wieder die Tropensonne über prangenden Bananenfluren erglänzt, die Gewässer zwischen dichten Horsten von Papyrusschilf dahinziehen, auf saftigen Bergwiesen treffliches Vieh sich nährt, auf weiten Feldern Bohnen, Erbsen, Bataten und zum Brauen des geliebten Pombebieres Mtamahirse in Unmenge wächst. Die Landschaft Bugoie am deutschen Nordostgestade des Kiwusees nennt er „eine einzige Schamba", wo sich üppig fruchtbringend Feld an Feld, in den ewig grünenden Fluren Hütte an Hütte reiht.

Wo sich östlich von Bugoie der von Norden kommende Mkungu dem von Süden entgegenfliessenden Njawarongo gerade an dessen nördlichstem Vorsprung stürmisch in die Arme wirft, taucht noch ein nebensächliches hydrographisches Problem auf. Dr. Kandt hält den Mkungu oder, wie er ihn nennt, den Mkunga nur für einen Nebenfluss des Njawarongo, Hauptmann v. Beringe dagegen schätzt ihn diesem mindestens gleichwertig, da er ihm an Breite nahezu gleichkomme, ihn aber an Gefälle, daher an Laufgeschwindigkeit überflügele, auch aus grösseren Seebecken in seinem Oberlauf Wasser in allen Jahreszeiten zur Genüge erhalte. Indessen wurde es verabsäumt, die Tiefe des Mkungu zu messen. So bleibt also die Frage doch noch offen, und man wird einstweilen noch den Kagera, diesen grössten Zufluss des Viktoriasees, aus der Vereinigung des Akanjaru mit dem Njawarongo herleiten dürfen, der an Länge den Mkungu bei weitem übertrifft. Die Nilquellenfrage geht uns ja hier nur insofern etwas an, als man behaupten könnte, der Nil entspringe im deutschen Schutzgebiet, falls er sein Wasser zumeist aus dem Viktoriasee entnähme. So lange es aber noch nicht durch exakte Messung widerlegt ist, dass der Nil aus dem Albert Eduard- und Abert-See ebenso stark gespeist wird wie aus dem soviel grösseren Viktoriasee, hat der Nil überhaupt nicht e i n e Quelle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine von unserm rührigen Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee veranlasste Expedition des vorigen Jahres führt uns noch einmal zurück in den Süden Deutsch-Ostafrikas. Sie wurde durchgeführt von zwei landwirtschaftlichen Sachverständigen, Paul Fuchs und John Booth, welcher letztere, als Farmer im Songea-Bezirk am Njassasee schon lange tätig, über reiche Erfahrungen aus seiner Praxis in tropisch-ostafrikanischer Landwirtschaft, auch der im Gebirge, verfügt. Es galt, die wirtschaftlichen Zustände jenes Südstreifens zu ermitteln, den die geplante, höchst erwünschte Eisenbahn vom Hafenort Kilwa Kisiwani an der ozeanischen Küste nach Wiedhafen am Njassasee durchschneiden soll. Aus dem eingehenden Bericht über den Befund der Expedition fesselt uns vor allem die reiflich erwogene Begutachtung der Ansiedelungsmöglichkeit für deutsche Bauern in den Hochlanden der näheren und ferneren Umgebung des deutschen Njassagestades, also in Ungoni, auch in Uhehe, auf dessen Befähigung zur Aufnahme deutscher Kolonisten bereits der frühere Gouverneur Deutsch-Ostafrikas, Generalleutnant v. Liebert, nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. Unsere beiden Sachverständigen fanden die Höhenlagen zwischen 1400 und 2300 m durchaus gesund und erklären dortige Höhen, die etwa unserm Riesengebirgskamm gleichkommen, bei ihrem milden, trocken-warmen Klima für wohlgeeignet zum Anbau deutscher Getreidearten, deutscher Gemüse und Kartoffeln, sowie zum Viehzuchtbetrieb, besonders wenn das milcharme heimische Zeburind durch Kreuzung mit besserem europäischen Rinderschlag gehoben wird. Fleissig wurden daraufhin die Herrenhuter Missionare im Hochland besucht, und überall erfreute sichtliches Gedeihen von Familie, Feld wie Garten. Bei der Beschränktheit der in Betracht kommenden Hochlagen kann natürlich von einer Massenauswanderung dorthin aus Deutschland keine Rede sein, und mit Recht wird betont, dass nur bei harter Arbeit und viel Entsagung ein unbemittelter Landmann hier sein Brot verdienen könne, weil der Boden gedüngt und gepflügt sein will; oft ist er ja nur dadurch zu einer scheinbaren Hochlandsteppe geworden, dass die Neger ihn mit rohem Hackbau und alljährlichem Niederbrennen des Nachwuchses ausgesaugt und schliesslich verödet haben. Noch zeigen hie und da an Steilhängen, die der Hackarbeit nicht zusagten, duftige Zedernbestände (von Juniperus procera) Reste des einstigen Waldkleides, ein Sporn für uns zu erfolgverheissender Aufforstung. Aber die heilsame Lehre schöpfen wir doch aus derartigen Beobachtungen, dass man zwar nicht mit Carl Peters unbesehen alles deutsch-ostafrikanische Land oberhalb 1200 m für deutschen Siedelungsboden ansprechen soll, aber anderseits es auch nicht nötig hat in den ungeographischen Pessimismus Rudolf Virchows zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fallen, der ein gesundes Anwurzeln von Deutschen innerhalb der Wendekreise grundsätzlich für unmöglich hielt.

Wenden wir uns nun der Westseite Afrikas zu, so tritt uns zunächst Togo als schon fertig aufgenommenes Schutzland entgegen. Seine Zehnblattkarte im Massstab 1 : 200 000 steht dicht vor dem Abschluss. Blätter von sogar doppelt so grossem Massstab waren teilweise erforderlich, um die Fülle des Aufnahmestoffes genügend zu verarbeiten. So lehrt uns das Blatt Misahöhe neben dem schon lückenlosen Geländebild die von Dr. Gruner rastlos geförderten Wegebauten kennen, die bereits ein ganzes Netz zusammenfügen und nun so vorteilhaft sich anschliessen an die von der Landeshauptstadt Lome ins Innere führende Eisenbahn. Togo war von jeher unser friedlichstes Schutzgebiet in Afrika. Seine dichte, an fleissige Landbestellung seit alters gewöhnte Negerbevölkerung lohnt unsere Fürsorge insbesondere durch ausgedehnteren Baumwollbau. Der Erschluss des Binnenlandes zur Küste durch bessere Wege für den Warenvertrieb war ein um so dringenderes Bedürfnis, als die Hauptstromader, der Wolta, Togo nur an seiner Westgrenze säumt und auf englischem Kolonialboden mündet, während die übrigen Flüsse für den Transport wenig leisten. Der Lakä,*) der Nordwest-Togo mit dem Wolta verknüpft, ist nur in seinem Unterlauf, etwa vom 9. Parallelkreis ab, für kleinere Boote zu befahren, ähnlich der in die Küstenlagune ausmündende Haho nur für die letzten 13 km seiner Lauflänge, wie die Erprobung durch Oberleutnant Freiherrn v. Seefried im März des vorigen Jahres ergeben hat.

Kamerun hat sich uns von vornherein weit verschlossener gehalten; auch seine Flüsse sind entweder nur von kurzem Lauf oder hemmen die Befahrung stromaufwärts schon bald hinter der Küste durch Stromschnellen; dazu der Gürtel schwer durchdringbaren Urwaldes und die Fieberluft in den sumpfigen Strandniederungen wie gerade an der Haupteingangspforte des Landes von der See her, der Kamerun-Bai. Aber, so sehr das alles auch der Forschung hinderlich gewesen, es beginnt sich doch der Schleier zu lüften, der uns vor kurzem das Landesinnere verhüllte. Hinter der küstennahen Wälderzone, oft menschenleer oder von zurückgebliebenem Volk bewohnt, enthüllen

*) Wie Regierungsrat Graf Zech in den Danckelmanschen Heften (Bd. 17, S. 108) versichert, ist dies die richtige Wortform des Flussnamens, hingegen der bisher auf unsern Karten gebrauchte Name Daka für den nämlichen Fluss nur von durchziehenden Asantehändlern aus Lakä entstellt, da die Asantesprache kein l besitzt und es in Fremdnamen mit d zu vertauschen pflegt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich uns auf höheren Binnenlagen Grasländereien mit gesünderem Klima, mit höher gesitteten Volksstämmen.

Die bis vor kurzem fast leere Südostecke unserer Kamerunkarte fängt an sich mit sicher erkundeten Flusslinien zu füllen. Aussichtsreich dünkt hier namentlich der Dscha, der als Zufluss der Ssanga, dieser mächtigen Nebenader des Kongo, unser Schutzgebiet mit diesem gewaltigsten Strom Westafrikas verklammert. Die Schiffbarkeit des Kameruner Oberlaufs des Dscha ist auf eine Länge von 150 km festgestellt; und da sich der Dscha in weitgeschwungenem Bogen westwärts dem Njong (oder Long) bis etwa auf 50 km nähert, so wird ein Verbindungsweg nach diesem unmittelbar der Westküste zueilenden Kamerunfluss, der wiederum bis zu den Tappenbeckfällen die Schifffahrt gestattet, unschwer herzustellen sein. Oberleutnant Freiherr von Stein wies nach, dass die Dumequelle des Ssangasystems, somit die nordwestlichste Quelle des ganzen Kongosystems, unfern von Bertua den äussersten Südosten des Zentralkameruner Sanagagebiets ohne sichtliche Wasserscheide berührt. Er fand den Kickxiabaum, dessen Saft so ausgezeichneten Kautschuk liefert, weit verbreitet in den dortigen Wäldern und nahm sich mit Erfolg der Unterweisung der Eingeborenen im rationellen Gewinnen des Saftes durch Einschnitte in den unteren Stamm an, während jene schon dabei waren, die kostbaren Baumbestände durch Umhauen der Stämme zu vernichten. Er entdeckte dabei einen bereits bis Bertua reichenden Handelsverkehr der sudanischen Haussaneger, die eben jetzt, wo die Elefanten auch in Kameruns Waldungen seltener werden und die aufgehäuften Elfenbeinvorräte sich erschöpfen, gern die leichter transportabeln Kautschukmassen statt des Elfenbeins gegen englische Webstoffe eintauschen, um sie auf monatlangen Wanderzügen durch das Kameruner Hinterland nach Britisch-Nigeria zu befördern.

Hauptmann Engelhardt ergänzt den v. Steinschen Bericht durch seine 1903 auf der Reise von Bertua nach Jaunde gemachten Beobachtungen. Die ganze Landschaft ist eine wellige Hochebene von 600 bis 700 m Höhe, rot von Laterit, der auf Gneis lagert, stellenweise auch von Gneiskuppen überragt und von einer Menge von Flusstälern durchschnitten wird. Den Njong trennt gleichfalls kein wasserscheidender Höhenzug vom Kongogebiet. Bei der Ebenheit des Bodens ziehen die Gewässer langsam dahin im sumpfigen Tal, umsäumt von Raphiapalmen, Farnen und Schilf. Nach Osten geht die offene Grasflur durch Parklandschaft mit vereinzelten Oelpalmen über in dichten Wald, der da, wo das Wasser zum Kongo rinnt, das Land ganz bedeckt. Die Bewohner, echte Bantuneger, haben zum Teil noch nie einen Weissen gesehen, gehen fast nackt, die Gokum und Maka verzehren noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kriegsgefangene oder verstorbene Frauen, sind aber im übrigen keineswegs kulturlos, wohnen in gut gebauten Dörfern, halten Schafe, Ziegen und Hühner, ziehen Bananen, Mais, Zuckerrohr, tropische Knollengewächse und Tabak, oft auch Ananas und Zitronen, ja mitunter in geordneten Reihen die Oelpalme. Erpicht auf Tauschhandel mit ihrem Kautschuk und Elfenbein, fangen sie an, sich in Haussahemden zu kleiden, mit Perlenketten aus Haussahand sich zu schmücken, ihre Speere samt Bogen und Pfeil abzulegen und dafür lieber Haumesser und Vorderlader von der Batangaküste her über Jaunde zu beziehen. Hauptmann Engelhardt empfiehlt aber dringend, beim Vorrücken unserer Verwaltung in diesen Südosten vor allem die durch Raubbau für den Handelszweck von Ausrottung bedrohten Kautschukgewächse, die Kickxia wie die Landolphiaranke, zu schützen, womöglich nach dem Vorgang des Kongostaats die Eingeborenen in deren Anbau zu unterrichten.

In Südwest-Kamerun fing bis vor kurzem die terra incognita fast schon an der Küste an, gleich nordwärts vom weitausschauenden Kamerunberg, der Krone des ganzen Landes. Jetzt liegt uns die inhaltreiche Karte Max Moisels vor über den Raum zwischen Rio del Rey und Bali, die alle verlässlichen Aufnahmen verwertet hat, auch die schon mehrere Jahre zurückreichenden, wie die von Hauptmann Ramsay und Hauptmann Glauning. Wie unsicher unsere bisherigen Kenntnisse dort gewesen, geht am deutlichsten daraus hervor, dass die Ortslage von Bali zufolge von Ramsays Vermessung gegenüber der von Zintgraff um mehr als einen halben Breitengrad südwärts gerückt werden musste. Leider ist das Begleitwort zur Karte abermals sehr lakonisch. Indessen erfahren wir doch, dass der Cross-River in der Regenzeit für Dampfer bis Mamfe sich schiffbar erwiesen hat, weil dann die Stromschnellen bei Nssakpé kein Hindernis bieten. Dies erscheint wichtig für den schwungvoll sich entfaltenden Handel mit Palmöl, Palmkernen und Ebenholz, der sich ohne billige Wasserstrassen nicht lohnen würde.

Die östlichsten Quellen des Cross führen uns zum hohen Manengubagebirge, mit dem, $4^1/_2$ Tagemärsche nordöstlich von Kameruns Hauptstadt Duala, jenseits der Waldniederung das westafrikanische Hochland mit gesunden offenen Grasfluren anhebt. Oberstabsarzt Dr. Ziemann lenkte in den Schlussmonaten des Jahres 1903 eine Studienreise dorthin und gibt das sachkundige Gutachten ab, dass die weiten grünen Ebenen hinter den Manengubabergen, von denen die Gewässer im Osten zum Sanaga, im Südosten zum Wuri ziehen, wo keine Oel- und Kokospalme mehr wächst, dafür die Dracäne auftritt und üppige Maisfelder wogen, „ein zukunftsreiches Land" darstellen, „wo

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Europäer, ohne Schaden an seiner Gesundheit zu nehmen, leben kann".

Am erfreulichsten ist der Einblick, den uns die Expeditionen zur deutschen Besitzergreifung des äussersten Nordens von Kamerun in denjenigen Teil unseres Schutzgebiets eröffnet haben, wo es sich etwa von der Breite von Ngaundere ab zwischen englischem Kolonialboden im Westen, französischem im Osten zur Gestalt eines Vogelhalses und -kopfes verschmälert. Dort ist nun an der Halseinschnürung Deutsch-Adamaua am oberen Benue eingerichtet, mit der Hauptstadt Garua an diesem von unserm Hamburger Heinrich Barth entdeckten grossen Strom, im Kopfteil aber Deutsch-Sudan mit Dikoa als Hauptort, bis zum Tschadsee reichend und bis an den Schari.

Hier tut sich uns eine ganz neue, ethnisch über Südafrika hinausweisende Welt auf, in der unter dem Einfluss von Arabern und Fullas auf einheimische Negervölker der Islam Wurzel geschlagen und morgenländische Bräuche eingebürgert hat, zahllose Hüttendörfer und volkreiche ummauerte Städte fleissig bestellte Feldflur durchwirken, rohe Volksstämme heidnischer Neger hingegen meistens nur noch in minder zugänglichen Gebirgen hausen, so in den waldigen Mandarabergen, die Deutsch-Adamaua von Deutsch-Sudan scheiden. Auch vegetativ umgibt uns eine andere Landschaft, gekennzeichnet durch die Delebpalme mit dem Fächerblattschopf. Die Hitze ist ärger als irgendwo sonst in unsern Schutzlanden; in der sudanischen Niederung am Tschadsee steigt die Hitze in den heissesten Tagesstunden gar nicht selten über 40° C., jedoch es weht trockenheisse Luft, die uns viel besser bekommt als die schwüle, obschon bei weitem nicht so heisse Treibhausluft an der Küste, und es fehlt zum Glück nicht an nächtlicher Abkühlung. Die ungeheuern Niederschläge, die die Regenzeit über das Land schüttet, und die es zusammen mit der tropischen Hitze zu einem berufenen Baumwoll-Land stempeln, befruchten die Fluren und lassen zumal den Schari und seinen linken Nebenfluss, den Logone, die Ufer weithin seeartig überschwemmen. Man vermutete darum öfters, es fände sogar eine ständige Vergabelung zwischen Schari-Logone und Benue durch die gebirgsfreie Zwischenebene statt. Es hat sich jedoch herausgestellt, dass zur Trockenzeit immer wieder der verknüpfende Wasserfaden schrumpft und reisst. Bloss zur Regenzeit könnte ein Nachen durch das riesige Wassernetz vom Herzen Afrikas, vom deutschen Tschadseeufer bis in den Niger und ins Atlantische Weltmeer fahren. Welch günstige geographische Mitgift dieses Landes für dereinstige Kanalverbindungen der Stromsysteme!

Mit der tatsächlichen Besitzergreifung dieses Nordens im Jahre 1902 ist mithin der Wert unserer Kamerunkolonie beträchtlich erhöht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

worden. Dabei kommt uns die Regierung der neuen Erwerbung billig zu stehen, weil die Verwaltung möglichst in den Händen einheimischer Fürsten verbleibt. Die reisigen 64 Fulla-Fürsten Deutsch-Adamauas haben unserm Gouverneur v. Puttkamer, da er als Vertreter des Reichs unter ihnen in Garua erschien, begeistert gehuldigt, und sind froh, der schweren Abgaben an den Emir von Yola ledig zu sein, zwischen dem und ihnen jetzt die Nigeriagrenze quer über den Benue zieht, und ebenso aufrichtig hiess ihn Sanda willkommen, der durch die deutsche Regierung in Dikoa eingesetzte Sultan der deutschen Tschadseeländer. Hier residierte ja bis zu seiner Niederwerfung durch die französische Heeresmacht im April 1900 der grausame Tyrann, Rabeh genannt, der arabische Abenteurer, der vom Osten her das sudanische Staatensystem aus den Angeln gehoben und in den Trümmern Kukas seinen blutbefleckten Thron nicht aufschlagen mochte, wo er 30 000 Menschen hatte niedermetzeln lassen. Zum Ausheilen der Wunden, die das Regiment des Wüterichs dem Land geschlagen, ist die nur auf auf allseitige Befriedung und wirtschaftliche Hebung des Landes bedachte deutsche Schutzmacht ein wahrer Segen. Das erkennen die mohammedanischen Kanuris wie Araber, deren Islam unbehelligt bleibt, ebenso dankbar an wie die Heidenstämme im Gebirge, auf die fortan kein Moslim Sklavenjagden richten darf. Einem unserer besten Afrika-Offiziere, dem Hauptmann Langheld, sind kürzlich die beiden Residenturen, die in Deutsch-Adamaua wie die der deutschen Tschadseeländer, mit dem Sitz in Garua übertragen worden. Gestützt auf eine blosse Polizeieskorte hier, eine Schutztruppenkompanie in Dikoa, wird es ihm in gewohnter Pflichttreue wohl gelingen, als Schirmherr und Berater der heimischen Suzeräne die Wohlfahrt unserer Schutzbefohlenen in vordem noch nie gekostetem vollen Gesetzesfrieden zu fördern. Das kann seine Rückwirkung auch auf den deutschen Unternehmungsgeist nicht verfehlen. Handelt es sich doch um ein Gebiet von Hunderttausenden tätiger Menschen, die nach Massgabe des Schutzes ihrer Arbeit immer bessere Abnehmer unserer Fabrikate zu werden versprechen, um ein Gebiet reichen Anbaues, das nach dem Tschadsee hin fast ein einziges Baumwoll- und Getreidefeld bildet, das bei seinem massenhaften Viehzuchtbetrieb für Lieferung von Pferden wie frischem Schlachtvieh nach der Kamerunküste und über diese hinaus von hoher Bedeutung werden kann, in dessen Gebirgen Eisenschätze und, wie man sagt, Goldadern der Ausbeutung harren, auf dessen äusserst lebhaften städtischen Märkten schon jetzt tripolitanische Händler die Kunsterzeugnisse fremder Erdteile feilbieten, nach leichter Vervollkommnung der Land- und Wasserstrassen aber die Waren sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

treffen werden mit Verladungsstempeln vom Syrtengolf und vom Guineabusen, von Europa oder Amerika.

In Deutsch-Südwestafrika hemmen die Rebellen zeitweilig die Wissenschaft. Doch ist gerade noch vor Torschluss nach fünfjähriger mühevoller Arbeit die Feststellung der Ostgrenze des deutschen Gebiets gegen Englisch-Betschuanaland vom Oranjefluss bis zum 18. Parallelkreis vollendet worden. Nicht weniger als 400 000 Mk. hat es gekostet, um die gusseisernen Grenztafeln auf eben solchen Stangen in den dürren Sand- und Felsboden an rechter Stelle einzurammen; indessen, England trug ja die Hälfte der Kosten, und für die so sehr nötige gründliche Kartierung unseres Schutzgebiets in hoffentlich nicht ferner Zukunft ziehen wir aus dem denkwürdigen Unternehmen den Vorteil vollgesicherter Anlehnung an die stattliche Zahl der 146 Punkte, wie sie uns die deutsch-englische Grenzkommission als astronomisch, beziehungsweise trigonometrisch aufs genaueste festgelegt beschert hat. Bei Wiederaufnahme der Forschung auf diesem Boden aber wird uns Siegfried Passarges monumentales Werk „Die Kalahari" ein glänzender Leitstern sein, denn in dem physisch begründeten weiteren Begriff, in welchem der scharfsinnige Forscher die Kalahari auffasst, umschliesst sie eigentlich unser ganzes Schutzgebiet mit, und wir erhalten daher auch für dieses in jenem Werk grundlegend neue Aufschlüsse über die höchst eigentümlichen Einwirkungen grossartiger Klimaschwankungen, die von der paläozoischen Eiszeit bis zur modernen Periode einer gegenwärtig immer noch fortschreitenden Eintrocknung die Oberfläche umgestaltet haben, und über die wunderbaren Erscheinungen, wie gerade in diesem Raum, wo alles Leben um das Wasser ringt, die ewige Wechselbeziehung sich äussert, die besteht zwischen der Erde, den Pflanzen, den Tieren und den Menschen.

Gar nichts ist bedauerlicherweise zu berichten aus Kaiser Wilhelmsland, wo die Forschung seit Jahren ganz ins Stocken geriet, fast nichts desgleichen vom Bismarck-Archipel. Landmesser haben dort gelegentlich kleinere Strecken in Neu-Hannover, dem mittleren Neu-Mecklenburg und im Westteil der Gazelle-Halbinsel kartiert. An der Korallenkalkküste des mittleren Neu-Mecklenburg wurden Karsterscheinungen beobachtet; unfern der Landspitze Ramugur bricht aus der Tarmatantahöhle ein reissender Strom von 15 m Breite hervor, der die Mündung des im benachbarten Gebirge plötzlich versinkenden Flusses Longerem sein soll. An der Westseite

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Gazelle-Halbinsel wurde das Sinewit-Gebirge bestiegen, eine kurze und schmale, gen Ostnordost streichende, ausgezackte Kette, die an ihrem binnenländischen Ende mit Gipfeln bis über 1000 m schliesst; das Gebirge ist über und über bewaldet, und an jedem seiner beiden Steilgehänge entspringt ein Quellarm des in der Streichrichtung des Gebirges der Westküste zufliessenden Toriu, den man nutzlos in „Holmes-Fluss" umgetauft hat. Im nachbarlichen Baininggebirge derselben Halbinsel beabsichtigt jetzt unser Gouverneur Dr. Hahl deutsche Farmer aus Queensland, wo ja viele Tausende der Unsrigen schon Generationen hindurch unter Tropensonne leben, gruppenweise anzusiedeln in einer malariafreien Höhenlage mit fruchtbarem Boden, zu der von der Lusulbucht, 40 km von Herbertshöhe, eine Strasse führt. Um den Versuch einladender zu gestalten, soll den Ansiedlern verständigerweise Land, Saat, Pflanzungsgerät und Vieh unentgeltlich überwiesen werden; für den Anbau des ersten Jahres stellt das Gouvernement sogar Hilfskräfte zur Verfügung.

Da fast sämtliche Inselgruppen Deutsch-Mikronesiens den Gegenstand eines besonderen Vortrags auf diesem Kongress bilden werden, so bleibt mir fast nichts mehr zu berichten übrig.

Der Kaiserliche Landeshauptmann der Marshall-Inseln sandte jüngst eine Schilderung ein über die schreckliche Katastrophe, die am vorigen 30. Juni diesen Atollarchipel verheert hat. Hierbei fesselt die Bemerkung, dass die dem furchtbaren Wirbelsturm vorangegangene Flutwelle die Inseln wenigstens des Jaluit-Atolls gänzlich unter Wasser setzte und „mit Geröll bedeckte". Das scheint verwertbar für Lösung der Frage, woher die Südseeinsulaner einst die guten harten Steine für Waffen und Hausgerät herbekamen, die der Boden ihrer Heimat nicht barg, von fern her antreibende Bäume aber, wie schon Darwins Späherauge sah, dann und wann am Strand in ihrem Wurzelwerk abluden.

Aus Samoa traf kürzlich die Nachricht ein, dass als Abschluss einer Periode erhöhter Erdbebentätigkeit auf der Nordseite der Insel Sawaii hinter der Landschaft Matautu ein neuer Vulkan entstanden ist. Zu wissenschaftlichen Untersuchungen hat dieses unerwartete Neuerwachen des Vulkanismus auf Samoa indessen nicht gelockt. Für die Wirtschaftskunde Samoas brachte uns von seiner im Auftrag des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees nach den Inseln unternommenen Reise Professor Wohltmann erwünschte Aufklärung betreffs des Kakaobaus auf Upolu. In erlösendem Gegensatz zu den optimistischen Reklamen gewisser Erwerbsgesellschaften stellte er fest, dass Upolu durchaus nicht von einem Ende bis zum andern in Kakaopflanzungen hohen Ertrages zu verwandeln ist. Der an ein gleichmässig warmes und gleich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässig feuchtes Klima angepasste Kakaobaum findet auf Samoa wohl jene, aber nicht diese Forderung in solchem Masse erfüllt wie in den wunderschön gedeihenden Pflanzungen am Fuss unseres Kamerunberges. Bringen die sechs Monate der Trockenzeit Samoas gar zu spärliche Niederschläge, so missrät die Kakaoernte, und Wohltmann schätzt mindestens jedes 6. Jahr als eins mit solcher Fehlernte. Ausserdem bedarf aber der Kakaobaum eines so kalireichen Bodens, dass nach Ausweis der Bodenanalysen nur vereinzelte Gegenden Upolus erstklassigen Kakaoboden liefern. Immerhin ist der Anbau des Kakaobaums in Deutsch-Samoa in erfreulichem Aufschwung begriffen, und Kakao nimmt immer kräftiger im samoanischen Ausfuhrhandel die nächste Stelle neben Kopra ein. Samoas Kakaoausfuhr stieg von 1552 Kilogramm im Jahre 1900 auf 19 518 kg im Jahre 1904.

Unsere flüchtige Ueberschau hat mancherlei Erweiterungen unserer Kenntnis auf dem Feld deutscher Kolonialgeographie auch für das letztvergangene Triennium dargelegt, vieler Männer Namen zu erwähnen gehabt, denen wir tiefen Dank schulden für die opferwillige Förderung dieser grossen vaterländischen Sache. Zwei schwere Missstände jedoch stimmen unsere stolze Freude an den wiederum erzielten Fortschritten herab: der geographischen Erforschung der deutschen Schutzgebiete fehlt die systematische Zentralleitung, und die Veröffentlichung über ihre Erfolge hat mitten inne zwischen ruhmwürdig genauen amtlichen Stoffsammlungen auf der einen Seite, einer ins Endlose wachsenden, oft nur allzu seichten, populär beschreibenden Literatur auf der andern noch nicht die rechte Bahn gefunden, zugleich gründlich und geschmackvoll über die von Jahr zu Jahr sich aufhellenden Wesenszüge unserer Schutzlande die deutsche Nation, wie diese das verlangen kann, fortgesetzt und einheitlich zu belehren nach dem Grundsatz „non multa, sed multum". Es wäre eine nationale Grosstat, wenn es der kürzlich im Kreise unseres Kolonialrats niedergesetzten Kommission zur landeskundlichen Erforschung der deutschen Schutzgebiete gelänge, in diesen beiden Beziehungen Wandel zu schaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Stand der ethnographischen Forschung in unsern Kolonien.

Von Professor **Dr. K. Weule**, Leipzig.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Der Kolonialkongress 1905 gleicht seinem Vorgänger von 1902 im grossen und ganzen in Bezug auf die Wünsche der ethnographischen Wissenschaft, aber er ist grundverschieden von ihm in den Aussichten zu ihrer Verwirklichung. Lässt sich die Tagung von 1902 vom Standpunkt der Völkerkunde und der ihr nahestehenden Wissenschaften der Geographie und Sprachforschung aus charakterisieren als eine Gelegenheit, langgehegte Wünsche endlich einmal öffentlich zu Gehör bringen zu können und die Wege zu den gesteckten Zielen ganz im allgemeinen anzugeben, so sind wir demgegenüber heute, nach der so überaus kurzen Spanne von drei Jahren, bereits in der glücklichen Lage, das Arbeitsprogramm für alle drei Disziplinen fast schon in Einzelzügen zu entwerfen. Auf alle Fälle sind wir für alles das, was unter den Begriff der Landeskunde unserer Kolonien fällt, aus dem Stadium der ewigen Erörterungen heraus — es liegt an uns, Taten zu sehen.

Wie dieser Umschwung sich in so kurzer Zeit hat vollziehen können, das ist ein Faktum, welches vorbildlich für unsere gesamte Kolonisationsarbeit werden sollte. Nicht eine Behörde hat ihn veranlasst, auch kein Hochschulprofessor und kein Museumsmann, soweit die Völkerkunde in Frage kommt; die graue Theorie ist in diesem Falle, wenn auch nicht ganz, so doch beinahe ausgeschaltet gewesen; zu danken haben wir den raschen Fortschritt in Wirklichkeit vielmehr in allererster Linie einer Persönlichkeit, die ihr kraftvolles Gepräge, allen gelehrten Titeln zum Trotz, unverkennbar doch von einer rein praktischen Betätigung erhält: Herrn Prof. Dr. Hans Meyer aus Leipzig. Wer dem Kolonialkongress 1902 beigewohnt und den die Tagung einleitenden Vortrag meines geschätzten Leipziger Mitbürgers über die geographischen Grundlagen und Aufgaben in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete gehört hat, wird sich noch entsinnen, mit welch vollkommener Klarheit der Weg für eine systematische, einheitlich organisierte, dem Vaterland und der Wissenschaft gleich nützliche Durchforschung unserer Kolonien dort vorgezeichnet wurde. Dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Redner sekundierte damals in seiner bekannten humorvollen, darum aber nur um so wirksameren Weise unser trefflicher Alfred Kirchhoff, vor allem in der Richtung der Deckungsmittel. Unstreitig ist jener Vormittag des 10. Oktobers 1902 mit beider Männer Reden die Geburtsstunde für das grosse Unternehmen geworden, das zu fördern wir jetzt zum zweiten Male uns hier versammelt haben. Insoweit hat also der Kolonialkongress 1902 den auf ihn gesetzten Erwartungen vollauf entsprochen.

Auch den weitern Ausbau des damals gezeigten Weges verdanken wir Hans Meyer. Er gipfelt äusserlich in dem „Landeskundlichen Ausschuss", den der Kolonialrat am 29. Juni d. J. aus seiner Mitte gewählt hat mit der Bestimmung, „einen alle Zweige umfassenden Plan zur landeskundlichen Erforschung unserer Schutzgebiete auszuarbeiten"; für uns heute und an dieser Stelle näherliegend und wichtiger sind dagegen die eigentlichen Vorschläge Prof. Meyers zur Durchführung dieser Forschung selbst, die er dem Kolonialrat in seinem Kommissionsbericht vom 24. Juni gleichzeitig mit unterbreitet hat.

Sich mit diesen Vorschlägen zu befassen, haben die hier Versammelten das Recht, ja die Pflicht, aus folgenden Gründen: Zwei wesentliche Bestimmungen des Kolonialratsbeschlusses besagen, dass der Landeskundliche Ausschuss der Kolonialabteilung bei allen die Erforschung unserer Schutzgebiete betreffenden Angelegenheiten zur Seite stehen, von ihr zu Rate gezogen werden soll; dann, dass der Ausschuss sich seinerseits bei Sachkundigen, auch wenn sie dem Kolonialrat nicht angehören, selbst Rats erholen darf. Mit dem ersten Punkt hat die Kolonialabteilung sich, wie ich mit Freude gehört habe, einverstanden erklärt; für den zweiten wird die Ratserholung bei der Durchführung der Einzelaufgaben in Zukunft wohl kaum anders als durch sorgfältige, genaue Ausarbeitung am Schreibtisch gehen; zu der Aufzählung ihrer Hauptwünsche haben die in Frage kommenden landeskundlichen Zweigwissenschaften hingegen gerade heute schon umsomehr Veranlassung, als sich die Gelegenheit, durch gegenseitige Aussprache zu prinzipieller Übereinstimmung zu gelangen, späterhin kaum wieder in so trefflicher Weise darbieten wird, wie gerade auf einem allseitig besuchten Kolonialkongress.

Die von Prof. H. Meyer vorgeschlagene neue Forschungsmethode ist folgende: Es werden von der Kolonialverwaltung Fachmänner in unsere Schutzgebiete hinausgesandt, die innerhalb eines bestimmten Bezirkes bestimmte landeskundliche Forschungsaufgaben zu lösen haben. Sie unternehmen entweder besondere Expeditionen oder schliessen sich militärischen oder Grenzkommissionen an, oder aber sie treten in den Schutz einer geeigneten, günstig gelegenen Militär-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder Verwaltungsstation, die als Operationsbasis dient. Je nach der Lage und den Eigentümlichkeiten des betreffenden Stationsbereichs ist ein Botaniker, ein Geolog, ein Geograph, ein Ethnograph zu entsenden, doch soll der betreffende Fachmann nie so einseitig sein, dass er über seiner wissenschaftlichen Spezialität die übrigen Zweige der geographischen Forschung ganz vernachlässigt.

Von diesen drei Wegen ist, wie Professor H. Meyer in seinem Bericht mit Recht hervorhebt, die erste Methode die kostspieligste; sie garantiert allerdings auch für die Geographie am sichersten einen guten Erfolg. Für die Völkerkunde kommt sie einstweilen nur für das Innere von Neu-Guinea und die unbekannten Teile Neu-Irlands und Neu-Britanniens in Betracht; in allen übrigen Teilen unserer Schutzgebiete ist es für unsere Disziplin, der es stets weniger auf rasche, äussere, blendende Regionalerfolge, als auf eine systematische Aufnahme des gesamten Kulturbildes mit all seinen tausend Einzelzügen ankommt, entschieden richtiger, die Forscher auf bereits vorhandene Stationen zu setzen; höchstens, dass bei besonders günstigen Gelegenheiten der Anschluss an eine Grenz- oder Militärexpedition erfolgt.

Ich glaube den Intentionen des Landkundlichen Ausschusses, wie auch den Bedürfnissen der Völkerkunde am besten zu entsprechen, wenn ich heute in aller Knappheit und Kürze auf diejenigen völkerkundlichen Aufgaben in unsern Schutzgebieten hinweise, die nach meiner Ansicht einer Lösung in der von Hans Meyer angeregten Weise zuerst zugeführt werden müssen. Es handelt sich dabei, wie ich nochmals bemerke, lediglich um einen Generalwunschzettel; für die Ausführung wird jede Aufgabe peinlich genau ausgearbeitet werden müssen.

Bevor ich jedoch die Gebiete im einzelnen abschreite, halte ich es für meine Pflicht, mit ein paar Worten auf die Bedeutung der deutschen Kolonien für die Wissenschaft vom Menschen im allgemeinen hinzuweisen. Der wirtschaftliche Wert dieser Flächen ist im Verlauf der letzten 20 Jahre von so vielen Leuten so oft angezweifelt worden, dass man es bald selbst glauben möchte, hätte einem nicht eine langjährige Beschäftigung mit ihnen eine gegenteilige Ueberzeugung beigebracht. Aber selbst wenn dem auch so wäre, für die Völkerkunde im weitesten Sinne bilden sie die reichsten Fundgruben, die man sich denken kann; ja, fast möchte es scheinen, als ob die andern, älteren Kolonialmächte uns diesen Rest eigens übrig gelassen hätten, blos damit die deutsche Wissenschaft ein neues Reis auf ihrem Ruhmesbaume spriessen lassen könne, so gross und massenhaft quellen uns gerade in unseren Gebieten die Rätsel und Fragen anthropologischer, ethnographischer, linguistischer Art entgegen. Es liegt an uns, uns dieses Vertrauens würdig zu erweisen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zur Erhärtung des Gesagten ist es nützlich, sich über eine Karte, auf der alle unsere Schuzgebiete aufgezeichnet sind, viele andere Karten gleichen Massstabes geschichtet zu denken, deren jede eine oder mehrere völkerkundliche Einzelerscheinungen wiedergibt: die eine Rassengruppen und Rassengrenzen, die andere Völkerverschiebungen und Völkerschichtungen, die dritte die Sprachverteilung, andere soziale Gliederungen, noch andere die Verbreitung bestimmter Waffen und Geräte, oder bestimmter Sitten und Gebräuche, kurz, des gesamten materiellen und geistigen Kulturbesitzes. Denkt man sich dies alles auf die Unterlage projiziert und vergleicht dann die einzelnen Erdstellen miteinander, so wird tatsächlich offenbar, dass meine obige Behauptung nicht übertrieben ist; fast alle unsere Kolonien stellen Dichtigkeitsmaxima dar. Was wäre alles in Deutsch-Südwestafrika zu untersuchen gewesen, hätte nicht der unselige Aufstand die dortigen Volksverbände wohl für immer zerstört! Freilich, die Rassenstellung von Buschmann und Hottentotten zu klären, bleibt uns auch fernerhin noch Gelegenheit, aber damit allein ist's für die Völkerkunde nicht getan; sie will heute mehr: ein Eindringen in die Volksseele und ein Verstehen derselben in allen ihren Regungen und ihrer ganzen Entwicklung. Ich glaube, gerade bei den Herero haben wir in dieser Richtung sehr viel verpasst.

Eine um so glänzendere Arbeitsgelegenheit bieten dafür unsere drei andern afrikanischen Besitzungen dar. Generalproblem ist für Kamerun das Verhältnis von Bantu und Sudannegern, für Deutsch-Ostafrika das von Bantu und Hamiten; beide Gebiete liegen gerade für die Behandlung dieser beiden grossen Fragen glücklicher als irgend ein anderes Stück des dunkeln Weltteils. Togo endlich, das kleine, hat ebenfalls seine grosszügige Aufgabe: mit der in jener Gegend leichter als anderswo zu führenden Untersuchung über etwaige altägyptische Einwirkungen auf die Negerkultur kann es für die Klärung unserer Ansichten über alte Völkerbeziehungen ungemein viel beitragen.

Am bedeutsamsten aber sind unsere Aufgaben im Osten, in der Südsee. Einen leisen Vorgeschmack dessen, was dort noch zu erforschen, aber auch zu erreichen ist, geben die Arbeitsresultate von Prof. Schmidt in Mödling über die Rasseneinheit von Malaien und Hinterindiern und die scharfe Abgrenzung einer papuanischen Sonderrasse inmitten des grossen dunkeln Gemenges im Grenzgebiet des Indischen und des Stillen Ozeans. Darüber lagert dann das andere Problem des Negrito und des Melanesiers, dem wir mit dem neuerdings gepredigten Schlagworte der Konvergenz durchaus nicht näher kommen angesichts der Tatsache, dass in gleichgearteten Teilen Amerikas weder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neger, noch Melanesier, noch Pygmäen sich herausgebildet haben, und angesichts des andern Umstandes, dass auch skeptische Leute sich heute mehr und mehr bequemen, den Menschen und damit auch seine Wanderungen und Rassenzusammenhänge in sehr weit entlegene Zeiten zurückzuversetzen.

Das also sind die Arbeitspensa von weiter, von universaler Bedeutung; sie werden sich endgültig erst erledigen lassen, nachdem in den Einzelgebieten eine Summe von Kleinarbeit geleistet sein wird, von der sich unsere Generation nur schwer einen Begriff zu machen versteht. Nur frisch und fröhlich beginnen können wir sie.

Den Weg dazu weist uns eben der Hans Meyersche Arbeitsplan, den ich nunmehr im einzelnen ergänzen will.

I. In Kamerun sind es vor allem folgende Distrikte und Forschungsgegenstände, die weniger einer schnellen als einer möglichst gründlichen Erledigung harren.

1. Ein wahres Dorado für den Ethnographen muss das nördliche Zentrum, das Gebiet des Cross, die Bezirke Bamenda und Bali, vor allem aber Bamum sein. Die Gegend ist, von Bali abgesehen, erst in der jüngsten Zeit erschlossen worden; trotzdem ist sie in unsern Museen bereits ausserordentlich reich vertreten, das beste Zeichen eben, dass dort viel zu finden ist. Wie in ganz Kamerun, so muss auch dort die soziale Gliederung mit ihren Geheimbünden und Klubs von besonderem Interesse sein, ausserdem aber auch die religiösen Anschauungen mit ihrem Fetischismus und Animismus, ihrem Tierkult und vielleicht ihrem Totemismus. Eine der Stationen Ossidinge, Banjo, Bamenda oder Bali ist, glaube ich, der geeignete Zentralpunkt für die Durchforschung dieses Gebiets.

2. Für den Norden Kameruns hat man die Wahl zwischen Garua und Dikoa. Freilich, wir haben über das Tschad-Becken und Adamaua gute Bücher von Heinrich Barth an bis auf Passarge, aber sollen und können sie dem dicht und von so vielen und vielerlei Völkern besiedelten Gebiet gegenüber genügen? Liegt nicht gerade in jenem Distrikt der Schlüssel zum Verständnis der Bevölkerungsverhältnisse des gesamten zentralen Sudans?

Die übrigen Aufgaben will ich nur mit Schlagworten skizzieren.

3. Geographisch und ethnographisch gleich wichtig ist die Erforschung des Gebiets der Mbum von Ngila hinauf bis Ngaumdere. Die vereinzelten Vorstösse und Kriegszüge in dieses grosse Gebiet haben uns keinerlei zuverlässiges Wissen vermittelt.

4. Eine Aufgabe grossen Stils ist die Erforschung der Fan-Völker im Süden unserer Kolonie. Sie füllen ihn heute in Gestalt der Bakoko, Buli, Jaunde, Njem, Maka, Jengone usw. Als kräftig küstenwärts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drängendes, kriegerisches Element beanspruchen sie auch kolonialpolitisch unser Interesse. Lolodorf ist wohl die geeignete Forschungsstation, um so mehr, als sie ausserdem günstig für die Lösung des Pygmäenproblems liegt, dessen wir ebenfalls nicht vergessen dürfen.

II. In Togo kommt zunächst die Region zwischen dem 9° und 10° nördl. Br. für eine umfassende Erforschung in Betracht: das Gebiet der Kabre, Loso, Tamberma, Lama, Barba usw. Nach allem, was wir dorther in den Museen und der Literatur besitzen, müssen Land und Völker ausserordentlich interessant sein. Station ist wohl Bassari.

Im übrigen ist ganz Togo noch Forschungsfeld; die vielen Monographien, die wir seit den Zeiten Wolfs, Klings, v. François' usw. bis zur Gegenwart besitzen, überheben uns nicht der Pflicht, in allen Teilen des Landes systematisch weiter zu forschen; selbst die küstennächsten Gebiete sind ethnographisch noch wahre Fundgruben.

III. In Deutsch-Ostafrika erheischen vor allem vier Gebiete eine gründliche, umfassende Aufnahme:

1. Das abflusslose Gebiet im Südosten des Victoria Njansa mit seinem wahren Knäuel der heterogensten Völker und Völkchen. Baumanns Bericht von 1892 hat uns lediglich wissbegierig gemacht; seitdem aber ist dort im Grunde genommen nichts mehr geschehen.

2. Wichtig für das Verständnis der gesamten äquatorial-ostafrikanischen Völkerkunde ist eine universale Aufnahme des Seengebiets. Vorarbeiten sind in den Schriften von Hermann, Stuhlmann, Graf Goetzen, Kandt genug da; ein Abschluss fehlt indessen noch. Standort: Bukoba oder irgendeine andere Station jenes Gebiets.

3. Verhältnismässig wenig wissen wir trotz der trefflichen Arbeiten von Prince, Arning u. a. von den Sulu- und suluähnlichen Stämmen im Njassa-Gebiet. Sie, ihre Geschichte und die ihres Landes zu studieren, wird eine dankbare Aufgabe sein, doch ist natürlich erst das Ende der Unruhen abzuwarten. Standort: Ssongea.

4. Ungefähr nichts wissen wir endlich von dem Gebiet zwischen dem Rukwa-See und Unjanjembe. Hier ist tatsächlich noch Gelegenheit zu geographischen und ethnographischen Entdeckungen.

IV. Über unsere Aufgaben in der Südsee kann ich mich noch kürzer fassen. Nach einer Erschliessung des Innern von Neu-Guinea drängt seit Jahren alles; es wird nun endlich Zeit für uns, sie einmal in Angriff zu nehmen. Wo man beginnt, ist bei der fast allgemeinen Unbekanntschaft mit diesem Innern ziemlich gleichgültig, doch wird man sich schon aus reisetechnischen Gründen auf möglichst gangbare und kurze Verbindungslinien mit den Küstenzentren stützen müssen. Demgemäss wird man entweder den Kaiserin-Augustafluss oder den Ramu möglichst weit hinaufgehen oder aber die küstennahen Gebirge über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schreiten müssen, bis man zu Stellen gelangt, von denen aus sich die Erforschung von Land und Leuten für längere Zeit am bequemsten und sichersten durchführen lässt.

V. Auch im Bismarck-Archipel liegt trotz seiner langen Erforschungsgeschichte noch ein dankbares Arbeitsfeld vor uns. Was kennen wir, von der Gazelle-Halbinsel und etlichen Teilen Neu-Mecklenburgs abgesehen, geographisch von diesen beiden grossen Inseln, und was wissen wir trotz der glänzenden Sammlungen in unsern Museen im Grunde genommen von ihren Bewohnern! Ganz bezeichnend für dieses unser Wissen ist die Tatsache, dass selbst die Männer, die sich am intensivsten und häufigsten mit der Völkerkunde dieses Gebiets befasst haben, die Herren vom Dresdener Museum, etwas Erschöpfendes und Befriedigendes auch nicht haben schaffen können. Dazu fehlen doch eben alle Vorarbeiten in dem Sinne, wie wir ihn anstreben, nämlich ein Studium von Land und Leuten durch längere Dauer von einem Punkt aus. Für Neu-Pommern wird das auf absehbare Zeit wohl noch Herbertshöhe bleiben müssen, trotz seiner für unsere Zwecke exzentrischen Lage; für Neu-Mecklenburg dagegen haben wir in Namatanai einen Posten, der mit dem mittleren Teil der Insel selbst zugleich auch die Eilande Gerrit Denys, Fischer, Gardner usw. aufnehmen kann, in Kapsu oder Nusa solche, denen neben Neu-Hannover und St. Matthias auch eventuell die Admiralitätsinseln nebst Nachbarschaft überwiesen werden können, sofern man nicht vorziehen sollte, diese so oft umgetaufte interessante Inselgruppe einmal gesondert zu studieren. Verdient hat sie es.

Damit, denke ich, haben wir fürs erste Arbeit genug. Die Salomonen sind einstweilen noch unzugänglich; für die Marshall-Inseln und Samoa liegen bereits gute Arbeiten vor; auf den Marianen und Karolinen endlich haben wir in den Herren Fritz, Senfft, Dr. Born und Berg Männer, die es auch neben ihren Amtsgeschäften verstehen, treffliche Beobachtungen in grösserem Massstabe zu machen. Hier muss man abwarten, ob sich die Entsendung besonderer Fachleute späterhin noch als nötig erweisen wird.

Mit der Nennung von Namen bereits draussen befindlicher Verwaltungsbeamten und Ärzte komme ich zu der für unsere Zwecke so ausserordentlich wichtigen Personenfrage. In Fällen, wo unsere Beamten Musse und vor allen Dingen eine genügende Vorbildung, Neigung und Geschick zum Beobachten und Sammeln haben, soll man sie in ihren löblichen Bestrebungen in jeder Weise fördern und unterstützen, sei es durch dienstliche Entlastung, sei es durch Geldmittel; es kommt, wie die zum Teil umfangreichen Monographien von Krämer über Samoa, von Kollmann und Merker über Teile Ostafrikas, von Hutter und Dominik über Kamerun, von Klose über Togo, dann zahlreiche andere kleinere

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeiten in unsern wissenschaftlichen Zeitschriften zeigen, recht Annehmbares dabei heraus. Zur Regel soll dieses Verfahren jedoch nicht werden; es soll im Gegenteil nur eine willkommene Ergänzung sein zu dem von Professor H. Meyer vorgeschlagenen Verfahren, das allein unsere landeskundliche Forschung auf eine Stufe heben kann, die zu erklimmen wir sowohl uns selbst wie auch den andern Kulturnationen gegenüber verpflichtet sind.

Die Rekrutierung und Heranbildung dieses wissenschaftlichen Forscherstabes wird naturgemäss Sache unserer höchsten Lehranstalten, für die Ethnographie speziell auch der Museen sein. Erfahrungen über den Zudrang zu der neuartigen Laufbahn müssen natürlich erst gesammelt werden, doch lässt sich mit Hans Meyer schon heute sagen, dass ein Mangel kaum zu befürchten sein wird, sofern man einen Weg findet, den kolonialen Forschern eine Einbusse an der Sicherung ihrer späteren Lebensstellung zu ersparen. Ein solcher Weg wird sich aber zweifelsohne sehr wohl finden lassen.

Über die G e l d f r a g e kann ich ebenfalls kurz hinweggehen. Seitdem die Kolonialabteilung, in Erfüllung vielfacher Wünsche, zugesagt hat, den Afrikafonds seiner ursprünglichen Bestimmung wiederum zuzuführen, ist sie in der Hauptsache befriedigend beantwortet. Das schliesst jedoch keineswegs aus, dass alle andern an unsern Kolonien wissenschaftlich interessierten Organe, gelehrte Gesellschaften, wissenschaftliche Institute und Privatpersonen ihre Mittel nunmehr andern Zwecken und Gebieten zufliessen lassen; im Gegenteil, es kann unserm nationalen Ansehen nur förderlich sein, wenn in dem bisher innegehaltenen Ausmass noch eine recht kräftige Steigerung eintritt.

Zum Schluss noch ein Hinweis auf die Art der Verwertung der Forschungsergebnisse. Soweit sie in Publikationen bestehen, ist lediglich das von H. Meyer und A. Kirchhoff vorgeschlagene Verfahren einzuschlagen, nach dem die längst und allseitig als unzulänglich erkannten „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" zu einem würdig ausgestatteten Archiv ausgestaltet werden, in dem die einzelnen Ergebnisse der verschiedenen Gelehrten oder Expeditionen zum Abdruck kommen, sobald sie druckfertig sind. Mit einem derart ausgestalteten, von der deutschen Gelehrtenwelt seit langem förmlich herbeigesehnten Organ wird man nicht nur dieser eine Freude bereiten, sondern das Reich hat dann endlich auch einmal Gelegenheit, durch Abgabe des Werkes an die interessierten Stellen anderer Länder sich jenen Ruhm der Munifizenz zu erwerben, der vielen von ihnen, vor allen den Amerikanern schon eigen ist.

Über die Verwendung der zweiten Art von Forschungsergebnissen, der naturkundlichen und ethnographischen Sammlungen, möchte ich mir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

keine Vorschläge erlauben; als Beamter eines Völkermuseums bin ich zu sehr Partei. Dass jedoch die alten Bundesratsbeschlüsse auch unter den neuen Verhältnissen Geltung behalten sollten, halte ich aus rechtlichen und wissenschaftlichen Gründen für ausgeschlossen. Es wird für den Landeskundlichen Ausschuss eine schöne, hoffentlich auch nicht zu schwere Aufgabe bilden, im Verein mit den deutschen Museumsdirektoren den massgebenden Behörden neue Vorschläge zu unterbreiten.

Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig: In den Vorträgen der beiden Herren Vorredner ist wiederholt der landeskundlichen Kommission des Kolonialrats Erwähnung getan worden. Da muss ich vor allem einen Irrtum berichtigen. Die Kommission ist nicht die Schöpfung eines einzelnen, sondern sie ist das Werk des Kolonialrats, der die Notwendigkeit einer systematischen landeskundlichen Erforschung unserer Schutzgebiete erkannt hat. Besonderer Dank für das Zustandekommen der Kommission ist dem Herrn Direktor der Kolonialabteilung zu zollen. Der Kommission ist vom Kolonialrat die Aufgabe gestellt worden, einen Plan zur einheitlichen landeskundlichen Erforschung der Schutzgebiete auszuarbeiten, und sie soll bei allen, die Ausführung dieses Planes betreffenden Angelegenheiten von der Kolonialverwaltung zu Rate gezogen werden. In dankenswerter Weise ist die Kolonialverwaltung bisher den Zielen und Absichten der Kommission entgegengekommen, und der Skeptizismus, der von mehreren Seiten in der Presse und in Fachzeitschriften darüber geäussert wurde, ist durchaus grundlos. Den Plan zur einheitlichen Erforschung der Schutzgebiete hat die Kommission bereits entworfen; sie wird ihn kurz nach dem Kongress, der für den Plan wohl noch manche neue Gesichtspunkte ergeben wird, der Regierung zur Annahme und zur Disponierung der für die Ausführung erforderlichen Mittel vorlegen. Der Plan und die Tätigkeit der Kommission wird sich auf alle Zweige der wissenschaftlichen Landeskunde erstrecken, also im Sinne der modernen Geographie alle Zweige der Naturwissenschaften umfassen, in ihrer Beziehung auf einen bestimmten Erdraum und auf die pflanzlichen, tierischen, menschlichen Bewohner dieses Erdraums. Da die Kommission die Befugnis hat, zu ihren Verhandlungen auch andere, dem Kolonialrat nicht angehörende Sachverständige hinzuzuziehen, so ist dafür gesorgt, dass die besten Kenner der einzelnen Schutzgebiete und die hervorragendsten Vertreter der wissenschaftlichen Landeskunde mit Rat und Tat an den Arbeiten der Kommission teilnehmen können. Wie die beiden Herren Vorredner in so lichtvoller Weise gezeigt haben, sind die Lücken der landeskundlichen Erforschung am grössten in unsern Südsee-Kolonien: dort wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Forschungsarbeit vor allem einzusetzen haben. In Deutsch-Afrika ist noch am meisten in Kamerun zu tun, am wenigsten in Togo, aber auch dort noch viel; im ganzen ist in unsern afrikanischen Kolonien mehr Detailarbeit, in Kaiser-Wilhelmsland mehr extensive Arbeit zu leisten. Vor allem sind es drei Wege, die zum Ziele führen können: 1. Besetzung vorhandener Militär- und Verwaltungsstationen mit einem Fachmann der Landeskunde; 2. Zuteilung landeskundlicher Fachmänner zu Grenzregulierungsexpeditionen; 3. Aussendung eigener Expeditionen zur Erforschung besonderer Gebietsteile. Näheres hierüber habe ich an anderer Stelle ausgeführt. Der Plan und das Arbeitsfeld ist gross, der Weg weit. Um so mehr ist es notwendig, dass die Kommission ihre Aufgaben und ihre Kräfte nicht zersplittert. Ich hoffe, dass beim nächsten Kongress die Kommission, wenn sie bei der Kolonialverwaltung auch weiterhin die erwünschte Unterstützung findet, schon in einigen Punkten sich der freundlichen Anerkennung würdig zeigen kann, die ihr heute von den Herren Vorrednern unverdientermassen auf Vorschuss zuteil geworden ist.

Paul Staudinger, Berlin: Es ist von Herrn Prof. Weule die Freigebigkeit der amerikanischen Institute im Verteilen ihrer Werke erwähnt worden. Was wir brauchen, ist die Freigebigkeit von Privatleuten für wissenschaftliche Forschungen. In England und Amerika haben wir glänzende Beispiele, wie einzelne reiche Privatleute die Kosten für grosse Expeditionen und Publikationen übernehmen. Auch wir haben dringend solche Spenden notwendig, denn der Afrikafonds genügt nicht für die vielseitigen Forschungsbedürfnisse, hoffentlich finden wir auch bei uns bald in Privatkreisen solche Unterstützer der Wissenschaft. Die Staatsmittel genügen nicht für die vielseitigen Ansprüche, welche die rege deutsche Wissenschaft an sie stellt.

Diakonus **Ad. Schulze,** Niesky, O.-L.: Wie in der Geographie, so besonders auch in der Ethnographie ist ein Zusammenarbeiten der wissenschaftlichen Forscher mit den Missionaren sehr zu empfehlen, da die Missionare viele Bedingungen erfüllen, die für ein fruchtbares ethnographisches Studium unerlässlich sind, und die von Reisenden gar nicht, von Beamten nur selten ausreichend, von wissenschaftlichen Forschern nur in besonders günstigen Fällen ganz erfüllt werden können. Denn um das letzte Ziel der Ethnographie bzw. Ethnologie (Kenntnis der Volks-Seele, -Religion, -Sitten und -Denkweise usw.) zu erreichen, muss der Forscher alle Mittel sich zunutze zu machen suchen. Vielleicht einer der gangbarsten Wege ist nun eine ausgiebigere Berücksichtigung der Arbeiten der Missionare, die über das reichste Ma-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terial verfügen; denn 1., sie bleiben länger, zum grossen Teil Jahrzehnte, in demselben Volke, 2., sie leben mehr als irgendein anderer weisser Mann mit den Eingeborenen täglich zusammen, was ihnen gründlichste Kenntnis ihrer Sitten, Gebräuche und Lebensweise ermöglicht, und 3., was das Wichtigste ist, sie lernen von Berufswegen die Sprache des betreffenden Volkes so gründlich wie möglich. Ohne diese sprachlichen Kenntnisse ist ein tieferes Verständnis für die Denk- und Handelsweise, für viele Sitten, kurz für die Volksseele und ihre Äusserungen, mehr oder weniger ausgeschlossen. Somit dürfte die ethnographische Forschung einen nicht geringen Gewinn haben, wenn es ihr gelingt, das reiche Material, welches viele Missionare ununterbrochen zusammentragen, in geeigneter Weise zu sammeln und zu verwerten. Auch dürfte es sich empfehlen, dass die Forscher womöglich längere Zeit mit älteren, erfahrenen, wissenschaftlich genügend gebildeten Missionaren zusammen arbeiten und sich von ihnen an Ort und Stelle in das rechte Verständnis des Volkstums einführen lassen. Die Beweise dafür, wie wertvolle Beiträge die Mission der Ethnologie zu liefern vermag, sind sehr zahlreich, man braucht nur an Namen von Missionaren wie Livingstone (Afrika), Heckewälder und Zeisberger (Indianer), David Cranz (Grönland), Hugo Hahn (Herero), Faber (China) u. a. zu erinnern.

Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin: Ich möchte darauf hinweisen, wie wichtig es ist, bei der Ausdehnung der für die wissenschaftliche Erforschung der Schutzgebiete gestellten Aufgaben sich auf das Hauptsächlichste zu beschränken. Die zur Verfügung stehenden Mittel sind im Verhältnis zu den gestellten Aufgaben so gering, dass an eine umfassende Forschung, so, wie sie in dem Plane liegt, nicht gedacht werden kann. Die Aufgaben werden mehr generell als speziell sein und bei aller ihrer Wissenschaftlichkeit doch in erster Linie da gesucht werden müssen, wo sie der Praxis dienen können. Auch das zu schaffende Archiv in Erweiterung der bestehenden „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" bietet nicht den genügenden Raum zur Veröffentlichung der vollständigen Forschungsberichte, vielmehr werden in ihm nur die Generalberichte der von der landeskundlichen Kommission zu entsendenden Reisenden veröffentlicht werden können.

P. **Enshoff,** Benediktiner aus St. Ottilien: Ich freue mich, gerade in diese Sektion gekommen zu sein, wo eben über praktische Mitarbeit an der ethnographischen Forschung gesprochen wird. Die Missionspublikationen, sowohl katholische wie protestantische, enthalten viel Material, Gratisexemplare werden wohl alle Deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missions-Gesellschaften den wissenschaftlichen Instituten überweisen. Wir sind auch für Unterweisung über ethnographische Wünsche recht dankbar, und da möchte es nur nützlich sein, kleinere Fragebogen anzufertigen, etwa vier Seiten stark, über je einzelne Fragen, die dann sich sukzessive folgen; auf solche kleine Fragen kann man in der Praxis leichter eingehen, als auf bogenlange Fragebogen.

Paul Staudinger, Berlin: Der Herr Vorredner hat sehr recht, dass die Fragebogen für die meisten Leute in den Tropen zu umfangreich sind, sie können noch ergänzt werden für Spezialforscher, sie verwirren aber durch die Fülle der Fragen die meisten oder schrecken viele davon ab, sie zu beantworten.

Man vergesse nicht, dass im allgemeinen die Leute in den Tropen nicht so arbeitskräftig und -freudig sind, wie in gemässigten Klimaten, namentlich nicht, was das Schreiben anbelangt. Schon bei der Neubearbeitung der Fragebogen des internationalen Vereins für vergleichende Rechts- und Staatswissenschaften, die mir zur Begutachtung und eventuellen Erweiterung vorgelegt waren, habe ich auf die zu grosse Ausführlichkeit derselben für die meisten Befragten hingewiesen, denn bei der grossen Menge der gestellten Fragen, werden manche sich nicht einmal die Mühe machen, den Fragebogen genau durchzulesen, und noch mehr sich fürchten, sich in eine anscheinend so arbeitsreiche Sache zu versenken. Es soll nun nicht die Notwendigkeit ganz genauer Fragebogen für verschiedene Zwecke verneint werden, aber praktisch dürfte sich der Gegenstand vielleicht so ordnen lassen, dass ein kurzer Fragebogen mit einer Anzahl von Hauptfragen aufgestellt wird und dann für eingehendere Forschungen, gleichsam als Ergänzung, noch ein ganz genauer Fragebogen beigegeben wird. Redner ist gern bereit, bei der Zusammenstellung solcher Fragebogen mitzuwirken, auch wird sich vielleicht die Kommission des Kolonialrats zur planmässigen Erforschung der Schutzgebiete mit der Sache beschäftigen.

Was nun den andern Punkt, die Herausgabe des ruhenden druckfertigen Materials über Arbeiten ethnographischer, naturwissenschaftlicher oder linguistischer Art aus unsern Schutzgebieten anbetrifft, so ist dem Redner die Fülle desselben bekannt, und er weiss, was für wertvollen Stoff beispielsweise die Missionare beider Konfessionen zusammengetragen haben. Leider fehlt es aber an Mitteln dazu, die Sachen zu veröffentlichen. Hier wäre z. B. ein Feld, wo die private Hilfstätigkeit einsetzen könnte. In Erwägung wäre aber noch zu ziehen, ob sich nicht eine Sammelstelle für solche Manuskripte zwecks Aufbewahrung, Sichtung und späterer Veröffentlichung schaffen liesse.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herm. Singer, Schöneberg: Ich möchte nur mit zwei Worten diejenigen in Schutz nehmen, die daran gezweifelt haben, dass bei der Aktion des Kolonialrats so bald etwas herauskommen würde. Bis vor kurzem erschien die Skepsis nicht ungerechtfertigt. So ist mir versichert worden, dass die Kolonialverwaltung den Beschlüssen der Kommission nur mit Widerstreben begegnet ist. Ferner sind jetzt zwei Grenzexpeditionen nach Kamerun hinausgesandt worden: die Seefriedsche nach dem Süden, die Förstersche nach dem Osten. Hier wäre Gelegenheit gewesen, den Wünschen der Kommission zu folgen; man hat aber keine Gelehrte den Expeditionen beigegeben.

Wenn nun von Herrn Prof. Meyer versichert wird, dass jetzt die Kolonialverwaltung, speziell Herr Kolonialdirektor Stuebel, das grösste Entgegenkommen zeigt, so können wir ja zufrieden sein.

Prof. Dr. **Dingler,** Aschaffenburg, möchte anregen, einen Appell an die deutschen Geldmagnaten zu richten, dass dieselben durch freiwillige Schenkungen nach dem Muster reicher Amerikaner einen Fonds zusammenbringen, um ein Institut in der Art des amerikanischen Smithsonian Institution zu gründen.

Prof. Dr. **Hans Meyer,** Leipzig: Herrn Singer möchte ich erwidern, dass sich die Kolonialverwaltung bisher in keiner Weise den Zielen der Kommission entgegengestellt hat; mir wenigstens ist davon absolut nichts bekannt. Wenn der südkameruner Grenzexpedition kein landeskundlicher Fachmann zugeteilt worden ist, so liegt es daran, dass die Grenzkommission ernannt und ausgesandt war, bevor die landeskundliche Kommission ins Leben getreten ist; aber was noch nicht ist, kann ja noch werden.

Meinem verehrten Kollegen Vohsen muss ich ebenfalls widersprechen. Herr Vohsen warnt mit Recht vor Zersplitterung, das habe ich vorhin auch schon getan. Aber Herr Vohsen bringt zugleich einen Gesichtspunkt in den Forschungsplan der Kommission, der gerade die Gefahr und die Wahrscheinlichkeit der Zersplitterung in sich birgt. Er will, dass vor allem wissenschaftliche Untersuchungen ins Werk gesetzt werden, die der wirtschaftlichen Kolonisation nützen. Das, meine Herren, dürfen wir nicht. Die Aufgaben der Kommission sind lediglich solche der wissenschaftlichen Landeskunde. Die Praxis wird von selbst aus den wissenschaftlichen Resultaten unserer Arbeiten Nutzen ziehen. Auch ist der Afrikafonds, der für die landeskundliche Forschung wesentlich in Betracht kommt, lediglich zur „Förderung wissenschaftlicher Bestrebungen" bestimmt. Daran müssen wir unter allen Umständen festhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. **Kirchhoff,** Mockau Parthe: Ich möchte doch davor warnen, die so wünschenswerte Reform der Veröffentlichung über die Ergebnisse der fortschreitenden Erforschung unserer Schutzgebiete aufzufassen als ein für die Verwaltungsbeamten oder für gelehrte Spezialisten berechnetes „Archiv". Derartige Archive besitzen wir ja bereits. Was uns fehlt und was wir dem landeskundlichen Ausschuss unseres Kolonialrats dringend ans Herz legen möchten, das ist ein literarisches Organ für die fortgesetzte Belehrung unserer ganzen Nation über die landes- und volkskundlichen Fortschritte in der Aufhellung unserer Schutzlande. Ein solches Organ kann naturgemäss nur ein geographisches sein, weil die bunte Fülle von topographischen, natur-, wie volkskundlichen Ergebnissen eben nicht anders zu einem Ganzen in der Darstellung einheitlich zu verbinden ist, als durch das Entwerfen des Bildes des sie alle umfassenden Landes. Also ja keine neue archivalische Aufspeicherung von Rohstoff, sondern von Meisterhänden ausgeführte landeskundliche Darstellungen auf streng wissenschaftlicher Grundlage, aber jeden Gebildeten packend!

Ueber Aufgaben des Pflanzenschutzes in den Kolonien.

Von Regierungsrat Dr. **Walter Busse,**
Mitglied der Kaiserl. Biologischen Anstalt für Land- und Forstwirtschaft,
Dozent an der Universität Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

In den tropischen Ländern hat sich, wie fast allgemein auf der Erde, gezeigt, dass mit der fortgesetzten Züchtung in grösseren Beständen die Widerstandsfähigkeit der Kulturpflanzen gegen schädliche Einflüsse aller Art im Schwinden begriffen ist.

Es macht sich hier dieselbe Erscheinung geltend, die auch beim Kulturmenschen und den Haustieren schon seit langer Zeit hervorgetreten ist, und die in hygienischen Massnahmen aller Art ihren beredten Ausdruck findet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie Milzbrand, Rotz und Schweinerotlauf, so hat auch die Vernichtung oder Schmälerung der Ernten durch Pflanzenkrankheiten bisweilen ungeheure Verluste an Privat- und Nationalvermögen zur Folge gehabt, und das Bedürfnis nach wirksamen Abwehr- und Verhütungsmassregeln trat immer stärker hervor. Wissenschaft und Praxis haben nun im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts neue Bahnen gefunden, auf denen zunächst einmal für die Kulturpflanzen der gemässigten Zone der Kampf gegen die Krankheiten und Schädlinge eröffnet werden konnte. Zwar ist es noch längst nicht gelungen, alle auf diesem Arbeitsfelde erstrebten Ziele zu erreichen, noch sind wir weit davon entfernt, eine „Pflanzenhygiene" in vollendeter Form zu besitzen, aber in fast allen Kulturländern wird mit zunehmendem Eifer und auch mit wachsenden Erfolgen daran gearbeitet, die vielseitigen, den land- und forstwirtschaftlichen Betrieben drohenden Gefahren planmässig zu bekämpfen.

Für die Länder mit Kolonialbesitz trat in neuerer Zeit mannigfache Veranlassung zutage, jene Bestrebungen auch auf ihre Kolonien auszudehnen. Wie bei uns Getreiderost und -brand, Rübennematoden, Kartoffelkrankheiten, die Reblaus usw. in Feldern und Weinbergen wüteten und einen durch gesetzliche Massnahmen wirkungsvoll unterstützten Kampf herausforderten, so zwangen die Vernichtung des Kaffeebaus auf Ceylon durch den Blattpilz Hemileia vastatrix, die Gefährdung der Zuckerrohrkultur auf Java durch die Serehkrankheit u. a. m. energisch zum Einschreiten. Vor allem waren es die Holländer, die, wie in allen Zweigen der tropischen Landwirtschaft, auch hierin mit gutem Beispiel vorangingen. Gründung von Spezial-Versuchsstationen für die wichtigsten Kulturen, angestrengte Forscherarbeit und systematische Prüfung aller modernen Methoden in der Praxis — ohne Ansehung der Kosten — haben auf Java zu teilweise glänzenden Erfolgen geführt. Und wenn auch dort, wie überall auf diesem Gebiet, noch viel zu tun bleibt — ich erinnere nur an die zunehmende Bedrohung der Chinarindenbäume durch Krankheiten und Schädlinge — so kann uns doch das Vorgehen der Holländer für unsere Kolonien vorbildlich sein.

Fast unmittelbar nach Beendigung des spanisch-amerikanischen Krieges begann auch Nordamerika mit grossem Eifer, in seinen neuen tropischen Besitzungen das land- und forstwirtschaftliche Versuchswesen auszugestalten. Das U. S. Departement of Agriculture richtete an allen wichtigen Plätzen Zweigstationen ein und sandte alsbald besondere Sachverständige hinaus, die sich mit den Krankheiten der tropischen Kulturpflanzen zu beschäftigen hatten. Namentlich auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Philippinen ist seither eine rege Tätigkeit in dieser Richtung entfaltet worden.

Auch in Britisch-Indien lässt sich eine beachtenswerte Zunahme der Förderung und Ausdehnung des Pflanzenschutzes konstatieren. Ebenso wie auf Java kommt auch hier diese Arbeit sowohl den Europäer-Plantagen, wie den Kulturen der Eingeborenen zugute.

Weniger erfreuliche Bilder weisen andere tropische und subtropische Gebiete auf. Ich erinnere nur an die weitgehende Zerstörung der ehemals so blühenden Orangenkultur auf den Azoren durch eine, wie es scheint, heute noch unerforschte Pilzkrankheit und an die Verheerungen in den Kaffeepflanzungen Zentral-Amerikas durch den berüchtigten „Ojo de Gallo", den Pilz Stilbella flavida.

Hierbei ist auch mit in erster Reihe der Kakaokrankheiten in Kamerun zu gedenken. Ehe ich jedoch spezieller darauf eingehe, sei ein kurzer Überblick über den derzeitigen Stand der Pflanzenkrankheiten und auch des Versuchswesens in den deutschen Kolonien überhaupt gestattet.

Die Ausdehnung der Plantagenkulturen in den Schutzgebieten hat es mit sich gebracht, dass fast in sämtlichen belangreichen Kulturen tierische und pflanzliche Schädlinge in höherem oder geringerem Masse aufgetreten sind. Besonders sind die jungen Unternehmungen in Afrika schwer von derartigen Plagen bedacht worden; verschiedene dort einheimische Insekten, die vorher auf den Pflanzen des Urwaldes oder der Steppe ihr Dasein fristeten, haben sich gierig auf gewisse, ihnen mehr zusagende, eingeführte Nutzpflanzen gestürzt, und sich mit den ihnen durch die Vergrösserung der Plantagen gebotenen günstigeren Existenzbedingungen in beänstigender Weise vermehrt. Die Zahl der als schädlich bekannt werdenden Arten nimmt beständig zu. Auch an Pilzkrankheiten herrscht kein Mangel.

In einigen Betrieben haben die fraglichen Schädigungen bereits einen derartigen Umfang angenommen, dass das Fortbestehen wertvoller Kulturen geradezu in Frage gestellt wird. Dabei ist nicht nur das an den europäischen Pflanzungsunternehmungen beteiligte Kapital in Mitleidenschaft gezogen, sondern auch die Eingeborenen sind stellenweise durch Vernichtung ihrer Kulturen an den Rand der Hungersnot gebracht worden.

Die Pflanzer stehen den in ihren Anlagen auftretenden Krankheiten meist machtlos gegenüber, da es ihnen vielfach an der Kenntnis der Ursachen und der Bekämpfungsmethoden mangelt, und ihnen keine Möglichkeit gegeben ist, sich nach beiden Richtungen hin zu informieren. Durch verfehlte Versuche, der Krankheiten Herr zu werden, wird oft der Schaden noch vergrössert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betrachten wir die Verhältnisse in den einzelnen Kolonien etwas näher, so müssen wir ohne weiteres sagen, dass Kamerun zurzeit am stärksten bedroht ist.

Die durch Pilze verursachte Braunfäule der Kakaofrüchte, die im Vorjahre auf einigen Plantagen bis 75 Prozent aller Früchte befallen hatte und auch heuer wieder in besorgniserregendem Masse aufgetreten ist, und ein als „Rindenwanze" bekanntes Insekt, das stellenweise ganze Bestände verwüstet hat, fügen den Kakaoplantagen unberechenbaren Schaden zu. Dazu kommen noch der sogenannte Wurzelpilz und andere Plagen. Von 30 000 Bäumchen arabischen Kaffees am Kamerunberge hat ein Rüsselkäfer nur noch vereinzelte kümmerliche Stümpfe übriggelassen; die Versuche, den amerikanischen Kautschukbaum Castilloa elastica, zu Grosskulturen einzuführen, hat eine Bockkäferlarve fast durchweg zum Scheitern gebracht, und auch die junge und aussichtsreiche Kultur der einheimischen Kautschukpflanze Kickxia elastica wird auf einigen Pflanzungen durch einen schädlichen Käfer bedroht. Damit ist die Liste keineswegs erschöpft, sondern sie beschränkt sich nur auf die gefährlichsten Feinde.

Aus Mangel an Sachverständigen konnte nur auf einigen wenigen Plantagen, deren Leiter bereits von Deutschland her Erfahrungen in der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten besassen, gegen die Schädiger der Kulturen vorgegangen werden. In richtiger Erkenntnis der grossen Gefahren, die dem Plantagenbetrieb in Kamerun erwachsen waren, hatte schon im Jahre 1902 das Kolonialwirtschaftliche Komitee in Berlin, dessen vielseitige und gemeinnützige Tätigkeit zum besten der Kolonien nicht oft genug gerühmt werden kann, den Plan gefasst, einen Fachmann nach Kamerun zu entsenden, der die Krankheiten der Kulturpflanzen an Ort und Stelle studieren und Mittel zur Bekämpfung ausfindig machen sollte. Die Ausführung dieser „Pflanzenpathologischen Expedition" musste aus äusseren Gründen bis zum vorigen Jahre hinausgeschoben werden und wurde dann mir übertragen.

Meine Untersuchungen über die Natur der fraglichen Krankheiten, über die Lebensbedingungen der pflanzlichen und tierischen Schädlinge, und die noch im Gange befindlichen Versuche zu deren Bekämpfung können aber nur als Einleitung, als Beginn der Arbeit angesehen werden. Noch für Jahre hinaus werden systematisch betriebene Beobachtungen und Versuche notwendig sein, um die Feinde zu bezwingen, denen man bisher mehr oder weniger machtlos gegenüberstand.

Es ist dringend zu hoffen, dass die seit dem Ausscheiden von Prof. Preuss verwaiste Stellung des Leiters an der Versuchsanstalt für Landeskultur in Victoria baldmöglichst mit einem Fachmann besetzt werde, der — mit gründlichen Vorkenntnissen ausgerüstet — sich jenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

brennenden Fragen eingehend widmet. Ob man diesem auch einen Zoologen wird beigeben müssen, wird der Verlauf der Dinge zeigen.

Fast gleichzeitig mit dem Anwachsen der Schädigungen des Kakaos in Kamerun wurde bekannt, dass die junge, vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee ins Leben gerufene Baumwoll-Volkskultur in Togo von Krankheiten und Schädlingen aller Art bedroht würde. Daraufhin wurde auch diese Frage mit den Aufgaben der „Phytopathologischen Expedition" verknüpft, und ich hatte während eines dreimonatlichen Aufenthalts in den Baumwollgebieten des südlichen Togo Gelegenheit zu einer eingehenden Untersuchung.

Aber nicht nur die Baumwolle, sondern auch andere wichtige Kulturgewächse, so die Kokospalmen der Küstenzone und die in Misahöhe eben heranwachsenden Kolabäumchen haben ihre Feinde, und mit der Ausgestaltung der Kulturen werden derer noch weitere auftreten.

Togo verfügt leider noch nicht über eine Kulturstation, jedoch ist bereits für das nächste Jahr die Einstellung eines land- und forstwirtschaftlichen Referenten beim Kaiserlichen Gouvernement in Aussicht genommen, und die Gründung einer landwirtschaftlichen Schule für Eingeborene vorgesehen.

Zurzeit lässt sich noch nicht übersehen, ob Togo auf die Dauer ohne einen speziell phytopathologisch vorgebildeten Sachverständigen auskommen wird. Die Baumwollkulturen werden voraussichtlich von Zeit zu Zeit der Revison durch einen Spezialisten bedürfen; für die übrigen Kulturen wird die Regelung der Frage davon abhängen, wie weit sich der technische Referent und der Leiter der geplanten landwirtschaftlichen Schule in die Aufgaben des Pflanzenschutzes einarbeiten werden.

Für Ostafrika war seit Jahren eine weitgehende Organisation des Pflanzenschutzes zur Frage von grösster Wichtigkeit geworden. Die Heuschreckenplage, die Krankheiten des Getreides, die immer verderblicher auftretenden Schädlinge der Kaffeeplantagen, und mit der Einführung der Baumwollgrosskultur auch deren mannigfache Feinde, setzten allmählich so grosse Werte auf das Spiel, dass mit kleinen Mitteln dagegen nichts zu tun war. Auch dort hat sich das Kolonialwirtschaftliche Komitee besondere Verdienste erworben, indem es mit Energie auf die Errichtung einer Versuchsanstalt hinarbeitete — eine Forderung, der sich die Regierung von Anfang an durchaus geneigt erwies.

Durch die Gründung des Biologisch-Landwirtschaftlichen Instituts Amani ist nun die Kolonie ausgezeichnet versorgt. In Amani wirken ausser dem Direktor, Geh. Rat Stuhlmann, der mit der Landwirtschaft der Eingeborenen und den allgemeinen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnissen und Bedürfnissen des Landes durch langjährige Tätigkeit, wie kein zweiter, vertraut ist, als Botaniker Professor Zimmermann, eine anerkannte Autorität auf dem Gebiete des tropischen Pflanzenschutzes, mit einem phytopathologisch geschulten Assistenten, als Entomologe Professor Vosseler und ein Chemiker. In kurzer Zeit haben die genannten Gelehrten in gemeinsamer Arbeit das junge Institut zu einer namhaften Zentrale gemacht, indem sie ihre Aufgaben mit praktischem Blick erfassten und angriffen.

Bei einem Vergleich mit den Verhältnissen in Kamerun kann man nicht umhin, einzugestehen, dass diese von der Natur so reich bedachte Kolonie in Fragen des Kulturwesens bisher etwas zu kurz gekommen ist.

Samoa befindet sich zurzeit in ähnlicher Lage, wie Togo. Dem Gouverneur steht kein Sachverständiger zur Seite, obwohl — wie Geh. Rat Wohltmann unlängst überzeugend dargelegt hat — die wirtschaftlichen Verhältnisse der Inseln eines solchen dringend bedürfen. In den dortigen Plantagen-Unternehmungen, vornehmlich in der Kakaokultur, sind ganz erhebliche Kapitalien niedergelegt. Und da gerade der Kakaobaum von Schädlingen aller Art in besonders hohem Masse heimgesucht wird, lässt sich voraussehen, dass die Forderung nach einem auf dem Gebiet des Pflanzenschutzes erfahrenen Fachmann und einem ständigen Überwachungsdienst immer dringlicher hervortreten wird. Bei der grossen Entfernung Samoas von dem Mutterlande würde die gelegentliche Entsendung eines Spezialisten aus Deutschland, die doch in gewissen Zeitabständen immer wiederholt werden müsste, die gleichen Kosten verursachen, wie die Einstellung eines ständigen Beamten, ohne dabei annähernd den gleichen Nutzen zu gewähren.

In geringerem Grade scheint sich dieses Bedürfnis bisher in Neu-Guinea geltend gemacht zu haben, wenngleich auch dort nach einem Versuchsgarten verlangt wird.

Ohne die Gründung derartiger Institute wird auf die Dauer in keiner tropischen Kolonie, deren Existenz ganz oder teilweise auf landwirtschaftlicher Produktion basiert, sachgemäss und erfolgreich gearbeitet werden können. Die Holländer, Engländer und Amerikaner sind uns darin mit gutem Beispiel vorangegangen.

Um nun beurteilen zu können, in welcher Weise eine botanische oder landwirtschaftliche Anstalt in den Kolonien den an sie herantretenden Aufgaben des Pflanzenschutzes gerecht werden kann, müssen wir uns kurz mit dem Wesen und den Grenzen dieser Aufgaben befassen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unter „Pflanzenschutz" im engeren Sinne verstehen wir einen Zweig der Phytopathologie, der Lehre von den Pflanzenkrankheiten, und zwar denjenigen, der die Ergebnisse dieser Wissenschaft in die Praxis umsetzt. Mit dieser Definition ist zugleich ausgedrückt, dass es sich bei den Aufgaben des Pflanzenschutzes in letzter Instanz um rein praktische Aufgaben handelt.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass der Ausübung des Pflanzenschutzes die Erforschung der Pflanzenkrankheiten vorauszugehen hat, dass die wissenschaftliche Forschung auch hier der Praxis die Grundlage liefert. Mit der Erkennung der Ursache, z. B. der wissenschaftlichen Bestimmung des Schädlings allein, ist es dabei nicht getan, wenigstens soweit es sich nicht um schon bekannte Krankheiten handelt. Das Studium des inneren und äusseren Krankheitsbildes, des Verlaufs der Krankheit und ihres Einflusses auf die physiologischen Verhältnisse der Pflanze, des Entwickelungsganges der Krankheitserreger und ihrer Beziehungen zu den Witterungs- und Bodenverhältnissen, spielt die Hauptrolle. Ebenso sind vielfach Infektionsversuche unerlässlich. Da auch Krankheiten nichtparasitären Ursprungs in Betracht kommen, allein durch widrige Einflüsse des Bodens oder der Witterung hervorgerufen, liegt es auf der Hand, dass zur Ausführung der eben skizzierten Arbeit in erster Linie derjenige berufen ist, der über einige Erfahrung in den Tropen und insbesondere über Kenntnis der tropischen Landwirtschaft und ihrer Grundlagen verfügt. Derart vorgebildeten Sachverständigen wird es auch leichter gelingen, Einblick in den Krankheitsverlauf und die Beziehungen des Schädlings zur Nährpflanze zu gewinnen. Botaniker und Zoologe werden sich vielfach in die Arbeit teilen müssen. Dem letzteren würde u. a. auch die wichtige Aufgabe zufallen, die natürlichen Feinde der tierischen Schädlinge zu erkunden und zu beobachten, mit deren Hilfe sich oft wirksamer arbeiten lässt, als mit künstlichen Bekämpfungsverfahren. So sind z. B. auf Java durch die sinnlose Vertilgung der Vögel seitens der Eingeborenen dem Menschen wertvolle Bundesgenossen im Kampfe gegen schädliche Insekten entzogen worden. Auch erinnere ich an die Vertilgung der Schildläuse durch Coccinelliden.

Wie bereits erwähnt wurde, bedeutet die Erforschung der Pflanzenkrankheiten allein noch keinen Pflanzenschutz. Dieser setzt erst ein, wenn die erwähnten Vorarbeiten im wesentlichen abgeschlossen sind. Als die wichtigsten Aufgaben des Pflanzenschutzes sind zu nennen: die Bekämpfung der Krankheiten, die Verhütung der Verbreitung vorhandener Schädlinge innerhalb des betroffenen Landes oder Bezirks und die Massregeln zur Verhinderung

der Einschleppung tierischer oder pflanzlicher Schädlinge aus fremden Ländern.

Die Bekämpfung der Krankheiten oder Schädlinge kann eine direkte oder eine indirekte sein. Je nach der Natur der Schädigung oder ihres Erregers, nach der Art des Betriebes, den örtlichen Verhältnissen und dem Werte des geschädigten Objekts, wird man entweder die eine oder die andere Methode zu wählen haben.

Ein geradezu klassisches Beispiel für die Schwierigkeiten, die sich mitunter der Bekämpfung von Krankheiten entgegenstellen, und gleichzeitig für die glänzende Lösung einer so überaus schwierigen Frage, haben uns die Holländer in ihrem Kampfe gegen die Serehkrankheit des Zuckerrohrs geliefert.

Nachdem diese berüchtigte Seuche, deren eigentliche Ursachen übrigens heute noch nicht vollständig erkannt sind, der javanischen Zuckerrohrkultur jährlich Millionen von Gulden an Schaden verursacht hatte, ohne dass es gelungen wäre, ihr mit direkten Bekämpfungsmitteln beizukommen, begann man mit der Züchtung widerstandsfähiger Zuckerrohr-Varietäten. Hierbei musste aber gleichzeitig auf den Zuckergehalt des Rohrs Rücksicht genommen werden. Für diese Versuche wurden etwa 500, aus allen Weltteilen bezogene Kulturformen des Zuckerrohrs verwendet, von denen schliesslich nur etwa ein Dutzend in grösserem Massstabe kultiviert wurde, da die meisten von der Krankheit ergriffen wurden, die übrigen aber zu geringe Zuckermengen lieferten. Doch brachten auch die gegen die Krankheit immunen Varietäten keine befriedigenden Ernten, die Zuckerproduktion blieb beträchtlich hinter den Erträgen des früher auf Java fast ausschliesslich gebauten Cheribon-Rohrs zurück.

Diese und andere Übelstände veranlassten den Direktor der Zuckerrohr-Versuchsstation für Ost-Java, Dr. Kobus, zu untersuchen, ob nicht durch eine ungeschlechtliche chemische Selektion des Rohres die zuckerarmen widerstandsfähigen Varietäten auf einen höheren Ertrag zu bringen wären. Seine, vier Jahre hindurch geradezu mustergültig fortgesetzten Untersuchungen, die allein zirka 30—40 000 Einzelanalysen erforderten, waren vom besten Erfolge gekrönt. Das überraschendste Ergebnis der Versuche war der Nachweis eines Zusammenhanges zwischen Zuckergehalt des Rohres und Immunität gegen die Serehkrankheit, dergestalt, dass die aus Stecklingen zuckerreichen Rohres gezogenen Nachkommen widerstandsfähiger gegen Sereh sind, als die Nachkommen zuckerarmer Pflanzen.

Abgesehen von der Methodik zeigt dieser Fall, wie wertvoll auch die Mitarbeit des Chemikers im Kampfe gegen die Pflanzenkrankheiten ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Züchtung widerstandsfähiger Pflanzen-Formen und -Rassen hat in neuerer Zeit eine immer steigende Bedeutung gewonnen. Dieser Weg lässt sich allerdings längst nicht in allen Fällen beschreiben, bisweilen aber ist er der einzige, der nach Lage der Verhältnisse Aussicht auf Erfolg verheisst.

So bin ich auch beim Studium der Baumwollkrankheiten in Togo zu der Überzeugung gelangt, dass man nur durch die Züchtung und den Anbau widerstandsfähiger Varietäten und Bastarde zu einem durchgreifenden Erfolge gelangen wird. Die Anfänge zu dieser Arbeit, die natürlich bei gleichzeitiger Berücksichtigung der verschiedenen Schädlinge, der Bodenverhältnisse und namentlich auch der Erträge der gezüchteten Baumwollformen ausserordentlich spezialisiert werden muss, sind bereits in der vom Kolonial-wirtschaftlichen Komitee in Nuatschä unterhaltenen Baumwollschule getan. Würde man den Eingeborenen zumuten, schwierig auszuführende direkte Bekämpfungsverfahren zu erlernen und auf ihren Farmen anzuwenden, so wäre das das sicherste Mittel, sie vom weiteren Anbau der Baumwolle abzuschrecken und die gross angelegte Unternehmung des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees im Keime zu ersticken.

In ganz anderer Richtung haben sich die Massnahmen zur Verhütung der Dürreschäden zu bewegen, die von jeher in periodisch auftretenden Trockenjahren die afrikanischen Steppenländer bedroht und zum letzten Male zu Anfang dieses Jahrhunderts dem Getreidebau Ostafrikas ausserordentlich mitgespielt haben.

In einigen Gebieten Deutsch-Ostafrikas trat, wie erwähnt, in jenen Jahren wiederholt Hungersnot auf, da die Eingeborenen nicht über den eigenen Bedarf hinaus anzubauen pflegen und der Anbau in vielen Gegenden ein durchaus einseitiger ist.

Um die Wiederholung derartiger, sowohl in das Leben der Bevölkerung, wie in die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonie tief eingreifender Episoden zu verhüten, ist es erforderlich, Vorbeugungsmassregeln gegen die Folgen von Dürreperioden zu treffen. Der ostafrikanische Neger müsste dazu erzogen werden, seine Existenz für ein volles Jahr nicht auf den Anbau eines einzigen Getreides allein, der gegen Witterungsabnormitäten so empfindlichen Sorghum-Hirse, zu setzen und ferner den Anbau von Feldfrüchten überhaupt über den voraussichtlich eigenen Bedarf hinaus zu vergrössern. Ich habe Gegenden kennen gelernt, in denen die Hungersnot furchtbar wütete: z. B. das obere und mittlere Rowuma-Tal im Winter 1900/1901, Gegenden, deren natürliche Bedingungen das Eintreten einer Hungersnot ganz undenkbar erscheinen lassen und die für immer davor bewahrt werden können, wenn es gelingt, die Eingeborenen zur Einführung eines ratio-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nellen, mehrgliedrigen Anbaus und zu einer über den eigenen Jahresbedarf hinausgehenden Vergrösserung ihrer Kulturen zu bewegen. Dieses Beispiel möge zugleich zeigen, wie weit sich die Aufgaben des Pflanzenschutzes in anscheinend ihm völlig fernliegende Gebiete der Volkswirtschaft hinein erstrecken können.

Ein letztes Beispiel möge die Bekämpfung der Braunfäule des Kakaos in Kamerun liefern. Die Art der Krankheit bringt es mit sich, dass diese gleichzeitig auf zwei Wegen zu bekämpfen ist: einmal durch Bespritzung der Kakaobäume mit Kupferkalkbrühe, und anderseits durch Beseitigung aller Abfallstoffe, die den Krankheitserreger in sich tragen können, namentlich der grossen Mengen von Schalen erkrankter Kakaofrüchte. In den Europäer-Plantagen können und müssen beide Methoden angewendet werden, in den Kakaopflanzungen der Eingeborenen dagegen lässt sich die Bespritzung nicht durchführen, weil die Anfertigung der Brühe und ihre Anwendung ein so grosses Mass von Sorgfalt verlangt, wie es die Kamerunneger vorläufig nicht besitzen. Die Vernichtung der kranken Kakaoschalen dagegen muss sogar unbedingt von den Eingeborenen gefordert werden.

In manchen Fällen ist mit der Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten an den Stellen ihres Auftretens die Arbeit erst halb getan. Es muss vielmehr noch Sorge getragen werden, dass keine Neuinfektion von andern Plätzen desselben Gebiets her stattfinde oder, dass die Verseuchung von einem gewissen Herde aus nicht weiter um sich greife.

Ein mir besonders naheliegendes Beispiel liefern wiederum die Kakaokrankheiten in Kamerun. Die sogenannte „Rindenwanze", der gefährlichste tierische Schädling der dortigen Kakaokulturen, ist sonderbarerweise in einigen Plantagen bisher nicht aufgetreten. Für die bisher freigebliebenen Pflanzungen ergibt sich nun die Notwendigkeit, alles zu vermeiden, was die Einschleppung des gefährlichen Insekts ermöglichen könnte, insbesondere beim Bezug von Kakaopflänzlingen aus verseuchten Plätzen die grösste Vorsicht walten zu lassen. Eine Kalamität eigener Art bilden die Kakaoplantagen der Eingeborenen, von denen die Mehrzahl sich zur Zeit meiner Anwesenheit in einem Stadium ungeheurer Verwahrlosung befand. Da häufig genug diese Pflanzungen unmittelbar an die Europäer-Plantagen grenzen, können sie letzteren dann gefährlich werden, wenn sie nicht ebenfalls den Kampf gegen die Schädlinge aufnehmen. Denn in den Grenzparzellen würden alle Erfolge in dieser Richtung illusorisch bleiben, wenn fort und fort eine Einwanderung und Übertragung von schädlichen Insekten und Krankheitserregern stattfindet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie ich in einem dem Kaiserl. Gouvernement erstatteten Gutachten ausführlicher dargelegt habe, wird es notwendig sein, die Eingeborenen über die ihrem eigenen Besitztum drohenden Gefahren genügend zu belehren, sie in gewissen Bekämpfungsmethoden praktisch zu unterweisen, und endlich, Verordnungen auszuarbeiten, welche die Ausführung von Bekämpfungsarbeiten zur Pflicht macht und für den Fall der Nichtbeachtung der betreffenden Vorschriften angemessene Bestrafung vorsieht.

Die Wahl der Bekämpfungsmethoden muss sich immer nach der Kulturstufe der Eingeborenen richten.

In Indien z. B. haben die Bauern gelernt, den überaus schädlichen Brand der Sorghum-Hirse durch Beizung des Saatguts mit Kupfervitriol zu bekämpfen — ein Verfahren, das ich trotz seiner Einfachheit dem ostafrikanischen Neger noch nicht anvertrauen möchte, und mit dem er sich vorderhand auch nicht befassen würde. So bleibt in Ostafrika nur das Mittel des Verbrennens der brandigen Rispen übrig, dessen allgemeine Durchführung zwar kaum zu erreichen sein wird, das aber die intelligenteren Stämme bei entsprechender Belehrung veilleicht annehmen werden.

Was die Engländer mit den indischen Kleinbauern und die Holländer mit Malayen und Javanen, also mit einer hochentwickelten und altem Kulturboden entsprossenen Bevölkerung ausrichten können, wird für uns bei der Indolenz und dem Fatalismus des Negers, der nicht gewohnt ist, für den nächsten Tag zu sorgen, ungleich schwerer zu erreichen sein. Das darf uns aber nicht abhalten, beizeiten vorzuarbeiten, und mit Belehrung und Unterweisung der Eingeborenen zu beginnen, zumal nicht selten grosse wirtschaftliche Werte auf dem Spiele stehen.

Und wo die Belehrung allein nicht fruchtet, wird man mit kleinen Prämien für die besten Leistungen, schlimmstenfalls auch mit Zwangsmassregeln, wirksam nachhelfen können.

Eine ganz andere Bedeutung besitzen noch die Information der europäischen Pflanzer über das Wesen der bei ihnen auftretenden Krankheiten, die Anregung zu weiteren Beobachtungen und die Unterweisung in Bekämpfungsmassnahmen auf mündlichem Wege und durch Herausgabe gemeinverständlicher Flugblätter und Veröffentlichungen. Mit seltenen Ausnahmen findet der Sachverständige bei den Pflanzern ein geneigtes Ohr für alle den Pflanzenschutz betreffende Fragen, deren weitere Verfolgung ja in ihrem eigensten Interesse liegt.

Aber — wie Professor Vosseler in Amani vor kurzem sehr richtig ausführte — werden die Kenntnis der Bekämpfungsmethoden und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gute Wille der Pflanzer und der Eingeborenen voraussichtlich nicht immer hinreichen, um ein auf das Wohl der Gesamtheit berechnetes Ziel zu erreichen. Es wird immer einige Stellen geben, an denen nichts geschieht — wofür nicht mangelnder Wille, sondern Mangel an Personal, drängende andere Arbeiten usw. die Schuld tragen können — an andern Stellen wird durch halb oder falsch ausgeführte Massregeln das erwartete Ergebnis ausbleiben und neben Zeit- und Geldverlust vielleicht gar Misstrauen gegen den Wert der Vorschläge entstehen.

So werden bisweilen dort, wo ein einheitliches Vorgehen aller Beteiligten unerlässlich ist, behördliche Massnahmen kaum zu umgehen sein. Pflicht der Sachverständigen ist es dann, die Behörden rechtzeitig auf drohende Gefahren hinzuweisen und ihnen praktische Vorschläge zu unterbreiten.

Jedenfalls aber wird das Eingreifen der Behörden dann immer geboten sein, wenn es sich darum handelt, die Einschleppung von Schädlingen aus fremden Gebieten zu verhindern. Ich erinnere hier nur an das Verbot der Einfuhr von Kakaosaat und Kakaopflanzen aus Niederländisch-Indien und Ceylon nach Samoa und das im vorigen Jahre erlassene Einfuhrverbot für amerikanische Baumwollsaat nach Deutsch-Ostafrika. Letzteres war im Hinblick auf die Möglichkeit einer Einschleppung des berüchtigten Baumwollkäfers Anthonomus grandis („Mexican Boll Weevil") erfolgt, der in den Südstaaten der Union unberechenbare Verluste herbeigeführt hat.

Auch die Regierung der Cap-Kolonie hat vor zwei Jahren ein Gesetz gegen die Einschleppung schädlicher Insekten erlassen, nachdem sich herausgestellt hatte, dass die den Pflanzensendungen beigefügten „Gesundheitsatteste" wertlos sind.

Einfuhrverbote dürfen keinesfalls so rigoros ausfallen, dass sie eine unnötige Erschwerung des Handels und Verkehrs im Gefolge haben, und ferner muss die absolute Verhinderung der Einfuhr neuen Anzuchtmaterials zur Auffrischung geschwächter Kulturen möglichst vermieden werden. Steht der Behörde ein erfahrener Sachverständiger zur Seite, so lassen sich derartige Klippen leicht umgehen. Dass die gesetzlichen Massnahmen nur dann wirklich ihren eigentlichen Zweck erreichen, wenn auch ihre Ausführung von Sachverständigen kontrolliert wird, bedarf kaum weiterer Erörterung.

Die hier skizzierten Aufgaben des Pflanzenschutzes in den Kolonien würden natürlich am idealsten und erfolgreichsten gelöst werden können, wenn in jeder Kolonie — wie es in Ostafrika bereits geschehen ist — mindestens ein Sachverständiger angestellt wird, der Behörden und Privatleuten beratend zur Seite steht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es lässt sich nicht leugnen, dass aus einer derartigen Vermehrung des Beamtenpersonals namentlich für kleinere Kolonien eine erhebliche Belastung des Ausgaben-Budgets resultiert. Und man wird sich bei dieser Gelegenheit die Frage vorlegen müssen, ob nicht auch, wie es z. B. in den holländischen Kolonien der Fall ist, bei uns gelegentlich die privaten Unternehmer zur Beisteuer heranzuziehen wären. In dem weltberühmten botanischen Garten in Buitenzorg ist eine vorbildliche Kombination von staatlicher und privater Betätigung erreicht worden, indem die verschiedenen Pflanzervereinigungen, z. B. die Kaffeepflanzer von Java und die Tabakpflanzer von Deli je einen Fachmann auf ihre Kosten und für ihre speziellen Zwecke arbeiten lassen, dem die Regierung die Arbeitsräume und die zahlreichen wissenschaftlichen Hilfsmittel des grossen Buitenzorger Instituts zur Verfügung stellt.

Ich spreche nicht vom einseitigen Standpunkte eines von Etatsrücksichten beeinflussten Beamten aus, sondern in gerechter Abwägung der für beide Teile auf dem Spiele stehenden Werte, wenn ich die Forderung nach Mithilfe seitens grosser Pflanzungsgesellschaften in solchen Fällen für billig erachte, in denen die Vermehrung des wissenschaftlichen Personals lediglich im Interesse jener Gesellschaften erfolgt. Dass die Regierung ihrerseits auch ein Interesse daran hat, das Blühen und Gedeihen grosser Unternehmungen in den Kolonien zu fördern, hat sie wohl überall in unsern Besitzungen bewiesen.

Ich denke durch die Wahl der Beispiele hinlänglich gezeigt zu haben, dass die Hauptarbeit auf dem Gebiete des Pflanzenschutzes in den Kolonien a n O r t u n d S t e l l e erledigt werden muss.

Nichtsdestoweniger glaube ich darauf hinweisen zu müssen, dass der Sache wesentlich gedient wird, wenn eines der in Deutschland für den heimischen Pflanzenschutz wirkenden Institute, das über verschiedenartig geschulte Arbeitskräfte und reiche wissenschaftliche Hilfsmittel verfügt, sich an der Arbeit beteiligt.

Es ist dabei n i c h t etwa an eine über den Versuchsstationen der einzelnen Kolonien schwebende höhere Instanz gedacht, sondern nur an eine Ergänzung der in den Tropen zu entwickelnden Tätigkeit. Man kann dem Staatssäckel nicht zumuten, jedes kleinere Institut mit einer völlig ausreichenden Bibliothek und mit so umfangreichen Sammlungen zu versehen, wie es die Orientierung über neu auftretende, bisher unbekannte Schädlinge verlangt. Eine in der Heimat bestehende und entsprechend ausgestattete Anstalt dagegen kann in solchen Fällen vielfach ergänzend und aushelfend eintreten. Aber sie soll nicht nur wissenschaftliche Bestimmungen von Schädlingen vermitteln und Auskünfte erteilen, sondern sich auch mit der Vorbildung von Sachverständigen beschäftigen. Eine solche Anstalt steht in ständiger Füh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lung mit der heimischen Praxis, ihr werden sämtliche neue Methoden und Verfahren des Pflanzenschutzes bekannt und sie ist gezwungen, diese Verfahren eingehend zu prüfen. Sie kann daher den tropischen Instituten manche für die Praxis wertvolle Anregung geben und kann der Kolonialverwaltung in allen einschlägigen Fragen zur Seite stehen. Sie muss in ständiger Fühlung mit den draussen bestehenden Versuchsanstalten, mit der Kolonialverwaltung und dem Kolonial-wirtschaftlichen Komitee bleiben, um ihrer Aufgabe gerecht werden zu können. Vor allem aber muss sie über einen Fachmann verfügen, dem die Verhältnisse der tropischen Landwirtschaft aus eigener Anschauung genügend vertraut sind und dessen Ratschläge und Anweisungen jenen Verhältnissen vollkommene Rechnung tragen. Mit einer blossen Uebertragung der für unsere Zonen gültigen Praxis und der Theorie der Gelehrtenstube wäre den Kolonien schlecht gedient. —

Die tropische Landwirtschaft steht im Begriff, die rein empirischen mit wissenschaftlichen Methoden zu vertauschen und in allen ihren Zweigen rationelle Wirtschaft einzuführen, sie geht zu einer individualisierenden Behandlung der angebauten Gewächse über, zu einer sorgfältigen Berücksichtigung aller Ansprüche der Pflanzen und ihrer Abhängigkeit von äusseren Faktoren.

Den Pflanzenschutz zweckmässig regeln, bedeutet nicht nur jenen modernen Bestrebungen Rechnung tragen, sondern auch die Produktion fördern zum Wohle unserer Kolonien.

Dr. **Winkler,** Victoria (Kamerun): In Kamerun nehmen die Krankheiten der Kulturpflanzen an Ausdehnung und Heftigkeit immer mehr zu. Die Zeit und Arbeitskraft eines Menschen würden durch pflanzenpathologische Arbeiten in Kamerun völlig ausgefüllt werden. Nur durch langjährige Studien und Bekämpfungsversuche wird man den Schädlingen wirksam begegnen können. Ein Pflanzenpathologe, auch wenn ihn die Pflanzungen auf eigene Kosten halten würden, könnte die Materialien des Botanischen Gartens zu entwickelungsgeschichtlichen Untersuchungen benutzen, während ihm die benachbarten Pflanzungen zu Bekämpfungsversuchen gern ihre Bestände zur Verfügung stellen würden.

Paul Staudinger, Berlin, hebt die grosse Wichtigkeit der Sache für die Praxis hervor. Jede Kolonie müsste mindestens einen Biologen, Zoologen und Pflanzenpathologen haben, besser zwei bis drei. Das sei eine Ausgabe, die sich bezahlt mache. Aber es müssen wirklich erfahrene Leute sein. Jetzt habe man viele moderne Mittel zur Bekämpfung von Schädlingen. Diese seien anzuwenden, ebenso wie die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schon genannte Bekämpfung der Schädlinge von Feinden in der Natur. Wir besitzen in Deutschland ausserhalb des Staatsdienstes stehende erfahrene Gelehrte, die gern ihre Kräfte der Arbeit in den Kolonien widmen würden.

Reg.-Rat Dr. **Busse,** Dt.-Wilmersdorf: Die Engerlinge treten in Kamerun, wie in Deutschland, jahreweis stärker auf, jahreweis in sehr geringem Masse. Man hat die entsprechenden Vorkehrungen bereits getroffen.

Oberlehrer Dr. **Hertzberg,** Halle, erinnert an eine Mitteilung des Prof. Mez in Halle, wonach bei Anlage von Pflanzungen nicht einseitig auf den Anbau einer Pflanze Wert zu legen sei, sondern zur Vermeidung von Verlusten es sich empfehle, mehrere Kulturgewächse zu bauen, die den Angriffen von Schädlingen gegenüber verschieden sich verhielten.

Uebersicht über die wichtigsten Kautschuksorten des Handels und die sie erzeugenden Pflanzen.

Von Prof. Dr. **G. Volkens,** Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober Nachmittag.)

Die gewaltige Entwicklung der elektrischen Industrie, der ungeahnte Aufschwung, den die Fabrikation von Fahrrädern und insbesondere von Automobilen genommen hat, rückte während des Verlaufes der letzten zehn Jahre ein Tropenprodukt in den Vordergrund des Interesses, welches bis dahin nur neben vielen anderen in den Statistiken des Weltkonsums eine Rolle spielte. Kautschuk, das Erzeugnis einer Reihe Milchsaft enthaltender Bäume, Sträucher und Kräuter heisser Erdstriche, ist für alle Nationen, die Tropenkolonien besitzen oder Tropenprodukte technisch verarbeiten, zu einem Wertobjekt von höchster Bedeutung geworden. Es besteht für sie geradezu eine Kautschukfrage. Man hat nicht unrecht, wenn man auf den immer steigenden Verbrauch hinweist und gleichzeitig warnend betont, dass die Ausfuhrlisten der Kautschuk gewinnenden Länder trotz des wachsenden Bedarfs und der anziehenden Preise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in den letzten vier Jahren mit wenigen Ausnahmen entweder keine Steigerung oder meist sogar ein unverkennbares Fallen der exportierten Mengen beweisen. Den Weltverbrauch schätzt man zurzeit auf über 60 000 Tonnen, allein in Nordamerika ist der Konsum von 24 760 Tonnen im Jahre 1903 auf 27 623 im Jahre 1904 emporgestiegen. Brasilien, das ungefähr die Hälfte des gesamten zur Verarbeitung gelangenden Kautschuks liefert, verschiffte

1901	1902	1903	1904	
29 373	27 474	29 319	28 792	Tonnen

Man kann also sagen, dass die Produktion hier stationär geblieben ist, und man kann bei dem Anreiz, den steigende Preise und wachsender Bedarf doch sicher ausüben, die Befürchtung nicht ungerechtfertigt finden, dass Brasilien an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angekommen ist. Viel schlimmer aber sieht es anderwärts aus.

Burmah exportierte:

1892/1893	1896	1903/1904	
502	365	91	Tonnen

Bolivien:

1900	1903	
3962	1308	Tonnen

Süd-Nigeria:

1901	1903	
783	530	Tonnen

Brit. Zentral-Afrika:

1901/02	1904	
6,5	2	Tonnen

Ein bedeutendes, ins Gewicht fallendes Wachstum zeigt demgegenüber eigentlich nur der Congostaat und benachbarte Gebiete.

Bei dieser Sachlage sah man ein, dass mit der bisherigen Methode der Kautschukgewinnung, der Ausbeutung allein der wilden Bestände tropischer Urwälder und Parklandschaften, gebrochen werden müsste. Die tropische Land- und Plantagenwirtschaft sah sich vor die Aufgabe gestellt, dem bis dahin getriebenen Raubbau eine rationelle Kultur der Kautschuk liefernden Gewächse an die Seite zu setzen. Die Aufgabe war nicht leicht, ihre Lösung erschien im höchsten Grade ungewiss, im Widerspruch stehend mit der Erfahrung vergangener Zeiten. Von der ganz überwiegenden Menge unserer angebauten Nutzpflanzen wissen wir, dass sie ein Produkt Jahrhunderte und Jahrtausende währender Züchtung sind, kennen wir doch von vielen die ursprünglichen Stammeltern überhaupt nicht mehr. Kann es gelingen, musste man sich fragen, einen Baum des von Menschenhand noch unberührten Urwaldes ohne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiteres im Laufe einer oder weniger Generationen in ein Kulturgewächs umzuwandeln? Wird er, schön in Reih und Glied gepflanzt, die Eigenschaften behalten, um derentwillen uns seine wilden Anverwandten so wertvoll geworden sind? Die tropische Landwirtschaft hat sich durch solche Bedenken nicht abschrecken lassen. Gelockt durch den in Aussicht stehenden Gewinn, hat sie die neue Aufgabe mit aller Energie in Angriff genommen. Engländer, Amerikaner und Holländer gingen voran, schüchterner folgten Franzosen und Deutsche ihnen nach. Einige Angaben mögen beweisen, welchen gewaltigen Umfang die plantagenmässig betriebene Kultur von Kautschukbäumen zurzeit bereits gewonnen hat. In Ceylon, finde ich die Notiz, waren im Anfang dieses Jahres 4000 Hektare ausschliesslich mit solchen bepflanzt und weitere 10 600 Hektare in Gemeinschaft mit andern Nutzgewächsen, wie Kakao und Tee. Man schätzt die Zahl der vorhandenen Bäume auf 3 350 000. In den malayischen, England gehörigen Staaten wird die Anzahl auf doppelt so hoch angegeben, also allein in diesem Teil Süd-Asiens zusammen mehr als 10 Millionen Bäume. Am meisten dürfte interessieren, zu wissen, wie es in dieser Beziehung mit unsern deutschen Kolonien bestellt ist. Die Kultur setzte hier viel später ein, aber immerhin darf man hoffen, dass nun, nachdem die ersten zögernden Schritte gemacht sind, ihre Ausdehnung mit der Zahl der sich jährlich neu bildenden Kautschuk-Gesellschaften ständig wächst. In Ostafrika belief sich im Mai dieses Jahres die Zahl der ausgepflanzten Bäume auf 350 000, etwa ebensoviel waren in Kamerun vorhanden. Am fortgeschrittensten ist Neu-Guinea, denn hier stehen bereits mehr als eine halbe Million Bäume in den Plantagen. Togo hält sich noch sehr zurück, und es dürfte auch für die Zukunft kaum grosse Ausbeuten liefern, dagegen hat Samoa ganz in neuester Zeit vielversprechende Anfänge gemacht. Bestimmte Zahlen für diese Kolonie anzugeben, hat noch keinen Zweck, da die Pflanzen hier sich wohl meist noch in den Saatbeeten befinden. Alles in allem genommen, können wir uns sagen, dass die auf deutschem Grunde emporgeblühte tropische Landwirtschaft in bezug auf Kautschukkultur wohl hinter der anderer Kolonialmächte etwas zurückgeblieben ist, aber keineswegs die Hoffnung aufzugeben braucht, den Vorsprung, den die Engländer in Ceylon und Malakka, die Amerikaner auf dem Isthmus von Tehuantepec, die Holländer auf Java und Sumatra gewonnen haben, bei rühriger Tätigkeit wieder einzuholen.

Ich wende mich nach dem den Kautschuksorten zu. An der Spitze aller, sowohl in Rücksicht auf Güte als zur Verwendung gelangender Menge, steht der Para-Kautschuk, so genannt nach dem brasilianischen Hafen, von dem aus er fast ausschliesslich in die Welt geht. Gewonnen wird er aus der Milch eines Wolfsmilchgewächses, eines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Baumes aus der Gattung Hevea, insbesondere der Hevea brasiliensis. Ihre Verbreitung ist im Vergleich zu andern Bäumen tropischer Wälder eine ganz ungeheure; sie erstreckt sich von der Mündung des Amazonenstroms bis zu dessen Quellgebieten und umfasst dazu das ganze gewaltige Becken, welches dessen west-südliche Zuflüsse durchströmen. Hier findet sie die ihr zusagende mittlere Jahrestemperatur von 27 bis 28° C., eine dauernd hohe Luftfeuchtigkeit und reichliche Niederschläge, die sich auf eine regenhohe Periode vom Oktober bis März und auf eine regenärmere vom April bis September verteilen. Früher nahm man an, dass der Baum, der keineswegs geschlossene Wälder bildet, sondern nur ganz vereinzelt zwischen zahllosen andern Arten vorkommt, ausschliesslich dem Überschwemmungsgebiet des Amazonenstroms und seiner Zuflüsse angehöre, neuere Feststellungen haben aber auch sein Gedeihen auf der terra firme, den höher und weit im Innern gelegenen Landstrecken, sichergelegt. Für die Kultur, die hauptsächlich in Ceylon und Malakka betrieben wird, war dies insofern wichtig, als dadurch nachträglich die Anlegung der Plantagen auf verhältnismässig trockenem Boden gerechtfertigt wurde.

Vom Para-Kautschuk brasilianischer Herkunft unterscheidet man drei Hauptsorten: Para fina, Entre fina und Sernamby oder Negerköpfe. Die erstere, die hochwertigste, von der nach einem Hamburger Marktbericht vom 25. August d. J. das Kilo mit 12 Mk. 40 Pf. bezahlt wurde, stammt ausschliesslich von der Milch der Hevea brasiliensis und wird durch ein Räucherverfahren gewonnen, welches auf die Herstellung dünner, später zu einem grossen schwarzen Brote zusammengepresster Platten hinausläuft. Entre fina ist ein weniger sorgfältig zubereitetes Produkt, es resultiert auch aus der Mischung der Milchsäfte verschiedener anderer Heveaarten mit der von Hevea brasiliensis. Die Negerköpfe endlich kommen als grosse Klumpen in den Handel, sie sind nicht durch Räucherung gewonnen, sondern zumeist am Baum selbst erstarrte Mengen, die mit Abfällen der besseren Sorten zusammengeknetet werden.

Neben Para spielt als Verschiffungsplatz die Stadt Manaos, bis wohin grosse Seeschiffe direkt gelangen können, eine Hauptrolle. Ausgeführt wurden aus dem Gesamtgebiet des Amazonenstroms im Jahre 1904

nach Nordamerika	nach Europa	zusammen
16 309 468	14 334 668	30 644 136 kg.

Ausser in Brasilien und Peru sind Kautschuk liefernde Heveaarten besonders noch in Bolivien verbreitet und man kann annehmen, dass hier, obwohl in den letzten Jahren eine bedeutende Verminderung der Produktion eingetreten ist, doch noch umfangreiche Waldbestände der Ausbeutung harren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erwähnte bereits, dass die Hevea brasiliensis hauptsächlich in Ceylon und Malakka zur Anpflanzung gekommen ist, und ich füge hinzu, dass man für dieses Jahr bereits einen Ertrag von 500 Tonnen marktfähiger, besser noch als brasilianischer Parakautschuk bezahlter Ware erwartet. Alle die Millionen von Bäumen, die wir dort bereits in den Plantagen stehen sehen, rühren von dem Samen weniger alter Exemplare her, welche in den botanischen Gärten von Penang und Singapore herangezogen wurden. Lange blieben diese unbeachtet, dann erst, im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts, machte sich die Mühe bezahlt, die ihre Überführung und Aufzucht verursacht haben, und wie bezahlt. Ich gebe dafür ein Beispiel, dessen Richtigkeit durch den Direktor des botanischen Gartens in Singapore bezeugt wird. Ein Pflanzer in Malakka hat zurzeit — meine Nachrichten datieren vom Juni dieses Jahres — eine Plantage von nur 5 engl. acres, die mit Hevea brasiliensis bestanden ist. Die Samen, aus dem Botanischen Garten in Tanglin stammend, wurden im Frühjahr 1898 gelegt und die Keimlinge in einer solchen Entfernung voneinander ausgepflanzt, dass auf den acre 300 Bäume, auf die ganze Plantage also 1500 Bäume kamen. Vom Juli 1904 ab wurden diese regelmässig angezapft, immer 150 Bäume in jedem Monat. Die Ernte ergibt dem Pflanzer seitdem in jedem Monat nach Abzug aller Unkosten einen baren Überschuss von 200 Mk., und er erwartet mit voller Begründung, dass derselbe sich binnen kurzem bei gleichbleibenden Preisen auf das Doppelte, auf 400 Mk. steigern wird. Das ist ein Resultat, wie es auch nur annähernd von keinem Plantagenprodukt je erzielt worden ist.

In deutschen Kolonien ist Hevea brasiliensis in nennenswerter Menge bisher nur von der Neu-Guinea-Compagnie zur Kultur gelangt. Sie besitzt rund 16 000 Bäume davon. Etwa 1000 mögen in Kamerun zerstreut in den Pflanzungen stehen. An und für sich ist damit noch nicht viel erreicht, aber wenn man bedenkt, dass wenigstens eine kleine Zahl hier demnächst in das tragfähige, Samen erzeugende Alter tritt, oder schon getreten ist, so kann man einer weiteren Ausdehnung der Kulturen unbesorgt entgegensehen. Wir wollen hoffen, dass sie gleiche Erfolge zeitigen werden, wie sie den englischen Unternehmungen offenbar beschieden sind.

Brasilien ist in der glücklichen Lage ausser Hevea noch zwei andere Kautschukbäume verwerten zu können, die nicht seinen Waldgebieten, sondern der Steppe sich nähernden trockneren Landstrichen, den sogenannten Sertãos und Catingas angehören. Der eine, Manihot Glaziovii, wie Hevea eine Euphorbiacee, liefert den Ceara- oder Manicoba-, der andere Hancornia speciosa, zur Familie der Apocynaceae gehörig, den Pernambuco- oder Manga-

beira-Kautschuk. Für den Welthandel kommen beide nicht allzusehr in Betracht, denn man schätzte die Gesamtausfuhr ihrer Erzeugnisse im Jahre 1901 auf nur 850 Tonnen. Manihot Glaziovii, ein Baum, der selten mehr als 12—15 m Höhe erreicht, ist besonders im Hinterlande von Ceara verbreitet, in einem Gelände, das oft geradezu wüstenartigen Charakter trägt. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt dort 28° C., steigt an einigen Plätzen sogar auf 32° C., und dabei fällt so wenig Regen, dass die Kraut-Vegetation auf Monate völlig abstirbt. Was dem Baum eine Bedeutung gibt, ist seine ganz aussergewöhnliche Anpassungsfähigkeit an fremde Klimate. Er steigt in seinem Vaterlande nicht nur in die Gebirge hinauf, sondern er kommt auch künstlich angepflanzt in fast allen heissen Teilen der Erde ohne besondere Pflege und scheinbar ohne Beeinträchtigung seines freudigen Wachstums fort. Bereits vor 30 Jahren wurde er nach Singapore überführt und gelangte von dort nach Indien, Ceylon und Ostafrika. Als ich vor 12 Jahren in Tanga weilte, sah ich in der Umgebung dieser Stadt bereits allenthalben starke, reichlich Frucht tragende Stämme, aber sie hatten trotz ihres vorzüglichen Gedeihens einen Fehler von allerdings schwerwiegender Art, sie gaben beim Anschneiden keine Milch und damit keinen Kautschuk. Die gleichen Erfahrungen hatte man vorher in Ceylon gemacht und machte sie später in Togo und Kamerun. Man gab die Kulturen auf. Neuerdings ist wieder ein Umschwung eingetreten, wofür ich als Beweis anziehe, dass die Ostafrikanische Gesellschaft augenblicklich eine Pflanzung von 250 000 Bäumen unterhält und dass sich mehrere andere Gesellschaften gleichfalls auf die Manihot-Kultur geworfen haben. Zwei Umstände haben diese Änderung der Anschauungen bewirkt, einmal ein planmässiges Studium der Methoden, wie und wo und wann man einen Baum anzuschneiden hat, um die Milch fliessen zu machen, und dann die Erwägung, dass kaum ein anderer Baum in Steppengebieten so mühe- und kostenlos zu vermehren und aufzuziehen ist wie dieser. Rechnet man für ihn auch nur 100—250 g pro Baum und Jahr an Ertrag — soviel sind nach den Erfahrungen der letzten Jahre gewonnen worden — dann kommt man immerhin, gleichbleibende Preise des Kautschuks und billigste Unterhaltung der Pflanzungen vorausgesetzt, auf eine Rente, die hinter der einer Hevea-Plantage weit zurücksteht, aber doch noch durchaus lohnend erscheint. Das Kilo guten Ceara-Kautschuks wird jetzt etwa 7 Mk. wert sein, und danach ist anzunehmen, dass ein sparsam wirtschaftender Pflanzer, der seine Bäume, was wichtig ist, schon im vierten Jahre anzuzapfen vermag, pro Hektar einen Bruttoertrag von 700 Mk. herausschlägt. Für Ostafrika, das uns in bezug auf Kaffeebau so sehr enttäuscht hat, ist darum eine weitere Vermehrung der Manihot-Bestände nur zu empfehlen. Flächen zum Anbau sind noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in überreicher Weise vorhanden, und die Eingeborenn sind intelligent genug, um eventuell selbst die Kultur in die Hand nehmen zu können. Die Verhältnisse liegen in Ostafrika um so günstiger, als dort das in Amani bestehende Biologisch-Landwirtschaftliche Institut in der Lage und willens ist, den Pflanzern mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Was es bereits, dank der umfassenden praktischen und theoretischen Kenntnisse seines vortrefflichen Leiters, Prof. Dr. Zimmermann, geleistet, lässt die Erwartung berechtigt erscheinen, es werde für die Manihot-Kultur in unserer Kolonie dieselbe hohe Bedeutung erlangen, wie sie dem Botanischen Garten in Singapore für die Heveakultur von allen Kennern neidlos zugesprochen wird.

Von allen Kautschukarten, welcher sich der Handel bemächtigte, ist die älteste weder die von Hevea noch die von Manihot, sondern eine Sorte, die in Mittel-Amerika ihre Heimat hat und die spez. als Caucho oder zentralamerikanischer Kautschuk bezeichnet wird. Sie stammt in ihrer Hauptmasse von einem Baum, den der Botaniker Castilloa elastica nennt und zur Familie der Moraceae oder Maulbeergewächse zählt. Seine Verbreitung ist gleichfalls eine gewaltige, denn sie erstreckt sich von der Nordgrenze des mittleren Mexiko bis nach Bolivien und Peru. Im letzteren Lande vergesellschaftet er sich mit einer zweiten Art, Castilloa Ulei, die auch nach Brasilien übertritt. Castilloa elastica ist von allen Kautschukbäumen einer der stattlichsten, hören wir doch von Stämmen, die 40—50 m Höhe und 2 m Dicke erreichen. Ein solches Wachstum ist natürlich nur im dichten Schatten eines echt tropischen Urwaldes zu erwarten, im offenen, freien Lande werden die Stämme selten mehr als 20 m hoch. Der Baum ist in bezug auf die Temperatur nicht sehr anspruchsvoll, denn wenn ihm auch ein Jahresmittel von 25 bis 28° C. am meisten zusagt, erträgt er doch gelegentliche Erniedrigungen bis auf 16° ohne Schaden. Langandauernde Trockenzeiten schliessen seine Existenz ebenso aus wie sumpfiger Boden. Die Ausbeutung der wilden Bestände ist durchgehends eine sehr rohe. Entweder wird der Stamm gefällt und ihm die gesamte Milch, die nicht selten 15—30 kg, in Ausnahmefällen bis zu einem Zentner Kautschuk liefert, auf einmal entzogen, oder aber er wird mit einem Buschmesser so verwundet, dass er auch dadurch meist dem Tode anheimfällt. Das Gerinnen der Milch wird in einem Falle durch Kochen, im andern durch Zusatz saurer Pflanzensäfte bewirkt. Das Produkt wird vom Sammler in Gestalt dicker Fladen, planchas genannt, dem Händler übergeben; dieser zerschneidet sie der Kontrolle wegen in schmale Streifen, und so als „strips" kommen sie auf den Markt. — Bei der geschilderten Art der Gewinnung, die einen Raubbau in seiner ausgesprochensten Form darstellt, kann es nicht wunder nehmen, dass die Produktion in fast allen Staaten fortdauernd

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zurückgeht. Sie betrug im Jahre 1900 etwa 4700 Tonnen, wobei indessen noch Mengen mitgerechnet sind, die Bäumen aus der Euphorbiaceengattung Sapium entstammen. Die verminderten Einnahmen drängten auf einen Ersatz, und so kam es, dass man bereits im Anfang der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts in Mittelamerika selbst mit der Anlegung von Castilloa-Plantagen vorging. In Costa rica, Nicaragua, besonders aber im südlichen Mexiko, auf dem Isthmus von Tehuantepec, sind besonders von Amerikanern und Engländern riesige Summen in Caucho-Unternehmungen gesteckt worden, aber es ist noch immer nicht über jeden Zweifel erhaben, dass sie die grossen Hoffnungen, die man hegt, auch erfüllen werden. Bedenken erregt, dass beispielsweise neuerdings die Castilloa-Plantage La Esmeralda im Staate Oaxaca, die allgemein als mustergültig angesehen wurde, ihren Betrieb als unrentabel eingestellt hat. In Java, wo ich mich vor drei Jahren aufhielt, wollten die Pflanzer auch von der Castilloa-Kultur nichts gutes wissen, und zwar darum, weil die Zapfwunden zu schwer heilten und ein grosser Teil der Bäume nach mehrmaligem Zapfen einging. Ebenso sind die Erfahrungen, die man in unsern Kolonien gemacht hat, nicht gerade ermutigend. In Kamerun rottete ein Schädling, ein Käfer, die schon vorhandenen, nicht unbedeutenden Bestände fast vollständig aus. Besser lauten die Berichte aus Neu-Guinea, wiewohl die geernteten Mengen auch nicht den Erwartungen entsprachen. Aber man erzielte 7,50 Mk. für das Kilo und konnte schon 1902 für 500 Mk. ausführen. Jetzt sind etwa 270 000 Bäume dort gepflanzt.

Ich verlasse die Kautschuksorten amerikanischer Herkunft und wende mich denen ostasiatischen Ursprungs zu. Kaum fünf Prozent des Weltkonsums werden von ihnen gedeckt, und davon liefern die Hälfte Feigenbäume, besonders der bei uns auch im Zimmer gehaltene Gummibaum Ficus elastica, die andere Hälfte geben Lianen sehr verschiedener Art. — Ficus elastica ist die Stammpflanze des Assam-Kautschuks. Der Baum, der gewaltige Dimensionen erreicht, durch anwachsende Luftwurzeln bis 10 m im Umfang dick wird, hat sein hauptsächliches Verbreitungsareal vom östlichsten Himalaya über Assam und Burma bis zur Südspitze von Malakka. Auch auf den Sundainseln kommt er vor, namentlich in Java und Sumatra. An manchen Örtlichkeiten steigt er in die Berge bis 1500 m hinauf, an andern bevorzugt er die heisse, von Luftfeuchtigkeit geschwängerte Ebene. Temperaturerniedrigung in der Nacht erträgt er bis zu 8° C., dagegen meidet er alle Gebiete, wo ihm nicht hohe Niederschläge zuteil werden. Was er an Kautschuk in den Handel einschiesst, ist schwer zu sagen, da die Ausfuhrziffern fast überall sein Produkt mit dem andern Ursprungs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemischt angeben. Noch rühren die grössten Mengen, die er dem Markt bietet, von wilden Bäumen her, aber binnen kurz oder lang werden sie von solchen aus Anpflanzungen übertroffen werden. Ficus elastica ist von allen Kautschukgewächsen zuerst in Kultur genommen worden, denn schon im Jahre 1861 begannen die Holländer ihn auf Java nach forstwirtschaftlichen Methoden anzubauen. Einen ganzen Wald davon, der auf ein Alter von 25 Jahren zurückblickt, finden wir beispielsweise im Distrikt Soebang. Von unsern deutschen Kolonien empfiehlt sich für seine Kultur Samoa, Neu-Guinea und Kamerun. In Neu-Guinea stehen bereits mehr als 150 000 Bäume, die zum Teil schon gezapft werden, in Kamerun hat leider ein Bockkäfer in den Plantagen grossen Schaden angerichtet, indessen scheint man seiner in letzter Zeit Herr geworden zu sein.

In Ostafrika und Togo wird ein anderer Feigenbaum vielleicht Aussicht auf Erfolg haben, Ficus Schlechteri, der in Neu-Caledonien seine Heimat hat. Der bekannte Reisende des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees, Dr. Schlechter, brachte von dort vor drei Jahren einige Feigen mit, ihre Samen wurden durch die Botanische Zentralstelle für die Kolonien im Botanischen Garten in Dahlem ausgesät, sie keimten und lieferten eine Anzahl Pflänzlinge, die durch Stecklinge weiter vermehrt und in sogenannten Wardschen Kästen in unsere Kolonien überführt wurden. Jetzt ist Ficus Schlechteri bereits in Tausenden von Exemplaren in Ostafrika, Togo, Kamerun und Neu-Guinea zu finden, und von überall her wird berichtet, dass er wie Unkraut in die Höhe schiesse und sich aufs leichteste vermehren lasse. Einige Jahre freilich wird es wohl noch dauern, bis wir wissen, ob sein Kautschuk die guten Eigenschaften des neu-caledonischen behalten hat. Ist es der Fall, so ist damit ein Erfolg errungen, der allein für sich die Kosten der vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee ausgesandten Schlechterschen Kautschuk-Expedition in hundertfältiger Verzinsung wieder einbringen kann.

Auf die übrigen Kautschukpflanzen Asiens, die, wie ich sagte, alle Lianen sind und den Gattungen Willughbeia, Urceola, Chonemorpha und Parameria angehören, gehe ich nicht näher ein. Nur soviel möchte ich anführen, dass die Gesamtkautschukausfuhr Asiens und der australischen Inselwelt im Jahre 1900 auf 2340 Tonnen geschätzt wurde, die in erster Linie aus Malakka, Borneo, Java, Assam und Burma zusammenflossen.

Als letztes Herkunftsgebiet des Artikels, der uns hier interessiert, haben wir Afrika ins Auge zu fassen. Es birgt eine Fülle kautschukliefernder Gewächse, an 50 oder 60 Arten mögen schon in der Literatur erwähnt sein, aber die meisten davon sind auf ein verhältnismässig kleines Verbreitungsareal beschränkt. Diese Tatsache ist bemerkens-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wert. In Amerika wenige Arten, die jede für sich in Gebieten von grösster Ausdehnung vorkommen, in Afrika sehr viele, von denen jede nur einen kleinen Ausschnitt des Erdteils belegt hat. Dabei geht die Zone, innerhalb der überhaupt Kautschuk gewonnen wird, quer durch den ganzen Kontinent Afrikas hindurch und erstreckt sich nördlich von der Mündung des Senegal bis südlich zur Delagoabai.

Afrika trat am spätesten in die Kautschukproduktion ein, aber diese entwickelte sich dann um so schneller. Die Ausfuhr betrug 1880 2000, 1890 6000, 1900 bereits 16 000 Tonnen. Seitdem ist sie wieder nicht unerheblich gesunken, was sicher mit der völligen Vernichtung der Bestände einzelner Länder zusammenhängt. Während in Asien die Lianen nur einen Zuschuss zur Marktware geben, spielen sie in Afrika die Hauptrolle, und unter ihnen wieder ganz in erster Reihe Angehörige der Apocynaceen-Gattung Landolphia. Es sind das in der Mehrheit Schlinggewächse, die von frühester Jugend an oder erst später, nachdem sie eine gewisse Erstarkung erreicht haben, in Wäldern und Steppengehölzen mit Hilfe ihrer windenden Achsen oder besonderer Kletterorgane an Bäumen und Sträuchern in die Höhe gehen, um zu möglichst uneingeschränktem Lichtgenuss zu gelangen. Nicht weniger als 14 Arten sind bereits bekannt, von denen es sicher ist, dass ihre Milch einen brauchbaren Kautschuk gibt, so von Landolphia Heudelotii in Senegambien und dem westlichen Sudan, von L. owariensis in der Region von Französ.-Guinea bis zum nördlichen Angola, von L. Klainii im Congogebiet der Franzosen und Belgier, von L. Kirkii und dondeensis in Ostafrika, von L. madagascariensis und Perrieri in Madagascar. Der Gattung Landolphia steht verwandtschaftlich sehr nahe die Gattung Clitandra, und auch von dieser wissen wir, dass sie in den Arten Clitandra Arnoldiana und C. Nzunde im Congostaat zwei Vertreter hat, die wahrscheinlich die Hauptmasse des von dort her stammenden Kautschuks liefern. Die Art der Gewinnung des Produkts all dieser ist eine sehr verschiedene. Bald geschieht sie durch einfaches Gerinnenlassen der Milch am Stamm selbst oder auf der mit ihr bestrichenen Körperhaut des sammelnden Negers, bald durch Kochen der Milch, bald durch Hinzufügen saurer Pflanzensäfte oder von Salzwasser. Welchen Anteil der Landolphia- und Clitandra-Kautschuk an der Ausfuhr hat, lässt sich darum nicht bestimmen, weil in den Häfen die in Afrika vielfach durcheinander wachsenden Stammpflanzen nach ihren speziellen Erzeugnissen natürlich nicht getrennt werden, und weil es überdies an manchen Plätzen üblich ist, die Milch verschiedener Arten vor dem Coagulieren zu mischen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neben den Lianen hat in neuerer Zeit auch ein Baum des schwarzen Kontinents sich als Kautschukspender hervorragend bemerklich gemacht, die gleichfalls zu den Apocynaceen gezählte Kickxia oder Funtumia elastica. In kleinen Quantiäten brachten Eingeborene ihr Produkt zuerst im Jahre 1894 an die Küste von Lagos. Als Silk-rubber fand es schlanken Absatz, die Nachfrage wuchs und mit ihr in kürzester Frist das Angebot ganz unerwarteter Mengen. Im Oktober 1895 wurde schon für über eine Million Mark davon exportiert, 1896 für fast 5 Millionen, aber dann war es vorbei, so dass jetzt die Marke kaum noch erwähnt wird. Trotzdem knüpfen sich an den Kautschuk von Kickxia die grössten Hoffnungen, und dies darum, weil man in ihm für Afrika ein Plantagenprodukt der Zukunft sieht. Dank den Bemühungen des verdienstvollen, gar nicht zu ersetzenden, ehemaligen Leiters des Botanischen Gartens in Victoria, Prof. Dr. Preuss, wurde Kickxia elastica auch als ein Bürger der Flora von Kamerun festgestellt und zur künstlichen Anpflanzung gebracht. Seinem Beispiel folgten eine Anzahl von Gesellschaften mit solcher Energie, dass augenblicklich schon Hunderttausende von jungen Bäumen dem ertragsfähigen Alter von sieben Jahren entgegenreifen. Eine Probezapfung, welche Anfang Juni d. J. an $5^1/_2$jährigen Bäumen vorgenommen wurde, ergab ein günstiges Resultat.

Eine letzte Sorte afrikanischen Kautschuks, zu der ich schliesslich übergehe, stellt der sogenannte Wurzel- oder Kräuterkautschuk dar. Er wurde zuerst aus Angola bekannt und stammt, wie man jetzt weiss, in der Hauptsache von einem kaum 40 cm hohem Strauch, der als die Apocynaceen-Art Carpodinus chylorrhiza bestimmt wurde. Später entdeckte man Wurzelkautschuk auch im Congostaat, hier aber liefert ihn eine etwa doppelthandhohe Pflanze aus der Gattung Landolphia, die L. Thollonii. Beide haben gemein, dass bei ihnen die kautschukhaltige Milch nicht wie sonst in den oberirdischen Teilen, sondern ausschliesslich in den unterirdischen, sehr lang hinkriechenden Wurzelstöcken enthalten ist. Diese werden ausgegraben, bündelweise vereinigt, entrindet und dann das Produkt, das andern Sorten gegenüber freilich minderwertig ist, durch Klopfen gleichsam herausgepresst. Etwa 1500 Tonnen derartigen Wurzelkautschuks kommen zurzeit in den Handel.

Was die Ausfuhr Afrikas im allgemeinen angeht, so interessieren uns am meisten die eigenen Kolonien. Von Lome in Togo aus wurden verschifft im Jahre 1903 $95^1/_2$ Tonnen im Werte von 639 995 Mk., von Kamerun 626 Tonnen im Werte von 2 006 496 Mk., von Deutsch-Ostafrika 340 Tonnen im Werte von 1 994 459 Mk. In der gleichen Zeit lieferte Französisch-Senegambien 817, Französisch-Guinea 1468,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Goldküste 1016, Französisch-Congo 842, der Congostaat 5918, Angola 2678, Portugiesisch-Ostafrika 300 Tonnen usw.

Neuerdings hat man im Congostaat angefangen, den Wurzelkautschuk auch durch ein chemisches Lösungsverfahren zu gewinnen, und das bringt mich auf eine Sorte, mit der ich die Reihe der zu besprechenden Arten beschliessen möchte, auf den Guayule-Kautschuk. — Seit kaum zwei Jahren kommt dieser von Mexiko aus auf den Markt. Er bot den Botanikern eine Ueberraschung, denn seine Stammpflanze, Parthenium argentatum, ein strauchartiges, 1 m hohes Steppen- oder Wüstengewächs, gehört keiner der bisher als allein kautschukgebend bekannten Familien an, weder den Moraceen, noch den Euphorbiaceen, noch den Apocynaceen, sondern den Kompositen, den Körbchenblütlern. Diese Pflanze milcht auch gar nicht, vielmehr scheint ihr Kautschuk im Safte besonderer Zellen der Rinde wie des Holzes gelöst zu sein. Er wird aus diesen, nachdem die trockenen Pflanzen gründlich zerkleinert und zermahlen worden sind, durch verschiedene, natürlich patentierte Extraktionsmethoden gewonnen. Damit und in Verbindung mit der Tatsache, dass wir hier zum ersten Male ein Kautschuk lieferndes Gewächs kennen lernen, das keine Milch enthält, werden ganz neue Perspektiven eröffnet. Es taucht die Frage auf, ob es nicht dem Chemiker, der bisher bei der Roh-Produktion gar nicht mitsprach, schliesslich gelingen sollte, Kautschuk aus noch vielen andern Gewächsen herzustellen. Zunächst wird man dabei ja an Milchsaftpflanzen denken. Wir kennen Hunderte und Tausende davon, es wird kaum ein Land der Erde geben, in dem sie nicht verbreitet wären. Ich brauche nur auf unsere Wolfsmilcharten zu verweisen und hinzuzufügen, dass in heissen und zugleich trockenen Gebieten unseres Globus die milchsafthaltigen Pflanzen sogar eine ganz hervorragende Rolle spielen. Nur ganz wenige davon werden zurzeit verwendet, und dies nicht darum, weil die übrigen keinen Kautschuk enthielten, sondern weil derselbe in diesen an Harze und Eiweissstoffe gebunden ist, von denen er bisher schwer oder überhaupt nicht zu trennen war. Gelingt letzteres einmal, so tritt die Kautschukfrage in ein ganz neues Stadium. Dann würden wir einjährige Milchsaftgewächse, unter Umständen auch bei uns, auf dem Felde ziehen, ernten und das trockene Material auf die begehrte Ware hin chemisch verarbeiten können.

Noch in anderer Weise aber ist der Chemiker berufen, in der Kautschuk-Industrie eine Umwälzung zu schaffen. Jeder aus Kautschuk geschaffene Gegenstand — man braucht nur an Fahrrad- und Automobil-Radreifen zu denken — wird mit der Zeit unbrauchbar. Oxydationsvorgänge, wie man annimmt, rauben ihm seine Elastizität.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sollte es nun dem Chemiker nicht möglich sein, diesen Vorgang rückgängig zu machen, sollte er, der uns das Vulkanisationsverfahren gelehrt hat, nicht dazu gelangen, wieder entvulkanisieren zu können? Das ist eine Frage, meine Herren, die der Zukunft angehört, aber sie muss gestellt werden, denn von ihrer Lösung hängt eine andere ab, die nach der dauernden Rentabilität unserer Kautschukpflanzungen. Von ihr wissen wir noch nichts, alles ist noch im Fluss. Die Erfahrungen, die namentlich in Ceylon und Malakka gemacht sind, lehren zwar, dass eine Hevea-Plantage unter jetzigen Verhältnissen hohe Erträge abwirft. Aber ob es so bleibt, ob die Bäume, die doch gleichsam zwangsweise zum Kulturgewächs gestempelt wurden, sich auf Jahre, auf ein Menschenalter hinaus werden anzapfen lassen, das ist noch in Dunkel gehüllt. Von Castilloa erwähnte ich schon, dass eine der ältesten Plantagen Mexikos die Kultur nach einigen Jahren, die gute Ausbeute brachten, als fürderhin unrentabel aufgegeben hat.

Wir sehen, es ist dafür gesorgt, dass die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Es gilt, sie zu studieren, es gilt, unablässig neue Erfahrungen zu sammeln und aus jedem Misserfolg neue Einsichten zu gewinnen. Wissenschaft und Praxis müssen zusammenarbeiten, und diese alte Weisheit ermutigt mich zum Schluss, auf eine Mahnung zurückzukommen, die ich schon bei Gelegenheit des ersten Kolonial-Kongresses vorbrachte. Unsere wissenschaftlich geleiteten, der tropischen Landwirtschaft in den Kolonien dienenden Institute genügen nicht. Wir haben deren nur zwei, den botanischen Garten in Kamerun und das biologisch-landwirtschaftliche Institut zu Amani in Ostafrika. Letzteres erfüllt alle Anforderungen, die man zu stellen berechtigt ist, aber ersterer ist infolge unzureichender Dotation und unzureichenden Personals von der Höhe, auf die ihn sein früherer Leiter, Prof. Dr. Preuss, gebracht, immer mehr herabgesunken. Hier muss Abhilfe geschaffen werden, und nicht nur hier, sondern in allen unsern Kolonien müssen Versuchsgärten begründet werden, die sich die Förderung aller Zweige des Landbaues zur Aufgabe machen. Wieviel auf diesem Gebiet noch zu leisten ist, das, hoffe ich, werden meine Ausführungen über den einen Zweig, über die Kautschukkultur, Ihnen zur Genüge klargestellt haben.

Dr. **Schulte im Hofe,** Berlin: Nach den Ausführungen des Herrn Vortragenden soll der Botanische Garten in Victoria unter dem Nachfolger von Dr. Preuss sehr zurückgegangen sein, und scheint man dies auf die jetzige Leitung des Gartens zurückführen zu wollen.

Der Garten ist, solange er Dr. Preuss unterstellt war, über die Massen gelobt worden, und kann ich mir wohl denken, dass, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jemand unter dem Eindrucke dieses Lobes nach Kamerun kommt, er den Garten nicht so findet, wie er es vorausgesetzt. Dass der Garten unter Dr. Preuss noch viel zu wünschen übrig liess, davon habe ich mich selbst überzeugt, als ich mich 1900 einige Monate in dem Garten aufhielt. Gleich damals war der Garten wiederholt ohne Oberaufsicht und musste hierunter der Garten natürlich leiden. Es ist möglich, dass der Zustand des Gartens zu wünschen übrig lässt, ich muss aber entschieden widersprechen, wenn man hierfür den jetzigen Leiter des Gartens verantwortlich machen will. Der Vortragende erwähnte die vergleichenden Resultate, die man beim Anzapfen von Manihot Glaziovii in Ostafrika und andern Ländern erhalten hat. Es dürfte hier von Interesse sein, zu hören, dass man jetzt auf Lewa in Ostafrika ein neues Anzapfverfahren mit Erfolg eingeführt hat. Es wird mittels einer besonderen Vorrichtung die Rinde angestochen, nachdem dieselbe vorher mit einer Säure bestrichen wurde. Die ausfliessende Milch gerinnt beim Fliessen über die mit Säure bestrichene Rinde. Die Milch muss demnach verhältnismässig wenig Wasser enthalten. — Ganz anders verhielt sich ein etwa 80 cm im Umfang fassender Manihotbaum, den ich Ende Mai d. J. in Kamerun anzapfte. Ich machte einen etwa $1^1/_4$ mm langen Grätenschnitt und erhielt hierbei in etwa einer Stunde 350 g Milch, die den fünften Teil Gummi ergab, also etwa 80 Prozent Wasser enthielt. Zwei Jahre früher hatte ich sowohl in Kamerun als auch in S. Thomé bedeutend ungünstigere Resultate erhalten. Es kommt bei Manihot allerdings vor, dass sogar zwei Nachbarbäume sich ganz verschieden verhalten.

Prof. Dr. **H. Dingler,** Aschaffenburg, fragt an, ob die Beobachtung des Herrn Vorredners über massenhaften Ausfluss wasserreicher Milch nicht auf individueller Verschiedenheit des betreffenden Baumes beruhe.

Direktor **L. Hoff,** Harburg a. d. Elbe: Redner spricht auf Grund seiner Erfahrungen in der Gummifabrikation. Die Kautschukproduktion ist nicht ausreichend, sie könnte vervierfacht werden, und dann wird man auch nicht von einer Überproduktion sprechen können, denn der Verbrauch wird ein allgemeiner. Für manche Massenartikel ist der Preis schon jetzt unerschwinglich. Gummibälle, Gummischuhe werden im Weltmarkt jetzt schon unter Verlust erzeugt.

Bei grosser Produktion und Verbilligung der Preise werden aus Kautschuk noch viele Massenartikel verfertigt werden, die jetzt nicht fabriziert werden. Redner begrüsst die Anlage von neuen Kautschuk-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pflanzungen. Er ist der Ansicht, dass die Rentabilität nach etwa zehn bis zwölf Jahren sich einstellen wird.

Redner regt noch die Schaffung einer Lehrstätte für die Gummiindustrie bei den Technischen Hochschulen im Hinblick auf die Bedeutung, die diese Industrie in der Volkswirtschaft einnimmt, an.

Prof. Dr. **Volkens,** Schöneberg, verwahrt sich gegen den Vorwurf, dem jetzigen Leiter an dem Niedergang des Botanischen Gartens in Victoria Schuld gegeben zu haben.

Direktor der Neu-Guinea-Compagnie, **K. von Beck,** Berlin, hält die deutschen Kolonien gleichfalls für sehr geeignet für die Kautschukkultur, doch seien Schwierigkeiten in solchen, die keine einheimische Art besitzen, insbesonders bezüglich der Ausbreitung in schnellerem Tempo vorhanden, er nenne nur z. B. eine, nämlich die Beschaffung guten Saatguts. Redner verbreitet sich speziell über die Schwierigkeiten, die in Neu-Guinea in der Aufzucht der drei Arten: Hevea brasiliensis, Ficus und Castilloa elastica gerade durch das Nichtvorhandensein von Samen spendenden Bäumen zu überwinden waren. Mit Neid müsse man auf die englischen und holländischen Einrichtungen blicken. Aus den sachverständlich und wissenschaftlich geleiteten Regierungs-Versuchsgärten von Penang, Singapore und Buitenzorg seien sämtliche Kautschukunternehmungen Ceylons, den Straits und Niederländisch-Indien erstanden. Hätten die deutschen Kolonien nur annähernd ähnliches besessen, so würde diese hochwichtige Kultur schon viel weiter voran sein. Er könne daher voll in den Mahnruf, der von Herrn Prof. Volkens ausgestossen worden sei, einstimmen, nämlich, dass die Leitungen der Versuchsgärten in den Kolonien nicht allein angewiesen, sondern auch in den Stand gesetzt würden, der hochwichtigen Kautschukkultur ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen, er bitte, in diesem Sinne eine Resolution zu fassen. Redner gibt alsdann eine Übersicht über die etwa 500 000 Kautschukbäume betragende, gut vorangehende Kautschukkultur der Neu-Guinea-Compagnie in Deutsch-Neu-Guinea und bringt die Meinung zum Ausdruck, dass im Verein mit der Kokospalmenkultur gerade die Kautschukkultur geeignet sei, die Entwickelung des Landes zu fördern, wie keine andere.

Rittergutsbesitzer **Tenge,** Niederbarkhausen: Bei meiner letzten Anwesenheit während dieses Frühjahrs in Deutsch-Ostafrika habe ich festgestellt, dass die Manihot Glaziovii dort ganz hervorragend gut gedeiht, natürlich auf dem dazu geeigneten, speziell humusreichen Boden, und demnach auch dazu berufen zu sein scheint, den der Industrie dro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

henden Mangel an Kautschuk zu verhindern, natürlich, wenn auch die am meisten in dieser Beziehung dafür Interessierten sich nicht bloss auf Klagen über den Mangel beschränken, sondern auch zur Tat übergehen und zum Beispiel in den Ebenen des Pangani und seiner Nebenflüsse in Deutsch-Ostafrika möglichst ausgedehnte Plantagen anlegen, die, nach den seither auf Lewa und Muhesa-Osmani usw. durch Herrn Köhler, Prof. Lehmann usw. gemachten Erfahrungen und Versuchen, sehr hohe Rente bringen müssen, wenn alle Bedingungen einer sachgemässen, praktischen und zuverlässigen Verwaltung erfüllt werden. Die Manihot Glaziovii liefert sehr viel Samen und Sämlinge, weshalb sie den von anderer Seite beklagten Mangel daran befriedigend ersetzen kann.

Direktor **L. Hoff,** Harburg a. d. Elbe: Herr Hoff erwähnt das verschiedene Verhalten der Gummiarten. Dies ist schon beim Koagulieren zu beachten. Während der Milchsaft von Manihot Glaziovii sehr leicht ohne jedwede Behandlung koaguliert, ist der von Kickxia erst nach längerem Erwärmen, auch wenn man Säure zusetzt, zum Koagulieren zu bringen.

Albert Weber, Hamburg: Es erscheint mir selbstverständlich, dass in der Anlage von Kautschukplantagen vielfach auf die Verwendung von Stecklingen nicht verzichtet werden kann, denn während viele Sorten, wie Hevea und Manihot Glaziovii, viel Samen ergeben, so dass deren Samen stets leicht zu haben ist, können andere Sorten, wie Ficus, besser durch Stecklinge verpflanzt werden, genau wie in Europa Rosen durch Stecklinge vermehrt werden, andere Pflanzen aber durch Samen.

Auf die betreffende Bemerkung des Herrn Vortragenden möchte ich erwidern, dass es mir unverständlich ist, wie das Entvulkanisierungs-Verfahren als ein Problem der Zukunft dargestellt werden konnte, ohne des Regenerierens von galvanisiertem Kautschuk zu erwähnen. Fast alle grösseren Fabriken besitzen ihre eigenen Entvulkanisierungs- resp. Regenerierungs-Einrichtungen, und entvulkanisierter Kautschuk wird schon jetzt in Tausenden von Tons hergestellt; er ist der schlimmste Konkurrent des Roh-Kautschuks.

Im übrigen bin ich der Ansicht des Herrn Direktor Hoff, dass eine Zunahme der Kautschukproduktion keinen so erheblichen Preisrückgang zur Folge haben wird, dass dadurch die Rentabilität von Pflanzungsunternehmungen gefährdet würde, ich möchte vielmehr auch meinerseits für die Anlage von Kautschukpflanzungen in unsern Kolonien eintreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber zweiflügelige Insektenarten als Schmarotzer bei Menschen und Säugetieren.

Von Dr. **K. Grünberg,** Assistent am Zoologischen Museum, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober Nachmittag.)

Die Zweiflügler oder Dipteren sind eine hochentwickelte, einheitliche Insektengruppe, gekennzeichnet durch den Besitz zweier Flügel, während die übrigen geflügelten Insekten deren vier haben, und saugender oder stechender Mundwerkzeuge. Wie alle höheren Insekten haben sie eine vollkommene Verwandlung, ein Larven- und ein Puppenstadium. Für den Entomologen sind sie interessant durch die Vielgestaltigkeit ihrer Formen und nicht minder durch die mannigfachen Lebensverhältnisse, unter denen man sie findet. Sehr viele Zweiflügler haben sich als Larven oder in ausgebildetem Zustande einer schmarotzenden Lebensweise angepasst, d. h. sie leben auf Kosten anderer Lebewesen, Pflanzen oder Tiere. Viele dieser Formen sind mehr oder weniger lästige Schmarotzer von Menschen oder Säugetieren und spielen zum Teil als Ueberträger verderblicher Krankheiten eine wesentliche Rolle in der modernen Tropenhygiene.

Die Zweiflügler lassen sich in zwei grössere Gruppen sondern, die allerdings durch Uebergänge verbunden sind, die Nematoceren, primitivere Formen mit langen, vielgliederigen Fühlern, häufig langgestrecktem Körper und stark verlängerten Beinen, und die Brachyceren, höher entwickelte Formen mit kurzen, wenigliederigen Fühlern und meist gedrungenem Körper. In beiden Gruppen gibt es schmarotzende Formen, welche hier in Betracht kommen.

Soweit die Zweiflügler in ausgebildetem Zustande, als fertige Insekten schmarotzen, sind sie sämtlich Blutsauger. Unter diesen ist vor allem die Familie der Culiciden oder Moskitos zu nennen, deren Studium in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen hat, seit man sie als Ueberträger der Malaria und anderer Krankheiten kennt. Während man noch vor wenigen Jahren nur einige Gattungen mit einer beschränkten Anzahl Arten kannte, unterscheidet man heute 65 Gattungen mit mehr als 650 Arten. Den grössten Artenreichtum weisen die Tropen auf, wo viele Arten oft ungeheuer zahlreich sind und zu einer unerträglichen Plage werden, ganz abgesehen von den schädlichen Folgen, die ihre Stiche haben können. Als echte Nematoceren haben die Culiciden lange, geisselförmige Fühler, die bei den Männchen büschel- oder pinselartig behaart sind, woran sich diese

leicht von den Weibchen unterscheiden lassen. Alle Culiciden haben einen schlanken Leib und stark verlängerte, dünne Beine. Im allgemeinen sind sie kleine, zarte Formen mit einem feinen, oft prächtig gefärbten Schuppenkleid. Soweit die Culiciden Blutsauger sind, kann man sie leicht an ihrem langen Stechrüssel erkennen. Die Männchen saugen kein Blut und ihre Mundteile sind hierzu nicht eingerichtet. Einige Gattungen haben einen ganz kurzen Rüssel und saugen ebenfalls kein Blut. Die beiden hauptsächlichsten Gruppen der blutsaugenden Culiciden, die Anophelinen und Culicinen sind leicht voneinander zu unterscheiden. Bei den Anophelinen sind in beiden Geschlechtern die Taster so lang wie der Rüssel, bei den Männchen sind sie ausserdem an der Spitze keulenförmig verdickt. Die Weibchen von Culex und verwandten Formen haben dagegen kurze Taster, während sie bei den Männchen länger als der Rüssel, aber nicht verdickt und oft dicht und lang behaart sind. Nicht alle blutsaugenden Culiciden sind Krankheitsüberträger. Die Malaria wird bekanntlich von manchen Arten der Gattung Anopheles übertragen, die man neuerdings in zwölf Gattungen auflöst. Als Ueberträger des Gelbfiebers gilt Stegomyia fasciata, als Ueberträger der Filariasis unter andern Culex fatigans. Manche Arten haben ein sehr grosses Verbreitungsgebiet; so bewohnen z. B. Stegomyia fasciata und Culex fatigans die ganze heisse Zone. Auch in der Gattung Anopheles gibt es weit verbreitete Formen, wie z. B. An. costalis, der in Mittel- und Südafrika sowie auf Mauritius vorkommt. In ihren Lebensgewohnheiten verhalten sich die Culiciden sehr verschieden. Die Anopheles-Arten z. B. sind nächtliche Tiere, die sich bei Tage in Schlupfwinkel verkriechen, während die Culex-Arten sowohl bei Nacht wie bei Tage stechen. Die Larven und Puppen der Culiciden, welche bekanntlich in Tümpeln leben, sind ebenfalls oft an ganz bestimmte Lebensverhältnisse gebunden. Manche Arten suchen schlammige Tümpel auf, andere klare Tümpel mit oder ohne Pflanzenwuchs, oder Brackwassertümpel. Wenn man die Lebensgewohnheiten der Larven kennt, kann man daher manchmal schon aus dem Charakter einer Gegend auf die Anwesenheit ganz bestimmter Culicidenarten schliessen. Im Notfalle benutzen die Culiciden jedoch jede kleine Wasseransammlung als Brutplatz. In den Urwäldern Brasiliens z. B. brüten sie in den ständigen Wasseransammlungen epiphytischer Pflanzen (Bromeliaceen).

Aus unsern Kolonien sind noch sehr wenig Culiciden bekannt geworden. Nur aus Kamerun und Togo kennen wir eine grössere Zahl von insgesamt 21 Arten, womit aber die Culicidenfauna dieser Gebiete sicher bei weitem nicht erschöpft ist. Die häufigsten Arten sind dort-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst Stegomyia fasciata und Culex fatigans, ferner Anopheles (Pyretophorus) costalis und An. (Myzomyia) funesta, beide Ueberträger der Malaria. Die erstere Art scheint in Kamerun, die letztere in Togo häufiger zu sein. Für Deutsch-Ost-Afrika können dieselben weitverbreiteten Arten angeführt werden, vielleicht mit Ausnahme von Myzomyia funesta. Aus Deutsch-Südwest-Afrika sind noch gar keine Culiciden bekannt geworden. Wir dürfen hoffen, dass uns die Zukunft noch einen grösseren Formenreichtum, auch aus unsern ausserafrikanischen Kolonien, aufdecken wird.

Eine kleine Familie, die ebenfalls zu den Nematoceren gehört und fast ausschliesslich Blutsauger enthält, bilden die Simuliiden oder Kriebelmücken, in den Tropen auch als Sandfliegen bezeichnet. Die Simuliiden sind kleine unscheinbare Tiere, aber sehr lästige Blutsauger, die mitunter sogar gefährlich werden können. Sie bewohnen feuchte sumpfige Gegenden und treten meist in grösserer Zahl, nicht selten in grossen Mengen auf. Sie verfolgen Menschen und Tiere mit ihren Stichen, besonders Pferde und Rinder, bei denen sie sich mit Vorliebe in Nase und Ohren setzen. Wenn sie in grosser Menge über ein Tier herfallen, können sie heftige Krankheitserscheinungen hervorrufen. Der ausserordentlich starke Reiz verursacht Entzündungsfieber und Krämpfe, und unter Umständen kann sogar der Tod eintreten. Zu den Simuliiden gehört die berüchtigte „columbaczer Mücke", die im Frühjahr in den unteren Donauländern, besonders in Serbien, in ungeheuren Schwärmen auftritt und der schon oft bedeutende Mengen von Weidevieh zum Opfer gefallen sind. Die Larven der Simuliiden leben im Wasser, zum Teil, wie die columbaczer Mücke, in schnellfliessenden Gebirgsbächen. Aus unsern Kolonien sind bisher noch keine Simuliiden bekannt geworden.

Eine weitere Familie von Blutsaugern bilden die Tabaniden oder Bremsen, die bereits zur zweiten Gruppe der Zweiflügler, den Brachyceren, mit kurzen Fühlern, gehören. Die Tabaniden sind im allgemeinen grössere, oft sehr ansehnliche, robuste Formen, und manche gehören zu den grössten Vertretern der Zweiflügler überhaupt. Die Männchen saugen, wie bei den Culiciden, kein Blut, sondern leben auf Blüten. Die Weibchen haben einen kurzen, kräftigen Stech-Rüssel; nur bei der Gattung Pangonia ist er stark verlängert und erreicht mitunter die mehrfache Länge des Tieres. Die Tabaniden belästigen Menschen und Tiere, besonders Weidevieh, und können in grösseren Mengen sehr unangenehm werden. Ihr Stich ist recht schmerzhaft und erzeugt eine starke Geschwulst sowie tagelanges heftiges Jucken. Die Tabaniden sind eine sehr artenreiche Familie, und auch aus unsern afrikanischen Kolonien ist eine Anzahl Formen bekannt geworden. In

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ost-Afrika ist Tabanus latipes und Tab. biguttatus häufig. Tabanus longitudinalis ist über ganz Mittelafrika verbreitet. In Kamerun ist Chrysops dimidiatus ausserordentlich häufig.

Einige weitere blutsaugende Formen gehören zu einer grossen und äusserst vielgestaltigen Zweiflüglerfamilie, deren Vertreter in ausgebildetem Zustande im allgemeinen keine Schmarotzer sind und zu der auch unsere Stubenfliege gehört, zur Familie der Musciden. Auf Viehweiden, in der Nähe von Viehställen und auch in Wohnungen bemerkt man im Sommer häufig eine kleine schwarz-graue Fliege, die man zunächst für eine Stubenfliege halten möchte, die sich aber von dieser durch ihren vorgestreckten Stechrüssel leicht unterscheiden lässt. Es ist dies der Wadenstecher, Stomoxys calcitrans, der über die ganze Erde verbreitet ist und auch in Afrika, Togo, Kamerun, besonders in Ost-Afrika, häufig vorkommt. Er sticht sehr empfindlich und verfolgt wie die Bremsen ohne Unterschied Menschen und Tiere. Die Larven entwickeln sich im Dünger von Rindern, und die Fliegen sind daher in der Nähe von Ställen stets zu finden. Von Stomoxys hat man bereits vor längerer Zeit einige nahe verwandte Formen als besondere Gattungen, Haematobia und Lyperosia, abgetrennt. Mit Stomoxys verwandt ist auch die in letzter Zeit viel genannte, berüchtigte Tsetsefliege (Glossina), leicht zu erkennen an dem langen dünnen Stechrüssel und den ebenso langen starken Tastern. Sie kommt nur in Afrika vor und überträgt bekanntlich die Nagana der Haustiere und die Schlafkrankheit der Neger. Von den acht bekannten Arten sind in unsern westafrikanischen Kolonien bisher sechs beobachtet worden. Die weitverbreitete Glossina palpalis, die Ueberträgerin der Schlafkrankheit, ist sowohl in Kamerun wie in Togo häufig; auch die sehr nahe verwandte Gl. pallicera kommt daselbst vor. Die ebenfalls sehr nahe miteinander verwandten Ueberträger der Tsetsekrankheit der Haustiere, Gl. morsitans und Gl. longipalpis, sind in Togo vertreten, scheinen dagegen in Kamerun ganz zu fehlen, obwohl im Hinterlande von Kamerun Nagana vorkommt. Indessen wurde neuerdings am Benue und am Tsad-See die kleine Gl. tachinoides beobachtet, wodurch sich dieser Widerspruch vielleicht aufklärt. Es ist jedoch keineswegs ausgeschlossen, dass auch Gl. morsitans und longipalpis im Hinterland von Kamerun noch gefunden werden. Für Kamerun und Togo ist schliesslich noch die grosse Gl. fusca anzuführen. In Deutsch-Ost-Afrika sind bisher Gl. morsitans, longipalpis, palpalis und fusca beobachtet worden. Aus Deutsch-Südwestafrika kennen wir noch keine Tsetsefliegen. Schon seit langer Zeit ist die Tsetsefliege als gefährlicher Feind der afrikanischen Viehzucht bekannt, und ebenso sind ihre eigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

artigen Lebensgewohnheiten schon früh den Reisenden aufgefallen. Die Tsetsefliege ist nicht über weite zusammenhängende Strecken verbreitet, sondern an bestimmte, oft eng begrenzte Standorte gebunden, so dass man von sogenannten „Fliegengegenden" spricht. Sie liebt bewachsenes, buschreiches Gelände. Livingstone berichtet, dass an einem nicht eben breiten Flusse, dem Tschobe, das eine Ufer dicht mit Tsetsefliegen bevölkert war, während sie am andern Ufer gänzlich fehlten, obwohl über den Fluss ein ziemlich reger Verkehr stattfand. Die Tsetsefliege sticht besonders während der heissen Tagesstunden; sie ist dann ausserordentlich behend und schwer zu fangen. Nachts dagegen und in den kühlen Morgenstunden verhält sie sich ruhig. Sie soll jedoch auch in mondhellen Nächten schwärmen. Bei diesen Gewohnheiten der Tsetsefliege ist es möglich, Fliegengegenden nachts und in den frühen Morgenstunden mit Viehherden ungefährdet zu durchziehen. Die Fortpflanzung der Tsetsefliege war lange Zeit in Dunkel gehüllt. Man hat immer geglaubt, dass die Larven wie die der nächst verwandten Formen sich in tierischem Dünger entwickelten, zumal die Tsetsefliege sich immer in der Nähe von Viehherden aufhielt. Neuerdings ist jedoch festgestellt worden, dass die Tsetsefliege bereits ziemlich grosse Larven hervorbringt, also lebendiggebärend ist.

Diese letzte Eigenschaft der Tsetsefliege führt uns auf eine letzte kleine Gruppe blutsaugender Zweiflügler, die Lausfliegen oder Pupiparen. Sie heissen Pupiparen, weil sie erwachsene Larven hervorbringen, die sich unmittelbar nach der Geburt verpuppen. Als Lausfliegen bezeichnet man sie, weil sie als echte Schmarotzer ihr ganzes Leben oder wenigstens einen grossen Teil desselben auf einem Wirtstiere verbringen. Sie gehören ebenfalls zur Familie der Musciden und sind bewaffnet mit einem kurzen Stechrüssel und starken Krallen zum Festklammern. Viele haben die Flügel teilweise oder ganz eingebüsst und ihre Körperform so verändert, dass sie ohne weiteres überhaupt nicht als Zweiflügler zu erkennen sind. So haben z. B. manche Formen eine täuschende Aehnlichkeit mit Spinnen. Die Lausfliegen leben auf Säugetieren und Vögeln. In Mittel- und Südafrika ist die häufigste Form Hippobosca rufipes, auf Pferden und Rindern. In Nord-Afrika leben H. camelina und H. dromedaria auf Kamelen.

Im Gegensatz zu der beträchtlichen Menge von Zweiflüglern, welche als Blutsauger in ausgebildetem Zustande schmarotzen, gibt es nur verhältnismässig wenige, die es als Larven tun. Zunächst ist hier wieder eine Anzahl Musciden zu nennen. Beim Menschen wird das Behaftetsein mit Fliegenlarven als Myiasis bezeichnet. Es ist aber zu unterscheiden zwischen Formen, die nur ausnahmsweise ihre Eier auf lebende Menschen oder Säugetiere ablegen, angelockt durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schmutz oder offene Wunden, und andern, deren Larven echte Schmarotzer sind. Die hier in Betracht kommenden Formen sind, soweit ihre Fortpflanzungsart bekannt ist, lebendiggebärend. Die Larven von Sarcophila leben in Nase, Ohren sowie in Hautgeschwüren von Menschen und Hunden. Sie kommen besonders da vor, wo ihnen durch Unsauberkeit Vorschub geleistet wird. So ist z. B. Sarcophila magnifica in Russland und Polen sehr häufig. Auch in Afrika kommen Sarcophila-Arten vor, z. B. S. nuba in Nordost-Afrika. Zwei weitere afrikanische Formen, nahe Verwandte der Schmeissfliege (Calliphora erythrocephala), haben ebenfalls schmarotzende Larven. Die Larven der einen Art, Cordylobia anthropophaga, die in Ost- und West-Afrika vorkommt, leben in Hautbeulen von Menschen und Säugetieren (Affen, Hunden, Katzen, Antilopen). Die Fliegen setzen wahrscheinlich die jungen Larven auf die Haut ab, in welche diese sich sofort einbohren. Die Larven verursachen durch ihre Anwesenheit keine besonderen Beschwerden. Wenn sie nicht vorher entfernt werden, verlassen sie in erwachsenem Zustande die Wunde von selbst, um sich in der Erde zu verpuppen. Bei der zweiten Art, der in ganz Westafrika häufigen Auchmeromyia luteola, zeigen die Larven ein ganz eigentümliches Verhalten. Sie leben am Kongo in den Hütten der Eingeborenen, tagsüber im Lehm der Fussböden vergraben, und kommen nachts hervor, um bei den schlafenden Menschen Blut zu saugen, worauf sie sich wieder in ihre Schlupfwinkel zurückziehen. Sie verhalten sich also ganz wie etwa eine Bettwanze, ein bei Zweiflüglerlarven bisher einzig dastehendes Beispiel von Schmarotzertum. Während die bisher genannten Arten, vielleicht mit Ausnahme der letzteren, die möglicherweise Krankheitsüberträgerin ist, ziemlich harmlos waren, lässt sich das von einer im tropischen Amerika lebenden Art nicht sagen. Die Larve dieser Fliege, Compsomyia macellaria, lebt bei Menschen und Säugetieren. Sie dringt durch Nase oder Ohren in das Innere der Schädelkapsel ein, wo sie sehr bösartige Entzündungen verursachen kann, die oft den Tod der Befallenen zur Folge haben.

Neben diesen Formen, deren Larven durch ihre Lebensweise unter ihren nächsten Verwandten eine Ausnahmestellung einnehmen, gibt es noch eine ganze Familie, deren Larven ausschliesslich Schmarotzer sind. Es sind dies die Dasselfliegen oder Östriden, die ebenfalls den Musciden nahestehen. Ihre Larven, die meist bei Huftieren schmarotzen, lassen sich nach ihrer Lebensweise in drei Gruppen teilen. Die Gastricolen leben als Larven im Magen von Unpaarhufern (Pferden und verwandten Formen, Rhinozeros, Elefant) und sind hauptsächlich durch die Gattung Gastrophilus vertreten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Eier werden an den Körper der Wirtstiere (z. B. an die Mähne der Pferde) gelegt und von diesen abgeleckt. Die Larven wachsen im Magen heran, wo sie sich mit ihren Mundhaken an der Schleimhaut festklammern, und gehen in erwachsenem Zustande mit dem Kot ab, oder verlassen selbständig den Darm, um sich in der Erde zu verpuppen. Man findet im Magen eines Tieres oft grosse Mengen von Larven. In der Stirn- und Rachenhöhle von Paarhufern und einigen Unpaarhufern leben die Cavicolen, welche die zweite Gruppe bilden. Die Larven von Östrus leben in der Stirnhöhle von Schafen, Ziegen und Antilopen, die Larven von Cephenomyia im Kehlkopf von Hirschen und Rehen. Die Infektion erfolgt ähnlich, wie bei den Gastricolen, doch werden hier die Eier von der Fliege direkt in die Nasenlöcher des Wirtstieres eingespritzt. Die erwachsenen Larven verlassen ihren Wirt durch die Nase oder durch den Mund. Die Larven der dritten Gruppe, der Cuticolen, leben in Hautbeulen. Bei Rindern, Hirschen und Rehen findet man sehr häufig die Larven von Hypoderma. Sehr interessant ist die Art des Eindringens dieser Larven in das Wirtstier. Sie bohren sich nicht, wie man zunächst vermuten sollte, einfach durch die Haut hindurch, wie es jedenfalls die Larven von Cordylobia tun, sondern sie machen erst einen weiten Umweg. Wie die Larven der Gastricolen, werden sie durch den Mund aufgenommen und gelangen durch den Rückenmarkskanal und die Blutbahnen unter die Haut, wo sie sich entwickeln. An der Stelle, an der eine Larve sitzt, bildet sich in der Haut eine kleine Öffnung, unter welcher die Atemöffnungen der Larve sichtbar werden. Die erwachsenen Larven verlassen das Wirtstier durch die von ihnen verursachte Hautöffnung. Rinder sind oft mit sehr zahlreichen Larven von Hypoderma bovis und H. lineatum behaftet, so dass das Fell durch die vielen Durchbohrungen zur Verarbeitung untauglich wird. Zu den Cuticolen gehört auch Dermatobia cyaniventris, der viel genannte und viel umstrittene „Östrus hominis". Diese Art, welche nur in Süd-Amerika vorkommt, lebt als Larve in Hautbeulen bei Menschen und ist, soweit bekannt, die einzige Östride, die beim Menschen schmarotzt.

Aus unsern afrikanischen Kolonien sind Östriden bisher nur als Larven bekannt geworden. Ausgebildete Tiere, die sehr schwer zu erlangen sind, wurden noch nicht gefunden, obwohl man einige afrikanische Östriden auch als ausgebildete Tiere kennt. Der weit verbreitete Östrus ovis kommt in Ost-Afrika häufig in der Stirnhöhle von Schafen, Ziegen und Antilopen vor. Im Magen von Pferden, Eseln, Maultieren und Zebras findet man Gastrophilus, oft in grossen Mengen. Eine nordafrikanische Form ist Cephalomyia macu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I a t a, deren Larve in der Stirnhöhle des Kamels lebt, und von welcher auch das ausgebildete Tier bekannt ist.

Fassen wir das Resultat unserer Betrachtungen kurz zusammen, so sehen wir, dass es eine grosse Menge von Zweiflüglern gibt, die als Schmarotzer mehr oder weniger in das Leben des Menschen und seine Interessen eingreifen können und deren Studium nicht nur für den Zoologen von Wichtigkeit ist. Wir sehen, dass viele Zweiflügler als Krankheitsüberträger in der modernen Tropenhygiene eine bedeutende Rolle spielen, eine Rolle, die vielleicht in kurzer Zeit noch bedeutender werden kann. Wir befinden uns hier auf einem Grenzgebiet, auf dem Zoologie und Medizin sich nahe berühren, auf dem sie Hand in Hand wirken müssen, zur Förderung der Wissenschaft und zum Besten der Menschheit.

Rittergutsbesitzer **Tenge,** Niederbarkhausen, interpelliert wegen Entstehens des Texasfiebers beim Vieh, weil dasselbe, insbesondere in den Usambarabergen, das dort importierte Vieh sehr schädigt und bittet deshalb um Mitteilung darüber, wie diesem Übel am besten zu begegnen ist. Angeblich sei der Stich eines sogenannten Holzbocks oder der Zecke die Ursache der Infektionskrankheit.

Dr. **Grünberg,** Berlin: Die Zecken, welche Überträger des Texasfiebers sind, gehören zur Klasse der Spinnentiere, welche von dem Vortrage ausgeschlossen bleiben mussten. Ebenso mussten die blutsaugenden Rhynchoten, Wanzen und Läuse unberücksichtigt bleiben, die man vielleicht auch noch als Krankheitsüberträger erkennen wird.

Paul Staudinger, Berlin: Es ist ein hochwichtiges Thema, das uns der Herr Vortragende hier in klarer Weise vorgebracht. Von eminenter Wichtigkeit ist gerade die Kenntnis der den Menschen und Tieren schädlichen Insekten, speziell der Zweiflügler. Ich erinnere daran, dass die Schlafkrankheit, die schon vor 20 Jahren in Angola ganze Landschaften entvölkerte, die noch am Kongo herrscht, und die auch in unsern Kolonien auftritt, durch Trypanosomen verursacht wurde. Diese Trypanosomen entstehen aber durch den Stich einer Tsetsefliege, d. i. Glossinaart. Es ist nun von höchster Wichtigkeit, nicht nur die Arten, sondern auch das Leben der schädlichen Insekten kennen zu lernen, teils, um sie wirksam zu bekämpfen, teils, um ihnen leichter zu entgehen. Die notwendigen Forschungen dazu kann aber nur ein tüchtiger Zoologe, respektive Biologe, vornehmen, und es wird eine Forderung eines künftigen Kongresses sein, dass für jede Kolonie mindestens ein Zoologe zum Studium der schädlichen Insekten angestellt wird. Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

delt es sich doch hier nicht nur um Schutz von Kulturpflanzen und Haustieren, sondern um das Wichtigste, die Erhaltung des Menschen. Deshalb ist die Anstellung gut vorgebildeter Zoologen in den Kolonien geradezu eine Bedingung. Zu danken ist dem Herrn Vortragenden dafür, dass er trotz der kurzen Frist, d. h. acht Tage, die er zur Ausarbeitung seines Vortrages hatte, doch noch ein so gutes, wichtiges Referat lieferte.

Die angewandte Chemie in der tropischen Landwirtschaft.

Von Dr. **A. Schulte im Hofe**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober Nachmittag.)

Bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts bezogen fast alle europäischen Länder ihre Kolonial-Produkte über Venedig. Nach der Entdeckung des Seeweges nach Indien strebten aber die Schiffahrt treibenden Nationen danach, diese wertvollen Waren aus den Produktionsländern selbst zu holen und den Handel mit denselben womöglich zu monopolisieren. Später genügte ihnen auch der Handel nicht mehr. Um den in Europa stetig steigenden Bedarf besser decken zu können, begann man die Produkte in den Tropenländern anzubauen. So finden wir schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts auf der Insel St. Thomé an der Westküste Afrikas und später in Zentral- und Süd-Amerika grössere Zuckerrohr-Pflanzungen. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ging man dann auch in Indien, wo man bis dahin den Schwerpunkt auf den Küstenhandel gelegt hatte, zum Plantagenbau über. So sehen wir in den verschiedenen Tropenländern Kaffee-, Tee- und Kakaopflanzungen entstehen. Die Baumwolle wurde bald neben dem heimischen Flachs und der Wolle ein unentbehrlicher Gebrauchsartikel und machten Manila-Hanf, Jute und Agave-Fasern dem europäischen Hanf Konkurrenz. Der indische Indigo eroberte den Weltmarkt. Aus Birma holen wir in grossen Mengen Reis, den uns früher nur die Süd-Staaten Europas lieferten. Grosse Mengen tropischer Oelsamen werden eingeführt, um den Bedarf an vegetabilischem Fett und an Kraftfutter für den steigenden Vieh-Bestand zu decken.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die europäische Landwirtschaft konnte die steigende Einfuhr dieser Tropenprodukte nicht ohne Einfluss bleiben, zumal bei der Beschickung des Marktes mit mehr oder weniger gleichartigen Produkten. Bei dem hierdurch entstehenden Konkurrenzkampf nahm Deutschland infolge der grossen Fortschritte, die hier die chemische Wissenschaft gemacht hatte, die führende Stelle ein.

Nachdem die Frage praktisch gelöst war, aus Rüben ein dem Rohrzucker nahezu gleichwertiges Produkt zu gewinnen, sehen wir im Laufe der Jahrzehnte in den Ländern der gemässigten Zone die Zuckerrüben-Kultur einen mächtigen Aufschwung nehmen. Die Zuckerproduktion, die im Jahre 1836/37 in Deutschland 1000 Tonnen betrug, ist in diesem Lande allein mehr als um das Zweitausendfache gestiegen. Eine Folge davon war der Rückgang des Rohrzucker-Imports und damit der Rückgang der Rohrzuckerkultur in tropischen Ländern. Doch auch hier setzte die chemische Forschung ein. Versuchsstationen wurden errichtet, und wird durch rationellere Kultur und Fabrikation der Rübenzuckerindustrie der Konkurrenzkampf erschwert werden.

Bis zur Mitte des 18ten Jahrhunderts wurde zum Blaufärben so gut wie ausschliesslich Waid verwandt; dann trat an Stelle desselben der Indigo. Obwohl die Landesfürsten, die vielfach am Waidbau interessiert waren, den Indigo auf das Energischste bekämpften, musste der Waid demselben doch schliesslich weichen. Die Engländer in Indien und die Holländer in Java nahmen den plantagenmässigen Anbau von Indigo auf, und wurde die Kultur desselben, sowie der Handel mit demselben die Quelle grosser Reichtümer, wie einst bei uns der Waidbau für die Waidherren, wie sich stolz die Inhaber der Waidpflanzungen nannten.

Als ich im Jahre 1891 nach Britisch-Indien kam, um die Kultur und Fabrikation des Indigo zu studieren, war auf dem Gebiete der chemischen Forschung so gut wie noch nichts geschehen. Ich stellte als erster den Gehalt der auf verschiedenem Boden gewachsenen Indigo-Pflanzen analytisch fest und fand hierbei, dass die Düngung und Fruchtfolge von wesentlichem Einfluss auf den Gehalt an Indigo bildender Substanz ist. Ich konstatierte, dass die Fermentation bei der Extraktion der Pflanzen mit Wasser, sowie bei dem späteren Ausscheiden des Indigo mit der Indigo-Bildung an sich nichts zu tun hat, dass hier vielmehr eine Oxydation vorliegt, die vielleicht durch die Wirkung von Entcymen beeinflusst wird.

Es würde mich zu weit führen, hier auf diese Studien, denen ich während zweier Sommer auf den Indigo-Pflanzungen Bengalens nachging, näher einzugehen. Ich habe dieselben im „Tropenpflanzer", so-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie in den Berichten der Deutsch-Pharmazeutischen Gesellschaft veröffentlicht.

Im Herbst 1892 aus dem Indigo-Distrikt Begalens nach Kalkutta zurückgekehrt, wurde ich veranlasst, der Regierung Vorschläge zu machen, in welcher Weise auf Grund meiner Studien die Indigo-Industrie gefördert werden könne. Mein Vorschlag ging dahin, eine agrikultur-chemische Versuchsstation zu errichten, der an erster Stelle die Förderung der Indigo-Kultur und -Fabrikation zur Aufgabe gemacht werden müsse. Die Regierung wollte auf meinen Vorschlag gern eingehen, fand aber bei den Pflanzern nicht die genügende Gegenliebe. Man gab sich zufrieden mit dem hohen Gewinn, den die Pflanzungen abwarfen.

In Deutschland war man inzwischen andauernd bemüht, aus dem Naphthalin den Indigo so billig herzustellen, dass er mit dem Pflanzenindigo konkurrieren könne. Dies gelang zuerst der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik. Im Jahre 1895 brachte sie einen Indigo auf den Markt, der allen Anforderungen genügte. Im selben Jahre sanken die Preise für den Pflanzen-Indigo bedeutend, ohne sich im Laufe der Jahre wieder zu erholen.

Der Sieg des künstlichen Indigo würde nicht so leicht gewesen sein, wenn man frühzeitig genug die Chemie in den Dienst der Indigo-Pflanzungen gestellt hätte. Zu spät erkannte man diesen Fehler. Jetzt ersuchten die Pflanzer die Regierung um Hilfe. Ein landwirtschaftliches Institut wurde eingerichtet, in dem unter Leitung des erfahrenen Indigo-Pflanzers Coventry Chemiker und Botaniker arbeiten.

In Java hatte man Dank der agrikultur-chemischen Stationen des Botanischen Gartens in Boitenzorg sich schon früher mit der Indigo-Kultur befasst. Aber auch hier fühlt man die Wirkung des künstlichen Indigos.

Deutschland ist inzwischen in die Reihe der Indigo exportierenden Länder getreten. Wie einst der indische Indigo den Waid verdrängte, so entwertet jetzt der deutsche Indigo, zu dessen Herstellung die üppigen Urwälder einer früheren Zeit dem Chemiker das Ausgangsmaterial liefern, die Indigo-Pflanzungen Indiens und Javas.

Die Teekultur wurde in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts aus China in Indien eingeführt. Unter Aufwendung von vielen Millionen Mark mussten aber erst Erfahrungen gesammelt werden, bevor die neue Industrie festen Fuss fassen konnte. Heute hat die Verarbeitung der Teeblätter zu Tee ein verhältnismässig hohe Vollkommenheit erlangt und deckt Indien und Ceylon mehr wie die Hälfte des Weltbedarfs. Für die wissenschaftliche Forschung war aber, als ich mich 1893 dem Studium der Tee-Kultur und -Fabrikation

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuwandte, nur sehr wenig geschehen, obwohl der Exportwert Indiens und Ceylons schon damals etwa 130 000 000 Mk. betrug.*) Dr. Watt hatte allerdings im Laufe verschiedener Jahre bei Gelegenheit von Expeditionen die Teeschädlinge studiert und Kelwey-Bamber hatte verschiedene Boden-Analysen ausgeführt. Auch hatte man einige Düngungsversuche gemacht, die aber nach kurzer Zeit wieder unterbrochen wurden, so dass von eigentlichen Resultaten nicht die Rede sein kann.

Ich befasste mich während eines längeren Aufenthalts auf den Teepflanzungen Indiens und Ceylons in den Jahren 1893 und 94 unter andern Studien damit, das Wesen des Prozesses, durch den die grünen Blätter in Tee umgewandelt werden, zu erforschen. Die Ergebnisse dieser meiner Studien und Versuche habe ich in den Beiheften zum Tropenpflanzer und in den Berichten der Deutsch. Pharmaz. Gesellsch. niedergelegt.

Mehr als wie in Indien hatte man sich in Japan mit dem Studium der Tee-Kultur und -Fabrikation befasst, und zwar in den chemischen Laboratorien des Agricultural College in Komada, dessen damaliger wissenschaftlicher Leiter der deutsche Gelehrte Dr. Kellner war. Die Ergebnisse dieser Studien finden wir in dem neuesten Werke von Professor Fesca: „Der Pflanzenbau in den Tropen und Subtropen".

Mehr Studien, als wie auf dem Gebiete der Teeindustrie, sind bezüglich der Kultur und Verarbeitung des Kaffees gemacht. Der Grund hierfür ist vielleicht darin zu suchen, dass die Kaffeekultur in den europäischen Kolonien schon älter und verbreiteter ist, und durch die grosse Ausdehnung der Kaffeekultur schon früher die Rentabilität ungünstig beeinflusst wurde. Bodenanalysen wurden in grösserer Zahl ausgeführt und Düngungsversuche gemacht, und sind in der Verarbeitung des Kaffees grössere Fortschritte zu verzeichnen. Während man früher die Kirschen zunächst fermentierte und dann das Fruchtfleisch durch Stampfen oder dergleichen von den Bohnen entfernte oder aber die fermentierten Kirschen mit dem Fruchtfleisch trocknete und letzteres sogleich mit der Pergamenthaut separierte, wird jetzt von den frisch geernteten Bohnen mittels maschineller Vorrichtung das Fruchtfleisch entfernt, die Bohnen zur Beseitigung des noch anhaftenden Fleischrestes fermentiert, gewaschen und getrocknet. Ich habe bei meinen Versuchen auf St. Thomé festgestellt, dass sowohl nach dem alten als nach dem neuen Verfahren ein guter Kaffee gewonnen werden kann und hierbei gefunden, dass die chemischen Umwandlungen, die bei der Verarbeitung des Kaffees vor sich gehen, unter andern Bedingungen stattfinden, als wie beim Tee und Kakao.

*) 1904 betrug der Exportwert nahezu 200 Millionen Mark.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Kakaokultur ist erst in neuerer Zeit mehr in den Vordergrund getreten. Wenn auch der Kakao bescheidenere Ansprüche an den Boden zu stellen scheint, als wie der Kaffee, so dürfte doch der Boden auf die Qualität des Kakaos von grösserem Einfluss sein, als wie man vielfach annimmt.

Es war natürlich für die Entwickelung der Kakaokultur in unsern Kolonien wesentlich, die besten Qualitäten anderer Länder einzuführen, voreilig scheint mir aber die Behauptung zu sein, dass hierdurch die Qualitätsfrage des Kakaos gelöst sei. Hier müssen erst die Ernteresultate abgewartet werden. Wesentlich ist aber, dass schon heute die Analysen der Kakaoböden verschiedener Länder ausgeführt werden, um so zu erfahren, welchen Einfluss neben dem Klima die Beschaffenheit des Bodens auf die Qualität des Kakaos ausübt. Bei einem Versuche, den ich auf St. Thomé mit drei seit Jahren auf demselben Boden wachsenden Kakao-Varietäten ausführte, habe ich gefunden, dass alle drei einen Kakao von gleichem Wert und gleichem Charakter ergaben. Es ist aber wahrscheinlich, dass Kakao-Varietäten mit Bohnen von milderem Charakter, das sind solche mit hellfarbigem Nibs, auch auf dem vulkanischen Boden Kameruns einen Kakao von milderem Charakter geben, als die bis dahin an der Westküste kultivierten.

Von wesentlichem Einfluss auf die Qualität des Kakaos sind die chemischen Umwandlungen, die bei Verarbeitung der frisch geernteten Bohnen, der sogenannten Fermentation, vorsichgehen. Dies haben mir meine eingehenden Versuche bewiesen, die ich auf der portugiesischen Insel St. Thomé machte. Es gelang mir, einen Kakao von milderem Charakter und besserer Qualität herzustellen, als nach dem üblichen Verfahren. Über diese Studien, sowie über die Fermentation des Kaffees habe ich bis heute noch nichts veröffentlicht. Es würde mich aber zu weit führen, an dieser Stelle näher darauf einzugehen.

Auch bei der Bereitung der Vanille aus den grünen Schoten findet eine chemische Umwandlung statt, die wahrscheinlich auf eine Oxydation unter Einwirkung von Entcymen zurückzuführen sein wird.

Ein weiteres Tropenprodukt, das aber auch in der gemässigten Zone angebaut wird, und bei dem die chemischen Umwandlungen bei der Verarbeitung der Ernte eine wichtige Rolle spielen, ist der Tabak. Da in den Tropen zum plantagenmässigen Anbau desselben fast ausschliesslich jungfräulicher Boden gewählt wird, so kommen neben den klimatischen Beobachtungen die vergleichenden Bodenanalysen verschiedener Länder in Betracht, wenn man sich über die Möglichkeit des Tabakanbaus orientieren will.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Fermentation des Tabaks beruht im wesentlichen auf den empirischen Erfahrungen, die man im Laufe der Jahre gesammelt, und hat, gleich wie beim Tee, diese Fermentationsmethode eine verhältnismässig grosse Vollkommenheit erreicht. Die wissenschaftlichen Studien, die gemacht wurden, gingen vorwiegend davon aus, durch Verwendung von Reinkulturen den Fermentationsprozess zu beeinflussen. Auf Grund meiner Versuche, die ich ebenfalls noch nicht veröffentlichte, bin ich jedoch zu der Ansicht gekommen, dass, gleich wie beim Indigo, beim Tee und Kakao die Fermentationserscheinungen nur von sekundärer Bedeutung sind, dass dahingegen die Oxydation, sei es mit oder ohne Einwirkung von Entcymen, die wesentliche Umänderung in dem grünen Tabakblatt bewirkt, und dass es sich demnach bei der Aufarbeitung der Tabakblätter darum handelt, festzustellen, unter welchen Bedingungen die Oxydation am günstigsten verläuft. Es gelang mir, bei einem derartigen Versuch bei Verarbeitung von nur einigen Bündeln getrockneter Tabakblätter, die mir in liebenswürdiger Weise der Direktor der Kaiserl. Tabakmanufaktur zu Strassburg, Herr Hammerschlag, zur Verfügung stellte, im Laufe von etwa zwei Wochen einen guten, haltbaren Tabak herzustellen. Wenn nun auch Versuche im kleinen nicht ohne weiteres auf den Grossbetrieb übertragen werden können, so ist man doch bei der Möglichkeit, solch kleine Mengen verarbeiten zu können, besser in der Lage, das Wesen der Tabak-Fermentation zu studieren. Ferner kann man hierdurch auch bei kleineren Anbauversuchen feststellen, ob die Blätter einen guten Tabak liefern, was besonders für unsere Kolonien von Wichtigkeit ist.

Der Kautschuk wurde bis vor einigen Jahren so gut wie ausschliesslich von den im Urwald wild wachsenden Kautschuk liefernden Bäumen und Lianen gewonnen. In neuerer Zeit geht man, und zwar in fast allen Tropenländern, zu dem plantagenmässigen Anbau über, oder man macht wenigstens Anbauversuche. Gleich wie beim Kakao, scheint man hierbei vielfach von der Ansicht auszugehen, dass eine Baumart, die in einem Lande reichlich und guten Kautschuk liefert, dieses auch in einem andern Lande tun wird, wenn nur die gleichen klimatischen Bedingungen vorhanden. Allem Anscheine nach ist diese Schlussforderung eine irrtümliche. Hierfür sprechen die Erfahrungen, die man mit Manihot Glaziovii gemacht hat, und scheinen auch andere Bäume sich gleich diesen zu verhalten. Als ich zu Anfang dieses Jahres in Kamerun einen etwa sechsjährigen Heveabaum und einen etwa ebenso alten Ficus elastica-Baum anzapfte, fand ich, dass ersterer nur eine verschwindend kleine Menge eines guten Kautschuks lieferte, letzterer aber eine minderwertige, unbrauchbare Ware. Die Kickxiabäume auf dem vulkanischen Boden bei Viktoria und auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Lateritboden des Südens scheinen sich ebenfalls verschieden zu verhalten. Falls diese Beobachtungen sich weiter bestätigen, darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass die Bodenbeschaffenheit von grossem Einfluss auf den Ertrag der Bäume, sowie auch auf die Qualität des Gummis ist. Es ist darum sehr erwünscht, dass neben den klimatischen Beobachtungen von den verschiedenen Bodenarten, auf denen die Gummi liefernden Bäume und Lianen wild wachsen oder angepflanzt sind, vergleichende Analysen ausgeführt werden, um so den Einflus des Bodens auf den Ertrag an Gummi und auf die Qualität desselben beurteilen zu können. Auf jeden Fall müssen wir heute noch sehr vorsichtig damit sein, den plantagenmässigen Anbau von Kautschukbäumen in Ländern einzuführen, in denen die in Frage kommende Baumart noch nicht genügend erprobt wurde.

Eine rationelle Verarbeitung des Milchsaftes der verschiedenen Kautschukbäume dürfte ebenfalls dem Chemiker vorbehalten sein.

Um mit den tropischen Produkten abzuschliessen, bei deren Aufarbeitung chemische Umwandlungen von Einfluss sind, darf ich nicht die Pflanzenfasern übergehen, deren Seperation durch Fermentation bewirkt wird.

Gleich wie bei Flachs und Hanf, wird in den Tropen die Faser der Jute und ähnlicher Pflanzen durch den sogenannten Röstprozess aus der Rinde isoliert. Versuche, die ich unter anderm mit Jute und Hibiscus anstellte, und über die ich seinerzeit im Tropenpflanzer berichtet habe, zeigen, dass die Art der Fermentation von ganz wesentlichem Einfluss auf die Güte der Faser ist, und ferner, dass der Röstprozess auch in der Weise ausgeführt werden kann, dass man die Stengel aufeinanderschichtet und durch zeitweiliges Aufgiessen von Wasser die Fermentation reguliert. Die nach letzterem Verfahren erhaltene Faser war besser, als die durch den üblichen Röstprozess isolierte.

Auch aus den fleischigen Blättern der Agave gelang es mir, durch Fermentation die Faser zu isolieren, und halte ich es nicht für ausgeschlossen, dass eine geeignete Kombination der Fermentation und der maschinellen Seperarierung vorzügliche Resultate geben wird. Hier ist sowohl für die Gärungs-, als auch für die technische Chemie ein Feid der Tätigkeit.

Der Vollständigkeit halber will ich noch die Kokosnuss- und Cinchonapflanzungen, sowie Gerbstoff liefernden Bäume erwähnen, obgleich bei der Aufarbeitung der Ernte die Chemie nicht die Rolle spielt, wie bei den vorher aufgeführten Kulturen. Bei der Kokosnuss handelt es sich im wesentlichen nur um das Trocknen des Kokosnussfleisches, das als Kopra in den Handel gebracht wird. Auf das Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deihen der Kokosnussbäume scheint ausser Boden und Klima auch noch die Seeluft von besonderem Einfluss zu sein.

Die Cinchona-Pflanzungen verdanken es den pflanzenphysiologischen Studien, dass es gelungen ist, durch Auswahl der Arten und Feststellung des richtigen Zeitpunkts der Ernten chininreichere Rinden auf den Markt zu bringen.

Die Mangrovebestände der Tropenkolonien könnten den europäischen Markt mit grossen Mengen Gerbstoff versorgen, wenn nicht die Rinde, gleich vielen andern gerbstoffhaltigen Rinden tropischer Bäume und Sträucher, einen Farbstoff enthielte, der die Rinde für Gerbereizwecke minderwertig macht. Gelingt es der chemischen Forschung, diesen Farbstoff auf einfache Weise für die Gerberei unschädlich zu machen, so bedeutet dies für die Tropenkolonien einen grossen wirtschaftlichen Erfolg. Dies hat den Präsidenten der Deutschen Kolonialgesellschaft, seine Hoheit Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg veranlasst, für ein Verfahren zur Herstellung eines Mangroverinden-Extraktes, der dem Leder die gewünschte helle Farbe gibt, einen Preis von 3000 Mark auszusetzen.*)

Bei fast allen bis jetzt genannten Tropenkulturen müssen die Ernten noch einem besonderen Verfahren unterworfen werden, bevor dieselben marktfähig sind. Aber auch für andere Zweige der tropischen Landwirtschaft ist die angewandte Chemie von Bedeutung.

Bei der Baumwollkultur in Amerika hat man nicht allein durch bessere Auswahl des Saatgutes die qualitativ und quantitativ guten Resultate erzielt, sondern auch dadurch, dass man der Bewirtschaftung des Bodens die erforderliche Aufmerksamkeit schenkte. Nicht dadurch allein ist die Baumwolle Indiens minderwertiger und der Ertrag ein geringerer, weil die Baumwolle degeneriert, sondern auch darum, weil in Indien die agrikultur-chemischen Forschungen vollständig vernachlässigt wurden.

Die Zeit erlaubt es mir nicht, auf all die einjährigen Kulturen, bei denen bei Verarbeitung des Bodens die Kenntnisse der Agrikulturchemie von wesentlicher Bedeutung sind, näher einzugehen. Hier zeigen uns die Fortschritte der heimischen Landwirtschaft die Wege, auf denen wir auch in den Kolonien voranschreiten müssen.

Was würde aus der heimischen Landwirtschaft geworden sein, wenn nicht ein Liebig die Basis für die moderne Agrikulturchemie geschaffen, wenn nicht seine Schüler auf dieser Basis weitergearbeitet hätten, wenn nicht auf landwirtschaftlichen Hochschulen und zahlreichen Versuchsstationen im Interesse der Landwirtschaft gearbeitet

*) Der Betrag von 3000 Mk. wurde von Herrn E. A. Oldemeyer in Bremen zur Verfügung gestellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde. Dank der Forschung in landwirtschaftlichen Spezialinstituten ist unter anderm die Gärungsindustrie in Deutschland höher entwickelt, als in andern Ländern. Wollen wir in den Kolonien mit den fremden Nationen erfolgreich konkurrieren, so müssen wir auch hier auf dem Gebiete der Agrikulturchemie die führende Stellung einnehmen. Die botanischen Gärten müssen an erster Stelle Kulturstationen sein. Dort, wo in Plantagenkolonien zur Aufarbeitung der Ernte bestimmte Verfahren erforderlich, müssen neben den allgemeinen agronomischen Studien die einschlägigen Spezialstudien betrieben werden. Hierfür finden wir ein Beispiel bei den Holländern auf Java, wo derartige Versuchsstationen dem botanischen Garten in Buitenzorg angegliedert sind oder doch in naher Beziehung stehen. Erfreulicherweise haben wir in unsern Kolonien schon begonnen, diesen Forderungen Rechnung zu tragen. In Amani, in Ostafrika, ist das biologisch landwirtschaftliche Institut errichtet, das durch sein Organ: „Der Pflanzer, Ratgeber für tropische Landwirtschaft", mit den Interessenten in der Kolonie direkte Fühlung unterhalten.

In Kamerun waren bis vor einigen Jahren die Arbeiten mehr oder weniger rein botanischer Natur. Die Leitung des botanischen Gartens stand sogar dem Antrage eines Chemikers, der auf Grund eingehender Vorstudien ein verbessertes Kakao-Fermentationsverfahren im Garten erproben wollte, ablehnend gegenüber. Seit Anfang diese Jahre hat der Garten den offiziellen Namen: „Versuchsstation für Landeskultur", und sagt uns schon der Name, dass auch hier jetzt den agrikultur-chemischen Studien ein grösseres Arbeitsfeld eingeräumt wird. Leider fehlt es noch an einem eigenen Organ, durch das die Versuchsanstalt, gleich wie in Ostafrika, mit den Interessenten direkt verkehren kann. Die Veröffentlichungen können nur in hiesigen Organen stattfinden, und ist es hierbei nicht ausgeschlossen, dass die Kameruner Interessenten bisweilen recht spät mit den Arbeiten des Instituts bekannt werden.

Es ist zu wünschen, dass recht bald auch in den übrigen deutschen Kolonien landwirtschaftliche Versuchsstationen errichtet werden.

Selbstverständlich darf bei diesen Studien die Botanik nicht vernachlässigt werden. Da aber die botanischen Studien mehr rein wissenschaftlicher Natur sind, so wird es im allgemeinen zu empfehlen sein, die Leitung der Versuchsstationen in die Hände der Beamten zu legen, denen die Bearbeitung der wirtschaftlichen Fragen obliegt.

Zur Förderung der botanischen Forschungen, die naturgemäss bei Erschliessung von Kolonien den agrikultur-chemischen vorangehen müssen, wurde es notwendig, im Mutterlande eine botanische Zentralstelle zu errichten. Wir wissen, was diese Zentralstelle für die Kolo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nien schon geleistet hat und noch leistet, wie die Überführung von Nutzpflanzen vielfach nur dadurch ermöglicht wurde, dass die botanische Zentralstelle das Bindeglied zwischen den einzelnen örtlich weit entfernten Kolonien war.

Auch auf agrikultur-chemischem Gebiet ist eine Zentralstelle erforderlich, wenn die Arbeiten der einzelnen Kolonialinstitute allen Kolonien zugute kommen sollen. In Gemeinschaft mit den Instituten der einzelnen Kolonien hat unter anderm die Zentralstelle sich mit den Studien zu befassen, die weder in einem Institute der Kolonie allein, noch hier allein gelöst werden können, sondern gemeinsame Arbeit hier und in den Tropen erforderlich machen. Da die Aufarbeitung der Ernten in den Tropen vielfach eine kompliziertere ist, als wie bei uns, so kommen derartige Fälle vielfach vor.

Die Erkenntnis der Notwendigkeit eines solchen Instituts veranlasste mich schon im Jahre 1901, der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes eine Denkschrift zu überreichen, in der ich auf die Notwendigkeit eines solchen Instituts hinwies. Erst zwei Jahre später erfuhr ich aus den Berichten der Budgetkommission des Reichstages, dass man sich mit dieser Frage befasst hatte, dass man aber die geforderten Gelder hierfür nicht bewilligen zu können glaubte. Wie aus den Verhandlungen zu schliessen war, scheint wenig Klarheit über den Zweck eines solchen Instituts geherrscht zu haben. Man scheint der Ansicht gewesen zu sein, dass es sich allein um die Ausführung von Analysen handelte und berücksichtigte hierbei nicht, dass die Hauptsache die Beurteilung und Verwertung der Analysen ist. Dieses kann aber nur durch einen Fachmann geschehen, der, mit der tropischen Landwirtschaft betraut, sowohl mit den Produzenten in den Kolonien, als mit den Konsumenten daheim Fühlung unterhält. Denn wie die Versuchsstationen in den Kolonien, so soll auch die Zentralstation zunächst wirtschaftlichen Zwecken dienen.

Da es zu grosse Mittel erfordern würde, hierfür ein eigenes Institut zu errichten und zu unterhalten, so empfiehlt es sich, eine solche Zentralstelle einem schon bestehenden Universitätsinstitut, anzuschliessen.

Ich schliesse mit dem Wunsche, dass schon bald eine Zentralstelle für tropische Landwirtschaft den bewährten Instituten der heimischen Landwirtschaft angegliedert werden möge, zum Besten der deutschen Kolonien und des Mutterlandes.

Prof. Dr. **Fesca,** Witzenhausen: Die Tätigkeit des Landwirts lässt sich wohl zutreffend als eine Stoffmetamorphose bezeichnen; es handelt sich dabei um die Umwandlung von ihrer Form nach wertlosen Stoffen — Stoffe in der Luft und im Boden, Abfallstoffe, wie Stroh, Dünger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

usw. — in wertvolle Produkte. Dementsprechend ist wohl die Chemie die wichtigste grundlegende Naturwissenschaft für die Landwirtschaft, der dieselbe grossenteils ihre hohe Entwickelung verdankt. Bei der tropischen Landwirtschaft fällt der Chemie die Aufgabe, Grundlagen für die zweckmässige Aufbereitung der Ernten zu liefern, in noch höherem Masse zu, als in unserer einheimischen Landwirtschaft.

Wenngleich in dieser letzterwähnten Richtung (Tabakfermentation usw.) die Chemie schon etwas mehr geleistet hat, als es nach den Äusserungen des Herrn Vortragenden der Fall zu sein scheint, so bleibt doch noch viel der chemischen Forschung vorbehalten.

Die Anregungen des Herrn Vortragenden können daher nur befürwortet werden. Es erscheint zweckmässig, die chemischen Versuchsstationen nicht botanischer Oberleitung zu unterstellen. Chemische und botanische Institute dürften als selbständige Forschungsanstalten, die sich allerdings gegenseitig in die Hände arbeiten müssen, die besten Erfolge für die Fortschritte der Landwirtschaft in unsern Kolonien versprechen.

Es ist hier nicht der Ort, spezielle chemische Fragen zu erörtern. Aus diesem Grunde verzichte ich darauf, hier den vom Herrn Vortragenden geäusserten Ansichten über die Theorie der Tabakfermentation, mit denen ich durchaus nicht einverstanden bin, entgegenzutreten.

Kgl. Regierungsbaumeister a. D. **Kurt Hoffmann,** Berlin: Beide Herren Vorredner haben betont, dass Botanik und Chemie Hand in Hand gehen müssen. Ich habe mich darüber gefreut, habe aber eins vermisst, das ist die Erwähnung der Einwirkung der Pilze bezw. der Bakterien auf die Fermentation und ihr Anteil an der chemischen Veränderung der Rohmaterialien bei der stattfindenden Gärung. Ebenso wie beim Wein, beim Bier, beim Brote die Gärung und damit das Aroma hervorgerufen wird durch das Wachstum von Pilzen, und die Veränderung des Geschmacks durch die Stadien dieses Wachstums, so geht etwas Ähnliches vor bei der Fermentation des Kaffees, des Kakaos, des Tabaks. Beim Tabak kann jeder Raucher die Wirksamkeit solcher Pilze feststellen, wenn er die Wahrnehmung macht, dass die Zigarren in einer Kiste sich verändert haben, dass die wohlschmeckenden plötzlich nicht mehr gut schmecken, und umgekehrt. In dem ersteren Falle kann man dann die Kiste nur einige Zeit sich selbst überlassen, und wird häufig finden, dass die Zigarren alsdann wieder wohlschmeckend geworden sind. Es begegnete mir einmal, dass ich sehr schlecht schmeckende Ambonizigarren in meiner Wohnung hatte. Wir gingen dann nach Afrika und kamen erst nach vier Jahren wieder. Da hatten sich diese Ambonizigarren, die fünf Jahre sich selbst über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen waren, total verändert, sie waren gute, wohlschmeckende „echte" Zigarren geworden. Es geht daraus hervor, nicht nur, dass durch die Wirksamkeit der Pilze der Tabak sich verändert, sondern man kommt auch auf den Gedanken, durch die Übertragung der Pilze den Tabak zu verbessern. Solche Versuche sind in der Tat schon gemacht. Man hat Pilze von gutem Tabak auf minderwertigen übertragen und zwar mit gutem Erfolge, wenn auch noch nicht mit pekuniärem Erfolge. Es würde alsdann ermöglicht werden, die Fermentation günstig zu beeinflussen und zum Beispiel die Pilze von Havannazigarren auf Tabak in unsern Kolonien zu übertragen. Ähnlich könnte man auch beim Kaffee, Kakao usw. die Fermentation günstig beeinflussen. Ich möchte hiermit die Anregung geben, dem Studium dieser Pilze mehr als bisher nahezutreten und auf unsern Versuchsstationen die Versuche auch nach dieser Richtung hin vorzunehmen.

Dr. **Schulte im Hofe,***) Berlin: Ich habe nicht gesagt, es seien nur wenig Studien auf dem Gebiete der Tabaksfermentation gemacht, sondern, dass die Art der üblichen Fermentation im wesentlichen auf empierischen Erfahrung beruht, und dass die wissenschaftlichen Studien vorwiegend davon ausgegangen seien, durch Verwendung von Reinkulturen den Fermentationsprozess zu beeinflussen. Auch habe ich an den Versuchsstationen dem Chemiker nicht eine untergeordnete Stellung anweisen wollen, sondern ich sagte, dass die botanischen Arbeiten mehr rein wissenschaftlicher Natur seien, beim Chemiker aber neben den wissenschaftlichen die wirtschaftlichen Fragen in den Vordergrund treten.

Bei der Aufarbeitung von Tabak, Tee, Kakao usw. ist nach meiner Ansicht die Fermentation von sekundärer Bedeutung. Es liegt in den meisten Fällen eine Oxydation vor, die aber unter dem Einfluss von Excymen stattfinden kann.

Kgl. Regierungsbaumeister a. D. **Kurt Hoffmann,** Berlin: Ich habe auch nicht geleugnet, dass eine Oxydation oder ein anderer chemischer Prozess stattgefunden hat, ich bin nur der Meinung, dass in vielen Fällen diese chemischen Vorgänge durch das Wachstum von Pilzen oder andere Mikroorganismen veranlasst bzw. unterstützt werden.

---

*) Die im Anschluss an den Vortrag des Herrn Dr. Schulte im Hofe von ihm und Herrn Professor Volkens eingebrachte Resolution über die botanischen Versuchsgärten und botanische und agrikulturchemische Zentralstellen für die Kolonien, die in der Sektion einstimmig angenommen wurde, ist am Schlusse des Werkes unter der Abteilung „Die Resolutionen" unter Sektion I, Resolution 2 abgedruckt. Die Redaktion.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Errichtung einer Höhen-Sternwarte im Aequatorialgebiet unserer Kolonien.

Von **F. S. Archenhold,** Direktor der Sternwarte zu Treptow, Berlin.

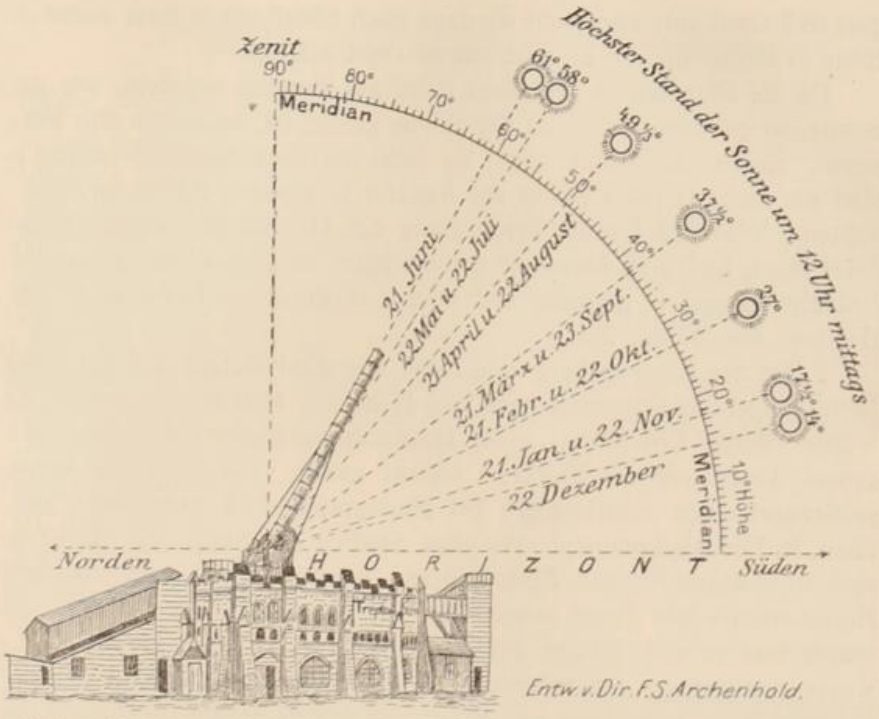
(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Astronomie und ihre Tochterwissenschaft, die Meteorologie, haben in den letzten Jahrzehnten sich bemüht, ihre Warten nicht nur in der Ebene, sondern in möglichst grossen Höhen auf geeigneten Bergesspitzen zu errichten. Insbesondere sind Frankreich und Amerika in dieser Beziehung bahnbrechend vorgegangen. Wir erinnern an das Janssensche und das Vallotsche Observatorium auf dem Mont Blanc, an die Lick-Sternwarte auf dem Mount Hamilton, an das Arequipa-Observatorium in Peru und das Flaggstaff-Observatorium von Lowell in Arizona. In Österreich wird die Errchtung einer Sternwarte auf dem Schneeberg angestrebt. Italien besitzt eine Sternwarte auf dem Ätna. Deutschland ist bisher ohne jede Höhensternwarte geblieben.

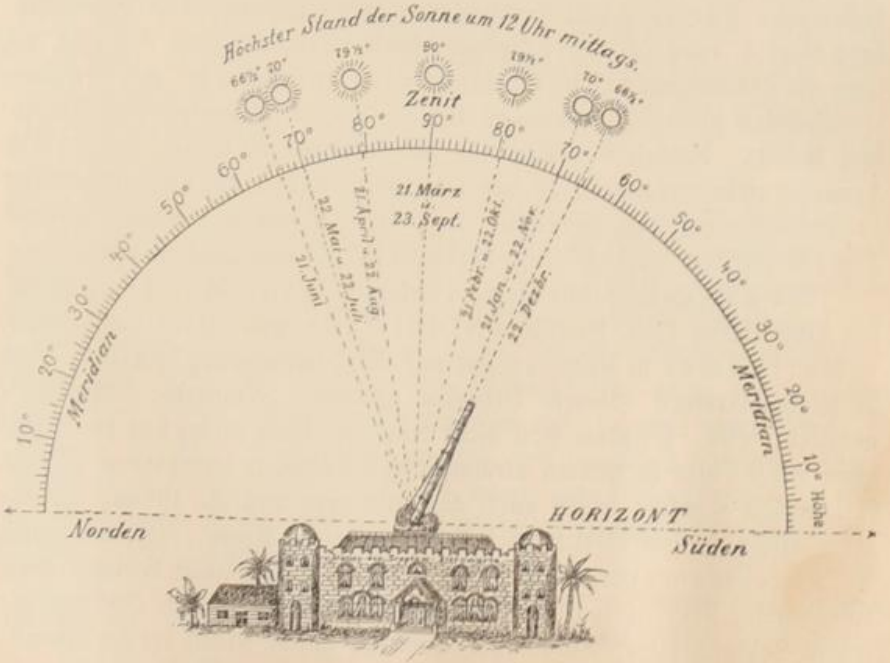
Es trifft sich nun glücklich, dass wir in unsern Kolonien zwei Gebiete besitzen, die, in der Nähe des Äquators liegend, Berge aufweisen, die trotz ihrer grossen Höhe noch unterhalb der Schneegrenze liegen. Es ist dies das Kamerungebirge in Westafrika und der Sattel des Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika. (Der Rote Mittel-Hügel, Höhe 4520 m, zwischen dem Kibo und Mawensi, erscheint hier am geeignetsten, 3° 7′ südlich.) Zwei wichtige Gesichtspunkte sind es, welche mich veranlassen, die Errichtung von Sternwarten in unsern Kolonien in Vorschlag zu bringen:

1. Die Beobachtung der Sonne und der Planeten erleidet bei uns monatelange Unterbrechung dadurch, dass die Ekliptik in den Wintermonaten in unsern Gegenden nur eine sehr geringe Höhe über dem Horizont erreicht. Während der Wintermonate ist es bei uns fast unmöglich, die Oberfläche der Sonne eingehend zu studieren, da sie oft wochen-, ja sogar monatelang wegen der am Horizont lagernden Wolken unsichtbar bleibt. Wir geben anbei ein Bild, wie die grösste Höhe der Sonne um die Mittagszeit sich für Berlin abspielt. So erreicht in der Zeit vom 22. Oktober bis zum 21. Februar die Sonne nicht einmal die Mittagshöhe von 27,5°. In den Vor- und Nachmittagsstunden ist wegen der noch geringeren Höhe der Sonne natürlich die Möglichkeit, gute Beobachtungen zu erhalten, noch wesentlich geringer. Um einen Vergleich der Mittagshöhe der Sonne am Äquator mit der Mittagshöhe der Sonne in Berlin ziehen zu können, habe ich noch folgendes Bild entworfen, das die Mittagshöhe für den Äquator wiedergibt. Hiernach weist die geringste Mittagshöhe der Sonne

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Höchster Mittagsstand des Fernrohrs auf der Treptower Sternwarte (52° 30′ Polhöhe)



Niedrigster Mittagsstand des Fernrohrs am Aequator

dort 66,5 Grad auf; also steht sie dann noch höher, als in ihrer grössten Höhe in Berlin, die am 21. Juni nur 61 Grad beträgt.

Da die Planeten in derselben Bahn am Himmel wandeln, wie die Sonne, so gilt alles, was von der Sonne gesagt ist, auch von den Planeten. Soweit die Sonne selbst sie nicht mit ihren Strahlen verdeckt, sind sie daher in jeder Nacht am Äquator in grossen Höhen zu beobachten. Was das für die Erforschung der Oberfläche, beispielsweise beim Mars, bedeutet, kann nur der erwägen, der den Mars in gleicher Erdnähe, einmal in geringer und einmal in grösserer Höhe über dem Horizont beobachtet hat.

2. Da der Kamerunberg eine Höhe von 4000 Metern und der Rote Mittel-Hügel des Kilimandscharo eine Höhe von 4520 Metern besitzt, so würde durch Errichtung einer Beobachtungsstation dortselbst die grosse Absorbtion des Lichtes, welche gerade die untersten Atmosphärenschichten insbesondere bei photographischen Aufnahmen ausüben, in Fortfall kommen. Wichtige Studien der Sonnenoberfläche in spektro-heliographischen Einzelbildern würden auf einer solchen Höhen-Sternwarte ganz wesentlich unsere Kenntnisse fördern. Es würde hier zu weit führen, auf die vielen Vorteile einer Höhen-Sternwarte einzugehen. Ich möchte nur noch erwähnen, dass mit der Errichtung einer astronomischen Station auch gleichzeitig die Errichtung einer meteorologischen Station bzw. eines kleinen Versuchsgartens für botanische Zwecke leicht verbunden werden könnte. Der Kamerunberg liegt 4° nördlich, der Kilimandscharo 3° südlich vom Äquator, so dass die Zeichnung, welche für den Äquator entworfen ist, mit den entsprechenden kleinen Änderungen für die beiden Stationen ihre Gültigkeit behält. Natürlich wären für die Ausrüstung dieser Sternwarte Apparate zu konstruieren, die des Transports wegen aus kleinen Stücken zusammengesetzt sein müssten. Bei dem heutigen Stande unserer Technik dürften hieraus keine besonderen Schwierigkeiten erwachsen.

Eine Rücksprache mit Herrn Professor Hans Meyer, Leipzig, mit dem Herrn Geh. Reg.-Rat Stuhlmann und Herrn Gouverneur v. Puttkamer in Kamerun hat mir die Überzeugung gegeben, dass in Kolonialkreisen diesem Projekte grosse Sympathie entgegengebracht wird. Es lässt sich nicht leugnen, dass, wenn auf einer solchen Sternwarte in unsern afrikanischen Kolonien interessante Resultate erzielt werden, damit auch das Interesse und die Freude an unserm afrikanischen Besitz auch fernerstehende Kreise ergreifen wird.

Ich behalte mir vor, in der illustrierten Zeitschrift „Das Weltall" noch eingehender über diese Pläne zu berichten und danke dem Obmann der ersten Sektion, Herrn Staudinger, auch an dieser Stelle für die Freundlichkeit, mit der er mir zu dieser kurzen Mitteilung das Wort erteilt hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vorsitzender: Geh. Bergrat Prof. Dr. **Wahnschaffe.**

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der Vorsitzende widmet vor Beginn der Sitzung zunächst dem verstorbenen Geheimen Regierungsrat Professor Dr. Ferdinand Freiherrn von Richthofen einen warmen Nachruf. Er gedenkt der hohen Verdienste des Verstorbenen um die Geographie, seiner Förderung des Kolonialwesens in Ostasien und Afrika, und seiner vornehmen, edeln Persönlichkeit. Zum ehrenden Andenken des Dahingeschiedenen erheben sich die Anwesenden von ihren Sitzen.

Die deutsche Forschungsarbeit auf den Karolinen, Palauinseln und Marianen.

Von **H. Seidel,** Rektor, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Während dieses Kongresses jähren sich wiederum die Tage, an denen die Vertreter unserer Regierung die letzten Trümmer des spanischen Kolonialreiches der Südsee, soweit wir jene Inseln käuflich erwarben, in deutsche Verwaltung nahmen. Am 27. September 1899 brach Gouverneur von Bennigsen mit den designierten Bezirksleitern an Bord der „Kudat" von Herbertshöhe nach den Karolinen auf. Zur selben Zeit ging auch der Kreuzer „Jaguar" unter Korvettenkapitän Kinderling in See, um bei dem Besitzwechsel die deutsche Streitmacht zu vertreten und der feierlichen Übergabe den militärischen Glanz zu verleihen. Am 8. Oktober wurde der östlichste Vorposten des neuen Gebiets, die Basaltinsel Kusaie, unter deutschen Schutz gestellt. Am 11. Oktober steuerten unsere Schiffe in den Nordhafen von Ponape ein, hissten hier zwei Tage später die deutsche Flagge, liefen am 23. und 24. die Trukgruppe an, weilten am Ende des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Monats vor Palau und erreichten am 2. November das freundliche Jap. Bald darauf ankerten sie bei den Marianen, die mit Ausnahme des von den Amerikanern besetzten Guam ebenfalls unter unsere Herrschaft traten.

Sechs Jahre sind jetzt seit jenen denkwürdigen Tagen verflossen. Sechs Jahre hat Deutschland auf diesen weitverstreuten Inseln gewirkt und gewaltet, und zwar ohne den Schutz stets gegenwärtiger Kriegsschiffe oder starker Truppenmassen. Personal und Mittel waren vielmehr von vornherein auf das niedrigste Mass beschränkt, so dass alles von dem Takt und Geschick der wenigen Beamten abhing, die in der ihnen gänzlich fremden Welt eine durchgreifende Wandlung der Dinge herbeiführen sollten. Wir wissen, dass sie diesem Ziel nach Kräften zustreben, und dass sie mit regem Eifer an der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Erschliessung ihrer Bezirke arbeiten. Die Resultate ihres Fleisses liegen uns d a h e i m in zahlreichen Berichten, Karten, Sammlungen und Tabellen, dort d r a u s s e n in Kulturversuchen, Einführung neuer Tierarten und sonstigen Massnahmen vor, so dass es wohl an der Zeit ist, eine Umschau über das Erreichte zu halten und dessen Bedeutung in kurzen Zügen festzulegen. Durch Vergleiche mit der Vergangenheit werden die Fortschritte um so schärfer hervortreten, nicht minder aber auch die Lücken, deren wir beim Hinblick auf die wissenschaftlichen und praktischen Forderungen der Gegenwart noch manche entdecken werden.

Die Karolinen mit der Palaugruppe und die in jeder Weise selbständig gearteten Marianen lagen um die Jahrhundertwende, vereinsamt und wirtschaftlich unentwickelt, völlig ausserhalb des Weltverkehrs. Nicht eine der wichtigen pazifischen Verkehrslinien durchschnitt das öde Meer, und wer unsere Inseln besuchen wollte, fand sich, abgesehen von den spanischen Regierungsdampfern, an die Willfährigkeit der Kopra- und Trepanghändler verwiesen, die je nach Bedürfnis oder Geschäftsinteresse die einzelnen Glieder berührten. Niemand dachte daran, diese Fernen mit unterseeischen Kabeln zu durchziehen oder in den Hauptplätzen öffentliche Postanstalten einzurichten.*) Jetzt besteht auf Guam eine Station des transpazifischen Kabels, die hoffentlich bald mit unserm Bezirksamt auf Saipan verbunden wird. Mit Jap ist Guam durch einen Zweig des niederländisch-deutschen Kabels verknüpft, das von Menado zu den Westkarolinen führt und diese seit dem 27. April 1905 dem Welttelegraphennetz angliedert. Seit 1902 besitzt Deutsch-Mikronesien — nach früherem

*) Dies bezieht sich lediglich auf den deutschen Inselanteil, nicht etwa auf den ehemaligen spanischen Verwaltungssitz Guam mit seinen zahlreichen Beamten und Militärs und den 8 000—10 000 Bewohnern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fehlschlage — durch einen subventionierten Reichspostdampfer geregelten Fracht- und Personendienst mit Anschluss an Sydney wie an Hongkong. Ausserdem existiert eine von japanischen Firmen besorgte Seglerverbindung zwischen den Marianen und Yokohama, die kontraktmässig ausser der Briefpost den Bezirksamtmann bei etwaigen Pflichtreisen befördern muss. In den Karolinen stehen für solche Zwecke besondere Fahrzeuge zu Gebote, von denen die auf Ponape stationierten leider durch den Aprilorkan schwersten Schaden erlitten.

So haben wenige Jahre genügt, um die Karolinen und noch mehr die ehedem ganz unbeachteten Marianen aus dem Dunkel in das Licht des modernen Lebens zu rücken. Damit ist die Möglichkeit einer gründlichen Erkundung dieses Besitztums trotz aller räumlichen Hemmnisse ungemein erleichtert. Auf neue Entdeckungen mit überraschenden Funden haben wir allerdings nicht zu hoffen. Was darin zu leisten war, gehört vergangenen Tagen an. Unser Ziel lässt sich von vornherein als geographische Spezialforschung charakterisieren. Es gilt, die vielfach noch schwankenden Positionen jener Inseln und Riffe mit der heute geforderten Schärfe festzulegen und ihre Gestalt so vollständig und sicher wiederzugeben, dass die Karte dem Seefahrer jederzeit ein treuer Wegweiser ist. Vor allem müssen die Fragezeichen, die apokryphen Eilande und Bänke verschwinden, denen wir namentlich in den Ostkarolinen so häufig begegnen. Durch den Anschluss Japs an das ostasiatische Kabelnetz sind wir in den Stand gesetzt, zunächst die Ortslagen richtig zu fixieren. Was das für den Aufbau der Karte besagt, hat gleich die erste mittels telegraphischer Zeitübertragung erzielte Längenbestimmung auf Jap schlagend bestätigt. Sie lehrte uns, dass die Insel um $4^3/_4$ Seemeilen oder 8,811 Kilometer östlicher liegt, als bisher angenommen wurde. Dadurch wird natürlich die Lage vieler anderer Punkte verschoben und zum Vorteil der Navigation berichtigt. Dasselbe lässt sich auf den Marianen erwarten, nun die Position von Guam zuverlässig bekannt ist.

Für die seit einigen Jahren vom Reichsmarineamt publizierten Seekarten Deutsch-Mikronesiens konnten diese Fortschritte noch nicht Verwertung finden. Die Ausgaben beruhen vielmehr nur zum kleinsten Teil auf exakter Basis und bedürfen langer, entsagungsvoller Arbeit, draussen wie daheim, ehe sie allen Anforderungen entsprechen werden. Eine Betrachtung der Blätter, wie ich solche bereits im 85. Bande des „Globus" versucht habe, beginnt am besten mit den beiden Übersichtskarten der West- und der Ostkarolinen. Sie sind in 1 : 2 000 000 entworfen und so angelegt, dass der ganze Archipel von Palau bis Kusaie auf einheitlichem Bilde zur Darstellung kommt. Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegen sind die Einzelkarten von Palau, Jap, Truk, Ponape und Kusaie fast alle in verschiedenem Massstabe gezeichnet, der zwischen 1 : 45 000 bis 1 : 300 000 schwankt. Es ist schade, dass man kein übereinstimmendes Mass bevorzugt hat, etwa 1 : 200 000 oder 1 : 100 000 für die umfangreicheren Glieder und 1 : 50 000 für Jap und Kusaie, wodurch ein direkter Grössenvergleich ermöglicht wäre, der nicht bloss dem Geographen, sondern auch dem Seemann willkommen sein dürfte. Das jeder Karte beigedruckte Quellenverzeichnis kann nicht gerade reichhaltig genannt werden. Wir finden die landläufigen englischen Seekarten aufgeführt, daneben auch spanische und niederländische Karten, sowie die Aufnahmen unserer deutschen Krigsschiffe, z. B. der „Hertha" aus 1876, des „Albatross" aus 1885 und der kleinen Stationskreuzer seit 1899. Nicht erwähnt, aber noch immer erkennbar sind die Arbeiten der russischen „Senjawin"-Expedition unter Kapitän Friedrich Lütke aus den Jahren 1827 und 1828, die lange Zeit die unentbehrliche Grundlage für jede Schilderung der Karolinen bildeten und stets von neuem als das gegebene Vorbild jüngerer Karten angesehen wurden. Daher sind ihre Angaben dort, wo uns eigene Vermessungen fehlen, mit den gelegentlichen „Additions and Corrections" aus den englischen Seekarten in die deutschen übergegangen. Gleichwohl ist ein Unterschied nicht zu leugnen, und dieser tritt nirgend auffälliger hervor, als bei der Darstellung Ponapes und seiner Nachbaratolle Ant und Pakin, die bei Lütke stark verzeichnet sind. Durch Korvettenkapitän Schack vom „Seeadler" und Vizegouverneur Dr. Hahl ist ein genauerer Aufriss veröffentlicht worden, wonach die Konturen der grossen Insel, ihre westlichen Häfen und Buchten und der begleitende Riffkranz mit seinen Eilanden und dem Binnenwasser ganz anders gestaltet sind, als man es selbst nach der britischen Admiralitätskarte 981 annehmen sollte. Wesentliche Abweichungen begegnen uns ferner bei Palau, namentlich betreffs der Hauptinsel Baobelthaob, die gegen die Knorrsche Skizze von 1876 bedeutend verkürzt und verdickt erscheint. Ob diese, wie die sonstigen Änderungen, durchweg Verbesserungen sind, muss dahingestellt bleiben, solange das Blatt die Warnung enthält: „Nur mit grösster Vorsicht zu gebrauchen." Recht erfreuliche Fortschritte sind neuerdings auf Truk erzielt worden. Es bleibt indes bei dem eigentümlichen Bau und dem erheblichen Umfang dieses Pseudoatolls noch manches zu tun, bis der basaltische Binnenarchipel, die Lagune und das Riff vollkommen sicher kartiert sind. Für Jap muss zunächst, wie ich schon sagte, die Positionsberichtigung eintreten, die selbstverständlich für alle andern Inseln ebenso sehr in Betracht kommt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhebliche Mühe wird nicht zuletzt die exakte Aufnahme der Korallenringe erfordern, die bis jetzt fast sämtlich nur stückweise untersucht und vermessen sind. Aus den Skizzen oder, wenn man will „Spezialkarten" der einzelnen Atolle, die den freien Raum der beiden Übersichtsblätter „Ostkarolinen" und „Westkarolinen" füllen, lässt sich der Umfang und die Notwendigkeit dieser Arbeit unschwer erkennen. Teils in Kartons, teils auf besonderen Blättern sehen wir ferner ein Reihe von Hafenplänen, die für die Kenntnis des jeweiligen Bezirks nicht zu unterschätzen sind. Ich erwähne z. B. den Korrorhafen mit den von Professor Volkens beschriebenen „Heuschoberinseln", den Tomilhafen von Jap, den erläuternde Ansichten begleiten, und endlich die Häfen und Ankerplätze von Ponape, Truk und Kusaie. Trotz der Fülle von Einzelheiten, die uns hier entgegentreten, lassen sich Zweifel an der Genauigkeit nirgend unterdrücken. Die Grundlagen sind eben noch ungleich; das richtige Bild wird uns erst die Zukunft bescheren.

Ausser diesen hauptsächlich für nautische Zwecke bestimmten Karten liegen zurzeit auch Landaufnahmen vor, die durch Bezirksamtmann Fritz auf Saipan und durch Vizegouverneur Berg auf Ponape besorgt wurden. Veröffentlicht ist daraus nur ein kleines Stück, die Südostseite von Ponape betreffend. Auf Saipan hat Fritz mit grossem Fleiss eine trigonometrische Vermessung begonnen, die er auf das benachbarte Tinian, später vielleicht auch auf die übrigen Inseln auszudehnen gedenkt. Leider existiert von seiner Karte noch keine allgemein zugängliche Kopie, da der Autor sein Werk erst ganz zu Ende bringen will. Immerhin lässt sich schon jetzt durch Vergleiche der Fortschritt gegen die bisherige Zeichnung Saipans feststellen; denn das Bild hat sich in den Umrissen, wie im Terrain derartig verändert, dass man zwei völlig verschiedene Inseln zu erblicken meint.

Was uns für Deutsch-Mikronesien des weiteren recht fühlbar mangelt, ist eine gute Tiefenkarte des dortigen Meeres. Seine Bodengestalt ist nur in allgemeinen Zügen entschleiert, so dass eine systematische Durchlotung sehr zu wünschen wäre. Nur so lässt sich's erreichen, dass die der Schiffahrt gefährlichen Untiefen, Riffe und Bänke zuverlässig erkannt und kartographisch festgelegt werden. Leider ist über die Vorarbeiten zur Kabellegung von Menado nach Jap und von dort nach Guam bezw. Shanghai, die mancherlei Auskunft versprechen, noch gar nichts in die Oeffentlichkeit gedrungen. Dabei musste das Kabel gerade auf diesen Linien über Strecken fortziehen, deren Bodenkenntnis aus praktischen und wissenschaftlichen Gründen gleiche Wichtigkeit hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht minder von nöten ist eine planmässige geologische Erforschung unserer Inseln, deren Aufbau noch seine Rätsel birgt. Um so dankbarer ist es daher zu begrüssen, dass auch hierin wenigstens ein Anfang gemacht ist, und zwar durch unsern auf weiten Reisen erprobten Botaniker Professor Dr. Volkens. Da dieser Gelehrte schon bei der Uebernahme als „kommissarischer" Reichsbeamter zugegen war, so fand er Gelegenheit, nicht bloss seinen Spezialstudien nachzugehen, sondern auch auf Jap, wo er sieben Monate festgehalten ward, eine reichhaltige Gesteinssammlung anzulegen. Diese erfuhr in Berlin auf der „Geologischen Landesanstalt" ihre fachgemässe Bearbeitung. Das Ergebnis lautet kurz, dass Jap nebst den abgetrennten Nebeninseln Map und Rumong in der Hauptsache aus alten Gesteinen gebildet ist, nämlich aus Amphiboliten und Strahlsteinschiefern bezw. aus deren zu Breccien verwandelten Umbildungen. Dr. Kaiser spricht es in seinen „Beiträgen zur Petrographie und Geologie der deutschen Südseeinseln" ziemlich unumwunden aus, dass bei sorgfältigerem Sammeln auch auf den übrigen Hochinseln „Belegstücke von denselben oder andern alten Gesteinen" zu entdecken sein werden. Auf Palau, das bereits ältere Autoren zu den kontinentalen Restinseln zählen, haben sich entsprechende Funde schon früher nachweisen lassen. Die von Dr. M. Friedrichsen vor der Geographischen Gesellschaft in Hamburg entwickelte Theorie, dass die Karolinen die letzten Zeugen versunkener Landmassen seien, wird also durch die Natur hinlänglich bestätigt. Dafür sprechen ferner die Tiefenverhältnisse des umgebenden Meeres, dessen abyssische Aussenrinnen, wie die Guam- und die Tongasenke, zwingend auf die Nachbarschaft eines alten Kontinentalrandes hindeuten.

Ueber die in vielen Beziehungen merkwürdige Konstruktion der Palaugruppe sind wir zuerst durch Semper, dann durch verschiedene Berichte im „Journal des Museums Godeffroy", neuerdings auch durch die von Dienstreisen unserer Beamten eingelieferten Gesteinsproben näher aufgeklärt worden. Ein angeblicher Kohlenfund erwies sich dagegen als ziemlich belanglos. Erheblich dürftiger ist unser Wissen von Ponape bestellt, wo die Binnendistrikte nach wie vor der Tätigkeit des Geologen harren. Nicht anders steht es mit Kusaie, obschon dessen Bewohner, Flora und Fauna — in den 101 Jahren seit der Entdeckung — durch Lütke und seine Gefährten, durch den Franzosen Lesson, durch die amerikanischen Missionare Gulick und Snow und endlich durch Dr. Finsch mit grosser Sorgfalt untersucht wurden. Allein über den inneren Aufbau der Inseln besitzen wir nur wenig verlässliche Angaben. Noch keiner hat die schroffen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Basalthörner erstiegen, ihre Flanken und Schründe durchspäht und Handstücke ihres Gesteins für unsere Museen erbeutet.

Wie hier auf Kusaie so fehlt die geologische Arbeit fast noch mehr auf den meridional gerichteten Marianen. Nach ihrer äusseren Erscheinung, die der inneren Zusammensetzung entspricht, werden sie in zwei Gruppen geschieden. Als erste erwähne ich die nördlich gelegene Kette kleiner vulkanischer Hochinseln, deren mehrere tätige Feuerspeier besitzen. Die Stärke der seismischen Aktion nimmt indes nach Süden stetig ab, und mit dem 16. Parallel beginnt die zweite, durchweg aus gehobenen Kalkschollen bestehende Gruppe, die von Medinilla bis nach Guam hinabreicht. Der Eruptivkern, der unter dem Kalkpanzer vermutet wird, ist bisher nicht überall einwandfrei aufgedeckt worden. Bezirkshauptmann Fritz glaubte ihn auf Rota erkannt zu haben, de Freycinets Expedition sogar auf Guam. Dagegen behauptet der französische Reisende und Sammler Alfred Marche, dass er in Saipan selbst auf dem Gipfel des Tapochao oder Tapochau, der von jeher als erloschener Vulkan bezeichnet wird, lediglich Kalkfelsen entdeckt habe. Auch Professor Dr. Volkens hat hier in den Bachbetten und den mittelländischen Grasfluren nur Korallenkalk gefunden, „auf dem man", wie er mir schrieb, „massenhaft fossile und halbfossile Muscheln auflesen" konnte. Nun haben wir inzwischen, und zwar wieder durch Fritz, aus Marpi am Nordende Saipans eine Stufe erhalten, die nach Dr. Kaisers Untersuchung aus Andesitobsidian besteht. Ihr von Fritz etwas missdeutig angegebener Herkunftsort verweist vielleicht auf den in seiner handschriftlichen Karte als „Vulkanrest" angeführten Spitzkegel des Atchugau, der sich etliche Kilometer südlich von Marpi erhebt. Von Saipan stammen, wie Dr. Kaiser weiterhin mitteilt, dünngeschichtete, feinkörnige Tuffe, womit auf dieser Insel das Vorhandensein vulkanischer Gesteine hinlänglich bezeugt ist. Zu erforschen bleibt aber noch deren zonale Ausdehnung, da wir nicht wissen, ob sie auch im Zentralgebirge und in den scharf abgeschnittenen Uferhöhen des Morgengestades auftreten, welch letzteren einzelne Beobachter „horizontal geschichtete Kalkfelsen" zusprechen.

Die als Nephelinbasalt erkannten Proben von Ponape, den Augitandesit der Vogelinsel oder Farallon de Pajaros auf den Marianen übergehe ich, weil sie in bezug auf den geologischen Bau der beiden Inseln nichts Unerwartetes sagen. Aus den übrigen Ausführungen dürfte indes hervorgehen, dass dem Fachgeologen in Deutsch-Mikronesien noch ein grosses Arbeitsfeld offenliegt, wo reiche Ernte zu halten ist. Solche winkt nicht zum mindesten dem Korallenforscher, der in den Riffen von Palau, wo auf engem Plane sämtliche Darwinschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Typen vereinigt sind, in dem Pseudoatoll Ruk, in der gehobenen Laguneninsel Fais und endlich in den vielen, räumlich so verschieden angeordneten Zoophytenkränzen die anziehendsten Gegenstände einlässlichen Studiums erblicken muss. Was unsere Landsleute seit 1899 zu deren Kenntnis geleistet haben, erstreckt sich fast allein auf die Berichtigung des äusseren Bildes, auf Zahl und Namen der einzelnen Sandflecke und bedeutet somit nur eine Mehrung des überkommenen Erbes. Doch hat an anderer Stelle, im benachbarten Marshall-Archipel, der deutsche Regierungsarzt Dr. Schnee betreffs der Zinnenanschüttung auf den Atollen eine Wahrnehmung gemacht, die wohl dazu angetan ist, die häufigen Abweichungen des nach Beechey oder Kittlitz benannten Gesetzes hinreichend zu erklären.

Seit 1899 wissen wir ferner, das selbst auf den Karolinen des öfteren ein Erdbeben verspürt wird. Für die Marianen ist solche Bodenunruhe bei dem vulkanischen Charakter der Nordreihe nicht weiter auffällig. Um so mehr überraschte dagegen der Nachweis, dass auch Jap und Ponape, ja sogar einzelne Korallenringe nicht davon verschont bleiben. In den Jahren 1900 bis 1903 wurden auf Jap 6, 4, 1 und 1 Erdbeben verzeichnet; auf den Marianen hiessen die Zahlen 5, 6 und 11, d. h. für die Jahre 1901 bis 1903. Das heftige Beben vom 22. September 1902 ward am selben Tage über die Flachinsel Lamutrik bis nach Ponape empfunden. Unter diesen Umständen ist uns das gehobene Atoll Fais, das aufsteigende Riff in der Landschaft Nimigil auf Jap, ebenso wie die nordöstlich von letzterem angeblich versunkene Insel Sepin nicht mehr so rätselhaft. Es sind Erscheinungen, wie sie im Bereich alter Kontinentalränder nicht selten wahrgenommen werden. Die Erdbebennachrichten aus Deutsch-Mikronesien sind bis jetzt den meteorologischen Tabellen beigefügt worden. Besondere Seismographen hat man den Inseln noch nicht beschert; es kommen also nur sinnfällige Beobachtungen zur Aufnahme, während die feineren Störungen in den Registern ausfallen. Das ist jedoch ein Mangel, der um so nachteiliger wirkt, seit durch die Untersuchungen von Belar in Laibach und dem gelehrten Jesuitenpater Algué in Manila festgestellt ist, dass die mikroseismischen Schwingungen häufig ein Vorzeichen herannahender Orkane sind. Ein von Bertelli konstruiertes Tromometer, das in den ostasiatischen und westindischen Häfen zur Registrierung dieser Vibrationen aufgestellt werden soll, dürfte auch auf Saipan, Palau, Jap, Ponape und Kusaie einen Platz verdienen. Zunächst ist die vollständige Ausrüstung mindestens einer Station zur Beobachtung der seismischen, magnetischen (und meteorologischen) Erscheinungen anzustreben, selbst wenn dies, wie auf Samoa, eine fachmännische Leitung erfordern würde. Ich erlaube

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mir, die Angelegenheit der wohlwollenden Unterstützung des Kolonialrates, beziehungsweise seiner „Kommission für die Landeskunde der deutschen Schutzgebiete" dringend zu empfehlen.

Da wir die Karolinen und die Marianen auf Grund sehr realer, praktisch-politischer Erwägungen angekauft haben, so erwuchs uns damit die Pflicht, neben den andern Aufgaben auch eine gesteigerte Nutzbarmachung des Bodens in die Wege zu leiten. Durch den von der Natur gegebenen Unterschied zwischen den wenigen, aber umfangreicheren Hochinseln und den vielen gleichförmig gebildeten, kleinen Flachinseln ist uns ein wirtschaftliches Programm in gewissem Grade schon vorgeschrieben. Während es sich bei den Flachinseln lediglich um Ausbreitung der Kokoszucht zum Zweck einer vermehrten Kopraausbeute handeln kann, wird man bei den Hochinseln, einschliesslich eines Teils der Marianen, auch an edlere Kulturen zu denken haben. Auf Ponape ist deshalb recht bald durch den ersten Vizegouverneur Dr. Hahl mit agronomischen Untersuchungen begonnen worden, die uns in der amtlichen Denkschrift 437, Teil I, vom 29. Januar 1902 bekannt gemacht werden. Wir erfahren daselbst das Nötigste über die Zusammensetzung der Ackerkrume, über die Stärke und Verteilung der Niederschläge und die daraus resultierende Anbaufähigkeit. Aehnliche, wenn auch kürzere Notizen, hatte bereits die voraufgehende Denkschrift 152 über Jap und Saipan erbracht und damit den Nutzwert dieser Erwerbungen in ein richtigeres Licht gerückt. Noch ausführlicher wird die Denkschrift 814 vom 23. Januar 1903, welche die Ergebnisse der vom Kaiserlichen Regierungsrat Professor Dr. Wohltmann besorgten Bodenanalysen mitteilt. Danach ist das Kulturland auf Ponape ganz vorzüglich im Stickstoffgehalt, gut in Phosphorsäure, mässig in Kalk und Magnesia und sehr knapp in Kali. Nicht anders scheinen die Verhältnisse auf Kusaie und Truk zu liegen und, etwas modifiziert, auch auf Palau und Jap. Auf letzterer Insel tritt besonders die durch Entwaldung erzeugte Kahlheit der oberen Berghänge erschwerend hinzu, indem sie eine weitgehende Abschwemmung und nutzlose Verspülung der Humusdecke zur Folge hat. Diesem Nachteil sucht man durch planmässige Aufforstung allmählich zu begegnen, und zwar nicht bloss in Jap, sondern auch auf den Marianen. Was die Atolle anlangt, so hat die Verwaltung ihr Augenmerk sofort auf die Frage gerichtet, ob und inwieweit eine Vergrösserung der Kokosbestände möglich sei. Wir besitzen heute über zahlreiche Koralleninseln solche Nachweise, denen namentlich auf den Ostkarolinen, sofern sie zum Wirtschaftsregime der Jaluitgesellschaft gehören, eine wohltätige Wirkung nicht abzusprechen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Soll die Kulturarbeit in Deutsch-Mikronesien eine gesicherte Grundlage und damit die Gewähr des Erfolges erhalten, so sind indes noch andere bedingende Faktoren zu studieren, deren Kenntnis vom wissenschaftlichen, wie praktischen Standpunkte gleich bedeutsam ist. Ich meine jetzt die klimatischen Verhältnisse, also Temperatur, Luftbewegung und Niederschläge. In Professor Dr. A. Kirchhoffs „Umrissen zu einer Landeskunde der Karolinen" wird schon 1899 die Hoffnung ausgedrückt, dass es die deutsche Regierung an der Einrichtung meteorologischer Stationen gewiss nicht fehlen lassen werde. Diese Hoffnung ist erfüllt; denn man hat zuerst in Jap und Ponape, dann auf Saipan und später auch in Palau, Kusaie, Truk und Lamutrik die erforderlichen Thermometer und Regenmesser in Dienst gestellt. Vorgearbeitet war auf den grösseren Karolinen, namentlich auf Kusaie und Ponape, durch amerikanische Missionare, dann durch verschiedene Kriegs- und Handelsschiffe, aus deren Journalen manche wertvolle Notiz in die Fachorgane überging. Dadurch waren wir über das Maximum und Minimum der Luftwärme, sowie über deren Jahresmittel im allgemeinen hinlänglich unterrichtet. Auch Regenzeiten und Windwechsel konnten als bekannt gelten. Dagegen wusste man über Höhe und Verteilung der Niederschläge sehr wenig, und die häufig nur auf Schätzungen basierenden Angaben der jeweiligen Besucher wichen erstaunlich von einander ab. Kirchhoff gedenkt einer Regenmessung auf Ponape für das Jahr 1890, die eine Niederschlagsmenge von 915 mm ergeben haben soll, also nicht ganz 1 m pro anno. In Wirklichkeit schwankt der Regenfall auf Ponape, und zwar in derselben Inselgegend, zwischen $4^1/_2$ bis 6 m jährlich. Umgekehrt verhält es sich mit einer Messung aus Kusaie, wo die Missionare für 1899 nicht weniger als 256 englische Zoll oder 6500 mm beobachtet haben wollten, eine Zahl, welche die Wahrheit gerade um das Doppelte übertrifft.

Etwas besser, d. h. in gewissem Betracht, war es um die Marianen bestellt. Ausser de Freycinet sprachen noch andere Quellen, ältere wie jüngere, zu unserm Thema, und endlich fand 1876 S. M. S. „Hertha" unter Kapitän zur See Knorr, jetzt Admiral von Knorr, auf Guam einen hochgestellten Geistlichen, der 25 Jahre hindurch die Temperatur und den Luftdruck in der Hauptstadt Agaña pünktlich gemessen hatte. Auf Grund dieser, von Knorr im Auszuge wiedergegebenen Daten war es mir möglich, unter Beihilfe aller sonstigen Nachrichten eine ziemlich ausführliche Skizze von „Klima und Wetter auf den Marianen" zu entwerfen, die im April 1903 in den „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" erschienen ist. Seit im Herbst desselben Jahres die vom Kaiserl. Bezirksamtmann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fritz auf Saipan bewirkten Messungen in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten", zunächst für 1901 und 1902, veröffentlicht wurden, war meine Arbeit antiquiert, und nur der Taifunkatalog, der die Zeit von 1668 bis 1900 umfasst, dürfte einige Gültigkeit behalten.

Der systematische Beobachtungsdienst in Deutsch-Mikronesien begann — von den Marshallinseln abgesehen — am ehesten auf Jap, und zwar durch Professor Dr. Volkens. So lange er auf der Insel weilte, hat er die Lufttemperatur und Luftfeuchtigkeit, Windstärke und Windrichtung, sowie die Menge und Häufigkeit der Niederschläge mit grösster Verlässlichkeit notiert. Etwas abweichend und zum Teil weniger eingehend sind die amtlichen Tabellen gehalten, welche seit Herbst 1901 regelmässig um dieselbe Zeit in den „Mitteilungen aus den deutschen Schutzgebieten" publiziert werden. Wir finden darin die Regenbeträge für das ganze Jahr, wie für die einzelnen Monate, und selbst ein Nachweis über die in je 24 Stunden erreichten Maximalniederschläge fehlt nicht. Dann sind Gewitter, Wetterleuchten und etwaige Erdbeben verzeichnet, heftige Stürme nach Auftreten und Richtung kurz charakterisiert, also das Möglichste getan, um später durch jahresweise Kombination der Einzelregister ein immer genaueres Bild der klimatischen Verhältnisse zu gewinnen. Die auf den Hauptstationen Ponape und Jap ständig kontrollierten Thermometer belehren uns über den Gang der Tages- und Jahreswärme, lassen die jeweiligen Schwankungen erkennen und geben Anlass zu Vergleichen über die allerdings nur leisen Differenzen, welche sich von Jahr zu Jahr beim Maximum, wie beim Minimum herausstellen. Grosse Bedeutung wird fortgesetzt dem Zuge der Winde beigelegt, die — soweit wir bis jetzt informiert sind — in Stärke, Einsetzen und Wechsel merklichen Abweichungen zu unterliegen scheinen, die noch des eindringenderen Studiums bedürfen, ehe die Gesetzmässigkeit erkannt sein wird. Schon jetzt glaubt man, eine gewisse Wechselbeziehung zwischen Niederschlägen und Winden herausgefunden zu haben, und zwar zunächst für Jap, indem hier in windreicheren Jahren weniger, in windstilleren Jahren mehr Regenfälle bemerkt wurden. Die Tabellen werden ferner den Ausweis liefern, in welchen Abständen auf Jap eine der empfindlichen Dürreperioden zu erwarten ist, wie Professor Dr. Volkens eine solche im Jahre 1900 miterlebt hat. Auch über die Periodizität der Stürme, vor allem der Taifune, werden sich allmählich die Regeln ermitteln lassen. Betreffs der Marianen dürften solche bereits feststehen; wir werden hier mit 60 Taifunen pro saeculo zu rechnen haben, darunter 4—5 sehr schwere. Auf den Westkarolinen, die erheblich weniger von dieser Geissel betroffen werden, scheint eine fünf- bezw. vierjährige Periode vorzuwalten, doch dürfen dabei die zuweilen recht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bösen Monsunstürme nicht mitaddiert werden. Wie es auf den Zentral- und den Ostkarolinen um die Orkanfrequenz aussieht, muss erst die Folgezeit lehren. Jedenfalls scheint das Unglück von Ponape (am 30. April 1905) als vereinzelte Erscheinung dazustehen; denn nach den Erfahrungen des deutschen Kapitäns Prager soll sich in der heutigen Bevölkerung nur ein schwaches Erinnern an eine ähnliche Katastrophe erhalten haben.

Was nun die Forschungen auf dem Gebiet der Flora und Fauna betrifft, so muss ich zunächst an verschiedene Vorarbeiten erinnern. Auf den Marianen, speziell auf Guam, haben die Begleiter de Freycinets eine reichhaltige Sammlung der dortigen Pflanzen angelegt und in dem Expeditionswerke ein Verzeichnis darüber veröffentlicht, das bei neueren Arbeiten unbedingt zu Rate zu ziehen ist. Dann hat Lütke durch die Bemühungen eines Dr. Mertens und von Kittlitz unsere Kenntnis der mikronesischen Vegetation erheblich gefördert. Was sie noch zurückliessen, wurde durch die Sendlinge des Museums Godeffroy klargestellt, namentlich durch Johann Kubary, der in seinen Abhandlungen häufig Gelegenheit nimmt, auf die Pflanzenwelt der von ihm besuchten Inseln einzugehen. Auch Dr. Otto Finsch hat neben seinen zoologischen und ethnologischen Studien noch Zeit gefunden, der Flora sein Augenmerk zuzuwenden. Dessenungeachtet blieb dem Fachbotaniker gar manches zu erledigen, was seine Vorgänger nicht bewältigen konnten. Diese Lücke hat nun, wie schon angedeutet, Professor Dr. Volkens auszufüllen verstanden, und zwar hauptsächlich für Jap, dessen Vegetation er systematisch durchforschte. Dabei hat er die dem Eingeborenen wichtigsten Pflanzen, sofern sie als Nahrungs- oder Heilmittel dienen, mit den ortsüblichen Namen versehen. Ebenso ist er, wie einst Kubary auf Palau, dem einheimischen Ackerbau nachgegangen, um daraus Fingerzeige für die wirtschaftliche Nutzbarmachung des Landes herzuleiten. Wie vordem Dr. Finsch in seiner Schrift über die „Naturprodukte der westlichen Südsee", hat auch Volkens die technisch verwertbaren Pflanzen und Pflanzenstoffe des näheren geprüft und den von Händlern, Tagalen und eingewanderten Chamorros eingerichteten Kulturen von Reis, Mais, Gemüse, Kaffee und Kakao seine Beachtung geschenkt. Schliesslich untersuchte er die Vegetation von Jap hinsichtlich ihrer Herkunft und kam dabei zu dem anziehenden Ergebnis, dass die Bergflora und die Küstenflora der Insel verschiedenen Alters und verschiedenen Ursprungs sind. Die erstere ist unbedingt älter als die des niederen Landes; denn diese stammt aus indisch-malayischen Gebieten, also aus dem Westen, wohingegen jene eine Zuwanderung aus Osten und Südosten nicht verleugnen kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Daran knüpft Volkens den hochbedeutsamen Satz, dass sich die Flora Japs demnach aus denselben Heimatländern herleite, wie sie für die Bevölkerung der Insel und Mikronesiens überhaupt angenommen werden. Nur müssen wir aus dem Schlusssatz: „Malayische und papuanische Typen haben sich gemischt", nach dem heutigen Stande dieser Frage die Papuas ausscheiden, um — wie es Kubary schon früher ausgesprochen — die Melanesier an ihre Stelle zu setzen.

Wenn Volkens dergestalt den Löwenanteil in der wissenschaftlichen Pflanzenforschung davonträgt, so ist doch nicht zu vergessen, dass nach ihm durch andere Berichterstatter, die ich hier nicht einzeln aufzählen kann, mancher Beitrag zur Kenntnis der Inselflora mitgeteilt wurde. Dagegen war die Tätigkeit der Verwaltung mehr auf praktische Ziele gerichtet. In Ponape, Jap und Saipan werden kleine, billige Versuchsgärten angelegt, die das Kolonialwirtschaftliche Komitee und die Botanische Zentralstelle in Berlin mit Sämereien versehen. Die Waldbestände in Ponape erfahren eine forstwirtschaftliche Prüfung, der sich ein Versuch zur geschäftlichen Ausbeutung anschliesst, worüber ein endgültiges Urteil noch aussteht. Auf Jap geht das Bezirksamt energisch mit der Bepflanzung des kahlen, bergigen Innern vor, damit der Abspülung des Terrains gewehrt werde. In Hibiscus tiliaceus, dessen Bast ein vortreffliches Seilermaterial liefert, und in dem hochwertigen Calophyllum, das hier selbst auf sonnigem, sterilem Grunde gut fortkommt, bieten sich geeignete Spezies für diese Zwecke dar. Aus Ponape gelangt Samen von Ficus elastica nach Kusaie, welches, wie die daselbst vorhandenen Ficus-Anlagen dartun, geeigneteren Boden zu haben scheint. Gleichwohl dauern auf Ponape die Versuche mit erstklassigen Kautschukträgern fort; es werden ausser Ficus noch Castilloa und Manihot gezogen, daneben Südfrüchte, Futtergräser, Gemüse, Kaffee und Kakao. Mit letzterem ist auf Map, einer Nebeninsel von Jap, ein vielverheissender Anfang gemacht worden. Eine Bastbanane, Musa tikap, die ein dem Manilahanf ähnliches Produkt abgibt, wird in Berlin von Professor Dr. Warburg studiert und beschrieben, worauf Versuche mit der nahe verwandten philippinischen Musa textilis eingeleitet werden. Auf den Ostkarolinen beteiligen sich auch Private an diesen Experimenten, z. B. Oskar Lössner und Dominikus Etscheit in Ponape, Melander in Kusaie.

Das Bezirksamt der Marianen bleibt in diesem Wetteifer keineswegs zurück. Hier gilt es hauptsächlich, die infolge der Entvölkerung zur Savanne verwilderten einstigen Fruchtgefilde wieder unter den Spaten zu bringen. Da die Arbeitskräfte dazu noch fehlen, lässt die Verwaltung zunächst Kokosnüsse in grösserer Menge aussetzen. Dasselbe geschieht auf mehreren der einsamen Vulkaninseln der Nordkette, wo

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Befestigung des lockeren Bodens erst eine Grasnarbe erzeugt werden muss. Um die Marianen von den fremden Zufuhren an Lebensmitteln unabhängig zu machen, sucht das Bezirksamt die Kultur von Reis, Mais, Gemüsen und Knollengewächsen mit Nachdruck zu fördern. Auch der Zucht des aus Manila eingebürgerten Tabaks, der bei uns zwar keine sonderliche Zensur erhielt, sich aber auf den deutschen Inseln, wie in dem benachbarten Guam gut verkaufen lässt, wurde die nötige Beachtung gewidmet. Zu Vergleichszwecken und weitergehenden Versuchen wäre das Buch von W. Safford zu befragen: „The useful plants of the island of Guam", zumal die Amerikaner dem Feld- und Gartenbau erhebliche Aufmerksamkeit widmen und für diesen Verwaltungszweig einen besondern Leiter angestellt haben, nämlich einen Deutschen, der vorher auf Saipan ansässig war.

Fast ganz auf praktische Ziele ist bis jetzt die Beschäftigung mit der Tierwelt unserer Archipele gerichtet gewesen. Das könnte man vom wissenschaftlichen Standpunkte bedauern; denn bei grösster Achtung vor den zoologischen Forschungen der verschiedenen Expeditionen des vorigen Jahrhunderts und den Arbeiten einzeln reisender Gelehrter darf nicht übersehen werden, dass in der Tierkunde Mikronesiens noch manches Problem der Lösung harrt. Auf den meisten Atollen ist längst nicht hinreichend gesammelt und beobachtet worden. Letzteres mangelt namentlich in betreff der Zugvögel, über deren Wanderungen und Lebensweise wir gegenwärtig erst wenig zu sagen wissen. Mit Vorliebe scheinen sich die Entenarten an diesen Flügen zu beteiligen, wie aus ihrem periodischen Erscheinen auf Inseln hervorgeht, denen sie sonst fehlen. Aber auch andere Spezies von Sumpf- und Wasservögeln bevorzugen den Ortswechsel, ohne dass wir die Gründe dafür kennen. Dabei sind gerade die Vögel, zunächst die der hohen Karolinen, verhältnismässig am besten durchforscht, und zwar — nach den Sammlungen von Tetens, Heinsohn, Peters und Kubary — durch unsern verdienstvollen Dr. Finsch, dem wir zugleich die Lösung der Herkunftsfrage verdanken. Nach ihm weisen die Vögel Mikronesiens einen engen Zusammenhang mit der indomalayischen Ornis auf. Für die Marianen haben, von älteren Vorgängern abgesehen, der Franzose Oustalet und unser Landsmann Hartert die wichtigsten Beiträge zur Kenntnis der Avifauna beigesteuert. Immerhin dürfte eine Nachlese am Platze sein, besonders auf den isolierten Vulkandomen des Nordens, die Wolken von Vögeln als Nist- und Brutplatz dienen. Ueber Saipan hat jüngst (im „Globus") unser gewesener Ansiedler H. Costenoble etliche Nachrichten mitgeteilt, die sich näher mit den Vögeln beschäftigen und nach Finschs berufenem Urteil „im allgemeinen richtig und für einen Laien recht be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

friedigend" sind. Auch der übrigen Tierwelt sucht Costenoble gerecht zu werden; nur schade, dass ihm dabei eine Jagdgeschichte unterläuft, die stark an Münchhausen erinnert. Er erzählt nämlich, dass eines Tages nicht weniger als 80 Pottwale am Gestade Saipans von Kanus (!) umstellt und in regelrechtem Treiben bei Garapan auf den Strand gehetzt wurden. Zoologische Angaben liest man ferner bei Fritz in den Bemerkungen über Viehzucht, Jagd und Fischfang, die seiner „Geschichte und Ethnographie der Chamorro" eingeflochten sind. Von den Ostkarolinen erwähne ich noch, dass Vizegouverneur Berg die anscheinend unbewohnte Doppelinsel Fagau-Pissila oder Ost-Faju, wo er unzählige Nester von Seevögeln entdeckte, zum Reservat dieser gefiederten Kolonisten bestimmt hat.

Ueber die Dürftigkeit der mikronesischen Säugetierfauna ist schon so vieles geschrieben worden, dass ich füglich dazu schweigen darf, womit ich indes nicht den Schein erwecken will, als sei hier schon alles im Klaren. Das sporadische Auftreten des fliegenden Hundes auf Truk und auf einzelnen Atollen bedarf noch der näheren Erforschung, ebenso die Herkunft der mit Schiffen eingeschleppten Nager, welche keineswegs sichergestellt ist und verschiedene Heimatländer voraussetzen lässt. Daran schliesst sich sogleich die äusserst praktische Frage, wie den Ratten, die jeglichen Pflanzungsbetrieb gefährden, am wirksamsten beizukommen sei, damit dieser Plage endlich gesteuert werde. Grosse Arbeit winkt ferner im Reiche der Meerestiere, deren nützliche Vertreter, wie Pott- oder Spermwal, Dugong, Perlmuscheln, Trepang usw., schon früher studiert wurden, desgleichen die Fische, deren niederes Heer jedoch nur zu kleinen Teilen wissenschaftlich untersucht ist.

Haustiere in unserm Sinne kannte man weder auf den Marianen, noch auf den Karolinen. Sie wurden, einschliesslich des Nutzgeflügels, durch die Weissen hereingebracht und verbreiten sich noch jetzt an Art wie an Zahl von Insel zu Insel. Aus den amtlichen Jahresberichten lernen wir z. B. die Versuche kennen, welche auf Ponape mit asiatischen und australischen Schafen eingeleitet sind. Während die ersteren gut einschlagen, wollen die letzteren mangels zusagenden Futters und trockener Wärme nicht recht gedeihen. Auf Jap hat sich der Tierbestand durch chinesische Ponys, indische Wasserbüffel oder Karabaus und durch Tauben von der Palaugruppe vermehrt. Für diese zur Bereicherung des Wildstandes importierten Fremdlinge sind sogar geeignete Fruchtbäume ausgepflanzt worden, damit es nicht an Nahrung fehle. Selbst auswärtige Insekten kommen ins Land; das sind die Coccinellen oder Marienkäfer, deren Larven sich als die eifrigsten Vertilger der für die Kokospalme so gefährlichen Schildlaus, Aspidiotus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

destructor, bewährt haben. Im übrigen gehört die Erforschung der Schädlinge zu den Aufgaben der Zukunft. Als löbliche und nutzbringende Einrichtung hat sich die mehrfach angeordnete Schonzeit erwiesen, z. B. für abgefischte Trepanggründe, für die Hirsche und die verwilderten Rinder auf den Marianen, wo zur Verminderung der häufig selbständig birschenden Hunde ausser einer Steuer noch eine kleine Abschussprämie für diese vierbeinigen Wilddiebe, welche sich hauptsächlich auf Tinian breitmachen, verfügt werden musste.

Nun erst komme ich zum letzten und jedenfalls nicht unwichtigsten Teile meiner Aufgabe, zu dem Bericht über die seit 1899 gezeitigten Arbeiten zur Völkerkunde Deutsch-Mikronesiens. Trotz zahlreicher und höchst bedeutsamer Leistungen aus der Vorperiode waren wir gerade über eine Hauptfrage, nämlich über die genauere Bevölkerungszahl unserer Erwerbungen, fast ausschliesslich auf Schätzungen angewiesen, Kubarys mühsame Aufnahmen einzelner Atolle abgerechnet. Selbst ein so tiefer Kenner, wie der amerikanische Missionar Gulick glaubte 1860 die Gesamtsumme aller Karolinier mit nicht mehr als 21 650 Seelen ansetzen zu sollen, das ist beinahe um die Hälfte zu wenig. Von K. Meinicke, dem deutschen Geographen des Stillen Ozeans, werden für 1875 rund 25 000 Einwohner angenommen, ebenfalls ein irriges Resultat. Bei Finsch lesen wir 1893 bereits von 30 000 Seelen, und nun geschieht das Merkwürdige, dass trotz aller Klagen über Rassentod und schnelle Verminderung die Zahlen bei jedem neuen Autor immer grösser werden. Im Ankaufsjahre 1899 geht A. Kirchhoff schon auf 35 000 Köpfe hinauf. Zur selben Zeit will der Engländer Christian den Karolinen, noch dazu ohne Palau, sogar 50 000 Menschen zuschreiben; das sind über 10 000 zu viel.

Wenn ich heute mit besseren Ergebnissen hervortreten kann, so verdanken wir das allein der eifrigen Tätigkeit unserer Beamten, die bald nach der Besitznahme mit wirklichen Zählungen begannen. Der Anfang wurde zum Teil schon 1900 gemacht, zunächst auf Jap und den Marianen; dann kamen Palau und die Ostkarolinen an die Reihe und allmählich Insel um Insel, so dass schon 1903 der Rostocker Geograph Prof. Fitzner die der Wahrheit erheblich genäherte Zahl von 37 600 Köpfen ermitteln konnte. Zuzüglich der Marianen kam er auf rund 40 000 Seelen. Seitdem ist das Zählgeschäft rüstig fortgesetzt worden. Manche Inseln, wie Ponape, Jap und zuletzt auch Palau, wurden zum zweiten bezw. dritten Male gezählt, wodurch sich nicht nur die Genauigkeit steigerte, sondern auch ein Urteil über die etwaige Zu- oder Abnahme der Eingeborenen ermöglicht ward. Da es nicht angeht, hier die gesamte Südseestatistik aufzurollen, so muss ich mich dahin be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schränken, nur die wichtigsten Endsummen zu nennen. Im übrigen darf ich auf meinen Aufsatz in „Petermanns Mitteilungen" vom Februar dieses Jahres (1905) verweisen. Wir haben jetzt im Verwaltungsbezirk der Ostkarolinen rund 25 200 Eingeborene, davon 13 115 auf Truk und 3226 auf Ponape, im Verwaltungsbezirk der Westkarolinen 16 200 Eingeborene, davon 7156 auf Jap und 3750 auf Palau, zusammen für die Karolinen also 41 400 Eingeborene. Dazu kommen 2600 Bewohner der Marianen, nämlich 1700 Chamorros und 900 Karolinier, so dass wir für Deutsch-Mikronesien in toto 44 000 einheimische Bewohner zählen. Auf die Fremdfarbigen, also Japaner, Malaien, Chinesen, Filipinos, nebst Mischlingen und Weissen, entfallen noch an 630 Köpfe, eher mehr als weniger, womit die Schlusssumme auf 44 600—44 700 Köpfe steigt. Völlig einwandfrei ist dies Ergebnis natürlich nicht. Jedes Jahr wird Berichtigungen bringen, obschon diese an der erfreulichen Tatsache nichts ändern werden, dass die Volksmenge unserer Archipele die pessimistischen Ausstreuungen der Kolonialgegner recht bedeutend übersteigt.

Was nun den oft erwähnten und für etliche Inseln keineswegs zu leugnenden Rückgang der Bevölkerung anlangt, so müssen wir a priori zugestehen, dass dieser im hohen Masse durch die Schuld der Weissen herbeigeführt ist. Durch Alkohol, Blattern, Syphilis, Pulver und Blei, die Danaergaben der Zivilisation, hat der Rassentod lange Jahre bedauernswerte Fortschritte gemacht. Das gleichzeitige Erlöschen der eigenen Tat- und Arbeitskraft, wie auf Palau, hat dem Übel wirksamen Vorschub geleistet. Durch die ererbten geschlechtlichen Ausschweifungen und die grosse Kindersterblichkeit, um nicht zu sagen Kindervernichtung, nahm dieser Missstand in einzelnen Fällen geradezu erschreckende Dimensionen an, und zwar vorzugsweise auf Jap. Dort dauert er, wie die Zählungen beweisen, leider noch fort. Das Erlöschen des gutartigen, geschickten und verhältnismässig arbeitswilligen Volkes wird kaum aufzuhalten sein; es sei denn, dass Ärzte und Beamte und die Mission so viel Einfluss gewinnen, um selbst die geheimen Gründe der Verminderung einzudämmen und die Eingeborenen allmählich auf ein anderes sittliches Niveau zu heben. Leise Anzeichen beginnenden Wandels sind da. Der Japmann, der anfangs seine Frauen voll Scheu dem Arzte fernhielt, lernt dessen Kunst und Hilfe verstehen, und schon erfahren wir, dass weibliche Patienten selbst in diskretesten Angelegenheiten der rettenden Hand zugänglich wurden. Allein diese kleine Besserung darf uns nicht gleich mit rosigen Hoffnungen erfüllen. Das lehrt uns Kusaie, welches seit 50 Jahren unter dem Einfluss der Missionare steht, christliche Gesittung und monogame Ehe kennt, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dessen Bewohner trotzdem Dezennien hindurch einen andauernden Rückgang verrieten. Die Missionare zählten 1855 noch 1100 Eingeborene; 1860 waren es deren 750 und 1880 kaum 200, die sämtlich auf der kleinen Vorinsel Lälä unter den Cyklopenmauern einer grossen Vergangenheit sassen. Heute leben dort, verstärkt durch auswärtigen Zuzug, gegen 450 Personen, allerdings völlig andern Wesens als die, welche die Lütkesche Expedition beobachten konnte. Wo der Rassentod sich aufhalten lässt, wird immer die ethnologische Eigenart zerstört, und ein neuer Typus tritt in die Erscheinung.

Trübe Nachrichten sind ferner über Ponape und Palau verbreitet worden. Auf Ponape wohnten um die Mitte der vierziger Jahre zwischen 7000—8000 Eingeborene, welche 1854 durch die von der englischen Bark „Delta" in abscheulicher Weise eingeschleppten Blattern fast zur Hälfte dahingerafft wurden. Eine amerikanische Missionsnachricht um 1865 spricht von 5000 Bewohnern. Später haben Masern, Influenza und Keuchhusten weitere Verluste erzeugt, ganz zu geschweigen von den Opfern, welche die blutigen Aufstände gegen die Spanier erheischten. Gleichwohl haben die Ponapesen diese Lücken ziemlich gefüllt. Auch die beiden bis jetzt vorgenommenen Zählungen lassen ein neues, wennschon nur langsames Steigen der Volksmenge erkennen, und dies wird hoffentlich ein schnelleres Tempo annehmen, sobald erst die nach dem letzten Aprilorkan glücklich eingeleitete Entwaffnung ihre Früchte trägt. Ausserdem zeigt der Orkan, dass Not nicht nur beten, sondern auch arbeiten lehrt, und das betätigen jetzt zu ihrem Heile unsere sonst recht trägen, eingebildeten und anmassenden Ponapesen.

Um Truk mit seinem kräftigen, somatisch durch melanesisches Blut reichlich beeinflussten Menschenschlag brauchen wir uns kaum zu sorgen, am wenigsten jetzt nach Abgabe der Gewehre und der Munition. Bedenklicher ist es dagegen um die wichtige Palau-Gruppe bestellt. Mag auch Sempers Ansatz, der den Inseln für die Zeit ihrer Entdeckung (1783) zwischen 40 000—50 000 Bewohner zusprach, viel zu hoch gegriffen sein, so liegen doch für die letzten 40 Jahre ziemlich brauchbare Zahlen vor, die eine Abnahme der Eingeborenen nicht bezweifeln lassen. Als Semper unter dem Volke weilte, mochte es höchstens 10 000 Köpfe stark sein. Kubary konnte 1874 nur noch 5000 und 10 Jahre darauf nicht mehr als 4000 Seelen feststellen. Nach dem deutschen Zensus scheint die rückläufige Bewegung mehr zum Stillstande gekommen zu sein; denn wir haben zurzeit rund 3750 Eingeborene. Leider fehlt noch immer die ärztliche Ueberwachung, ohne welche wir ein richtiges Bild vom Stande der Volksgesundheit nicht zu gewinnen vermögen. Doch glaube ich nicht zu irren, wenn ich eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erhaltung der Palauer voraussehe, sofern wir diese nur vor Alkohol, Feuerwaffen und Lues schützen und ihre sexuellen Gelüste in vernünftige Bahnen zu lenken wissen.

Besser liegen im allgemeinen die Verhältnisse auf den korallinen Flachinseln. Dort haust ein durch den beständigen Kampf ums Dasein abgehärteterer Menschenschlag, der uns nicht selten durch körperliche Kraft und Menge der Individuen überrascht. Auf manchen Eilanden hat die Bewohnerzahl dermassen zugenommen, dass der Boden sie nicht mehr ernähren kann. Dieser Missstand wird teils durch freiwillige Abwanderung gemildert, teils sucht ihn die Behörde durch Verpflanzung ganzer Familien nach andern Inseln zweckentsprechend auszugleichen. Doch gibt es auch unter den Koralleninseln etliche mit erlöschender Bevölkerung. Schon die ununterbrochene Inzucht trägt das Ihrige dazu bei. Ausserdem pflegen gerade auf den Atollen durch Hungersnot, Stürme und Flutwellen von Zeit zu Zeit betrübende Verluste an Gut wie an Leben einzutreten.

Das Resultat dieser Betrachtung möchte ich daher in folgende Sätze fassen. Die Eingeborenen der Karolinen zeigen auf einigen Inseln leider noch fortdauernde Abnahme, auf andern scheint der Bestand gegenwärtig etwa gleich zu bleiben, wohingegen er auf allen übrigen ein mehr oder minder deutliches Anwachsen verrät.

Eine Sonderstellung nehmen die deutschen Marianen ein, die erst seit Anfang des vorigen Jahrhunderts eine Neubesiedelung erfuhren, die teils durch Chamorro-Mischlinge, teils durch eingewanderte Karolinier bewirkt wurde. Beide haben sich durch hohen Geburtenüberschuss, die sogenannten Chamorros auch durch Zuzug aus Guam, besonders im letzten Lustrum, erheblich vermehrt. Die jeweiligen Zahlen sind in den amtlichen Jahresstatistiken gegeben. Ich erwähne dies ausdrücklich, um die Behauptung Costenobles zu rektifizieren, der dem deutschen Besitze „so gut wie gar keine selbständige Chamorrobevölkerung" zuerkennt, diese vielmehr „zum grössten Teile nur als Angehörige der in Guam ansässigen Familien" gelten lassen will, die durchaus nicht daran dächten, dauernd auf den „so viel ärmeren deutschen Inseln zu bleiben". Dass etwas Wahres an diesem Vorwurf ist, soll nicht bestritten werden, und ich empfehle die Sache deshalb der behördlichen Aufmerksamkeit, ehe wir Schaden leiden. Im übrigen muss ich Costenoble auch hierin der Uebertreibung zeihen, die aus seiner Unkenntnis der Geschichte Saipans seit 1815 entspringt.

Wenn ich zum Schluss noch mit einigen Worten auf die Arbeiten und Sammlungen zur Ethnologie und Ethnographie Deutsch-Mikronesiens eingehe, so kann dies nicht in der Absicht geschehen, alles Geleistete im einzelnen zu besprechen. Das würde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Rahmen dieses Vortrages um ein Vielfaches überschreiten. Für Kusaie, Ponape, Truk und Mortlock hat bereits Dr. Finsch 1893 das Wesentlichste im dritten Teile seiner „Ethnologischen Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee" gegeben. Wir werden dies reichhaltige und mit guten Abbildungen gezierte Werk in allen Fragen, das äussere Leben der Eingeborenen anlangend, niemals entbehren können, und zwar schon deshalb nicht, weil es uns über vieles informiert, was heute der Vergangenheit angehört. Für Jap und Palau, für Nukuoro und die äussersten Westinseln kommen aus der Vorperiode die leider recht schwierigen und nicht immer klaren Schriften des verewigten Johann Kubary notwendig in Betracht. Beide, Finsch und Kubary, sollten daher in den Bibliotheken der Bezirksämter unbedingt vorhanden sein und fleissig studiert werden. In der Hand jedes Weissen, vor allem jedes Deutschen, wünschte ich aber die durch Professor von Luschan bearbeitete „Instruktion für ethnographische Beobachtungen und Sammlungen in der Südsee" zu sehen. Denn gerade in Mikronesien tut grösste Eile not, um noch in letzter Stunde die verschwindenden Zeugen des alten Kulturstandes zu retten, ehe es auf immer zu spät ist.

Was ein fleissiger Beobachter und geschickter Sammler noch jetzt herbeizuschaffen vermag, dürften die Zahlen der an das Museum für Völkerkunde gelangten Eingänge dartun. Durch Bezirksamtmann Fritz wurden bis 1903 allein 560 Objekte geschenkt, die heute eine der Zierden des Museums bilden und im Verein mit der von Professor Volkens gestifteten Ausbeute der Saipaner Höhlen die einzige annähernd vollständige Kollektion darstellen, die über die Chamorros sonst und jetzt zu erlangen war. Zur Belebung des toten Materials hat Fritz die schon zitierte „Geschichte und Ethnographie der Marianen" geschrieben, die unter Beigabe von Zeichnungen im dritten Bande des „Ethnologischen Notizblattes" erschienen ist. Vielleicht wird es Fritz noch möglich, bei längerer Tätigkeit das Alte und für uns Bedeutsamste (unter Beihilfe der schon von Chamisso und de Freycinet benutzen Berichte und Briefe der ersten Jesuitenmissionare) gesondert zu beschreiben und abzubilden, womit eine der schmerzlichst empfundenen Lücken in der Ethnographie Mikronesiens wenigstens teilweise geschlossen würde. Auch dort, wo Finsch und Kubary und ausser letzterem die andern Sendlinge des Museums Godeffroy gesammelt haben, ist noch manches erworben und gerettet worden. Das sehen wir aus den Sendungen durch Bezirksamtmann Senfft, Gouverneur Dr. Hahl, Kapitän v. Burski und sonstiger „freiwilliger Mitarbeiter".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über die heutige Bevölkerung Japs hat Senfft in „Petermanns Mitteilungen" 1903 eine grössere Studie veröffentlicht, die in Dr. Hahls Untersuchung über „Sitten und rechtliche Verhältnisse auf Ponape" in historischer Hinsicht eine sehr belangreiche Ergänzung erfährt. Hier wird uns nämlich gezeigt, dass der politische Einfluss Japs in alten Zeiten sich bis nach Ponape erstreckte, also noch weiter, als wir aus allen Quellen bis zu dem Briefe des Paters Walter, der 1731 mit dem ersten Karolinenmissionar Cantova auf Ululssi weilte, annehmen konnten. Dr. Hahl spricht mit Bestimmtheit von einer Zuwanderung fremder Stämme, worüber Tradition und Götterlehre andeutende Kunde geben. Wir kommen damit auf ein Thema, das — allerdings von einem wesentlich andern Standpunkte aus — durch Professor W. Volz in seinen „Beiträgen zur Anthropologie der Südsee" näher erörtert wurde. Nach Volz ist die ursprüngliche Bevölkerung Ponapes, wie auch der Mortlock- und Gilbertinseln dem melanesischen „Bismarck-Archipel-Typus" zuzurechnen. Darauf folgten in der Zeit unseres Mittelalters von Westen nach Osten die Wellen polynesischer Invasion, zu denen (als Späterscheinung) vielleicht der Einbruch und die Niederlassung der Japleute auf Ponape gehören dürften.

Wie hier durch Hahl, so sind, wenn auch nicht stets gleichwertig und bis in die Tiefe dringend, noch vielerlei völkerkundliche Fragen durch unsere Landsleute zur Behandlung gekommen. Sie haben, ohne dass ich Autoren und Schriften nominieren will, über Musik und Tänze, über das einheimische Geld, über Dichtung und Sage, Flutmythen, Tod und Bestattung, Hütten- und Kanubau, Feldarbeit, Seefahrten, Weberei, Tätowierung und sonstige Dinge geschrieben. Sie haben damit „ernst und ehrlich" die von A. Bastian dringend geforderten „Quadern und Mauersteine auf dem Bauplatz zusammengetragen, wo der Tempel der Zukunft", in unserm Falle die vergleichende Ethnologie Deutsch-Mikronesiens, sich einstens erheben soll.

Das ist das Ziel. Allein die Bahn ist lang und schwierig, und wer weiss, ob wir den Kranz je erlangen werden. Glücklicherweise haben sich auch Aerzte und Sprachkundige in die Schranken gestellt, dort auf Jap der Regierungsarzt Dr. Born, dem wir eine vortreffliche Abhandlung über die „Eingeborenen-Medizin" verdanken, hier Bezirksamtmann Fritz auf Saipan, der eine Grammatik und ein Wörterbuch der Chamorrosprache verfasst hat. Mag auch, wie Professor v. Luschan bedauernd hervorhebt, das „Verhältnis zwischen Sprachen und Rassen in Ozeanien noch durchaus rätselhaft" sein, so ist durch die Prüfung der einzelnen Idiome bereits so viel gewonnen, dass in ihnen das Vorherrschen des melanesischen Einflusses sicher erkannt ist. Dieser Einfluss tritt so übermächtig auf, dass diese Idiome, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

uns Pater Professor Schmidt auf dem ersten Kolonialkongress gezeigt hat, wahrscheinlich ganz der melanesischen Sprachenfamilie anzureihen sind. Auch die Frage nach dem Umfang der verschiedenen Sprachgebiete ist in diesem Jahre von neuem erwogen, und zwar durch Bezirksamtmann Senfft, der eine diesbezügliche Karte herausgab. Wie ich in längerer Untersuchung zu zeigen bemüht war, ist indes mit Senffts Darstellung diese Aufgabe kaum als gelöst zu betrachten. Wir sind über die Grösse einiger Sprachzonen, ich nenne besonders die Zentral- und die Westkarolinen, noch keineswegs endgültig aufgeklärt und müssen die Arbeit der Fachlinguisten abwarten, ehe ein abschliessendes Urteil erlaubt ist.

Wenn ich noch mehreres wünschen darf, so wären es neue, umfassende Erhebungen über die Weberei, wie sie kürzlich durch die vom Leipziger Museum für Völkerkunde publizierte Arbeit Dr. H. Ephraims angeregt sind. Dieser Ethnologe bringt den wagerechten Halbwebstuhl der Mikronesier mit nahe verwandten Geräten von beiden Ufern des mittleren Pazifik in Verbindung, hier mit asiatischen, dort mit amerikanischen Formen, und lässt die Frage einer selbständigen Entwickelung des Apparats gegen frühere Annahmen merklich zurücktreten. Mag man diesem Standpunkt vorläufig noch fern bleiben, so wird man anderseits eine tiefere Durchdringung des Gegenstandes auf Grund genauester Lokalstudien keineswegs von der Hand weisen. Ähnlich steht es mit den Erhebungen zur physischen Anthropologie, in der uns durch W. Volz und seine auf ein zahlreiches Schädelmaterial von mehr als 1400 Exemplaren gegründete Rasseneinteilung der Südseevölker ein neuer und weiterer Ausblick eröffnet ist. Von höchstem Belang sind ferner die längst geforderten Studien zum Volksrecht, das infolge seiner vielfachen Zusammenhänge mit andern Gebieten dem Fremden in der Regel nur langsam verständlich wird, ohne welches wir aber, sollen unsere farbigen Untertanen richtig behandelt werden, nirgends auskommen können. Als Steinmetz vor zwei Jahren das Sammelwerk über die „Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien" herausgab, stand ihm aus den Karolinen und Marianen kein einziger systematisch aufgestellter Beitrag zur Verfügung. Kubarys ältere Arbeit über „Verbrechen und Strafverfahren auf den Palau-Inseln" erschöpft nur einen Teil des Stoffes und lässt uns bei den wichtigsten Fragen im Stich. Heute ist in dieser Beziehung schon einiger Wandel geschaffen; allein wir stehen noch immer in den Anfängen und haben das Schwerste vor uns. Auch zur Erhellung der prähistorischen Zeit ist bisher recht wenig geschehen. Die Pläne und Photographien der sogenannten Ruinen von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nantauatsch und der Zyklopenbauten auf Lälä lösen die Rätsel nicht, die sich um diese Zeugen einer erloschenen Kultur gelagert haben.

Wohl ist in den sechs Jahren, seit wir die Karolinen und Marianen zu eigen besitzen, eine grosse Arbeit geleistet worden, das meiste sogar in freiwilliger, aufopfernder Tätigkeit. Dafür sind wir allen Mitwirkenden den lebhaftesten Dank schuldig. Allein zum Ruhen ist noch keine Zeit. Arbeit muss auch in Zukunft unser Wahlspruch sein, Arbeit auf jeglichem Gebiete, damit die ferne Inselwelt nach dem Masse ihrer Gaben ein lebendig-tätiges Organ im Körper unseres Kolonialreiches werde. Die Eingeborenen wollen wir nicht bloss erhalten, nicht bloss wie ewige Kinder sie betrachten, denen stets gegeben und geschenkt wird; sondern zur Sitte und Arbeit wollen wir sie erziehen, mit ruhigem Ernst und all' der Hilfe, die wir ihnen schulden, bis dass aus unserer Arbeit ihre Arbeit spriesst.

Reg.-Rat Dr. **Schneider,** Frankfurt a. O.: Die Annahme, dass die Karolinen die Reste eines alten Kontinents seien, wird durch die Beobachtungen am oberen Augustastrom bestätigt. Es ist das eine geologisch hoch interessante Gegend, wo senkende und aufschüttende Kräfte gegeneinander kämpfen. Dort, wo man an die Gebirge herankommt, treffen wir alte Eruptivgesteine, Diabase, Gabbro und Diorite und alte Schiefer, wenn ich in der Bestimmung nicht irre. Diese Berge ragen aus dem sumpfigen Aufschüttungslande, wie aus einem Nebel auftauchende Berge unserer Mittelgebirge am frühen Morgen. Weiter abwärts sind endlose Sümpfe, von Reiherscharen bevölkert. Weiter aufwärts werden sie eingeengt. Sagohaine umranden die Bergzungen, und weite Strecken bedecken sich mit einer Grasdecke, die freilich nur stellenweise überschritten werden kann und unter dem Beschreiter wie eine Matte schwankt und so den sumpfigen Untergrund verrät. Aus alledem geht hervor, dass dort ein uralter Bruchrand liegt, während die heutige vulkanische Tätigkeit weiter der Küste zu und auf den Inseln zu suchen ist.

Prof. Dr. **Weule,** Leipzig: In Ergänzung der anerkennenden Äusserungen des Herrn Seidel über die wissenschaftlichen Verdienste unserer gegenwärtig in Mikronesien wirkenden Verwaltungsbeamten, halte ich es für meine angenehme Pflicht, auf die ganz hervorragenden Leistungen und Arbeiten eines jungen Gelehrten hinzuweisen, der augenblicklich unter uns weilt und schon aus diesem Grunde ein Anrecht hat, namentlich genannt und nach Verdienst gewürdigt zu werden: es ist der Kaiserlicher Regierungsarzt der Westkarolinen, Herr Dr. med. Born.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Seine bisherigen Arbeiten gehören zu den besten, was in neuerer Zeit über die Völkerkunde jenes Gebiets geschrieben worden ist. Da Herr Dr. Born wieder hinausgeht, glaube ich, im Sinne aller Anwesenden zu sprechen, wenn ich ihm für seine fernere wissenschaftliche Tätigkeit die besten Wünsche mit auf den Weg gebe.

Zu dem von Herrn Seidel kurz berührten Kapitel der archäologischen Erforschung der Ostkarolinen habe ich die erfreuliche Mitteilung zu machen, dass eine Wiederaufnahme und Weiterführung der von Kubary vor mehr als 30 Jahren begonnenen, leider aber nur auf Nanmatal beschränkten Aufnahme der alten gewaltigen Steinbauten jener Region vom Leipziger Museum für Völkerkunde seit einiger Zeit eingeleitet worden ist. Herr Vizegouverneur Berg hat sich auf meine Anfrage bereit erklärt, die Aufnahme im Auftrage des von mir vertretenen Museums durchzuführen. Die Kosten trägt einstweilen das Leipziger Museum, doch ist das Berliner Schwesterinstitut zu einer Teilnahme an ihnen bereit. Über die Wichtigkeit und die Bedeutung dieser Untersuchung für die Aufhellung der Geschichte und Vorgeschichte Mikronesiens brauche ich wohl kein Wort zu verlieren; sie ist einfach unsere Pflicht.

Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Krämer,** Kiel: Die Bildung der Koralleninseln ist besser erforscht, als aus dem Vortrage hervorging, wie z. B. die Inseln an der Leeseite der Atolle durch Stürme entstanden sind und nicht durch einfache Anwachsung. Auch ist die Bevölkerungsabnahme doch überall da vorhanden, wo weisse Kultur in grösserem Umfange eingedrungen ist. Meist ist die Ausbreitung von Krankheiten durch die Weissen, vornehmlich der Geschlechtskrankheiten, schuld daran. Reichliche Aussendung von Ärzten scheint deshalb besonders geboten.

Rektor **Seidel,** Berlin, bedauert, dass er den Namen und die Verdienste des Regierungsarztes Herrn Dr. Born zu erwähnen vergessen habe. In seinem Vortragsmanuskript sei das geschehen. Er hofft, mit Herrn Dr. Born noch persönlich in Beziehung zu treten, da er manche Fragen, z. B. eine Weibertätowierung auf Oleäi, mit ihm von Mund zu Mund erörtern möchte. Er betont dann die grosse Bedeutung der Bornschen Arbeit über die „Eingeborenen-Medizin", die zu dem besten gehöre, was nach dieser Richtung geleistet sei. Herrn Marinestabsarzt Dr. Krämer stimmt Redner zu, dass durch Schuld der Weissen grosse Verheerungen unter den Eingeborenen angerichtet seien, wofür sich viele Beispiele anführen lassen. Er bittet, dass die ärztliche Mission

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Deutsch-Mikronesien noch bedeutend erweitert werden möge, um Volksgesundheit und Volkskrankheiten aufs gründlichste zu studieren. Was die von Herrn Dr. Krämer erwähnten Inselbildungen — (nach Stürmen) — auf den Korallenriffen anlange, so seien ihm dergleichen ephemere Erscheinungen wohl bekannt. Es handle sich für Dr. Schnee aber nicht um solcherart Eilande, sondern um bleibende Zinnenbekrönungen, die nach Richtung des Riffes weder durch die anschüttende Tätigkeit der Passat- noch der Monsun-Wellen auskömmlich zu erklären seien, sondern, wie Dr. Schnee gefunden, ihr Nährgebiet in der Lagune selber haben müssten.

Dr. **A. Klautzsch,** Lauken: Erfreulicherweise häufen sich in der mir unterstellten Kolonialsammlung der Kgl. Geologischen Landesanstalt zu Berlin die Materialien, die uns den geologischen Bau der Südseeinseln erkennen lassen. Ergänzend zu dem Vortrage des Herrn Seidel bemerke ich, dass alteruptive Gesteine und kristalline Schiefer mir auch von den Salomonsinseln, von Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern vorliegen. Man darf also wohl annehmen, dass wir in dieser Inselreihe einerseits, wie anderseits in Neu-Guinea, die Ränder eines alten Grabeneinbruchs vor uns haben.

Zur geographischen Nomenklatur unserer Südseeinseln.

Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Friedenau.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Als ich seinerzeit von der Anmeldung des eben gehaltenen Vortrags Kenntnis erhielt, hatte ich mir gleich vorgenommen, im Anschluss an diesen Vortrag hier eine Angelegenheit zur Sprache zu bringen, die von Wesenheit ist für unsere Gebiete in der Südsee. Ich beabsichtige, bei Behandlung dieser Frage nicht in viele Einzelheiten einzugehen, sondern ich will die Frage nur grundsätzlich behandeln. Wir hören oft genug betonen, dass zur gründlichen Kenntnis von Landgebieten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine genaue Vermessung notwendig ist, und wir streben nach Möglichkeit gerade eine Vermessung unserer Kolonien an. Von diesen sind bisher am genauesten nicht unbedeutende Teile in der Südsee vermessen; dass das geschehen konnte, rührt einfach daher, dass man es mit Inseln nicht allzu grossen Flächeninhalts zu tun hat.

Was nutzt uns aber die genaue, zunächst lineare Festlegung unserer Südseeinseln, wenn sie durch einen Übelstand in gewissem Sinne illusorisch gemacht wird, einen Übelstand, mit dem man sich schon öfter beschätigt hat, ohne ihn indes bisher haben beseitigen zu können. Wer hat es nicht schon bei uns im Deutschen Reich oftmals unangenehm empfunden, dass wir eine Anzahl gleichnamiger Orte haben? Aber wir haben eine sogenannte postalische Bezeichnung dieser Orte, und ein Nachteil wird vermieden, wenn man diese postalische Bezeichnung anwendet. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten. Will man z. B. nach einem Orte in den Vereinigten Staaten von Amerika eine Sendung machen, so ist bekanntlich unbedingt die Angabe des Staates erforderlich, in dem der Ort liegt, wenn man sicher sein will, dass die Sendung prompt erledigt wird. Schwierig fingen die Verhältnisse sich hier zu gestalten an, als es sich um Erschliessung immer neuer Territorien und um Bezeichnung der in diesen neu gegründeten unzähligen Ortschaften handelte. Die praktischen Amerikaner fanden aber bald den einzig richtigen Weg: man errichtete eine eigene Behörde, die das Erforderliche besorgte. Merkwürdigerweise folgte diesem Beispiel nicht das sonst nicht so unpraktische England, und gerade England hätte bei seinem ungeheueren kolonialen Besitz doch gewiss Ursache gehabt, rechtzeitig eine Regelung der Namengebung eintreten zu lassen. Findet man im Verzeichnis zu Andrees Handatlas doch allein 64 mal den Namen Victoria aufgeführt, und damit ist est noch lange nicht abgetan. Das nur ein Beispiel.

Uns Deutschen nun war es vorbehalten, die Frage der Namengebung allgemeiner in Fluss zu bringen, soweit koloniale Besitzungen in Betracht kamen. Aber nicht die Geographen gaben den Anstoss dazu, dies geschah vielmehr von einem Ethnologen. Professor v. Luschan war es, der die Frage im Juli 1898 anschnitt. Patriotischer Enthusiasmus hatte uns verführt, in der Südsee mit einer Umtaufung zu beginnen, die, wenn sie so weiter ging, geeignet war, eine gründliche Verwirrung herbeizuführen. Dass die Frage von einem Ethnologen angeschnitten wurde, kann nicht wundernehmen, waren doch unsere Südsee-Inseln zu einer geradezu unerschöpflichen Fundgrube für die Ethnologie geworden. Diese wollte es aber nicht mitansehen, dass die grundlegenden Bücher und Karten bald nur noch aus Hieroglyphen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bestehen, bald nur noch zu lesen sein sollten mit Hilfe eines Schlüssels, der dazu auch noch immer beständigem Wechsel unterworfen gewesen wäre.

Im Jahre 1899 griff das anthropologische Institut von Grossbritannien und Irland Luschans Vorschläge auf, es beschränkte sich in einer im Februar 1899 beschlossenen Resolution aber nicht auf die Wissenschaft. In dieser Resolution ist ganz besonders auch hervorgehoben, dass eine Regelung der Namengebung in Kolonien und unzivilisierten Ländern auch von bedeutendem praktischen Wert für den Handel sei.

Nunmehr befasste sich auch die Geographie ernstlicher mit der Angelegenheit, und im September 1899 beschloss der siebente, in Berlin abgehaltene internationale Geographen-Kongress nachstehende Resolution:

1. Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo dies als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee beizubehalten und deshalb mit der grössten Sorgfalt festzustellen.
2. Wo einheimische Namen nicht existieren oder noch nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen.
3. Die willkürliche Änderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muss als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.
4. Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen.

Der Referent äusserte sich seinerzeit in der Plenarsitzung des Kongresses, dass hier ein Punkt vorliege, wo der Internationale Geographen-Kongress sich damit begnügen müsse, seine Sympathie mit dem Inhalt der Resolution auszudrücken. Der Kongress könne nicht etwa eine Kommission einsetzen, die nach gleichen Grundsätzen in den verschiedenen territorialen Gebieten die Namen gäbe, denn die Namengebung gehöre zur territorialen Hoheit.

Es ist klar, dass für uns diese Anschauung nur zum Teil massgebend sein kann, der Geographen-Kongress zu Berlin war ein internationaler, unser Kongress ist ein deutscher; wir haben daher bei dieser Frage nicht nötig, uns mit einer Sympathiekundgebung zu begnügen, wir sind in der Lage, fordern zu können, und zwar auf Grund des unanfechtbaren Satzes, dass die Namengebung, um die es sich hier handelt, zur territorialen Hoheit gehört.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dabei wirft sich die Frage auf, ob in der Südsee betreffs der Namengebung die territoriale Hoheit ausgeübt wird. Diese Frage muss verneint werden. Unter den Begriff der Namengebung fällt selbstredend auch die Umänderung bestehender Namen.

Ich habe vorher betont, dass ich nicht beabsichtige, auf Einzelheiten einzugehen; um die Frage aber, besonders mit Rücksicht auf die vom internationalen Geographen-Kongress gefasste Resolution, auf die ich gleich eingehen werde, zu klären, führe ich kurz folgendes an: Es gibt in unserm Südseegebiet eine Unzahl historischer Einzelnamen, diese sind Gemeingut aller Nationen geworden; es gibt aber auch Inseln, die zwei, drei, ja vier Namen haben, unter diesen befinden sich vielfach ein historischer oder längst vorhandener Name, oder deren zwei neben etwa einem einheimisch sein sollenden, oder solchem, der vielleicht wirklich einheimisch ist.

Unter den historischen Namen kommen englische, französische, spanische und holländische vor. Wieder andere Inseln führen einen Namen, der weder historisch, noch einheimisch, aber schon längst vorhanden gewesen ist, usw. Dieses Chaos ist und wird nun noch immer vermehrt durch willkürlich neu gegebene Namen. Derartig neu gegebene, vielfach einheimische Namen, mögen nun die dortigen weissen Bewohner nicht irritieren, diese gewöhnen sich an die neuen Namen, sie werden ihnen geläufig, und die früheren Namen verschwinden — für sie, aber nicht für andere.. Solche neue Namen verbreiten sich aber allmählich, und so bekommt eine Insel, die schon zwei, drei Namen hatte, noch einen weiteren; die Verwirrung wird immer grösser, und, um zu vergewissern, macht sich eine Erklärung notwendig. Unter einem Namen versteht man aber doch etwas Bestimmtes und nicht eine Erläuterung oder eine Beschreibung.

Im besonderen will ich über einige Namenänderungen nicht rechten, wenn z. B. Neu-Irland und Neu-Britannien jetzt Neu-Mecklenburg beziehungsweise Neu-Pommern heissen, so muss man sich damit schon abfinden. Wenn aber zum Beispiel die nach der englischen Fregatte „Blanche" benannte Blanche-Bay auf Karten in Weisse Bay umzutaufen versucht wird, so ist das widersinnig, denn dann hätte die Bay den Namen Bay blanche führen müssen. Wenn die grösste Insel der Gruppe der Admiralitäts-Inseln jetzt Taui genannt werden soll, so kann ich meinem Freunde Luschan darin nicht folgen, denn, soweit bis jetzt hat festgestellt werden können, gibt es keinen eiheimischen Namen für die ganze Insel; Taui ist, ebenso wie das früher für Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern gebrauchte Tombara und Birara, nur ein kleiner Bezirk der bezüglichen Insel. Es wird sich daher die grösste Insel dieser Gruppe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wohl noch weiter ohne Namen behelfen müssen, gewiss eine eigentümliche Erscheinung. So liesse sich dies ins Unendliche fortspinnen.

Ich komme nun zu der Resolution des internationalen Geographen-Kongresses. Punkt 1 lautet:

> Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo dies als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee beizubehalten und deshalb mit der grössten Sorgfalt festzustellen.

Hierüber kann kein Zweifel obwalten, man soll den vorhandenen gebräuchlichen Namen nicht ändern, man soll sich aber darüber vergewissern.

Punkt 4 lautet: Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen. — Auch dieser Punkt ist klar —: Neu gebildete Namen, unrichtige oder willkürliche, die sich noch nicht in der Literatur oder im Verkehr festgesetzt haben, sollen beseitigt und zutreffende dafür gesucht werden.

Punkt 3 lautet: Die willkürliche Änderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muss als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.

Darüber kann gar kein Zweifel bestehen.

Punkt 2 lautet: Wo einheimische Namen nicht existieren oder noch nicht mit Sicherheit ermittelt sind, sind bis auf weiteres die von den ersten Entdeckern gegebenen Namen anzunehmen.

Nun, ich stehe nicht an, diesen Punkt 2 als eine Schwäche der Resolution zu bezeichnen. Nach diesem Punkt würde, sobald zum Beispiel für eine Insel, die jahrhundertelang einen historischen Namen geführt hat, ein einheimischer Name gefunden wird, dann diesen zu führen haben, während Punkt 3 für die Beibehaltung des historischen Namens unter allen Umständen eintritt. Unter Anwendung des im Punkte 2 Enthaltenen ohne Voransetzung des im Punkte 3 Geforderten wäre der Wiedertauferei aber Tür und Tor geöffnet. Der Wiedertauferei in unserm Südseegebiete muss aber endlich ein Ende gemacht werden; heisst es doch vor einigen Tagen in den Tageszeitungen zum Beispiel von der Insel mit dem uralten Namen Gerrit Denys: Lihua, und in Klammern daneben (das Gerrit Denys der Karten). In einer Korrespondenz drüben heisst die Insel jetzt also schon Lihua, um diesen bisher ganz unbekannten Namen aber schmackhaft zu machen, wird auf die Karte hingewiesen „Lihua — das Gerrit Denys der Karten". Lange wird es nicht dauern, so wird überhaupt nur noch Lihua gesprochen und geschrieben, und bald wird Lihua auch auf den Karten erscheinen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Klammern daneben einige Zeit noch Gerrit Denys, bis auch die Klammer fortfällt, und dann? Dann werden wir einen Schlüssel anlegen, unter L Lihua (Gerrit Denys) eintragen und damit in Zukunft operieren. Möglich, vielleicht wahrscheinlich, dass die Insel aber gar nicht den einheimischen Namen Lihua hat.

Das wird Ihnen, ich möchte sagen — abenteuerlich erscheinen; wer sich aber eingehend mit der Südsee beschäftigt, wird mir zugeben müssen, dass eigentlich schon heute ein Schlüssel notwendig ist.

Und da meine ich, sollte es doch an der Zeit sein, hier endlich Wandel zu schaffen, und zwar dadurch, dass, abgesehen von der Unklarheit, die Punkt *2* der Ihnen vorliegenden Resolution schafft, im übrigen nach 1., 3. und 4. der Resolution verfahren wird. Um diesem Ausdruck zu geben, möchte ich Ihnen folgende Resolution zur Annahme empfehlen:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält die unausgesetzte willkürliche Änderung in der geographischen Nomenklatur unserer Südseeinsel für eine schwere Beeinträchtigung der Geographie, der Ethnologie und anderer Wissenschaften, sowie der Verkehrs- und Handelsverhältnisse.

Die Namengebung gehört aber zur territorialen Hoheit und sollte daher auch nur von dieser ausgeübt werden.

Als Anhalt hierfür werden empfohlen die Punkte 1, 3 und 4 der von dem 7. Internationalen Geographenkongress in seiner Gruppe IIb — Ozeanologie — angenommenen Resolution, mit der Massgabe, dass dort, wo zwei oder mehrere Namen vorhanden sind, diese bis auf einen verschwinden."

Prof. Dr. **Weule,** Leipzig: Zu dem von Herrn Admiral Strauch berührten Punkte der Notwendigkeit eines Nomenklatur-Katalogs der pazifischen Inselwelt erlaube ich mir zu bemerken, dass ein solcher bereits existiert, herausgegeben von Bernice Pauahi, Bishop-Museum in Honolulu. Der stattliche Band dokumentiert am besten die Notwendigkeit einer endgültigen Regelung des Namenwesens in jenem für Wissenschaft und Wirtschaft gleich wichtigen Gebiet. Für den Wirrwarr, wie er heute besteht und leider täglich neu geschaffen wird, bezeichnend sind die Schicksale der Grossen Admiralitätsinsel, um den Strauchschen Namen hier gleich beizubehalten. Admiralitätsinsel hiess sie, bis am Ende des vorigen Jahrhunderts die angeblich einheimische Benennung Taui aufkam. Diese blieb dann einige Jahre; dann machte sie dem Namen Manus Platz; jetzt endlich, vor wenigen Monaten, behauptet Parkinson im „Globus", nicht Manus, sondern Moanus sei der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtige Name. Was nun? Soll man diesen ewigen Wechsel immerfort weiterführen? Wir im Leipziger Museum haben längst unsere Schlussfolgerungen gezogen: wir nennen diese Gruppe, wie auch die andern, einfach mit ihrem ersten Namen.

Zu Punkt 1 der Resolution bemerke ich, dass es nicht immer, und besonders bei grösseren, sprachlich zersplitterten Gebieten nicht möglich sein wird, stets einen einheimischen Gesamtnamen zu entdecken. Ich erinnere nur an den Kongo, an Birara, Tombara und wie die geographischen Begriffe alle heissen, für die wir uns notgedrungen eine konventionelle Benennung konstruieren oder auswählen mussten. Diese Methode wird dann auch in allen derartig gestalteten Fällen fernerhin festzuhalten sein.

Konter-Admiral z. D. **Strauch,** Friedenau, bemerkt, dass das von Herrn Profesor Weule angezogene Werk für die Gegenwart sehr nützlich sein möge, wie lange werde das aber dauern? Der Versuch, für grössere Inseln einen einheimischen Namen zu finden, werde meist vergeblich sein. Man solle daher für solche Inseln moderne Namen annehmen. Hierfür dürfte selbstredend der Name des ersten Entdeckers, falls festzustellen, in erster Linie in Frage kommen.

Marine-Oberstabsarzt Prof. Dr. **Krämer,** Kiel: Die Förderung der linguistischen Studien durch Fachleute, zwecks Namenfeststellung in den Kolonien, muss dringend gefordert werden. Dies zeigt deutlich S a m o a im neuesten Kolonialatlas, wo immer noch falsche Namen zum Beispiel auf Sawaii auftreten. Auch die Veranglisierung von Namen, wie zum Beispiel J a l u i t statt D j a l u t, ist zu vermeiden.

Paul Staudinger, Berlin, bittet, trotz aller Anerkennung der hohen Wichtigkeit der Sprachforschung für die Feststellung der geographischen Ortsnamen, doch diesen Zusatz nicht bei der Resolution anzubringen, da der Inhalt derselben eine reine Verordnungssache darstellt, in dem Zusatz aber eine Angelegenheit angeregt werde, die nur durch eine Geldbewilligung auszuführen sei, daher eine Etatsangelegenheit bilde. Es bestehe nun schon eine Kommission für Rechtschreibung der geographischen Ortsnamen, der er selbst angehöre, und die von seiten des Reichsmarineamts und der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts gebildet werde, allerdings sei diese vorläufig nur für Südwestafrika eingerichtet und noch nicht beratend zusammengetreten. Es werden aber wohl die andern Schutzgebiete in das Bereich der Tätigkeit der Kommission einbezogen werden, eventuell sei eine solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Südsee anzuregen. Es würde sich nun empfehlen, den besprochenen Punkt bei dieser Kommission zu beantragen.

Dr. **Dempwolff,** Berlin: Die Eingeborenen von der Insel Gerit Denys, deren ich einige Hundert gekannt habe, nennen sich selbst „boy belong Lir", oder „boy belong Lihir". Demnach scheint die Bezeichnung „Lihua" ein Schreib- oder Druckfehler zu sein. Hierdurch würde in diesem Beispiel die Verwirrung in der Namengebung noch grösser sein. —

Ueber den gegenwärtigen Stand der afrikanischen Sprachforschung.

Von Professor **Meinhof,** Gr.-Lichterfelde.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich in einem kurzen Vortrag einen Überblick geben soll über die Fortschritte der afrikanischen Sprachwissenschaft mit besonderer Berücksichtigung unserer Kolonien, so kann ich bei der Fülle des Stoffes gar nicht daran denken, etwas Erschöpfendes zu bringen. Ich erkläre aber auch von vornherein, dass dies gar nicht meine Absicht ist, weil ich nicht darauf ausgehe, meine verehrten Zuhörer durch die Aufzählung von allerlei Büchertiteln, Namen und Daten zu ermüden. Abgesehen von der Langenweile, die sich über eine solche Aufzählung auszubreiten pflegt, scheint mir das ziemlich zwecklos. Wer in diesen Dingen arbeiten will, der muss sich aus der einschlägigen Literatur doch besser unterrichten, als ich das in einer halben Stunde tun kann, und für den, der nur einen Einblick in diesen Teil der wissenschaftlichen Arbeit der Gegenwart tun möchte, ist es wichtiger, die wesentlichen Gesichtspunkte zu erfahren, nach denen gearbeitet wird, von gewissen, besonders wichtigen Entdeckungen zu hören und schliesslich auf die vorliegenden Probleme aufmerksam zu werden, als dass er mit einer Fülle von einzelnen Daten überschüttet wird.

Wenn ich also das eine oder andere n i c h t erwähne, was meine verehrten Zuhörer kennen und für erwähnenswert ansehen, so bitte ich für diese Unterlassung um mildernde Umstände. Unsere Kenntnis wächst in extensiver Beziehung von Jahr zu Jahr. Eine grosse Anzahl

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuer Grammatiken, Vokabularien, Textbücher sind erschienen in Sprachen, von denen man bisher nur den Namen und einige dürftige Notizen wusste. Auch in den schon gut bekannten Sprachen, wie Suaheli, Ewe, Duala, erscheinen immer neue Lehrbücher und Hilfsmittel. Ausserdem wächst die Zahl der in den staatlichen und Missionsschulen gebrauchten Lehrbücher, wie Fibeln, Lesebücher, Liederbücher. Ferner wird das Werk der Bibelübersetzung auf immer weitere Sprachgebiete ausgedehnt, und in jedem Jahre erscheinen Teile der Bibel in bisher nicht bearbeiteten afrikanischen Sprachen.

Der wissenschaftliche Wert dieser Literatur ist natürlich sehr verschieden. Zunächst ist es ja ein wissenschaftlicher Fortschritt, wenn wir von einer Sprache, von der wir bisher nichts oder nur den Namen wussten, endlich ein Wörterverzeichnis haben, mag es noch so mangelhaft sein. Ein weiterer erheblicher Fortschritt ist es, wenn wir einen Text in die Hand bekommen, aus dem wir den grammatischen Bau der Sprache erkennen können. Der nächste Fortschritt ist der Versuch einer Grammatik, bis man dann schliesslich nach vielen Irrtümern und Fehlgriffen Wörterbuch, Grammatik und Texte erhält, in einer Form, die einigermassen den Anforderungen moderner sprach-wissenschaftlicher Forschung entspricht.

Die Mitarbeit der Forschungsreisenden an dieser Arbeit ist gering, ihre Aufzeichnungen haben in der Regel nur den Wert des ersten Versuchs und werden bald überholt. Die deutschen Beamten haben in Ostafrika und Togo einige schätzenswerte Beiträge gegeben, in Kamerun sind die Beiträge von dieser Seite dürftig, in Südwestafrika fehlen sie ganz. Der weitaus grösste Teil der einschlägigen Literatur ist von der Mission geschaffen.

Es ist mir hier eine liebe Pflicht, der Arbeit des Missionars Spieth Erwähnung zu tun, der mehr als 20 Jahre in der Kolonie Togo gewirkt und diese Zeit benutzt hat, um eine Sammlung von Mitteilungen über Sitte, Recht, Religion und Geschichte des Ewevolkes anzulegen, die an Umfang und innerem Wert in der Afrikaliteratur nicht ihresgleichen hat. Da diese Sammlung zum grossen Teil in Ewesprache angelegt ist, bietet sie dem Forscher ein ganz unschätzbares Material. Die Drucklegung hat dank der Beihilfe des Kolonialamtes bereits begonnen.

Neben diesem extensiven Fortschritt, der selbstverständlich auch von der Sprachwissenschaft mit Aufmerksamkeit verfolgt wird, geht der andere, den ich als den eigentlich wissenschaftlichen Fortschritt bezeichnen möchte: die intensive Durcharbeitung des gesammelten Stoffes. Dieser Teil der Arbeit muss fast ganz in der Heimat getan werden. So, wie der Zoologe und Botaniker in Afrika sich mit der Sammlung seiner Objekte begnügt und ihre Bearbeitung und Eingliede-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rung in der Heimat vornimmt oder vornehmen lässt, so ist es auch im Gebiet der Sprache. Die Ungunst des Klimas, die Last anderweiter Arbeiten, die Schwierigkeit, Literatur zu erhalten, hindern die wissenschaftliche Forschung in den Tropen ungemein. Sie wird deshalb besser und vollständiger in der Heimat geleistet.

Wie aber der zoologische und botanische Sammler neue Gesichtspunkte für seine Sammlungen aus den Resultaten der europäischen Wissenschaft erhält, so wird auch der praktische Sammler in der Linguistik die Resultate der heimischen Wissenschaft aufmerksam verfolgen, um nicht immer wieder denselben Fehler zu machen und vor denselben Problemen stehen zu bleiben.

Als einen eminenten Fortschritt in diesem Sinne betrachte ich die Völkerpsychologie von Wundt, deren Lektüre ich jedem Forscher in exotischen Sprachen dringend empfehle.

Wenn die Sprache wirklich der vollkommenste Ausdruck des Gedankens ist, den es gibt, und wer wollte daran zweifeln, dann wird aus der Sprache die geistige Art eines Menschen am besten erkannt. Ich werde dann also die Sprache auch nicht trennen können von der ganzen Vorstellungswelt, in der ein Volk lebt. Um sie zu verstehen, werde ich nicht die Kategorien lateinischer, griechischer oder deutscher Grammatik anwenden, sondern mich bemühen, die in dieser Sprache selbst liegenden Gesetze zu finden. Wundt hat gänzlich von den für uns herkömmlichen grammatischen Formen abgesehen und die allgemeinen Gesetze menschlicher Rede aufgestellt.

Es ist nun nicht zweifelhaft, dass die heutigen Kultursprachen Europas sich aus andern Sprachformen entwickelt haben. Die sprachvergleichenden Heroen des vorigen Jahrhunderts haben die Bedeutung des Sanskrit für die europäische Sprachwissenschaft erkannt. Wundt macht nun darauf aufmerksam,*) dass ja auch das Sanskrit nicht der Anfang der Dinge ist, sondern das Resultat einer wahrscheinlich langen Entwickelung. Wenn wir also die menschliche Sprache besser als bisher verstehen wollen, so dürfen wir nicht beim Sanskrit stehen bleiben, sondern müssen Sprachformen untersuchen, die noch ursprünglicher sind. Die akademische Sprachwissenschaft hat bisher gegenüber den Sprachen von Völkern niederer Kultur ein gewisses Misstrauen kaum überwinden können, besonders die literaturlosen Sprachen standen eigentlich ausserhalb der wissenschaftlichen Beachtung. Das ist jetzt anders geworden. Ein Teil der Forscher hat sich davon überzeugt, dass jede Literatursprache ja ein Kunstprodukt ist, und dass für

*) Vergl. Wilh. Wundt, „Sprachgeschichte und Sprachpsychologie". Leipzig 1901.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Erkenntnis der wirklichen Sprache die mündliche Rede, und zwar der Volksdialekt, das wichtigste Forschungsobjekt ist. Sprache kommt eben von Sprechen her und nicht von Schreiben.

Man hat sich ferner überzeugt, dass die Sprachen literaturloser Völker nicht regelloser, sondern zumeist regelmässiger sind, als die Literatursprachen, dass also gerade hier die wissenschaftliche Untersuchung Aussicht auf sichere Resultate hat.

Damit hat unsere unscheinbare afrikanische Sprachwissenschaft, die bisher eigentlich nur praktischen Zielen diente, eine neue Bedeutung für die wissenschaftliche Forschung im allgemeinen bekommen.

Übrigens war jenes Misstrauen der älteren Philologie gegen die grammatischen Arbeiten in literaturlosen Sprachen doch nicht so ganz unbegründet, wie es hiernach scheinen könnte. Während nämlich die Orthographie der Literatursprachen von Leuten erfunden waren, die diese Sprache als ihre Muttersprache gebrauchten, wurde die Schreibung literaturloser Idiome von Leuten bewirkt, die hier auf fremdem Gebiet arbeiteten. Mag man von der aufgewandten Sorgfalt noch so hoch denken, die Erfahrung lehrt uns, dass niemand imstande ist, in fremder Zunge all die feinen Unterschiede zu hören, die der Eingeborene mühelos hört. Jede Orthographie, die von Fremden erfunden ist, bringt also das Lautsystem einer Sprache mangelhaft zum Ausdruck und gibt n i c h t ein einwandfreies Bild von ihrer Art.

Es liegt auf der Hand, dass wissenschaftliche Untersuchungen, die mit so wenig zuverlässigem Material geführt werden, nur sehr geringe Aussicht auf gute Resultate haben. Aber auch das hierauf begründete Misstrauen der Philologen hat doch in neuerer Zeit erheblich an Berechtigung verloren.

Es war zuerst der berühmte Ägyptologe Lepsius, der auf die Notwendigkeit besserer Lautbeobachtungen aufmerksam machte und in seinem Standard-Alphabeth ein Hilfsmittel hierzu den praktischen Forschern in die Hand gab; v. d. Gabelentz und Steinthal wirkten in demselben Sinne. In Afrika wurden diese Vorschläge nicht allgemein befolgt, und wo man sie befolgen wollte, nicht immer verstanden.

Drei Männer waren es aber, die jene Gedanken praktisch weiterführten: ein Philologe, Dr. Bleek, und zwei Missionare Christaller und der noch lebende Endemann. Ausserdem hat Leo Reinisch in einer von den Genannten etwas abweichenden Form, aber mit ausserordentlichem Fleiss und Sachkenntnis die exakte Lautbeobachtung afrikanischer Sprachen gefördert. Auf Grund dieser und anderer Vorarbeiten ist es mir möglich gewesen, das System von Lepsius weiter auszubilden und für den Bedarf der afrikanischen Linguistik brauchbar zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dabei kamen mir die Fortschritte der Lautphysiologie, wie sie uns die letzten Jahrzehnte gebracht haben, natürlich wesentlich zu statten. Da ein nicht geringer Teil der Forscher in afrikanischen Sprachen sich meinem System angeschlossen hat, steht zu hoffen, dass die Lautbeobachtung immer präziser wird, und dass das uns mitgeteilte Sprachgut, für dessen Sammlung wir jetzt auch oft die Mitarbeit von geschulten Eingeborenen zur Verfügung haben, immer mehr an Zuverlässigkeit gewinnt. Ich kann aber allen, die sich mit der Aufnahme neuer Sprachen und dem Studium der bereits bekannten befassen, nicht dringend genug abraten, das nur mit empirischen Mitteln zu tun. Die afrikanischen Sprachen haben derartige phonetische Besonderheiten, dass auch ein tüchtiger Sachkenner oft erst nach längerer Mühe den Sachverhalt herausbringt. Da ist mit dem Können eines ungeschulten Ohres nicht viel ausgerichtet.

Bei der grossen Fülle des Stoffes — wir kennen etwa 600 Sprachen in Afrika, ist der Wunsch nach Gruppierung des Zusammengehörigen berechtigt. Alle wissenschaftliche Forschung strebt ja von der Einzelbeobachtung zum Ganzen, zum System.

Man kann ein solches System nach zwei verschiedenen Methoden aufstellen — synthetisch und analytisch. Bei der synthetischen Methode stelle ich gewissermassen erst die Rubriken her, in die die Einzelbeobachtungen einzutragen sind — bei der analytischen verknüpfe ich die Einzelbeobachtung mit Aehnlichem zu kleinen, später zu grösseren Gruppen und finde so schliesslich die grossen Kategorien, in die sich das Ganze teilt. Selbstverständlich treten in Wirklichkeit beide Methoden nie ganz rein auf. Auch der rabiateste Synthetiker hat ja doch irgendwelche Kenntnis seines Objekts, ehe er sein System aufstellt, und anderseits wird auch der vorsichtige Analytiker in seinen Aufstellungen Lücken behalten, die er schliesslich durch Hilfslinien ausfüllt, deren Berechtigung sich nur synthetisch verstehen lässt.

Der Ägyptologe Lepsius versuchte eine Systematisierung der afrikanischen Sprachen, die im wesentlichen synthetisch ist. Er unterschied zwei Sprachgruppen — die nordafrikanische, die Hamiten, und die südafrikanische, die Bantu.

Alle übrigen afrikanischen Sprachen, besonders die Sudansprachen, sind nach ihm nur aus der Mischung dieser beiden Sprachgruppen entstanden, selbstverständlich mit Ausschluss der semitischen Sprachen, die als ursprünglich asiatisch angesehen werden.

Diese Anschauung hat längere Zeit die praktischen Arbeiter beherrscht — soviel ich sehe, nicht zu ihrem Vorteil:

Bleek hat den Versuch gemacht in einer Grammatik Bantusprachen und Hottentottendialekte zu behandeln — das Buch liest sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so ähnlich, wie wenn jemand Türkisch und Deutsch in derselben Grammatik behandeln wollte — man wird den Eindruck nicht los: Hier ist zusammengeworfen, was absolut nicht zusammengehört.

Christaller hat mit Bienenfleiss in den Sudansprachen gearbeitet und ein ausgezeichnet sorgfältig bearbeitetes Material für mehrere Sprachen hinterlassen. Aber seine systematischen Versuche standen unter der Vorstellung, dass Bantu und Sudansprachen verwandt wären — und so ist er über einige Einzelbemerkungen nicht hinausgekommen.

Anders als Lepsius hat Friedrich Müller die Sache angegriffen. Er scheute sich nicht, eine grosse Anzahl von einzelnen Gruppen anzunehmen, die er einstweilen nebeneinander stellte, wobei er es der ferneren Zukunft überliess, hier weitere Verbindungen zu suchen. Das ist vorsichtiger, und ein erheblicher Teil seiner Aufstellungen hat sich für Afrika als richtig erwiesen. Allerdings liegt bei ihm ein Prinzip vor, dem wir nicht beipflichten können, er gewinnt die Haupt-Sprachgruppen, indem er anthropologische Gesichtspunkte herbeizieht, also solche, die streng genommen ausserhalb der Sache liegen.

Ich bin davon überzeugt, dass die Linguistik von der Anthropologie und Ethnographie manche Anregung erhalten kann, und umgekehrt — aber es ist kein Zweifel, dass ein methodischer Fehler vorliegt, wenn bei linguistischen Untersuchungen anthropologische Gesichtspunkte verfrüht herbeigezogen werden.

Nach Friedrich Müller gruppieren sich nun die Sprachen Afrikas wie folgt:

1. Semitische Sprachen. Zu ihnen gehörte seinerzeit das Punische, das in Karthago gesprochen wurde, ferner das Äthiopische, das als Kirchensprache in Abessynien unsern Philologen und Theologen wohl bekannt ist. Dahin gehören ferner die heutigen semitischen Dialekte von Abessynien, in erster Linie Amharisch und Tigré. Dahin gehört ferner das Arabische, das ganz Nordafrika überflutet und einen Teil seiner Sprachen verdrängt hat und auf viele Sprachen von Nord-, Zentral- und Ostafrika einen nachhaltigen Einfluss gehabt hat. Sogar im Nama in Südwestafrika lassen sich noch arabische Spuren sicher nachweisen.

2. Hamitische Sprachen. Zu ihnen rechnet F. Müller die ausgestorbenen Sprachen, das Ägyptische und das davon abstammende Koptische, ferner die flektierenden Sprachen der Nordafrikaner, die nicht Semiten sind.

3. Neger-Sprachen. Hier sind alle im Sudan gesprochenen nichthamitischen Sprachen zusammengefasst, deren Verwandtschaft untereinander aber zum Teil noch zweifelhaft bezw. unwahrscheinlich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

4. Die Nuba-Fula-Sprachen. Bei einem Teil der Sudansprachen fanden sich Eigentümlichkeiten, die im Nuba wiederzukehren schienen. Allerlei anthropologische Unterschiede der betreffenden Stämme von den Negern und den Hamiten bestimmten den Forscher, hier eine besondere Gruppe anzunehmen, zu der, wie der Name sagt, besonders die Nuba und die Stämme der Fulbe gehören.

5. Die Bantu. Ihre Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe, die den grössten Teil von Zentral- und Südafrika umfasst, ist unbestritten.

6. Die Hottentotten-Buschmanngruppe. Hier werden die Hottentotten, die Buschleute, die Pygmäen- und Helotenstämme Afrikas zusammengefasst; die Frage nach ihrer Verwandtschaft untereinander bleibt dabei mehr oder weniger offen.

Soviel ich sehe, liegt die Sache einfacher, als F. Müller annahm. Durch die unermüdlichen Arbeiten von Leo Reinisch sind die östlichen Hamitensprachen eine nach der andern uns zugänglich geworden. Das beste und ausführlichste bringt der gelehrte Forscher in seiner Bearbeitung des Somali, die von der Kaiserlichen Akademie in Wien herausgegeben ist. Das Werk bildet die Basis der weiteren Forschung. Es war seinerzeit das Verdienst des so früh dahingeschiedenen Afrikaforschers Dr. A. W. Schleicher, den Zusammenhang des Somali mit den Nuba-Fulasprachen nachgewiesen zu haben. Der Zusammenhang des Somali mit den Hamitensprachen ist aber von Reinisch völlig unwiderleglich erwiesen. Daraus folgt mit Sicherheit, dass die Hamitensprachen eben mit jenen Nuba-Fula zusammenhängen, und dass die Berechtigung, eine besondere Sprachgruppe aufzustellen, recht zweifelhaft wird. Wie nun der Anthropologe sich beim Studium der Hamitenvölker der Vorstellung schwerlich wird entziehen können, dass die hellfarbigen Hamiten des Nordens durch allerlei Uebergänge der Hautfarbe, der Haarbildung und des übrigen Körperbaus zu den Negern des Sudan gewissermassen hinleiten — so geht es eben auch dem Linguisten.

Mag es sich nun um Entwickelungsstufen oder, was ich für wahrscheinlicher halte, um Mischungen ursprünglich verschiedener Sprachgruppen oder um beides zugleich handeln — jedenfalls haben wir mit einer grossen Anzahl von Uebergangsformen zu rechnen. Damit würde dann die Nuba-Fula-Rasse und -Sprachgruppe verschwinden, und wir hätten an ihre Stelle zu setzen: Mischung von Hamiten- und Sudansprachen.

Damit wird erklärt, warum sonst verwandte Sprachen in ganz wichtigen Merkmalen voneinander abweichen, wie z. B., dass die eine das grammatische Geschlecht kennt, die andere nicht. Damit ist auch z. B. für das Verständnis des Masai und der ihm verwandten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sprachen, die uns in Deutsch-Ostafrika interessieren, eine sichere Unterlage gewonnen.

Die vielen Übereinstimmungen des Masai mit den Hamitensprachen sind dann erklärt, und ebenso ist klar, dass Teile der Masaisprache wieder erheblich von den Hamitensprachen abweichen. Das schöne Werk von Hollis über die Masai gibt uns die Möglichkeit, die Sache in Musse zu studieren.

Soll aber die Berührung der Hamitensprachen mit den Sudansprachen klargestellt werden, dann bedarf es nicht nur einer gründlichen Erforschung des ersteren, sondern auch des zweitgenannten Gebietes.

In dieser Beziehung sind wir einen erheblichen Schritt weiter gekommen.

Soviel ich sehe, war es zuerst Reinisch, der die Eigentümlichkeit einer Sudansprache, des Teda, sah, dass sich die Sprache in einsilbige Wurzeln zerlegen lässt. Steinthal hat bei Betrachtung der Mande-Neger-Sprachen ähnliche Gedanken ausgesprochen, aber er weist diese Betrachtung ab, indem er sie für einen abschüssigen Weg hält. Neuerdings hat nun Westermann am Ewe in unserer deutschen Kolonie Togo den Nachweis geführt, dass hier tatsächlich die ganze Sprache in einsilbige Wurzeln zerfällt. Damit haben wir einen ganz neuen Gesichtspunkt für die Beurteilung der Sudansprachen gefunden. Sie wollen im wesentlichen als isolierende Sprachen aufgefasst sein. Jede afrikanische Sprache also, die wir als isolierend erkennen, wird schon um deswillen als den Sudansprachen nahestehend angesehen werden müssen, mag sie auch sonst in ihrem Bestand an Wurzeln keine nähere Verwandtschaft mit dieser Sprachgruppe zeigen.

Damit zerfallen für uns die afrikanischen Sprachen, abgesehen von den semitischen Dialekten, nun in drei grosse Gruppen:

1. Die hamitischen Sprachen. Dieselben haben das grammatische Geschlecht, ähnlich den semitischen Sprachen. Dass hier das männliche Geschlecht vielfach das Grosse, Starke, auch das Hohe, das weibliche das Kleine, Breite bezeichnet, und dass man z. B. die Nase, den Stein, den Baum je nachdem mit männlichem oder weiblichem Artikel versehen kann, wird von vielen Sprachforschern als eine niedere Art der Genusbezeichnung angesehen. Ich kann dem nicht beipflichten. Hier ist die Genusbezeichnung noch verstanden, und der Redende weiss, warum er sie anwendet, in europäischen Sprachen ist sie vielfach unverstandenes Rudiment. Nach meiner Meinung liegt auf der Hand, dass wir hier den Vorgang beobachten können, wie die Menschheit auf das grammatische Geschlecht zuerst gekommen ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausserdem haben die Hamiten-Sprachen meist sehr komplizierte Pluralbildungen, die an den pluralis fractus der Araber erinnern.

Die 2. Gruppe sind die obengenannten Sudanneger-Sprachen, die wir im wesentlichen als isolierend ansehen. Hier fehlen alle Formen der Flexion, man fügt nur Wurzeln aneinander, die zum Teil nominal, zum Teil verbal, zum Teil beides sind. Nicht einmal die Pronomina scheinen sich hier fest ausgebildet zu haben, denn die Sprachen gehen auch hierin stark auseinander.

Die 3. Gruppe sind die Bantusprachen, die durch eine ganz eigentümliche grammatische Konstruktion klar und scharf von den beiden andern Gruppen geschieden sind.

Ausserdem gibt es eine Anzahl Mischsprachen.

Hamitische Spuren sind in manchen Bantusprachen sicher nachzuweisen; von der Mischung der hamitischen und Sudansprachen war schon die Rede, die Bantusprachen nordwestlich vom Kongo, einschliesslich des Duala in Kamerun, sind offenbar stark von Sudansprachen beeinflusst. In den Sudansprachen von Oberguinea lassen sich umgekehrt Bantureste sicher feststellen.

Wie steht es mit den Sprachen der Pygmäen, Buschleute und Helotenstämme? Was wir von Pygmäensprachen bisher erhalten haben, unterscheidet sich nicht wesentlich von den Sprachen der benachbarten Sudanneger. Die Sache kann so zusammenhängen, dass diese Proben eben gar kein Pygmäensprachgut sind — und dass die Forscher absichtlich von den Pygmäen getäuscht wurden. Das ist natürlich nicht absolut ausgeschlossen, aber ich glaube, es ist nicht unwahrscheinlich, dass eine Sprachverwandtschaft mit den Sudansprachen tatsächlich besteht. Ist doch gar kein Zweifel, dass die Buschmannsprachen isolierend sind, wie schon Wundt gesehen hat. Damit würden diese ganzen Buschmann-Pygmäen-Sprachen in einem, wenn vielleicht auch entfernteren Verwandtschaftsverhältnis zu den Sudansprachen stehen. Für eine exakte Vergleichung fehlt es uns an Material.

So bleibt uns schliesslich noch die Frage nach der Sprache der Hottentotten. Dieselbe enthält zweifellos eine isolierende Sprachschicht, die schon deshalb stark an die Buschmannsprachen erinnert, weil sie die Schnalze mit ihnen gemeinsam hat. Aber über diese isolierende Sprachschicht ist eine ganz andere gewoben, die so handgreiflich an die Hamitensprachen Nordafrikas erinnert, dass ich nicht den Mut habe, diesen Zusammenhang zu leugnen — andere vertreten eine andere Meinung — wie kürzlich erst mein verehrter Mitarbeiter Planert. — Ich glaube um so mehr, dass die Hottentottensprache eine Mischung von Hamiten- und Buschmannsprache ist, als auch die Anthropologen und Ethnographen über die Hottentotten eine ähnliche Meinung haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachdem wir so uns in den Fragen der Systematik orientiert haben, möchte ich noch einiges Bemerkenswerte aus den einzelnen Sprachgebieten hervorheben.

Das semitische Sprachgebiet hat seit längerer Zeit die sachkundigste Bearbeitung durch die deutschen Gelehrten gefunden. Bemerkenswert scheint mir dabei, dass die vergleichende Sprach-Wissenschaft grade aus dem afrikanischen Zweig der semitischen Sprachen Licht über die Entstehung der Verbalformen erhalten hat. Neuerdings hat Professor Grimme*) in Freiburg versucht, für die Lautlehre der semitischen Sprachen neue Gesichtspunkte aus dem Äthiopischen zu gewinnen. Mag an seinen Ausführungen im einzelnen manches anfechtbar sein, so glaube ich doch, dass beachtenswerte Gedankengänge hierin vorliegen; hat das Äthiopische in grammatischer Hinsicht manche altertümliche Bildung bewahrt, die anderswo verloren gegangen ist, dann ist es jedenfalls nicht unwahrscheinlich, dass es auch in phonetischer Hinsicht ursprünglicher ist als andere semitische Sprachen. Diese afrikanischen Semiten sind uns neuerdings durch die abessynische Expedition näher gerückt, und es ist sehr erfreulich, dass auch ein deutscher Semitist diese Expedition begleitet hat. Wir dürfen auch davon eine Förderung unserer wissenschaftlichen Erkenntnis erhoffen.

Die Verdienste von Reinisch um die Hamitensprachen habe ich schon wiederholt erwähnt. Dass auch ein Gelehrter, wie Praetorius, begonnen hat, sich mit diesem Sprachgebiet zu beschäftigen, ist hochbedeutsam.

Da ich oben das Ägyptische mit unter die Hamitensprachen gerechnet habe, kann ich dieses Sprachgebiet, in dem die deutsche Wissenschaft so hervorragendes geleistet hat, nicht mit Stillschweigen übergehen. Ich kann mich hier aber natürlich nicht auf Details einlassen.

Nur auf eins möchte ich aufmerksam machen. Soviel ich sehe, geht aus den Arbeiten von Reinisch mit Sicherheit hervor, dass das Ägyptische mit den andern Hamitensprachen verwandt ist und mit ihnen vieles gemeinsam hat, was diese Sprachengruppe klar von den Semitensprachen trennt. Wenn das richtig ist, so eröffnet sich hier für den Sprachforscher ein Arbeitsfeld von ungeahnter Bedeutung. Keine Sprache lässt sich ja geschichtlich so weit zurück verfolgen wie das Ägyptische, und wenn nun tatsächlich, wie ich nicht bezweifle, über Nordafrika bis in den Sudan hinein, ja bis Deutsch-Ost-Afrika, Kamerun und Togo Sprachen verbreitet sind, die aus gleichem Stamme ent-

*) Hubert Grimme, Theorie der ursemitischen, labialisierten Gutturale. Z. D. M. G. 1901, p. 407 ff.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprossen sind, bezüglich einmal unter ägyptischem Einfluss gestanden haben, dann wird bei der Durchforschung dieses ungeheuer grossen Materials für das Verständnis des Ägyptischen, wie für das Verständnis der modernen Hamitensprachen viel zu gewinnen sein.

Indessen hervorragende Forscher denken anders über die Sache. Im Jahrgang 1893 der Z. D. M. G.*) hat Professor A. Ermann den Beweis zu führen gesucht, dass das Ägyptische im wesentlichen nichts anderes ist, als eine abgeschliffene Semitensprache. Ich kann mich seinen Ausführungen nicht anschliessen, da nach meiner Meinung nach derselben Methode jede andere Hamitensprache als semitisch angesehen werden kann.

Es ist ja nicht zu leugnen, dass sämtliche Hamitensprachen, auch abgesehen von dem Lehngut, starke Ähnlichkeiten mit den Semitensprachen haben, aber es bleiben dabei doch starke Unterschiede — vor allem, dass die Hamitensprachen biliteral und die Semitensprachen triliteral sind. — Gewiss, man kann die biliteralen Stämme als entstanden durch Abschleifung aus triliteralen ansehen; aber logisch möglich und im allgemeinen wahrscheinlicher ist doch auch das Gegenteil, dass die triliteralen Stämme Erweiterungen der biliteralen sind. Dann wären die Hamitensprachen nicht abgeschliffene Semitensprachen, sondern sie stellten einen Zustand dar, aus dem sich die Semitensprachen erst entwickelt haben.

Mag die Sache sein, wie sie will, für die moderne afrikanische Linguistik ist jedenfalls zu raten, dass man erst einmal die Hamitensprachen einschliesslich des Ägyptischen unter sich vergleicht, ehe man die Frage nach dem Zusammenhang zwischen Semiten und Hamiten erörtert.

Für die mit Negersprachgut vermischten Hamitensprachen hat neuerdings ausser dem schon genannten Hollis Johnston sehr tüchtiges Material gesammelt, das auch für Deutsch-Ostafrika Bedeutung hat. Das Haussa hat neuerdings durch Mischlich und Prietze Bearbeitung gefunden, im Fulbe ist noch viel zu tun übrig, nicht minder in den andern Sprachen im Hinterland von Kamerun, die wie das Wute vielleicht mit dem Fulbe zusammenhängen.

Im Gebiet der Sudansprachen waren bis vor kurzem die Werke von Christaller das beste, was wir hatten. Durch Westermanns Wörterbuch der Ewesprache ist nun auch die Hauptsprache der deutschen Kolonie Togo würdig dargestellt.

Auch hier musste durch exakte Lautbeobachtung und besonders durch die Fixierung der musikalischen Töne erst eine sichere wissen-

*) Vgl. auch Sitzungsberichte der k. preuss. Ak. d. Wiss. zu Berlin 1900. „Die Flexion des ägyptischen Verbums."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftliche Grundlage gelegt werden. Wir dürfen hoffen, dass wir darauf weiter bauen können und nachweisen, dass eine Reihe von Sprachgebieten hier zusammengehören, deren Einheit man bisher nicht sah.

Im Bantugebiet ist durch meine Lautlehre das von Bleek und Endemann begonnene Werk weitergeführt. Nachdem ich die wichtigsten Lautgesetze gefunden hatte, besonders im Vokalsystem, konnte nun der Forscher nach klaren Gesichtspunkten seine Aufgabe angreifen. Das hat zu einer ganzen Anzahl von Bearbeitungen von Bantusprachen geführt, die in unsern Kolonien gesprochen werden, von denen mehrere schon im Druck erschienen sind, andere erst im Manuskript vorliegen. Ich nenne die Arbeiten von Schumann, Fokken, Brutzer, Roehl, Dahl, Wolff, Schuler, Dorsch im Konde, Dschaga, Kamba, Shambala, Namwezi, Kinga, Duala, Nkosi.

Hierbei hat mein Bantu-Stammwörterverzeichnis, obwohl es natürlich noch unvollständig ist, sich als brauchbar erwiesen.

Zu den von Bleek gefundenen Nominalklassen sind auf Grund der Arbeiten von Bentley, Schwellnus und Wolff noch drei weitere hinzugekommen. Die Verbalstämme und die Pronomina sind in einer gewissen Vollständigkeit erkannt. Im übrigen bleibt aber sowohl im Verbum wie im Pronomen noch ausreichend Gelegenheit zu weiterer wissenschaftlicher Untersuchung.

Eine Reihe von Forschern, wie z. B. Mohl und der um das Kirundi sehr verdiente v. d. Burgt hat sich der Auffassung angeschlossen, die P. Torrend in seiner vergleichenden Grammatik der südafrikanischen Sprachen gegeben hat. Auch mein sehr verehrter Freund, der Privatdozent Herr Dr. Fink, der an der Berliner Universität im Sommer 1904 ein Kolleg über vergleichende Grammatik der Bantusprachen gelesen hat, ist, soviel mir bekannt, im wesentlichen Torrend gefolgt. Obwohl ich den Wert dieser Studien als Materialsammlung nicht verkenne, habe ich mich mit dieser nicht auf exakter Phonetik begründeten Methode sprachvergleichender Arbeit nie befreunden können, und ich bin davon überzeugt, dass viele ihrer Hypothesen fallen werden, z. B. die sehr überraschende, die Herr Dr. Fink selbstverständlich nicht anders beurteilt, als ich selbst, dass die Präfixe der Bantusprachen aus den ersten 4 Kapiteln der Genesis zu erklären sind. Wir finden den näheren Nachweis hierüber in Bd. VII der Mitt. des Sem. f. or. Sprachen. Eben erhalte ich die Anzeige, dass der bekannte Verfasser eines Suaheli-Wörterbuchs, Sacleux, einen Versuch einer Lautlehre für afrikanische Sprachen herausgegeben hat.*) Ich habe

*) Sacleux, C. Essai de phonétique, av. son application à l'étude des idiomes africains. Paris. Welter 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Buch noch nicht gesehen und kann darum darüber nichts Näheres mitteilen.

Wieder andere verzichten auf jede sprachvergleichende Arbeit, und kommen also nur als Sammler, nicht als Männer der Wissenschaft in Betracht.

Kein geringerer als Wundt*) machte darauf aufmerksam, welche Bedeutung es für die allgemeine Sprachwissenschaft hat, dass im Bantugebiet die Gesetze der Lautverschiebung beobachtet werden. Die Kenntnis dieser Lautverschiebung hat übrigens neben dem wissenschaftlichen noch den praktischen Wert, dass sie die Erlernung der Sprachen wesentlich erleichtert für den, der die Gesetze beherrscht.

Das Hottentottische hat in einer jetzt im Druck erschienenen Grammatik von Planert eine neue, recht brauchbare Bearbeitung gefunden. Im übrigen ist das Werk von Krönlein bisher unerreicht.

Das Buschmannsprachgebiet besitzt heute noch in Miss Lloyd, der gelehrten Schwägerin von Dr. Bleek, eine Kennerin ohnegleichen. Ich hoffe noch immer, dass es ihr möglich sein wird, aus ihren Sammlungen uns etwas mitzuteilen. Ist doch in Südafrika das Volk und die Sprache der Buschleute so sehr im Schwinden, dass es ein unersetzlicher Verlust für die Wissenschaft wäre, wenn diese wertvollen Aufzeichnungen nicht gedruckt würden.

* * *

Welche Aufgaben stellt uns nun die afrikanische Linguistik für die Folgezeit?

1. Die erste Frage lautet kurz: Woher stammen die Bantu? Es ist eigentlich ein Problem ohnegleichen in der Linguistik. Da ist mitten unter den ganz anders gearteten afrikanischen Sprachgruppen diese eine mit ihrer streng logisch geordneten Grammatik, die man auf den ersten Blick erkennt — kann man doch in 10, höchstens 15 Minuten feststellen, ob ein Mensch eine Bantusprache spricht oder nicht. Wie Pallas Athene gewappnet und gerüstet aus dem Haupt des Zeus sprang, so steht sie da, ohne Zusammenhang mit den andern Sprachen. Ist sie in Afrika genuin entstanden? Ist sie eingewandert und woher? Das sind die Fragen, auf die wir Antwort suchen.

2. Wir haben oben schon davon gesprochen, welche Fragen sich ergeben über den Zusammenhang von Semiten und Hamiten. Wenn man bedenkt, wie stark die beiderseitigen Kulturen sich seit Menschengedenken beeinflusst haben, wird man verstehen, wie stark auch der Einfluss der Sprachen aufeinander sein musste. Dadurch wird aber

*) A. a. O. p. 30, 58.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Auffindung des vermuteten Urzusammenhanges erheblich erschwert.

3. Wir brauchen ein Stammwörterverzeichnis der Hamitensprachen — eine Aufgabe, die des Schweisses der Edeln wert ist.

4. Wir brauchen ein Stammwörterverzeichnis für die Sudansprachen. Mit den Vorarbeiten hierzu ist bereits begonnen.

5. Wir möchten über die Pygmäensprachen sichere Auskunft haben und untersuchen können, inwieweit die Buschmannsprachen mit ihnen zusammenhängen.

6. Die fremdsprachlichen Elemente in den verschiedenen Gruppen und im Zusammenhang damit die Mischsprachen verdienen besondere Berücksichtigung und Beurteilung — ich erinnere noch einmal an das Fulbe.

Wenn diese grossen wissenschaftlichen Aufgaben, vor denen wir stehen, wirklich gelöst werden sollen, so halte ich dazu folgendes für notwendig, und würde mich freuen, wenn ich die Zustimmung der verehrten Anwesenden fände.

1. Wir brauchen eine Zeitschrift für afrikanische Sprachen. Dass die bisher in dieser Richtung gemachten Anläufe nicht von Dauer gewesen sind, darf uns nicht mutlos machen. Unsere vorhandenen Zeitschriften reichen für diesen Zweck nicht aus, und an Stoff fehlt es nicht.

2. Wir müssen der Ansicht zum Siege verhelfen, dass alle praktische Arbeit in afrikanischen Sprachen, wie sie die koloniale Tätigkeit mit sich bringt, auf den toten Punkt kommt, wenn sie nicht fortgesetzt durch die wissenschaftliche Arbeit belebt wird. Selbstverständlich ist umgekehrt nicht zu leugnen, dass die wissenschaftliche Arbeit ihr Material von der Praxis erhält.

Helfen Sie also mit dazu, dass die Bedeutung der Wissenschaft für die Kolonien immer klarer erkannt wird. Je besser wir den Afrikaner kennen, desto besser werden wir verstehen ihn zu bilden zu seinem eigenen Wohl und zum Nutzen des deutschen Vaterlandes.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Ausser innerafrikanischen Zusammenhängen müssen auch ausserafrikanische erwogen werden, namentlich solche mit asiatischen Sprachen. Die kuschitischen und die Berber-Sprachen mögen mit kaukasischen (Georgisch usw.), die Bantu mit Persisch und Malaiisch, Hottentottisch mit Tai verwandt sein.

Prof. **Meinhof,** Gr.-Lichterfelde: Ein persischer Einfluss im Nama ist mir nicht bekannt. In das Tsivenda, Nordtransvaal, ist das persische Wort „bangi" für „Hanf" eingedrungen. Häb, häs, „Pferd", im Nama leitet man allgemein vom englischen horse ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die Forschungen von Trombetti und andern, die auf den Zusammenhang von ausserafrikanischen mit afrikanischen Sprachen hinweisen, bin ich absichtlich nicht eingegangen, weil diese Aufstellungen mir noch zu stark hypothetisch erscheinen. Mir ist bekannt, dass man das Hottentottische mit ostasiatischen Sprachen in Zusammenhang bringt, besonders wegen der Intonation. Diese findet sich aber durchaus nicht nur bei den Hottentotten, sondern auch bei den isolierenden Sprachen Zentralafrikas.

Im übrigen freut es mich, Herrn Dr. Wirth kennen zu lernen, dessen Forschungen ich hätte erwähnen sollen, da ich ihnen viele wertvolle Anregung verdanke, und da ich mir einzelnes daraus für meine Arbeit zu eigen gemacht habe.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Für die Zusammenhänge mit Asien, also auch das Phänomen der Isolierung, gibt es historische Grundlagen. So wurde Madagaskar von Australasien aus besiedelt.

Sprache und Sitten der Papua-Stämme an der Astrolabe Bai.

Von Missionar **Hoffmann**, Präses der Barmer Mission in Neu-Guinea, Duisburg.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wohl in keinem Lande der Erde werden auf verhältnismässig kleinem Raum soviel Sprachen und Dialekte gesprochen, wie an der Astrolabe-Bai in Deutsch-Neu-Guinea. Beinahe jedes vierte Dörfchen spricht seine eigene Sprache oder seinen besonderen Dialekt, und es fällt dem Fremden, der sich im Gebiet der Astrolabe-Bai niederlässt, anfangs ausserordentlich schwer, sich in dem Sprachen-Gewirr zurecht zu finden. Die Rheinische Mission, welche im Jahre 1887 ihre Arbeit in Neu-Guinea begann, hat mit grossen Schwierigkeiten bei der Aufnahme dieser Sprachen zu kämpfen gehabt. Die Astrolabe-Ebene, welche die Astrolabe-Bai umschliesst, gehört zu den malaria-gefährlichen Gebieten von Kaiser-Wilhelmsland. Der grösste Teil der Rheinischen Missionare ist in ein frühes Grab gesunken, oder musste nach kurzer Wirksamkeit mit gebrochener Gesundheit das Land wieder ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lassen. Der beständige Wechsel des Personals auf den verschiedenen Stationen der Rheinischen Mission in Neu-Guinea war natürlicherweise für die Arbeit der Sprachforschung sehr hinderlich. Doch haben die Missionare mit der Zeit Klarheit, Ordnung und Übersicht in der Sprachforschung herstellen können. Wir unterscheiden heute unter den vielen Dialekten, die an der Astrolabe-Bai gesprochen werden, zwei grössere Sprach-Gruppen, die man am besten nach den Stämmen, welche in jeder Gruppe das meiste Ansehen geniessen, die Siar-Bilibil- und die Bogadjim-Bongu-Sprachen benennt. Die Siar-Bilibil-Stämme, welche auf den Inseln im Prinz Heinrich-Hafen und auf den Inseln Jomba und Bilibil wohnen, und die auch noch zwei erheblich von einander abweichende Dialekte sprechen, üben eine Art Hegmonie über einen grossen Teil der Küste aus, und beide Stämme scheinen bestimmend auf die Entwickelung der Sprachen der Dörfer, mit welchen sie im Handelsverkehr stehen, eingewirkt zu haben, so dass die Dialekte der Dörfer, die in der Verkehrszone der Siar-Leute wohnen, sich an die Siar-Sprache, hingegen die Dialekte der Dörfer, über welche sich der Einfluss des Bilibil-Stammes erstreckt, an die Bilibil-Sprache anlehnen. Im Mittelpunkt der Astrolabe-Bai haben die Bogadjim-Bongu-Stämme die Vorherrschaft über die übrigen Dörfer erlangt. Auch die Sprachen dieser beiden Stämme sind sehr verschieden voneinander, zeigen aber im Bau und Wesen dieselbe Abstammung. Die übrigen Dialekte, welche in der Umgegend von Bogadjim und Bongu gesprochen werden, nähern sich bald der Bogadjim-, bald der Bongu-Sprache. Vielleicht hat auch die Bogadjim-Sprache einigen Einfluss auf die Bilibil-Sprache ausgeübt. In den meisten Sprachen der Siar-Bilibil-Gruppe überwiegt der s-Laut, an dessen Stelle bei gemeinsamen Wörtern im Bilibil-Dialekt r tritt. (Siar: bos, das Schwein; Bilibil: bor; Siar: dasem, Männerhaus; Bilibil: darem.)

Zu dem Gebiet der Siar-Bilibil-Sprachen kann man rechnen die Gegenden nördlich von Kap Gorima bis Kap Croisilles, einschliesslch der Dampier-Insel (etwa 60 km in der Luftlinie) und südlich vom Kap Rigny bis ungefähr Kap Teliata, also die ganze Rai- oder Maclay-Küste (etwa 160 km in der Luftlinie). Anklänge an die Siar-Bilibil-Sprachen finden sich aber noch bis nach den Tami-Inseln und in die Jabim-Gegend von Finschhafen. Die Bogadjim-Bongu-Sprachen haben an der Küste entlang nur eine mässige Ausdehnung gefunden. Dieselben werden in dem kleinen Gebiet zwischen Kap Gorima und Kap Rigny gesprochen, in einem Gebiet, dessen rechtwinklich gebrochene Küstenlinie ohne Berücksichtigung der kleinen Buchten etwa 50 km. beträgt.

Herr Missionar Hanke in Bongu hat neuerdings in einem an das orientalische Seminar in Berlin zur Veröffentlichung gesandten Vortrag

nachgewiesen, dass die Siar-Bilibil-Sprachen den melanesischen Sprachen zuzuzählen sind. In dieser Sprach-Gruppe findet sich eine reiche Verwendung der Prä- und Suffixe; charakteristisch sind vor allem die Possessiv-Suffixe, die auch dem Nomen proprium angehängt werden. Dagegen kennt diese Gruppe keine Flexion des Verbums. Im Gegensatz dazu können wir die Bogadjim-Bongu-Sprachen zu den papuanischen rechnen. Wohl hat auch diese Sprach-Gruppe manche Wörter aufzuweisen, die melanesischen Ursprungs sind. Die Bildung zweier Pluralformen neben dem Singular und Dual findet sich in den Bogadjim-Bongu-Sprachen, und es wird auch hier innerhalb der ersten Person die inklusive Form, wo der Angeredete mit eingeschlossen ist, von der exklusiven, wo der Angeredete ausgeschlossen ist, sorgfältig unterschieden. Dagegen besitzen diese Sprachen keinen Artikel. Beim Nomen ist ein Unterschied zwischen Singular und Plural nicht vorhanden. Gewöhnlich werden die Wörtchen zwei (ajil), mehrere (a-ajil) und viel (garuge) zur Bezeichnung des Plurals gebraucht. Bei Feldfrüchten und Kokosnüssen wird häufig das Wörtchen „gross" (koba) angewendet, um die Menge zu bezeichnen (vielleicht im Sinne von „ein ganzer Haufen"), mangi koba, viele Kokosnüsse. Dagegen ist für viele Menschen der Ausdruck gebräuchlich ein grosses Haus, d. h. ein ganzes Haus voll (tal koba). Das Geschlecht wird durch die Wörter Mann oder Lendentuch, Weib oder Schürze bezeichnet. Bei Tieren finden sich öfter die Wörter gubo für das männliche, djali für das weibliche Geschlecht.

Eine Deklination kennen die Bogadjim-Bongu-Sprachen nicht. Dagegen hat die Bogadjim-Sprache die Eigentümlichkeit, dass bei Verwandtschaftsbezeichnungen in der ersten und dritten Person Singularis verschiedene Wörter gebraucht werden (mein Vater djo abu, sein Vater ara zi, mein Sohn djo angro, sein Sohn ara niri.) Der Genetiv wird durch die Stellung der beiden Glieder ausgedrückt, welche das Genetiv-Verhältnis begründen. Doch wird hier, im Gegensatz zu den melanesischen Sprachen, das zu bestimmende Glied dem bestimmenden nachgesetzt (bom anjam = die Sprache der Bom-Leute). Gewöhnlich aber tritt das Relativ-Pronomen dazwischen: Bilibil nango rubung, das Boot der Bilibil-Leute. Was das Zahlwort anbetrifft, so haben alle Sprachen nur für die Zahlen von 1 bis 4 bestimmte Wörter. In den Siar-Bilibil-Sprachen sind diese Zahlwörter (1 taimon, 2 asu, 3 tol, 4 pal) fast gleichlautend den nämlichen Zahlwörtern in den melanesischen Sprachen. Abweichend lauten diese Wörter in den Bogadjim-Bongu-Sprachen: 1 kudjai, 2 ajil, 3 ralub, 4 rolere.*)

*) Alle Eingeborenen-Wörter, welche die Bogadjim-Bongu-Sprache betreffen, sind dem Bogadjim-Dialekt entnommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Herr Professor Dr. Fr. Müller bezeichnet in seinem Grundriss der Sprachwissenschaft (II. Band, 2, Seite 70) als wesentliches Kriterium zur Beurteilung einer melanesischen Sprache und vorläufigen Ermittelung ihrer Stellung die Possesiv-Suffixe. In den Bogadjim-Bongu-Sprachen sind die Possesiv-Suffixe unbekannt. Um den Unterschied zwischen der Siar-Bilibil- und der Bogadjim-Bongu-Sprachgruppe zu zeigen, führe ich das Wörtchen Hand an:

Siar:		Bogadjim:
nainak lemak	meine Hand	djo bang
oina lema	deine Hand	no bang
i inan leman	seine Hand	ara bang

Am auffälligsten aber unterscheiden sich die Bogadjim-Bongu-Sprachen durch das Verbum von den melanesischen. Das Verbum hat nicht nur die nähere Zeitbestimmung (und ist nicht, wie jene, auf den Gebrauch der Adverbien angewiesen), es wird flektiert, und ist der einzige Teil der Sprache, welcher grössere Mannigfaltigkeit aufweist.

Während die Siar-Bilibil-Sprachen sehr vokalreich und wohllautend sind und nur einen für Europäer schwer auszusprechenden Laut haben (einen dentalen s-Laut), hören sich die Bogadjim-Bongu-Sprachen hart an; ja, durch die häufige Anwendung eines gutturalen Lautes, der zwischen r und g liegt, werden sie rauh (gidirirtero, festgebunden, vier Gutturallaute in einem Wort).

Die Frage, wie es wohl kommt, dass sich im Herzen der Astrolabe-Bai, an der Küste eine Sprachgruppe papuanischen Charakters ziemlich rein erhalten hat, während nördlich und südlich davon die melanesische Sprache ihren Einfluss geltend machte, hat uns oft beschäftigt. Vielleicht geben uns die Sagen der Eingeborenen, vor allem die der Bogadjim-Leute Aufschluss darüber. In den Sagen aller Papua-Stämme spielen zwei Personen eine Hauptrolle: Kelibob und Mandumba. Beide werden in den Siar-Bilibil-Sprachen mit dem Namen tiwud, in den Bogadjim-Bongu-Sprachen mit dem Namen rotej bezeichnet. Tiwud und rotej können Geist und Halbgott, aber auch der Fremde heissen. In Bogadjim gilt eine Sache, die fremd und aussergewöhnlich ist, für rotej. Die Europäer werden im Siar-Gebiet als tiwud, in Bogadjim als rotej bezeichnet. Wir werden kaum fehlgehen, wenn wir die beiden Namen Kelibob und Mandumba auf melanesischen Ursprung zurückführen. Auf den Fidschi-Inseln heissen die Halbgötter Kalouwu, und Kelibob ist wohl identisch mit diesem Namen. Ein kleines Dörfchen an einem geschützten Hafen an der Ostküste der Insel Dampier, also an der den melanesischen Inseln zugekehrten Seite, trägt den Namen Kulobob. Hier sollen Kelibob und Mandumba zuerst ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landet sein. In den Siar-Bilibil-Sagen wird noch ein dritter grosser tiwud erwähnt namens anut, den die Überlieferung in Bogadjim nicht kennt. Auf den Inseln Siar und Bilibil werden Kelibob und Mandumba als Weltenschöpfer bezeichnet. Die Erschaffung der Inseln schreiben die Bogadjim-Bewohner ebenfalls den beiden grossen Fremden zu. Mit Pfeilschüssen soll Kelibob (ähnlich wie die Eingeborenen Fische schiessen), auf seiner Meerfahrt die nördlich gelegenen Inseln und Mandumba die südlichen gefangen haben. Dagegen war das Festland von Neu-Guinea vorhanden als Kelibob und Mandumba sich in Bogadjim niederliessen. Im Dorfe Bogadjim heiratete Kelibob eine Frau vom Festlande Neu-Guinea, und diese Frau (ihr Name Silua wird aufbewahrt) machte ihren Mann erst mit den Früchten bekannt, welche auf Neu-Guinea wachsen. Hinwiederum erzählt die Sage nur von Dingen, welche die Seefahrt betreffen, und von Haustieren, welche die Papuas Kelibob und Mandumba verdanken. Wir haben es hier also immerhin mit der Möglichkeit zu tun, dass jene sagenhaften rotej die Führer der melanesischen Invasion in Neu-Guinea gewesen sind. Im Dorfe Bogadjim nun sollen sich, wie die Sage berichtet, die beiden Fremden wegen der Frau des Kelibob entzweit haben, und beide sind darauf mit ihrem Anhang, der eine nach Osten, der andere nach Süden gezogen, ohne wiederzukehren. Nach der Bogadjim-Sage sollen die Inselbewohner von Kelibob und Mandumba abstammen, sie selbst aber suchen ihren Ursprung in den Bergen des Örtzen-Gebirges. Wenn die Sage recht hat, so haben also auch im Herzen der Astrolabe-Bai vorübergehend Melanesier gesessen, aber nicht lange genug, um Einfluss auf die Sprachen dieser Stämme zu gewinnen. Das Verhältnis der Fremden zu den Einheimischen scheint gut gewesen zu sein, denn heute noch warten die Bogadjim-Bongu-Leute auf die Rückkehr ihres rotej. Als Miclucho Maclay in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts als erster Europäer die Astrolabe-Bai besuchte, sind ihm die Eingeborenen von Bogadjim und Bongu weit entgegengefahren, weil sie glaubten, der grosse rotej komme zurück. Entsetzt aber haben die Leutchen Kehrt gemacht, als die russische Korvette, welche Maclay an Land bringen wollte, einen Schuss abfeuerte. Aus dem rotej war ein buka, der Böse, geworden.

Ähnlich wie die Siar-Bilibil-Sprachen, so haben auch die Bogadjim-Bongu-Sprachen eine ganze Anzahl verwandter Dialekte, welche in den Dörfern an den Abhängen des Finisterre- und Örtzen-Gebirges gesprochen werden. Die Bongu-Sprache selbst wird heute nur noch im Dorfe Bongu gesprochen, die Bogadjim-Sprache ausserdem noch in zwei kleinen Gebirgsdörfchen am Minjeng und Jorja; alles in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allem von zirka 500 Seelen. Doch hat die Bogadjim-Sprache schon in den Nebendörfchen bemerkenswerte Abweichungen erfahren. Die Bewohner der Dörfchen Jauar und Bauar sprechen undeutlicher, verschlucken die Endsilben und gebrauchen eine Anzahl Wörter, welche in Bogadjim nicht gebräuchlich sind. Im Dorfe Bogadjim selbst kann man kleine Abweichungen in der Aussprache feststellen. Das Dorf besteht aus vier Dorfteilen, und die Bewohner der nördlichen Teildörfer hänseln die übrigen wegen ihrer fehlerhaften Aussprache. Die Erklärung hierfür ist nicht schwer zu finden. Die Bewohner der südlichen Teildörfer stehen in Handelsbeziehungen zu den Stämmen an den Abhängen des Finisterre-Gebirges und heiraten Frauen von dort. Auch stehen diese Stämme in einem Hörigkeitsverhältnis zu Bogadjim und geben sogenannte begs, d. h. junge Leute, zu Arbeitern dorthin ab. Die nördlichen Teildörfer haben dasselbe Verhältnis zu den kleinen Stämmen im Örtzen-Gebirge. Durch den Zuzug der fremden Elemente, die aus Gegenden mit andern Dialekten kommen, werden neue Wörter in die Dörfer eingeschleppt. Im Anfang meines Aufenthalts in Bogadjim war nur das Wörtchen sai für nein gebräuchlich, in den letzten Jahren ist noch ein zweites Wort (eo) für nein hinzugekommen. Der Papua hat eine Vorliebe für fremde Sprachen, und auch das greuliche Pidgeon-Englisch hat ihm schon Wörter geliefert. Abscheulich klingt es, wenn man auf die Frage: „Wo bist Du gewesen?" halb Pidgeon, halb Papua, die Antwort bekommt: e seleepemtjete, ich hatte geschlafen.

Dass sich auch heute noch neue Dialekte bilden, halte ich für sehr wohl möglich, und zwar durch Vermischung mehrerer Sprachen, wenn dazu Gelegenheit geboten wird. Die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai sind in den ersten Anfängen des Gemeinde- und Staatslebens stecken geblieben. Die Bewohner eines Dorfes bilden keineswegs eine geschlossene Einheit mit einem Häuptling an der Spitze. In jedem Dorfe bestehen mehrere Sippen. Die Sippe aber hat ihren Anhang über eine ganze Anzahl Dörfer verstreut wohnen, denn das Kind tritt, weil das Mutterrecht herrscht, in die Sippe der Mutter ein. Kommt es zu einer Fehde zwischen zwei Sippen in einem Dorfe, so zieht gewöhnlich die schwächere aus, welche unterlegen ist, und nimmt entweder in einem andern Dorfe bei Gliedern derselben Sippe Wohnung, oder gründet ein neues Dörfchen. Wenn ein Dorf für ungesund gilt, wenn Epidemien entstehen und die Leute in grösserer Anzahl sterben, so wird es verlassen, und der Rest der Bewohner verteilt sich zu seinen Sippen. Zweimal hatte ich Gelegenheit zu beobachten, dass sich eine ganze Sippe, welche über mehrere Dörfer mit verschiedenen Dialekten verstreut war, zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tun und eine neue Niederlassung gründen wollte. Beidemal scheiterte das Vorhaben der Leute deshalb, weil sich der Teil, welcher im Dorfe Bogadjim wohnte, nicht entschliessen konnte, die Vorteile aufzugeben, welche das Wohnen in der Nähe der Pflanzung Stefansort und der Missionsstation mit sich brachte. Als ich einen Eingeborenen fragte, welcher geneigt war, überzusiedeln: „Welche Sprache wird denn in euerm neuen Dorfe gesprochen werden?", antwortete mir derselbe: „Wir Alten werden unsere Sprachen beibehalten, unsere Kinder aber mögen sich eine neue Sprache suchen." Dass auf diese Weise an der Astrolabe-Bai neue Sprachen entstanden sind und noch entstehen können, halte ich für möglich, nach dem, was ich zu beobachten Gelegenheit hatte.

Die Sprachen aller Papua-Stämme sind ausserordentlich plastisch und bilderreich. Glauben heisst in der Bogadjim-Sprache are ralje, d. h. mit dem Herzen wissen, innerlich überzeugt sein; weissagen, prophezeien: uteru potimo, den Horizont öffnen; Gerüchte hören: buka ulemu anjam, das Raunen der Geister; jemand beschämen, blossstellen: mel balontimo, das Lendentuch öffnen; fleissig sein: wan ani, dem Felde eine Mutter sein. Interessant ist die Art und Weise des Zählens. Es ist ein Irrtum, wenn manche gemeint haben, der Papua könne nicht über vier hinaus zählen, weil die Zahlwörter nur bis vier gehen. Der Papua zählt nicht etwa so, wie wir, indem er, auf den zu zählenden Gegenstand weisend, spricht: kudjai (eins), sondern er zählt auf folgende Weise: Die zu zählenden Gegenstände werden mit dem Finger berührt und dabei wird gesagt: be agende, be agende, be agende, be agende, be agende — bang kudjai, eine Hand. Die Finger werden dabei der Reihe nach geschlossen. Oder wenn die zu zählenden Gegenstände nicht in sichtbarer Nähe sind, zählt er so, dass der Gegenstand genannt wird und dabei immer der ausgestreckte Finger (beim kleinen Finger der linken Hand in der Regel beginnend) zur Handfläche niedergebogen wird. Soviel Finger geschlossen sind, soviel Gegenstände.

Erst in den letzten Jahren meines Aufenthalts in Neu-Guinea erfuhr ich, dass an der Astrolabe-Bai auch noch eine Geheimsprache, eine Art Gaunersprache, neben den Verkehrssprachen existiert, welche aber ängstlich gehütet wird. Dieselbe besteht meist in figürlichen Redensarten, z. B.: Einem Vorübergehenden ruft ein Eingeborener zu: „Nimm den Rauch wahr auf Deinem Wege!", d. h.: „Sieh zu, dass Du unterwegs Tabak stehlen kannst." Antwortet der Angeredete: „Mein Haarkamm wackelt!", so heisst das: „Die Luft ist nicht rein, ich fürchte erwischt zu werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Siar-Bilibil-Stämme, welche auf der See fahren, haben eine besondere Seesprache, die nur auf See gesprochen wird und in der es an kräftigen Ausdrücken nicht fehlen soll.

In ihren Sitten und Gebräuchen unterscheiden sich die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai nicht wesentlich voneinander. Die Siar-Bilibil-Leute bauen ihre Wohnungen erhöht von der Erde auf Pfähle, während die Bogadjim-Bongu-Stämme die Häuser direkt auf den Boden setzen. Am saubersten sehen die Dörfer Bogadjim und Bongu aus, auch wird hier am meisten Sorgfalt auf den Bau der Häuser gelegt. Ein Mann, der zwei Frauen hat, baut für jede Frau eine eigene Wohnung und gewöhnlich für sich selber noch ein Männer- oder Logierhaus. Armselig und dürftig sind die Häuser in den Bergdörfern. Auf ordentliche Kleidung, soweit man davon reden kann, wird bei Männern sowohl wie bei Frauen viel Gewicht gelegt. Namentlich sind die Frauen von Bogadjim, welche oft fünf bis sechs Schürzen übereinander tragen, darin sehr peinlich. Auf den Haarputz verwenden alle Stämme sehr viel Fleiss und Zeit. In Siar und Bilibil bauen die Männer mächtige Perücken nach Struwelpeterart, in Bogadjim und Bongu dagegen ist die niedrige Frisur üblich. Das Haar wird gefärbt, am meisten sieht man feuerrote Perücken, seltener dagegen, dass ein oder zwei schwarze Streifen von der Stirne bis zum Nacken gezogen werden. Wenn Trauer eintritt, wird schwarze Farbe aufgetragen. Das jüngere Geschlecht sucht sorgfältig jedes keimende Härchen im Gesicht, selbst die Augenbrauen auszurupfen, wahrscheinlich, damit die Bemalung des Gesichts mit roter Farbe effektvoller wirkt. Ältere Leute dagegen lassen den Bart stehen. Zuweilen sieht man ehrwürdige Greise mit schönem weissem Bart. Das Tätowieren war an der Astrolabe-Bai früher nicht üblich. Vielfach aber bemerkt man bei den Männern, ähnlich wie bei den Fidschi-Insulanern, Narben von der Grösse einer Bohne, in gleichmässigen Abständen, reihenweise auf dem Rücken und an den Armen. Sie sind künstlich hervorgerufen, und durch Abkratzen des sich bildenden Schorfes werden sie zu einer ziemlichen Höhe gebracht. Narben gelten für ehrenvoll und als Zeichen grosser Bravour.

Der Ackerbau ist bei den meisten Stämmen, mit Ausnahme der Bilibil-Leute, die Hauptbeschäftigung. Die Felder werden jedes Jahr neu und mit viel Sorgfalt angelegt. Als Werkzeuge zum Aufreissen des Bodens werden auch heute noch vielfach hölzerne Spaten und gespitzte Pfähle benutzt. Die hauptsächlichsten Kulturpflanzen sind Taro und Jams. Daneben aber ziehen die Eingeborenen Bananen, Zuckerrohr, Maniok, Bohnen, Kawa und Tabak. In neuerer Zeit sind, durch Maclay und Kubary eingeführt, Gurken, Mais, Melonen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kürbisse und Bataten hinzugekommen. Der Tabak war von altersher bekannt, und Männer, Frauen und Kinder rauchen. Das Kawatrinken geschieht nur bei festlichen und traurigen Anlässen und nach Tagen schwerer Arbeit. Das auch bei den Papuas an der Astrolabe-Bai sehr beliebte Getränk wird nicht, wie in Samoa, von jungen Mädchen, sondern von den Männern selbst bereitet. Das Betelkauen ist allgemein üblich, gilt aber als Vorrecht der Männer. Die Betelnuss spielt im öffentlichen Leben der Papuas eine wichtige Rolle. Kauf-, Ehe- und Freundschafts-Verträge werden durch gemeinsames Kauen einer Betelnuss abgeschlossen. Im Verkehr mit den Europäern zeigen sich die Eingeborenen als geriebene Handelsleute, während gegenseitiges Übervorteilen für unehrenhaft gilt. Auf den Märkten der Siar-Bilibil-Leute geht es sehr lebhaft zu, während den Bogadjim-Leuten alles Feilschen unsympathisch ist. Alle Eingeborenen sind leicht erregbaren Charakters. Ich habe wiederholt beobachtet, dass Leute, welche lachend und scherzend beieinander sassen, durch eine geringfügige Sache plötzlich in die wildeste Erregung versetzt wurden. Alle Stämme aber müssen sich, ehe sie an eine schwere Arbeit oder in einen Kampf gehen, vorher durch lautes Schreien in eine künstliche Aufregung hineinarbeiten. Dass der am 26. Juli 1904 auf die Europäer-Stationen in Friedrich Wilhelms-Hafen geplante Überfall nicht doch glückte, trotz des Verrats eines Eingeborenen, war wohl dem Umstand zu danken, dass sich die Eingeborenen dabei still verhalten mussten und deshalb keinen Mut zum Anfangen fanden.

Faulheit kann man den Papua-Stämmen an der Astrolabe-Bai eigentlich nicht nachsagen, obwohl viele Tage in einem Papua-Kalender rot angestrichen werden müssten. Die Sitte bedingt, dass nach vier bis fünf Arbeitstagen ein Ruhetag eingelegt wird. Die Sitte fordert ferner, dass jedesmal, wenn jemand stirbt, die Arbeit so lange ruht, als der Geist des Verstorbenen noch im Dorfe weilt, gewöhnlich drei bis fünf Tage, zuweilen auch mehrere Wochen. Jedem grösseren Feste geht ein mehrtägiges Fasten voraus, in welcher Zeit die Arbeit ruhen muss; auch dürfen die ersten Tage nach einem Feste nicht zum Arbeiten benutzt werden, weil man sich nicht für drei oder vier Tage allein geschmückt haben will. Der Glaube an Geister und Gespenster ist die Veranlassung, dass jemand, welcher nachts einen schweren Traum hat, den nächsten Tag feiert. Manche scheinen allerdings ausgiebig Gebrauch davon zu machen und sehr viel zu träumen. Die meiste Arbeit verrichten die Frauen, aber sie betrachten dies als ihr gutes Recht. Als ich einmal im Felde die Männer ermahnte, ihren Frauen beim Tragen der schweren Lasten behilflich zu sein, wurden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die letzteren so erbost darüber, dass sie beinahe tätlich gegen mich vorgegangen wären.

Die Feste der Papua haben alle mehr oder weniger religiösen Charakter. Die meisten derselben stehen in Verbindung mit dem an der ganzen Astrolabe-Bai verbreiteten Geheimkult, in Siar Mesiab, in Bogadjim Asa, in Bongu Ai genannt. In Siar wurde fast jedes grössere Essen mit einer Mesiab-Feier verbunden. In Bogadjim-Bongu waren die Feste seltener, dafür hielten sie aber um so länger an. Einmal, gelegentlich der Beschneidung, dauerten die Asa-Feste über vier Monate. Dies wurde selbst einem Papua-Magen endlich zu viel, und alle sehnten sich nach dem Ende. Auf den Inseln im Prinz Heinrich-Hafen wird das Erscheinen des neuen Mondes festlich begangen. Sobald gewisse Sternbilder sichtbar werden, müssen die jungen Leute eine Wasserfeier veranstalten, um nicht in der körperlichen Entwickelung zurückzubleiben.

Die Beschneidung wird nicht bei allen Stämmen ausgeübt, nur die Bongu-Bogadjim- und Bilibil-Dörfer haben dies Privilegium. Wollen die Bewohner der umliegenden Ortschaften ihre Söhne beschneiden lassen, so müssen sie dieselben nach den genannten drei Dörfern bringen und gehörig dafür zahlen.

In bezug auf die Sittlichkeit standen die Bilibil-Leute am tiefsten, und die Bewohner von Bogadjim am höchsten. In allen Dörfern muss für die Frau ein Kaufpreis gezahlt werden. Dieser Kaufpreis wurde im Dorfe Bogadjim hinfällig oder musste zurückgezahlt werden, wenn es sich herausstellte, dass die Braut nicht mehr Jungfrau war. Aus diesem Grunde kamen Vergehungen zwischen jungen Leuten sehr selten vor. Denn die Mutter, welche die Verantwortung für ihre Tochter trug, wachte ängstlich über derselben. Dagegen passierte es häufig, dass Frauen in der Ehe mit andern Männern durchbrannten, weil ihnen der Ehemann nicht gefiel. Die Polygamie ist an der ganzen Küste bekannt, doch wird sie nicht gerade der Einehe vorgezogen. Oft ist Kinderlosigkeit der ersten Frau der Grund, dass ein Mann noch eine zweite Frau heiratet. Das Familienleben gestaltet sich in vielen Fällen recht gut. Leider aber kommen Kindermord und Abtreiben der Frucht sehr häufig vor.

An der ganzen Astrolabe-Bai besteht eine Art ungeschriebenes Patent- und Musterschutzgesetz. Jedes Dorf, jede Sippe, unter Umständen jede Familie, besitzt das Recht auf Fabrikation dieses oder jenes Gegenstandes, oder hat gewisse Privilegien. Die Bewohner des Prinz Heinrich-Hafens bauen die grossen seetüchtigen Kanus mit Aufbauten und zwei Segeln; auch dürfen dieselben, sowie die Bewohner der Inseln Jomba und Bilibili allein grössere Handelsfahrten unterneh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men. Der ganze Handelsverkehr mit den Dörfern nördlich von Friedrich Wilhelms-Hafen und südlich nach der Rai-Küste ist Monopol der Siar-Bilibil-Dörfer. Auf der Insel Dampier werden die vielbegehrten kleinen und grossen Muscheln geschliffen. Auf den Inseln Jomba und Bilibil sind grosse Töpfereien, und obwohl Ton sich überall findet und fast jedes Dorf das Geheimnis der Topffabrikation kennt, wagt kein anderer Stamm Gebrauch davon zu machen, denn jene Inselbewohner wachen eifersüchtig über ihren Rechten. Die Bewohner von Bilibil verkauften in alten Zeiten auch das Feuer an die umwohnenden Stämme, obgleich die Gewinnung desselben allen Eingeborenen bekannt war. Regen und Sonnenschein wird von den Bilibil-Leuten verpachtet, und will ein Dorf ein Fest mit Tänzen feiern, so bestellt es vorher auf jener Insel für einige Nächte hellen Mondschein. Jede Einmischung der einen Sippe in die Rechte der andern wird sofort gerächt. In den kleinen Dörfchen Wuong am Konstantin-Berge schmückten die Einwohner von altersher bei Festen den Eingang zum Dorfe mit Guirlanden. Nach dem Feste wurden an Stelle der Blumen die Schalen der aufgegessenen Kokos- und Bettelnüsse an die Guirlanden gebunden. Ein Nachbardorf wollte dies nachahmen; darüber kam es zum Kampfe, bei welchem es eine ganze Anzahl Toter und Verwundeter gab. Auch die Gesänge und Tänze der Papuas unterstehen obenerwähntem Gesetz. Wer einen neuen Tanz dichtet und komponiert, verkauft denselben teuer an eine Sippe, welcher das alleinige Recht der Aufführung zusteht. Selten sind die Worte der Gesänge, die man hört, der Sprache entnommen, welche die Sänger sprechen, denn der Gesang ist von einem andern Stamme gekauft worden. Jede Sippe hat auch ihre eigenen Sagen, Fabeln und Märchen, welche nur von ihren Mitgliedern erzählt werden dürfen. Diese Sagen (in Bogadjim sa genannt) werden an den Feuerstellen in mondhellen Nächten erzählt, und gute Erzähler ernten hohes Lob. Doch ist der Papua ein höflicher Mann, und auch minder begabten Rednern wird pflichtschuldigst Beifall gerufen.

Leider scheinen die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai im Aussterben begriffen zu sein. Bei den Küstenbewohnern tritt die Abnahme der Bevölkerung weniger zutage, dagegen bei den Bergbewohnern in betrübender Weise. Mir sind eine ganze Anzahl Dörfer bekannt, in welchen fast keine Kinder mehr zu sehen sind. Kindermord, Verwandtschaftsheiraten und vor allem die Malaria sind die Ursachen des Rückganges der Bevölkerung. Die Papua-Kinder sind der Malaria in den malariagefährlichen Gegenden bis zum zehnten oder zwölften Jahre unterworfen, und in den ersten Lebensjahren sterben viele Kinder an der tückischen Krankheit. Herr Oberstabsarzt Dr. Dempwolf hat im Dorfe Bogadjim, unterstützt von den Missionaren, den Versuch ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

macht, durch regelmässige Chininbehandlung die Malaria unter den Eingeborenenkindern zu bekämpfen. Der Erfolg konnte als recht gut bezeichnet werden. Wir werden, sobald wir unsere Station genügend besetzt haben, die Chinin-Behandlung der malariakranken Kinder wieder aufnehmen und hoffen auf gütige Unterstützung seitens der Regierung.

Die alten Sitten und Gebräuche der Papuas werden mit dem Vorwärtsschreiten der Kultur schwinden. Zäh haben bis dahin die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai am Alten festgehalten; trotzdem aber sind schon durch die fremden Elemente, durch Chinesen, Malaien und Miokesen, manche neue Untugenden unter denselben verbreitet worden. Die Mission betrachtet es als ihre Aufgabe, das Gute in den alten Sitten der Papuas zu erhalten, dem Bösen aber durch Belehrung zu steuern und feste Zucht im Geiste des Christentums in den Dörfern einzuführen. Vor allem sucht die Mission das heranwachsende Geschlecht durch die Arbeit in den Schulen zu beeinflussen. Noch ist der Einfluss der alten Leute recht stark, wie sich bei dem Aufstande am 26. Juli 1904 herausstellte. Aber erfreulich war es doch, dass die jungen Leute, welche die Missionsschulen besucht, und in Diensten bei Europäern gestanden hatten, sich lange weigerten, mitzutun und nur nachgaben, weil sie den Hohn und Spott der Alten nicht ertragen konnten. Wir hegen die Hoffnung, dass auch die Papua-Stämme an der Astrolabe-Bai an der Kultivierung unserer schönen Südsee-Kolonie mithelfen werden.

Reg.- und Schulrat Dr. **Schneider,** Frankfurt a. O. Anfrage: Ob, wie eigene Beobachtungen es zu zeigen scheinen, Frauenraub herrscht oder vorkommt?

Stabsarzt Dr. **Dempwolff,** Berlin. Die Astrolabebay ist ein Gebiet von hohem ethnologischen Interesse. Die dort gefundenen Sitten lassen sich mit anderwärts erkannten ethnologischen Grundlinien in Übereinstimmung bringen und als Totemismus, Ahnenkult usw., ebenso wie als Mutterrecht usw. deuten. Der Mission ist zu danken, dass sie dort die heidnischen Vorstellungen bei der Einführung des Christentums nicht nur bekämpft, sondern auch der Wissenschaft zugänglich macht.

Missionar **Hoffmann,** Duisburg. Der Frauenraub kommt vor in Deutsch-Neu-Guinea, ist aber nicht die Regel, um Frauen zu erwerben. Gewöhnlich wird die Frau gekauft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber geologische Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaus in den Deutschen Schutzgebieten.

Von Geheimer Bergrat **Schmeisser.**

(Plenarsitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich es heute unternehme, hier vor Ihnen über den gegenwärtigen Stand der geologischen Untersuchungen und die Entwickelung des Bergbaus in den deutschen Schutzgebieten zu sprechen, muss ich, um mich nicht zu sehr ins Weite zu verlieren, im allgemeinen das, was ich hierüber bei Gelegenheit des ersten Kolonial-Kongresses vor drei Jahren sagte, als bekannt voraussetzen. Heute will ich entwickeln, welche Fortschritte seit jenem ersten Kongresse zu verzeichnen sind.

Von Kritikern ist mehrfach der Vorwurf erhoben worden, dass nicht genug zur Erschliessung der Lagerstätten nutzbarer Bodenschätze in den Schutzgebieten geschähe, namentlich, dass die Erschliessung nicht planmässig genug erfolge.

Massnahmen in dieser Richtung entziehen sich zuweilen der Kenntnis weiterer Kreise. Ich glaube, im Gegenteil, Ihnen heute den Beweis liefern zu können, dass der Vorwurf des Mangels ausreichender Bemühung und planmässigen Vorgehens nicht erhoben werden darf, besonders auch nicht, soweit es die behördliche Förderung dieser Bestrebungen betrifft. Schwere, Ihnen bekannte Ereignisse haben aber eine befriedigende Entwickelung gehemmt.

Denjenigen Herren, welche dem Kolonialrate angehören, ist bekannt, dass seit Jahren an die Kolonialverwaltung die Forderung gerichtet wurde, behufs planmässiger Erforschung in jedes Schutzgebiet einen Geologen und einen Bergmann zu entsenden. Derselbe Wunsch war Gegenstand einer Resolution des 1. Deutschen Kolonial-Kongresses im Jahre 1902.

Der Geologe sollte die allgemeinen geologischen Verhältnisse erforschen, behufs Ermittelung derjenigen geologischen Formationen, welche die beste Aussicht auf Erschliessung der je in Frage kommenden nutzbaren Bodenschätze bieten, und zur Anregung unternehmungslustiger Schürfer und Bergbautreibender; er sollte auch nutzbar gemacht werden für die geologisch-agronomische Untersuchung der für Bodenkultur erwünschten Geländeflächen, zu Wasserversorgungs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angelegenheiten, überhaupt in allen Fragen allgemein praktischer Geologie.

Der Bergbeamte aber sollte betraut werden mit der Prüfung der bergmännischer Gewinnung zu unterwerfenden Lagerstätten und zur Beratung des Gouvernements und der Privatunternehmung in bergtechnischen und bergrechtlichen Fragen.

Weiterhin wünschte jene Resolution tunlichste Begünstigung der Schürffreiheit; doch sollte man auch in dieser Richtung nicht einseitig vorgehen, sondern Gebiete besonders schwieriger bergbaulicher Bedingungen unter Beschränkung der Schürffreiheit kapitalkräftigen, unternehmungslustigen Gesellschaften zuweisen.

Unsere Kolonialverwaltung bedurfte indes einer solchen Anregung nicht, den richtigen Weg planmässiger Erschliessung zu finden; sie beschritt denselben stets ohne Zaudern, wo es den örtlichen Verhältnissen entsprach, soweit es ihr durch die zur Verfügung stehenden Mittel möglich war.

Ich beginne mit

Deutsch-Ostafrika.

Seit Anfang 1902 ist ein Geologe der Königlichen Geologischen Landesanstalt zu Berlin, und zwar zuerst Bezirksgeologe Dr. Kört, dann Geologe Dr. Tornau, in das Schutzgebiet beurlaubt worden, um im Dienste des dortigen Gouvernements beschäftigt zu werden.

Seine Haupttätigkeit bestand seither in der Wassererschliessung an den Hauptkarawanenstrassen und für grössere Ortschaften, insbesondere für Daressalam und Tanga und für das Hinterland von Kilwa. Mehrere Reisen führten ihn zudem nach den Fundorten wichtigerer mineralischer Bodenschätze.

Sind in der Lösung der Sonderaufgabe hierbei zwar nützliche allgemeine geologische Beobachtungen wohl gemacht worden, so konnten sich diese bei der Grösse des Landes doch nicht zu eingehenderer Aufklärung der allgemeinen geologischen Verhältnisse verdichten, weil sie sich immer nur auf die gerade beschrittenen Reisewege bezogen.

Umfangreiche private Schürftätigkeit fand statt; sie wandte sich vorwiegend naturgemäss dem gesuchtesten Edelmetalle der Erde, dem Golde, und zwar in den Bezirken Muansa und Tabora, zu.

Schürffelder gemeiner Mineralien wurden in den Bezirken Ssongea und Morogoro abgesteckt.

Gold.

Es war schon früher bekannt, dass viele ostafrikanische Flüsse Gold führen, und dass einzelne Strecken sowohl der nach dem Indi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Ozean, wie auch nach dem Victoria-See abfliessenden Gewässer über das normale Mass der Goldführung hinausgehen.

Eine Herrn v. Mandelsloh zu Durban gegen Ende des Jahres 1902 erteilte Konzession zur Untersuchung der östlich und südlich in den Victoria-Njanza einmündenden Flussläufe stellte fest, dass Moame und Mara kein Gold bergen.

Der Simiju hat zwar Gold, aber anscheinend nicht abbaulohnend. Dies beruht auf der geologischen Natur des Landes, denn Granit ist das vorherrschende Gestein in der Umgebung des Sees; erst weiter landeinwärts bei Ikoma treten Schiefer-Partien mit Goldadern auf.

Die Flüsse haben nur kurzen Lauf, sind während der grössten Zeit des Jahres wasserlos, daher zur Bildung beträchtlicher Alluvionen — abgesehen vom Moame — nicht geeignet.

Auch der Landstrich am Seeufer bietet keine besonderen Aussichten.

Dem Kaufmann P. Wilken aus Durban wurde im Februar 1903 eine Goldbagger-Konzession für einige in den Indischen Ozean mündende Flussläufe erteilt; doch erlosch dieselbe kürzlich, ohne dass Arbeiten vorgenommen worden wären.

Auch aus dem Gebiete des Usinja-Syndikats sind Nachrichten über weitere Untersuchungsarbeiten nicht gekommen.

Die Arbeiten des Irangi-Syndikats wurden weitergeführt und schliesslich eingestellt.

Auf dem Iramba-Plateau, welches zum Teil aus Granit, zum Teil aus kristallinen Schiefern besteht, treten mehrere Goldquarzgänge geringer und sehr wechselnder Mächtigkeit, oft im Streichen und Fallen unterbrochen, auf, welche typische Beispiele sekundärer Goldanreicherung in der Zementationszone über dem Grundwasserspiegel darstellen. Oft befremdlich reich an und in der Nähe der Oberfläche, verarmen solche Gänge rasch in der Tiefe. Während die nur aus Quarz und Freigold bestehenden Proben aus 10—20 m Tiefe bis über 4000 g Gold pro t enthalten, weisen die sulfidischen Erze aus 30—40 m Tiefe nur noch wenige Gramm Gold auf.

Aehnlich scheinen die Verhältnisse im Ikoma-Goldfelde, etwa 100 Kilometer südöstlich des Speke-Golfs des Victoria-Njanza, zu liegen. Dort ragen aus dem Gneisgebirge zwei Inseln kristalliner Schiefer, vorwiegend grünliche Hornblendeschiefer, heraus, deren östliche von fünf parallelen Goldquarzgängen, die westliche von einem derartigen Gange durchzogen werden.

Der westliche Gang soll von beträchtlicher Mächtigkeit und Erstreckung sein, so dass man bei ihm auch eine grössere Nachhaltigkeit in der Tiefe erwarten könnte, während die östlichen Gänge 0,60 bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1 m mächtig und von kürzerer Länge sind und im ganzen räumlichen Verhalten sich mehr dem Iramba-Typus nähern.

Auch das innere Verhalten dieser Gänge scheint demjenigen der Iramba-Gänge zu gleichen, obgleich mangels umfangreicherer Schürfgräben und Schächtchen zurzeit allerdings nur das Ausgehende näher untersucht worden ist. Soll zwar nicht in Abrede gestellt werden, dass in grösserer Tiefe auch reichere Lagerstättenpartien gefunden werden könnten, so dürften doch auch hier — gleich wie auf dem Iramba-Plateau, gleich wie auf den meisten Goldquarzgängen Rhodesiens, Transvaals usw. — die Verhältnisse wohl so liegen, dass das Gangausgehende zum Teil recht reiche Erzpartien liefert, die Zone der sulfidischen Erze aber beträchtlich verarmt.

Bei dem Dorfe Sargidi, drei Wegstunden nördlich Ikoma, fand der Prospektor Friedrichsen im Jahre 1904 einige Goldquarzgänge, die durchaus mit den Ikoma- und Iramba-Gängen übereinstimmen. Unweit Nassa, im Südosten des Victoria-Sees, fand Prospektor Götze ähnliche Gänge.

Hoch erfreulich ist es, dass die Zentralafrikanische Bergwerks-Aktiengesellschaft sich bildete, um neben andern Goldvorkommen, auf die ich gleich zurückkommen werde, im Kleinbetriebe die Ikoma-Funde abzubauen und die Erträge zum Teil zur weiteren Erschliessung und Untersuchung der Lagerstätten zu verwerten.

Ein eigenartiges Vorkommen hat dieselbe Gesellschaft in Untersuchung genommen, welches in der Landschaft Ussongo, $1^3/_4$ Stunden nordwestlich Nguru liegt.

Auf der Kuppe einer zwischen Mriabelele und Ussongo sich erhebenden Bodenwelle bilden Gerölle in 2 Schürfen eine bis 2 m mächtige Schicht. Sie setzt sich aus quarzitischem Sandstein und eisenquarzitschiefer-ähnlichen Gesteinen zusammen; untergeordnet finden sich Quarz-, Schiefer- und Sandstein-Gerölle, unter letzterem ein löcherig-poröses, eisenschüssiges Trümmergestein, eine Breccie.

Diese Breccie enthält Gold in einer nicht unansehnlichen Menge, so dass der Gehalt schätzungsweise auf etwa 30 g pro Tonne angegeben wird. Ihre Herkunftsstelle ausfindig zu machen, ist wichtig, um diese näher untersuchen zu können.

Geringe Goldmengen führt auch der mehr oder weniger eisenschüssige, quarzitische Sandstein, der dort westlich der Karawanenstrasse ansteht. Untersuchungs- und Schürfarbeiten sind allerdings daselbst noch nicht gemacht worden.

Weiterhin hat Prospektor Götze in der eine gute Tagereise nördlich von Ussongo gelegenen Gemarkung Ssamuje einen etwas Gold führenden Quarzgang gefunden, der in Itabiriten und Glimmerschiefern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auftritt. An dem betreffenden Fundpunkte sind mehrere Schürffelder abgesteckt worden.

Geologe Dr. Tornau gibt in einer Arbeit: „Die Goldvorkommen Deutsch-Ostafrikas, insbesondere Beschreibung der neu entdeckten Goldgänge in der Umgebung von Ikoma", erschienen in den Berichten über Land- und Forstwirtschaft in Deutsch-Ostafrika, Band II, Heft 5, 1905, schätzenswerte Fingerzeige für weitere Schürfarbeiten.

Granaten.

Dem Verlagsbuchhändler Konsul a. D. Vohsen zu Berlin war am 13. Juli 1903 auf die Dauer von 10 Jahren eine Konzession zur ausschliesslichen Aufsuchung und Gewinnung von Edelsteinen und Halbedelsteinen in einem an den mittleren und unteren Lauf des Rowuma anstossenden Gebiete eingeräumt worden.

Es handelte sich um die in meinem früheren Vortrage erwähnten Granatfunde zwischen dem die Gemarkung Namaputa berührenden Wege und dem ihm nördlich eine Strecke lang parallel laufenden Namaputa-Bache, wo ein erdig verwitterter Hornblendegneis bis faustgrosse Einschlüsse magnesiareichen Almandins oder Eisenton-Granats führt. Die Gegend ist uns unter dem Namen Lutsenfelde besser bekannt.

Granaten werden daselbst in grösseren Mengen und schönen Qualitäten gefunden. Dieselben haben sich auf dem Markte eingeführt, und werden bessere Rohsteine mit 200 Mk. das Kilogramm verkauft.

Einzelne Felder sind abgebaut, andere dagegen sollen demnächst in Angriff genommen werden.

Am 16. Januar 1904 wurde dem Rittergutsbesitzer v. Osterroth-Schönberg zu Koblenz auf die Dauer von 5 Jahren eine Konzession zur Aufsuchung und Gewinnung von Edelsteinen, Halbedelsteinen und Graphit in einem an die Vohsensche Konzession anstossenden Gebiete erteilt.

Zur Bearbeitung dieses Gebietes bildete sich die Lindi-Schürf-Gesellschaft, welche eine Expedition von Ingenieuren und Geologen zwar entsandte, insbesondere um die Bauwürdigkeit des Graphits von Likongo und Nambirambi eingehend zu prüfen, befriedigende Ergebnisse aber nicht erzielte.

Glimmer.

Ueber die Beschaffenheit des in Deutsch-Ostafrika gefundenen Glimmers sind in der Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin von Professor Dr. Scheibe eingehende Untersuchungen angestellt worden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An der Hand eines reichen Vergleichsmaterials und zahlreicher Mitteilungen aus Interessenten-Kreisen wurde auch eine Beurteilung des Marktwertes einzelner Glimmerproben vorgenommen.

Bei den bisher aus Deutsch-Ostafrika bekannt gewordenen Proben handelte es sich um Muskowitglimmer.

Das Vorkommen am Ssuwi-Bache in den Pongwe-Bergen ist räumlich sehr beschränkt und seiner Natur nach noch nicht geklärt. Übrigens tritt der hier gefundene Glimmer auch nur in stark verbogenen Stücken auf, so dass nur Platten von 5 cm Seitenlänge und auch diese nur bei sehr dünnen Lamellen in befriedigender Reinheit gewonnen werden können.

Minderwertiger Glimmer ist auch von Mkondami in den Nguru-Bergen, sowie von Tangiro im Mahenge-Bezirk bekannt. So lange nicht Proben von diesen Lagerstätten vorgelegt werden können, darf auf deren Abbauwürdigkeit nicht gerechnet werden.

Im Uluguru-Gebirge treten Pegmatit-Gänge von 2—10 m Mächtigkeit auf. In einem derselben ist auf 25—30 m streichende Länge ein bis zu $2^1/_2$ m anschwellendes Trum entwickelt, in welchem sich grossplattiger Glimmer in einer bis zu $1^1/_2$ m breiten Zone findet.

In den übrigen Gängen im Talkessel des oberen Mkabana beschränkt sich das Vorkommen von grösseren Glimmertafeln nicht auf ein einzelnes Gangtrum, sondern es ist nesterweise über den mächtigeren Teil der ganzen Gangfläche ausgedehnt.

Waren zwar einige der dortigen Lagerstätten rasch erschöpft, so liegt doch kein Grund vor, an der Nachhaltigkeit anderer Lagerstätten zu zweifeln.

Die Ansatzpunkte für den Abbau des Glimmers sind fast überall sehr günstig, da das Ausgehende der Gänge meist entweder auf dem Gipfel der Berge oder aber an deren sehr steilen Hängen liegt. Dadurch bietet sich den Gewinnungsarbeiten eine grössere Angriffsfläche.

Die Transportkosten sind in Anbetracht des Wertes der Ware schon jetzt erträglich; sie werden noch mehr nach Fertigstellung der Eisenbahn Daressalam-Morogoro sinken.

Glimmer in Tafeln findet vornehmlich Verwendung zur Anfertigung von Glimmerwaren, als Lampenzylinder und dergleichen Gegenstände, welche eine möglichst gute Durchlässigkeit des Lichts erlauben sollen. Hierher zählen auch Einsatzscheiben in Ofentüren. Daneben werden Glimmerplatten in weitgehendem Masse verbraucht von der Elektrizitäts-Industrie; für diese ist besonders die Isolationsfähigkeit des Materials wesentlich.

Erwägen wir nun, inwieweit der hierher gelangte ostafrikanische Glimmer zu diesen Zwecken sich eignet, so lässt sich allgemein sagen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass er zwar keine erstklassige Ware ist, wie der indische Ruby, aber doch eine solche, der sich gleich dem nordamerikanischen Glimmer gute Absatz-Möglichkeiten bieten.

Vom indischen Glimmer unterscheidet sich der ostafrikanische ganz wesentlich durch die Farbe. Während guter indischer Glimmer ganz lichtrötlich gefärbt ist, hat der ostafrikanische einen grünlich-braunen Farbenton. Nur ganz ausnahmsweise wird eine Färbung beobachtet, die an indischen Glimmer erinnert.

Jene dunkle Tönung lässt auch ganz dünne Platten durchweg nicht so hell erscheinen, dass sie für Lampenzylinder und dergleichen bestbezahlte Glimmerwaren Verwendung finden könnten. Zu Einsatzscheiben für Ofentüren ist der ostafrikanische Glimmer aber besser zu gebrauchen, denn ein gutes Teil der hier untersuchten Proben bestand immerhin aus einer ziemlich schönen, klaren Ware.

Für Glimmerwaren, bei denen es auf Durchsichtigkeit des Minerals ankommt, müssen die Platten insbesondere auch frei von Eisen-einschlüssen sein. Soweit die Platten nicht in genügendem Masse frei hiervon sind, um für lichtdurchlässige Waren Verwendung zu finden, geben sie aber immerhin ein Material ab, das ein gutes Absatzgebiet in der Elektrotechnik hat, denn die Eiseneinschlüsse liegen so zwischen den einzelnen Glimmer-Lamellen, dass sie diese in der Regel nicht durchdringen.

Die Isolationsfähigkeit des Uluguru-Glimmers hat sich bei Versuchen, welche die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft zu Berlin angestellt hat, als durchweg befriedigend erwiesen. Die bei diesen Versuchen festgestellte Durchschlags-Spannung war höher als diejenige des amerikanischen Glimmers, wenngleich sie der von bestem indischen Ruby immerhin noch nachstand.

In Form von Mikanit tun kleine Glimmerstückchen, durch Schellack verkittet und gepresst, in der Elektrotechnik gute Dienste. Derartiger Glimmerabfall wird aus Ostafrika ausgeführt und nützlich verwendet.

Trotz des Zurückstehens deutsch-ostafrikanischen Glimmers hinter bestem indischen Rubyglimmer muss jener somit doch als eine durchweg absatzfähige Ware bezeichnet werden. Zudem kann bei der Fortentwickelung der Elektrotechnik wohl auch auf eine Zunahme des Verbrauchs gerechnet werden. Die mächtig aufblühende Elektrizitäts-Industrie Nordamerikas z. B. ist bei weitem nicht imstande, ihren Bedarf an Glimmer selbst zu decken, und ist auf den Bezug ausländischen Glimmers angewiesen.

Die Firma Henrich A. Brand G. m. b. H. zu Hamburg hat im Jahre 1. April 1903 bis 31. März 1904: 21 500 kg zum Versand gebracht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neueste Glimmerfunde sind gemacht worden in der Nähe der englischen Missions-Station Mamboja unweit Kilossa, und zwar am Kisetui- und am Kissitwi-Berge. Nach den Angaben des Finders, des Missionars Wood, tritt der Glimmer dort in ebenso grossen Platten auf wie im Uluguru-Gebirge. Auch Ruby-Glimmer findet sich da.

Ausser diesen beiden Fundorten sollen den Eingeborenen jener Gegend noch andere Glimmer-Vorkommen bekannt sein.

Uranpecherz.

Herr Naaf fand im Jahre 1904 am Westabhange des Lukwangule-Berges in Südwest-Uluguru, in einer Höhe von etwa 2000 m, Blöcke von Uranpecherz. Die im biologisch-landwirtschaftlichen Institute zu Amani in Usambara gefertigten Analysen zeigten, dass das Erz radioaktiv ist. In Anbetracht des Wertes des Uranpecherzes ist dieser Fund bemerkenswert. Ob er jedoch abbauwürdig ist und ob seitens des Finders inzwischen Schritte behufs Ausbeutung der Lagerstätte unternommen worden sind, ist mir nicht bekannt.

Kochsalz.

Die Zentralafrikanische Seengesellschaft hat eine Saline Gottorp Malagarasi in der Landschaft Uwinga errichtet und stellt daselbst Kochsalz dar.

Soda.

Endlich hat sich auch dem in dem Bezirk Moschi innerhalb des ostafrikanischen Grabens, nahe der Landesgrenze gelegenen Natronsee, an dessen Ufern sich zur Zeit der Trockenheit Sodakrusten ausscheiden, die Unternehmung zugewendet.

Doch besteht die Befürchtung, dass die natürliche Soda wegen ihrer Entfernung vom Weltmarkte den Wettbewerb mit der künstlichen Soda nicht aufzunehmen vermag.

Deutsch-Südwestafrika.

Ich wende mich nun zu unserm kolonialen Schmerzenskinde, Deutsch-Südwestafrika, welches wir als unser hoffnungsvollstes Schutzgebiet in geologisch-bergbaulicher Beziehung anzusehen gewöhnt sind.

Die Privattätigkeit hatte hier besonders lebhaft eingesetzt.

Kupfererze.

Die eingehenden Mitteilungen, welche ich Ihnen vor drei Jahren über die Kupfererzlagerstätten bei Otawi machen durfte, sind Ihnen noch bekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf Grund der Untersuchungen von Christopher James will die Otawi-Minen- und Eisenbahngesellschaft nicht nur die bergmännische Ausbeutung der Lagerstätten in Angriff nehmen, sondern sie unternahm auch, eine Eisenbahnlinie von Swakopmund bis zu den Bergwerken zu bauen und zu betreiben.

Vielversprechend ist die bei Otjisongati im Quellgebiet des Swakop gefundene Kupfererzlagerstätte, welche als eine Verbindung erzführender Quarzgänge mit fahlbandartigen Imprägnationszonen anzusehen ist. Die Lagerstätte ist mächtig und reichhaltig, hat aber wegen der Unsicherheit des Landes noch nicht in weitere Tiefe hinab eingehend untersucht werden können.

Bis zu 100 t nach Deutschland versandten und in verschiedenen Kupferhütten verschmolzenen Erzes ergaben bis zu 28,5 pCt. Kupfer.

Hier dürfte nach Eintritt des Friedens ein ansehnlicher Bergbau sich entwickeln.

Die Kupfererzlagerstätte zu Gorap erscheint als fahlbandartige Kupfererz-Imprägnation von Glimmerschiefer, und zwar durchgängig im Hangenden langgestreckter Quarzitlinsen, die ihrerseits seltener Kupfer führen.

Eine Swakopmunder Gesellschaft hat sich behufs Abbaus dieser Lagerstätte gebildet.

Marmor.

Von den vor drei Jahren schon beschriebenen umfangreichen Marmor-Ablagerungen bei Etusis sind Blöcke nach Deutschland gebracht und auf ihre Verwendbarkeit untersucht worden.

Der Bildhauer Casal zu Friedenau fertigte eine Büste, welche sehr gut ausfiel. Der Marmor wirkt trefflich; die Tremolit-Einlagerungen sind hinsichtlich der äusseren Erscheinung nicht störend. Casal sagt aber, dass der Marmor entlang der Tremolit-Einlagerungen eine zu scharfe Lagerschicht habe und bei starken Schlägen auseinanderfalle. Der Marmor sei an sich sonst Ideal-Material; rein, ohne Flecken, schön kristallisiert, von lebhafter Farbe, durchscheinend und von feinem Korn.

Man hofft, dass der Marmor aus den Tiefen des Lagers kompakter, weniger tremolithaltig und gefestigter sei.

Recht wichtig wäre es auch, über Verbreitung und Verhalten des pavonazzaähnlichen Marmors, welcher für Architekturzwecke sehr geeignet sein dürfte, näheren Aufschluss zu erhalten.

Diamanten.

Behufs Untersuchung der im Gibeon-Distrikt erschürften Blaugrundvorkommen auf Diamanten, bildete sich schon vor zwei Jahren eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schürf- und Handelsgesellschaft m. b. H.; sie konnte indes infolge der Unruhen die örtlichen Arbeiten noch nicht aufnehmen.

Die Privattätigkeit im Schutzgebiete ist seit langen Jahren schon durch Kolonialbeamte unterstützt worden.

Schon seit dem Jahre 1888 — nur durch kurze Zwischenräume unterbrochen — befindet sich ein Bergbeamter im Schutzgebiete, der aber wegen Mangels an Beamtenkräften lange Zeit vorwiegend durch allgemeine Verwaltungs-Funktionen behindert war, sich geologisch-bergbaulichen Studien hinzugeben.

Ihm wurde im Jahre 1900 ein Bergingenieur beigegeben, welcher aber im Jahre 1903 die technische Leitung der Otawi-Minen übernahm.

Nunmehr entschloss sich die Kolonialverwaltung, einen Geologen, Dr. Lotz, und einen Bergbeamten, Berginspektor Semper, hinauszusenden, um von jenem auf Grundlage der früheren Forschungen Schencks, Gürichs und Anderer die planmässige Untersuchung des Landes vornehmen, von Semper aber die Lagerstätten selbst untersuchen und die in Vorbereitung befindliche Bergordnung einführen zu lassen.

Beide Beamte wurden als hervorragende Kräfte für diesen Dienst besonders ausgesucht. Sie würden nach Kenntnissen und Charakterveranlagung sich gegenseitig glücklich ergänzt und sicher zum grossen Nutzen des Schutzgebietes gewirkt haben, wenn die Verhältnisse ihnen die Durchführung der übernommenen Aufgabe ermöglicht hätten.

Der Arbeitsplan des Dr. Lotz ging dahin, zunächst die geologischen Verhältnisse des Landes genauer zu studieren und alsdann zu erwägen, wo und welche Lagerstätten nutzbarer Mineralien, Gesteine oder sonstiger wirtschaftlich nutzbarer Bodenarten in den einzelnen Formationen nach Massgabe der Erfahrungen in andern, besonders in den benachbarten Ländern vorauszusetzen und aufzusuchen wären.

Aus diesen Aufgaben hoben sich zwei für das Schutzgebiet besonders wichtige Sonderfragen heraus, denen in erster Linie die Aufmerksamkeit zu schenken war:

die Wasserversorgungsfrage und

die Frage des Vorhandenseins von Steinkohle.

Die grosse Wichtigkeit der Wasserversorgung Deutsch-Südwestafrikas ist zu bekannt, als dass hierauf noch besonders eingegangen zu werden brauchte. Es ist aber sehr wesentlich, zunächst überhaupt erst einmal die geologischen Grundlagen des Auftretens von Quellen, des Grundwassers, der anderweiten Wasseransammlungen usw. in diesem Schutzgebiete näher zu untersuchen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ist die Hydrographie schon unter den geologisch weit besser bekannten Verhältnissen Deutschlands eine ziemlich schwierige Wissenschaft, so viel mehr unter den völlig andern klimatischen Bedingungen Deutsch-Südwestafrikas. Auch schon in Deutschland wird verständigerweise keine Wasserversorgung und keine Stau-Anlage geplant oder ausgeführt, deren geologische Grundlagen nicht vorher eingehend geprüft sind.

Die Steinkohlenfrage ist ebenso von besonderer Wichtigkeit und fordert sehr umfassende Untersuchungen.

Nach früheren Forschern sollen im Namalande nur Kap- und Namaschichten vorhanden sein. Nun sind aber Steinkohlen sowohl im Kaplande wie auch im Transvaal nur in den jüngeren Karoo-Schichten bekannt. Kämen Glieder der Karoo-Formation in Deutsch-Südwestafrika nicht vor, so wäre es äusserst unwahrscheinlich, dass daselbst Steinkohlenablagerungen auftreten. Indessen ist keineswegs ausgeschlossen, dass derartige Gebilde im Südosten des Gebietes noch gefunden werden könnten.

Mit bester Vorbereitung ging Dr. Lotz hinaus. Als er jedoch im Schutzgebiete anlangte, war der Herero-Aufstand eben ausgebrochen, so dass er lange Zeit in Windhuk vollständig festgelegt wurde.

Im Verlaufe des Herero-Aufstandes und des ihm folgenden Witboi-Aufstandes konnte Lotz zwar eine recht nützliche Tätigkeit in der Wasserbeschaffung für die Truppen entfalten. Da aber seine Reisen sehr rasch und teils wegen seiner Sicherheit, teils wegen der Hitze des Tages bei Nachtzeit sich vollzogen, war zu eingehenderen geologischen Studien nur wenig Möglichkeit geboten.

Vor völliger Beruhigung des Landes ist die Aufnahme einer planmässigen geologischen Forschung nicht möglich; Dr. Lotz wird daher in einigen Monaten nach Deutschland zurückkehren, ohne in dieser Richtung unsere anfänglich gehegten Hoffnungen erfüllen zu können.

Berginspektor Semper kam heraus, als der Herero-Aufstand sich seinem Ende zuneigte. Er unternahm alsbald nach Ankunft eine Bereisung des Gibeon-Bezirkes, stellte fest, dass eine frühere Meldung, es sei dort ein Steinkohlenflötz gefunden, auf Irrtum beruhe, und lieferte treffliches Material für die Durchberatung des dem Kolonialrate vorliegenden Bergordnungs-Entwurfs.

Durch den ausbrechenden Witboi-Aufstand seinem eigentlichen Berufsfelde entzogen, meldete er sich als Artillerie-Leutnant d. R. wiederholt zum Eintritte in die Schutztruppe und fiel, nach der dritten Meldung zur Truppe eingezogen, im heldenhaften Kampfe der Abteilung Meister bei Gr.-Nabas am 3. Januar d. Js., tief betrauert von seinen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freunden und Fachgenossen, welche in ihm einen Bergbeamten von ganz ungewöhnlicher Begabung kannten.

Hoffen wir, dass nach Wiederherstellung des Friedens im Schutzgebiete erneut gleich tüchtige Leute gewonnen und hinausgesandt werden, um die grossen dort harrenden Aufgaben der Lösung entgegenzuführen.

Die neue Bergordnung wird vermöge der durch sie gewonnenen grösseren Rechtssicherheit zweifellos ebenfalls vorteilhaft auf die Entwickelung des Bergbaus einwirken.

Kamerun.

„Nach Monke bezeichnet der meist scharf ausgeprägte Steilrand der alten kristallinen Gesteine, der von Kribi über die Neven du Mont-Fälle nach den Sanaga-Fällen bei Edea, von hier über die Dibombe-Fälle nach Jabassi sich erstreckt und über Nyanga und die Mungo-Schnellen in westlicher Richtung fortsetzt, einen Gebirgsbruchrand, an welchem das ganze bis zum Meere reichende Gebiet vermutlich gegen Ende der Kreidezeit in mehreren Staffeln abgesunken ist. Das eingebrochene und infolgedessen bis zum Bruchrande vom Meere bedeckte Gebiet ist dann in den folgenden geologischen Zeiten mit den Sedimenten überschüttet worden, welche die Flüsse vom Hochlande ins Meer führten, und gleichzeitig mit dieser Auffüllung fand, wie direkte Anzeichen beweisen, eine langsame Hebung des Festlandes statt — Vorgänge, welche heute noch nicht zum Abschlusse gekommen sind und in den breiten Küstensäumen der Mangrove-Niederungen zum Ausdrucke kommen."

„Nur in den Taleinschnitten des Mungo und des Dibombe treten in der Nähe des Bruchrandes Sandsteine, Tonschiefer und Kalksteine auf, welche nach den aufgefundenen Versteinerungen der oberen Kreideformation angehören. Näher nach dem Meere zu sind an einigen Stellen versteinerungsführende Tonschiefer und tonige Sandsteine beobachtet worden, welche dem untersten Tertiär zugerechnet werden; in der Nähe der Küste selbst aber sind die jungen Meeres-Sedimente so mächtig, dass sie in einer 800 m tiefen Bohrung nicht durchsunken wurden."

„Nach Westen wird das Einbruchsfeld begrenzt durch den mächtigen, in nordnordöstlicher Richtung sich über 40 km erstreckenden Gebirgsstock des Kamerunberges, welcher sich aus den Laven und Tuffen jungvulkanischer Eruptionen aufbaut, die allem Anscheine nach bis in die historische Zeit hineinreichen. In der nördlichen Fortsetzung dieser Nordnordostlinie des Kamerunberges, welche einer vorherrschenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tektonischen Richtung entspricht, reihen sich weitere Eruptivmassen jungvulkanischer Natur an, während in der südlichen Fortsetzung der gleichfalls eruptive Clarence Peak auf Fernando-Pó liegt."

Die Nachricht von Petroleumfunden unweit der Küste setzte gegen Ende des vorigen Jahres die kolonialen Kreise in Staunen und Erregung.

Erdöl tritt an mehreren Stellen in der Umgebung des Dorfes Logobaba, etwa 8 km östlich von Duala, auf Wassertümpeln in kleinen Mengen frei zu Tage, ferner bei M'Bomano M'Benge, 15 km nordwestlich von Duala, in der Nähe des Bomono-Creek.

Mehrere der Geologischen Landesanstalt zu Berlin eingelieferte Flaschen Petroleum, welche einer Quelle bei Logobaba entstammten, wurden chemischer Analyse unterworfen und lieferten recht befriedigende Ergebnisse.

Um nun die Oellager selbst und deren Ergiebigkeit festzustellen, sandte die rasch gebildete Kamerun-Bergbau-Gesellschaft eine Bohrkolonne hinaus und gewann auch einen Beamten der Preussischen Geologischen Landesanstalt, Bezirksgeologen Dr. Monke, um die Bohrergebnisse zu prüfen.

Die bei Logobaba angesetzte Bohrung hat aber, wie vorher erwähnt, trotz der schon erreichten Tiefe von 800 m die Aufschüttungsmassen noch nicht durchsunken, so dass die eigentlichen Oelschichten noch nicht erreicht wurden, und deshalb heute noch nicht entschieden ist, ob in Kamerun reiche oder auch nur abbaulohnende Oellager vorhanden sind.

Die erste Bohrung musste in jener Tiefe eingestellt werden, weil unüberwindliche Betriebsstörungen eintraten. Doch besteht die Hoffnung, dass die kapitalkräftige Gesellschaft an anderer Stelle erneut Versuchsbohrungen vornehmen und eine definitive Entscheidung über die Haltigkeit der in Untersuchung stehenden Landschaft an Erdöl herbeiführen wird.

Zugleich mit dem Erdöle, aber auch an zahlreichen andern Stellen innerhalb des Einbruchsfeldes, zumal in der Nähe des Kamerunberges, treten starke Mengen von Kohlensäure zu Tage, und ebenso hatten die Erdöl-Bohrungen in fast allen einigermassen durchlässigen Schichten beträchtliche Mengen von Kohlensäure erschlossen.

Zahlreiche Schürfscheine sind auf **Zinnerze** nachgesucht worden, nachdem ein anscheinend reiches Vorkommen dieses Minerals im Bezirk Banjo festgestellt worden war.

Kupfererz soll 6 Tagereisen südöstlich Lau am Benue anstehen.

Was die Aufsuchung anderweiter Bodenschätze anbelangt, so kommt das Gebiet des grossen Einbruchsbeckens nur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

allenfalls noch für Kohle in Frage. Wegen etwaiger anderer Mineral-Vorkommen würde vorerst das Gebiet der kristallinen Schiefer, und zwar der Osten und Nordosten des Schutzgebietes zu untersuchen sein. Die betreffenden Untersuchungen würden sich auf die Stationen Jabassi, Edea und Kribi stützen müssen.

Behufs Erzielung grösserer Rechts-Sicherheit für die vorzunehmenden Schürfarbeiten besteht die Absicht, unter Aufhebung der zurzeit in Geltung befindlichen Schürfordnung die für Deutsch-Südwestafrika bearbeitete Bergordnung auch in Kamerun einzuführen.

Ein Geologe ist für das Gouvernement gewonnen worden und wird im November hinausreisen.

Togo.

Zur Erörterung der Frage, wie die Eisenbahn Lome-Palime zweckmässig mit Wasser zu versorgen sei, wurde der Bezirksgeologe Dr. Koert von der Königl. Geologischen Landesanstalt zu Berlin gewonnen. Seine Ausreise erfolgte im Dezember 1904.

Nachdem seine Aufgabe gelöst war, wurde ihm auf Ansuchen des Gouvernements Urlaub bis Ende des Jahres erteilt, um weitere geologische Untersuchungen des Schutzgebietes vornehmen zu können. Seinen gefälligen Mitteilungen verdanke ich folgende Ausführungen:

„Auf den alluvialen, aus lagunen Dünenbildungen bestehenden Küstenstrich folgt landeinwärts eine aus Lehmen und Sanden fluviatiler Entstehung gebildete Zone, der wohl ein quartäres Alter zukommt. Unter solchen Lehmen wird im Monu-Bett bei Adabion südlich Topli ein eozäner Kalk sichtbar, der sich wegen seiner Reinheit vorzüglich zur Herstellung von Mörtel-Material eignet.

„Die Ausbeutung des Kalklagers ist in die Wege geleitet; man verspricht sich davon im Schutzgebiete eine nicht unerhebliche Ersparnis, da die Tonne gebrannten Kalks dort ungefähr 80 Mk. kostet.

„Auf die Quartärzone folgt stark gefalteter Gneis bezw. Gneisgranit, das Grundgebirge von Togo, welches im ganzen südlichen Teile der Kolonie zu Tage tritt und auch nach dem Monu zu eine breite Ausdehnung gewinnt. In die Gneiszone fallen auch die vorwiegend aus granatführendem Hornblendegneis aufgebauten Gebirgsinseln des Adaklu und des Agu.

„Am Agu sind in dem Gneis Pegmatitgänge mit Muskowitglimmer bekannt geworden; die an die Geologische Landesanstalt zu Berlin eingesandten Proben dieses Glimmers liessen aber keine Bauwürdigkeit feststellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Gneiszone wird von erheblichen Störungen betroffen, an denen z. B. Partien der hangenden kristallinen Schiefer eingesunken sind.

„Von einer ähnlichen Störung dürfte auch bei Towega ein von Quarz und Chalcedon-Trümmern durchzogener quarzitischer Sandstein begrenzt sein, der nach Feststellung der Königl. Preuss. Geologischen Landesanstalt einen geringen **Gold**gehalt von 17 mg auf 1 t führt.

„Nach Nordwest zu erhebt sich auf dem Gneis-Sockel das aus kristallinen Schiefern aufgebaute Agome Akposso-Gebirge (Togo-Gebirge). Seine Schichten — Quarzite, Tonschiefer, Glimmerschiefer, Hornblendeschiefer — sind sämtlich stark gefaltet und von Verwerfungen durchsetzt.

„Jünger als die kristallinen Schiefer des Togo-Gebirges ist eine Folge von Sandsteinen, Konglomeraten, Kieselschiefern und Tonschiefern, welche hauptsächlich zwischen dem Togo-Gebirge und dem Volta verbreitet ist. Auch diese Schichten, deren Alter noch nicht feststeht, sind zum Teil gefaltet.

„Am Volta wird diese Schichtengruppe an mehreren Orten von jungen Eruptivgesteinen (Andesiten und Propyliten?) durchbrochen, in denen bei Kpandu ein **gold**führender, aus Quarz, Chalcedon und Kalkspat bestehender Gang festgestellt wurde."

Das sehr rührige Gouvernement plant die Errichtung eines Landesmuseums, an welches auch eine Mineralien-Sammlung angegliedert werden soll.

Neu-Guinea.

Bekanntlich wird in den englischen Gebietsteilen Neu-Guineas im Mambare-Flusse schon seit dem Jahre 1894 **Gold** gewonnen, und zwar wurden in den Jahren 1899 und 1900 über 15 000 Unzen Gold pro Jahr gewaschen.

Zwei von der Neu-Guinea-Companie ausgesandte Expeditionen untersuchten in den Jahren 1901 bis 1903 die Gebiete der Ramu- und Hüongolf-Konzessionen.

Die an das englische Gebiet anstossenden Flüsse wiesen Gold auf im Waria sowie in seinem grössten linken Nebenflusse, dem Wiwo, im Morope, im Pajawo und im Majama, also in allen Flüssen von der Ostgrenze an bis zum Kap Longuerne hin.

Der Waria ist, nach dem im Unterlaufe abgesetzten Feingolde zu urteilen, im Oberlaufe recht reich; doch liegt dieser reichere Teil auf englischem Gebiete.

Der Wiwo wurde näher untersucht. Dort ergab sich die allgemeine Beobachtung, dass die untersten und tiefsten Schichten der Fluss-An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwemmungen wenig Gold enthalten, das meiste Gold vielmehr in den obersten 3—6 Fuss der Anschwemmungen sich befindet. Die Sohle der Alluvionen, der sogenannte Bedrock, führt kein Gold.

Wiwo-Gold erscheint in Blättchenform bis zu $^1/_4$ qcm Grösse, grob, stark rot und oft mit einem Ueberzug von Eisenoxyd.

Klüften im oberen Diorit entstammendes Gold findet sich in alluvialer Form über die ganzen Berghänge verstreut, in geringen Mengen in dem Verwitterungsprodukte des Diorits, in kleinen Röschen bis hinauf zur Spitze der mehr oder weniger isoliert auftretenden Kuppen und wird bei Regengüssen ins Tal geschwemmt.

Der Expeditionsleiter Schlenzig hält den Lauf des Wiwo für abbaulohnend. Der berechnete Durchschnittsgoldgehalt ist hoch — im Verhältnis zu australischen Seifen, die bei 0,06 g Gold pro Kubikmeter Haufwerk sich noch als abbauwürdig erweisen. Natürlich muss man aber mit den schwierigen klimatischen Verhältnissen Neu-Guineas rechnen.

Schwemmgold von Seifen des Wiwo, welches ich gesehen habe, lässt nach seiner ganzen Erscheinungsweise erkennen, dass es keinen weiten Weg zurückgelegt hat, so dass also die primäre Lagerstätte weiter aufwärts im Gebirge noch angetroffen werden kann. Allerdings ist zu beachten, dass mehrere Kilometer des obersten Flusslaufes auf englisches Gebiet fallen.

Ueber Gold im Sande des Ramu konnte ich schon 1902 Mitteilung machen. Auf Grund dieser am oberen Ramu gemachten Beobachtungen goldführender Alluvionen erscheint Schlenzig auch das Vorkommen goldhaltiger Quarze am oberen Markham sehr gut möglich.

Somit ist die Untersuchung Neu-Guineas nach sekundären und primären bauwürdigen Goldlagerstätten dringend erwünscht.

Der Abbau der Fluss-Seifen würde am zweckmässigsten durch das hydraulische Spritzverfahren erfolgen.

Weiterhin verdient das Vorkommen von Gediegen-**Kupfer** in einem Basalt-Rollstücke des Kabenau sorgfältigste Beachtung.

Dieses Kupfer ist von besonderer Reinheit und kommt — nach den mir gewordenen Mitteilungen — in Basalt, gediegen, Spalten und Hohlräume ausfüllend, vor, würde somit eine besonders leichte hüttenmännische Verarbeitung gestatten.

Im Laboratorium der Kgl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin wurde **Kohle** untersucht, welche von Herrn Klink beim Wegebau nach dem Ramu im Tale des Nusa gefunden worden war.

Sie entspricht in ihrer Zusammensetzung und demnach auch in ihrem Heiz- und Verdampfungswerte einer langflammigen Bochumer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gas- oder Backkohle, deren Wert jedoch durch hohen Aschengehalt heruntergedrückt wird; auch ist ihr Wassergehalt verhältnismässig hoch. Die Asche besteht aus sandig-toniger Substanz, ähnlich dem noch teils mit Kohle durchsetzten Geröllsteine, aus dem die Kohle stammt.

Es ist anzunehmen, dass die in tieferen Schichten anstehende Kohle reiner ist, somit weniger Aschengehalt und höheren Heizwert besitzt. Bei der Verkokung gab die Kohle 57,5 Prozent pulverförmigen Koks.

Natürlich kann eine kleine Handprobe nicht massgebend sein für das ganze Vorkommen. Immerhin aber ist es von grosser Wichtigkeit und Bedeutung, dass in Neu-Guinea überhaupt Kohle gefunden wird, welche zur Dampferzeugung dienen kann.

Hält man hierneben noch, dass auch **Platin** — gemäss Feststellung der Königl. Geologischen Landesanstalt und Bergakademie — in einem Rollstücke dichten, festen, grauschwarzen Basalts aus dem Kabenau-Flusse in einer Menge von 42 g auf 1 t und in einer Waschprobe desselben Fundortes zu recht hohem Prozentgehalte ermittelt wurde, dass ferner **Roteisenstein** im gleichen Flusse, wenn auch wegen zu hohen Kieselsäure-Gehalts für die Verhüttung ungeeignet, gefunden wurde, so ist der Wunsch berechtigt, dass recht bald unternehmungslustige Interessenten zur weiteren Untersuchung dieses Schutzgebietes sich bereit finden möchten.

Von einer kleinen Insel in den nördlichen Gewässern Neu-Guineas wurde eine Probe eingeliefert, die sich wegen ihres Phosphorsäure- und Calcium-Carbonatgehalts zu **Düngemitteln** vorzüglich eignen würde.

Bismarck-Archipel, Palau-, Karolinen-, Marianen-, Marshalls- und Samoa-Inseln.

Der frühere Bezirksgeologe der Königl. Geologischen Landes-Anstalt zu Berlin, jetzige Professor Dr. Kaiser zu Giessen, untersuchte Gesteine, welche Professor Volkens, Kustos am Botanischen Museum der Universität Berlin, von einer Studienreise aus der Südsee mitgebracht hatte. Sie erweiterten wesentlich unsere Kenntnis von der geologischen Natur der Inseln Jap und Map.

Die Gesteine von Jap waren Amphibolit- und Strahlsteinschiefer, denen Chlorit- und Talkschiefer eingelagert sind.

Von der Insel Map lag Strahlsteinschiefer vor, Verwitterungs-Grus von Amphibolit und Breccien, die aus mancherlei alten Gesteinen sich zusammensetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus allem folgt, dass auf Jap und Map nicht so jugendliche Bildungen vorliegen, wie man nach den Berichten früherer Reisenden annahm, sondern dass die Ansicht M. Friedrichsens, die Karolinen gehörten zu den Resten eines alten Festlandes, eine wichtige Stütze findet.

Von Neu-Mecklenburg wurde Kohle an das Laboratorium der Königlichen Bergakademie zu Berlin eingesandt und untersucht, welche sich als aschenreiche **Braunkohle** erwies. Ebenso ging in den letzten Tagen die Nachricht durch die Zeitungen, dass auf Neupommern Kohle gefunden worden sei, welche in Sydney analysiert und als Braunkohle erkannt wurde. Bei Ablagerung in abbauwürdiger Mächtigkeit dürfte sie örtlich und auch auf benachbarten Inseln nützliche Verwendung finden.

Behufs Ausbeutung der auf dem Kolonial-Kongress 1902 schon erwähnten, auf der Insel Nauru liegenden hochwertigen **Phosphate** ist eine Gesellschaft gebildet worden, welche die infolge der Brandung schwierige Verladung mit Hilfe einer Bleichertschen Schwebebrücke löst.

Kiautschou.

Auf der zum Pachtgebiete gehörigen Insel Schui-ling-schan (Tolo-san) wurden zwischen einer Wechselfolge von Sedimenten und lagerförmigen Ergussgesteinen Schmitzen anthrazitischer Kohle aufgefunden. Infolgedessen wurde durch Verordnung des Herrn Reichskanzlers vom 16. Mai 1903 im Schutzgebiete von Kiautschou das Recht, die im § 1 des Preussischen Berggesetzes vom 24. Juni 1865 bezeichneten Mineralien aufzusuchen und zu gewinnen, dem Verfügungsrechte des Grundeigentümers entzogen und dem Fiskus des Schutzgebietes vorbehalten.

Nach den mir bekannten Untersuchungs-Ergebnissen hege ich aber grosse Zweifel, ob auf Schui-ling-schan Bergbau auf Steinkohle möglich sein wird.

Mehr als irgendwo in unsern Schutzgebieten selbst hat deutsche Tatkraft Erfolge aufzuweisen im Hinterlande Schantung des Pachtfeldes von Kiautschou.

Die im Kohlenfelde von Weihsien bei Fangtse betriebenen Aufschlussarbeiten der Schantung-Bergbau-Gesellschaft ergaben gegen die frühere Annahme von zwei Kohlenflötzen das Vorhandensein von drei Steinkohlenflötzen, und zwar in 136, 175 und 210 Meter Tiefe des Hauptschachtes.

Das obere Flötz scheint normal 3 m mächtig zu sein.

Das mittlere Flötz ist 4 m mächtig und führt Gaskohle.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Das untere Flötz wechselt in seiner Mächtigkeit zwischen 1 und 5 m, doch ist das Verhalten des oberen und unteren Flötzes in weiterer Ausdehnung noch nicht näher untersucht.

Mächtigkeit und Qualität des mittleren Flötzes werden stellenweise durch Porphyrit-Durchbrüche ungünstig beeinflusst; andere umfangreiche, reine Flötzpartien gewähren aber die Gewinnung einer guten, stückreichen Kohle, so dass die Tagesförderung 440 t beträgt und sich zeitweilig sogar auf 500 t hebt.

Während die Förderung im Jahre 1904: 84 887 t betrug, stieg sie in der ersten Hälfte des Jahres 1905 schon auf 69 815 t.

Eine modern eingerichtete Separations-Anlage gestattet, für den Eisenbahnbetrieb und für die Kessel verschiedener Industrie-Anlagen zu Tsingtau geeignete Stück- und Nusskohle zu erzielen. Die verbleibende Feinkohle und der Grus finden bei den Chinesen willige Abnahme; doch sollen sie durch Wäsche und Brikett-Fabrik, von denen erstere im Frühjahr, letztere im Sommer 1906 in Betrieb kommen, ebenfalls bessere Verwendung erlangen.

Am 6. Juli 1904 wurde das Abteufen eines zweiten Förderschachtes, welcher Ende Juni d. Js. schon bis zu 153 m Tiefe gelangt war, und später das Abteufen eines dritten Schachtes, welcher der Wetterführung dienen soll, in Angriff genommen.

Die Flötzmächtigkeiten im Heischan-Becken sind geringer als die im Weihsien-Felde. Nur wenige dieser Flötze sind über 1 m stark. Die grösste Mächtigkeit beträgt 1,80 m.

Zwei Flötzgruppen sind deutlich unterscheidbar, die obere im kalkfreien Nebengestein und die untere in der kalkführenden Zone des Steinkohlengebirges. Jede dieser Gruppen umfasst 2—3 bauwürdige Fettkohlenflötze.

Bohrungen im Poschan-Tschitschwan-Revier weisen im Norden Magerkohle, im Südosten gute, für Schiffskessel geeignete Fettkohle nach.

Der erste Förderschacht zur Eröffnung eines weiteren Bergwerks vollkommen europäischen Musters wurde daher zur Gewinnung der Schiffsfeuerkohle etwa $2^1/_2$ km ostsüdöstlich Tsetschuan-hsien angesetzt, wo man die obersten Flötze in 100—120 m Tiefe erwartet.

Eruptivgesteine fehlen im produktiven Steinkohlengebirge des Poschan-Puki-Putsun-Tales.

An verschiedenen Örtlichkeiten sind **Eisenerze** nachgewiesen worden, so Magnet- und Roteisenstein im Gebirge nördlich und südlich Poschan, kieseliger Magneteisenstein bei Itschoufu, bei Ihsien im Tsantschwang-Becken und bei Hantschwang am Kaiserkanal.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von diesen ist das bedeutendste ein Kontaktlager von 65prozentigem Magnet- und Roteisenstein, zwischen Kalkstein und Quarzaugitdiorit, welches in 15—20 m Mächtigkeit nördlich des Poschantales bei Tschi-ling-tschönn an den Hängen des Tieschan ansteht und auf 2 km zu verfolgen ist. Es wird zurzeit durch Stollen und Bohrungen genauer untersucht.

Nun sind noch die in Schantung umgehenden Arbeiten der Deutschen Gesellschaft für Bergbau und Industrie im Auslande zu erwähnen.

Im Itschoufu-Gebirge werden Schotter-Ablagerungen auf **Diamanten** verwaschen; doch führten die Arbeiten noch nicht zu abschliessenden günstigen Erfolgen.

Der Betrieb auf den **Glimmer**-Vorkommen der Pegmatitgänge von Tschou-tschöng hat ergeben, dass die Ablagerungen wahrscheinlich nach der Tiefe aushalten; die Qualität wird besser; die Glimmer-Platten sind weniger gestört und verbogen.

Die **Bleierz**gänge bei Bei-schy-ling erwiesen sich in Erzführung und besonders im Silbergehalt als arm, und die **Steinkohlen**bohrungen bei Tsin-kia-tschuang wurden aufgegeben, weil die Bohr-Apparate an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt waren; doch besteht die Absicht, die Arbeiten demnächst wieder aufzunehmen und fortzuführen.

Im Mauschan-Gebirge geht Bergbau auf einem im Granit auftretenden **Gold**quarz-Gangzuge um, welcher sich aus einem Hauptgange und einigen kleinen Nebengängen zusammensetzt. Der Hauptgang führt bei 5 km Länge und 4,75 m mittlerer Mächtigkeit im Durchschnitte 12 g Gold pro Tonne. Das Gold tritt in Erzfällen auf, derart, dass etwa $^1/_3$ der Gesamtlänge auf solche Erzfälle entfallen.

Auf dieser Lagerstätte ist in früherer Zeit, soweit die damaligen Betriebsmittel es gestatteten, schon umfangreicher Bergbau betrieben worden. In der jetzt ärmeren sulfidischen Zone verspricht der Bergbau zwar keine glänzenden, doch aber — mit Rücksicht auf die grosse Mächtigkeit — recht befriedigende Ergebnisse.

Die fertiggestellte Schantung-Eisenbahn verbindet durch ihre Hauptlinie die Kohlenbecken von Weihsien und Putsun, sowie das Eisenerzlager von Tsching-ling-tschen, durch ihre Nebenlinie die Kohlen des Poschan-Tales mit Tsingtau, so dass eine schwunghafte industrielle Entwickelung dort gewährleistet ist.

Dieses letzte Beispiel von Schantung zeigt uns gerade, woran es uns in den Schutzgebieten noch fehlt: an guter Eisenbahnverbindung des Innern mit der Küste, wodurch die Lande er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schlossen, das Zuströmen der Pioniere, des Ingenieurs, des Prospektors, des Landwirts, des Händlers gefördert, Bedürfnisse geweckt, neue Handelsgebiete eröffnet und der wirtschaftliche Absatz der Produkte nach der Küste ermöglicht werden.

In der Erschliessung der Kolonien ist schon viel geschehen, wenn aber die Aufstände niedergeschlagen sein werden und dadurch die Blüte der industriellen und Handels-Verhältnisse, welche durch die Beendigung des ostasiatischen Völkerkrieges eingeleitet worden ist, ihre Rückwirkung auch auf unsere Schutzgebiete äussern, — wenn das Vertrauen auf die Erhaltung des Weltfriedens in die beunruhigten Gemüter zurückgekehrt sein wird, dann werden auch den Schutzgebieten die Kapitalien zu beschleunigter Erschliessung in erhöhtem Masse zufliessen und bei den beteiligten Körperschaften hoffentlich auch die Einsicht für eine gesunde koloniale Verkehrspolitik Platz greifen.

Zur Förderung des Aufschlusses unserer kolonialen Bodenschätze sind aber noch besondere Massregeln auch im Mutterlande selbst erforderlich; wenn diesbezüglich noch nicht alles, was geschehen müsste, getan worden ist, so hat man doch schon mancherlei nützliche Einrichtungen getroffen.

Die verschiedensten Interessenten müssen mit der allgemeinen und besonders mit der Lagerstätten-Geologie der Schutzgebiete vertraut gemacht werden; Bergingenieure müssen für den Abbau der den Schutzgebieten eigentümlichen, in Deutschland nicht auftretenden Bodenschätze zweckentsprechend ausgebildet werden.

Dem ersteren Zwecke zu genügen, sind Vorlesungen an den Universitäten zu Göttingen, München, Halle, Breslau, an den Technischen Hochschulen zu Aachen und Danzig und an der mit der heute schon mehrfach erwähnten Geologischen Landesanstalt verbundenen Bergakademie zu Berlin eingerichtet worden. Die bergtechnischen Hochschulen wenden auch der Ausbildung von Bergingenieuren für den Auslands- und Kolonialdienst ganz besondere Aufmerksamkeit zu.

Darüber hinausgehend hat die Vereinigte Preussische Geologische Landesanstalt und Bergakademie zu Berlin die Einrichtung getroffen, dass das durch zahlreich aus den Schutzgebieten zufliessendes Material sich immer umfangreicher gestaltende Kolonial-Museum, die Lagerstätten- und sonstigen geologischen und technischen Sammlungen, die Laboratorien und die Bibliothek Männern jedes Berufs, welche im Interesse der kolonialen Sache auszureisen und sich für ihre Aufgabe vorzubereiten beabsichtigen, mit dem sachverständigen Rate ihrer wissenschaftlichen Beamten zur Verfügung stehen. Die zahlreichen Beam-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, welche Auslands- und Kolonialerfahrung besitzen, machen diese Behörde hierfür ganz vorzugsweise geeignet.

Zahlreiche Beamte, Offiziere, Ingenieure und Kaufleute sind dieserart schon zweckentsprechend bei uns ausgebildet worden. Bezüglich einiger Bergingenieure hat sich sogar das Verhältnis herausgebildet, dass sie nach Erledigung von Aufträgen immer wieder zur Geologischen Landesanstalt und Bergakademie zurückkehren, um neue Aufträge dort abzuwarten.

Hinsichtlich der Ausbildung geeigneter Bergingenieure besteht allerdings noch eine gewisse Schwierigkeit darin, dass sie in Deutschland selbst keine praktischen Fertigkeiten im Goldbergbau erwerben können. Die Bergakademie zu Berlin vermittelt daher den Bergingenieuren in weitgehendem Masse die Erlangung von Stellen im Auslande, und hat auch zur Förderung dieses Zweckes eine Auskunftsstelle für Auslandsreisen eingerichtet, in welcher die Berg- und Hütteningenieure über die in allen Ländern des Auslands zugänglichen berg- und hüttentechnischen Anlagen, über deren Leiter und über die zum Besuche nötigen Empfehlungen sich unterrichten können.

Die grossen deutschen Bankfirmen, welche ausländische Unternehmungen betreiben, würden diese Bestrebungen nutzbringend unterstützen können, wenn sie nach dem Vorbilde vieler englischer Firmen, junge, tüchtige, in der Entwickelung begriffene deutsche Berg-Ingenieure in ihre Dienste nähmen und ihnen so die Möglichkeit eröffneten, in gesicherter Lebensstellung im Auslande sich die technischen Kentnisse anzueignen, zu denen ihnen das Vaterland nach der Eigenart seiner Bodenschätze keine Möglichkeit bietet.

Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt.

Von Dr. **O. Franke**, Legationssekretär der Kais. Chinesischen Gesandtschaft, Halensee bei Berlin.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, Nachmittag.)

Die Bezeichnung „ostasiatische Kulturwelt" setzt trotz ihrer scheinbaren Allgemeinheit eine gewisse Einheitlichkeit des Begriffes voraus. Und diese Einheitlichkeit ist auch bei aller Differenzierung der geographischen und ethnographischen Verhältnisse unschwer zu erkennen. Ostasien, von den Gestaden des Ochotskischen Meeres bis

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Südspitze von Malakka, von der Inselkette im westlichen Stillen Ozean bis zu den Abhängen des Himmelsgebirges, umschliesst nicht bloss verschiedene natürliche Zonen, sondern seine Bewohner gehören auch völlig getrennten Rassen an, weisen einen durchaus verschiedenen Charakter auf, haben die mannigfaltigsten Religionsformen angenommen und voneinander unabhängige Staatswesen entwickelt —, und doch sehen wir die gleichen Grundzüge in dem Geistesleben aller Völker dort durchschimmern, Geist von einem Geist, Millionen Strahlen von einer Sonne. Es ist die chinesische Kulturwelt, in der wir wandeln; ihre vier Jahrtausende umfassende Geschichte kündet uns den Siegeslauf ihres Geistes, und die Gegenwart zeigt trotz aller politischen Veränderungen ihre uralte Weisheit im fast ungeschmälerten Besitz ihrer Herrschaft. Wer ihre Gedanken zuerst gedacht, ob die ackerbauenden Scharen, die einst in die Ebenen des Gelben Flusses eindrangen, und aus denen das Volk der Chinesen hervorging, sie schon aus ihrer unbekannten Heimat mitbrachten, oder sie erst später aus sich heraus entwickelten, davon meldet uns keine Kunde, wohl aber wissen wir, dass jene Weisheit eine gewaltige, staatsbildende Kraft in sich trug, dass ihre Gesetze später in Gefahr gerieten, verloren zu gehen, und dass ein weiser Mann, den wir mit dem Namen Confucius bezeichnen, sie sammelte und in festen Formen der Nachwelt überlieferte. Zwar das eigentliche confucianische System im technischen Sinne, d. h. jene in verwickelte und subtile dogmatische Formen gebundene Afterweisheit, wie sie später, besonders von den Philosophen der Tang- und Sung-Dynastie, geschaffen wurde, ist im wesentlichen auf China beschränkt geblieben, aber die grossen ethisch-politischen Grundlehren des alten confucianischen Kanons sind auch für die Entwicklung der übrigen ostasiatischen Völker bestimmende Faktoren geworden. Den Grund für diese ausserordentliche Verbreitung der confucianischen Gedanken hat man gewöhnlich in der Tatsache gesehen, dass die Chinesen von kulturlosen Barbaren-Völkern umgeben waren, für die, ausser in China, eben eine andere Quelle der Bildung und Gesittung nicht vorhanden war. Dieser Grund ist zweifellos richtig, aber er genügt allein nicht, um jene Verbreitung zu erklären. Das beweist schon die andere Tatsache, dass die Völker, die später mit andern Kulturkreisen in Berührung kamen — ich brauche nur an die Siamesen und Birmanen, vor allen aber an die modernen Japaner und an die Chinesen selbst zu erinnern —, hierbei keineswegs die confucianischen Lehren preisgaben, sondern sie vielmehr als sittliche Grundlagen ihres Staatswesens mit Bewusstsein beibehielten. Die verschiedenen fremden Religions-Systeme, die auf die ostasiatische Kulturwelt eingewirkt haben und heute noch einwirken, sind denn auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bisher nicht imstande gewesen, die Macht der confucianischen Ideen gerade über die aufgeklärtesten Geister zu brechen, im Gegenteil, je näher Chinesen und Japaner mit dem Geiste der okzidentalen Kultur bekannt werden, um so fester scheint ihre Überzeugung von der Überlegenheit ihrer eigenen Weltanschauung zu werden. Es ist bezeichnend für die Macht jener Ideen, dass selbst die ersten christlichen Missionare, die im 16. und 17. Jahrhundert in China lebten, sich ihrem Einflusse nicht entziehen konnten. Die gelehrten Jesuiten, die in dem im Jahre 1687 gedruckten Werke: „Confucius Sinarum philosophus" den alten confucianischen Staat in begeisterten Worten priesen, waren so überwältigt von der Weisheit des chinesischen Altertums, dass sie zu dem Schlusse kamen: „(probatur) Sinas diluvio fuisse proximos, adeoque notitia cultuque veri Numinis in ipso ortu imbutos" — und: „argumentis aliis atque aliis confirmatur veri Dei apud Sinas notitiam extitsse". Die ostasiatische, d. h. die chinesische, Kultur muss also eine Quelle der absoluten Stärke auch in sich tragen, und diese Quelle ist die dem Confucianismus innewohnende staats- und gesellschaftsbildende Kraft, seine grossartige politische Idee. Welches ist diese Idee? Worin besteht ihre Grösse?

Ähnlich wie für Aristoteles, ist auch für Confucius die staatliche Gemeinschaft nicht bloss eine beabsichtigte Verbindung von Einzelwesen oder von Familien zu bestimmten Zwecken, sondern sie ist das Resultat eines Naturgesetzes, ihre Lebensquellen liegen in den Herzen der Menschen, in dem angeborenen Hange zum Zusammenschluss und zur Einordnung, in dem instinktiven Gefühle, dass nur so eine wirkliche Glückseligkeit erlangt werden kann. Diese Glückseligkeit erscheint denn auch als der letzte und eigentliche Staatszweck. Sie besteht in der harmonischen Ausgleichung der menschlichen Verhältnisse und beruht auf der sittlichen Gesellschaftsordnung im Staate. Für die Erreichung dieses Staatszwecks ist die erste Vorbedingung eine sittenreine Regierung, denn die Tugend oben wirkt durch Beispiel nach unten auf die Massen: „für die Tugend", heisst es in den confucianischen Analekten, „sind die Höheren der Wind, die Niederen das Gras: das Gras muss sich so biegen, wie der Wind darüber hinstreicht." Da der Staat nun in letzter Linie auf einem dem Menschen ins Herz gegebenen Hange beruht, so muss er eine von Gott gewollte und nach göttlichem Willen geleitete Einrichtung sein. Da ferner, so schliesst die confucianische Exegese weiter, kein Mensch ausserhalb der staatlichen Gemeinschaft stehen kann und darf, so umfasst der Staat die gesamte Menschheit. Der Gemeinschaft des irdischen Menschenvolkes gegenüber aber steht Gott, oder, wie es in den chinesischen Texten heisst, der Himmel. „Der Himmel seinerseits", so lehrt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine der grössten Autoritäten des chinesischen Staatsrechts unter der Han-Dynastie, „hat keine (menschliche) Sprache, darum bedient er sich gewisser Menschen, die seine Gedanken verkünden." Der aber, der diesen Auftrag des Himmels erhalten hat, ist ein Auserkorener, ein Heiliger, der die Menschen dem Willen des Himmels gemäss führen soll. Darum ist der Heilige auch der Herrscher über die Menschheit, d. h. der Fürst des Staates, und wegen seiner Eigenschaft als Vermittler zwischen Himmel und Erde führt er auch die Bezeichnung „Sohn des Himmels". Nach dieser Auffassung stellt sich also der chinesische Staat dar als eine vollkommene Caesaropapie, d. h. als eine Gemeinschaft, die in gleicher Weise Staat und Kirche ist, in der der Herrscher zugleich als der Hohepriester und Stellvertreter Gottes gilt. Und zwar ist diese Caesaropapie eine nationallose oder universalistische, ihr Staatsgebiet im weiteren Sinne ist die Erde, ihr Volk die Menschheit, ihr Herrscher der Himmelssohn. An die göttliche Stellung des Fürsten aber hat die confucianische Lehre — und darin zeigt sie ihren hohen sittlichen Ernst — grosse, verantwortungsreiche Pflichten geknüpft. Der göttliche Auftrag gilt nur so lange und insoweit, als sein Inhaber ihn loyal ausführt; und zwar besteht er lediglich in der Beschützung, Förderung und Beglückung des Volkes. „Der Himmel bringt nicht das Volk hervor, um des Fürsten willen", so sagt die Exegese des Tschuntsiu, „sondern er setzt den Fürsten ein um des Volkes willen. Darum, wenn des Fürsten Tugend imstande ist, das Volk in Frieden und Zufriedenheit zu halten, so erkennt ihn der Himmel als seinen Sohn an; sind aber seine Laster dazu angetan, das Volk zu schädigen und leiden zu lassen, so verwirft ihn der Himmel." Es ist ein hartes Gesetz der Verantwortlichkeit, das die ostasiatische Staatslehre aus dieser Auffassung hergeleitet hat: wie man das Gedeihen der Volkswohlfahrt dankbar den Tugenden des Herrschers zuschreibt, so sucht man bei Unglück und Niedergang zunächst den Grund in der Schlechtigkeit des Fürsten und seiner Regierung. Die chinesische Geschichte bietet Beispiele genug dafür, wie diese Anschauung für eine Dynastie verhängnisvoll werden kann.

Streng logisch genommen, würde eine solche Auffassung von der Stellung des Fürsten eine Erbfolge am Thron, wenn nicht ausschliessen, so doch jedenfalls keineswegs bedingen, da eben der Würdigste zum Herrscher berufen ist. Indessen tritt hier noch ein anderes wichtiges Moment der confucianischen Ethik mitbestimmend hinzu, nämlich die Pietät gegenüber den Ahnen. Der Vorfahr bedarf des Nachkömmlings als des natürlichen und unmittelbaren Fortsetzers der Tradition, darum beruft er ihn zum Thron; die Ahnen ihrerseits bilden die Bindeglieder der Kette, die den Himmelssohn mit seinem ersten und vornehmsten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stammvater, dem Himmel, verknüpft. Ihre Tugenden und Verdienste kommen auch dem Enkel zugute, schützend und leitend umgeben sie ihn, so lange er der mahnenden Stimme der Tradition Gehör schenkt. Nicht für den Herrscher allein aber besteht dieses Gesetz der Pietät. Wie er an die Spitze des Volkes gestellt ist, dessen Wohl und Wehe in seinen Händen trägt, und Gott wie seinen Ahnen verantwortlich bleibt, so tritt das Oberhaupt der Familie für die Seinen ein. Die Familie bildet das Abbild des Staates im kleinen, den Mikrokosmos, der in unendlicher Wiederholung den Makrokosmos darstellt. Beide aber werden in sich und unter sich zusammengehalten und geleitet durch das grosse Sittengesetz der Verantwortlichkeit dem Höheren gegenüber.

Dieser ethisch-politische Universalismus Ostasiens wird dem nationalistischen zwanzigsten Jahrhundert als eine Absurdität erscheinen; aber wer die Weltgeschichte überblickt, wird milder urteilen. Die Idee des Welt-Imperialismus ist keineswegs nur eine Eigentümlichkeit des Chinesentums; wir finden sie bei den Juden und bei den Griechen, namentlich bei Alexander dem Grossen, im römischen Caesarismus und im früheren deutschen Kaisertum; der Weltkirchenstaat, der unter Constantin, Gratian und Theodosius erfolglos angestrebt wurde, war nichts anderes, als das Reich des Himmelssohnes. An Einfachheit, an Folgerichtigkeit und an sittlicher Grösse aber wird der chinesische Universalismus von keinem ähnlichen System übertroffen, während er an Erfolg alles überragt, denn weder seiner räumlichen Verbreitung, noch seiner zeitlichen Dauer hat die Geschichte etwas Ähnliches an die Seite zu stellen. Es ist erstaunlich zu sehen, wie verhältnismässig leicht und willig sich zwei Jahrtausende hindurch die verschiedensten Völker in das confucianische Weltreich einfügen, die Überlegenheit seiner Kultur anerkennen und trotz aller politischen Selbständigkeit sich dem grossen Staatsgedanken unterordnen.

Von einer denkwürdigen Ausnahme berichten uns allerdings die chinesischen Geschichtsschreiber. Im Jahre 1381 richtete ein japanischer Fürst, dessen Gesandtschaften wiederholt vom chinesischen Hofe wegen Verletzung der Formen zurückgewiesen waren, ein Schreiben an den Kaiser von China, in dem sich, nach dem Chronisten der Ming-Dynastie, folgende Stelle fand: „China hat seinen Herrscher, warum sollen die fremden Staaten nicht auch ihre unabhängigen Fürsten haben? Unermesslich ist das Weltall, und nicht einem einzelnen Herrscher allein steht seine Leitung zu; ohne Grenzen ist das Erdenrund, und die verschiedenen Staaten nehmen es ein, jeder an seinem Teile. Den Erdenbewohnern gehört das Erdenreich, nicht aber einem einzelnen Menschen.“ Ein klarer politischer Instinkt hat diesem japanischen Fürsten die schwache Stelle in der weiteren Entwicklung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

des chinesischen Universalismus gezeigt, eine Schwäche, die erst fünf Jahrhunderte später auch von den Chinesen erkannt werden sollte, nachdem ihnen durch die nähere Berührung mit der Kultur des Abendlandes die Augen geöffnet waren. Das Weltbild, wie es einst den Weisen des Altertums vorgeschwebt hatte, war vielleicht richtiger gewesen, als das spätere, wie es sich in den Köpfen der bildungsstolzen Epigonen malte. Jedenfalls rechneten diese mit völlig falschen Dimensionen, d. h. die Welt war erheblich grösser, als sie glaubten, und ausser bei Confucius und dem Himmelssohn gab es noch andere Quellen, aus denen die Erkenntnis der Wahrheit und der sittlichen Normen schöpfte. Einem Staate wie Japan, dessen Entwicklung schon infolge seiner insularen Lage eine selbständigere gewesen war, musste diese Erkenntnis naturgemäss früher kommen, als dem im Dogma erstarrten China. Indessen sorgte auch hier vom Ende des vorigen Jahrhunderts ab ein rasch erstarkender Reform- oder Neu-Confucianismus, d. h. modern gesinnte, aber streng chinesisch geschulte Denker, unermüdlich für Aufklärung über den Wandel in der politischen Weltlage. Treffend heisst es bei einem dieser Neuerer: „In der Vergangenheit haben wir geträumt: wir kannten nicht die Grösse der Erde, wir meinten, China sei die Welt, es sei der einzige Staat und ausser ihm kein zweiter. Jetzt haben wir plötzlich die Augen geöffnet und sind wach: wir sehen, dass es ausser China noch sehr viele andere Staaten gibt, lassen wir nun von unserm törichten Hochmut ab." Es war eine heftige Krisis, die für den Geist des Chinesentums anbrach, und die heute noch keineswegs beendet ist. Hatten in der Tat Confucius und die weisen Herrscher der Vorzeit sich von eitlen Trugbildern leiten lassen? War alles nur ein phantastischer Traum gewesen, was man bisher als die göttliche Weltordnung verehrt hatte? Die neue Schule gab die Antwort hierauf. Unverzagt warf sie die gesamte dogmatische Weisheit der letzten zwei Jahrtausende beiseite, ging zurück zu den Exegeten der älteren Han-Dynastie, d. h. des zweiten Jahrhunderts vor Christus, und fand hier, dass nicht Confucius und seine Vorgänger geirrt hatten, sondern ihre Erklärer. Nicht eine menschliche Herrschaft über die Welt hatte Confucius gelehrt, sondern eine göttliche, nicht einen politischen Universalismus, sondern den ethischen: einheitlich war die Menschheit nach ihrem inneren Wesen, nicht nach ihren politischen Formen, einheitlich waren ihre sittlichen Ideale, und einheitlich war der höchste Wille, der sie ihr gegeben, mochten die einzelnen Völker sich Religionsformen zurechtgemacht haben, welche sie wollten. Confucius hätte gelehrt, dass der Mensch von Natur gut sei, und dass er nur auf die leise Stimme in seinem Innern zu hören brauche, um den rechten Weg zu finden; jeder Mensch trug also dieselbe göttliche Offenbarung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Herzen, und aus diesem Grunde, so sagten die ältesten Kommentatoren, ist jeder Mensch „ein Sohn des Himmels".*)

Nachdem man so die confucianischen Lehren von ihrer politischen Auslegung befreit hatte, begann man, durch das Abendland belehrt, das Wesen des modernen Staates näher zu erfassen, d. h. man tat in China das, was Japan schon lange Zeit vorher getan, man fing an, den nationalen Individualstaat zu schaffen, der ein mit andern gleichberechtigter Teil der Menschheitsfamilie ist. Innerhalb dieses Staates, das lernte man von Japan, konnte man seine Eigenart besser entwickeln und zur Geltung bringen, als in dem uferlosen Universalismus. Denn darüber darf uns kein Zweifel bleiben: wenn auch die politische Idee der ostasiatischen Kulturwelt und ihre äusseren Formen sich gewandelt haben, die übrigen Elemente dieser Welt sind nahezu unberührt von fremdem Einfluss und werden es vermutlich auch für absehbare Zeit noch bleiben. Der Geist des Abendlandes hat Ostasien so wenig wie die Welt des Islam bisher von seiner unbedingten Superiorität überzeugen können. Auch heute noch glaubt man dort, dass das Gesetz der Pietät und Tradition dem einzelnen einen festeren sittlichen Halt in der Familie und somit dem Staate ein dauernderes Gefüge verleihe, als die verfeinerten Rechtsysteme des Abendlandes; nach wie vor ist man überzeugt, dass die Stellung des Fürsten, die sich bei seinem Charakter als des vornehmsten Trägers der göttlichen Weltordnung nicht bloss auf Erwägungen des Verstandes, sondern auch auf religiöse Bedürfnisse gründet, das sittliche Fundament der staatlichen Gesellschaft besser sichere, als alle kirchlichen Dogmen. Mancher abendländische Beobachter der Entwicklung in Ostasien sieht sogar mit Besorgnis der Möglichkeit entgegen, dass diese Sicherung sich einmal lockern könnte. Wer freilich während des eben beendeten Krieges die Siegesberichte des Admirals Togo gelesen hat, der seine Erfolge den Tugenden des Tennō, d. h. des „Himmelskaisers", zuschreibt, und dann die Antworten des letzteren, der wieder den Verdiensten seiner Ahnen dafür dankt, der wird inne werden, wie unverändert zurzeit noch jene alten Auffassungen auch in dem modernen japanischen Staate weiterleben. Und Togo soll ein Christ sein! In China aber hat gerade der nationale und modern gesinnte Neu-Confucianismus es für eine seiner wichtigsten Aufgaben erklärt, die heimische Kultur vor dem Geiste des christlichen Abendlandes zu schützen. Und wie sehr diese Bestrebungen in Japan geteilt werden, das zeigt die ausgedehnte Propaganda eines neu gestalteten confu-

*) Für eine nähere Darlegung und eine Kritik dieser Argumentation ist hier nicht der Ort.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

cianisch gefärbten Buddhismus, die in Tokyo eine grosse confucianisch-buddhistische Akademie gründen und zum Mittelpunkte des geistigen Lebens von Ostasien machen will.

So hat sich also aus dem Nebel des ethisch-politischen Universalismus in Ostasien der geschlossene Individual-Staat konsolidiert. Japan hat diesen Prozess beendet, China steht noch darin. Aber auch hier scheint, nach dem, was während der letzten Monate zu beobachten war, die Entwicklung schneller fortzuschreiten, als noch vor Jahresfrist anzunehmen war. Wir brauchen in diesem weltgeschichtlichen, an sich nicht überraschenden Vorgange durchaus nicht von vornherein eine Gefahr zu sehen, nichts zwingt uns, unser künftiges Verhältnis zu Ostasien ausschliesslich als einen Kampf im schlimmen Sinne aufzufassen. Wir haben vorhin gesehen, wie die confucianische Weltanschauung nach grossen Perspektiven misst, und darin, in der einheitlichen Würdigung des gesamten menschlichen Geisteslebens, dürfen wir uns von ihr nicht beschämen lassen. Zu einer solchen Würdigung aber gehört als Rüstzeug auch ein gründliches Verstehen der ostasiatischen Kulturwelt, und zwar nicht eine mechanische Kenntnis ihrer äusseren, oft von uns gar nicht verstandenen Erscheinungsformen, sondern ein Durchdringen ihres geistigen Gehalts und ihrer historischen Entwicklung. Vorbedingung für ein solches Durchdringen ist die genaue Kenntnis des Altertums und der confucianischen Exegese, Kenntnisse, die nur die wissenschaftliche Sinologie geben kann. An der Förderung dieser Studien hat man es im Abendlande bisher vielfach, und zwar leider in Deutschland ganz besonders, fehlen lassen; die deutsche Wissenschaft ist auf diesem Gebiete in einem Masse rückständig, wie es ihrer sonstigen Stellung nicht würdig ist. Mehr und mehr wird es zur unabweislichen Pflicht der deutschen Universitäten, der Sinologie ihre bisher verschlossenen Pforten zu öffnen, denn unter den neuen Aufgaben, die uns die neue Zeit gebracht, steht als eine der vornehmsten die Durchforschung des grossen ostasiatischen Kulturkreises, die Erkenntnis seiner treibenden Kräfte und die Würdigung ihres Wertes für die Weiterentwickelung im geistigen Leben der Menschheit. — Unter diesem Gesichtspunkte bitte ich um Wohlwollen für die folgende Resolution: *)

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erachtet es im Hinblick auf die grosse und ständig wachsende Bedeutung, die die politische und soziale Entwicklung der Kulturstaaten Ostasiens für das gesamte wirtschaftliche und politische Leben der Gegenwart hat, für dringend notwendig, dass auch in Deutschland ein tieferes Eindringen in die ost-

*) Für die Diskussion zu dieser Resolution siehe die Schlussabteilung „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

asiatische Kulturwelt und ein gründlicheres Verständnis ihres Wesens angestrebt wird. Der sicherste Weg, dies zu ermöglichen, ist die Durchforschung der umfangreichen und vielseitigen Literatur Ostasiens, insbesondere Chinas, denn erst dadurch kann der Europäer in das Geistesleben der ostasiatischen Völker wirklich eindringen und sich die für den politischen und sozialen Verkehr so wichtige Kenntnis ihrer religiösen und sittlichen Auffassungen erwerben.

Die reiche alte chinesische Literatur birgt auch andere grosse Schätze wissenschaftlicher Art, die für die Erforschung der Geschichte und Kultur anderer Teile Asiens von früher nicht geahnter Bedeutung sind.

Zum Studium und wirklichen Erfassen der alten Literatur bedarf es aber einer sorgsamen Schulung durch hervorragende Fachleute. Die Wichtigkeit der Sache erkennend, haben andere Staaten, zum Beispiel Frankreich, England, Holland und neuerdings auch die Vereinigten Staaten von Amerika, den sinologischen Studien eine erhöhte Förderung zuteil werden lassen. In Deutschland ist in dieser Beziehung bisher nichts geschehen.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es daher in Rücksicht auf die erwähnten Gesichtspunkte für eine dringende Notwendigkeit, dass die Errichtung von ordentlichen Professuren für wissenschaftliche Sinologie an deutschen Universitäten seitens der zuständigen Ministerien der Bundesstaaten baldigst in die Wege geleitet wird."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion II.

Tropenmedizin und Tropenhygiene.

Obmann: Geh. Regierungsrat **Dr. Wutzdorff,** Direktor im Kaiserlichen Gesundheitsamt, Berlin.

Vorsitzender: Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Gaffky,** Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, Berlin.
Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **Fritsch,** Gr.-Lichterfelde.

Schriftführer: Marinestabsarzt Dr. **Mühlens,** Berlin.
Dr. **Giemsa,** am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.
Dr. **Martin Mayer,** Hamburg.

Unter welchen Verhältnissen, besonders in den Kolonien, ist die Schutzimpfung gegen Typhus, Cholera und Pest heranzuziehen?

Von Professor Dr. **W. Kolle,** Berlin.
Abteilungsvorsteher am Königl. Institute für Infektionskrankheiten.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Gegen die Anwendung der in neuerer Zeit vorgeschlagenen Schutzimpfungsverfahren gegen Cholera, Typhus und Pest bestehen in den Aerztekreisen viel mehr Antipathien, als man anzunehmen geneigt ist. Es drängt sich die Frage auf, ob die Skepsis, mit der viele Laien und Fachleute der Schutzimpfungsfrage gegenüberstehen, berechtigt ist.

Die Menschheit ist von einer der grössten Geisseln, den Pocken, durch ein Schutzimpfungsverfahren befreit worden, welches uns Jenners grosse Entdeckung der Vaccination geliefert hat. So gross die Tragweite dieser Entdeckung Jenners war, so muss man doch, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

man sie in Parallele stellt zur Anwendung der heutigen Schutzimpfungsverfahren, nicht vergessen, dass sie rein empirisch gefunden und beim Menschen angewandt wurde, ohne dass man sich über die wissenschaftliche Grundlagen der Immunität überhaupt klar war. Heutzutage werden Schutzimpfungsverfahren der eingehendsten wissenschaftlichen Untersuchung unterzogen, gründliche Tierversuche werden angestellt, ehe man den Menschen den Impfstoff injiziert. Wir sind in der Lage, mit den Reinkulturen der genannten Krankheiten zu experimentieren, wir besitzen wissenschaftliche Kriterien, ob Immunität eingetreten ist oder nicht, namentlich durch den experimentellen Nachweis von Stoffen, die im Blute der Geimpften auftreten.

Nur da, wo auf Grund der Tierversuche der Nachweis erbracht werden kann, dass überhaupt eine Immunität eintritt, und nur bei den Krankheiten, bei welchen spezifische Stoffe nach dem Überstehen der Infektion auftreten, wird die Schutzimpfung des Menschen ins Auge gefasst.

Ich möchte im folgenden nur die Schutzimpfung mit den abgetöteten Erregern der Cholera, des Typhus und der Pest in den Kreis der Betrachtung ziehen. Sie werden das nähere über die wissenschaftliche Grundlage der Schutzimpfung mit abgetöteten Bakterien, die von R. Pfeiffer, mir und meinen Mitarbeitern seit Jahren genauer studiert ist, am Beispiel der künstlichen Typhus-Immunisierung von Herrn Stabsarzt Hetsch näher auseinandergesetzt bekommen und werden von Herrn Stabsarzt Kutscher über die spezifischen Blutveränderungen bei Typhusrekonvaleszenten, namentlich auch bei den Angehörigen der südafrikanischen Schutztruppe hören.

Cholera, Typhus und Pest gehören, trotzdem die Krankheiten klinisch und epidemiologisch so different sind, vom Standpunkt des Immunisators zusammen, namentlich Cholera und Typhus. Es ist nämlich möglich: 1. Tiere aktiv mit abgetöteten Kulturen gegen die Infektion mit lebenden Mikroorganismen zu immunisieren; 2. beim Menschen durch geeignete Verfahren dieselbe Blutveränderung zu erzielen, wie sie nach dem natürlichen Überstehen der Krankheit vorhanden ist; 3. Nach den Erfahrungen, die beim Menschen, namentlich von Wright beim Typhus und jetzt von uns in Südwestafrika erzielt sind, ferner auf Grund der von Murata in Japan mit meiner Cholera-Immunisierungsmethode erzielten Erfolge, sowie auf Grund der Haffkineschen mit der Pest-Immunisierung erhaltenen Statistik ist nicht daran zu zweifeln, dass man auch beim Menschen eine Immunität gegen die natürliche Ansteckung mittelst der Schutzimpfung erzielen kann; 4. Der künstlich mit Hilfe der Schutzimpfung erreichte Impfschutz ist a) kein absoluter und b) ein zeitlich begrenzter. Wenn wir die Tat-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sachen, welche in diesen vier Thesen enthalten sind, betrachten, so lässt sich wohl sagen, dass die grosse Skepsis, die nicht nur von seiten der Laien, sondern auch von seiten mancher Ärzte der Schutz-Impfung entgegengebracht wird, nicht berechtigt ist, um so weniger, als die Schutzimpfung mit abgetöteten Kulturen absolut ungefährlich ist. Man kann behaupten, dass bei dem jetzigen Stand der Angelegenheit die Frage der Schutzimpfung aus dem Stadium der Anfangsversuche heraus ist. Es gilt jetzt das Interesse der Tropenärzte zu erwecken, um der Schutzimpfung weitere Verbreitung und Anhänger in den Kreisen, welchen sie hauptsächlich zugute kommen soll, zu verschaffen.

Wenn ich nun auf die Bedingungen eingehe, unter denen die Schutzimpfung in Frage kommt, so möchte ich die europäischen Verhältnisse getrennt von den kolonialen behandeln.

Für Europa kommt in Friedenszeiten — darüber herrscht wohl ziemliche Einigkeit — eine Durchimpfung grösserer Menschenmassen, z. B. bestimmter Distrikte, die besonders von der Cholera bedroht sind, nicht in Frage. Es genügen vielmehr in Friedenszeiten die Massnahmen, mit denen wir auf Grund des Seuchengesetzes und der Kochschen Seuchenprophylaxe gegen die ansteckenden Krankheiten vorgehen. In Friedenszeiten wird es sich in Deutschland vor allem darum handeln, besonders exponierte Personen, namentlich Aerzte, Krankenpfleger, Schwestern, Desinfektoren, die Bakteriologen, welche viel mit Typhus arbeiten, und ihre Laboratoriumsdiener gegen Cholera und Typhus zu immunisieren. Für die eben aufgezählten Fälle ist denn auch tatsächlich in den Ausführungsbestimmungen des Reichsseuchen-Gesetzes und den Preussischen Ausführungsbestimmungen zum Reichsseuchengesetz bei Cholera, Typhus und Pest die Schutzimpfung empfohlen worden.

Dagegen kann in Kriegszeiten für Armeen, welche von der Seuche bedroht sind, die Schutzimpfung im grossen Umfange sicher mit Nutzen herangezogen werden. Cholera und Typhus sind stets mindestens ebenso Kriegs- wie Volksseuchen gewesen.

In Kriegszeiten hört die Möglichkeit allgemeiner hygienischer Prophylaxe und persönlicher Vorbeugung fast völlig auf, es werden die sonst so bewährten Bekämpfungssysteme teilweise versagen, teilweise undurchführbar sein. In belagerten Festungen, deren Besatzungen nach den Erfahrungen der letzten Jahrhunderte durch den Typhus häufig dezimiert sind, ebenso wie bei der mobilen Armee, die in typhusverseuchte Landgebiete ziehen muss, kann die obligatorische Schutzimpfung grosse Dienste leisten. Die Verluste an Kranken sind in allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feldzügen grösser als diejenigen an Toten und Verwundeten gewesen, ein grosser Teil der Krankheitsverluste entfällt aber auf den Typhus.

Wenn wir jetzt die kolonialen Verhältnisse betrachten, so müssen wir stets im Auge behalten, dass eine Bekämpfung der genannten Seuchen mit hygienischen Massnahmen, wie sie sich in Europa wirksam erweisen, hier schon in Friedenszeiten häufig im Stich lässt. Der Kolonist ist gezwungen, in Distrikten zu leben, in denen Eingeborene zum Teil als recht fluktuierende Bevölkerung wohnen. Wir sind über die Verbreitung der Volksseuchen unter den Eingeborenen, namentlich in Afrika, meist recht wenig unterrichtet. Noch grösser sind die Gefahren, denen die Truppen in Kriegszeiten in unsern Kolonien infolge der Verbreitung von Cholera, Typhus und Pest ausgesetzt sein können. Eine möglichst obligatorische Durchimpfung der im Felde stehenden Truppen und der Teilnehmer an Expeditionen, welche in verseuchte Gebiete gehen, ist deshalb unter allen Umständen zu empfehlen.

Die Schutzimpfung kann aber auch noch in anderer Form zum Schutze der Europäer herangezogen werden. Ich habe im Auge nicht die Immunisierung der Europäer, sondern die Durchimpfung der Eingeborenen, um so eine immune Bevölkerung zu schaffen, welche den Infektionsstoff nicht durch fortwährende Neuinfektionen und Übertragungen von Person zu Person weiterverbreiten kann. Die Schutzimpfung soll bei den genannten Krankheiten dasselbe bezüglich der Ausrottung des Infektionsstoffes leisten, was das Chinin bei der Koch'schen Malaria-Prophylaxis tut. Diese obligatorische Durchimpfung der eingeborenen Bevölkerung ist in Südwestafrika z. B. an einigen Stellen mit recht gutem Erfolge durchgeführt worden. Merkwürdigerweise sind die Schwierigkeiten, auf welche man bei den Eingeborenen Afrikas bei Durchführung der Impfung stösst, ziemlich gering. Die Neger sind dank den mit der Schutzimpfung bei den Tierseuchen erzielten Erfolgen recht zugänglich für die künstliche Impfung.

Es ist nun die Frage zu erörtern, wann die Impfung geschehen soll und wie sie durchzuführen ist. Für die erstere Frage ist von wesentlicher Bedeutung die sogenannte negative Phase. Man versteht unter derselben die ungefähr 2—3 Wochen umfassende Zeit, welche der Schutzimpfung folgt. Während dieser Periode können unter Umständen die im Blute kreisenden Schutzstoffe infolge Bindung an die eingespritzten abgetöteten Bakterien verringert sein. Ferner müssen wir rechnen mit der zeitlichen Dauer des Impfschutzes, die im allgemeinen wohl auf nicht länger als ein Jahr zu bemessen ist. Es ergibt sich hieraus die praktische Nutzanwendung, dass die Schutzimpfung dann zu erfolgen hat, wenn eine Infektionsgelegenheit während der Durchführung der Immunisierung und der darauf folgenden 2—3 Wochen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht möglich ist. Ein Jahr nach der Immunisierung ist dieselbe zu wiederholen.

Bezüglich der zweiten Frage, wie die Impfung ausgeführt werden soll, müssen wir den Standpunkt auf Grund unserer zahlreichen Untersuchungen vertreten, dass nur abgetötete Kulturen, und zwar Agarkulturen verwandt werden, die an einer Zentrale in geeigneter Weise keimfrei und als haltbarer Impfstoff hergestellt werden. Der Impfstoff ist mit Phenol versetzt und wird subcutan einverleibt. Die Dosen dürfen nicht zu gering sein, und es muss eine mehrmalige Injektion unbedingt verlangt werden, um einen länger dauernden Impfschutz zu erzielen. Den Injektionen müssen kräftige Reaktionen folgen, damit eine energische Umstimmung des Körpers in dem Sinne erzielt wird, dass bei Eintreten der Infektionsgelegenheit die Infektionserreger sofort im Körper abgetötet werden. Während jeder Reaktion, die 2—3 Tage dauern kann, müssen sich die Geimpften ruhig verhalten. Es wird dadurch nicht nur die Intensität der Reaktion vermindert, sondern auch die Bildung der Schutzstoffe begünstigt. Ich möchte hierbei eine Arbeit von Friedberger, die im Pfeifferschen Laboratorium ausgeführt ist, erwähnen, wonach die von uns am Menschen, bei vergleichenden Untersuchungen über den Wert verschiedener Schutz-Impfungsverfahren angewandten Dosen, sich auch im Tierversuch an Kaninchen als optimale herausgestellt haben.

Als beste Methode, den Impfstoff abzutöten, so dass eine intensive Antikörperbildung und damit Immunität erzielt wird, empfiehlt Friedberger in Uebereinstimmung mit uns die einstündige Erwärmung der lebenden Typhusbakterien auf 60° C.

Ich stelle folgende Thesen auf:

1. Die Schutzimpfung mit abgetöteten Kulturen bei Cholera, Typhus und Pest hat eine ausgesprochene Wirksamkeit gegenüber der Morbidität und Mortalität. Von den in geeigneter Weise Schutzgeimpften erkranken unter den gleichen Verhältnissen weniger als von den nicht geimpften Individuen, und von denjenigen, welche trotzdem erkranken, sterben weniger als von den nicht geimpften.

2. Die Schutzimpfung mit abgetöteten Kulturen ist ein ungefährliches Verfahren selbst bei Anwendung der grossen Dosen, wie wir sie in Vorschlag gebracht haben. Es soll damit nicht gesagt sein, dass durch Verbesserung des Verfahrens, namentlich durch Gewinnung eines Vaccins (lebende abgeschwächte Infektionserreger) nicht noch bessere Resultate bei gleicher Ungefährlichkeit erzielt werden können. Vor der Hand besitzen wir aber solche ungefährlichen Vaccins bei Cholera und Typhus noch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Man ist daher nicht nur berechtigt, sondern verpflichtet, die Schutzimpfung in den oben näher erörterten Fällen und unter den dort skizzierten Bedingungen heranzuziehen. Sie ist ein Hilfsmittel, um die hygienischen Massnahmen, die nie zu vernachlässigen sind, zu unterstützen.

4. Es kann in Frage kommen a) die Durchimpfung grösserer Menschenmassen, unter Umständen die obligatorische Massenimpfung (Krieg, Eingeborene in Ländern mit endemischer Ausbreitung) und b) die Impfung besonders gefährdeter Personen.

5. Nur durch Analysierung der Lage kann von Fall zu Fall entschieden werden, wie weit die Schutzimpfung zur Unterstützung der Seuchenbekämpfung herangezogen werden kann.

Ich kann diese Ausführungen nicht schliessen, ohne einem Gefühle des lebhaftesten Dankes Ausdruck zu geben für verschiedene Herren, welche den wissenschaftlichen, von mir und meinen Mitarbeitern ausgeführten Untersuchungen grosses Interesse und der Übertragung der Resultate in die Praxis die lebhafteste Unterstützung gewährt haben. Es ist dies vor allem Herr Geheimrat Koch, der vor seiner Abreise nach Afrika persönlich für die Einführung der Schutzimpfung bei unsern in Südwestafrika kämpfenden Truppen mit seiner Autorität eingetreten ist. Des ferneren gebührt mein Dank dem Direktor des Instituts für Infektionskrankheiten, Herrn Geheimrat Gaffky, sowie dem vortragenden Rat im Kultusministerium, Herrn Geheimrat Kirchner, dem Referenten in der Medizinal-Abteilung des Kriegsministeriums, Herrn Oberstabsarzt Dr. Musehold, und dem Chefarzt beim Oberkommando der Schutztruppen, Herrn Oberstabsarzt Dr. Steudel.

Die wissenschaftlichen Grundlagen der Typhus-Schutzimpfung.

Von Stabsarzt Dr. **Hetsch,** Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Die auf Erfahrung gestützte Erkenntnis, dass einmaliges Ueberstehen des Typhus dem Menschen in der Regel einen oft für das ganze Leben bestehenden grösseren oder geringeren Schutz gegen die nochmalige Erkrankung an Typhus verleiht, entspricht den bei Tierversuchen gemachten Beobachtungen, dass man Tiere durch Einverleibung nicht tödlicher Mengen von Typhusbazillen gegen die nachfol-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gende Infektion mit der mehrfach tödlichen Menge derselben Krankheitserreger künstlich schützen (immunisieren) kann. Diese Immunität beruht auf dem Vorhandensein spezifischer, im Blutserum nachweisbarer Schutzstoffe (Antikörper), unter denen nach den jetzt herrschenden Anschauungen die Bakteriolysine die grösste Bedeutung haben. Die Bakteriolysine haben die Eigenschaft, die spezifischen Bakterien (Typhusbazillen), wenn sie mit denselben in die Bauchhöhle eines Meerschweinchens eingespritzt werden, aufzulösen und so das Tier vor der tödlichen Infektion zu schützen, während die zweite Gruppe der im Blutserum typhusimmuner Menschen und Tiere nachweisbaren Antikörper, die Agglutinine, auf Typhusbazillen im Reagensglase zusammenklumpend wirken. Beide Arten von Antikörpern finden sich sowohl im Blutserum von Typhusrekonvaleszenten, als auch von Menschen und Tieren, die künstlich gegen Typhus immunisiert wurden, es ist hiermit also der Zusammenhang zwischen natürlicher und künstlicher Immunität gegeben. Man kann bei genauer Auswertung des Blutserums von künstlich immunisierten Menschen sich demnach Anhaltspunkte für die Beurteilung der Höhe der Immunität schaffen, muss aber bei derartigen Prüfungen die Höhe des bakteriolytischen Titers als ein massgebenderes Kriterium betrachten, als diejenige des Agglutinationstiters.

Als bei unserer südwestafrikanischen Schutztruppe im Herbst 1904 die Erkrankungen an Typhus trotz der umfassendsten allgemeinhygienischen Massnahmen nicht nachliessen, wurde der Möglichkeit einer wirksamen Typhusschutzimpfung der Truppen näher getreten. Das Institut für Infektionskrankheiten wurde beauftragt, die bisher bekannten Verfahren, soweit ihre absolute Unschädlichkeit garantiert werden konnte, auf ihre Brauchbarkeit vergleichend experimentell zu prüfen.

Es kamen folgende fünf Verfahren in Betracht, bei denen eine Abtötung der zur Herstellung des Impfstoffes nötigen Typhusbazillen durch Erhitzung vorgenommen wird: 1. das Verfahren nach Pfeiffer & Kolle, 2. das Verfahren von Bassenge & Rimpau, 3. das Verfahren nach Wright, 4. dasjenige nach Neisser & Shiga und 5. dasjenige nach Wassermann. Die Prüfung der Wirksamkeit dieser einzelnen Immunisierungsmethoden wurde an einer grösseren Reihe von Versuchspersonen vorgenommen und deren Blutserum, sowohl vor der Immunisierung, als auch etwa sieben bis zehn Tage nach den einzelnen Injektionen bezüglich des Gehalts an spezifischen Bakteriolysinen und Agglutininen genau ausgewertet. Die Prüfung auf Agglutinine geschah nach der auf makroskopischer Beurteilung beruhenden Methode, diejenige auf Bakteriolysine nach der von Pfeiffer angegebenen Versuchsanordnung im Tierversuch unter genauer Feststellung der Titergrenzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Impfstoffe wurden genau nach Angabe der einzelnen Autoren hergestellt unter Benutzung eines frisch aus der Leiche gezüchteten Typhusstammes, der unter einer grösseren Anzahl nach dem Gesichtspunkte ausgewählt war, dass er bei einer guten Virulenz ein besonders grosses Bindungsvermögen aufwies. Wassermann legt bekanntlich bei der Auswahl von Bakterienstämmen, die zu Immunisierungen benutzt werden sollen, auf diese Eigenschaft besonderes Gewicht. Zur Prüfung der Blutwerte wurde ausser dem zur Impfstoffgewinnung benutzten Stamm noch ein zweiter Typhusstamm herangezogen, der sich durch ein besonders konstantes Verhalten im Tierversuch vor andern auszeichnete.

In bezug auf die einzelnen Verfahren, die bei ihrer Anwendung beobachteten allgemeinen und lokalen Reaktionen und die durch sie erzielten Blutwerte ist Folgendes zu berichten:

1. Das Verfahren von Pfeiffer & Kolle beruht auf der Verwendung grosser Dosen von Typhusagarkulturmasse. Der Impfstoff wird derart hergestellt, dass die 10 Normalösen = 20 mg betragende Kulturmasse eines schräg erstarrten, 24 Stunden bei 37° C. bebrüteten Agarröhrchens nach Prüfung auf ihre Reinheit mit 4,5 ccm 0,85proz. steriler Kochsalzlösung abgeschwemmt und zwecks Zurückhaltung etwaiger Agarstückchen durch ein steriles Gazefilter filtriert wird. Alsdann werden die in der Flüssigkeit enthaltenen Typhusbazillen durch anderthalb- bis zweistündiges Erhitzen im 60°-Schrank abgetötet und durch Aussaat geringer Mengen in Bouillon und auf Agar geprüft, ob die Flüssigkeit nunmehr steril ist. Nach Feststellung der Sterilität wird sie noch mit Phenollösung derart versetzt, dass der gesamte Impfstoff 0,3 Prozent Phenol enthält. Zur ersten Impfung wird $^1/_2$ ccm (= 2 mg Kultur) subkutan eingespritzt, zur zweiten 1 ccm (= 4 mg Kultur), zur dritten $1^1/_2$ ccm (= 6 mg Kultur). Bezüglich der nach dieser Schutzimpfungsmethode auftretenden lokalen und allgemeinen Reaktionen konnten an 97 Geimpften genaue Beobachtungen durch Oberarzt Dr. Flemming gesammelt werden. Lokal stellte sich durchschnittlich nach vier bis sechs Stunden in der Mehrzahl der Fälle eine etwa handtellergrosse, intensive, scharf begrenzte Rötung und Schwellung der Haut in der Umgebung der Injektionsstelle ein, die anfangs ziemlich schmerzhaft war und vom zweiten Tage an allmählich zurückging. Seltener wurden diffuse Schwellungen beobachtet. Die eigentliche stärkere Reizung war meist nach 24 bis 36 Stunden verschwunden. Die Allgemeinreaktion nach der ersten Impfung bestand meist in Temperatursteigerung, die durchschnittlich 1—3 Stunden nach der Injektion begann und nach 24—48 Stunden beendet war. Bei 20, 99 Prozent der Fälle wurden Höchsttemperaturen zwischen 37,5° und 38,0° beobachtet, bei 33 Prozent zwischen 38,1° und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

38,5°, bei 16,55 Prozent zwischen 38,6° und 39,0°, bei 14,33 Prozent zwischen 39,1° und 39,5°, bei 6,66 Prozent zwischen 39,6° und 40,0°, bei 0,91 Prozent bis 40,5°. Bei 7,37 Prozent der Fälle ging die Temperatur über 37,4° C. nicht hinaus. Das Fieber war in etwa der Hälfte der Fälle auf wenige Stunden zusammengedrängt, worauf die Temperatur andauernd normal blieb. Bei andern Fällen trat am zweiten Tage ein geringer Wiederanstieg und lytischer Abfall auf; bei wieder andern kam ein mässig kontinuierliches Fieber während 36 Stunden mit steilem Anstieg und steilem Abfall zur Beobachtung; bei einer andern Gruppe schliesslich ein kontinuierlich oder remittierend bis zum zweiten Tage ansteigendes und dann ziemlich steil abfallendes Fieber. Im übrigen bestanden die allgemeinen Folgeerscheinungen in Kopfschmerz, Abgeschlagenheit, Erbrechen (bei 19,4 Prozent der Fälle), Herpes labialils (19,4 Prozent der Fälle). In zwei Fällen wurde eine 36 Stunden dauernde Albuminurie mit hyalinen Zylindern beobachtet. — Die nach der zweiten und dritten Injektion auftretenden lokalen und allgemeinen Reaktionen waren im allgemeinen geringer, als die nach der ersten Einspritzung. Als Injektionsstelle bewährte sich am besten die Haut der Brust zwischen Brustwarze und Schlüsselbein. In den wenigen Fällen, in denen die Injektionen unter die Haut des Vorderarms gemacht wurden, waren die örtlichen Erscheinungen wesentlich erheblichere.

Die durch die Injektionen bewirkten Blutveränderungen wurden bei acht Fällen fortlaufend geprüft. Nach der zweiten Injektion (die Blutwerte nach der dritten Injektion konnten aus äusseren Gründen nicht festgestellt werden) wiesen drei von ihnen einen baktericiden Titer von 1 : 1000, drei einen solchen von 1 : 500 und zwei einen solchen von 1 : 200 auf. Ähnliche Resultate ergab die Untersuchung des Serums von acht andern Geimpften nach der ersten Injektion (Stichproben). Hier wurde einmal ein Wert von 1 : 1000, einmal 1 : 500 und sechsmal 1 : 200 gefunden, Werte, die durch die zweite Injektion sicherlich noch gesteigert wurden. — Bei drei Fällen konnte das Bestehen einer „negativen Phase" nach der zweiten injektion bewiesen werden. Es ergaben sich hier, als sieben Tage nach der zweiten Einspritzung Blut entnommen wurde, geringere baktericide Werte, als sie schon durch die erste Injektion erreicht waren. Bei einer späteren Entnahme (14 Tage nach der zweiten Injektion) wurden dann aber gesteigerte Werte nachgewiesen. Die negative Phase ist dadurch zu erklären, dass der immunisierte Körper zu jener Zeit die infolge der Bakterieneinverleibung auftretenden Antikörper noch nicht fertig gebildet hat und die bisher vorhandenen Antikörper noch gebunden sind.

2. Die Immunisierungen nach Bassenge & Rimpau ergaben wesentlich schlechtere Resultate. Der Impfstoff ist derselbe, wie derjenige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach Pfeiffer & Kolle, nur werden wesentlich geringere Mengen Kulturmasse nach entsprechender Kochsalzverdünnung eingespritzt: als erste Injektion $^1/_{30}$ Öse (= 0,06 mg) Agarkultur, als zweite Injektion $^1/_{15}$ Öse (= 0,13 mg) und als dritte Injektion $^1/_5$ Öse (= 0,4 mg). Die auf die Impfung folgenden lokalen Erscheinungen waren nicht geringer, als die nach den grossen Dosen des Agarimpfstoffes beschriebenen, dagegen traten allgemeine Reaktionen in nennenswerter Weise nicht auf. Vier der sechs mit kleinen Dosen Behandelten hatten weder Temperatursteigerung noch sonstige allgemeine Beschwerden, die beiden andern klagten über geringes Abgeschlagenheitsgefühl und wiesen Höchsttemperaturen von 37,8° auf. Die baktericiden Werte der Serumproben erreichten hier selbst nach der dritten Impfung nur in drei Fällen einen Titer von 1 : 50, während in den übrigen Fällen nur Werte gefunden wurden, die auch normale Menschensera aufweisen können.

3. Der Bouillon-Impfstoff, der bekanntlich von Wright bereits im grossen zur Typhusimmunisierung bei den englischen Kolonialtruppen seit 1898 verwendet wurde, besteht aus zwei Stunden bei 60° C. abgetöteten Typhus-Bouillonkulturen, die vierzehn Tage bei 37° gewachsen sind. Nach Wrights Vorgang wurde als erste Impfdosis die für 100 g Meerschweinchengewicht tödliche Menge des fertigen Impfstoffes, 1,5 ccm, benutzt, zur zweiten Einspritzung 3,0 ccm. Die örtlichen Erscheinungen, die nach der Injektion dieses Impfstoffes auftraten, entsprachen im allgemeinen den beim Pfeiffer-Kolleschen Verfahren beschriebenen. Die Schwellungen der Injektionsgegend waren hier stärker ausgesprochen, als beim Agar-Impfstoff, dafür aber in den meisten Fällen nur wenig schmerzhaft. Die Allgemeinreaktionen begannen nach 3—$3^1/_2$ Stunden. Die Temperatursteigerungen (bis 39,2°) zogen sich meist über zwei Tage hin und wurden auch hier von Kopfschmerzen, Abgeschlagenheit, mehrfach auch von Erbrechen begleitet. Von den zwölf nach dieser Methode Geimpften konnte aus äusseren Gründen nur bei fünf die durch die erste Injektion erreichte Titersteigerung festgestellt werden, sie ergab dreimal Werte von 1 : 100 und zweimal solche von 1 : 50.

4. Der Impfstoff nach Neisser & Shiga wird derart hergestellt, dass die Kulturmasse eines schräg erstarrten, 24 Stunden gut bewachsenen Agarröhrchens mit 5 ccm steriler physiologischer Kochsalzlösung abgeschwemmt, 1 Stunde bei 60° abgetötet und dann 48 Stunden bei 37° C. der Autolyse überlassen wird. Nach Beendigung der Autolyse wird die Aufschwemmung durch sterile keimdichte Reichelfilter filtriert, auf Sterilität geprüft und schliesslich noch mit 0,5 Prozent Phenol versetzt. — Da bei diesem Verfahren nach Angabe von Neisser & Shiga örtliche Reaktionen völlig fehlen sollten, wurden die Injektionen bei den drei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach dieser Methode Behandelten am Unterarm vorgenommen. Es stellten sich aber bei allen sehr starke örtliche Entzündungserscheinungen ein, die direkt einen erysipelähnlichen Eindruck machten und von schmerzhafter Schwellung der Achseldrüsen begleitet waren. Die Allgemeinerscheinungen waren in einem dieser Fälle erhebliche (Temp. 39,5°, schweres Krankheitsgefühl, mehrmaliges Erbrechen, leichte Benommenheit, angeblich zeitweilige Amaurose), bei den beiden andern Fällen gering (Mattigkeit, Kopfschmerz, geringe Temperatursteigerung). Wegen der starken lokalen Erscheinungen wurde hier von einer zweiten Impfung abgesehen. Die Prüfung der bakteriolytischen Werte der Serumproben ergab je einmal einen Titer von 1 : 100, 1 : 50 und 1 : 20.

5. Die Immunisierung mit dem von Wassermann empfohlenen Impfpulver ergab wieder bessere Resultate. Das Impfpulver wird folgendermassen hergestellt: Die Kulturmasse von 6 gut bewachsenen, 24stündigen, schräg erstarrten Agarröhrchen wird mit je 30 ccm sterilen destillierten Wassers abgeschwemmt und in Kölbchen 24 Stunden bei 60° C. abgetötet. Nach Feststellung der Sterilität wird die Flüssigkeit 5 Tage bei 37° der Antolyse überlassen und dann durch Reichelkerzen filtriert. Das Autolysat wird bei 35° C. zum festen Rückstand eingedickt. Injiziert wurde 0,0017 g des Pulvers nach Lösung in physiologischer, mit 0,4 Prozent Phenol versetzter Kochsalzlösung; diese Menge entspricht dem Rückstand von 6 Normalösen (= 12 mg) Agarkulturmasse. Eine zweite Injektion des Impfpulvers konnte nicht vorgenommen werden, weil die sterile Herstellung des Impfstoffes, die schwierig ist, mehrmals misslang und die Behandelten später nicht mehr zur Verfügung standen. Die örtlichen Reaktionen verliefen bei den 6 mit dem Impfpulver Behandelten sehr milde und bestanden nur in geringer Rötung, Schwellung und Schmerzhaftigkeit. Als Allgemeinreaktion trat nur in einem Fall Temperatursteigerung (bis 37,6°) ein, die übrigen Fälle boten überhaupt keine krankhaften Allgemeinerscheinungen. Trotzdem waren nach der einmaligen Injektion deutliche Steigerungen des baktericiden Titers bei den Geimpften nachweisbar: zweimal wurden Werte von 1 : 50, dreimal solche von 1 : 100, einmal von 1 : 200 erreicht.

Die Agglutinationsverhältnisse der Sera der Geimpften wurden ebenfalls den beiden anfangs erwähnten Typhusstämmen gegenüber fortlaufend geprüft. Sie gingen zwar den bakteriolytischen Werten durchaus nicht immer parallel, gaben jedoch im allgemeinen dasselbe Bild: auch hier wurden erhebliche Titersteigerungen mit einer gewissen Regelmässigkeit nur bei den mit grossen Dosen des Agarimpfstoffes Behandelten gefunden.

Wertvoll für die Beurteilung der Wirksamkeit des Impfstoffes war der Umstand, dass bei einem aus Südwestafrika zurückgekehrten Ty-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

phus-Rekonvaleszenten ein Typhusstamm aus Blut und faeces gezüchtet werden konnte. Dieser südwestafrikanische Stamm wurde von dem Serum mehrerer Immunisierter ebenso hoch beeinflusst, wie die zur Herstellung des Impfstoffes verwendete Kultur, und zwar sowohl in Bezug auf Bakteriolyse wie in Bezug auf Agglutination.

Als Schlussfolgerungen aus diesen umfangreichen vergleichenden Untersuchungen, die von Kolle, Kutscher und dem Vortragenden ausgeführt wurden, lassen sich folgende Sätze aufstellen:

1. Bei dem heutigen Stande der Wissenschaft bietet die Einverleibung möglichst grosser Mengen des abgetöteten Agar-Impfstoffes die meiste Aussicht auf Erzielung eines Impfschutzes dar. Dafür sprechen aktive Immunisierungsversuche an Tieren und die Ergebnisse der Beobachtungen am Menschen.

2. Da eine dreimalige Injektion steigender Dosen dieses Impfstoffes höhere und länger dauernde Immunitätsgrade verspricht, als ein- oder zweimalige, so ist sie, wo irgend durchführbar, anzuwenden. Für die Praxis wird die zweimalige Immunisierung mit 8—10tägigem Zwischenraume allerdings wohl deshalb meist genügen müssen, weil die Zeit für eine dreimalige Vorbehandlung nicht ausreicht. Die Dose der 1. Impfung soll 2 mg = 1 Oese, die der 2. Injektion 4 mg = 2 Oesen der abgetöteten Agarkulturmasse betragen. Sollte ausnahmsweise auf die Einspritzung der letzten Dosis gar keine allgemeine Reaktion erfolgt sein, so ist eine dritte Einspritzung von 6 mg = 3 Oesen zu empfehlen. Trotz erhöhter Dosis sind die zweiten und dritten Reaktionen lokal und allgemein nicht höher als die ersten.

3. Zur Erreichung einer länger dauernden Immunität scheint es notwendig zu sein, gute allgemeine und lokale Reaktionen des Organismus zu erzielen.

Von der Benutzung kleiner Dosen des Agarimpfstoffes (weniger als 1 Oese) ist abzuraten, weil durch sie genügend hohe Steigerungen der spezifischen Schutzstoffe im Blute der Geimpften nicht erreicht werden.

4. Die Verwendung von Bouillonkulturen ist unter anderm aus technischen Gründen (Kontrolle der Reinheit des Impfstoffes) nicht empfehlenswert. Auch bezüglich des Wassermannschen Impfpulvers müsste die Herstellungstechnik wesentlich vereinfacht werden, ehe es zu Immunisierungen in der Praxis empfohlen werden kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera.

Von Prof. Dr. **L. Brieger,** Geh. Medizinalrat, Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Nachdem der Herr Voredner die wissenschaftlichen Grundlagen der Typhusschutzimpfung erörtert hat, will ich hier nur jene Untersuchungen skizzieren, welche von mir und meinen Mitarbeitern auf diesem Gebiete und dem demselben so nahestehenden der Choleraschutzimpfung ausgeführt worden sind.

Auf der Naturforscher-Versammlung zu Heidelberg im Jahre 1889 habe ich bereits auseinandergesetzt, dass in erster Linie der Chemismus der Bakterien es ist, und zwar die Bildung spezifischer Giftstoffe, von mir Toxine genannt, welche die für den menschlichen und tierischen Organismus so verderbliche Tätigkeit bedingt.

Im Verein mit Wassermann und Kitasato wies ich dann unter anderem nach, dass Cholera- und Typhusbazillen, welche durch Erhitzung abgetötet sind, Meerschweinchen injiziert, diesen Tieren einen monatelang dauernden, beträchtlichen Impfschutz zu gewähren imstande sind. Die im Jahre 1890 von Carl Fraenkel und mir erzielten günstigen Ergebnisse einer Schutzimpfung gegen Diphtherie, nach mechanischer Bearbeitung des Erregers dieser Krankheit, liessen es wünschenswert erscheinen, auch die dort erprobten Verfahren auf die Typhusbazillen zu übertragen. So dampften wir Typhusbazillenkulturen bei 40° C., 50° C. usw. ein und fällten dann mit Alkohol. Auf diese Weise erhielten wir auch ein für praktische Zwecke handliches Impfpulver. Im Gegensatz zu den Toxalbuminen des Wundstarrkrampfes und der Diphtherie erwies sich das Toxalbumin des Typhus als äusserst schwer zerstörbar. Übrigens übte das Blutserum derartig künstlich geschützter Tiere ausser Schutz- auch noch Heilwirkung aus.

Meine anderweitigen Bestrebungen, die spezifisch wirksamen Substanzen der Bakterien zu isolieren, führten mich dazu, meine für längere Zeit unterbrochenen Studien über die Typhus- und Cholerabazillen wieder aufzunehmen.

Ich fühlte mich um so eher dazu veranlasst, als gerade unsere afrikanischen Kolonien in letzter Zeit von Typhus heimgesucht wurden, und bei der Unmöglichkeit einer exakten Durchführung hygienischer Massnahmen infolge des gegenwärtig daselbst herrschenden Aufstandes, der Besitz eines möglichst schonenden Immunisierungsverfahrens als Schutz für das Einzelindividuum gegen jene Geissel der Menschheit durchaus erforderlich erscheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zunächst entzog ich, im Verein mit Schütze, mittels eines chemischen Verfahrens, den Leibern lebender Typhusbazillen eine Substanz, welche in dem Blute der Versuchstiere spezifische Agglutinine und Präcipitine erzeugt, welche aber ausser stande ist, schützende Eigenschaften zu entfalten. Damit war unwiderleglich festgestellt, was verschiedene Forscher auf andern Wegen als höchst wahrscheinlich angenommen hatten, dass bei Typhus Agglutination mit Impfschutz nichts zu tun hat.

In ähnlicher Weise und, um vergleichende Werte zu haben, nach andern schon bekannten Methoden, verarbeitete nun Mayer auf meine Veranlassung lebende Cholerabazillen und erhielt hierbei ziemlich hohe baktericide, aber geringe, agglutinierende Werte des Blutserums der damit behandelten Tiere (Kaninchen).

Frühere Beobachtungen beim Studium der Bakterienprodukte hatten mich belehrt, dass dieselben äusserst zerbrechlich und hinfällig sind. Daher nahm ich auch an, dass die bisherigen Methoden, aus abgetöteten oder sonstwie stark geschädigten Bakterien Schutzkörper herzustellen, keine ursprünglichen, aktiven Prinzipien zeitigen könnte.

Ich veranlasste deshalb Mayer, auch weiterhin mit lebenden Bakterien Versuche anzustellen, und schlug dazu die Ausschüttelung derselben mit destilliertem Wasser bei Zimmertemperatur vor, in der Erwartung, dass hier nur die wenig eingreifende Osmose eine Auslaugung der im Bakterienleibe aufgestapelten Stoffwechselprodukte zuwege bringen würde, ohne damit aber die Bakterien und ihre ursprünglichen Produkte selbst zu schädigen. Mayer schüttelte nun bei gewöhnlicher Zimmertemperatur Cholerabazillen mit destilliertem Wasser sechs bis achtundvierzig Stunden lang und filtrierte diese Flüssigkeit durch Pukallfilter. Durch Impfung von Kaninchen mit diesem keimfreien Filtrat erhielt er einen baktericiden Titer von mehr als 1 : 1000 und Agglutinationswert von 1 : 100 respektive 1 : 200.

Ich und Mayer haben nun auch lebende Typhusbazillen mit dieser Schüttelmethode behandelt und zum Vergleich das Verfahren der Autolyse bei Brut- und Zimmertemperatur herangezogen. Der Schutzwert war nach allen diesen Methoden ziemlich gleich; das Produkt der Autolysate aber im Gegensatz zu dem nach unserer Schüttelungsmethode gewonnenen Schutzmaterial stark giftig. Der Vorteil unserer Schüttelungsmethode besteht also darin, dass damit nur die für die Immunisierung wichtigen Substanzen aus lebenden Bakterien losgelöst werden, während die für eine spezifische Immunisierung unbrauchbaren, ja direkt schädlichen Substanzen, welche der Zellmembran und Nährbodenresten entstammen, hierbei nicht in Lösung gehen. Daher ist auch die Autolyse von Bakterien, wie sie zuerst von Conradi

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

behufs Darstellung von Schutzflüssigkeiten empfohlen wurde, und wie z. B. Wassermann sie nach Zusatz von destilliertem Wasser zu Typhusbazillen im Brutschrank bei 37° C. fünf Tage hindurch sich vollziehen liess, nicht in Parallele zu stellen mit unserer Schüttelungsmethode.

Vor einiger Zeit stellte die Medizinalverwaltung des Kgl. preuss. Kriegsministeriums als Anforderung an ein brauchbares Impfverfahren bei Typhus folgende Punkte auf:

1. Einfachheit und Geringfügigkeit des Eingriffs bei Ausführung der Impfung.

2. Möglichst geringfügige, keinesfalls länger andauernde Gesundheitsstörungen im Gefolge der Impfung.

3. Eine Steigerung der Schutzstoffansammlung im Körper des Geimpften von solcher Grösse und Ausdauer, dass zum mindesten eine Herabsetzung der Erkrankung und Sterbegefahr unzweifelhaft werde.

Infolgedessen veranlasste ich meine beiden Mitarbeiter, Herrn Oberstabsarzt Dr. Bassenge und Herrn Dr. Martin Mayer, das nach unserer Schüttelungsmethode aus Typhusbazillen erhältliche Filtrat zur aktiven Immunisierung von Menschen heranzuziehen, in dem Glauben, dass man dadurch den obigen Ansprüchen möglichst nahe komme.

Zunächst spritzten sich diese beiden Herren, sowie Herr Stabsarzt Dr. L. Bassenge unsere Schutzflüssigkeit selbst ein. Nachdem so die Unschädlichkeit derselben erwiesen war, erboten sich andere Ärzte und einige Angestellte meiner Anstalt freiwillig zu diesen Versuchen. Die Herren Bassenge und Mayer fassen nun die Ergebnisse ihrer Untersuchungen dahin zusammen, dass der nach unserer Schüttelungsmethode mit destilliertem Wasser aus lebenden Typhusbazillen dargestellte und dann durch Pukallfilter filtrierte Impfstoff keimfrei, frei von Suspensionen, haltbar, dosierbar, gelblich und wasserklar ist, so dass selbst Laien dessen Reinheit beurteilen können, und ferner, dass durch die einmalige Injektion dieses Impfstoffes, welcher lokale und Allgemein-Reaktion nur in beschränkter Weise hervorruft, sich bakteriologische Stoffe in hohem Masse bilden, welche noch nach längerer Zeit nachgewiesen werden konnten.

Herr Stabsarzt Dr. Bischoff hat nun im amtlichen Auftrage diese Untersuchungen weiter fortgesetzt und wird über die Einzelheiten später selbst noch berichten. Herr Stabsarzt Dr. Bischoff hat mich nun autorisiert, vorläufig mitzuteilen, dass er, in Übereinstimmung mit den Herren Bassenge und Mayer, gefunden hat, dass die örtliche und allgemeine Reaktion nach unserer Immunisierungsmethode sehr gering ist; ja, dass zuweilen überhaupt kaum eine Störung des Allgemeinbefindens bei den Geimpften zur Wahrnehmung kam. Trotzdem wurden bei einigen ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

impften Personen Bakteriolysine von hohem, bei andern von geringerm Werte produziert. Der Grad des bakteriolytischen Titers ging nicht mit der Reaktion parallel. Der Agglutinationstiter war zuweilen infolge der Impfung erheblich gesteigert (bis 2000), ohne dass der bakteriolytische Titer nennenswert erhöht wird, um aber nach wenigen Tagen zu verschwinden. Irgend eine Regelmässigkeit in diesem Verhalten war jedoch nicht zu beobachten. Der Impfstoff war bei wiederholten Prüfungen, selbst recht grosser Quantitäten desselben, stets steril, verträgt aber nicht stärkere Eingriffe physikalischer und chemischer Natur. Dieser Impfstoff ist äusserst aktiv, selbst wenn die örtliche Reaktion ganz geringfügig ausfiel, denn nach der Einverleibung desselben wird das Körpergewicht beeinträchtigt, der Appetit liegt nicht selten darnieder, zuweilen ist auch eine abführende Wirkung beobachtet worden. Diese Erscheinungen gehen aber bald wieder vorüber.

Schliesslich habe ich selbst 40 ccm unseres Typhusschutzstoffes, aus acht vollgiftigen Typhuskulturen dargestellt, innerhalb anderthalb Monaten, und dann noch Herr Dr. Laqueur 15 ccm innerhalb zehn Tagen innerlich genommen. Doch weder nach Abstumpfung der sauern Magenreaktion durch gleichzeitigen Alkalizusatz, noch nach grösseren Gaben auf einmal — ich habe 15 ccm dieses Schutzstoffes, entsprechend drei vollgiftigen Typhuskulturen, in einer Portion verschluckt — wurde die bakteriolytische oder agglutinierende Kraft des Blutes erhöht.

Die Annahme, dass aus der Höhe des baktericiden Titers allein ein Rückschluss auf die Verleihung eines wirksamen, allgemeinen Schutzes gestattet sei, erscheint nach den Arbeiten von Stern, Jürgens u. a. nicht mehr zulässig, seitdem diese Autoren Patienten ihrer Beobachtung, trotz des hohen baktericiden Schutzwertes des Blutes derselben gegen Typhus, von neuem am Typhus erkranken sahen.

Einen absolut zuverlässigen, exakten wissenschaftlichen Massstab zur experimentellen Beurteilung, ob eine Schutzimpfung gegen Typhus und wohl auch gegen Cholera in der Tat eine Ansteckung damit praktisch ausschliesst, besitzen wir also vorläufig nicht.

Wir werden daher nur auf Grund statistisch festgelegter praktischer Ergebnisse ein endgültiges Urteil abgeben können über präventive Schutzimpfungen gegen Typhus, Cholera, Pest usw., sowie gegen Tierkrankheiten, wie z. B. Schweinepest u. a., bei welchen wir auch in meinem Laboratorium der Anstalt für Wasserheilverfahren Versuche nach unserer Schutzimpfungsmethode vorgenommen haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die spezifischen Blutveränderungen bei Typhus-Rekonvaleszenten, im besonderen bei Angehörigen der Schutztruppe.

Von Stabsarzt Dr. **Kutscher**, Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Ehe ich auf das eigentliche Thema meines Vortrages eingehe, möchte ich zum besseren allgemeinen Verständnis in aller Kürze einige Punkte berühren, welche wir heute als die Grundlagen der allgemeinen Lehre von der Immunität ansehen müssen. Sie wissen, dass es eine den Ärzten und, wie ich wohl annehmen darf, grösstenteils auch den Nichtärzten bekannte Tatsache ist, dass in der Regel gewisse Infektionskrankheiten, von denen ich hier nur zum Beispiel den Typhus, die Cholera oder die Pest nennen will, den Menschen nur einmal befallen. Wenn wir uns nun fragen, wie dies zu erklären ist, so werden wir logischerweise immer wieder darauf zurückgeführt werden, dass während der Krankheit selbst, während die Infektion als solche auf natürliche Weise abläuft, in dem infizierten Organismus Vorgänge, vielleicht kompliziertester Art, stattfinden, welche dem wieder gesundeten Körper einen mehr oder weniger ausgesprochenen Schutz gegen die nochmalige spätere Infektion mit derselben Bakterienart zu verleihen imstande sind. Den Endeffekt dieser Lebensvorgänge während des Infektionsverlaufs bezeichnen wir im allgemeinen als Immunität. Es hat natürlich hier, wie überall, nicht an Theorien gefehlt, welche sich bemüht haben, das Zustandekommen der Immunität in mehr oder weniger glücklicher Weise zu erklären. Wir sind jedoch über diese Vorgänge lange Zeit vollständig im unklaren gewesen, bis durch die für die Immunitätslehre bahnbrechende Entdeckung R. Pfeiffers im Jahre 1896 uns ein Einblick in das Wesen der sich beim Zustandekommen der Immunität abspielenden Vorgänge verschafft wurde. Pfeiffer fand bekanntlich im Rekonvaleszentenserum zuerst einen ganz bestimmten spezifischen Schutzkörper, welcher, zusammen mit einer gewissen Menge der die bestimmte Infektionskrankheit auslösenden Bakterien in die Bauchhöhle gesunder Meerschweinchen gebracht, noch in einer ziemlich beträchtlichen Verdünnung des Serums die betreffenden Bakterien im Meerschweinchenkörper vollständig zur Auflösung brachte und das infizierte Tier vor dem sonst sicheren Tode schützte. Diese Schutzkörper nannte Pfeiffer Bakteriolysine. Die bakteriolytische Eigenschaft der Rekonvaleszenten war, wie schon erwähnt, eine streng spezifische, d. h. ein Typhus-Rekonvaleszentenserum brachte

nur Typhusbakterien, ein Choleraserum nur Choleravibrionen usw. zur Auflösung. Es handelte sich hier nicht, wie ich noch besonders betonen möchte, etwa um antitoxische Körper, welche die im Tierkörper etwa wirksam werdenden Typhustoxine zu paralysieren imstande waren, sondern um Körper, welche, direkt an die Bakterienzelle als solche verankert, diese zur Auflösung brachten. Zu diesem zuerst bekannt gewordenen Schutz- oder Antikörper sehen wir dann die Forschung in verhältnismässig schneller Reihenfolge als weitere die von Gruber und Durham entdeckten Agglutinine und schliesslich die Präcipitine hinzufügen. Alle diese sogenannten Antikörper sind voneinander durch verschiedene, seither eingehendst studierte Eigenschaften, wie Thermolabilität, Zeitpunkt des Auftretens im Serum, ihre Beziehungen zu der spezifischen Bakterienart usw. streng zu trennen und wohl charakterisiert.

Wenden wir uns nun dem Vorkommen und Auftreten dieser spezifischen Substanzen im Blutserum Typhuskranker und -Rekonvaleszenten zu, so sehen wir zunächst, dass die Agglutinine in der Regel hier schon im Verlauf der zweiten Krankheitswoche zuerst nachgewiesen werden können. Ganz anders verhalten sich zeitlich in ihrem Auftreten die spezifischen Typhusbakteriolysine. Diese können wir während der Krankheit selbst in der Regel nicht nachweisen, sondern erst in der Rekonvaleszenz, und oft erst in einem ziemlich späten Stadium der letzteren. Wenn ich vom Nachweise der Bakteriolysine spreche, so habe ich hier speziell den Nachweis durch den Tierversuch, den sogenannten Pfeifferschen Versuch im Auge. Ich werde mir gestatten, auf diesen Punkt nachher noch kurz zurückzukommen. Wenn wir uns nun die Werte der Agglutinine und Bakteriolysine — von den Präcipitinen will ich hier absehen — in Gestalt einer Kurve während des ganzen Krankheitsverlaufs und der Rekonvaleszenz des Typhus aufgezeichnet denken, dann sehen wir, dass die Kurve der Agglutinine mit derjenigen der Bakteriolysine nicht zusammenfällt. Die Agglutinin-Kurve erreicht ihre Acme in der Regel bereits ganz im Beginn der Krankheit, während der Gipfel der Bakteriolysin-Kurve fast ausnahmslos erst in das Stadium der oft weit vorgeschrittenen Rekonvaleszenz fällt. Da die Agglutinine ihren Höhepunkt also in der Regel schon in den ersten Stadien des Typhus abdomnialis voll erreicht haben, wo von dem Zustandekommen der durch den Ablauf der Infektion bedingten Immunität natürlich noch keine Rede sein kann, so geht hieraus schon, ebenso wie aus andern Erwägungen hervor, dass die Agglutinine nicht in unmittelbarer Beziehung zur Immunität stehen können.

Die im Tierversuch nachweisbaren Bakteriolysine nun entstehen, wie schon betont, im Gegensatz hierzu, erst im Verlauf der Rekon-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

valeszenz. Ihre Kurve steigt ziemlich steil an, um dann allmählich nach vorübergehendem kurzen, steilen Abfall ganz langsam, im Verlauf oft vieler Monate, wieder abzufallen. Bei der Betrachtung dieses Verlaufs der Bakteriolysin-Kurve wird sich einem nun unwillkürlich die Frage aufdrängen, ob denn nun nicht mit dem Verschwinden dieser Schutzkörper auch die natürlich erworbene Immunität wieder verschwindet. Dem ist wohl nicht so. Wir sehen ja häufig genug, dass diese natürliche Immunität infolge einmal überstandener Infektion viele Jahre, oft für das ganze Leben anhält. Die Erklärung für diese Erscheinung ist wohl darin zu suchen, dass der infizierte Organismus infolge der spezifischen Veränderungen seiner Organzellen während des Infektionsvorganges es gelernt hat, auch später noch, wenn für uns die Antikörper mit unsern heutigen Methoden nicht mehr nachweisbar sind, selbst auf den minimalsten spezifischen Reiz hin mit der maximalen Bildung von Antikörpern zu reagieren. Durch den Tierversuch, der in diesem Falle wohl auch einigermassen berechtigte Schlüsse auf die Vorgänge im menschlichen Organismus erlaubt, ist dieses wenigstens nachgewiesen. Wassermann fand bekanntlich, dass ursprünglich hoch gegen Typhus immunisierte Kaninchen, welche lange Zeit, wenn ich nicht irre, nahezu ein Jahr lang, nicht weiter behandelt waren und ihren ursprünglichen hohen Serumtiter vollständig eingebüsst hatten, auf intravenöse Injektionen geringster Mengen von Typhusbakterien, $^1/_{100}$ Normalöse und weniger, in der Weise reagierten, dass ihr Serum schon nach einmaliger Injektion wieder die früheren spezifischen Antikörper aufwies. Die Vorgänge im menschlichen Organismus, wie sie sich bei der nach natürlichen Infektionen vorkommenden Immunität abspielen, haben wir uns vielleicht in ähnlicher Weise zu erklären.

Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch mit ein paar kurzen Worten auf den Nachweis der Bakteriolysine selbst eingehen. Ich sprach bisher immer von dem Nachweis der Bakteriolysine mittels des Tierversuchs. Nun ist es Ihnen bekannt, dass seit einiger Zeit von einigen Forschern der Nachweis der Bakteriolysine im Typhuskranken- und Rekonvaleszenten-Serum erstrebt wird unter Umgehung des Tierkörpers durch den sogenannten baktericiden Reagensglasversuch. Hierzu sei bemerkt, dass die Zuverlässigkeit dieser Methode, deren genauere Beschreibung sich wohl erübrigt, und die ja an und für sich, zum Beispiel allein infolge ihrer Billigkeit, vor dem Tierversuch unbestreitbare Vorzüge, haben würde, durch neuere, von den Herren Dr. Töpfer und Dr. Jaffé auf der Abteilung von Herrn Prof. Kolle im Institut für Infektionskrankheiten ausgeführte, bisher noch nicht veröffentlichte Untersuchungen, doch wesentlich in Frage gestellt zu sein scheint. Die genannten Autoren fanden zunächst, dass sich die mittels des Pfeifferschen

Versuchs und des Reagensglasversuchs gefundenen baktericiden Werte eines Typhus-Rekonvaleszenten- bezw. -Kranken-Serums in der Regel durchaus nicht deckten. Der Pfeiffersche Versuch liess während der eigentlichen Krankheit Bakteriolysine immer beinahe ganz vermissen, während im Reagensglasversuch zu dieser Zeit fast ausnahmslos schon hohe baktericide Titer in dem betreffenden Serum nachweisbar waren. Genau das Umgekehrte sehen wir im Stadium der Rekonvaleszenz. Hier gibt der Tierversuch höhere Werte, der Reagensglasversuch geringe. Bei Paratyphussera zeigte im Rekonvaleszenzstadium, ebenso wie im Krankheitsstadium der Reagensglasversuch niemals irgendwelche, auch nicht die geringste Beeinflussung der spezifischen Bakterien, während diese letztere im Tierversuch beim Rekonvaleszentenserum immer deutlich zutage trat. Analog war der Ausfall der Proben mit Seris künstlich hoch gegen Typhus und Paratyphus immunisierter Kaninchen. Aus diesen Untersuchungen von Töpfer und Jaffé, welche an einem umfangreichen Material vorgenommen sind, scheint doch mit einiger Deutlichkeit hervorzugehen, dass wir vorläufig noch zum Nachweis der spezifischen Bakteriolysine immer nur eine absolut zuverlässige Methode besitzen, nämlich den Tierversuch. Wir müssen daran festhalten, dass der Tierkörper uns das feinste Reagens für die spezifische Einwirkung der Bakterien darstellt.

Wir haben deshalb zum Studium der Blutveränderungen einer Anzahl von Typhus-Rekonvaleszenten, welche aus Südwestafrika zurückgekehrt waren, aus diesen Gründen uns stets des Pfeifferschen Versuchs bedient. Die genannten Untersuchungen, welche wir mit Genehmigung des Kgl. Preuss. Kriegsministeriums und des Oberkommandos der Schutztruppe an 30 Typhus-Rekonvaleszenten, Angehörigen der Schutztruppe, im Dezember vorigen und Januar dieses Jahres im Institut für Infektionskrankheiten vornehmen konnten, waren für uns deshalb um so wertvoller, weil sie uns einen sehr interessanten Vergleich boten zwischen den Schutzwerten, wie sie nach der natürlichen Typhusinfektion auftreten, und solchen, wie wir sie bei gegen Typhus schutzgeimpften Leuten beobachtet hatten. Die Untersuchungen ergaben nun folgendes: Je länger die Typhusinfektion zurücklag, desto geringer waren im allgemeinen die noch nachweisbaren Schutzstoffe. So fanden sich bei einem Serum, das anderthalb Monate nach dem Ablauf der Erkrankung untersucht werden konnte, noch baktericide Titer von 1 : 800 bis 1 : 1000. Nach sechs bis sieben Monaten waren in der Regel die baktericiden Titer der Rekonvaleszentensera soweit gesunken, dass sie in der Mehrzahl der Fälle kaum den Titerstand normaler menschlicher Sera überragten. Diese Werte schwankten natürlich in mehr oder weniger weiten Grenzen. So fand sich einmal nach

vier Monaten Rekonvaleszenz noch ein Titer von 1 : 500, ein andermal nach fünf Monaten noch ein solcher von 1 : 100. Schwere und länger dauernde Typhusinfekte zeitigten im allgemeinen auch höhere baktericide Schutzwerte im Serum der Befallenen gegen den Eberth-Gaffkyschen Bazillus als leicht und schnell verlaufende Infektionen. Es fanden sich natürlich auch Ausnahmen von dieser wohl nur in allgemeinen Grenzen zu beobachtenden Regel. Gewöhnlich waren die baktericiden Werte im Serum künstlich Immunisierter, Schutzgeimpfter, etwas höher, als diejenigen der Rekonvaleszenten. Hierbei ist jedoch nicht zu vergessen, dass bei den Schutzgeimpften die Untersuchung meist nur kurze Zeit nach der Impfung stattfand. In den Fällen, wo Gelegenheit vorhanden war, Schutzgeimpfte längere Zeit nach der Impfung zu untersuchen, entsprachen die Titer zeitlich ungefähr denjenigen der Rekonvaleszentensera. Hieraus ergeben sich naturgemäss wiederum wichtige Fingerzeige für den Termin der etwaigen Nachimpfung, um die Antikörper nicht ganz aus dem Blut verschwinden zu lassen, sowie für die ungefähre voraussichtliche Dauer des Impfschutzes. Wir dürfen bei der Beurteilung dieser Befunde indessen nicht vergessen, dass auch bei der natürlichen Infektion, ebenso wie bei der künstlichen aktiven Immunisierung, es unter einer grösseren Reihe von untersuchten Individuen immer eine gewisse Anzahl geben wird, die nicht imstande sind, in ihrem Orgnismus selbsttätig, aktiv, die nötigen Schutzstoffe zu produzieren. Es wird daher nicht wundernehmen dürfen, dass gerade, wie nach dem natürlich überstandenen Typhus Wiederinfektionen zuweilen vorkommen, so auch Erkrankungen an Typhus trotz künstlicher Immunisierung auftreten können. Es ist aus diesem Grunde ebenfalls stets betont worden, dass die Typhus-Schutzimpfung keinen absoluten, sondern nur einen relativen Schutz gegen die Typhusinfektion gewähren kann. Das Vorkommen der spezifischen Bakteriolysine im Blute von Typhus-Rekonvaleszenten und das Auftreten derselben Stoffe im Serum künstlich Immunisierter vermittelt unzweifelhaft den unmittelbaren Zusammenhang zwischen natürlicher und künstlicher Immunität. Es lassen sich jedenfalls aus der absoluten Höhe der Bakteriolysine nicht in allen Fällen bindende Schlüsse über die Höhe der absolut erreichten Immunität ziehen. Das Auftreten der Bakteriolysine gibt aber in allen Fällen den Indikator dafür ab, dass in dem betreffenden Organismus die Hilfskräfte gegen das Eindringen der spezifischen Krankheitserreger bereitgestellt sind.

Von grösstem Werte war es daher für uns, dass es gelegentlich der genannten Untersuchungen möglich wurde, aus den Faeces zweier Rekonvaleszenten, sogenannter Bazillenträger, zwei Typhusstämme zu isolieren, die von dem Serum der von uns Schutzgeimpften in demselben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Masse baktericid beeinflusst wurden wie von demjenigen der Rekonvaleszenten selbst. Umgekehrt zeigten sämtliche Typhus-Rekonvaleszenten-Sera der Schutztruppenangehörigen eine deutliche Einwirkung auf verschiedene Typhusstämme, welche im Institut für Infektionskrankheiten fortgezüchtet wurden, insbesondere denjenigen Stamm, welcher zur Herstellung des Typhusimpfstoffes gedient hatte. Hierdurch waren bis zu einem gewissen Grade die Aussichten auf den Erfolg der Schutzimpfungen unter günstige Auspizien gestellt.

An diese Untersuchungen schloss sich eine Reihe von Untersuchungen eines Teiles derselben Rekonvaleszenten-Sera auf Paratyphus-Schutzkörper an. Wir konnten in keinem der untersuchten Fälle diese letzteren feststellen. Wenn auch hiermit nicht etwa der Beweis geliefert werden konnte, dass Paratyphus im Schutzgebiet nicht vorkommt, so wird diese letztere Annahme, abgesehen davon, dass meines Wissens niemals der bakteriologische Nachweis der Paratyphusbakterien im südwestafrikanischen Schutzgebiet erbracht worden ist, durch die genannten Untersuchungen nicht gerade unwahrscheinlich.

Hiermit wäre ich am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Wenn diese auch vielleicht weniger von speziell tropen-medizinischem Interesse waren, so hoffe ich doch, mit ihnen zu einem Teile eine Ergänzung zu den speziellen Ausführungen meiner Herren Vorredner über die Typhus-Schutzimpfungsfrage gegeben zu haben.

Ueber die Entstehung und Verbreitung des Typhus in Südwestafrika, sowie über die bisher erzielten Erfolge der Schutzimpfung.

Von Oberstabsarzt Dr. **Steudel**, Berlin.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Es dürfte vielleicht von Interesse sein, das erste Auftreten des Typhus in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet etwas näher zu betrachten. Vor 1897 war diese Krankheit in dem dünn bevölkerten Lande unbekannt. In diesem Jahre brachten Arbeiter, welche zum Bau der Eisenbahn Swakopmund—Windhuk angeworben waren, den in Südafrika endemisch herrschenden Typhus aus der Kapkolonie nach Swakopmund; es entstand Ende des Jahres 1897 und anfangs 1898 die

erste kleine Typhus-Epidemie in Swakopmund. In den folgenden Jahren kamen nur vereinzelte Fälle vor. Zu weiteren Epidemien kam es aber in Swakopmund im Frühjahr 1901 und im Frühjahr 1902.

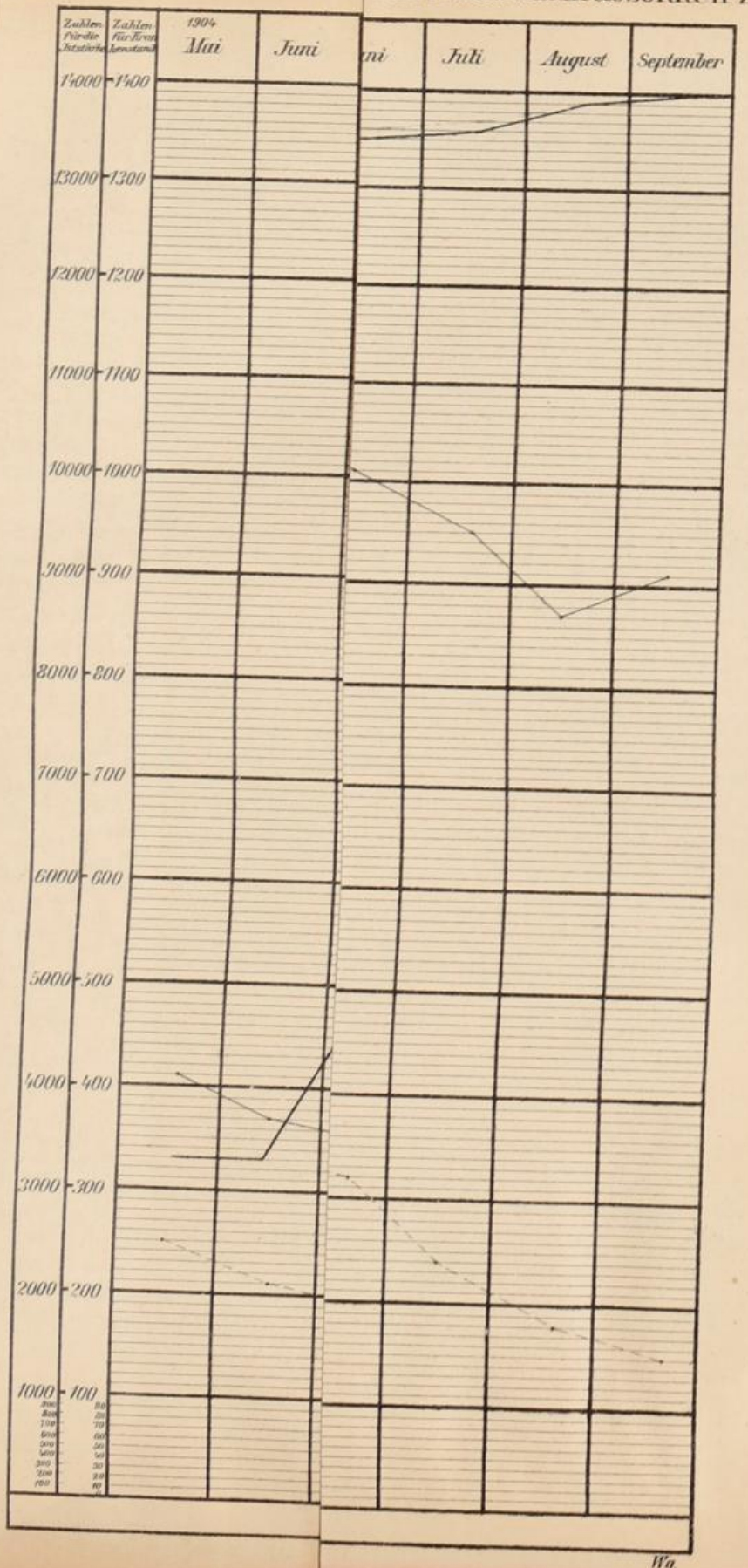
Der Typhus wurde bei seinem ersten Auftreten in Swakopmund zunächst nicht als solcher mit Sicherheit erkannt; es mögen dafür wohl zwei Gründe mitgespielt haben: Erstens war Swakopmund schon früher als ein wegen seines feuchtkalten Klimas zu fieberhaften Darmkatarrhen prädisponierender Ort bekannt, so dass man den fieberhaften Darmkatarrhen dort geradezu den Namen Swakopmunder Krankheit beilegte, und zweitens war die Diagnose des Typhus dadurch erschwert, das es sich in vielen Fällen nicht um reinen Typhus, sondern, wie das auch in andern tropischen und subtropischen Ländern häufig ist, um eine Kombination von Typhus und Malaria, das schon oft umstrittene Malariatyphoid, gehandelt hat. Auch jetzt ist von mehreren Truppenärzten das häufige gemeinsame Vorkommen von Typhus und Malaria in demselben Kranken wieder betont worden.

Die Zahl der Krankheitsfälle in den einzelnen Epidemien Swakopmunds war keine sehr grosse. In der schwersten Epidemie, welche vom Dezember 1901 bis Juli 1902 dauerte, betrug die Gesamtzahl der ärztlich beobachteten Fälle nach einem Berichte des damaligen Regierungsarztes, Stabsarzt d. L. Dr. Richter, 64 Krankheitsfälle, darunter 45 unter Europäern, 19 unter den Eingeborenen. Da die weisse Bevölkerung des Bezirks von Swakopmund damals etwa 700 Köpfe stark war, betrug die Typhus-Morbidität dieser Epidemie bei den Europäern 6,4 Prozent. Ungewöhnlich gross war in der fraglichen Epidemie die Zahl der Komplikationen: in 22 Fällen, und zwar elfmal bei Europäern und eben so oft bei Eingeborenen, ist Lungenentzündung als Begleiterscheinung des Typhus genannt, von andern Komplikationen sind katarrhalische Affektionen des Kehlkopfes, der Luftröhre und Lungen, Perforations- und Milzabszess aufgeführt, und besonders hervorzuheben ist, dass auch skorbutartige Blutungen und Zahnfleisch-Schwellungen damals in Swakopmund während des Typhus aufgetreten sind. Man kann also die Kombination von Skorbut mit Typhus, welche auch unter den südwestafrikanischen Truppen in letzter Zeit sehr häufig war, nicht ausschliesslich durch eine der Erkrankung vorhergegangene einförmige Ernährung im Felde erklären, da von solcher in Swakopmund zur Zeit der Typhusepidemie vom Jahre 1902 kaum die Rede sein kann.

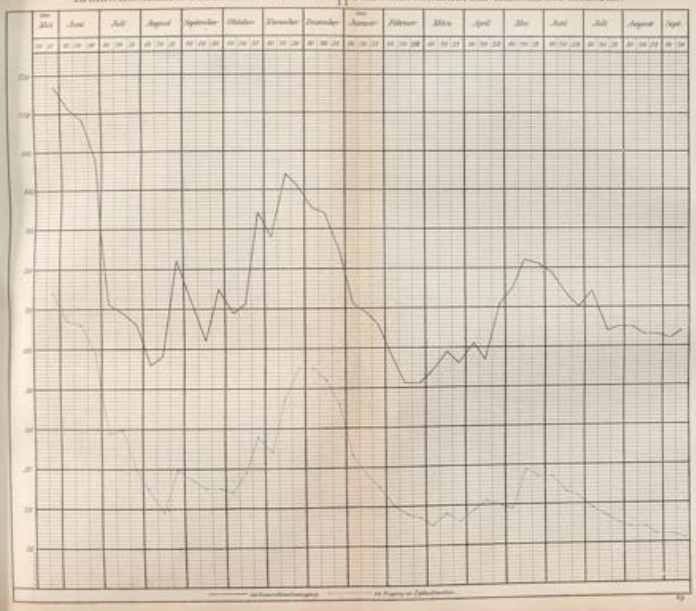
Entsprechend den vielen und schweren Komplikationen war auch die Mortalität der Typhusepidemie vom Jahre 1902 eine sehr hohe, sie betrug bei den erkrankten Europäern 24,4 Prozent, bei den Eingeborenen sogar 47,4 Prozent. Diese letztere Zahl dürfte allerdings kein zutreffendes Bild von der Schwere der unter den Eingeborenen herrschenden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

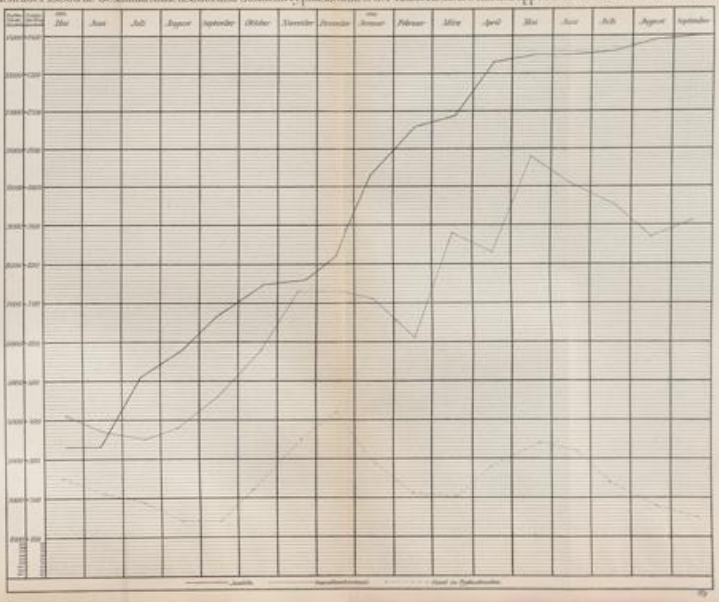
…bersicht über Iststärke Gesa…südwestafrika in absoluten Zahlen.



Krankenbestand der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika auf Tausend der Iststärke.



Übersicht über Iststärke, Gesamtkrankenstand und Stand an Typhuskranken der Kaiserlichen Schutztruppe für Südwestafrika in absoluten Zahlen.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Epidemie geben, weil sehr wahrscheinlich die leichteren Typhuserkrankungen der Eingeborenen nicht in Lazarettbehandlung und wohl überhaupt nicht zur Kenntnis des Regierungsarztes gekommen sind, während die schweren Fälle oft erst im letzten hoffnungslosen Stadium der Krankheit zum Arzt gebracht wurden. Die relativ geringe Zahl der behandelten Eingeborenen im Vergleich zu derjenigen der erkrankten Europäer lässt in dieser Richtung schon Schlüsse ziehen. Aber auch die bei den Europäern berechnete Mortalität von 24,4 Prozent ist eine sehr hohe, wie sie jetzt im südafrikanischen Feldzuge selbst in den am weitesten vorgeschobenen Feldlazaretten im allgemeinen nicht ganz erreicht wurde. Diese vorgeschobenen Feldlazarette haben deshalb die grösste Mortalität aufzuweisen, weil ihnen die Kranken der Feldtruppen oft erst nach langwierigen Fahrten auf Ochsenwagen oder Eselkarren in elendem Zustande zugehen. Die weiter rückwärts gelegenen Etappen-Lazarette hatten wesentlich geringere Mortalität, nämlich 3 bis 9 Prozent.

Alle Typhusepidemien in Swakopmund zeigten ein allmähliches Anschwellen und ebenso allmählichen Abfall und erstreckten sich über eine Reihe von Monaten. Nie war ein explosionsartiger Ausbruch einer Epidemie zu bemerken. In der genannten schwersten Epidemie 1901/02 verteilten sich die Zugänge der 64 Typhusfälle folgendermassen auf die einzelnen Monate:

Im	Monat	Dezember	1901	1	Europäer,	1	Eingeborener,	zus.	2
„	„	Januar	1902	6	„	3	„	„	9
„	„	Februar	„	11	„	13	„	„	24
„	„	März	„	7	„	0	„	„	7
„	„	April	„	6	„	0	„	„	6
„	„	Mai	„	9	„	2	„	„	11
„	„	Juni	„	5	„	0	„	„	5

Der erste Typhuskranke kam am 21. Dezember, der letzte am 13. Juni in Zugang.

Dieser Verlauf der Typhusepidemien in Swakopmund macht es wenig wahrscheinlich, dass das Trinkwasser als Quelle der Infektion zu beschuldigen ist. Swakopmund hat eine Wasserleitung, deren Wasser aus dem Bett des Swakop entnommen wird. Dieser Fluss hat einen unterirdischen Lauf und kommt nur selten im Laufe mehrerer Jahre einmal an die Oberfläche. In seinem Bette sind Brunnen gegraben, aus welchen die Wasserleitung für Swakopmund durch Motorbetrieb gespeist wird. Das Leitungswasser wurde während der Typhusepidemien in Swakopmund mehrfach bakteriologisch untersucht und immer einwandsfrei gefunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In welcher Weise die Infektion in Swakopmund erfolgte, dafür geben uns die örtlichen und zeitlichen Verhältnisse nähere Anhaltspunkte. Immer fiel der Höhepunkt der Epidemien in Swakopmund auf die ersten Monate des Jahres, ihr Anfang auf November, Dezember oder Januar. Die Zeit vom November bis Mai entspricht aber in Südwestafrika der heissen und zugleich feuchten Jahreszeit. In Swakopmund herrschen in dieser Zeit Nebel und feine Niederschläge, so dass die Luft und der Boden stets feucht sind. Es fiel also in Swakopmund, entgegen der Pettenkoferschen Theorie, das Anschwellen der Typhusepidemien stets zusammen mit der Regenzeit und mit dem Steigen des Grundwassers, während in der trockenen Jahreszeit keine oder nur vereinzelte Typhuserkrankungen vorkamen.

Weiteren Aufschluss gewinnen wir bei Betrachtung der lokalen Verhältnisse. Swakopmund ist seit 1897 aus einer ganz kleinen Gemeinde hauptsächlich durch zwei grosse Unternehmungen, den Bau der Bahn nach Windhuk und durch den Molenbau, rasch zu einer ansehnlichen Arbeiter- und Handelsstadt herangewachsen. Die Arbeiter bestanden zum grossen Teile aus Negern, die in äusserst primitiven Verhältnissen lebten, und dies macht es begreiflich, dass bei den ausgedehnten Bodenarbeiten und bei dem raschen Wachsen der Stadt nicht die grösste Reinlichkeit herrschte. In dem während der feuchtwarmen Jahreszeit nie austrocknenden Strassenschmutz, welcher nicht selten mit Kot und Urin der eingeborenen Arbeiter vermengt war, konnten Typhusbakterien sich lange Zeit am Leben halten. An den Schuhen wurde dieser infektiöse Strassenkot in die Häuser getragen und gab so zu immer neuen Kontakt-Infektionen Veranlassung. In der trockenen Jahreszeit von Juni bis November mussten dagegen die Typhuskeime auf den ausgetrockneten Strassen der Stadt rasch zu Grunde gehen. So erklärt sich die Abhängigkeit der Typhusmorbidität in Swakopmund von den Jahreszeiten. Die Art der Ansteckung bestand in reiner Kontakt-Infektion.

Nachdem die Ursachen für die Einnistung des Typhus in Swakopmund und für sein nahezu alljährliches epidemisches Auftreten richtig erkannt waren, wurden entsprechende Massnahmen getroffen, um dem Uebel von Grund aus zu steuern. Es wurden für Eingeborene zahlreiche Aborte gebaut, an deren ausschliessliche Benutzung sie gewöhnt wurden; besonders in der Nacht musste durch eine strenge polizeiliche Überwachung dafür Sorge getragen werden, dass die Eingeborenen die Strassen nicht beschmutzten. Die Reinigung der Strassen und das Abfuhrwesen wurden geregelt, wobei die Abfuhr der Fäkalien besonderen Schwierigkeiten begegnete und nicht ohne namhafte Zuschüsse der Schutzgebietsverwaltung durchgeführt werden konnte. Die Reinhaltung aller Aborte und die Einhaltung der sonstigen hygienischen Vorschriften

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurde durch besondere Gesundheitskolonnen stetig überwacht. Schliesslich wurde ein für Südwestafrika bestimmter Schutztruppenarzt vor seiner Ausreise dahin längere Zeit in das Institut für Infektionskrankheiten kommandiert, mit der ausschliesslichen Bestimmung, die neue Kochsche Methode der Typhusbekämpfung praktisch kennen zu lernen und in Swakopmund zur Ausführung zu bringen. Der Zweck dieser Methode ist, alle Bazillenträger ausfindig zu machen und so lange unter Aufsicht zu halten, bis ihre Ausleerungen nicht mehr infektiös sind. Dieser Arzt war vom März 1903 bis in die neueste Zeit in Swakopmund tätig, die Kochsche Methode konnte er aber kaum mehr zur Anwendung bringen, weil die obengenannten hygienischen Massnahmen bereits den Erfolg gezeitigt hatten, dass die im Frühjahr 1903 wieder erwartete Typhusepidemie ausblieb. Es sind seit dieser Zeit in Swakopmund nur noch ganz wenige vereinzelte Typhusfälle beobachtet worden. Auch bei den abnormen Verhältnissen, welche der Aufstand in Südwestafrika für den Anfangs einzigen Landungsort gebracht hat, ist Swakopmund trotz der starken Anhäufung von Menschen, Tieren und Waren aller Art bis jetzt von einer neuen Epidemie verschont geblieben. Es ist das um so mehr bemerkenswert, als gerade in Swakopmund seit der Verbreitung des Typhus unter den Truppen viel infektiöses Typhusmaterial sich angehäuft hat, denn es sind nicht nur eine Anzahl von Typhuserkrankungen, deren Infektion im Innern des Landes erfolgt war, in Swakopmund zum Ausbruch gekommen, sondern es wurden auch sehr viele Typhusrekonvaleszenten in Swakopmund angesammelt, um, sobald sie frei von Typhuskeimen waren, in die Heimat befördert zu werden. Unter diesen Rekonvaleszenten wurde eine nicht geringe Anzahl von Bazillenträgern gefunden, welche für die Stadt deshalb, weil sie nicht mehr ans Bett gefesselt waren, eine besondere Infektionsgefahr bildeten.

Im Innern des Schutzgebietes war vor Beginn des Aufstandes nirgends eine Typhusepidemie aufgetreten. Wohl waren einige Typhusfälle von Swakopmund der Bahn entlang nach Karibib und Windhuk verschleppt worden, aber sie waren vereinzelt geblieben. In Karibib waren auch unter Eingeborenen einige Typhuserkrankungen zur Beobachtung gekommen, die ebenfalls, soweit bekannt, keine epidemische Ausbreitung gewonnen haben.

Sie werden wohl fragen, wo haben sich unsere Truppen mit Typhus infiziert, wenn bei Beginn des Aufstandes in ganz Südwestafrika kein Typhus war? Swakopmund kann wohl kaum als direkte Infektionsquelle in Frage kommen, denn das Marineexpeditionskorps, unter dem die ersten Typhusfälle vorkamen, ist am 9. Februar in Swakopmund gelandet, es hat dann zusammen mit einer Schutztruppen-Kompagnie den anstrengenden Marsch nach der Ostgrenze gemacht, ist auf dem Rück-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wege mit den Hereros in Berührung gekommen und erst dann Ende April traten unter der damals wohl noch etwa 300 Mann starken Ostabteilung ganz plötzlich 87 Typhusfälle auf. Dieser explosionsartige Beginn der Seuche spricht sehr dafür, dass Trinkwasser die Quelle der Infektion war, und in der Tat fanden sich später noch weitere Stützen dafür, dass die Wasserlöcher in der Gegend von Onjatu, an welchen die Ostabteilung kurz vor Ausbruch der Epidemie gelagert hatte, typhusverseucht waren. Die gleichen Wasserstellen hatten aber vor der Ostabteilung die Hereros benutzt, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass durch sie das Wasser infiziert worden ist. Schon bald nach Beginn des Aufstandes waren Gerüchte darüber laut geworden, dass die Hereros viel unter Krankheiten zu leiden hätten. Ich halte es nicht für unwahrscheinlich, dass Hereros, welche während der Zeit der Typhusepidemien in Swakopmund an der Mole mitgearbeitet haben, diese Krankheit im Innern des Landes unter ihren Stammesgenossen verbreitet haben. Es haben auf diese Gefahr der Typhusverschleppung schon lange vor Ausbruch des Aufstandes einzelne Schutztruppenärzte aufmerksam gemacht. Während des Aufstandes wird dann der Typhus zunächst im Hererolager rasch um sich gegriffen haben, und auf die geschilderte Weise ist er auch auf die deutschen Truppen übergegangen.

Auf die weitere Verbreitung des Typhus unter den Truppen will ich nicht näher eingehen. Ich möchte nur noch hervorheben, dass die klimatischen Verhältnisse im Innern von Südwestafrika wesentlich verschieden von denen an der Küste sind. An Stelle des steten Nebels und der feinen Niederschläge an der Küste treten während der Regenzeit im Innern einzelne starke Regengüsse. Im übrigen ist anzunehmen, dass die grosse Lufttrockenheit im Innern des Landes und die auch während der Regenzeit vorherrschende starke Sonnenbestrahlung die Entstehung von Typhusepidemien nicht begünstigen. Wenn es gelungen ist, den Typhus unter den ungünstigeren Bedingungen in Swakopmund durch hygienische Massnahmen zum Verschwinden zu bringen, so dürfte dies auch auf den Innenstationen unter geordneten friedlichen Verhältnissen nicht allzu schwierig sein. Ganz anders liegen allerdings die Dinge in einem Kriege, welcher die Durchführung selbst der einfachsten hygienischen Massnahmen nahezu unmöglich macht. Sie werden aus den Worten des nachfolgenden Herrn Redners entnehmen, welch ungeheuren Schwierigkeiten er begegnete, als er bei Uebernahme der Leitung des Sanitätswesens in Südwestafrika seine hauptsächlichste Aufgabe darin erblicken musste, den Typhus unter den deutschen Truppen zu bekämpfen.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber den zweiten Teil meines Vortragsthemas, die bisherigen Erfolge der Typhusschutzimpfungen, kann ich leider keine zahlenmässigen Beweise beibringen, wie ich gehofft hatte, als ich mich im Frühjahr dieses Jahres zu diesem Vortrag bereit erklärte. Die Mannschaften, welche hier in Deutschland gegen Typhus geimpft wurden, sind oft sogleich nach ihrer Ankunft in Afrika auf die einzelnen Truppenteile, welche über eine Länderstrecke grösser als Deutschland zerstreut sind, verteilt worden, und so ist es leicht erklärlich, wie schwer, ja beinahe unmöglich es ist, das Schicksal jedes einzelnen der 4000 in Deutschland Geimpften zu verfolgen; dazu kommen dann vielleicht noch ebenso viel in Südwestafrika Geimpfte. Eine umfassende Statistik wird sich, wenn überhaupt, erst nach Abschluss der kriegerischen Unruhen ermöglichen lassen. Es sind, um eine solche Statistik zu erleichtern, Zählkarten für Typhuskranke ausgestellt worden. Bis jetzt sind nur wenige davon ausgefüllt zurückgekommen, die natürlich noch keinerlei weitere Schlüsse zulassen.

Auch die monatlichen Sanitätsberichte aus Südwestafrika geben noch kein abschliessendes Urteil, immerhin möchte ich hier einige auf die Typhusimpfung sich beziehende Stellen anführen. In dem Sanitätsbericht für den März 1905 heisst es: „Wie in den Vormonaten hat sich auch während des Monats März gezeigt, dass Typhuserkrankungen in besonderem Mass bei den Kolonnen vorkamen. Der Unterschied, der sich innerhalb der Kolonnenabteilungen hinsichtlich der vorgekommenen Typhuserkrankungen, verglichen mit den vorgenommenen Impfungen ergibt, ist ein auffallender. Bei einzelnen Kolonnen, die sich der Impfung unterzogen hatten, traten Erkrankungen nicht oder nur in verschwindender Zahl auf, während bei andern die Erkrankungsziffer auffallend hoch war. Inwieweit die Immunisierung bis jetzt einen Einfluss auf die Gesamtzahl der Typhuserkrankungen ausgeübt hat, lässt sich noch nicht übersehen. Typhuserkrankungen von Personen, die vorher immunisiert waren, sind verschiedentlich vorgekommen, auch waren unter den Erkrankten solche vorhanden, welche sich einer dreimaligen Impfung unterzogen hatten und bei denen die Impfung erst vor zwei Monaten stattgefunden hatte; Todesfälle waren dabei noch nicht zu verzeichnen. Es sprechen sich die Berichte aller, die Gelegenheit hatten, den Typhusverlauf bei zahlreichen vorher Geimpften zu beobachten, übereinstimmend über die Milde, mit der die Erkrankung einhergeht, aus und betonen die augenscheinlich grosse Widerstandsfähigkeit der Geimpften gegenüber der Infektion. Bis jetzt ist die Zahl der trotz der Impfung von Typhus Befallenen im allgemeinen durchaus nicht höher wie die der späteren Erkrankungen nach früher vorangegangenem richtigem Typhus überhaupt."

Im Sanitätsbericht für den Monat April 1905 ist bemerkt: „Bezüglich der Schutzimpfung gegen Typhus sei aus dem Bericht des Lazaretts

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lüderitzbucht erwähnt, dass sich unter 55 dort behandelten Typhusfällen 12 befinden, die gegen Typhus geimpft waren, von denen 4 sich kurz zuvor in Lüderitzbucht, 3 zweimal in Lüderitzbucht im Februar, 4 zweimal in Munster und auf dem Transportdampfer und einer dreimal in Munster und auf dem Transportdampfer hat impfen lassen. In allen Fällen war der Verlauf ein mittelschwerer mit dauernd hohem Fieber. Ein Todesfall eines nach vorhergegangener Impfung an Typhus Erkrankten ist nicht vorgekommen. Der Durchführung der Immunisierung wurde fortgesetzt besondere Beachtung geschenkt, in sämtlichen Lazaretten des Etappenbereichs ist die Durchimpfung des Sanitätspersonals fast durchweg erzielt worden."

Im Sanitätsbericht für den Juni heisst es: „Die beobachteten starken Reaktionen, welche die Typhusschutzimpfung im allgemeinen im Gefolge hat, dürften es des Erwägens wert erscheinen lassen, ob es als zweckmässig erachtet werden kann, diese Impfungen hier im Schutzgebiet noch weiterhin vorzunehmen. Zu bedenken ist hierbei, dass die Geimpften noch drei Wochen nach erfolgter erster Einspritzung in erhöhtem Masse für die Ansteckung mit dem Typhuserreger empfänglich sein sollen, es anderseits aber nicht möglich ist, diese Geimpften in typhusfreie Gegenden zu schicken. In dieser Beziehung haben die Beobachtungen der letzten Monate ergeben, dass alsbald, d. h. 1—2 Wochen nach ausgeführter erster Impfung, mehrere Personen an sehr heftigem Unterleibstyphus erkrankten. Ein Militärkrankenwärter erholte sich von dieser heftigen Erkrankung ganz allmählich wieder, während eine Schwester derselben erlag. Ferner erkrankte ein Assistenzarzt, der sich einer dreimaligen Schutzimpfung in Deutschland und auf der Seereise unterworfen hatte, etwa 14 Tage nach seiner Landung im Schutzgebiet an sehr heftigem Unterleibstyphus, von dem er sich nur sehr langsam erholte, so dass er heimgesandt werden musste. Aus Lüderitzbucht ist vor kurzem die Meldung hierher gelangt, dass unter den letzten Typhustodesfällen sich ein einmal und ein zweimal Geimpfter befand."

Ich habe auch versucht, mich durch Befragen der zurückgekehrten Sanitätsoffiziere über die Wirksamkeit der Typhusschutzimpfungen zu unterrichten und dabei sehr widersprechende Urteile gehört; ich habe den Eindruck gewonnen, dass die meisten sich aus einer sehr geringen Anzahl von Einzelbeobachtungen ein allgemeines Urteil bilden. Im Ganzen hat es den Anschein, dass der im Anfang im Schutzgebiet vorhandene Enthusiasmus für die Typhusschutzimpfung sehr abgenommen hat und vielleicht sogar in das Gegenteil umzuschlagen droht, es ist dies auch aus den Äusserungen der Sanitätsberichte, die ich hier verlesen habe, zu ersehen.

Dass die Typhusimpfungen keinen absoluten, sondern nur einen relativen Schutz verleihen, wussten wir schon, ehe wir damit begannen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es darf uns also auch nicht verblüffen, wenn unter vielen Tausend Geimpften eine Anzahl erkranken und einzelne an Typhus sterben.

Die nebenstehenden Kurven*), welche Stabsarzt Dr. Kuhn entworfen hat, zeigen deutlich die Abnahme der Typhusmorbidität in Südwestafrika; dabei kann man nicht etwa sagen, dass der Typhus etwa deshalb abgenommen habe, weil allmählich eine vollständige Verseuchung eingetreten sei, denn bis in die neuere Zeit hat die Schutztruppe noch stetig neue Mannschaften zugeführt erhalten, welche, wenn nicht die Typhusschutzimpfung in gegenteiligem Sinne gewirkt hätte, zur Unterhaltung der Seuche als frisches Material gedient hätten. Auch dass die Typhusmortalität offenbar noch mehr abgenommen hat als die Morbidität, kann im Sinne einer Wirksamkeit der Typhusschutzimpfung ausgelegt werden. Die grösste Zahl der an Typhus Verstorbenen weist der Monat November letzten Jahres mit 62, gegenüber einem mittleren Krankenstand von 341 Typhuskranken auf. Im Dezember war der höchste Bestand an Typhuskranken mit 419 erreicht gegenüber 48 Todesfällen. Dagegen sind in den beiden letztvergangenen Monaten August und September dieses Jahres bei 185 und 159 Typhuskranken des mittleren Monatsbestandes nur 6 und 8 Todesfälle an Typhus zu beklagen. Ich weiss sehr wohl, dass die eben angeführten Zahlen und Berechnungen keinen unzweideutigen Beweis für die Wirksamkeit der Typhusschutzimpfung darstellen; wer daran zweifeln will, kann mancherlei andere Vermutungen über die Ursache der Abnahme des Typhus aufstellen. Bei objektiver Betrachtung haben wir aber vorläufig keinen Grund daran zu zweifeln, dass die Typhusschutzimpfung bei der Bekämpfung des Typhus in Südwestafrika als wesentlicher Faktor mitgewirkt hat. Den eigentlichen Beweis für ihren Erfolg kann erst eine spätere Statistik erbringen.

Die Bekämpfung des Typhus im Hererofeldzug in Südwestafrika im Jahre 1904.

Von Dr. **Schian**, Generaloberarzt in der Schutztruppe für Südwestafrika, Rendsburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Wenn ich Sie bitte, mir zu Mitteilungen über die Bekämpfung des Typhus während des Herero-Aufstandes in Südwestafrika im Jahre 1904 Gehör schenken zu wollen, so tue ich dies nicht, weil ich in der Lage bin, Ihnen von der Entdeckung neuer, wirksamer Abwehrmittel

*) Siehe die beigeheftete Tafel.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder von einer eigenartigen Verwendung derselben zu berichten, sondern weil die Bekämpfung des Typhus in jenem fernen Lande mit Schwierigkeiten verknüpft war, die in Europa unbekannt sind und hier fast unglaublich klingen, und weil sie in dem uns unerwartet gekommenen Kriege und bei der uns vielfach neuen Art der Kriegführung die Unausführbarkeit so manchen Abwehrmittels dartat, dessen erfolgreiche Anwendung dem Kritiker in Europa so selbstverständlich schien. Ich möchte der Ansicht begegnen, als ob v e r m e i d b a r e Verstösse gegen Gebote der Hygiene in Südwestafrika den Typhus bei der Schutztruppe hätten aufkommen und sich verbreiten lassen.

Leider erlaubt die mir zur Verfügung gestellte Zeit nicht, Sie erst mit der Eigenart des Herero-Landes und des Herero-Krieges bekannt zu machen, obschon dies fast unerlässlich ist, wenn man die Schwierigkeiten einer wirksamen Hygiene daselbst verstehen will. Ich schicke darum nur dies voraus: Das Land selbst bietet nichts, womit man einer Kriegsseuche wirksam Einhalt tun kann, und mit dem europäischen und mit dem Friedens-Massstab darf unser Tun da draussen nicht gemessen werden. Alles ist da draussen anders, als daheim, und auch bei gleicher Benennung decken sich die Begriffe nur selten.

Da aber der Kriegstyphus in Südwestafrika völlig identisch mit dem uns in Europa geläufigen Abdominaltyphus ist, da er — wie dieser — durch den Menschen bezw. durch den von letzterem gelieferten Typhusbazillus erzeugt wird, und da die Verschleppung der Typhusbazillen den Typhus zur Kriegsseuche auswachsen liess, so war es gerechtfertigt, dass wir der Seuche mit demselben Rüstzeug begegneten, das uns Wissenschaft, Dienstvorschriften und eigene Erfahrung in Europa gelehrt hatten: Rechtzeitige Erkennung jedes einzelnen — besonders des ersten — Falles, wirksame Absonderung der kranken und der verdächtigen Menschen, Vernichtung der Bazillen, Fernhaltung von allem, was Bazillenträger sein kann von der Berührung mit dem gesunden Menschen und speziell von dem, was mit seinem Magen-Darmkanal in Berührung kommen kann, und endlich — als idealstes Ziel — die Unempfindlichmachung unserer Soldaten gegen ihre unsichtbaren Feinde, die Typhusbazillen, durch Impfung.

Von grösster Wichtigkeit ist bei Beginn jedes Feldzuges der Ausbau der Etappenstrassen, jener Wege, die hinter den Feldtruppen liegen, auf denen die letzteren den Nachschub an Proviant, Sanitätsmaterial, Munition, Ausrüstung und ähnliches erhalten, und auf denen sie Kranke und Verwundete abschieben. Sache der Sanitätsbehörden ist es, zu verhüten, dass auf dieser Strasse sich Feinde der Gesundheit der Feldtruppen festsetzen und vordringen. Und so wurde in Südwestafrika von vornherein — und nach Ausbruch des Typhus im besonderen — das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptaugenmerk auf eine einwandfreie Beschaffenheit der Etappenstrassen gelegt, denn auf ihnen wogte der Verkehr von und nach den Feldtruppen hin. Die allen Feldtruppen im Herero-Feldzuge gemeinsame Hauptetappenstrasse war die Eisenbahnlinie von Swakopmund nach Windhuk, nebenbei gesagt: der einzige Schienenweg des Landes. Der Etappenanfangsort Swakopmund war während des Hererofeldzuges zugleich der einzige Ein- und Ausfuhrort für den Seeverkehr. Und wie wichtig der letztere für die Truppe war, erhellt daraus, dass der gesamte Bedarf der Truppen an Ersatz, Verpflegung, Sanitätsmaterial, Munition, Ausrüstung und ähnlichem auf dem Seewege ins Schutzgebiet gebracht werden musste. War mithin Swakopmund mit Typhus durchseucht, so brachte jeder Transport von Menschen und Gütern den Typhus ins Innere und zu den Feldtruppen hin. Es war deshalb von den Organen, welche im Anfang des Hererofeldzuges den Sanitätsdienst leiteten, weise gehandelt, dass sie ihr Hauptaugenmerk auf Swakopmund richteten. Die Lazarettanlagen daselbst, welche nur für die kleineren Friedensverhältnisse geschaffen waren, wurden durch Isolierbaracken vergrössert, für die Truppen wurden Unterkunftsräume geschaffen, Desinfektionsapparate wurden aufgestellt, eine bakteriologische Untersuchungsstation wurde in Betrieb gesetzt, ein besonderer Garnisonarzt wurde angestellt, die Abfuhr und Desinfektion wurde aufs sauberste geregelt, die Wasserversorgung einwandfrei gestaltet, und die ärztliche Kontrolle aller Zu- und Abreisenden aufs genaueste durchgeführt. Allgemein bekannt ist, wie fluktuierend und wie verschlungene Wege wandelnd in einer Hafenstadt der menschliche Verkehr ist; addieren Sie dazu noch die Kriegsverhältnisse und den unfertigen Zustand eines ganz jungen Orts, sowie das unkontrollierbare Element der schwarzen, einheimischen und ausländischen, vielsprachigen Bevölkerung, so ist es wohl kein geringer Erfolg, dass Swakopmund frei blieb von endemischem Typhus. Zu hindern war es natürlich nicht, dass von der See und vom Inlande her Typhusfälle eingeschleppt wurden, ja dass auch Fälle von Kontakt-Typhus vorkamen, aber zu einem Seuchenherd ist Swakopmund nie geworden. Und das alles, wo Swakopmund die Unsumme von Typhus-Rekonvaleszenten aufnehmen musste, die notgedrungen bis dorthin zurückgesandt und wegen des Fehlens eines Lazarettschiffes dort bleiben mussten, bis wiederholte Untersuchungen das Freisein ihrer Ausleerungen von Typhus-Bazillen erwiesen hatten. Aber Swakopmund war nur der Anfangsort der Hauptetappenlinie. Auf jede Eisenbahnstation wurde dieselbe Aufmerksamkeit verwendet. Fortwährend bereisten Militärärzte und Sanitätsmannschaften alle Bahnstationen und überwachten die einwandfreie Beschaffenheit der Wasserentnahmestellen, der Latrinenanlagen, die rechtzeitige Isolierung Typhuskranker

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und -verdächtiger, die Desinfektion, den Gesundheitszustand der weissen und schwarzen Bevölkerung und, soweit ausführbar, deren Zuzug. Hierbei wurden die sanitären Massregeln allerdings durch den Umstand erfreulicherweise unterstützt, dass die Verhältnisse längs der Bahnlinie den europäischen Verhältnissen noch am meisten ähnelten und schon im Frieden sich wirksamer hygienischer Fürsorge erfreut hatten. So gab es z. B. Orte an der Bahn mit zentraler Wasserleitung oder mit gemauerten, gut gedeckten Brunnen. Dazu kam, dass an der Bahn die Herbeischaffung der hygienischen Hilfsmittel, sowie die Bereitstellung von Sanitätspersonal unvergleichlich leichter war, als bei den Feldtruppen. Es ist gelungen, zu verhindern, dass auch in nur einem einzigen Orte an der Bahn der Typhus endemisch und zu einer Gefahr für die Feldtruppen oder die Zivilbevölkerung wurde. Und doch, wie schwierig war es auch hier zuweilen, den Forderungen der Hygiene zu genügen; so waren zum Beispiel auf meine Anregung hin für die Latrinen mehrere hundert Kübel aus verzinktem Eisenblech mit aufschraubbarem Deckel und mit Gummidichtung aus Europa beschafft worden, aber es mangelte nicht selten an der hinreichenden Zahl des zur Abfuhr unentbehrlichen zahlreichen Zugviehs. Auch musste dasselbe täglich viele Kilometer weit getrieben werden, um auch nur das dürftigste Weidefutter zu finden, und nur wenige Stunden blieben daher täglich für eine erfolgreiche Abfuhr. Dass hierin durch längere Zeit nicht Wandel geschaffen werden konnte, lag nicht an irgendeines Menschen Lässigkeit, sondern war eine Folge der Kriegsverhältnisse und der Eigenart des Landes.

Sehr viel schwieriger gestalteten sich die hygienischen Verhältnisse im Bereich der Feldtruppen abseits der Bahn, und sie wuchsen mit der Entfernung von der letzteren. Darf ich zunächst die Wasserverhältnisse schildern, als diejenigen, die sowohl für die Verbreitung, wie für die Bekämpfung des Typhus in vorderster Linie stehen. Ich möchte aber gleich hier vorausschicken, dass nach meinem Dafürhalten das Trinkwasser während des Hererofeldzuges — einige wenige Fälle ausgenommen — nicht der Hauptfaktor für die Verbreitung des Typhus war, sondern ich sah den noch zu schildernden Mangel an Wasser deshalb als die Verbreitung des Typhus begünstigend an, weil durch ihn die unerlässliche Reinlichkeit und Desinfektion erschwert und oft unmöglich gemacht wurde, und ich erblickte in der, ebenfalls noch zu schildernden, oft höchst mangelhaften Beschaffenheit des Trinkwassers ein Moment, durch welches prädisponierende Krankheiten erzeugt und die Widerstandskraft des Magendarmkanals gegen Typhus geschwächt wurde.

Flüsse, die offenes Wasser führen, besitzt das Hereroland nicht. Das Baden im Freien brauchte deshalb im Hererolande nicht untersagt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu werden; nur in Windhuk, wo in einem Bassin gebadet werden konnte, ist seinerzeit die Benutzung des letzteren untersagt, und dafür eine Brauseanstalt errichtet worden. Die Wasserversorgung geschieht durchweg aus offenen Wasserstellen; gemauerte und gedeckte Brunnen gibt es nicht, wenn man von ganz vereinzelten Orten (z. B. Grootfontein N.) absieht. Diese offenen Wasserstellen sind entweder sogenannte Vleys, d. h. flache Teiche, auf deren lehmigem Untergrund sich Regenwasser zur Sommerzeit sammelt und mehrere Monate aushält, oder es sind in den Sand oder in den weichen Kalkfelsen, meist auf den sogenannten Kalkpfannen (muldenartigen Vertiefungen des Geländes) von den Herero gegrabene Löcher von etwa 2 bis 8 Meter Tiefe. Die Vleys sind natürlich dem zahlreichen Vieh, sowohl unsern Zug- und Reittieren, wie dem noch viel zahlreicheren Vieh der Herero und dem Wild des Landes zugänglich und werden von demselben beliebig verunreinigt. Es benötigte daher besonderer Vorsicht beim Schöpfen auch unserseits nicht. Aus den Wasserlöchern muss das Wasser derart geschöpft werden, dass entweder mehrere Schwarze hineinsteigen, übereinander Aufstellung nehmen und den Wassereimer hinunter- und hinaufgehen lassen, oder dass mehrere Stricke bezw. Zügel zusammengeknüpft und, mit einem Tränkeimer versehen, hinuntergelassen werden. Jedenfalls kommt das Wasser in den Wasserstellen mit den Menschen und deren Geräten in Berührung und hat Gelegenheit, Krankheitskeime aufzunehmen. Und wenn wir dies vielleicht bei unsern Leuten verhindern konnten, so hatten sich ja doch unsere schwarzen Feinde vor uns desselben Wassers in primitivster Weise bedient. Zwar ist ein Anfang damit gemacht worden, die Wasserlöcher abzudecken und durch Schläuche und Pumpwerk das Wasser zu entnehmen, aber eine Verbesserung der Wasserstellen konnte immer erst den Truppen nachfolgen, und war vielleicht vollendet, wenn die Bewegungen des Feindes uns zwangen, die bisherigen Nachfuhrstrassen zu verlassen und neue, übelste Wasserstellen zu benutzen. Die Verhältnisse im Kriege waren eben zu wenig ständig, und die Eigenart des Landes liess jede Verbesserung nur sehr langsam geschehen. Und in wieviel Wasserlöchern lag stinkendes Aas, das der Durst oder nachdrängendes Vieh hineingetrieben hatten, in wievielen war das Wasser eine spärliche, dickschlammige Flüssigkeit, in wievielen enthielt es Schwefel oder abführende Salze, und wieviele Wasserlöcher waren leer! — „Dann geht man eben zu einem andern Wasserloch", lautet der Rat des Europäers; ja, aber meist repräsentiert ein einziges Wasserloch die ganze Ortschaft, die man sich hierzulande unter den zahlreichen Namen der Landkarte des Schutzgebietes denkt, oder sämtliche Wasserlöcher einer Wasserstelle sind von gleicher Beschaffenheit. — „So muss man eben weitermarschie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ren", wird uns freundlichst geraten; wie aber, wenn der Kriegszweck dies verbietet, oder wenn Menschen und Tiere am Ende ihrer Kräfte sind? — Da liegt es nun nahe, an abessynische Brunnen zu denken, und tatsächlich hatten wir auch aus Europa solche erbeten und erhalten. Aber ihre Vorführung zu den Feldtruppen und ihre Mitführung bei denselben belastete in erheblicher Weise die Fahrzeuge der Truppen; in felsigem Gelände waren sie nicht verwendbar, und wo kein Wasser in erreichbarer Tiefe unter der Erdoberfläche war, waren sie nutzlos. Aber die Truppe hat ja fahrbare Wassersterilisatoren und Filter verschiedener Art mitbekommen! Wohl ist in fürsorglicher Weise von den zuständigen Stellen in der Heimat für diese Geräte gesorgt worden, aber jeder Filter hat bei dem Grade der Verschlammung des Wassers versagt, den wir nur allzu häufig im Hererolande antrafen, und den zu glauben man hier kaum geneigt ist. Und reinigt ein Filter, durch welches das Wasser gewaltsam hindurchgepresst wird, das letztere von Krankheitskeimen? — Bei klarem Wasser waren mithin Filter entbehrlich, bei trübem meist nicht brauchbar. Zudem vermehrten sie das Ladegewicht der Fahrzeuge, ein Umstand, der im Hererofeldzuge, wo die Zugtiere ohnehin wegen Hitze, Marschleistungen und Mangel an Weide in Mengen verendeten, gar sehr ins Gewicht fiel. Auch konnten die Fahrzeuge ja stets erst später als die berittenen Truppen — und meist erheblich später — an den Wasserstellen eintreffen. Nun gibt es chemische Mittel, das Wasser zu klären, z. B. Alaun. Wohl haben wir reichlich davon Gebrauch gemacht, aber das setzt Zeit und Gefässe voraus, und beides fehlt oft im Krieg. Man kann auch Wasser durch seitliche Bodenfiltration klären, aber das geht wohl bei den offenen Vleys, nicht aber bei den mehrere Meter tiefen Wasserlöchern. Und wer will eine verdurstende Truppe warten lassen, bis genügend Wasser, zum Beispiel für 100 Mann, durch seitliche Bodenfiltration geklärt ist? — So mussten wir denn gar zu häufig auf klares Wasser verzichten. Indessen, wir konnten es ja wenigstens kochen, und fahrbare Wassersterilisatoren zum Abkochen des Wassers waren den Truppen mitgegeben. Nun, letztere Apparate arbeiteten, wenn sie klares Wasser zu kochen hatten und wenn sie unverletzt waren, tadellos. Aber die Beförderung dieser Apparate war sehr schwierig; naturgemäss langten auch sie erst nach der Truppe bei der Wasserstelle an, und sehr bald war oft ihr Zugvieh verendet, so dass sie zurückgelassen werden mussten. Ihr Material — soweit es aus Holz bestand — war für das afrikanische Klima nicht widerstandsfähig genug; ihre Glas- und Eisenteile hielten den unglaublichen Wegen im Hererolande nicht stand und waren abseits der Bahn, und vielfach auch an derselben, nicht zu ersetzen. Auch war es unmöglich, so viel Apparate den Feldtruppen mitzugeben, dass jede kleine

Truppenabteilung einen solchen hatte. So mussten wir diese Apparate zu stationärem Gebrauch den Feldlazaretten und Etappenorten zuweisen, die Feldtruppen aber ohne dieselben lassen. Dasselbe Schicksal hatten die sonst sehr guten, mit Petroleumheizung das Wasser sterilisierenden, kleinen Kade'schen Apparate. So blieb denn nichts übrig, als dass die Leute das Wasser selbst abkochten, und verboten war es, überhaupt ungekochtes Wasser zu geniessen. Nun, ich würde unwahr sein, wenn ich leugnen wollte, dass ich selbst gelegentlich ungekochtes Wasser getrunken und die Gefahr des Typhus in den Kauf genommen habe, nur um meinen Durst zu stillen. Und wer deshalb einen Stein auf mich werfen will, hat gewiss nicht einen Feldzug in Südwestafrika mitgemacht und mag erst hingehen, mitmarschieren, mitkämpfen und mitdursten und dann mir berichten, „wie schön" sein Durst in Afrika war. — Nein, es heisst Unmögliches von unsern Soldaten draussen verlangen, wenn sie unter allen Umständen nur abgekochtes Wasser trinken sollen. Wie vermochten es zum Beispiel die Leute, die tagelang auf Patrouille hinter dem Feinde her waren und kein Feuer anzünden durften? — Wohl waren unsere Leute vernünftig genug, nicht ungekochtes Wasser zu trinken, wenn es vermeidbar war, aber in ungezählten Fällen war es nicht zu vermeiden; dies zur Entschuldigung unserer draussen tapfer kämpfenden und tapfer durstenden Truppen. So ist das Trinkwasser vielleicht eine unvermeidbare Ursache des Typhus gewesen. Dass wir das Wasser der offenen Wasserstellen nicht auch bakteriologisch und mikroskopisch auf Typhuspilze untersuchten, brauche ich wohl nicht als eine Unterlassungssünde zu entschuldigen, denn dazu gehörten Laboratorien, deren Verwendung bei den Feldtruppen undenkbar war. Um den Schwierigkeiten zu begegnen, den Truppen stets gekochtes Trinkwasser zu liefern, wird es sich vielleicht empfehlen, den Truppen fahrbare, zweiräderige Wassertonnen mitzugeben, unter denen eine Heizvorrichtung sich befindet, durch die das Wasser schon unterwegs abgekocht wird.

Die geschilderte Qualität und Quantität des Wassers im Hererolande hatte aber noch weitere hygienische Nachteile. Die Reinlichkeit des Körpers und der Kleidung, der Nahrung und aller Geräte — ein hervorragendes Postulat der Hygiene — konnte nur selten erfüllt werden; musste doch zuweilen das Waschen verboten werden, damit nicht Menschen und Vieh verdursteten. Und, dass Waschschüsseln und Seife im Hererolande nicht immer verfügbar waren, werden Sie erklärlich finden, jedoch will ich hierbei erwähnen, dass Seife durch den überall vorhandenen feinen Sand wirksam ersetzt wurde. Dass aber unter solchen Umständen der Typhus durch Kontakt Verbreitung fand, wo ungezählte Dinge Gemeingut waren, erscheint verständlich.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ebenso, wie die meist traurigen Wasserverhältnisse dem Typhus Vorschub leisteten, so auch die Unmöglichkeit, Kranke und Verdächtige überall wirksam absondern zu können. Wohl war es befohlen, dass schon von den gesunden Leuten immer nur möglichst wenige in einem Zelt gemeinsam schliefen, damit im Falle einer Erkrankung an Typhus möglichst wenige der Gefahr einer Ansteckung ausgesetzt wären, dass aus demselben Grunde die einzelnen Zelte möglichst weit voneinander aufgebaut würden, dass eine vollkommene Trennung der Kranken und Verdächtigen von den Gesunden erfolge, aber die Kriegsverhältnisse, der zeitweise Mangel an genügend Zelten und Decken und die Notwendigkeit, bei plötzlichem Vormarsch und bei Erkrankungen auf Patrouillen selbst Typhus-Kranke und -Verdächtige mitzunehmen, machten eine vollkommene Isolierung von Kranken, ihren Kleidungs- und Ausrüstungsstücken häufig unmöglich.

Ebenso, wie auf dem Marsche, in den Biwaks und Lagern eine absolute Absonderung der Kranken und Verdächtigen häufig unmöglich war, ebenso war es auf den Rücktransporten der Kranken der Fall. Auch wenn ein langer Zeitraum verfügbar gewesen wäre zur Vorbereitung dieses uns unvermutet aufgedrängten Krieges, so wäre es doch unmöglich gewesen, so viele Krankentransportfahrzeuge den Feldtruppen mitzugeben, dass für den Krankentransport auf die Mitbenutzung der für den Proviantransport bestimmten Fahrzeuge hätte verzichtet werden können; denn der Mangel an Wasser, die Grösse des Kriegsschauplatzes und die Beweglichkeit des Gegners machten eine so häufige Teilung, auch kleinerer Truppenverbände, und so sehr lange Etappenwege notwendig, dass eben jedes erreichbare Fahrzeug zum Krankentransport häufig mitbenutzt werden musste. Zwar war es verboten, dass unterwegs auf die Wagen von Typhuskranken sich gesunde Menschen setzten oder legten, oder ihre Kleidungsstücke und sonstige Habseligkeiten unterbrachten, sowie dass Kleidungsstücke, Ess-Waren und -Geräte u. ä. eines Typhuskranken von andern in Besitz genommen würden. Aber es war unmöglich, soviel Sanitätspersonal den Krankentransporten stets mitzugeben, dass eine wirksame Kontrolle einer bisweilen auf mehrere Kilometer auseinander gezogenen Wagenkolonne möglich gewesen wäre. Die Häufigkeit des Typhus gerade unter dem Personal der Proviant- und Kranken-Transportkolonnen bewies die Verbreitung der Krankheit durch direkte Berührung, und das Eintreffen eines besonderen Sanitäts-Fuhrparks aus Europa war hocherfreulich, zumal Kranke bisweilen viele Tage transportiert werden mussten. In europäischen Kriegen würde man es unterlassen, Typhuskranke weithin zu transportieren; im Hererolande, das für Kranke nichts bietet, als Dornen und Sand, wo die Truppe oft wochenlang in ununterbrochener Vorwärts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bewegung war, wo die Entfernung der Feldlazarette von den Truppen und untereinander notgedrungen eine grosse war, wurde ein Transport der Typhuskranken durch das Land ganz unvermeidlich. Vergegenwärtigt man sich dazu noch das Bild stark diarrhoeischer, vielleicht bewusstloser Kranker, den Mangel an Wasser und die Unmöglichkeit, jedem Krankenwagen besonderes Sanitätspersonal mitzugeben, so wird man Kontaktinfektionen als unvermeidlich gelten lassen. Und selbst in den Feldlazaretten war eine absolute Absonderung der Typhuskranken nicht ausführbar; je zwei Krankenzelte bildeten die anfängliche Ausrüstung an Unterkunftsräumen für alle Kranke, und besondere Typhuslazarette im Bereich der Feldtruppen zu errichten, war ganz unmöglich.

Wenn wir mithin unsere Feldtruppen in der Gefahr fortwährender Berührung mit Typhuskeimen sahen, und wenn den letzteren mit Sicherheit nicht auszuweichen war, so musste auf die Abtötung der Typhuspilze — auf die Desinfektion — ein ganz besonderer Wert gelegt werden. Es wurden zu diesem Zwecke, da die Zuführung von fahrbaren Dampfdesinfektionsapparaten ins Gebiet der Feldtruppen unmöglich war, nicht nur allen Etappenstationen, Etappen- und Feldlazaretten, sowie Krankensammelstellen, sondern auch den Feldtruppen ununterbrochen Desinfektionsmittel, nämlich Sublimat, gelöschter Kalk und Kresolseifenlösung, zugesandt. Die Hauptfürsorge wurde naturgemäss der Desinfektion der Fäkalien gewidmet. Es wurde zunächst dafür gesorgt, dass die Fäces — wenigstens auf den Biwaks- und Lagerplätzen und in der Nähe der Wasserstellen — nicht verschleppt, sondern in Latrinen abgesetzt wurden. Die letzteren wurden in Form von etwa 30 cm breiten und 50 cm tiefen, in Abständen von etwa 1,5 m parallel laufenden Gräben angelegt; entlang diesen Gräben wurde wallartig die ausgeworfene Erde aufgeworfen. Über diesen Gräben mussten die Leute in der Längsrichtung hocken, damit auch der Urin in die Gräben entleert wurde und nicht das umgebende Erdreich beschmutzte und eine Verschleppung durch die Stiefel ermöglichte. Nach dem Absetzen des Kots musste der Soldat auf seine Fäkalien die ausgeworfene Erde mit dem Fusse scharren. Hierdurch wurde auch verhütet, dass sich Fliegen, die in Afrika eine Landplage sind, auf den Kot setzten und Typhuspilze verschleppten. Diese Gräben wurden nach Bedarf verlängert oder anderwärts neu angelegt. Sowohl die alten, zugeschütteten, wie die in Gebrauch befindlichen Latrinen wurden weithin sichtbar gemacht, auch wurden sie so angelegt, dass eine Verunreinigung der Wasserstellen durch dieselben ausgeschlossen war, und endlich wurden sie täglich mit Desinfektionsmitteln beschüttet. Eine derartige Anlage von Feldlatrinen möchte ich für unsere Manöverbiwaks sehr empfehlen. Weit grösseren Wert aber legte ich auf den Gebrauch von Klosettpapier und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auf Reinigung und Desinfektion der Hände nach der Kotentleerung. Unmöglich war es doch im Kriege, jeden Bazillenträger zu ermitteln; es musste daher bei gewissenhaftem Vorgehen jeder als möglicher Bazillenträger angesehen werden. Mit seinen Händen nun überträgt in 99 von 100 Fällen der Bazillenträger direkt oder indirekt die Bazillen auf andere, denn seine Hände kommen mit den Bazillen bei den Prozeduren, die der Kotentleerung folgen, fast unvermeidlich in Berührung. Es musste daher — wenn irgend möglich — die Infektion der Hände vermieden werden, und deshalb wurde der Gebrauch von Klosettpapier obligatorisch gemacht, und letzteres wurde fortdauernd geliefert. Wie beim Nichtgebrauch dieses Artikels sich Bazillenbrutstätten in dem Aalstrich der Unterbeinkleider entwickeln, dessen Berührung mit den Händen nicht vermeidbar ist, sei hier nur gestreift. Zur wirksamen Desinfektion der Hände aber wurde bei jeder Latrine ein Gefäss mit desinfizierender Lösung aufgestellt, in dem die Leute unter Zuhilfenahme von Sand sich die Hände wuschen. Dass solche Massnahmen wirksam sind, ist nicht zu leugnen; dass ihre konsequente Durchführung bei den oft tagelang ununterbrochen in Bewegung befindlichen Truppen, beim Mangel an Wasser, bei den Kriegsverhältnissen überhaupt auf Schwierigkeiten stösst, wird man begreiflich finden. Dass aber nicht nur die Fäces und Hände der Gesunden und Kranken fortlaufend desinfiziert wurden, ist selbstverständlich. Die Transportfahrzeuge, die Kleidung, Decken, Zeltbahnen, Ausrüstungsstücke und Geräte nicht nur jedes Kranken und Verdächtigen, sondern auch seiner Zeitgenossen und Nachbarn und eventuell die festen Unterkunftsräume wurden desinfiziert, wenn irgend angängig, vernichtet, so namentlich Reste von Nahrungsmitteln; der Lagerplatz wurde abgebrannt, und grundsätzlich wurden die Lagerplätze auch beim Nichtvorkommen von Krankheiten häufig gewechselt. Aber immer und immer wieder machten die Kriegsverhältnisse und die Armut und Eigenart des Landes auch beim besten Willen eines jeden die Ausführung der Desinfektionen häufig zu einer unvollkommenen.

Dass wir uns bei den geschilderten Schwierigkeiten der Typhusbekämpfung danach sehnten, dass alle Ersatztruppen gegen Typhus geimpft, also immun, zu uns kämen, und dass wir in den Stand gesetzt würden, nachträglich in Afrika so ausgiebig wie möglich zu impfen, werden Sie begreifen. Leider war in Afrika die Impfung der Truppen sehr schwierig. Die in Südwestafrika gelandeten Truppen mussten meist sofort ins Innere befördert werden und verspritzten — sozusagen — nach allen Seiten. Wenn es auch zumeist noch gelang, die erste Impfung vorzunehmen, so war die zweite und eventuell die dritte schon sehr schwierig, und es gehörte wohl zur Ausnahme, dass von demselben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ärzte beide, beziehungsweise alle drei Impfungen an denselben Leuten vorgenommen wurden. Bei den vor dem Feinde stehenden Truppen war die Impfung wegen der Impfreaktion unausführbar, auch im Bereich der Etappen wogte der Verkehr unaufhörlich hin und her; und doch haben wir versucht, überall zu impfen, und in erster Linie natürlicherweise das Krankenpflegepersonal und das Personal der Krankentransport- und Proviant-Kolonnen. Leider konnte die Impfung nicht obligatorisch gemacht werden.

Dass mit dem Bestreben, in jedem Typhusfalle die Quelle der Erkrankung zu finden, eine wirksame Isolierung eintreten zu lassen und eine gründliche Desinfektion vorzunehmen, sowie möglichst einwandfreie Wasserverhältnisse zu schaffen, unsere Vorbeugungs- und Abwehrmassregeln gegen den Typhus nicht erschöpft waren, sei nur kurz erwähnt. Allgemeine Reinlichkeit wurde immer und immer wieder gefordert, aber wie konnte sie wirksam beobachtet werden, wenn das Wasser fehlte, wenn Ersatz und Wechsel von Wäsche und Kleidungsstücken zeitweise unendlich schwer war? — Selbstredend wurde auf Erhaltung der Widerstandskraft der Leute, auf Erhaltung eines guten Gesundheitszustandes das grösste Gewicht gelegt, aber wie furchtbar schwer war oft die Versorgung der Truppen mit dem Nötigsten auch bei bestgeleitetem Nachschub! — Dass wir durch fortgesetzte Belehrungen der Mannschaften, durch persönliche Einwirkung auf alle in Betracht kommenden Verhältnisse zu helfen suchten, war ebenfalls selbstverständlich. Aber soviel Sanitätspersonal, wie für das Riesengebiet jenes Kriegsschauplatzes nach unsern europäischen Begriffen erforderlich war, konnte unmöglich hinausgesandt werden.

Unerwähnt darf auch nicht bleiben, dass bei den Feldtruppen die Diagnose „Typhus" ungleich längere Zeit erforderte, als in Lazaretten, die mit allem Untersuchungsmaterial ausgestattet sind; hervorgehoben sei auch, dass wir stets in für uns ganz fremde, unaufgeklärte und hinsichtlich ihrer gesundheitlichen Verhältnisse unaufklärbare Gebiete kamen, dass wir niemals über das Herrschen bestimmter Krankheiten bei unserm schwarzen Feinde etwas erfuhren, sondern ahnungslos blieben, ob das Gebiet, das wir betraten, durchseucht war oder nicht.

Und nun noch ein Faktor, der allen unsern Bestrebungen bei der Bekämpfung des Typhus ein Hemmschuh war, der sich nicht beseitigen, kaum bessern liess, das war die schwarze Bevölkerung innerhalb unserer Truppe. Ohne die eingeborenen Klippkaffern wäre die Kriegführung im Hererolande unmöglich gewesen; in ungezählten Exemplaren brauchten wir sie als Arbeiter an der Etappe, als Ochsentreiber und Viehhüter bei den Kolonnen, als Wegekundige bei den Feldtruppen. Und da die im Lande geborenen, friedlich gebliebenen Schwarzen, sowie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Gefangenen zur Arbeit nicht ausreichten, so mussten aus der Kapkolonie und von der Ostküste Afrikas schwarze Arbeitskräfte angeworben werden, und jedes Schiff, das in Swakopmund oder Lüderitzbucht löschen wollte, brachte aus der Liberia-Republik je 70 bis 90 Neger mit, die wochen- und monatelang in Swakopmund lagen. Es stellte aber dieses schwarze Gevölk eine fast gar nicht zu kontrollierende Masse und in gesundheitlicher Beziehung ein unvermeidliches Übel dar; dass ihr Sinn für Reinlichkeit gleich Null ist, brauche ich wohl nicht zu erwähnen, und ihre Berührung mit der Truppe, namentlich auch mit unsern Lebensmitteln und mit jeglichem Zufuhrgut war eine tausendfache und unvermeidliche.

Und endlich war auch im Hererofeldzuge die Kriegshygiene nicht Selbstzweck, sie hatte nichts anderes zu tun, als die Erreichung des Kriegszwecks zu fördern, sie durfte nicht durch übertriebene Forderungen die Verwendbarkeit der Truppen beschränken, den Operationen nicht lähmend in den Arm fallen, sie musste sich den Kriegsverhältnissen anpassen, musste mit Erreichbarem sich begnügen.

Wenn es unter den eigenartigen, schwierigen und neuen Verhältnissen des Hererofeldzuges den deutschen Ärzten gelungen ist, der furchtbaren Kriegsseuche des Typhus doch noch Einhalt und Abbruch zu tun, so ist dies ja gewiss hervorragend dem Einfluss der Impfung zu danken, anderseits ist wohl auch die Annahme gerechtfertigt, dass viele Leute durch fortgesetzte Aufnahme kleiner Mengen von Typhusbazillen allmählich immun oder, wie man in Afrika sagt, gesalzen wurden. Aber die Abnahme des Typhus geschah schon zu einer Zeit, als die Impfung noch nicht mitsprach, und wenn die Zahl von 448 Typhuskranken im Dezember 1904 bei einer Truppeniststärke von 8195 Mann auf 174 Typhuskranke im März 1905 bei einer auf 11 874 Köpfe gesteigerten Iststärke der Truppen zurückging, so dürfte einer zielbewussten und konsequent durchgeführten Hygiene wohl nicht jeder Anteil an diesem Erfolge abzusprechen sein.

Diskussion über die vorhergehenden sechs Vorträge.

Generaloberarzt Dr. **Schian,** Rendsburg: Mit Bezug auf den Vortrag des Herrn Geh.-Rat Brieger bemerke ich: Die Typhusschutzimpfung kann meines Erachtens leider nur durch Gesetz obligatorisch gemacht werden, da uns die Analogie der Schutzpockenimpfung dazu zwingt. Vorläufig ist das statistische Material noch nicht hinreichend, um gesetzlich — wenn auch nur für Ausnahmezustände — die Zwangs-Impfung einzuführen. Auch steht dem der zeitlich begrenzte Schutz der

Typhusimpfung entgegen. Aus letzterem Grunde ist auch eine zwangsweise Schutzimpfung der Eingeborenen leider nicht von dauerndem Wert und kann nicht dauernd verhindern, dass letztere an Typhus erkranken und uns anstecken.

Was den Vortrag des Herrn Dr. Steudel anbelangt, bemerke ich: Bei der Ätiologie des Typhus auf die Pettenkofersche Theorie der Schwankungen des Grundwassers zu rekurrieren, dürfte bei dem jetzigen Stand unserer Typhusforschungen nicht mehr angängig sein. Auch hat der Redner ja selbst die Verbreitung des Typhus durch Trinkwasser und durch Kontakt im Hererofeldzuge als erwiesen angenommen.

Stabsarzt Dr. **Hillebrecht,** Berlin. Ich wollte einiges zum Vortrage des Herrn Geh.-Rat Brieger bemerken, das meiste ist aber schon von Herrn Generaloberarzt Dr. Schian vorweggenommen.

Um Impfungen obligatorisch zu machen, empfiehlt sich vielleicht bei überseeischen Expeditionen, die ja bisher stets aus Freiwilligen zusammengesetzt waren, die Zustimmung zur Impfung als Zulassungsbedingung aufzustellen.

Massenimpfungen von Eingeborenen werden, so lange die Methode noch schmerzhaft bleibt, am Widerstand der Impflinge scheitern.

Furcht vor Impfungen während des Seetransportes ist unbegründet.

Dr. **Martin Mayer,** Hamburg: Zum Vortrage des Herrn Geh. Rat Brieger möchte ich bemerken, dass die Gründe, die Herrn Geh. Rat Brieger veranlassten, neue Impfungs-Methoden zu versuchen, darin liegen, dass bei Impfung mit einer Emulsion von Bakterienleibern eine Reihe von giftigen Substanzen mit infiziert werden, die zweifellos nichts mit dem spezifischen Typhusgift zu tun haben. Das geht, meines Erachtens, auch aus dem Verhalten der Reaktion bei Zweitimpflingen hervor, die trotzdem schon nach der ersten Impfung bakteride Substanzen in höherem Masse nachwiesen, doch bei der zweiten Impfung viel stärker reagierten. (Berichte des Kriegsministeriums.) Da an einer gröseren Versuchsreihe bei Menschen sich zeigte, dass die Briegersche Methode bei geringerer Reaktion auch hohe bakteride Werte bildet, dürfte sich zu Vergleichszwecken auch eine versuchsweise Massenimpfung nach dieser Methode empfehlen.

Dr. **Friedberger,** Königsberg i. Pr.: Vortragender bestätigte mit Bezug auf den Vortrag Kolle nach Tierversuchen die Überlegenheit der Pfeiffer-Kolleschen Methode vor einer Reihe von andern; nur die Methode von Löffler liefert die gleichen Werte, aber die Gewinnung des Impfstoffes ist umständlicher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Mengen, wie sie von Kolle gegeben werden, dürften nach den Tierversuchen für den Menschen der optimalen Dosis des Impfstoffes entsprechen, während höhere Dosen nicht besser wirken, vielleicht sogar ungünstig.

Eine einmalige Injektion nach Brieger ist zugunsten der wiederholten Impfung (Pfeiffer-Kolle) zu verwerfen; durch diese wird unter Umständen keine stärkere Anhäufung von Antikörpern mehr erzielt, aber ein derartiges Serum wirkt gegenüber Typhusstämmen, die gegenüber einem durch einmalige Injektion gewonnenen Serum resistent sind.

Das Serum, gewonnen durch mehrmalige Injektion, ist in seiner Wirksamkeit breiter, aber nicht höher. (Bisher noch nicht veröffentlichte Versuche von Friedberger und Moreschi.)

Die von Brieger auf Grund der Versuche von Stern und Jürgens gegen die Bedeutung der R. Pfeifferschen Bakteriolysine erhobenen Einwände sind hinfällig. Im ersteren Falle handelt es sich um Reagensglasversuche, deren Resultate nicht ohne weiteres auf die Verhältnisse im Organismus zu übertragen sind, im letzteren vielleicht um eine Nachinfektion mit einem gegenüber Serum resistenten Stamm („serumfesten" Stamm)! Derartige Typhusstämme, die gegenüber einem für andere gleich virulente, hochwirksamen Serum unbeinflusst bleiben, sind vom Vortragenden und Moreschi beobachtet worden.

Das Tierexperiment gibt nach wie vor den unzweideutigen Beweis, dass die bakteriolytischen Immunkörper als vornehmste Ursache der Immunität anzusehen sind und einen direkten Massstab für die erzielte Immunität liefern.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Wenn ich alles das, was wir heute über die bisherigen Erfolge der Typhusschutzimpfung gehört haben, zusammenfasse, so kann ich wohl die Behauptung aufstellen, dass die Schutzimpfung nach dem von R. Pfeiffer und mir angegebenen Verfahren in Südwestafrika voll und ganz das geleistet hat, was wir von ihr erwarteten. Die Morbidität an Typhus bei unsern Truppen ist herabgesetzt, und noch mehr die Mortalität. Die Unterschiede sind so grosse, dass an der Wirksamkeit der Schutzimpfung nicht mehr zu zweifeln ist. Das beweisen auch die Ausführungen der Herren Schian und Steudel. Es wird Sie vielleicht interessieren, dass Herr Geheimrat Koch, der die Erfolge der Typhusschutzimpfung auch während seines Aufenthaltes in Afrika, auf Grund der amtlichen Berichte und meine brieflichen Mitteilungen mit verfolgt hat, sich in einem an mich gerichteten, aus Amani, vom 1. September d. J. datierten Briefe in ähnlicher Weise ausliess. Geheimrat Koch schreibt:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Ich glaube, dass wir mit den Erfolgen, welche mit der Typhusschutzimpfung erzielt wurden, ganz zufrieden sein können. Der Schutz ist zwar kein absoluter, aber doch ein so weitgehender, dass Plagge in seinem Berichte vom 24. April die obligatorische Schutzimpfung für alle nach dem Schutzgebiet geschickten Soldaten verlangt."

Oberstabsarzt Dr. **Steudel,** Berlin: Es ist in der Diskussion mehrfach die Frage einer obligatorischen Typhusschutzimpfung berührt und eine solche empfohlen worden. Ich möchte auf die Schwierigkeiten, die sich einer obligatorischen Typhusschutzimpfung entgegenstellen, nicht näher eingehen, sondern nur betonen, dass der Vergleich mit der Schutzpockenimpfung allzu sehr hinkt. Auf der einen Seite nur wenige Beschwerden und zu garantierender Erfolg, auf der andern Seite nicht unbedeutende persönliche Beschwerden, keine Sicherheit, selbst nicht gegen die gefährliche und tödliche Typhuserkrankung. Auch der von St. A. Dr. Hillebrecht vorgeschlagene Weg, nur solche Menschen nach Südwestafrika zu schicken, welche sich vorher zur Impfung bereit erklären, ist nicht angängig, weil besonders in einzelnen Spezialisten-Fächern schon jetzt grosser Mangel an Meldungen herrscht.

Tatsächlich ist aber der Unterschied zwischen obligatorischer und fakultativer Impfung nicht so gross, wie es auf den ersten Anschein aussieht. Seit Anfang Januar wurden in Munster 3850 Menschen gegen Typhus geimpft, und nur 650 entzogen sich einer Impfung, also unterzogen sich 85 Prozent der Impfung. Die 15 Prozent nicht Geimpfter spielen tatsächlich aber kaum eine Rolle, das zeigt der Vergleich mit weit mehr ansteckenden Krankheiten, z. B. den Pocken. In einer Bevölkerung, in welcher sich nur 15 Prozent empfängliche Individuen befinden, pflegen Pocken keine Epidemie zu machen. Es ist deshalb zum mindesten überflüssig, dass wir uns durch einen Zwang bei der Impfung dem dadurch entstehenden grossen Odium aussetzen.

Geh. Med.-Rat Prof. Dr. **Brieger,** Berlin: Ich war ja selbst der erste, welcher mit abgetöteten Bakterien bei Typhus und Cholera operiert hat, wenn ich nun weiter danach strebte, wieder neue Methoden ausfindig zu machen, behufs praktischer Impfungsmethoden gegen Typhus, so ist dies eben darauf begründet, wie ich schon ausgeführt, dass die wirksamen Stoffe der Bakterien sehr hinfällig sind. Die bisherigen Methoden, insbesondere Abtöten der Bakterien etc., schädigen sicherlich die wirksamen Prinzipien, daher empfahl ich die Schüttelungsmethode. Der auf diese Weise erhaltene Impfstoff ruft weniger heftige Impf-Erscheinungen hervor als alle andern bisherigen Impfstoffe und darum verdient derselbe in gleicher Weise praktisch angewandt zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

werden. Dieselbe verursacht weniger Beschwerden, selbst wenn sie öfter hintereinander ausgeführt wird. Wenn ich und meine Mitarbeiter anfänglich nur eine einmalige Einspritzung empfahlen, so beruht dies allein darauf, dass danach schon oft ein hoher Schutzwert erreicht wurde. Der Umstand, dass schädliche und für die Impfung unnötige Substanzen in diesem Impfstoff nicht vorhanden sind, rechtfertigt dessen Anwendung in umfangreicherem Massstab als bisher. Schliesslich wird über den Wert der Methoden in letzter Linie die Erfahrung, wie schon gesagt, entscheiden.

I. Über Chinintherapie bei Malaria.

Von Physikus Dr. **B. Nocht,** Hafenarzt, Leiter des Seemannskrankenhauses und Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Das Schema der Chininbehandlung der Malaria, das in den letzten Jahren sich bei den deutschen Tropenärzten hauptsächlich nach den Empfehlungen von Robert Koch mehr und mehr eingebürgert hat, ist das folgende: Es werden tunlichst bei Erwachsenen nur volle Grammdosen auf einmal, aber auch im allgemeinen nicht mehr als 1 g auf den Tag gegeben. Man beginnt damit tunlichst in der fieberfreien Zeit, einige Stunden vor dem voraussichtlichen Eintritt des nächsten Fieberanfalles oder, wenn der nicht genau zu bestimmen ist, wie z. B. bei Tropicafieber, möglichst bald nach dem Abklingen des gerade beobachteten Fieberanfalles, eventuell schon, wie namentlich Plehn empfohlen hat, im Abfallstadium selber. Dann wird die Chininreichung (1 g auf den Tag) noch sechs bis sieben Tage fortgesetzt. Nach Ablauf dieser Periode lässt man in der Chinindarreichung Pausen eintreten; zuerst pausiert man drei Tage, dann vier Tage, fünf Tage und verlängert die Pausen immer um einen Tag, bis zu sieben oder acht Tagen. R. Koch legt Wert darauf, dass man nun zwischen diese Perioden nicht bloss immer nur je einen Chinintag interpoliert, sondern je zwei Chinintage. Ein Chinintag genügt nicht. Das Chinin bleibt nicht lange genug im Körper. Ich möchte vorweg bemerken, dass wir beobachtet haben, dass auch zwei Chinintage zwischen den Pausen den Wiederausbruch des Fiebers während der Medikation oder kurz nachher nicht immer verhüten, geschweige mit Sicherheit vor späteren Rezidiven schützen. Wir sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deshalb dazu übergegangen, die chininfreien Pausen durch je drei Chinintage zu unterbrechen: wir lassen also nach zunächst siebentägiger Darreichung von täglich 1 g Chinin drei chininfreie Tage eintreten, dann folgen drei Chinintage — täglich 1 g Chinin —, dann vier Tage Pause, dann drei Chinintage usw. Diese Art von Chininbehandlung der Malaria haben wir seit Jahren geübt und haben die allerbesten Erfolge damit erzielt. Aber wir hatten doch während dieser Zeit nicht selten Patienten, wo wir die vollen Grammdosen nur mit einiger Besorgnis vor schweren Nebenwirkungen und Intoxikationserscheinungen gaben und auch solche erlebten, und wir fühlen uns in einigen Fällen veranlasst, geringe Gaben von Chinin zu versuchen. Vor zirka vier Jahren hat bekanntlich Grassi sein Mittel Esanofele sehr empfohlen. Das ist eine Komposition von Chinin, Arsen und Eisen. Das Mittel wird in Form von Pillen verabreicht, und zwar so, dass die Kranken 0,6 g Chinin täglich in drei Einzeldosen erhalten. Grassis Erfolge damit waren nach seinen Mitteilungen ausgezeichnet. Celli wies aber nach, dass die Zusätze von Eisen und Arsen für die ätiologische Therapie, für die Abtötung der Malariaparasiten überflüssig seien, dass es allein auf das Chinin ankomme. Celli gibt Chinin in Dosen von 0,2 g, zwei- bis dreimal täglich, also nicht mehr als 0,4 bis 0,6 g täglich. Seine Erfolge sind nach seinen Mitteilungen auf dem Brüsseler Kongress im Herbst 1903 ausgezeichnet. Angesichts dieser Beobachtungen und in Anbetracht der doch oft recht störenden Nebenwirkungen von ganzen Grammdosen, fühlte ich mich verpflichtet, die Grassische wie die Cellische Methode in unserm Hamburger Institut nachzuprüfen, und ich muss sagen, dass wir anfänglich überrascht waren über die Wirksamkeit dieser Therapie. Allein im weiteren Verlaufe hatten wir doch gelegentlich, und zwar schliesslich nicht ganz selten Patienten, bei denen die Neigung zu Fieberanfällen während der Chininmedikation länger bestehen blieb, als bei der — kurz gesagt — Kochschen Methode, wo ferner die Parasiten langsamer aus dem zirkulierenden Blute verschwanden, und bald nach dem Aussetzen des Chinins wieder Rezidive auftraten. Wir gingen deshalb einen Schritt weiter und vereinigten, wenn ich mich so ausdrücken darf, die Kochsche und die Cellische Methode, indem wir zwar die kleinen Einzeldosen beibehielten, aber sie so oft gaben, dass 1 g Chinin im ganzen täglich genommen wurde. Wir gingen hierzu auch aus dem Grunde über, weil Herr Giemsa bei seinen Untersuchungen über die Ausscheidungen des Chinins gefunden hatte, dass das Chinin, wenn es in wiederholten kleinen Dosen dem Körper zugeführt wird, langsamer ausgeschieden wird, und dass sich grössere Chininmengen in gegebener Zeit im Körper anhäufen, als wenn man grosse Dosen, also 1 g, einmal des Tages gibt. Wir versuchten es also zunächst mit Gaben von 0,2 g

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinin fünfmal täglich. Im übrigen befolgten wir das bewährte Schema — also zunächst sieben Tage Chinin, fünfmal 0,2 g, dann drei Tage Pause, dann drei Chinintage, dann 4 Tage Pause usw. Dabei stellte sich bald heraus, dass die Patienten diese Art der Chinindarreichung auch mitten im Fieberanfall sehr gut vertrugen, dass auch in den meisten Fällen Chinin dabei im Fieberanfall schon aufgenommen wurde, wie sich bei der Urinuntersuchung und durch den klinischen Verlauf zeigte. Deshalb begannen wir nach kurzer Zeit mit dieser Medikation in jedem Falle sofort, nachdem die Diagnose gestellt war, ohne Rücksicht auf das Fieber oder die Zeit, zu der der nächste Anfall erwartet wurde.

Die Ergebnisse sehen Sie hier:

Es wurden behandelt:

mit 1 g Chinin, täglich auf einmal gegeben:	mit 1 g Chinin, täglich in 5 Dosen à 0,2 g auf den Tag verteilt
173 Malariakranke (vom 1. Jan. 1903 bis Anfang Febr. 1904)	203 Malariakranke (von Anfang Febr. 1904 bis Ende September 1905)

Dann entfielen auf:

Tropicainfektion 153 Fälle	180 Fälle
Tertianainfektion 20 Fälle	21 Fälle
Quartanainfektion 0 Fälle	2 Fälle

Die Behandlungsdauer betrug:

im Maximum 48 Tage	42 Tage
im Minimum 9 Tage	8 Tage
im Durchschnitt 21 Tage	19 Tage

Mit Fieberanfällen wurden aufgenommen:

163 Fälle	180 Fälle

Das Fieber schwand nach eintägiger Chininbehandlung:

in 26,4 Proz. der Fälle	in 45 Proz. der Fälle

Das Fieber schwand erst nach zweitägiger Chininbehandlung:

in 31,9 Proz. der Fälle	in 40,5 Proz. der Fälle

Das Fieber war nach dreitägiger Chininbehandlung noch nicht geschwunden:

in 4,3 Proz. der Fälle (6 Fälle von Tropica, 1 Fall von Tertiana)	in 2,8 Proz. der Fälle (4 Tropica, 1 Tertiana)

Malariaparasiten wurden im peripheren Blute nicht mehr gefunden – Gametenformen nicht berücksichtigt – nach eintägiger Chininbehandlung:

in 28,6 Proz. der Fälle	in 35,8 Proz. der Fälle

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nach mehr als zweitägiger Chininbehandlung noch vorhanden:

in 25,8 Proz. der Fälle	in 16,4 Proz. der Fälle

Der Hämoglobingehalt von 85 Prozent wurde durchschnittlich wieder erreicht:

nach 22tägiger Behandlung	nach 17tägiger Behandlung

Rezidive wurden bekannt bei geheilt entlassenen Patienten:

in 16,7 Proz. der Fälle	in 17,7 Proz. der Fälle

Daraus geht hervor, dass diese Art der Chinindarreichung mindestens nicht schlechter ist, als die bisherige. Wenn sie auch etwas umständlicher ist, so hat sie verschiedene grosse Vorteile. Die Methode macht uns ganz unabhängig von der so oft ganz unsicheren Bestimmung der Zeit, zu der voraussichtlich der nächste Anfall eintreten wird. Sie vermindert in sehr erwünschter Weise die oft sehr schweren Neben-Erscheinungen, die ganze Grammdosen machen, und sie verhütet, dass man bei der Chinintherapie von schweren Schwarzwasserfieberanfällen überrascht wird. Man kann, sobald man sieht, dass nach den ersten 0,2 g Dosen Ikterus, Leber- und Milzschwellung, Eiweiss im Urin und andere Vorboten eines Schwarzwasserfieberanfalles auftreten, die weitere Darreichung sofort einstellen.

Weitere Herabsetzung der Einzeldosen des Chinins, z. B. bis auf 0,1 g, etwa zehnmal täglich gegeben, haben sich weder in bezug auf die Unterdrückung des Fiebers, noch auf das Verschwinden der Malariaparasiten aus dem peripheren Blute genügend wirksam erwiesen. Auch ist die zehnmalige Darreichung sehr viel umständlicher und belastet das Pflegepersonal mehr, als die fünfmalige.

Selbstverständliche Voraussetzung ist, dass man nur Chininpräparate anwendet, die sich im Magen gut auflösen und gut resorbiert werden. Es empfiehlt sich, namentlich für die Tropen, dass man seinen Chininvorrat von Zeit zu Zeit einer ausdrücklichen Prüfung daraufhin unterzieht und die Chininpräparate, die — vielleicht durch Aufnehmen von Feuchtigkeit oder zu langes Lagern — nicht nach wenigen Minuten schon bei der Prüfung im Wasserglase zerfallen, durch frische Präparate ersetzt.

Nach kürzlich uns aus Deutsch-Ostafrika gewordenen Nachrichten hat sich die Methode auch dort sehr gut bewährt.

Bezüglich der prophylaktischen Wirkung dieser Art von Chinindarreichung stehen mir Erfahrungen nicht zur Seite, weshalb es mir auch fern liegt, diese Methode etwa für die Chininprophylaxe der Malaria besonders zu empfehlen. Wer Versuche damit machen will, mag es tun. Im übrigen denken wir auch nicht daran, etwa für die Therapie diese Methode als die allein seligmachende zu proklamieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Man muss bei der Malariatherapie, ebenso wie bei jeder andern Art von Therapie, individualisieren. Unsere Erfahrungen zeigen, dass man dort, wo grosse Dosen aus irgend einem Grunde nicht angezeigt erscheinen, auch mit kleinen, nicht angreifenden Chiningaben, nach unserer Methode angewendet, zum Ziele kommt.

II. Über Schwarzwasserfieber.

Von Physikus Dr. **B. Nocht,** Hafenarzt, Leiter des Seemannskrankenhauses und Institutes für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Seit dem Bestehen des Hamburger Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten (fünf Jahre) sind dort sechzig Fälle von Schwarzwasserfieber aufgenommen worden. Davon haben 42 Kranke noch im Institut selbst Anfälle von Schwarzwasserfieber erlitten, drei hatten ihren Anfall einen Tag vorher, bei den übrigen lag der letzte Anfall etwas weiter zurück, bis zu acht Wochen, sie kamen aber wegen der Folgen ins Krankenhaus. Der Herkunft nach stammte ein Drittel der Fälle aus Kamerun, ein Drittel aus dem übrigen Westafrika, zwölf Fälle aus Ostafrika, die übrigen hatten die Krankheit in andern Malariagegenden erworben. Unter den letzteren ist von besonderem Interesse der schon von Otto beschriebene Fall, der sich in Krakau mit Malaria infizierte. Das Malariafieber selbst brach aber erst in Hamburg aus, und erst in Hamburg entwickelte sich die Disposition zu Schwarzwasserfieber. Der Fall lehrt zweierlei, erstens nämlich, dass die Einwirkung eines wärmeren Klimas nicht notwendig zum Zustandekommen der Schwarzwasserfieber-Disposition gehört, und zweitens, dass ebensowenig ein längerer Chiningebrauch dazu erforderlich ist. Der Kranke bekam bei der zweiten Chiningabe seinen Anfall von Schwarzwasserfieber.

Bei allen unsern Kranken war Malaria vorausgegangen; die Dauer der Infektion vom ersten Fieberanfall bis zum ersten Ausbruch des Schwarzwasserfiebers schwankte von vier Jahren bis herab zu 24 Tagen. In dem Fall dieser ungewöhnlich kurzen Entwickelungsdauer der Dispositon zu Hämoglobinurie handelte es sich um einen jungen Seemann, der seine erste Reise nach Westafrika gemacht hatte und zum erstenmal in seinem Leben an Malaria erkrankt war. Im allgemeinen ist Schwarzwasserfieber bei Seeleuten gerade wegen der durchschnitt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich kurzen Dauer ihrer Malariainfektion ungeheuer selten. Wir haben sie bis jetzt beobachtet erstens bei zwei Schiffskapitänen, bei denen allerdings eine längere Dauer der Malariainfektion nicht mit Sicherheit ausgeschlossen werden konnte, dann aber bei vier andern jüngeren Seeleuten, bei denen die Dauer der Malariainfektion bis zum ersten Ausbruch des Schwarzwasserfiebers in einem Fall zwei Monate, in zwei Fällen vier Wochen und in dem vierten, schon oben erwähnten Falle, nur 24 Tage dauerte. Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, zu erwähnen, dass drei von diesen vier Seeleuten noch nicht zwanzig Jahre alt waren.

In der grösseren Hälfte aller Fälle wurden im peripheren Blute Malariaparasiten gefunden, und wenn ich die Fälle, die in unserm Krankenhause selber noch Anfälle von Schwarzwasserfieber hatten (42 Fälle cf. oben) allein berücksichtige, so fanden wir bei 75 Prozent dieser Fälle entweder zur Zeit des Anfalles oder kurz vorher oder nachher Malariaparasiten in den entnommenen Blutproben.

In sämtlichen Fällen wurde der einzelne Anfall von Schwarzwasserfieber durch eine bestimmte medikamentöse Einwirkung ausgelöst, und zwar in sämtlichen Fällen, mit Ausnahme von zweien, durch Chiningaben, in einem Falle durch Antipyrin und in einem andern durch Methylenblau. Dieser Fall wurde aufgenommen, nachdem er einen Tag vorher infolge des Einnnehmens von 1 g Chinin einen Anfall von Schwarzwasserfieber bekommen hatte. Beträchtliche Anämie und Herzschwäche. Da er einige Wochen nach Ablauf der Hämoglobinausscheidung wieder zu fiebern anfing und Malariaparasiten (Tropica) sich im Blute fanden, wurde vier Wochen nach dem Schwarzwasserfieber Methylenblau (zehnmal täglich 0,1 g) innerlich gegeben. Das Fieber verschwand aber nicht, es traten Ikterus, Leber- und Milzschwellung und Koliken auf. Der dunkelblaue Urin färbte sich beim Stehen bis auf eine 2 cm dicke, obere Schicht schwarzrot, und man konnte Eiweiss und Hämoglobin darin nachweisen.

Die Dauer des Chiningebrauchs bei einer zu Schwarzwasserfieber führenden Malariainfektion ist ja insofern von Bedeutung, als ein ungenügender Chiningebrauch das Chronischwerden einer Malariainfektion begünstigt. Darauf beruht auch die Beurteilung der günstigen oder ungünstigen Wirkung der verschiedenen Methoden von Chininprophylaxe in bezug auf das Zustandekommen der Schwarzwasserfieber-Disposition. Für diese Frage habe ich von unsern sechzig Fällen nur diejenigen berücksichtigt, die nicht etwa bloss regelmässige Chininprophylaxe lange Zeit getrieben hatten, sondern die zu ihrer grössten Überraschung mitten im prophylaktischen Chiningebrauch und anscheinend frei von Malariainfektion Schwarzwasserfieber bekamen, als sie an einem ihrer regelmässigen Chinintage die gewohnte Dosis Chi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nin nahmen. Es fanden sich 24 derartige Fälle, und zwar hatten sie Chinin in folgender Weise eingenommen:

1	Patient	alle	10	Tage	1 g	Chinin,
2	Patienten	jeden	9. und 10.	Tag	je 1 g	Chinin,
2	„	„	8.	Tag	1 g	Chinin,
1	Patient	„	7.	„	1 „	„
7	Patienten	„	5.	„	1 „	„
1	Patient	„	5.	„	1 „	„ 11 Monate lang, dann jeden 4. Tag 1 g
10	Patienten	„	5.	„	0,5 „	„ (Plehnsche Prophylaxe).

Ohne auf diese Frage der Prophylaxe im übrigen hier weiter einzugehen, will ich nur darauf hinweisen, dass keine der von unsern Prophylaktikern angewandten Methoden nach diesen Erfahrungen sicher vor Schwarzwasserfieber schützt und dass dies Urteil anscheinend in besonderem Masse auch von der Plehnschen Prophylaxe gilt. Wenn man sich vor Schwarzwasserfieber schützen will, muss man, einerlei, ob man Chininprophylaxe vorher getrieben hat oder nicht, und einerlei, welche Art von Chininprophylaxe man angewandt hat, jeden einzelnen Ausbruch von Malariafieber gründlichst mit genügend grossen und genügend lange fortgesetzten Chinindosen behandeln. Wer vorher Chininprophylaxe getrieben hat, muss sie dann für die Dauer der Chininkur unterbrechen, und darf sie erst wieder beginnen, wenn diese gründliche Chininkur beendet ist.

Ich habe mir natürlich alle erdenkliche Mühe gegeben, ein Mittel zu finden, das uns in den Stand setzen könnte, es den Malariakranken vorher anzusehen, ob sie auf Chinin oder ein anderes Medikament mit Schwarzwasserfieber reagieren würden oder nicht; indessen sind alle meine Bemühungen nach dieser Richtung bis jetzt erfolglos geblieben. Die meisten Schwarzwasserfieberkandidaten haben ja ein ausgesprochen gelbliches Kolorit und beträchtliche Milzschwellung. Auch die Leber ist in den meisten Fällen etwas geschwollen; indessen gibt es auf der andern Seite eine ganze Anzahl von Malariapatienten mit diesen Symptomen chronischer Kachexie, die grosse Dosen von Chinin vertragen, ohne dass sie Schwarzwasserfieber bekommen. Man hat ferner darauf aufmerksam gemacht, dass das Auftreten basophiler Körnung der roten Blutkörperchen vielleicht einen Anhalt für die Prognose einer Schwarzwasserfiebergefahr abgeben könnte. Wir haben in dieser Richtung gar nichts Charakteristisches gefunden. Aus einem oder dem andern Falle, in dem man zufällig bei Schwarzwasserfieberkandidaten Darmparasiten gefunden hatte (Tänien, Ankylostomum und drgl.) hat man voreilig geschlossen, dass dieser Parasitismus die Entstehung der hämolytischen Disposition bei Malariakranken begün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stige. Wir haben eine grosse Menge von Malariakranken mit Darmparasiten, aber ohne Schwarzwasserfieber beobachtet, und umgekehrt fanden wir bei der weitaus grössten Mehrzahl unserer Schwarzwasserfieberkranken keine Darmparasiten. Vor einigen Jahren haben englische Forscher ausgedehnte Untersuchungen über die Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberkandidaten gegenüber Kochsalzlösungen angestellt. Sie fanden aber lediglich die nicht weiter überraschende Tatsache, dass die nach einem Schwarzwasserfieberanfall übrig gebliebenen intakten roten Blutkörperchen eine verhältnismässig grosse Widerstandsfähigkeit gegenüber anisotonischen Kochsalzlösungen zeigen. Ich glaube, dass ich der erste gewesen bin, der (vor fünf Jahren) die Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberkandidaten gegenüber Chininlösungen direkt geprüft hat. Zu meiner Ueberraschung fand ich gleich beim ersten Fall, und ebenso bei allen folgenden geprüften Fällen, dass die hämolytische Chinindosis für Menschenblut fast genau dieselbe ist im Reagensglase für Schwarzwasserfieberkandidaten, für andere Malariakranke, für Kranke beliebiger anderer Art und für gesunde Menschen. Sie beträgt 2 Milligramm Chinin auf 5 ccm einer 10prozentigen Aufschwemmung von defibriniertem Menschenblut in 0,9prozentiger Kochsalzlösung. Fast genau so hoch ist der Titer für Schweineblut, während das Blut der Wiederkäuer, insbesondere der Rinder, Schafe und Ziegen, sehr viel widerstandsfähiger gegen Chinin ist. Auch wenn man die Chlornatriumlösung, in der die roten Blutkörperchen aufgeschwemmt sind, stärker oder schwächer macht und dann Chinin zusetzt, zeigt sich kein Unterschied in der Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberkandidaten im Verhältnis zu derjenigen der roten Blutkörperchen anderer gesunder oder kranker Menschen. Auch das Serum von Schwarzwasserfieberkandidaten wie von Schwarzwasserfieberkranken im Anfall oder nach demselben hat keine hämolytische Wirkung auf menschliche rote Blutkörperchen, weder auf die des Patienten noch auf die anderer Menschen. Mit Chinin zusammen zeigt dieses Serum keine Verstärkung der gewöhnlichen hämolytischen Wirkung des Chinins. Das Serum war häufig ikterisch und grünlich gefärbt; rötliches Serum fanden wir nur in einigen Fällen. Ich möchte auf solche Befunde nichts geben, da man gelegentlich auch bei gesunden Personen ein rötliches Serum wahrscheinlich infolge unbekannter Versuchsfehler erhält.

Bei den Versuchen über die hämolytische Wirkung des Chinins habe ich die interessante Tatsache beobachtet, dass nicht unbeträchtliche Mengen von Chinin von den roten Blutkörperchen aufgenommen werden, und das ist vielleicht ein Grund, dass gerade das Chinin ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

spezifisches Malariamittel ist, während andere antiparasitäre Mittel, die nicht in die roten Blutkörperchen eindringen, gegen die Malaria versagen. Das Chinin dringt in verschiedenen Mengen in die roten Blutkörperchen ein, die davon aufquellen. Der Grad der Aufquellung steht nach meinen Beobachtungen im umgekehrten Verhältnis zum Hämoglobingehalt der roten Blutkörperchen. Es lag nun nahe, zu prüfen, ob nicht die roten Blutkörperchen von Schwarzwasserfieberleuten besonders viel Chinin aufnehmen, resp. durch das Mittel zu einem besonders hohen Grade der Aufquellung gebracht werden. Indessen habe ich regelmässige Beziehungen in dieser Richtung nicht feststellen können.

Alle diese Versuche weisen darauf hin, dass die Chininhämolyse bei den Schwarzwasserfieberleuten nicht einfach im zirkulierenden Blute vor sich geht, und auch nicht, wie die Versuche mit Serum zeigen, unter der Mitwirkung eines etwa im Blute zirkulierenden Hämolysins, sondern dass die Chininhämolyse durch die Einwirkung innerer Organe, wie der Milz, der Leber und der Nieren zustande kommt. Auf die Beteiligung der Nieren könnte der Umstand deuten, dass man in dem Serum während eines Schwarzwasserfieberanfalles nur ausnahmsweise gelöstes Hämoglobin nachweisen kann. Umgekehrt aber weisen die Fälle, in denen kein Hämoglobin durch die Nieren ausgeschieden wird, wohl aber andere deutliche Hinweise auf eine im Gange befindliche Hämolyse vorhanden sind (Fieber, Leber- und Milzschwellung, Ikterus, Anämie), darauf hin, dass Milz und Leber in diesen Fällen einen höheren Anteil an der Mitwirkung bei der Chininhämolyse haben als die Nieren. Die Versuche von Stadelmann, Jovanovics und andern haben gezeigt, dass die Hämolyse durch Blutgifte wie Toluylendiamin und andere Anilinderivate unter der Mitwirkung der Milz zustande kommt, und dass Tiere, denen die Milz herausgenommen wurde, weniger unter der hämolytischen Wirkung dieser Gifte leiden, als normale Tiere. Aehnlich verhält es sich wahrscheinlich mit dem Chinin. Van den Bergh hat die Vermutung geäussert, dass die Leber dabei eine grosse Rolle spielen müsse, und dass die Disposition zu Schwarzwasserfieber dadurch zustande komme, dass sich zu der chronischen Malaria eine infektiöse Hepatitis hinzugeselle. Er hat dies daraus geschlossen, dass sein Schwarzwasserfieberpatient (der einzige, den er beobachtet hat!) nach Darreichung grosser Dosen von Zucker Meliturie bekam. Ich habe mehreren Schwarzwasserfieberpatienten vor und nach ihren Anfällen Zucker gegeben, ohne dass ich diese alimentäre Glykosurie beobachten konnte. Dagegen konnte ich bei Hunden zwar nicht in allen Fällen, aber doch in zweien, Chininhämoglobinurie bei intravenöser Einspritzung von Milzsaft von andern Hunden und späterer subkutaner Einspritzung von Chinin beobachten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von den Engländern ist kürzlich die Vermutung geäussert worden, dass es sich bei dem Schwarzwasserfieber um eine Doppelinfektion handeln möge, bei der zu der chronischen Malaria noch eine Infektion mit Piroplasmen hinzugetreten sei. Abgesehen davon, dass es nicht gelingt, für diese Vermutung durch die mikroskopische Untersuchung des Blutes von Schwarzwasserfieberleuten irgendwelchen Anhalt beizubringen, kann ich berichten, dass es bei Hunden, die mit Piroplasmen infiziert sind, und die bald Hämoglobinurie haben, bald dieses Symptom nicht zeigen, nicht gelingt, diese Neigung zu Hämoglobinurie durch Chinin hervorzurufen oder zu befördern.

Was die klinische Seite der Chininhämoglobinurie anlangt, so haben uns unsere Beobachtungen immer mehr zu der Ueberzeugung gebracht, dass Gelegenheitsursachen, wie Erkältungen, Verlassen des Bettes, Spazierengehen, für den Ausbruch des Anfalls nach der Einnahme von Chinin nur eine ganz untergeordnete Bedeutung haben, und dass es das Chinin ganz allein ist, das den Anfall auslöst. Jeder Schwarzwasserfieberkandidat hat eine bestimmte Schwelle der Chinintoleranz. Die Ueberschreitung ruft mit Sicherheit Schwarzwasserfieber hervor. Diese Schwellendosis ist fast bei jedem Patienten eine andere und schwankt von einem Gramm bis zu einem Zentigramm, ja, Ziemann hat in einem Fall eine Schwellendosis von nur einem halben Zentigramm beobachtet. Im Laufe der Rekonvaleszenz steigt die Schwellendosis. Wir haben aber auch die umgekehrte Beobachtung gemacht, dass bei Vernachlässigung oder ungenügender Behandlung der chronischen Malariainfektion die Schwarzwasserfieber auslösende Schwellendosis von Chinin immer tiefer sank. Dabei haben wir einige Fälle beobachtet, in denen sich dieses Sinken der Schwellendosis auch bei Behandlung mit Methylenblau einstellte, während im übrigen die Fieberanfälle und die Malariaparasiten dabei verschwanden.

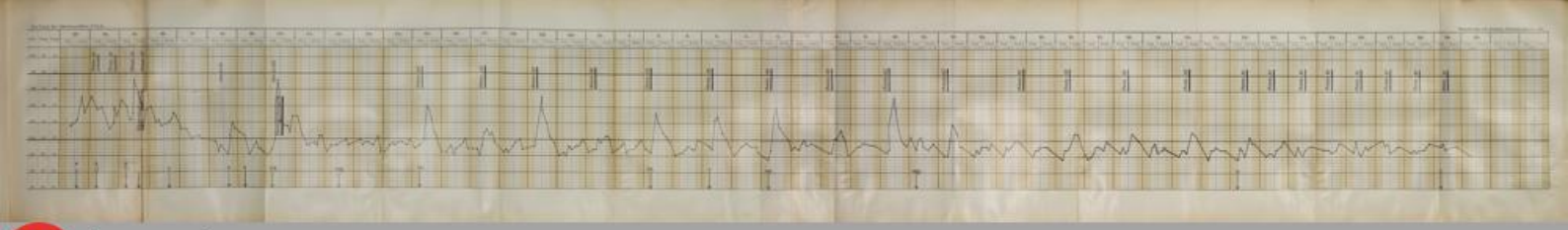
In einer kürzlich erschienenen Arbeit von Moor, in der Kaliumpermanganat als Gegengift gegen Morphiumvergiftungen empfohlen wird, behauptet dieser Autor, dass Kaliumpermanganat auch das Chinin im Körper sehr schnell oxydiere und unschädlich mache. Unsere Tierversuche haben uns keine Bestätigung dieser Behauptung gegeben, und ich kann deshalb die so naheliegende Anwendung von Kaliumpermanganat als Gegengift bei Chininhämoglobinurie nicht empfehlen. Zur Heilung der Schwarzwasserfieberdisposition ist es nötig, dass die Patienten allmählich durch vorsichtige Steigerung der Chinindosen wieder an dieses Mittel gewöhnt werden. Auch für diese Art der Immunisierung bietet das Verhalten der hämolytischen Anilinderivate, wie Toluylendiamin u. a., ein Analogon. A. Plehn hat in einer kürzlich erschienenen Arbeit bemängelt, dass für die meisten Fälle von angeblich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

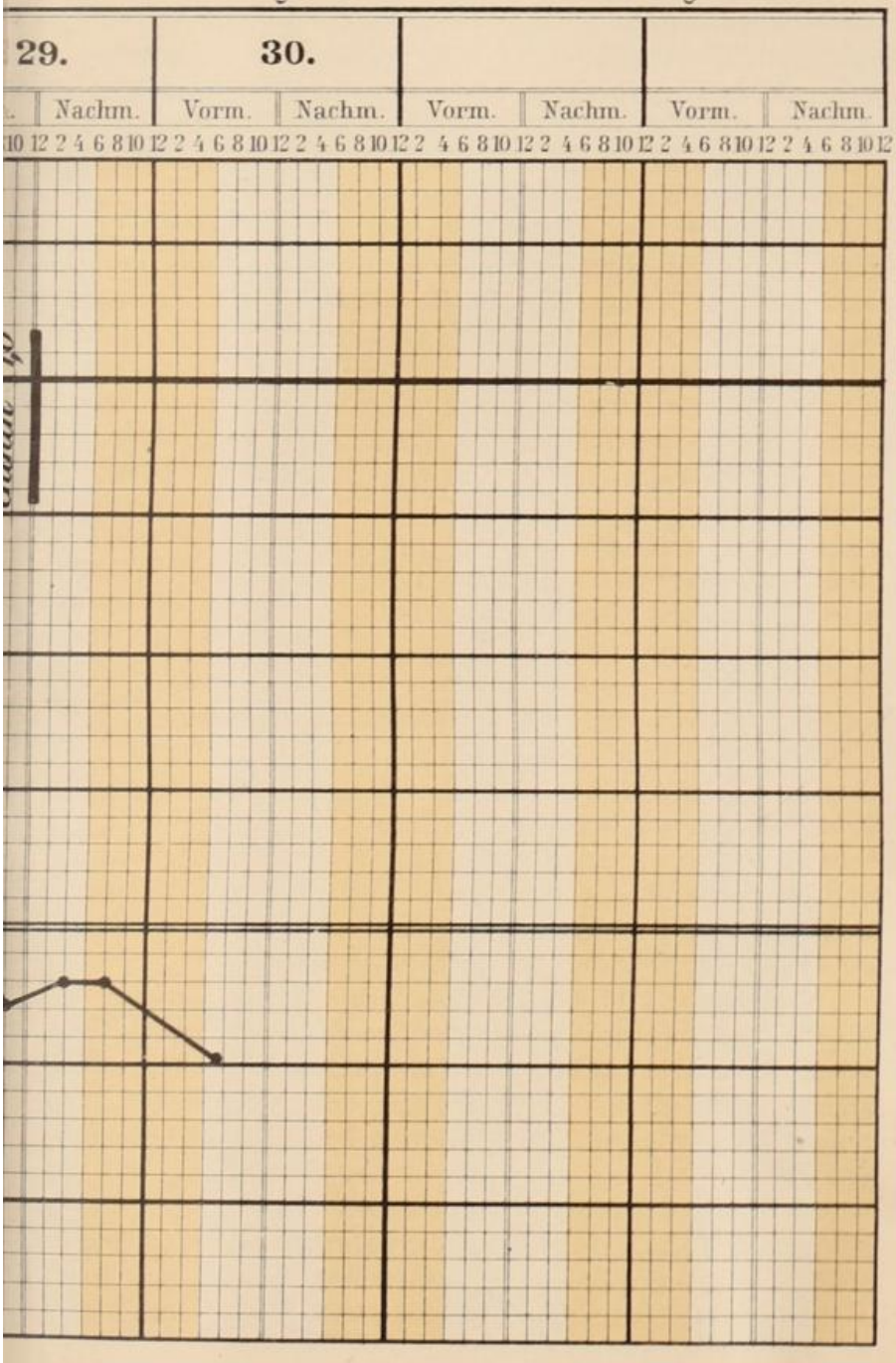
geglückter Gewöhnung von Schwarzwasserfieberkandidaten an steigende Chinindosen der Beweis nicht erbracht sei, dass diese Patienten nicht auch von Anfang an schon grössere Dosen von Chinin vertragen hätten; denn es seien ja genug Fälle bekannt, in denen unmittelbar nach einem durch Chinin ausgelösten Schwarzwasserfieberanfall die vorher toxische Chinindose ganz gut vertragen wurde. Ich kann Herrn Plehn mit einer Reihe von Fällen aufwarten, in denen dies positiv nicht der Fall war, sondern wo der klinische Beweis vorliegt, dass die Intoleranz gegen Chinin in derselben Höhe auch nach dem Anfall noch vorhanden war. Als beste Demonstration der Art, wie diese Chiningewöhnung zustande kommt, diene die beifolgende Kurve. Nachdem der Patient auf die Gabe von 1 g Chinin und 5 Tage später auf 0,75 g Chinin einen Anfall von Hämoglobinurie bekommen hatte, begannen wir — wiederum 5 Tage später — die Chiningewöhnung mit 0,2 Chinin. Auf diese Gabe reagierte der Patient zunächst mit Fieber, als wir sie wiederholten, blieb das Fieber aus, und so stellte sich bei jeder Steigerung wiederum Fieber ein, um erst bei Wiederholungen derselben Dosen wegzubleiben, schliesslich wurde die Toleranz für 1 g Chinin erreicht. Der Patient bekam 8 Tage lang hintereinander je 1 g Chinin und hat m. W. nachher weder Schwarzwasserfieber noch einen Malariarückfall gehabt. Der leider so früh verstorbene F. Plehn hat wohl als erster darauf aufmerksam gemacht, dass die seltenen Fälle von sogenanntem paradoxen Chininfieber wohl in ihrer Mehrzahl als Fälle von rudimentärem Schwarzwasserfieber aufzufassen seien. Auch unser eben demonstrierter Fall ist ein solcher Fall von paradoxem Chininfieber, und es besteht wohl kein Zweifel, dass es sich hier um eine rudimentäre Chininhämolyse, um eine Hämolyse sine Hämoglobinuria handelte. Derartige Fälle haben wir eine ganze Reihe erlebt, und ich möchte mich der Ansicht von F. Plehn vollständig anschliessen.

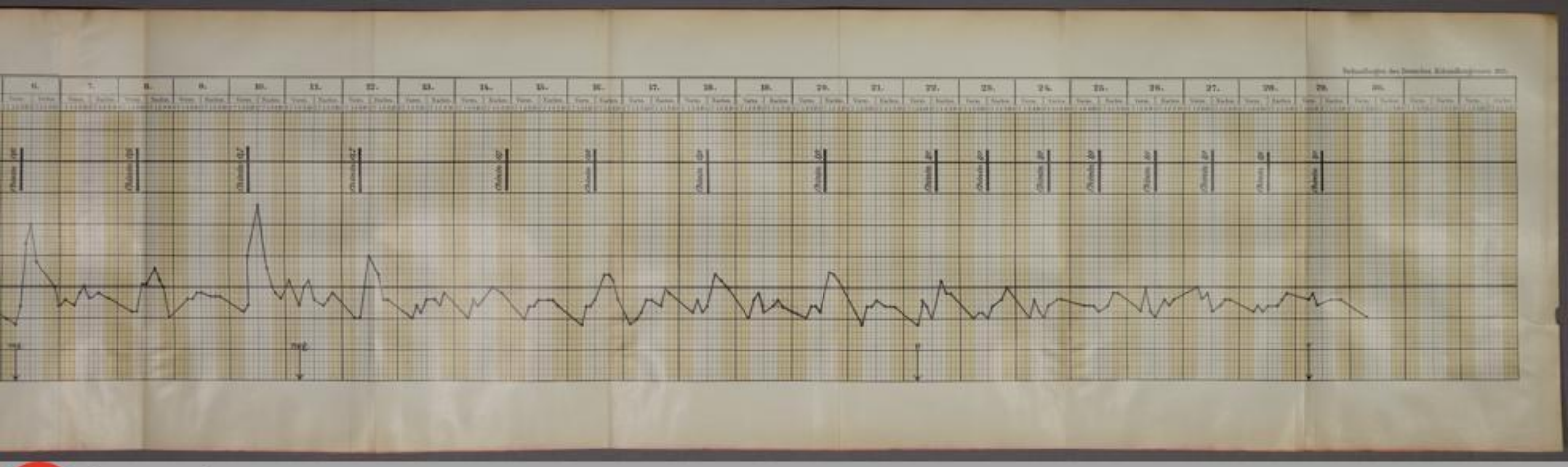
Nicht immer geht die Chiningewöhnung in der prompten Weise, wie ich Ihnen das eben demonstrieren konnte, von statten. Es gibt, wie schon oben erwähnt, nicht wenige Patienten, die schon nach 1—2 Zentigramm Chinin hämolytische Symptome zeigen, und bei denen eine weitere Steigerung um Dosen von einem Zentrigramm lebensgefährlich sein würde. Da haben wir es nun mit noch kleineren Dosen versucht. So haben wir bei Patienten, die 0,1 g Chinin nicht vertragen konnten, mit 0,01 g angefangen, und haben dann zentigrammweise oder in noch kleineren Dosen gesteigert. Auf diese Weise ist es uns dann gelungen, auch ganz hartnäckige Fälle allmählich hochzutreiben. Diese Art der Chininimmunisierung hat eine ausgesprochene Aehnlichkeit mit der Tuberkulin- und Diphtherietoxinimmunisierung. Je kleiner die Einzeldose und je geringer die Steigerung, desto eher werden Fehlschläge

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

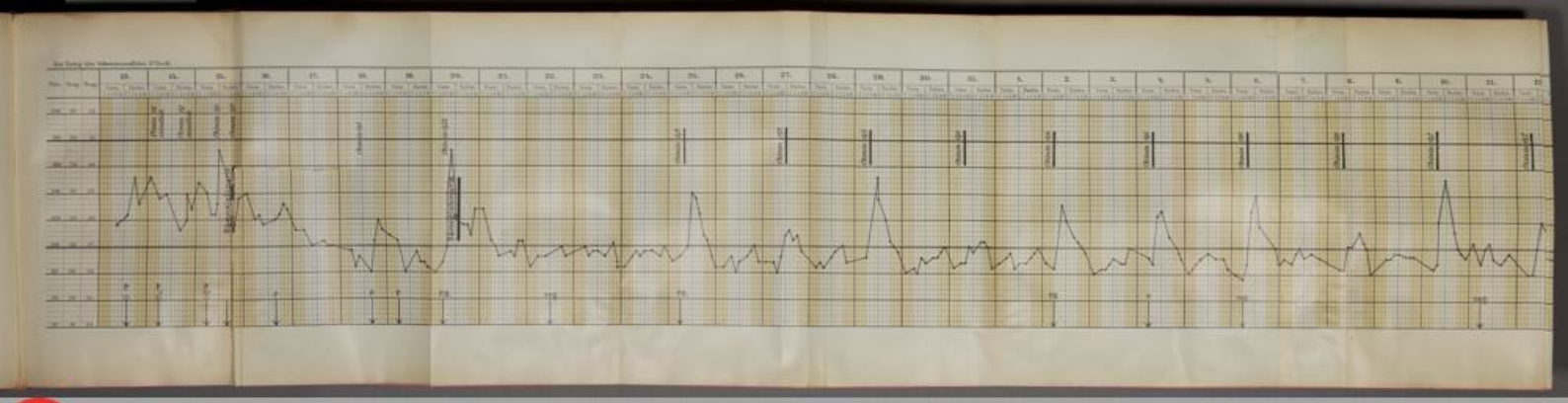


Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG


29.
30.
Vorm.
Nachm.
Vorm.
Nachm.
Vorm.
Nachm.
10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12 2 4 6 8 10 12



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

vermieden. Die ganze Kur muss im Krankenhause unter genauester Beobachtung des Patienten, seines Aussehens, seiner Temperatur und seines Urins (die ersten Spuren der Hämoglobinurie verraten sich durch Albuminurie) vorgenommen werden. Wir haben auf diese Weise schon eine Reihe von Patienten, die früher bei uns und zum Teil auch anderswo gegenüber allen Versuchen, ihre Schwarzwasserfieberdisposition zu beseitigen, sich als refraktär erwiesen, vollständig in kurzer Zeit geheilt.

Damit möchte ich meine Bemerkungen über Schwarzwasserfieber schliessen. Wenn auch unsere Einsicht in das innere Wesen dieser Krankheit noch nicht vollständig ist, so bringt uns doch diese Methode der Chiningewöhnung mit kleinsten Dosen einen grossen Schritt vorwärts in der Therapie dieser schweren Komplikation der Malaria. Ich rate in jedem Falle baldigst nach einem Schwarzwasserfieberanfall mit dieser Therapie zu beginnen. Allerdings wird es sich empfehlen, dass man die Patienten, falls der Anfall sehr schwer gewesen ist, sich erst einige Tage davon erholen lässt, damit die bei der Chiningewöhnung trotz aller Vorsicht in der Steigerung doch vielleicht gelegentlich sich zeigende Neigung zum Blutzerfall die Patienten nicht zu sehr angreift, aber allzulange würde ich niemals mit dem Beginn der Chiningewöhnung warten. Wenn es auch Patienten gibt, die unmittelbar nach einem Schwarzwasserfieberanfall gleich 1 g Chinin wieder vertragen, so haben wir doch umgekehrt, wie ich schon oben erwähnte, eine Reihe von Fällen beobachtet, in denen die Intoleranz gegen Chinin sich schnell steigerte. Das muss vermieden werden.

Nachdem der Patient durch vorsichtige Chiningewöhnung wieder gegen Dosen von 1 g Chinin tolerant geworden ist, muss bei jedem Fall eine gründliche Chininkur der Chiningewöhnung angeschlossen werden, damit die der Schwarzwasserfieberdisposition zugrunde liegende Malaria endgültig beseitigt werde.

Stabsarzt Dr. **Dempwolff,** Berlin: Kleine Chiningaben zu verschiedenen Zeiten eines Tages, die zusammen 1 g betragen, sind von manchen Tropenärzten gegen Malaria schon früher verordnet worden, um einzelne Kranke individuell zu behandeln, z. B. nach Schwarzwasserfieber. Wenn diese Therapie jetzt von berufener Seite und an dieser Stelle im Deutschen Kolonial-Kongress als „Methode" aufgestellt wird, so kann ich die Befürchtung nicht unterdrücken, dass daraus in den Kolonien bei Laien, deren viele gern über Malaria mitreden, sich Ansichten bilden, welche den Ärzten Schwierigkeiten bereiten können, wenn diese abweichende Arten der Chinindarreichung für angezeigt halten, z. B. gegenüber Chineinspritzungen, die in einzelnen Fällen kaum durch die besprochene Methode zu ersetzen sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eine individualisierende Chinintherapie verschiedenster Dosierung aber halte ich nicht nur bei den einzelnen Menschen für berechtigt, sondern auch lokal für notwendig, insofern die Quantität der Malariainfektion (die Menge der Anopheles usw.) in den einzelnen Tropenländern verschieden ist.

Diese Bemerkungen sollen sich nur auf die Malariatherapie des Praktikers in den Kolonien, nicht aber auf Krankenhausbehandlung, Prophylaxe usw. beziehen.

Stabsarzt Dr. **Kuhn,** Gr.-Lichterfelde: Ich will vorausschicken, dass ich ein entschiedener Anhänger der regelmässig in bestimmten Stunden gegebenen kleinen Chinindosen bin. Ich habe diese Methode*) mehrfach empfohlen, meine Stimme ist jedoch stets verhallt. Seit dem Jahre 1898 habe ich im Norden unseres Schutzgebietes die Mannschaften der Schutztruppen mit mehrfach wiederholten Viertelgrammdosen behandelt. Dabei habe ich die Erfahrung gemacht, dass oft ein halbes Gramm als Gesamtmenge imstande ist, einen Malariaanfall zu heilen. Ich habe auch mit der Prophylaxe zu einem halben Gramm in kleinen Dosen, für gewöhnlich alle fünf Tage je zwei Viertelgramm, gute Erfolge gehabt, und kann diese Methode nur empfehlen. Ich freue mich, dass heute von so autoritativer Seite für die kleinen Chinindosen eingetreten wird. Früher sprach man von „verzettelten" Chinindosen, und schreckte damit manchen Arzt von den kleinen Dosen ab. Ich hoffe, dass der heutige Tag den kleinen Chinindosen zu ihrem Recht verhilft, und hoffe, dass man auch anfangen wird, in den Gesamtmengen herunterzugehen und oft nur ein halbes Gramm zu geben, wo man bisher 1 g oder gar 2 g gab.

Zu dem Vortrage über Schwarzwasserfieber möchte ich nur eine Bemerkung machen. Es ist oft möglich, den Menschen anzusehen, dass sie in Gefahr sind, Schwarzwasserfieber auf Chiningaben hin zu bekommen. Sie sehen dann eigentümlich gelb aus, während sie vorher frisch und gesund aussahen. Diese Beobachtung ist auch den Laien möglich. Ich möchte die Ärzte in den Kolonien auffordern, darauf zu achten.

Marine-Oberstabsarzt Dr. **Ruge,** Kiel, fragt an, wie die Resorptionsverhältnisse bei diesen kleinen Chinindosen sind, und wie die Ernährung der Patienten bei der Nochtschen Chininbehandlung gehandhabt wird.

Prof. Dr. **A. Plehn,** Berlin: Auf den inhaltsreichen Vortrag des Herrn Nocht hier in der Diskussion ausführlich einzugehen, verbietet leider

*) Vgl. z. B. Archiv für Schiffs- und Tropenhygiene, November 1901, „Ueber eine Impfung gegen Malaria".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kürze der Zeit; ich hatte aber Gelegenheit, meine Anschauungen über die Schwarzwasserfrage in einem Generalreferat für den Internationalen Kongress zu Lissabon niederzulegen. Hier will ich nur ein paar praktische Punkte streifen. Zunächst begrüsse ich es, dass Herr Nocht mit seinen grossen Hamburger Erfahrungen sich allmählich auch einer milderen Form der Chinindarreichung zuwendet. Ich denke, er wird darin mit der Zeit noch weiter gehen, ganz besonders hoffe ich das bezüglich der Nachbehandlung, die er noch ebenso übt, wie es z. B. mein Nachfolger Ziemann in Kamerun in noch schärferer Form tut. Mir ist der Gedankengang da immer noch unverständlich. Die Parasiten sind doch spätestens am dritten Chinintage verschwunden. Die Wiederkehr von Recidiven wird auch durch noch viel grössere Gaben nicht mit Sicherheit verhütet, selbst wenn diese noch längere Zeit hindurch fortgebraucht werden, als Herr Nocht es tut. Einer meiner Patienten hatte seit Anfang der 90er Jahre alle paar Monate Recidiven, obgleich er dann tage- und wochenlang mehrere Gramm täglich nahm. Als Methode ist es sowohl für die Nachbehandlung, wie für die Prophylaxe allein richtig, dass die Intervalle zwischen den einzelnen Chiningaben nicht mehr als vier Tage betragen. Die von mir empfohlene und geübte Methode, jeden fünften oder jeden fünften und sechsten Tag Chinin zu nehmen, sollte deshalb im Gegensatz zur Kochschen als kurzfristige, nicht als Halbgramm prophylaxe bezeichnet werden. Wer ein ganzes Gramm jeden fünften Tag verträgt, der soll es ruhig nehmen, denn er wird damit noch sicherer gehen. Die meisten vertragen es aber in Gegenden mit schwerer Malaria nicht, und diese dürfen sich beruhigt mit einem halben Gramm begnügen und werden damit in den meisten Fällen auch auskommen. In Deutschland bin ich damit jetzt immer ausgekommen, ohne für den akuten Malariaanfall mehr wie zwei, höchstens drei Chiningaben von ein bis eineinhalb Gramm zu geben. Was nämlich die akuten Fieberanfälle anbelangt, so möchte ich mich den Ausführungen des Herrn Nocht unbedingt anschliessen, dass sie einer besonderen Behandlung bedürfen, für welche die fortlaufende Prophylaxe nur ausnahmsweise ausreicht; sie bedürfen Einzeldosen von mindestens 1 g bis $1^1/_2$ g pro die. Diese über den ganzen Tag zu verteilen, wird in manchen Tropengegenden vielleicht praktische Schwierigkeiten machen; theoretisch ist dagegen gewiss nichts einzuwenden. Also: Energische Behandlung der einzelnen akuten Anfälle —, milde, aber systematische Nachbehandlung resp. Prophylaxe!

Bezüglich des Schwarzwasserfiebers möchte ich nur ergänzend erwähnen, dass ich schon in meiner 1896 veröffentlichten Arbeit über einige Versuche berichtete, eine verminderte Widerstandskraft von

Schwarzwasserfieberblutkörperchen gegenüber anisotonischen Kochsalzlösungen nachzuweisen. In einigen Fällen war sie unzweifelhaft vorhanden, in den meisten fehlte sie.

Weiter möchte ich noch bemerken, dass sich in Westafrika meine Versuche, die Fieberbehandlung von Schwarzwasserkandidaten mit geringen Chiningaben zu beginnen, um eine Gewöhnung zu erzielen, nicht erfolgreich erwiesen. Das Schwarzwasserfieber brach meist, wenn auch in leichterer Form, aus, die Malariaparasiten vermehrten sich aber dabei weiter und zwangen nachträglich noch dazu, grössere Gaben zu geben, die den Zustand dann oft sehr schwer gestalteten.

Stabsarzt Dr. **Kleine,** Berlin: Ich bemerke zu dem zweiten Teil des Vortrages, dass die Nochtsche Modifikation der Behandlung des Schwarzwasserfiebers mir ein ausserordentlicher therapeutischer Fortschritt zu sein scheint. Ich behandelte vor einem Jahr einen jungen Herrn aus Ostafrika, der auf 0,1 g Chinin mit einem Schwarzwasserfieberanfall reagierte. In ungefähr sechs Monaten kam ich mit allmählich steigenden Dosen so weit, dass der Patient 0,3 g Chinin. bim. subkutan vertrug, ohne Hämoglobinurie zu bekommen. Da diese Fortschritte sehr gering waren, und da mir erfahrene Tropenärzte, wie Ollwig und Kudicke, die beide den Patienten wohl kannten, sagten, es würde mir wohl kaum gelingen, die Neigung zum Schwarzwasserfieber in diesem Falle zu besiegen, und der betreffende könnte in die Tropen nicht zurückkehren, so sandte ich den Patienten zu Herrn Physikus Nocht, von dessen Behandlungsmethode ich gehört hatte. Zu meinem Erstaunen gelang es Nocht, in vier Wochen auf die von ihm beschriebene Art den Patienten an Chinin so zu gewöhnen, dass er an zwei aufeinander folgenden Tagen je ein Gramm Chinin p. os vertrug. Er kehrte nach Ostafrika zurück und ist jetzt dort wohl und munter seit etwa sieben Monaten tätig.

Oberstabsarzt Dr. **Ipscher,** Torgau: Die beste Vorbeugungsmassregel gegen Schwarzwasserfieber ist eine ausreichende Chininprophylaxe.

Feststehend auf der Kochschen Malariaprophylaxe habe ich stets 1 g Chinin als diejenige Menge angesehen, die allein in der Lage ist, prophylaktisch zu wirken. Als zweites Prophylaktikum bezeichne ich einen wirksamen Moskitoschutz. Als richtiges Intervall erscheint mir das fünftägige, weil längere Intervalle, 7, 8, 9 Tage u. m., bei event. durch Verdauungsstörungen verursachter Behinderung der Chininassimilation zu lang sind und zwischen den wirksamen Dosen mehr wie zehn Tage vergehen, mithin eine Erkrankung an Malaria eintreten kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die fünftägige 1 Gramm-Prophylaxe hat folgenden Erfolg gehabt, gegenüber der 0,5 Gramm-Prophylaxe (nach Plehn): bei einer Iststärke von 19 Mann im Sommer 1900 betrug bei 0,5 g Chinin die Zahl der Kranken in Duala 49, im Sommer 1901 bei einer Iststärke von 20 Mann bei 1 g Chinin 8, von denen 4 Fälle aus dem Innern ohne Prophylaxe gekommen waren, also nicht dieser anzurechnen sind.

Dr. **Mense,** Kassel, teilt, um zu illustrieren, wie schwer die Chininempfindlichkeit der einzelnen Menschen abzugrenzen ist, eine Beobachtung vom Congo mit. Ein Deutscher, seit einem Jahre dort, hatte bei seinen nicht selten eintretenden Fieberanfällen sich stets aus der eigenen homöopathischen Reiseapotheke behandelt. Trotzdem bekam er schliesslich auf eine solche homöopathische Dosis einen schweren hämoglobinurischen Anfall, welcher unter Chininbehandlung oder, wie wir jetzt wissen, trotz derselben heilte. Auch später vertrug derselbe Chinin in Dosen von $^1/_2$—1 Gramm sehr gut.

In der Therapie von etwa 30 Schwarzwasserfieberanfällen hatte M. die besten Erfolge, keinen Todesfall, mit einer reichlichen Flüssigkeitszufuhr. Diese wurde dadurch erzielt, dass die Kranken grosse Mengen dünnen heissen Tees durch einen Schlauch trinken mussten. Hierbei tritt wenig oder gar kein Erbrechen ein und der Urin klärt sich bald.

Der Vortrag Nochts hat wieder aufs neue den trotz aller Schwierigkeiten unbestreitbaren Wert der Chininbehandlung gezeigt. Um so bedauerlicher ist es, dass selbst Blätter, wie das „Überall", sich zum Sprachrohr für Angriffe auf die Chininbehandlung- und Prophylaxe überhaupt machen. Wenn dann noch sogar empfohlen wird, nackend zu gehen, Luft- und Lichtbäder zu nehmen, dabei aber nicht auf die Gefahr der Mücken- und sonstigen Insektenstiche hingewiesen wird, so ist das geradezu frevelhaft und gemeingefährlich zu nennen, denn zu dem Leserkreis des „Überall" gehören auch Menschen genug, welche der Malariainfektion ausgesetzt sind.

Dr. med. **Schüffner,** Sumatra, hat seine Erfahrungen nicht in einem so verseuchten Lande, wie die afrikanischen Küsten, gemacht. Er fühlte sich daher um so mehr berechtigt, eine möglichste Verkleinerung der Chinin-Dosis zu erstreben. Seit Jahren komme er mit halben Grammen pro die aus, nur bei den schwersten Fällen gibt er diese Dosis am ersten Tage der Behandlung zweimal. Daher hat er auch nicht nennenswerte Recidive gesehen. Zur weiteren Ersparnis der Chininmenge berücksichtigt er auch in der Nachbehandlung die Art der Pa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rasiten und bestimmt den Zeitpunkt der Chinindarreichung, wenigstens die erste Woche, nach dem Turnus der Entwickelung der Parasitenart.

Physikus Dr. **Nocht,** Hamburg: Herr Dr. Nocht betont im Schlusswort, dass er selbst mit der geschilderten Dosierungs-Methode absolut kein Schema aufstellen wollte, sondern dass auch er mit der Dosierung stets ferner individualisieren werde, er wollte nur zeigen, dass die geschilderte Anwendungsart sich bei einer grossen Zahl von Kranken im Krankenhaus bestens bewährt habe. — Gegenüber Herrn Kuhn möchte N. nicht zu kleineren Tagesdosen als 1 g herabgehen; er beantwortet dann kurz die Anfrage des Herrn Ruge, betreffend die Nahrungsaufnahme bei der Behandlung. Gegenüber Herrn Plehn betont N., dass bei kürzer dauernder Chiningabe als 7—8 Tage, nach seinen Erfahrungen, leichter Recidive eintreten. Betreffend des Schwarzwasserfiebers habe er die Mitteilungen Fr. Plehns so aufgefasst, dass dieser die „Chininfieber" mit zu der Schwarzwasserfieber-Gruppe stelle; ferner habe Herr A. Plehn ihn wohl missverstanden; er gehe bei Schwarzwasserfieber nur anfangs zu kleinen Tagesdosen über, um den Kranken allmählich auf 1 g zu bringen und ihn dann mit 1 Gramm-Tagesdosen von seiner Malaria endgültig zu heilen. Auf die Bemerkungen betreffs Prophylaxe kann N. nicht eingehen, da er selbst nicht von dieser gesprochen habe.

Ueber das Wesen des Gelbfiebers und seine Bekämpfung.

Von Dr. med. et. phil. **R. O. Neumann,**
Privatdozent der Hygiene a. d. Universität Heidelberg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Frage nach dem jetzigen Stande des gelben Fiebers und seiner Bekämpfung ist nicht nur in den Ländern, in denen die Krankheit vorkommt, eine brennende, sondern sie greift auch in die heimatlichen Interessen insofern ein, als jahraus, jahrein Hunderte von Deutschen aus den Kreisen des Handels und der Schiffahrt, und viele Auswanderer mit den Gelbfieberländern in innige Berührung kommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der Gefahr, welche jenen Leuten droht, ist eine Kenntnis dieser Infektionskrankheit und der Massnahmen, welche in den Gelbfieberländern zur Verhütung derselben getroffen werden, unbedingt erforderlich, und so war es auch unsere Hauptaufgabe bei unserer Expetion nach Brasilien, welche auf Veranlassung des Institutes für Schiffs- und Tropenhygiene ausgeführt wurde, die Einrichtungen im Staate selbst zu studieren, die zur Bekämpfung der Krankheit angewendet werden.

Als Reiseziel war in erster Linie Rio de Janeiro, dann Santos, Bahia und Pernambuco ins Auge gefasst.

Neben den rein praktischen Bestrebungen, die wir, Dr. Otto und ich, verfolgten, war uns auch reichlich Gelegenheit geboten, uns im Gelbfieberhospital São Sebastião in Rio de Janeiro dem Studium theoretischer Fragen zu widmen, und uns über den jetzigen Stand der Gelbfieberfrage zu informieren.

Historisches und Geographisches:

Das gelbe Fieber beschränkt sich im wesentlichen auf die warmen Zonen der drei Erdteile Amerika, Afrika und Europa, während Asien und Australien bisher völlig verschont geblieben sind.

Ueber den Ort, wo die Seuche entstanden ist, wissen wir nichts sicheres. Es ist nur bekannt, dass die ersten Nachrichten von den Antillen vom Pater du Tertre auf Guadeloupe aus dem Jahre 1635 stammen.

Die Vermutung, dass das Gelbfieber von Afrika durch Sklaventransporte erst nach Amerika verschleppt worden sei, darf mit Recht angezweifelt werden, weil die Berichte vom Auftreten jener Krankheit in Afrika (St. Luiz) erst 1778 nach Europa gelangten.

Von den Antillen aus verbreitete sich die Krankheit in Nordamerika, befiel fast alle Städte der Ostküste, wanderte im Tale des Mississippi und Missouri entlang hinauf und drang sogar bis an die Westküste vor. Die bedeutendsten Epidemien fielen in die siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, bei denen in 132 Städten allein 16000 Menschen hingerafft wurden. Am meisten hat aber Südamerika zu leiden gehabt. Bereits in den Jahren 1686—1696 war in Pernambuco und Bahia die Krankheit ausgebrochen und weiter an der Ost-Küste verschleppt worden; dann verschwand sie wieder, bis 1849, durch die amerikanische Brigg „Brasil" von New Orleans eingeführt, ein neuer Ausbruch in Brasilien erfolgte. Von dieser Zeit ab wütet das Gelbfieber ununterbrochen weiter und hat, besonders in den Jahren 1873, 76, 91, 92 und 94 ganz ungeheure Opfer gefordert. Noch jetzt sieht man im Hafen von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Santos eine Menge Wracks ausländischer Kauffahrteischiffe liegen, deren Besatzung von der Krankheit vollständig hingerafft wurde.

Auch an die Tore Europas klopfte das Gelbe Fieber mehrfach an, ohne jedoch für längere Dauer festen Fuss zu fassen. Ich erinnere dabei nur an das erste Auftreten 1700 in Cadiz, 1741 in Malaga, 1804 in Livorno, 1857 in Lissabon; während die in Nordeuropa eingeschleppten Fälle — nach Reincke 33 — nur 3 kleine Epidemien in Brest 1802, Saint Nazaire 1861 und Swansea 1858 nach sich zogen.

Nach Deutschland selbst ist noch kein wirklicher Gelbfieberfall eingeschleppt worden, was vielleicht seinen Grund einesteils in der weiten Entfernung von den Gelbfieberländern, andernteils aber besonders in dem kälteren Klima seinen Grund haben dürfte.

Wir sehen ja überhaupt, dass sich das Gelbfieber im grossen ganzen nur in den warmen Zonen ausbreitet, und über die Wendekreise selten hinausgegangen ist.

Aus unsern deutschen Kolonien sind bis jetzt noch keine einwandfreien Gelbfieberfälle gemeldet worden. Offenbar sind hier noch nicht alle Bedingungen erfüllt gewesen, die zum Zustandekommen einer Epidemie nötig sind.

Vorgreifend mag aber an dieser Stelle schon erwähnt sein, dass die Gebiete, in welchen Gelbfieber endemisch vorkommt, sich fast genau mit dem Vorkommen der Stegomyia fasciata decken.

Es liegt infolgedessen die Möglichkeit vor, dass auch in Asien und Australien, falls Gelbfieberfälle dort eingeschleppt werden sollten, die Krankheit durch die Stegomyien weitere Verbreitung finden kann. Ob durch die, durch Herstellung des Panamakanals verkürzte Reiseroute von Zentralamerika nach Asien die Gefahr der Ueberführung des Gelben Fiebers nach Asien vergrössert werden kann, ist vorläufig noch nicht diskutabel.

Ätiologie:

Die Frage nach der Entstehung und Uebertragung des Gelbfiebers hat in den letzten Jahren durch die Studien der verschiedenen Kommissionen eine vollständige Umwandlung erfahren. An Stelle der „bazillären Theorie" ist die sog. „Moskitotheorie" getreten.

Freilich sind die Anschauungen des Publikums in den Gelbfieberländern auch jetzt noch recht primitive und eigentümliche, und auch gebildete Aerzte gibt es noch, welche der Uebertragung durch Wasser, Luft, Nahrungsmittel, Exzesse das Wort reden.

Von all den vielen Mikroorganismen, welche nach Beginn der bakteriologischen Aera als Erreger des Gelbfiebers angesprochen wurden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

z. B. dem Cryptococcus xanthogenicus, der Peronospera lutea, dem Fungus febris flavae, den verschiedenen Bazillen von Richardson Gibier, Havelburg, Sternberg, ist es ganz still geworden. Nur vom Bacillus icteroides Sanarelli hat sich bis in die neueste Zeit hinein die Meinung von der Spezifität erhalten, und noch kürzlich sind von Bandi, einem Schüler Sanarellis, zwei Arbeiten veröffentlicht worden, um den Bacillus icteroides zu retten. Allerdings ohne Erfolg.

Sanarelli selbst machte seine Studien anfangs im Quarantänehospital der Ilha das Flores und später in Rio de Janeiro, wo auch das von ihm hergestellte Gelbfieberserum zuerst am Kranken probiert wurde.

Die ganze Sanarellische Lehre stützte sich im wesentlichen auf folgende Punkte:

1. Es konnten in 80 Fällen 17mal Bakterien aus Blut und Geweben isoliert werden, die im Aussehen und in der Kultur durchaus typisch auftraten und verschieden von den bisher bekannten Bakterien waren. — Allerdings mit der Einschränkung, dass der charakteristische Organismus unter Umständen abweichende polymorphe Eigenschaften zeige.

2. Für Mäuse, Kaninchen, Meerschweinchen war der Bazillus pathogen; ja, bei Hunden — am besten jungen Rassehunden — liess sich ein dem menschlichen Gelbfieber höchst ähnlicher Krankheitsprozess erzeugen.

3. Der Bacillus icteroides wurde vom Serum der Gelbfieberkranken agglutiniert und

4. es wurden angeblich gute Heilerfolge mit dem Gelbfieberheilserum erzielt.

Zunächst ist bemerkenswert, dass Sanarelli seinen Bazillus nur in 58 Prozent der Fälle fand, und auch Bandi konnte ihn nur in 21 Prozent beim Fieberabfall, in 30 Prozent in der Agonie isolieren, während auch in typischen Fällen im Anfangsstadium der Organismus von Bandi in keinem einzigen Fall festgestellt werden konnte.

Sanarelli bekundet selbst, „dass nur unter Aufwand grosser Geduld und unter Ueberwindung nicht weniger Schwierigkeiten die Bazillen hätten nachgewiesen werden können."

Diese Beobachtung ist aber an sich nicht wunderbar! Auch die amerikanische Kommission, Reed, Carroll Agramonte und Lazear, hatten Schwierigkeiten, ihn zu finden; sie konnten ihn bei achtzehn Kranken und elf Leichen überhaupt nicht ermitteln, und auch uns gelang es trotz der besten Hilfsmittel nicht, den „echten" Sanarelli zu finden, obwohl wir in 16 Fällen Kranke in allen Stadien und auch Leichenmaterial untersuchten. Ebenso waren die Resultate Havel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

burgs, der in vielen Fällen dem Bacillus icteroides nachging, stets negativ.

Die Erklärung hierfür liegt nicht fern:

Der Sanarellische Organismus ist ein Stäbchen aus der Coligruppe, zwar an sich ganz gut charakterisiert, aber doch in seinen morphologischen und biologischen Eigenschaften so variabel, dass er sich nur schwer von den weitverbreiteten und häufig vorhandenen Begleitbakterien unterscheiden lässt.

Das ausserordentlich schnelle Einwandern der Bakterien aus dem Darm in andere Organe, besonders bei der tropischen Hitze, bringt es mit sich, dass sich nicht nur bei eben Verstorbenen, sondern auch gelegentlich bei Lebzeiten des Kranken — besonders wenn bei dem schweren Krankheitsprozess jegliche vitalen Kräfte darniederliegen — einzelne Bakterien im Blut und im Gewebe vorfinden können. Und diese können gewiss einen spezifischen Erreger vortäuschen. Wir haben selbst bei der bakteriologischen Untersuchung von zehn Gelbfieberpatienten und fünf Leichen viermal Stäbchen gezüchtet, die dem „Sanarelli" äusserst ähnlich waren, aber keinesfalls mit ihm identifiziert werden konnten, auch nicht durch echtes Sanarelliserum, welches uns im Gelbfieberkrankenhause zur Verfügung stand.

Der zweite Beweis für die Spezifität des Sanarellischen Bazillus, die Pathogenität für Tiere, ist nicht stichhaltig.

Wohl kann man Tiere mit den Organismen krank machen, aber das gelingt mit andern Bakterien aus der Coligruppe ebenfalls. Die Infektion ist eine septische, hat aber nichts mit einer Erkrankung an Gelbfieber zu tun. Auch die pathologischen Befunde bei Tieren sind nur die einer reinen Septikämie.

Wir haben in Brasilien keinen Fall gesehen, bei welchem Tiere vom Gelbfieber befallen gewesen wären, und haben auch nie etwas davon gehört, und alle Tierversuche, wie sie auch von der französischen Kommission und von Havelburg und andern ausgeführt worden sind, führten zu dem gleichen negativen Resultat. Auch die Experimente, die Sanarelli an fünf Männern mit Bouillonkulturenextrat machte, fielen nicht nach Wunsch aus. Er erzielte wohl eine ausserordentlich intensive Erkrankung, aber keine Gelbfiebersymptome.

Die Agglutinationsreaktion, die Sanarelli für seinen Bazillus ins Feld führt, kann keine Beweiskraft beanspruchen. Es ist freilich richtig, dass das Blut von Individuen, die mit Sanarellibazillen behandelt sind, letztere agglutiniert, aber das Blutserum von Gelbfieberkranken bringt die Bazillen nicht zur Verklebung, höchstens in ganz niederen Verdünnungen; dies kann aber auch, wie Norg gezeigt hat, bereits

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch normales Menschen- und Tierserum in Verdünnungen bis 1 : 20 bewirkt werden.

Endlich hat auch die Praxis gezeigt, dass sein letztes Argument, die spezifische Serumtherapie, nicht das leistete, was sie zu versprechen schien. Die Versuche, die allseitig gemacht wurden, ergaben, trotz der überzeugenden Berichte Sanarellis nur recht unbefriedigende Resultate, so dass alsbald von einer weiteren derartigen Therapie abgesehen wurde, und zurzeit unserer Anwesenheit in Rio de Janeiro das Serum auch von Ärzten, die sich mit der Moskitotheorie noch nicht befreunden konnten, nicht mehr verwandt wurde.

So lassen denn die Berichte der andern Untersuchungskommissionen, und unsere eigenen Untersuchungen keinen Zweifel darüber, dass die Annahme von der Uebertragung des Gelbfiebers durch einen bestimmten Bazillus unhaltbar ist, und dass die neue Lehre von der Uebertragung der Krankheit durch Moskitos immer mehr an Boden gewinnen musste.

Diese „Moskitotheorie" ist keineswegs neu. Bereits 1797, bei der verheerenden Gelbfieberepidemie in Philadelphia, hatte man unerträgliche Mengen von Moskitos beobachtet, und ebenso auch während der grossen Epidemien 1853 in Nattches und Clinton. Aber erst Finlay gebührt das Verdienst, die Moskitos als Überträger des Gelbfiebers erkannt zu haben.

Er stellte auch bereits selbst die ersten Uebertragungsversuche an, und solche, die auf eine Immunisierung gegen die Krankheit hinausliefen. Allein, man mass seinen Experimenten nicht die genügende Beweiskraft bei, weil sie an einem nicht gelbfieberfreien Ort gemacht worden waren.

So gerieten diese Tatsachen wieder in Vergessenheit, bis auf Betreiben von Sternberg von der amerikanischen Kommission, zu der Reed, Carrol Agramonte und Lazear gehörten, in Cuba erneute Versuche ausgeführt wurden.

Der Hauptzweck war, neben der Feststellung der Übertragungsmöglichkeit durch Moskitos, Klarheit zu erlangen, ob bei der Verbreitung des Gelben Fiebers eine Kontaktinfektion eine Rolle spielte.

Man baute bei Quemados, einem gelbfieberfreien Ort in Cuba, auf offenem Felde verschiedene Baracken, in denen die Versuchspersonen — freiwillig sich meldende Soldaten und spanische Emigranten — untergebracht wurden.

In die eine Baracke brachte man zunächst mit Gelbfieber infizierte Stegomyien und sechs Versuchspersonen, welche man stechen liess. Fünf Personen erkrankten im Lauf von 74—137 Stunden an Gelbfieber. An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derseits wurde in einer zweiten Abteilung derselben Baracke eine gleiche Anzahl nicht immuner Individuen durch Moskitonetze vor den Stichen der Mücken geschützt. Dieselben erkrankten nicht. Dadurch war einwandsfrei bewiesen, dass die Stegomyien die Überträger des Infektionsstoffes gewesen waren.

In einer andern Baracke, in welche Moskitos nicht eindringen konnten, mussten drei nicht immune Personen drei Wochen lang verbleiben. Jeden Abend wurden einige Kisten und Koffer, die mit beschmutzten Wäsche- und Kleidungsstücken von Gelbfieberkranken gefüllt waren, ausgepackt, ausgeschüttelt, auf den Betten ausgebreitet und wieder am Morgen verpackt. Vier andere Personen benutzten mit schwarzem Erbrechen beschmutzte Leib- und Bettwäsche ebenso lange Zeit. Alle sieben Personen blieben gesund, aber einige davon erkrankten später durch infizierte Moskitostiche. Somit hatte sich gezeigt, dass eine Kontaktinfektion durch Wäsche u. dgl. auszuschliessen war. Neben diesen Stechversuchen war auch experimentell erwiesen worden, dass eine Infektion nur eintrat, wenn die Mücken nach dem Saugen an Gelbfieberkranken mindestens 12 Tage sich überlassen blieben.

Weitere Menschenversuche bestätigten auch die angenommene Tatsache, dass der Gelbfiebererreger im Blut vorhanden sei. Man injizierte fünf Individuen $^1/_2$— 2 ccm Blut von Gelbfieberkranken. Drei Personen erkrankten.

Diese so wichtigen Ergebnisse der Amerikaner wurden bestätigt auch durch andere, von Guiteras, der in Habana bei 8 Personen sechsmal Gelbfieber erzeugte, wobei freilich drei Menschenleben verloren gingen. Ebenso haben Bareto, Rodrigues und Barros, Lutz und Ribas in S. Paulo, Parker, Beyer und Pothier in Vera Cruz, und vor allen Dingen die französische Kommission, Marchoux, Salimbeni und Simond in Petropolis bei Rio de Janeiro, wertvolle Beiträge an Menschen über die Uebertragbarkeit der Stechmücken geliefert.

Für die Nichtübertragbarkeit des Gelbfiebers durch Kontaktinfektion konnten wir auch wohl selbst als Beispiel dienen, da wir Monate lang täglich bei Gelbfieberkranken beschäftigt waren, und bei den eingehenden Untersuchungen mit ihren Ausscheidungen in innigste Berührung kamen, auch bei Sektionen gelegentlich Verletzungen erlitten, ohne irgendwie infiziert zu werden.

Erreger:

Während wir so über den Uebertragungsmodus gut unterrichtet sind, wissen wir über den Erreger des Gelbfiebers nur sehr wenig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sicher ist, dass er im Blut der Gelbfieberkranken vorhanden ist, dafür sprechen die vorhin erwähnten Versuche der Amerikaner, und auch die Versuche von Marchoux, Salimbeni und Simond, welche Serum von Gelbfieberkranken nicht immunen Personen mit Erfolg einspritzten, beweisen dies. Hiermit wurde gleichzeitig konstatiert, dass der Erreger eine enorme Kleinheit besitzen müsse, denn es waren zu den Injektionen Serummengen benutzt worden, die die feinstporigen Chamberlandfilter, welche alle Bakterien zurückhalten, passiert hatten.

Bisherige mikroskopische Präparate hatten auch nie einen verdächtigen Orgnanismus erkennen lassen, selbst die stärksten Vergrösserungen versagten.

Erhitzte man das Serum auf 55 Grad 5 Minuten lang, so blieb der krankmachende Effekt aus, ebenso, wenn man Blut vom Gelbfieberkranken, welches nach dem dritten Krankheitstag entnommen war, injizierte. Nach 48stündiger Aufbewahrung des Serums unter Luftzutritt verlor dasselbe seine Virulenz. Defibriniertes Blut blieb unter Luftabschluss bis zu fünf Tagen aktiv.

Das ist im grossen ganzen alles, was man von dem Erreger weiss. Die Natur, Form und Entwickelung ist dagegen noch in völliges Dunkel gehüllt.

Da alle Berichte der verschiedenen Untersucher gleichlautend angeben, dass mit unsern gewöhnlichen Mikroskopen der Erreger nicht sichtbar zu machen sei, so berechtigte die damalige Erfindung des Ultramikroskopes, von denen uns eins zur Verfügung stand, zu guten Hoffnungen.

Unsere Untersuchungen, welche wir im Gelbfieberkrankenhause in Rio de Janeiro ausführten, erstreckten sich zunächst auf Blut von Gelbfieberkranken.

Erwähnt mag hier sein, dass trotz der enormen Intensität des Tropensonnenlichtes dem elektrischen Licht der Vorzug zu geben ist, weil das letztere konstanter bleibt. Es ist ein ewiges Flimmern und Glitzern, welches das Arbeiten am Heliostat und Ultramikroskop ausserordentlich erschwert.

Die ungeheure Menge von leuchtenden und blendenden Körperchen, die neben den Blutkörperchen und Blutplättchen im Ultramikroskop sichtbar werden, liessen viele Details verloren gehen, und auch die von Blutkörperchen befreite Flüssigkeit, das Serum, zeigte nur wenig charakteristische Teilchen. Nur eine kleine Form von Körperchen konnte immer wieder in den vielen hundert Präparaten konstatiert werden, ohne dass wir seine genaue Gestalt hätten sicher erkennen können. Ganz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieselben Resultate ergaben sich im Serum, welches durch Berkefeld- und Chamberlandfilter filtriert war.

Um die Spezifität der Körperchen festzustellen, gingen wir zur Untersuchung des Serums von andern Kranken und Gesunden über, mussten aber auch hier die Beobachtung machen, dass die Körperchen sich in keiner Weise von den bei Gelbfieberkranken gesehenen unterschieden.

In der Annahme nun, dass uns in der Blutflüssigkeit irgendwelche Abkömmlinge von Eiweissbestandteilen oder Blutzellen getäuscht haben könnten, suchten wir nach einer „reineren" Körperflüssigkeit und fanden sie in der Cerebrospinalflüssigkeit, die unseres Wissens zum ersten Male ultramikroskopisch untersucht worden ist.

Hier zeigte sich ein ganz anderes Bild. Neben den vorher gesehenen kleinen Körperchen bewegte sich eine grosse Anzahl allerkleinster Gebilde lebhaft zitternd von Stelle zu Stelle, genau wie wir die Bewegungen beim Schmetterling gewohnt sind. Die Teilchen flatterten in 15 bis 45 Sekunden durch das Gesichtsfeld, schwammen gegen den Strom, blieben hier und da am Glase haften, um dann wieder davonzufliegen. Nach längerer Zeit kamen die Körperchen zum grossen Teil zur Ruhe, und in Präparaten, die wir so Tage lang aufgehoben hatten, war die Bewegung zu Ende.

Nach den oben angegebenen Beobachtungen, wonach der Gelbfiebererreger auch durch Tonzellen filtrierbar sei, mussten wir auch in der filtrierten Lumbalflüssigkeit die Teilchen — sollten sie etwas Spezifisches darstellen — wiederfinden. Und in der Tat, wir fanden sie! Wir fanden sie jetzt auch in dem Blutserum, wo sie uns vorher wahrscheinlich wegen dem Vorhandensein vieler anderer Körperchen entgangen waren.

Nach diesem Ergebnis glaubten wir dem Befund eine gewisse Bedeutung beimessen zu können, gingen aber der Kontrolle wegen dazu über, auch die Cerebrospinalflüssigkeit von Pockenkranken und von Gesunden zu untersuchen.

Zu unserer Ueberraschung waren ähnliche kleinste Teilchen auch hier vertreten.

Die Bedeutung dieser Dinge ist uns bisher unklar geblieben. Der anscheinend gleiche Befund bei Gelbfieberkranken, Pockenkranken und Gesunden könnte für etwas Nicht-Spezifisches sprechen. Allein wer vermag zu sagen, ob diese Teilchen nicht doch verschiedene Gebilde waren? Das Ultramikroskop vermochte dies leider nicht zu entscheiden.

Das Resultat unserer ultramikroskopischen Untersuchung müssen wir daher dahin zusammenfassen, dass wir beim Gelbfieber kleinste

bewegliche Organismen sahen, deren Bedeutung wir aber zurzeit noch unentschieden lassen.

Womit wir es eigentlich beim Erreger zu tun haben, ist also noch nicht sicher festgestellt.

Aus der Zeit, die eine Stegomyia braucht (etwa 12—15 Tage), um nach dem Saugen an einem Gelbfieberkranken wieder infektionstüchtig zu sein, muss man schliessen, dass der Erreger ein Parasit ist, der seine Entwickelung in der Mücke durchmacht.

Von Schaudinn ist auf die Möglichkeit einer durch Tonzellen passierbaren Spirochätenform hingewiesen worden; allein unsere Untersuchungen nach dieser Richtung hin haben uns bisher noch keine Anhaltspunkte gegeben.

Ueberträger:

Da Stegomyia fasciata bei uns bekanntlich nicht vorkommt, so blieben unsere Studien über die Biologie dieser Stechmücke zunächst auf Brasilien beschränkt. Es ist nun aber geglückt, aus Rio de Janeiro, Santos und Bahia lebendes Material mit nach Hamburg zu bringen und dort die Tiere weiter zu züchten, so dass wir innerhalb 6 Monaten bereits auf etwa 10 Generationen zurückblicken und uns über die Lebensweise genau orientieren konnten.

Die Stegomyien gehören zu der Familie der Culiciden, sind bedeutend kleiner als unsere Stechmücken, dunkelgrau bis schwärzlich, höchst zierlich in ihren Bewegungen und charakterisiert durch ihre weissen lyraähnlichen Streifen auf dem Brustschild. Im Sitzen haben sie stets das letzte Beinpaar in die Höhe gerichtet. Sie sind lichtscheu und äusserst zudringlich und zwar so lange, bis sie ihren Bluthunger gestillt haben.

Ihre Hauptstechzeit ist des Abends bei und nach Sonnenuntergang, doch suchen sie auch, wie wir uns oft genug im Laboratorium in Rio überzeugen mussten, ihre Opfer am Tage auf.

Nur das Weibchen sticht und saugt Blut. In der Gefangenschaft leben die Tiere von Zucker, Honig, Bananen. Bekommen aber die Weibchen kein Blut, dann gelingt die Weiterzucht nicht.

Unter normalen Verhältnissen, d. h. bei 25—27° C., legen sie etwa vier Tage nach dem Blutsaugen 30—40 Eier, aus denen sich nach etwa vier Tagen kleinste zarte Larven entwickeln. In 9—13 Tagen verpuppen sich diese und nach wiederum 4—5 Tagen schlüpfen die Imagines aus.

Je niedriger die Temperatur, desto langsamer ist die Entwickelung. Unsere Experimente haben gezeigt, dass bei Temperaturen, wie sie bei uns im Oktober, November usw. sind, die Weiterentwickelung vollstän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dig sistiert, unser Winter also für eine Ausbreitung der Stegomyien ungeeignet ist.

Allerdings wirkt Kälte konservierend auf die Imagines selbst. Es gelang uns, Mücken im Eisschrank bei 7—9° bis zu 82 Tagen am Leben zu erhalten.

Die Stegomyien sind echte Haustiere, ganz im Gegensatz zu den Anopheles. Sie scheuen zugige Plätze, leben am liebsten in dunkeln, ungelüfteten, dumpfigen Räumen und legen ihre Eier in jede noch so kleine Wasseransammlung. Reinheit des Wassers spielt gar keine Rolle. Mit Vorliebe ziehen sie sich in warme Orte zurück, und man konnte sie in Rio de Janeiro in Brauereien, Zuckersiedereien, Bäckereien, Lagerhäusern allenthalben auffinden.

Sehr bekannt als Orte, wo ein sehr grosser Prozentsatz Infektionen zustande kommt, sind auch die dumpfigen Hafenkneipen und Bordelle.

Klinisches:

Ueber das Wesen der Krankheit selbst liegen bereits so viele Berichte vor, dass ich mit wenigen Worten darüber hinweggehen kann.

Während der Inkubationszeit, die auf 12—14 Tage zu schätzen ist, treten subjektive Symptome nicht in den Vordergrund. Die Krankheit beginnt aus bestem Wohlsein heraus mit Schüttelfrost. Die Temperatur steigt rasch empor, um gleich nach 2—3 Tagen ihren höchsten Stand zu erreichen (40° und mehr). Die Kranken werden schwer mitgenommen. Aeusserst intensive Kopfschmerzen in der Stirngegend begleiten die ersten Erscheinungen, dazu gesellt sich heftiges epigastrisches Angstgefühl, es tritt eine gewisse Erregung auf, das Gesicht rötet sich wie bei einem Betrunkenen, im Harn tritt in schweren Fällen vom ersten Tage an Eiweiss auf und es entwickelt sich ein ganz eigentümlicher, süsslich-widerlicher Geruch, den die Franzosen mit „odeur de la boucherie" bezeichnen. Er ist für Gelbfieber sehr charakteristisch.

Dieser Zustand dauert etwa drei Tage. Entweder erfolgt nun sofort die Rekonvaleszenz, aber nur in einer kleinen Anzahl von Fällen, und man spricht dann von einem abortiven Anfall, oder die Krankheit tritt in die kritische Periode ein, die gewöhnlich zum Tode führt.

Griesinger konstruierte in seiner Beschreibung vom Gelben Fieber eine sogenannte zweite „Remissionsperiode", nach welcher nach der oben beschriebenen Periode der nun eintretende Fieberabfall als selbständige Phase aufzufassen wäre; doch können wir nach unsern Beobachtungen die Auffassung nicht teilen und schliessen uns genau darin Sodré und Couto an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die erste Periode geht bei Verschlimmerung des Falles vielmehr sofort in die zweite Endperiode über.

Der Tod kann bereits am vierten Tage eintreten, ohne dass Ikterus und die typischen Blutungen vorhanden gewesen wären. Gewöhnlich vergehen aber noch einige Tage bis zum Exitus.

Das Fieber steigt in der zweiten Periode wieder an, erreicht aber nicht die Höhe wie das erste Mal. Ikterus und Erbrechen beginnen. Anfänglich werden unter Anstrengung schleimige Massen, die später mit galligen Beimengungen gemischt sind, ausgeworfen. Endlich stellt sich der gefürchtete Vomito negro ein, das Erbrechen blutiger schwarzer Massen; Zunge, Zahnfleisch und Nase bluten. Blutige Stühle und blutiger Urin begleiten das Bild. Das epigastrische Angstgefühl nimmt immer mehr zu, Magen-, Leber- und Blasen-Gegend sind äusserst schmerzhaft. Teilnahmslos, zusammengekrümmt, oft laut stöhnend, liegt der Kranke auf seinem Lager und geht oft bei klarem Bewusstsein unter furchtbaren Schmerzen, an Herzschwäche durch Urämie zu Grunde.

Die letzte Zeit tritt vollständige Anurie ein, der Eiweissgehalt stieg in einem unserer beobachteten Fälle bis auf $6^1/_2$ Promille. Mehrere Stunden vor dem Tode treten auf dem chamoisgelben Körper violette Flecke auf, die die Kranken sichtlich erschrecken. Sie fragten oft, was sie zu bedeuten hätten.

Auftreten der Singultus verschlimmert stets das Krankheitsbild. Einzelne Patienten delirieren am Schluss des Prozesses.

Das gelegentliche Fehlen des Ikterus und das Auftreten von zahlreichen Hämorrhagien unter der Haut verwischt das Krankheitsbild; daher auch die vielen abweichenden Beschreibungen in der Literatur.

Milzschwellung fehlt vollkommen.

Die Prognose ist stets sehr ernst, gewöhnlich ist sie erst am Ende der ersten Periode zu stellen.

Rasches Absinken der Harnmenge und Zunahme der Eiweissmenge, frühzeitiger Ikterus, Hauthämorrhagien, Singultus sind sehr bedenkliche Zeichen.

Die Genesung anurischer Kranken gehört zu den grössten Seltenheiten. In solchen Fällen sinkt die Eiweissmenge schnell herab. Wir sahen sie in einem Falle von 5 auf 3 Promille in drei Stunden herabsinken. Am nächsten Tage war überhaupt kein Eiweiss mehr vorhanden.

Komplikationen treten selten auf, die Genesung dauert aber sehr lange, jeder Diätfehler kann zu einem letalen Rezidiv führen.

Als Nachkrankheiten treten schmerzhafte, jahrelange Sensationen in der Lebergegend auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alkoholiker und Nierenleidende sind fast ausnahmslos dem Tode verfallen.

Der pathologische Befund ist im Verhältnis zu dem schweren Krankheitsbild gering.

Die wichtigsten Veränderungen bestehen in der Vergrösserung und Gelbfärbung der Leber und der fettigen Degeneration derselben. Das Aussehen ist ähnlich dem einer Phosphorleber, die Galle ist eingedickt. Die Nieren sind gelb, trübe, geschwollen, während die Milz auffallenderweise unverändert bleibt. Darm und Magen zeigen hochgradige Hyperämie, geschwollene Schleimhaut mit zahlreichen Blutaustritten.

Die Sterblichkeit ist recht verschieden, aber im allgemeinen sehr gross. In der schweren Epidemie von New Orleans betrug die Sterblichkeit 85 Prozent. In Senegambien beobachtete Roux sogar 95 Prozent. In Rio de Janeiro beträgt sie im Durchschnitt 70 bis 80 Prozent. Eingeborene sterben aber nur 7—10 Prozent. Wir sahen unter 24 Fällen 16 Todesfälle.

Ein wirksames Mittel gegen das gelbe Fieber gibt es bis jetzt nicht. Alle Versuche, ein solches aufzufinden, sind bisher gescheitert. Man behandelt die Kranken nur symptomatisch mit Abführmitteln und Diaphoretica. Die Ernährung sistiert in der Periode des Erbrechens.

Chinin ist wirkungslos, Strychnin und Morphium sind ebenfalls versucht, letzteres wird aber schlecht vertragen. Bei unserer Anwesenheit in Rio wurde im Gelbfieber-Krankenhause ein aus Paris eingeführter Lebersaft subkutan verabfolgt. Die Patienten starben aber auch trotz dieses Mittels.

Die französische Kommission befasste sich mit der Herstellung eines Serums aus dem Blut von Gelbfieberkranken. Sie verwendeten 200 bis 250 ccm Blut von Kranken im 1. oder 2. Stadium, befreiten es von dem Erreger durch Erhitzen und verwendeten es zu Injektionen. Es zeigte in einigen Fällen heilende Wirkung; die Versuche sind jedoch noch nicht abgeschlossen.

Ueberstehen die Patienten die Krankheit, so werden sie immun. Der Subdirektor des Gelbfieberhospitals in Rio de Janeiro, Dr. Ferrari, beobachtete unter 1000 Fällen nur 4 Rezidive. Disponiert sind Männer mehr als Frauen.

Angeborene Immunität zeigt keine Rasse. Die scheinbare angeborene Immunität der eingeborenen Brasilianer und Neger dürfte darauf zurückzuführen sein, dass dieselben in ihrer Jugend einen abortiven Anfall durchgemacht haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekämpfung des gelben Fiebers:

Bei einer solchen furchtbaren Krankheit, welche so hohe Opfer fordert, den Handel und Schiffahrt, überhaupt die Entwickelung eines Landes zu vernichten imstande ist, ist es ganz naturgemäss, dass man sich auf jede mögliche Weise zu schützen suchte und sucht.

Man war aber Jahrhunderte hindurch einfach machtlos. Die einzelnen Länder errichteten See- und Landquarantänen, führten eine höchst lästige Überwachung des Schiffs- und Hafenverkehrs ein, ohne aber dadurch die Seuche abhalten zu können.

Auch in der späteren Zeit der bakteriologischen Forschung, wo alles, Schiffe, Waren, Reisegepäck, Wäsche, selbst die Menschen, desinfiziert wurden, traf man damit nicht das Richtige. Erst nachdem sich die Moskitotheorie als richtig zu erweisen scheint, ist ein totaler Umschwung in der Handhabung der Massregeln eingetreten.

Der ganze Kampf richtet sich nunmehr nur noch gegen die Stechmücken und den gelbfieberkranken Menschen.

Zum ersten Male wurde diese Massregel in Habana durchgeführt, nachdem die Amerikaner die Insel Cuba in Besitz genommen hatten. Dort konnte der Sieger seine Massnahmen diktieren.

Da die Versuche vielversprechend ausfielen und Habana seit einigen Jahren als gelbfieberfrei erklärt wird (es wurden allerdings im Dezember 1904 vom „New Yorker Herald" zwei Fälle von Gelbfieber aus Habana wieder gemeldet), so übernahm man auch in Rio de Janeiro diese Methode der Bekämpfung.

Hier, in dieser Millionenstadt, bei einer gemischtfarbigen, zum grossen Teil indolenten Bevölkerung, stiess das Unternehmen auf grosse Schwierigkeiten, und es ist nur der grossen Energie des jetzigen Generaldirektors des brasilianischen Gesundheitswesens, Dr. Oswaldo Cruz, zu danken, wenn seit Jahresfrist an diesem Werke mit Erfolg gearbeitet wird.

Man hat in Rio de Janeiro unter Aufwendung von grossen Geldmitteln eine „Garde" von 2000 Mann geschaffen, welcher es obliegt, Stadt und Umgebung von Mücken zu säubern und die Gelbfieberkranken für die Mitmenschen unschädlich zu machen. Alle Fäden dieser Organisation laufen in dem „Instituto da prophylaxia da febre amarella" zusammen, dem der Direktor und zehn Distriktsärzte vorstehen. Dort findet sich auch das Arsenal der zum Abfahren bereitstehenden Sanitäts- und Gerätewagen und sämtliche Artikel zur Vernichtung der Moskitos.

Wird ein Fall gemeldet, so fahren sofort zwei Wagen mit zehn „Saudemannschaften" nach dem Gelbfieberhaus ab. Der Kranke wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entweder, falls sich im Hause selbst eine wirksame Massregel nicht ausführen lässt, nach dem Gelbfieberhospital São Sebastião gebracht, oder in seiner Wohnung unter einem Netzkasten isoliert.

Die Räucherung des Krankenzimmers zur Abtötung vorhandener infizierter Mücken geschieht in Anwesenheit des Kranken mit Pyrethrum, während die andern Zimmer des Hauses mit schwefliger Säure ausgeräuchert werden. Keller, Treppen, Bodenräume, ja selbst alle Wohnungen im Umkreis von zwanzig Metern, wenn es notwendig ist, unterliegen dieser Massregel. Der Kranke wird darauf in ein geschwefeltes, mückenfreies Zimmer gebracht, dessen Fenster und Türen mit mückensicherer Drahtgaze verschlossen sind. Das Zimmer selbst kann nur durch einen mückensicheren „Tambour" betreten werden. Die Massregel bleibt sieben Tage in Kraft, währenddessen auch die andern Bewohner des Hauses beobachtet werden.

Die Kontrolle und die Aufspürung von Gelbfieberfällen geht soweit, dass man in den Apotheken Einsicht in die Rezepte nimmt, um aus den Verordnungen auf Gelbfieberkranke schliessen zu können.

Im Hospital S. Sebastião sind zwei Gebäude zur Unterbringung der Kranken. Ein älterer Bau mit zehn grossen Netzkästen, die je zwei Kranke aufnehmen können, und ein neueres Gebäude, dessen Türen und Fenster gegen das Eindringen der Mücken gesichert sind. Die Kranken liegen hier in einem gemeinsamen Raume.

Zur Vernichtung und Ausrottung der Mücken in der Stadt und Umgebung sind folgende Verfahren als wirksam eingeführt:

Das Kanalnetz der Stadt ist in zehn Bezirke eingeteilt, welche voneinander hermetisch abgeschlossen werden können. Viermal im Jahre wird jeder solcher Bezirk mittels Claytongases — Schwefel- und Kohlenoxyd — ausgeräuchert, wobei Millionen von Stegomyien, denen die lichtlosen Kanäle als Brutplätze dienen, abgetötet werden.

Anderseits durchstreifen während des ganzen Jahres Kolonnen der „Saudemannschaft" die einzelnen Stadtteile, um Brutstätten der Mücken, Larven und Puppen aufzuspüren und zu vernichten.

So säubert man die Dachrinnen, schafft zerbrochene Flaschen, Konservenbüchsen, Glasscherben, wo sich Wasserreste ansammeln könnten, beiseite, legt Tümpel trocken, versichert Wassertonnen mit Drahtnetzen, begiesst stehende Gewässer mit Petroleum zur Larvenabtötung usw. Mit einem solchen energischen Vorgehen gibt man gleichzeitig ein gutes Beispiel für geeignete, dem dortigen Volke ziemlich unbekannte Hygiene.

Für die enormen Leistungen mögen einige Zahlen sprechen:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So wurden im Jahre 1903 innerhalb von sechs Monaten über 99 000 Häuser visitiert und 12 500 Moskitoherde zerstört, 14 400 Dachrinnen, 114 300 Fässer und 39 600 Wasserkästen gereinigt; aus 2692 Häusern wurden 3134 cbm Schmutz entfernt.

Man gebrauchte für Räucherungen 5500 kg Papier, 4395 kg Pyrethrum, 26 831 kg Schwefel und 1700 Liter Alkohol.

Die Kosten dieser Massnahmen beliefen sich während dieser Zeit auf 587 000 Milreis, cr. 620 000 Mk.

Bei solch energischer und bewundernswerter Tätigkeit ist es verständlich, wenn der Erfolg nicht ausbleibt. Es hat auch hier, wie in Habana, das Gelbfieber abgenommen; freilich gehört zu einer weiteren erfolgreichen Bekämpfung die Fortsetzung dieser Tätigkeit. Und dieser Punkt ist für Brasilien ein unbeschriebenes Blatt, da bei den stets veränderlichen politischen Verhältnissen sehr leicht eine Änderung in den leitenden Kreisen eintreten kann, die das mühsam aufgebaute Gebäude wieder zerstören würde.

Persönliche Prophylaxe:

Die persönliche Prophylaxe gestaltet sich verhältnismässig einfach. Die erste Regel wird immer die sein, sich vor dem Stich der Moskitos zu schützen, und deshalb meidet man in Rio de Janeiro nach Sonnenuntergang die Stadt. Alle ausländischen Kaufleute unterziehen sich auch aus diesem Grunde täglich der Unbequemlichkeit einer dreistündigen Reise nach dem 800 m hoch gelegenen Petropolis.

Während der Nachtruhe sind unter allen Umständen Moskitonetze zu verwenden.

Zum Schutz gegen Moskitostiche werden bekanntlich allerlei Mittel zum Einreiben empfohlen. Allein sie helfen leider so gut, wie nichts. Wir haben über 30 Mittel, Pulver, Extrakte, spirituöse Lösungen, ätherische Öle, Seifen und anderes, geprüft und gefunden, dass eigentlich nur Nelken-, Cuminum-, Zimt- und Origanumöl, rein oder in Verdünnung 1 : 10, die Mücken kurze Zeit abhalten. Ein intensiver Geruch hindert sie nicht am Stechen, sondern nur der Reiz, der durch das ätherische Öl auf die Tracheen ausgeübt wird, hält sie ab. Anisöl, Rosenöl, Patschouli und Moschustinktur sind geradezu Lockmittel für sie.

Ergebnisse für Handel und Schiffahrt:

Unsere eingehenden Studien hinsichtlich der Gefahr der Verschleppung des Gelbfiebers aus Brasilien nach andern Ländern, haben uns überzeugt, dass zurzeit unter der Leitung des jetzigen Generaldirektors des Gesundheitswesens, Dr. Oswaldo Cruz, auch für die Schiffahrtsverhält-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse nach den neuesten Gesichtspunkten verfahren wird. Alle Bestimmungen bauen sich auf die durch wissenschaftliche Forschungen festgestellten Tatsachen auf, wobei vor allen Dingen alle zeitraubenden Quarantänen und kostspieligen Desinfektionen in Wegfall kommen.

Als Vorbild für geeignete Seehospitäler, die geplant sind, dient jetzt schon die auf der Insel Ilha Grande erbaute grosse Anstalt, die mit den besten und modernsten Quarantäne-Einrichtungen versehen ist.

Zur Vernichtung der Moskitos auf Schiffen steht ein Spezialschiff mit Claytonapparat, Dampfdesinfektion, Formalindesinfektion und chemisch-mechanischer Reinigung zur allgemeinen Verwendung.

Um fremde Schiffe vor Infektion mit Mücken zu schützen, sind besondere Vorschriften über die Liegeplätze erlassen, und ebenso ist der Verkehr des Schiffspersonals mit dem Lande geregelt.

Freilich, eine absolute Sicherheit zur Fernhaltung von Moskitos auf Schiffen in tropischen Gegenden existiert nicht, und diese Gefahr bleibt auch für alle ausländischen Schiffe bestehen. Trotzdem kann eine Gefahr der Verschleppung des gelben Fiebers nach Deutschland glücklicherweise praktisch kaum als vorhanden angesehen werden, da die Bedingungen für die Ausbreitung der Stegomyien bei uns durchaus ungünstig sind, und weil es fast ausgeschlossen ist, dass Gelbfieberkranke in ihrem infektiösen (dem ersten bis dritten Krankheitstage) Stadium bei uns anlangen würden. Für unsere Kolonien in den warmen Zonen kann die Gefahr allerdings eine grössere sein, und es würden dann dieselben Massnahmen Platz zu greifen haben, wie in den Gelbfieberländern selbst.

Wir wollen aber wünschen, dass diese mörderische Krankheit dort nicht ihren Einzug halten möge.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Herr Neumann hat in seinem Vortrage an die mit dem Ultra-Mikroskop während seiner Reise gemachten Erfahrungen die Bemerkung geknüpft, er rate allen, die das Ultra-Mikroskop auf Forschungs-Expeditionen mitnehmen, um, wie bei der südamerikanischen Expedition, mittels derselben unbekannte Krankheitserreger zu suchen, statt des Tropen-Sonnenlichtes eine elektrische Lichtquelle zu benützen. Ich möchte meinerseits den weitgehenden Ratschlag geben, das Ultra-Mikroskop ruhig zu Hause zu lassen. Denn so wertvoll dasselbe sein mag, um bei der Erforschung von Lösungen chemischer Körper unsere Kenntnisse zu erweitern, so wenig bietet das Ultra-Mikroskop bei der Untersuchung auf Mikroorganismen. Es ist nicht ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fernt imstande, das zu leisten, was die Apochromatlinsen der Oelimmersionssysteme leisten. Unbekannte Krankheitserreger mit Hilfe des Ultra-Mikroskops zu suchen, halte ich für aussichtslos.

Ich möchte an den Herrn Vortragenden noch die Frage richten, ob er seine Aufmerksamkeit auf das Vorkommen etwaiger Entwickelungsstadien der noch unbekannten Krankheitserreger in der Stegomyia gerichtet hat?

Dr. **Neumann** stimmt Herrn Professor Kolle im allgemeinen bei, dass das Ultra-Mikroskop für rein bakteriologische Zwecke in manchen Fällen im Stich lasse, bei andern Untersuchungen aber auch recht gute Dienste leiste. Untersuchungen, die sich auf die Anwesenheit eines Entwickelungsstadiums des Erregers in der Stegomyia fasciata erstreckten, wurden von Otto und Neumann ebenfalls ausgeführt, jedoch ohne bisherigen Erfolg. Auch ist man bis jetzt seines Wissens auf keiner Seite in dieser Beziehung weiter gekommen.

Ueber Hirnstörungen in den heissen Ländern und ihre Beurteilung.

Von Dr. **Albert Plehn**, Privatdozent, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Man sollte erwarten, dass in den Tropen alle Störungen der geistigen Funktionen beobachtet werden, welche wir in gemässigten Klimaten kennen, sofern die Krankheitsursachen in den heissen Ländern vorhanden sind. Das trifft aber nur teilweise zu, wie zum Beispiel für die Fieberdelirien bei den meisten akuten Infektionskrankheiten, die durch Blutungen, Verletzungen, Entzündungen, Geschwülste im Gehirn gesetzten Defekte, die verschiedenen Vergiftungen. Bezüglich letzterer muss schon hervorgehoben werden, dass typisches Delirium tremens in den heissen Ländern, selbst unter den eingewanderten Europäern, weit seltener zu sein scheint, als in Europa. Der Alkoholismus äussert sich dort in andern Formen. Im Orient nimmt das Haschisch-Rauchen die Stelle des Alkoholmissbrauchs ein und führt vielfach auch zu ähnlichen psychischen Störungen, während dem Opiumrauchen, nach übereinstimmendem Urteil der erfahrensten Ärzte ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

besonders stark schädigender Einfluss nicht zugeschrieben werden kann. Allgemein wird anerkannt, dass die Syphilis, so verbreitet sie unter den Eingeborenen der Tropen streckenweise ist, doch fast niemals das Nervensystem in Mitleidenschaft zieht. Progressive Paralyse auf syphilitischer Grundlage wird dort ebenfalls kaum beobachtet. —

Über die Geisteskrankheiten, für welche bestimmte anatomische Veränderungen noch nicht bekannt sind, wie die Paranoia, die melancholischen und manischen Zustände, die hypochondrischen und hysterischen Psychosen, wissen wir ungemein wenig; jedenfalls, was die Eingeborenen anlangt. Die leichteren hierher gehörigen Erscheinungen kommen auch bei den unzivilisierten Völkern vor; von den schwereren haben wir vielleicht deshalb nur geringe Kenntnis, weil die unglücklichen Opfer von ihren Stammesgenossen sehr gewöhnlich beiseite geschafft, oder doch aus ihrer Gemeinschaft ausgestossen werden, so dass sie von selber zugrunde gehen.

Ob die als „Amoklaufen" bezeichneten Ausbrüche sinnloser Raserei bei den Malayen des Indischen Archipels als maniakalische Anfälle zu deuten sind, oder der Hysterie näherstehen, kann noch nicht als entschieden gelten. Zur Hysterie im weiteren Sinne ist jedenfalls jener als „Latah" in Ostindien bekannte, neuerdings durch van Brero ausführlicher beschriebene suggestive Zustand zu rechnen, welcher durch gewisse Sinneseindrücke spontan entsteht oder von andern Personen willkürlich hervorgerufen werden kann, und in welchem die Betroffenen willen- und kritiklos die albernsten und unpassendsten Handlungen ausführen und besonders nachahmen. Auch der Schamanismus in seinen verschiedenen Formen gehört hierher. Allen diesen Zuständen entsprechen jedoch ähnliche psychische Erscheinungen in nördlicheren Breiten, zum Beispiel bei gewissen sibirischen Völkern; sie dürfen daher ausserhalb des Bereichs unserer Betrachtungen bleiben.

Als tropisch im eigentlichen Sinne sind solche Hirnstörungen zu bezeichnen, welche im Verlauf spezifischer Tropenkrankheiten vorkommen. Eine solche ist bekanntlich die Schlafkrankheit der Neger. Es handelt sich um eine unter den Erscheinungen zunehmender Ermüdbarkeit, dann Schlafsucht und allmählicher Verblödung chronisch, meist in sechs bis zehn Monaten stets tödlich verlaufende Leptomeningitis. Als Erreger gilt das von Bruce und Castellani zuerst in der Cerebrospinalflüssigkeit, im Inhalt der Hirnventrikel und im Blut gefundene Trypanosoma; doch ist nicht ausgeschlossen, dass der von der portugiesischen Forschungsexpedition unter Bettencourt kurz vor dem Tode, respektive in der Leiche entdeckte Hypnococcus an den Endstadien aetiologisch mitbeteiligt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist. Auch Castellani fand einen solchen Coccus unter den gleichen Umständen. Bei Europäern wurden bisher erst 2 Fälle sicher beobachtet, welche beide aus Westafrika stammten. Die Beri-beri führt wohl ausnahmsweise zu Lähmungen und namentlich zu Krampfzuständen auch im Bereich der Hirnnerven; psychische Störungen sind dabei aber, im Gegensatz zu den eigenartigen, mit Halucinationen und Illusionen einhergehenden akuten Psychosen, welche Korsakoff zuerst bei den multiplen Neuritiden in gemässigten Breiten beschrieben hat, noch nicht beobachtet worden.

Die akuten Hirnstörungen bei Hitzschlag und infolge von Sonnenstich sind den Tropen, wie bekannt, nicht allein eigentümlich, wenn sie dort auch häufiger vorkommen, als in der gemässigten Zone; wenigstens beim Nordländer. Meist äussern sie sich in halluzinatorischen und manischen Zuständen bei rasenden Kopfschmerzen. In Malariagegenden schliessen sich akute Fieberausbrüche oft unmittelbar an die Insolation und nehmen unter dem Einfluss der Hirnstörungen beunruhigende Formen an. Solche Kranke haben grosse Neigung zu unmotivierter Gewalttätigkeit, Sachbeschädigung und Selbstverletzung. — Es scheint, dass bei fortgesetzter, oder oft wiederholter Einwirkung übermässiger Hitze und namentlich direkter Sonnenbestrahlung, wie ihr zum Beispiel Reisende ausgesetzt sind, welche in Boten oder Kanus oder als Pinassenführer berufsmässig die afrikanischen Flüsse befahren, derartige Zustände von Übererregbarkeit in etwas milderer und mehr verschleierter Form längere Zeit anhalten können. Sehr schwer lässt sich dabei häufig entscheiden, welchen Anteil der während solcher Wasserreisen meist reichlich genossene Alkohol, und welchen die nie fehlende Malariainfektion hier hat.

In der chronischen Malaria haben wir nämlich unzweifelhaft einen Hauptfaktor für das Zustandekommen jener angeblich den Tropen als solchen eigentümlichen eigenartigen Geistesverfassung zu erblicken, in welcher leider so oft die psychologisch unverständlichsten Handlungen — namentlich Begehungsdelikte — ausgeführt werden. — Selbstverständlich spielen auch andere Momente mit: Die Tag und Nacht brütende Hitze entlockt dem Körper Ströme von Schweiss. Dieser kann in dem feuchten Niederungsklima der Tropen nicht, oder doch nur unvollkommen verdunsten, durchnässt die Kleidung und marceriert die Haut. Dadurch wird das Entstehen von Hautleiden — des „roten Hundes“ (Dermatitis hidrotica) und der verschiedenen Pilzkrankheiten begünstigt; sie rauben mit ihrem lebhaften Jucken Nacht für Nacht den Schlaf, welchen der erschöpfte Körper trotz Schweiss und Schwüle, trotz des vielstimmigen Lärms der Tropennacht, trotz Regen und Gewitter, sonst vielleicht noch finden würde. Tagsüber

quält unstillbarer Durst, denn selbst das reichliche Trinken mildert ihn kaum für Minuten, weil die aufgenommene Flüssigkeit fast unmittelbar durch den Schweiss wieder ausgeschieden wird. Anderseits verdünnt die namentlich von Neulingen geübte häufige Flüssigkeitszufuhr andauernd den Magensaft und spült ihn in den Darm, was besonders kurz vor dem Essen sowohl den Verdauungsvorgang beeinträchtigt, als auch die keimtötende Wirksamkeit des Magensaftes herabsetzt. Gute Köche sind selten und teuer, und nicht jeder kann sie sich leisten. Hat der Europäer also selber kein Interesse und Verständnis für die Bereitung seiner Speisen, oder fehlt ihm die Zeit, sich darum zu bekümmern, so erhält er eine wenig schmackhafte, schlecht verdauliche Nahrung. Dann verliert sich auch der Appetit, und ausserdem gerät der Verdauungskanal in einen chronisch-katarrhalischen Zustand. Damit beginnt die Unterernährung, von den schlimmeren Gefahren der Infektion dieser katarrhalischen Verdauungswege ganz abgesehen.

In Kamerun gab es zu meiner Zeit nur wenige Europäer, welche nicht fast ständig an Magenkatarrhen litten. Eine „reine Zunge" sah man dort selten. Dass sich die Situation nicht verbessert, wenn der junge Kolonist sein Flüssigkeits- und Nahrungsbedürfnis mit alkoholischen Getränken deckt, liegt auf der Hand. Namentlich das importierte Bier ist gefährlich.

Ausserdem leiden viele Europäer infolge der reichlichen Wasserabgabe durch die Haut und der meist ungenügenden Körperbewegung an hartnäckiger Verstopfung, die zeitweilig unter dem Einfluss von Drastizis mit heftigen Durchfällen abwechselt.

Zu der Ueberhitzung, der Schlaflosigkeit, den chronischen Verdauungsstörungen kommen dann noch die gemütlichen Depressionen. Nicht jeder findet in den Tropen gleich anfangs alles das, was seine Phantasie sich ausmalte. Enttäuschungen der verschiedensten Art, Heimweh, Hader mit den Kameraden, Aerger über die Untergebenen, deren Sprache und Eigenart unvollkommen verstanden werden, Gereiztheit und Erbitterung gegen nervöse Vorgesetzte, tragen nicht wenig dazu bei, das Bild der Tropenneurasthenie zu schaffen.

Es handelt sich dabei, soweit die psychischen Funktionen in Mitleidenschaft gezogen werden, um einen Zustand erhöhter Anspruchsfähigkeit und beschleunigter Reizleitung im Zentralnervensystem, dessen besondere Eigenart noch darin liegt, dass die hemmenden Einflüsse der Grosshirnrinde, soweit sie aus Reflexion und Kritik hervorgehen, oft in bedenklichem Masse ausgeschaltet werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausser im Alkoholrausch, tritt das ganz besonders zu Zeiten von Malariafiebern hervor, welche diesen Zustand erheblich verschlimmern.

Da schiesst jemand, — sonst der ruhigste Mensch — nach einem Fest aus seinem Revolver wiederholt in einen Menschenhaufen, und nur der Zufall lässt ihn keinen Schaden anrichten. Ein Maschinist feuert in einem Anfall sinnloser Erregung das ganze Magazin seiner Repetierbüchse gegen den Kessel der eigenen Barkasse ab. Ein Arzt mit den bestimmtesten Grundsätzen bezüglich der Eingeborenenbehandlung, teilt zu Zeiten häufiger Malariaanfälle in seiner Poliklinik Ohrfeigen aus, und weiss genau, dass er am Nachmittag Fieber hat, wenn ihm das morgens passiert ist. —

Aber nicht nur gefährliche Werkzeuge oder die Faust geraten in solchen Stimmungen in überstürzte Bewegung: auch mit teuren Sonnen- oder Regenschirmen wird zugeschlagen, ohne daran zu denken, dass diese sofort in Splitter gehen, ohne Schmerz zu bereiten. Es handelt sich hier eben nicht um beabsichtigte Brutalitäten, sondern um reflektorisch ausgelöste Handlungen, welche zustande kommen, bevor eine hemmende Überlegung möglich ist. Bezeichnend ist eine Verfügung des Kameruner Gouvernements, welche das Tragen der zierlichen gedrehten Flusspferdpeitschen den Europäern ganz allgemein verbietet. In Europa würde es genügen, eine missbräuchliche Benutzung dieser Instrumente unter Strafe zu stellen.

Auch über Ort und Zeit geht zuweilen jede Orientierung verloren. So gerieten einst zwei Beamte, die miteinander auf gespanntem Fusse standen, im Zimmer ihres höchsten Vorgesetzten in eine wilde Prügelei und konnten hinterher selber nicht genau angeben, wie es gekommen sei.

Was ich hier andeute, sind einige Beispiele von Selbsterlebtem aus unserm Kolonialhauptort Dualla; es ist klar, dass die Äusserungsformen dieser als „Tropenkoller" bezeichneten hochgradigen nervösen Ueberreiztheit sich auf gefährlichen kriegerischen Expeditionen in weniger unschuldiger Weise äussert. Sie werden hier keine Details erwarten.

Die Frage ist, wie weit geht da die Verantwortlichkeit?

Ich möchte hervorheben, dass ich nicht der Meinung bin, dem Verbrecher müsse allein auf Grund hereditärer Belastung, oder weil er vielleicht vor Jahren Nervosität und abnormes geistiges Verhalten zeigte — ohne weiteres beschränkte Verantwortlichkeit und Strafmilderung oder gar Straffreiheit zugebilligt werden. Die Strafe ist ein Erziehungsmittel, welches bei dem moralisch Wackeligen ganz ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wiss nicht entbehrt werden kann. Aber dennoch glaube ich, dass der unter dem nachweislichen, gegenwärtigen Einfluss der Ihnen soeben skizzierten Gesundheitsstörungen im Affekt begangene Delikt eine mildere Beurteilung finden muss, als man ihm, umgeben von dem Komfort der friedlichen Heimat, in Europa meist zuteil werden lässt. Ganz besonders gilt das von den Handlungen während akuter, wenn auch leichter Malariafieber und während der Zeit ihrer Entwickelung, also 24—48 Stunden vor dem Ausbruch.

Man stellt sich hier zu Hause vielleicht vor, das seien theoretische Erwägungen, denn der Malariakranke liege drüben bei guter Pflege im bequemen Bett mit der Eisblase auf dem hämmernden Schädel. Leider trifft das aber, wenigstens in Afrika, und zur Zeit von Feldzügen auch in andern Tropengegenden, nicht immer zu. Nur zu oft zwingen Pflichtgefühl und Selbsterhaltungstrieb, trotz der schweren Gesundheitsstörung, zu verantwortungsvollen geistigen und anstrengenden körperlichen Leistungen. Wie der Einzelne sich in solchen Situationen bewährt, hängt ab von der Selbstbeherrschung und Selbstzucht, welche er seit der Kinderstube sich zur Gewohnheit machte. Die Rückwirkungen akuter Fieber auf das Gehirn lassen aber auch eine sonst weitgehende Selbstbeherrschung zuweilen versagen. Es scheint, dass manche Menschen besonders zu Hirnstörungen (Delirien, Halucinationen, Illusionen usw.) neigen, denn sie wiederholen sich bei jedem Malariarecidiv, während sie bei andern Personen trotz schweren Allgemeinleidens kaum hervortreten. Sie schliessen die Zurechnungsfähigkeit für die Zeit ihrer Dauer unzweifelhaft aus. Man sollte es deshalb stets vermeiden, Neulingen, deren Fieberformen noch nicht bekannt sind, allein verantwortungsvolle Missionen oder isolierte ferne Posten in Malariagegenden zu übertragen, selbst wenn die Leute noch so tüchtig erscheinen. Stets sollten mindestens zwei Europäer in solchen Stellungen vereint werden, damit der eine den andern beobachten und eventuell vertreten oder ablösen kann, wenn seine Gesundheit versagt.

Aber nicht nur der akute Fieberanfall beschränkt die Zurechnungsfähigkeit. Es hat sich mir mit der wachsenden Erfahrung in Afrika immer mehr die Ueberzeugung aufgedrängt, dass neben den durch die äusseren Lebensverhältnisse allein bedingten Schädigungen des Nervensystems, die latent im Körper fortwirkende Malaria, und ganz besonders gehäufte und mangelhaft behandelte Recidive dauerhaftere Störungen ernsterer Art in vielen Fällen hervorrufen. Es ist nicht richtig, dass die „Bestie im Menschen", welche so oft mit elementarer Gewalt in den Tropen hervorbricht, stets schon vorher in

ihm geschlummert haben muss, nur knapp gebändigt durch Konvention und Furcht vor dem Strafgesetz, wie van Brero meint. Der Mensch wird draussen anders. Das fühlen viele selber, wenn sie ihre Empfindungen, ihr Denken und Handeln draussen nach Jahren in der Heimat objektiv überdenken. Das merken andere an ihren Freunden, mit denen sie drüben und vorher oder nachher daheim in engem Verkehr lebten. Die Extreme solcher Veränderungen treten als schwere Geisteskrankheit meist unter einem klinischen Bilde hervor, welches sich von dem der Dementia paralytica nur dadurch unterscheidet, dass die Erscheinungen bei rechtzeitigem, gründlichen Eingreifen dauernd beseitigt werden können.

So wurde mir in Kamerun ein Unterbeamter, M., von einer andern Station ärztlicherseits mit der Diagnose: Dementia paralytica ins Regierungskrankenhaus übersandt, um mit dem nächsten Dampfer heimzukehren. Es bestand hochgradige Abmagerung, Sprachstörungen im Typus bulbärer Lähmungen, völlige Geistesverwirrtheit, Incontinentia urinae et alvi. Daneben ein subfebriler Zustand mit Milzvergrösserung und zahlreichen Malariaparasiten im Blut.

Zunächst wurde also die Malaria behandelt. Dabei verschwanden schon die schwersten cerebralen Symptome, und weiter besserte sich der Zustand unter systematischem Chiningebrauch und kräftiger Ernährung derart, dass der Kranke nach wenigen Wochen anstatt nach Hause zu gehen, völlig geheilt in seine alte Stellung zurückkehren konnte. Der Kollege hielt jedoch unter dem Eindruck der zuerst von ihm beobachteten typischen Erscheinungen der progressiven Paralyse an seiner Diagnose fest und nahm an, dass es sich nur um eine der im Verlauf der Paralyse ja ganz gewöhnlichen temporären Remissionen handele. M. befolgte die ihm gegebenen Vorschriften bezüglich Chiningebrauchs in keiner Weise und wurde mir nach einer Anzahl von Monaten wieder in einem ähnlichen Zustande übersandt, wie zuvor, mit der Bemerkung des Arztes, dass ich nun doch wohl von der Richtigkeit der Diagnose „Paralyse" überzeugt sein würde. Der Kranke wurde durch antimalarische Behandlung jedoch wiederum in kurzer Zeit hergestellt, dann aber, als für den Kolonialdienst ungeeignet, heimgesandt. Er ist in Deutschland, wie ich später erfuhr, dauernd gesund geblieben. Ich hatte noch zweimal Gelegenheit, in Afrika ganz ähnliche Zustände frisch zu behandeln und zu heilen; einmal hatten sie sich in kaum sechs Wochen entwickelt. Stets war die Malaria ursprünglich mangelhaft resp. gar nicht behandelt worden. Nicht immer ist der Ausgang dann ein so günstiger. Ein Ostafrikaner hatte nach wiederholten schweren Malaria- und Schwarzwasserfiebern eine Sprachstörung zurückbehalten, welche sich mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedem neuen Recidiv verschlimmerte, um dann wieder besser zu werden, aber nicht mehr ganz zu verschwinden. Er musste deshalb nach Deutschland zurückkehren und wurde, nachdem er hier noch ein länger dauerndes, sehr schweres Fieber durchgemacht hatte, schliesslich meiner Abteilung im Urbankrankenhaus überwiesen. Es bestand eine motorische Aphasie, welche auf subcorticale Leitungsstörungen zurückgeführt werden musste und sich nach Beseitigung der leichten Malariarecidive erheblich besserte. Der Kranke wurde dann mit strengen Vorschriften bezüglich des fortzusetzenden Chiningebrauchs zur Weiterbehandlung der Sprachstörung an Herrn Kollegen Gutzmann hier übergeben und konnte nach mehrwöchiger Behandlung als geheilt im „Verein für innere Medizin" vorgestellt werden. Einige Monate später kehrte er jedoch mit derselben Sprachstörung und mit neuen Malariarecidiven auf meine Abteilung zurück, indem er gestand, den vorgeschriebenen Chiningebrauch alsbald aufgegeben zu haben. Er blieb dann fast ein Jahr lang im Krankenhause; die geringen Temperaturerhebungen reagierten nur noch unregelmässig auf Chinin, und Parasiten fanden sich nur einmal spärlich in der Milz. Trotz bester Pflege verfiel der Kranke körperlich und geistig immer weiter, und es ist kaum mehr daran zu zweifeln, dass sich Paralyse bei ihm entwickelt. Ein anderer Herr, ebenfalls aus Ostafrika, zeigte im Krankenhaus ausser Veränderungen seiner Schrift, die namentlich im Auslassen von Worten bestanden, keine besonders verdächtigen Erscheinungen. Aus der Vorgeschichte ergab sich jedoch, dass solche drüben hervorgetreten waren. Da hatte er mit seinen Vorgesetzten unmotivierte Konflikte gehabt, hatte die unsinnigsten Bestellungen daheim gemacht — unter anderm auf viele Dutzend seidener Damenstrümpfe — und hatte auch sexuell gefehlt. Einige Zeit nach der Entlassung aus dem Krankenhause, wo er hauptsächlich wegen eines Leberleidens aufgenommen war, bat er den Reichskanzler telegraphisch, ihm eine Bank zu bezeichnen, wo er am besten einige Hunderttausend Mark einzahlen könne. Er ist dann kurze Zeit darauf in einer Nervenheilanstalt gestorben. Bei beiden Patienten bestand kein Alkoholismus, und Syphilis liess sich mit all der Sicherheit ausschliessen, mit welcher das überhaupt möglich ist.

In einem weiteren Falle aus Kamerun, den ich nicht persönlich behandelt habe, und der, wie ich höre, später in Deutschland heilte, scheinen die Störungen mehr paranoischen Charakter gehabt zu haben. Noch ein anderer Kameruner starb an schweren Hirnstörungen, deren Natur nicht sicher festgestellt worden ist, auf der Heimreise. Ein Dritter, allerdings neuropathisch belastet, der an zahlreichen Fiebern gelitten hatte, die er meist ungenügend behandelte, erschoss sich in einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

klaren Moment auf der Heimreise, nachdem Verfolgungsideen und Hallucinationen bei ihm aufgetreten waren.

Wenn Sie die Präparate betrachten, welche ich vorn von der Hirnrinde Malarischer aufgestellt habe, so werden Sie es begreiflich finden, dass weniger ausgedehnte Parasitenembolien, als die, welche hier den Tod herbeiführten, verschiedenartige Störungen der Rindenfunktion schon bei Lebzeiten hervorrufen, welche vorübergehen, wenn energische Behandlung die Parasiten rechtzeitig beseitigt, welche aber auch fortbestehen und infolge sekundärer Entzündung sich vielleicht sogar weiterentwickeln können, wenn die Behandlung zu spät einsetzt. Dass es ganz besonders die Rinde ist, welche leidet, kann man schon während schwerer akuter Anfälle beobachten. Da sieht man ausser Hallucinationen und Delirien, die sich nicht allein mit der Fieberhöhe erklären lassen, Bewusstlosigkeit und Coma, halbseitige oder allgemeine klonische Krämpfe vom Charakter der eklamptischen, Hemianopsie, flüchtige zentrale Lähmungen der Hirnnerven usw.*) Ob es sich da um lokale Ernährungsstörungen durch Verlegung der Hirncapillaren oder um toxische Schädigung handelt, ist schwer zu entscheiden. Das klinische Bild ist bei subakutem Verlauf, wie gesagt, das einer rasch fortschreitenden Paralyse.

Wenn nun so schwere Störungen vorkommen, so kann es nach meiner Meinung nicht zweifelhaft sein, dass auch leichtere und leichteste Alterationen der Geistestätigkeit auf derselben Basis möglich sind. Man beobachtet da: Eine beträchtliche Wichtigkeitsüberschätzung der eigenen Person; unmotivierte Reizbarkeit; eine übertriebene persönliche Empfindlichkeit mit dem deprimierenden Gefühl, verkannt, unterschätzt, beeinträchtigt, chikaniert, verfolgt zu werden. Die krankhafte Besorgnis vor Giftmord durch Eingeborene spielt da eine spezielle Rolle.

Auf dieser Grundlage erfolgen dann die unüberlegtesten Berichte und Beschwerden, persönliche Konflikte oder Ausbrüche zügelloser Gewalttätigkeit — kurz, Erscheinungen treten hervor, die an manche Phasen der Rindenkrankheit von Paralytikern, an Beeinträchtigungs- und Grössenwahnvorstellungen, wenn auch in verschleierter Form, erinnern. Sie haben mit ihnen auch gemein, dass der eigentliche Intellekt anfangs durchaus nicht eingeschränkt ist. — Alles dieses geht mit unter der verächtlich spöttischen Bezeichnung „Tropenkoller", und man hat sogar behauptet, dass dieser eine traurige Eigentümlichkeit ausschliesslich der deutschen Kolonisten sei; speziell der Subalternen unter ihnen. Ich kann Sie aber aus eigenster Erfahrung versichern, dass Eng-

*) Selbstverständlich soll nicht geleugnet werden, dass auch bulbäre und spinale Lähmungen infolge von Parasitenembolie vorkommen; doch habe ich selbst nur Hippus und Pupillendifferenzen beobachtet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

länder und Stabsoffiziere keineswegs immun sind. — Wenn in Innerafrika z. B. französische Offiziere den zu ihrer Ablösung erscheinenden Kameraden ein regelrechtes Gefecht liefern und sie niederschiessen, wie vor wenigen Jahren geschehen, so kann solch ein trauriges Ereignis meiner Meinung nach weder mit tropischer Neurasthenie, noch mit mangelhafter Kinderstube oder „subalterner Gesinnung" psychologisch befriedigend erklärt werden.

Wie sollen sich nun die Behörden und die Leitungen der grossen wirtschaftlichen Unternehmungen zu dieser Frage stellen?

Zunächst werden sie gut tun, sich noch etwas genauer, als es bisher üblich war, um die Vorgeschichte der Personen zu bekümmern, welche sie hinaussenden wollen. Alle irgendwie belasteten oder neurasthenisch veranlagten, alle unverträglichen oder gar moralisch etwas zweifelhaften Persönlichkeiten, alle, die mehr zu trinken pflegen, als sie vertragen können, und alle Syphilitischen, die jemals Störungen seitens des Nervensystems gehabt haben, sind von der Tätigkeit in tropischen Kolonien auf der Kulturstufe unserer deutschen Schutzgebiete grundsätzlich auszuschliessen. Der, dem moralisch etwas anhängt, wird sich dort draussen kaum jemals rehabilitieren; im Gegenteil, abgesehen von der grösseren Gefahr, welche er bei dem ungebundenen Leben drüben für seine Umgebung und für die Gesamtheit darstellt, wird er dort selber mit grösster Wahrscheinlichkeit in noch schwerere Konflikte mit der Gesellschaftsordnung kommen, als unter dem heimischen Zwange. — Da sich aber die moralische Qualifikation, wie die Widerstandskraft des Nervensystems bei aller Vorsicht nicht immer vorausbestimmen lässt, so sollte die Regierungsgewalt drüben im allgemeinen Interesse, wie im Interesse des Betreffenden selbst, rücksichtslos jeden Angestellten entlassen, und jeden Privatmann ausweisen, dessen Verhalten wiederholt die öffentliche Ordnung gefährdete. Es ist ja bekannt, dass nicht nur die „Nervosität der Regierungsorgane" auf exponierten Grenzstationen, sondern auch das prätentiöse Auftreten von Händlern und Farmern mehrfach Unheil schuf. Spätere Disziplinierung und Bestrafung können dann die folgenschweren Fehler nicht wieder gut machen und treffen ausserdem tatsächlich oft Personen, welche nur noch in beschränktem Masse für ihre Handlungen verantwortlich waren. Die Frage der Zurechnungsfähigkeit wird sich da meistens nur von Fall zu Fall beantworten lassen; am schwierigsten aber später in der Heimat, weil die Störungen oft nur vorübergehender Art sind.

Wenn ich meine eigenen Erfahrungen also nochmals zusammenfassen darf, so glaube ich, dass folgende Grundsätze gelten müssen: 1. Alle Handlungen überlegter, raffinierter Grausamkeit haben dieselbe schonungslose Beurteilung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erfahren, wie im Mittelpunkte der Zivilisation, und die Möglichkeit, hier vielleicht sadistische Veranlagung zur Erklärung mit heranzuziehen, darf draussen ebensowenig strafmildernd verwertet werden, wie es daheim geschehen würde.

2. Gewalttätigkeiten und selbst Roheiten, die nachweislich im Affekt verübt sind, dürfen milder beurteilt werden, etwa in demselben Umfang, wie auch der schwere Rausch als mildernder Umstand gilt. Sie müssen milder beurteilt werden, wenn der Übeltäter zur Zeit seines Deliktes an Fieber litt, oder wenn im Laufe der nächsten 24 bis 48 Stunden Fieber bei ihm festgestellt werden konnte.

3. Bei allen Straftaten aber, welche sich logisch und psychologisch schwer erklären lassen, wird man damit rechnen müssen, dass ihnen eine wirkliche geistige Erkrankung zu Grunde liegt, und zwar höchst wahrscheinlich infolge von Malaria; vielleicht auch infolge von anhaltender intensiver Besonnung. Wieweit trotzdem doch noch Verantwortlichkeit besteht, muss die sorgfältige Prüfung jedes einzelnen Falles ergeben.

Für alle Fälle übereinstimmend aber gilt, wie gesagt, als oberster Grundsatz, dass man die bedenklichen Elemente aus dem gefährlichen Milieu tropischer Kolonien entfernen soll, ehe sie Unheil anrichten.

Physikus Dr. **Nocht**, Hamburg: empfiehlt anzuregen, dass beim nächsten Kongress vielleicht im Plenum über die wichtige Frage verhandelt würde, damit auch die hierbei sehr interessierten Laien (Beamte, Missionare usw.) über Erfahrungen berichten könnten und Belehrung fänden.

Ueber Rattenvernichtung in den Tropen als Mittel zur Abwehr der Pest unter Demonstration eines tragbaren Rattenvertilgungsapparates.

Von Dr. **G. Giemsa**, Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Bekanntlich sind die Ratten die gefürchtetsten Verbreiter der Bubonenpest. An allen Orten, an denen diese Krankheit epidemisch unter den Menschen aufgetreten ist, hat man, und zwar meist schon vor Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bruch der Seuche, ein starkes Rattensterben beobachtet, und Untersuchungen der Rattenkadaver haben ergeben, dass die Tiere derselben Seuche erlegen sind.

Ebenso bekannt ist es, dass eine unter den Menschen ausgebrochene Pestepidemie bereits wieder erloschen sein kann, während sie unter den Ratten derselben Gegend noch weiter fortbesteht. Diese Rattenpest bildet dann naturgemäss eine ständige Gefahr der Neuinfektionen bei Menschen und einen Hauptgrund für den endemischen Charakter, den diese Seuche in manchen Ländern angenommen hat.

Es liegt auf der Hand, dass, solange uns keine Mittel zu Gebote stehen, diese Tiere auszurotten oder wenigstens die Seuche unter ihnen aufzuhalten, die Isolierung der pesterkrankten Menschen nur einen relativen Wert besitzen kann.

In Erkenntnis dieser Sachlage hat man in letzer Zeit der Rattenvernichtung erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und Hygieniker und Techniker haben sich bemüht, geeignete Mittel hierfür zu ersinnen.

Um auch das Gros des Volkes hierfür zu interessieren, haben die Regierungen verschiedener von der Pest besonders bedrohter Länder zum Teil hohe Prämien für die Einlieferung von Rattenkadavern ausgesetzt, ohne jedoch einen durchschlagenden Erfolg damit zu erzielen.

Es drängt sich daher die Frage auf, ob die zur Zeit benutzten Rattenvernichtungsmittel ausreichende sind.

Zur Beurteilung dieser Frage liefern die Beobachtungen, die man bisher bezüglich der Rattenvertilgung auf Seeschiffen gemacht hat, wertvolle Anhaltepunkte. In den verschlossenen rattenbeherbergenden Laderäumen der Schiffe kann man nämlich die Wirksamkeit solcher Mittel genauer als irgend wo anders studieren, denn die Tiere haben hier weder Gelegenheit zu entweichen, noch kann es vorkommen, dass im Verlauf des Versuches neue Ratten in die Räume hineingelangen.

Hier hat es sich nun gezeigt, dass die verschiedensten landläufigen Rattenvertilgungsmittel, wie Fallen, Giftlegen, Katzen, Frettchen, Hunde, die ihnen oft nachgerühmte sichere Wirkung entweder gar nicht oder nur in sehr beschränktem Masse ausübten.

Auch die bisher anderorts mit bakteriellen Mitteln angestellten Versuche berechtigten nicht zu der Hoffnung auf einen durchschlagenden Erfolg. Wo es daher, wie z. B. auf pestverseuchten Schiffen darauf ankommt, eine totale Vernichtung der an Bord befindlichen Ratten zu erzielen, bevor ihnen Gelegenheit geboten ist, an Land zu entschlüpfen und die dort befindlichen Tiere zu infizieren, musste man sich besserer Mittel bedienen.

Vor zwei Jahren konnten Herr Dr. Nocht und ich ein Verfahren angeben, welches uns für das Erreichen des gedachten Zweckes völlige

Garantie bot. In den „Arbeiten aus dem Kaiserlichen Gesundheitsamt" (Band XX) haben wir es näher beschrieben.

Es bestand in der Anwendung eines durch unvollkommene Verbrennung von Koks in einem Generator unter Druckluft erzeugten, kohlenoxydhaltigen Giftgases der Zusammensetzung: Kohlenoxyd 5, Kohlensäure 18, Stickstoff 77 Vol. Proz.

Dieses auf leichte Weise in grossen Mengen erzeugbare Gas wird mittels Schläuchen unter Druck in die beladenen Schiffsräume geleitet, um später nach Ausübung der Giftwirkung durch eingeblasene atmosphärische Luft wieder verdrängt zu werden. (Folgt Beschreibung des Apparates an der Hand von Zeichnungen.)

Wie aus genannter Arbeit zu ersehen ist, wurden von uns, bevor wir in der Lage waren, das Generatorgas anwenden zu können, auch verschiedene andere Gase zur Rattenvertilgung auf Schiffen herangezogen, denn gasförmige Körper schienen uns allein die Möglichkeit zu bieten, sich überall in genügender Weise zu verteilen und selbst in den entlegensten Winkeln der Schiffsräume ihre Giftwirkung zu entfalten. So benutzten wir flüssige Kohlensäure, schweflige Säure und Pictolin, ein Gemisch dieser beiden komprimierten Gase. Die Gründe, welche uns veranlassten, von ihrer Anwendung wieder abzukommen, sind in genannter Publikation eingehend besprochen. Sie waren teils in der unzulänglichen Giftigkeit, teils in der Kostspieligkeit zu suchen. Die schweflige Säure hatte ausserdem noch den Nachteil, auf Maschinenteile, Schiffswände und Handelswaren verschiedenster Art schädigend einzuwirken, und konnte daher, wenn überhaupt, so nur auf leeren Schiffen Verwendung finden.

Dieser Nachteil haftet auch dem in letzter Zeit mit grosser Reklame seitens des Erfinders empfohlenen Claytongase an, einem Gemisch aus schwefliger Säure und Stickstoff, welches durch Verbrennen von Schwefel in einem besonderen Ofen erzeugt wird.

Erst in dem Generatorgas fanden wir ein Mittel, welches sich neben hervorragender Giftwirkung und äusserst geringen Herstellungskosten durch die Eigenschaft auszeichnet, auf Ladegüter, selbst empfindlichster Art, nicht den geringsten schädigenden Einfluss auszuüben.

Nachdem sich nun unser erster Versuchsapparat, bei einer Leistung von 500 cbm Gas pro Stunde, in einer Reihe von Fällen, in welchen Schiffe mit Pestratten an Bord das hamburgische Hafengebiet bedrohten, auf das Glänzendste bewährt hatte, haben wir in letzter Zeit mit gleichem Erfolg auch umfangreiche Rattenvernichtungen bei verschiedenen, an den Kais liegenden Lagerspeichern vornehmen können, und vor kurzem hat der hamburgische Staat, um eine Beschleunigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Massnahmen zu ermöglichen, den Bau eines weit grösseren Apparates mit einer Leistung von 3000 cbm Gas pro Stunde beschlossen.

Bei den ausgezeichneten Resultaten, welche wir bei verschiedensten, oft selbst nur auf das Mangelhafteste abgedichteten Lagerspeichern zu verzeichnen hatten, schien es uns von grosser Bedeutung, das Generatorgas auch der Rattenvertilgung auf dem Binnenlande nutzbar zu machen.

Wir haben uns daher die Konstruktion eines solchen Apparates angelegen sein lassen, und ich bin heute in der Lage, eine nebenstehend skizzierte tragbare Form desselben demonstrieren zu können. (Folgt Beschreibung des Apparates an der Hand einer Zeichnung und eines Modells.) Bei den überaus günstigen Erfahrungen, die uns zu Gebote stehen, zweifle ich nicht daran, dass es ein leichtes sein wird, mit diesem Apparat eine erfolgreiche Rattenvernichtung in die Wege zu leiten, und zwar ebenso in den Pestzentren Indiens und anderer Länder, wie in unsern zur Zeit gleichfalls von dieser Seuche bedrohten Kolonien.

Neben Speichern, Viehställen, Brunnen mit schadhaften Schachtwänden sind es hier in erster Linie die Hütten der Eingeborenen, welche als dauernde Aufenthalts- und Brutstätten der Ratten in Betracht kommen. Einen beliebten Leckerbissen vieler afrikanischer Volksstämme vorstellend, werden die Ratten dort gleichsam als Haustiere gezüchtet und leben mit den Eingeborenen in einer Art Symbiose.

Wer diese Hütten, insbesondere gelegentlich der Abendmahlzeiten der Eingeborenen besucht, kann sich hiervon leicht überzeugen. Er braucht nur die Insassen von ihren Sitzen hinwegzurufen, um sehen zu können, wie sich die Ratten über die gemeinschaftliche Speiseschüssel oft schon im nächsten Augenblick hermachen.

Es dürfte hieraus erhellen, welch' grosse Bedeutung den Ratten als Pestüberträger, und zwar gerade in diesen Gebieten beizumessen ist.

In unserem ostafrikanischen Schutzgebiet wird sich die Rattenvernichtung um so aussichtsreicher gestalten, als das Land längere Regenperioden aufzuweisen hat, in denen die Tiere, vor den Unbilden der Witterung flüchtend, die geschützten Orte in erhöhtem Masse, ähnlich wie bei uns im Winter, aufsuchen.

Systematische, alljährlich, und zwar möglichst während der Regenzeit stattfindende Ausgasungen der Eingeborenenhütten, Lagerspeicher, Viehställe werden deshalb ohne Zweifel eines der wirksamsten Mittel zur Bekämpfung der Pest bedeuten.

Die Technik der Rattenvertilgung dürfte sich sehr einfach gestalten. Die Quantität des mit dem Apparat erzeugten Gases (75 cbm pro Stunde) ist so bemessen, dass die Ausgasung selbst grösster Hütten selten mehr als $1^1/_2$ Stunden in Anspruch nehmen dürfte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei der immensen Giftigkeit des Gases kommt es auch nicht so sehr auf eine peinliche Abdichtung der Hütten an. Grössere, zwischen Dach und Wänden bestehende Lücken lassen sich durch Säcke, die mit Holz- oder Baumwolle gefüllt sind, leicht in genügender Weise abdichten.

Die ausserordentliche Giftigkeit des Gases, desgleichen seine Eigenschaft, fast völlig geruchlos zu sein, in alle Winkel und Löcher in genügender Menge zu diffundieren und dort von den Ratten entweder gar nicht oder erst dann bemerkt zu werden, wenn ihre Gliedmassen gelähmt sind und ein Entrinnen unmöglich ist, macht es für gedachte Zwecke ganz besonders geeignet. Gerade hierdurch unterscheidet sich das Generatorgas vorteilhaft von der schwefligen und Kohlensäure, jenen Gasen, welche die Respirations- und Sehorgane lange vor Eintritt der eigentlichen Giftwirkung auf das Heftigste reizen und unzweifelhaft ein Entrinnen der Ratten zur Folge haben müssten.

Die Menge des einzuleitenden Gases richtet sich ganz nach der Grösse des betreffenden Raumes. Eine absolut sichere Tötung der Ratten erzielt man, wenn man in den betreffenden Raum eine Gasmenge einbläst, die der Hälfte seines Kubikinhalts entspricht und dann das Gas eine Stunde darin belässt.

Die Lüftung der Räume bietet keinerlei Schwierigkeit. Sie geschieht durch Oeffnen der Türen und Entfernung des Abdichtungsmaterials von aussen her. Die Insassen der Hütten sind natürlich aus diesen bis zur beendeten Lüftung wegen der Giftigkeit des Gases zu entfernen.

Die Kosten für die fertig montierte, leicht in einzelne Trägerlasten zerlegbare Anlage belaufen sich laut Anschlag der den Apparat bauenden Firma auf rund 1100 Mark. Auch für grössere fahrbare Anlagen desselben Systems liegen dort fertige Entwürfe aus.

Die Kosten für den zur Herstellung des Gases nötigen Koks sind minimale. Da ein Kilogramm Koks rund $7^1/_2$ cbm Gas genannter Zusammensetzung liefert, würde man pro Stunde bei einer Gasproduktion von 75 cbm 10 Kilogramm verbrennen. Diese 10 Kilogramm repräsentieren in Hamburg einen Wert von etwa 22 Pfg.

Erwähnen möchte ich noch kurz, dass das Gas eine desinfizierende Kraft nicht besitzt.

Will man ihm eine solche verleihen, so muss man es mit spezifischen Desinfektionsgasen vermischen.

Als am geeignetesten hierzu hat sich das von Gronwald vorgeschlagene Formaldehyd erwiesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber die diesbezüglichen Versuche, die ich in Gemeinschaft mit Herrn Dr. Kister vom Hygienischen Institut in Hamburg angestellt habe, und die zur Zeit noch nicht abgeschlossen sind, beabsichtige ich anderorts zu berichten.

Dass das Generatorgas auch ein sehr bequemes Mittel zum Töten von andern schädlichen Warmblütern ist, möchte ich nur ganz nebensächlich erwähnen.

In der tropenmedizinischen Ausstellung der unteren Räume ist ein Modell des besprochenen Apparates aufgestellt, welches uns die Firma Jul. Pintsch freundlichst leihweise überlassen hat, und welches den ganzen Apparat noch besser veranschaulicht, als es die hier befindliche Zeichnung imstande ist.

Ueber Trinkwassersterilisation in den Tropen unter Demonstration eines tragbaren Trinkwassersterilisators.

Von Dr. **G. Giemsa**, Assistent am Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Im Anschluss an das eben besprochene Thema möchte ich nicht verfehlen, auf einen anderen neuen Apparat hinzuweisen, der unserm Institut zur Prüfung überwiesen wurde und der einem in hygienischer Beziehung gleich wichtigen Zwecke dient, der Trinkwassersterilisation in den Tropen.

Von den zahlreichen Trinkwassersterilisierungsmethoden sind bislang für den Gebrauch auf tropischen Stationen und Expeditionen, wenn man von den gänzlich unzulänglichen Handfiltrierapparaten absehen will, nur zwei in Betracht gekommen, das Abkochen und das Schumburgsche Bromverfahren.

Von den bewährten Entkeimungsmitteln grösseren Stiles, wie Klär- und Filtrieranlagen, dem Ozonisierungsverfahren, musste man der Umständlichkeit und Kostspieligkeit wegen bisher leider absehen.

Nachdem nun neuere Untersuchungen des Instituts für Infektionskrankheiten in Berlin ergeben haben, dass die Sterilisation durch Brom bei unfiltriertem Wasser keine genügende ist, hat man schliesslich wieder einzig und allein zu der altbewährten Methode des Abkochens seine Zuflucht nehmen müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bekanntlich macht es aber oft unüberwindliche Schwierigkeiten, Wasser für eine grössere Anzahl von Menschen auf einmal abzukochen, und man hat deshalb besondere Apparate gebaut, welche dies ermöglichen. Ich erwähne insbesondere die transportablen Apparate von Siemens, Rietschel Henneberg, Nagel, welche auf diesem Gebiete Vollkommenes leisten.

So brauchbar jedoch diese Apparate in der Heimat sind, so werden sie für die Kolonien vorläufig wenig in Betracht kommen können, einmal, weil sie an ein besonderes, dort nicht zur Verfügung stehendes Feuerungsmaterial (Gas, Kohle) gebunden sind, zweitens, weil sie für tropische, insbesondere für afrikanische Verhältnisse zu unbeweglich sind.

Es ist deshalb mit Freuden zu begrüssen, dass es in neuerer Zeit gelungen ist, noch einfachere Kochapparate zu konstruieren, welche diese Nachteile nicht besitzen.

Einen solchen stellt der verbesserte Kadesche tragbare Trinkwassersterilisator vor.

Der handliche, leicht auseinandernehmbare, und nur vier Trägerlasten ausmachende Apparat, welcher nach dem Siemensschen Gegenstromprinzip arbeitet, liefert pro Stunde einen ununterbrochen fliessenden Strom von etwa 120 l sterilen Wassers, dessen Temperatur nur 2—3 Grad über der des zufliessenden Rohwassers steht.

Die Heizung geschieht durch Petroleum, das in den Kolonien zu einem wohlfeilen Preis zu haben ist und dessen Heizkraft in Form einer Bunsenflamme und durch eine sinnreiche Anordnung von Siederöhren auf das Vollkommenste ausgenutzt wird.

Ein gleichfalls sehr zweckmässig angelegter Schwimmer, der die Wasserzufuhr regelt, schliesst es gänzlich aus, dass ungekochtes Wasser in den Ablauf gelangt.

Ein fernerer Vorteil, den der Apparat mit dem Siemensschen teilt, ist der, dass er sich auf bequemste Art durch selbst erzeugten Dampf sterilisieren lässt, bevor man mit der eigentlichen Bereitung des Trinkwassers beginnt.

Den Kochgeschmack des Wassers beseitigt nach Möglichkeit ein poröser Tierkohlefilter, welchen das sterile Wasser passieren muss.

Der Petroleumverbrauch ist ein sehr geringer. Mit der einmal gefüllten, 5 kg Petroleum enthaltenden Lampe, welche 12 Stunden lang brennt, ist man imstande, 1440 l Wasser zu sterilisieren, so dass sich der Preis für 100 l Wasser — das Kilo Petroleum zu 22 Pfg. gerechnet — auf 7,6 Pfg. stellt.

Die Sterilisierung des Wassers selbst ist eine hygienisch vollkommene. Bei wiederholten, von Dr. Martin Mayer und mir im Institut für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg mit trübem, unfiltriertem Elbwasser gemachten Versuchen gelang es stets, gänzlich keimfreies Wasser zu erzielen.

Dabei sei erwähnt, dass das Rohwasser unmittelbar am Ausfluss der Hamburger Siele entnommen war und im Kubikzentimeter durchschnittlich die Zahl von $9^1/_2$ Millionen Keimen aufwies.

Ein fertiger Apparat befindet sich in der hiesigen Ausstellung.

Ich bin gern bereit, Herren, welche sich hierfür besonders interessieren, den Mechanismus des Apparates an Ort und Stelle noch eingehender zu erklären.

Untersuchungen über Pfeilgifte aus unsern afrikanischen Kolonien.

Von Dr. **Max Krause**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Erforschung der Pfeilgifte der wilden Völker Afrikas ist seit etwa drei Dezennien Gegenstand der Untersuchungen von Gelehrten verschiedener Nationalität, Botanikern, Chemikern und Pharmakologen gewesen. Das grosse Interesse, das die Erkenntnis der Pfeilgifte bietet, ist ein dreifaches. Erstens ein ethnologisches, zweitens ein chemisches und drittens ein pharmakologisches. Das chemische und pharmakologische Moment soll in meinem Vortrage hauptsächlich berücksichtigt werden. Es bedienen sich die verschiedenen wilden Völkerstämme in unsern Kolonien seit alters her vergifteter Pfeile zur Jagd auf wilde Tiere, zum Kampf gegen den Menschen. Die Geschichte unserer Kolonien weist denn auch manche Verluste verdienstvoller Pioniere unserer Kolonialpolitik auf, die, von einem Pfeil getroffen, den kolossalen Wirkungen des Pfeilgiftes erlegen sind. Ich nenne nur die Namen Hauptmann Thierry, Kamerun, Feldjägerleutnant Plehn, Kamerun, Leutnant Graf Fugger. In einem Gefechte französischer Kolonialtruppen im Sudan kamen auf 45 durch vergiftete Pfeile Verwundete, 15 Tote. Der Tod trat nach 10—20 Minuten ein. Es erscheint daher wünschenswert, nicht nur vom wissenschaftlichen, sondern auch vom praktischen Standpunkte, die Natur der Pfeilgifte genauer zu studieren. Denn erst durch die Kenntnis ihrer Herkunft, der chemisch-physiologischen Eigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaften, der chemischen Konstitution, wird man imstande sein, ein wirksames Mittel gegen die Giftwirkung, gegen die bis jetzt die Medizin ja machtlos war, im Organismus des Menschen zu finden.

Herr Geheimrat Brieger hat seit einer Reihe von Jahren sich erfolgreich mit Erforschung der Pfeilgifte beschäftigt. Seit etwa drei Jahren bearbeiten wir gemeinschaftlich mit den Mitteln und im Auftrage der Kaiserlichen Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts die Pfeil- und Pflanzengifte der Deutschen Kolonien. Ich möchte nun in kurzen Zügen, soweit die Zeit reicht, Ihnen den gegenwärtigen Stand dieser Forschungen auseinandersetzen. Ausser uns und vor uns haben Fraser und Tillie, Edinburg, Arnaud, Paris, und die Deutschen Böhm, Gilg, Lewin, Schultze und noch andere sich mehr oder minder eingehend mit den Pfeilgiften Afrikas beschäftigt. Vor allem stellte Fraser als erster fest, dass im westlichen Afrika das offizinelle Strophantin, aus Strophantusarten gewonnen, vielfach zur Pfeilgiftbereitung benutzt wird. Aus den Untersuchungen der genannten Forscher und den unsrigen geht nun hervor, dass fast alle Pfeilgifte Afrikas pflanzlichen Ursprungs sind, und zwar sind es Glykoside, die grösstenteils von Pflanzen der Familie der Apocyneen stammen. Die Glykoside sind alle starke Herzgifte, die auf der Blutbahn mit unheimlicher Schnelligkeit transportiert werden und einen systolischen Herztod hervorrufen. Die Glykoside sind Körper, die chemisch den Zuckerarten verwandt sind. Ihre Spaltungsprodukte sind auf der einen Seite Zuckerarten, auf der andern ungiftige Produkte. Sie stellen im Organismus der Pflanze ein Zwischenprodukt beim Aufbau der Stärke dar. Die Pfeilgiftglykoside Afrikas sind etwa 40mal so giftig, als das Gift der Kreuzotter. Nur in einigen wenigen Gebieten sind diese Pflanzengifte mit tierischen Giften vermischt. So benutzte man in Togo das Gift der Puffotter, in Südwestafrika verwenden die Bergdamaras ein Toxalbumin, das nach Böhm von einer Käferlarve, der Diamphidia locusta, herrühren soll. Wahrscheinlich aber resultiert dies Toxalbumin aus pathogenen Mikroorganismen, die in grosser Zahl auf dieser Larve vorkommen. Leider hatten wir nur sehr wenig Material zur Verfügung, um diese Frage definitiv entscheiden zu können. Brieger und Disselhorst isolierten aus dem Pfeilgift verschiedener Völkerstämme Ostafrikas, wie die der Wakamba, Wagogo, Wapogorro, die sich gegenwärtig im Aufstande befinden, schön kristallisierende Glykoside, die in ihrer Wirkung auf den Organismus, in ihrer Giftigkeit dem Strophantin ausserordentlich ähnlich sind, und von der Acocanthera, wahrscheinlich von der Acocanthera schimperi und deflersii abstammen. Brieger fand als erster, dass in den Acocantheraarten ein amorphes und ein kristallinisches Glykosid enthalten sind. Die Acocantheraarten sind über

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ganz Afrika, besonders im Osten ausserordentlich verbreitet, nach dem Urteil des ausgezeichneten Kenners der Flora Afrikas, Herrn Professor Gilg, von der Somaliküste bis zur Nordgrenze Natals. Die Bestimmung der einzelnen Art ist ziemlich schwierig, zumal die Botaniker der verschiedenen Nationen sich selbst nicht darüber einig zu sein scheinen. Wir konnten jedenfalls feststellen, dass Acocanthera abessinica von verschiedenen Standorten kein kristallinisches Glykosid enthält, im Gegensatz zu deflersii und Schimperi. Die fast übereinstimmenden Analysenzahlen und sonstige Daten der Apocyneen-Glykoside hatten mich zu der Ansicht gebracht, dass hier in bezug auf die chemische Konstitution eine engere Verwandtschaft vorhanden ist. Dieselbe Beobachtung machte Böhm beim Digitalin und beim Echugin, einem südwestafrikanischen Pfeilgift-Glykosid aus Adenium Böhmianum. Ich stellte nun auf physikalisch-chemischem Wege, nämlich mit Hilfe des Brechungsexponenten und der Dispersion fest, dass alle die von uns untersuchten Glykoside der Apocyneen, nämlich Strophantin, Abessinin, Acocantherin, mit dem Digitalin dem wirksamen Glykoside der Digitalis purpurea bis zur Stereoisomerie identisch sind.

Vom allgemein menschlichen Standpunkte aus war es geboten, zu versuchen, ob man Gegenmittel gegen diese so furchtbaren Gifte ausfindig machen kann. Wir trachteten daher, bei unsern Untersuchungen nicht zuletzt danach, ein geeignetes Mittel zu finden, nach dem verschiedene andere Forscher, wie Lewin u. a., bisher vergeblich gesucht hatten, um die Giftwirkung im Organismus zu vernichten. Da man gegen Glykoside nicht wie gegen Toxine und Toxalbumine immunisieren kann, versuchten wir durch Fermente die Glykoside zu spalten. Merkwürdigerweise erwies sich die Diastase als relativ geeignet, während andere als Glykosidspaltend bekannte Fermente versagten. Wir konnten durch Einspritzen von Diastase gleich nach dem Einverleiben des Giftes den Tod immer verzögern, und bei einer Reihe von Versuchstieren, die bis zur fünffach tödlichen Dosis Gift erhalten hatten, die Tiere wiederholt gesunden sehen. Ich glaube nicht, dass man auf andere Weise als auf fermentativem Wege wird die Pfeilgiftwirkung vernichten können. Es wäre aber bei dem ungeheuren Pflanzenreichtum Afrikas nicht unmöglich, dass irgend eine Pflanze ein Ferment produziert, das in viel stärkerem Masse, als die Diastase, die hier in Betracht kommenden Pfeilgiftglykoside in

ihre unschädlichen Komponenten spaltet. Die uns aus den Kolonien häufiger gesandten Gegengifte und Mittel der Schwarzen erwiesen sich stets als vollkommen erfolglos. Die Untersuchungen werden unserseits fortgesetzt.

Bisher habe ich nur von der Giftwirkung und ihrer Vernichtung gesprochen, nicht von dem pharmakologischen Wert der Pfeilgifte. Es ist eine wunderbare Fügung der Schöpfung, dass diese Gifte, die zur Vernichtung des Menschen dienen, gleichzeitig wertvolle Heilmittel sind, die dem leidenden Mitmenschen Linderung spenden. Diese Eigenschaft der Pfeilgifte als wertvolle Herzmittel war denn auch für uns ein besonderer Ansporn, nach einem Mittel zu suchen, welches die den bisherigen Herzmitteln, Digitalin, Strophantin, anhaftenden Unzuträglichkeiten, Erhöhung des Blutdrucks, eventuell kumulative Wirkung, nicht besitzt. Es scheinen auch in dieser Hinsicht unsere Untersuchungen nicht ganz fruchtlos zu verlaufen. Es gelang mir, aus einer Pflanze, die in Südwestafrika zur Pfeilgiftbereitung benutzt wird, und die der leider gefallene Bezirksamtmann von Burgsdorf gesammelt hat, einen in Wasser leicht löslichen, gut kristallisierenden Körper zu isolieren, der die wertvolle Eigenschaft hat, den Herzschlag zu verlangsamen, die Systolen ergiebiger zu machen, und vor allen Dingen dabei den linken Ventrikel in seiner Arbeit zu beeinflussen. Aus Mangel an ausreichendem Material konnten bisher nur Tierversuche angestellt werden. Wieweit diese Substanz geeignet ist, die andern Herzmittel, besonders das Digitalis zu ersetzen, kann erst entschieden werden, wenn wir für klinische Zwecke grössere Mengen von reiner Substanz zur Verfügung haben werden. Unter diesen vielen Giftpflanzen, die uns zur Untersuchung übergeben wurden, scheinen sich noch manche Pflanzen zu befinden, die auch für andere Indikationen für die Pharmakologie wertvolle Produkte enthalten.

Zum Schluss möchte ich noch den Wunsch aussprechen, dass wir uns bei unsern diesbezüglichen Untersuchungen auch ferner der wertvollen Unterstützung der Kaiserlichen Kolonialabteilung zu erfreuen haben möchten. Ist doch die Flora unserer Kolonien reich an Giftpflanzen, und gehören doch heute noch, trotz des enormen Aufschwunges der synthetischen Chemie, reine Pflanzenprodukte, wie Chinin, Morphium u. a., zu den ersten Heilmitteln. Es ist daher die Hoffnung berechtigt, dass die in pharmakologischer Beziehung wenig untersuchte Pflanzenwelt unserer Kolonien noch einen reichen Schatz

an therapeutisch wirksamen und ökonomisch wertvollen Stoffen birgt, zu deren Hebung und Verwertung auch in Zukunft unsere Untersuchungen dienen sollen.

Ueber die wichtigsten Viehkrankheiten in den Tropen.

Von Dr. **Schilling**, Leiter der Abteilung für Tropenkrankheiten am Kgl. Institut für Infektionskrankheiten, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Aus dem Programm ersehe ich, dass nachträglich ein Vortrag über Rinderpest und Texasfieber angekündigt ist, ich werde mich deshalb auf die Besprechung der übrigen, für unsere Kolonien wichtigen Krankheiten der Haustiere beschränken können. Wir wollen mit einer Betrachtung über das ostafrikanische Küstenfieber beginnen.

Im November 1900 liess Cecil Rhodes etwa 1000 Stück Vieh aus Neu-Süd-Wales nach dem Eingangs-Hafen für Rhodesia, nach Beira, bringen, um sie als Zuchtvieh in Rhodesia zu verteilen. Diese Tiere konnten damals nicht sofort nach dem Innern gebracht werden, sondern mussten einige Tage in der Nähe von Beira auf die Weide getrieben werden. Plötzlich starb in dieser Herde eine Anzahl von Tieren, und auf Anordnung der Tierärzte wurden die übrigen so schnell als möglich per Eisenbahn nach Umtali gebracht. Diese Massregel erwies sich als ungeheuer folgenschwer: denn nicht nur die importierten Tiere gingen sämtlich zu Grunde, sondern von Umtali und Salisbury aus griff eine mörderische Seuche unter dem Vieh um sich. Die englischen Tierärzte hielten sie, was wirklich sehr verzeihlich ist, für einen aussergewöhnlich schweren Seuchengang des in Südafrika weit verbreiteten Texasfiebers oder Blutharnens der Rinder. In Anbetracht der grossen Gefahr für den Viehbestand von ganz Südafrika rief die Chartered Company Robert Koch zur Hilfe. Er konnte unterstützt von seinen Assistenten, Prof. Neufeld und Stabsarzt Dr. Kleine, schon nach wenigen Wochen berichten, dass es sich nicht um echtes Texasfieber, sondern um eine an der ganzen ostafrikanischen Küste, auch in unserm Küstenstreifen und in Zanzibar verbreitete Krankheit handele; er bezeichnete sie deshalb als Küstenfieber. Diese Krankheit ist verursacht durch ein sogen. „Piroplasma", einen Parasiten der roten Blutkörperchen. Sie können in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausstellung des Tropenhygienischen Instituts in Hamburg in der grossen Wandelhalle Photogramme dieses Parasiten sehen und ihn mit demjenigen des Texasfiebers vergleichen. Er unterscheidet sich von diesem durch die Stäbchen-, Komma- oder Ringform und durch seine Kleinheit. Das anatomische Bild der Erkrankung ist hauptsächlich charakterisiert durch Niereninfarkte und Schwellung und hämorrhagische Entzündung der Lymphdrüsen. Der Tod erfolgt gewöhnlich nach 8—13 Tagen, häufig an Lungenödem. Blutharnen kommt beim echten unkomplizierten Küstenfieber nicht vor. Ein wesentlicher Unterschied gegenüber dem Texasfieber besteht ferner darin, dass sich die Krankheit nicht einfach durch Einspritzung parasitenhaltigen Blutes künstlich bei Rindern wiedererzeugen lässt, was ja bei Texasfieber bekanntlich ohne Schwierigkeit gelingt. Koch kam deshalb auf den Gedanken, zum Zweck seiner Versuche genau die Verhältnisse, wie sie in der Natur vorkommen, nachzuahmen. Er hatte schon 1898 experimentell nachgewiesen, dass die Piroplasmose der Rinder der deutsch-ostafrikanischen Küste durch Zecken übertragen wird. Er sammelte also jetzt ebenso von fieberkranken Rindern reife weibliche Zecken, liess sie ihre Eier ablegen, und als aus diesen dann die kleinen, sechsbeinigen Larven auskrochen, setzte er diese auf einer Weidefläche aus. Als er nun gesunde Rinder auf diese Weide treiben liess, erkrankten sie und gingen an echtem Küstenfieber zugrunde. Eine der das Küstenfieber übertragenden Zeckenarten ist nach Lounsbury Rhipicephalus appendiculatus, von den Engländern einfach als braune Zecke bezeichnet. — Eine einmalige Impfung, auch mit beträchtlichen Mengen von Küstenfieberblut wird, wie erwähnt, ohne Reaktion vertragen. Eine zweite Impfung nach mehrtägiger Pause dagegen ruft einen ganz leichten Anfall mit Temperatursteigerung und positivem Parasitenbefund im Blute hervor. Einige von den so behandelten Rindern konnten darnach, ohne Schaden zu leiden, auf die infizierte Weide getrieben werden, waren also geschützt, andere hatten noch nicht genug Schutzstoffe entwickelt und erlagen der natürlichen Infektion. Koch setzte deshalb die Einspritzung von Küstenfieberblut bei den zu immunisierenden Rindern fort und empfahl schliesslich 6—7 Einspritzungen von je 5—10 ccm Blut in Abständen von je 14 Tagen. Diese Methode ist vollkommen gefahrlos, und es entwickelt sich danach eine haltbare Immunität. Allerdings tritt in den meisten Fällen diese Immunität erst nach mehreren Einspritzungen in hinreichender Stärke auf und erreicht ihre volle Höhe erst nach 4—5 Monaten.— Auch die Versuche mit Serum sind vom wissenschaftlichen Standpunkt aus sehr interessant. Es gelang Koch, durch wiederholte Einspritzungen grosser Dosen von

Küstenfieberblut in dem Serum der so behandelten Rinder Stoffe zu erzeugen, welche auf die Parasiten unmittelbar lösend einwirkten und auch, innerhalb der Incubationsperiode angewendet, in einigen Fällen die Tiere rettete. Aber dieses Serum hatte unglücklicherweise eine intensiv Blutkörperchen-lösende (hämolytische) Eigenschaft und war deshalb für praktische Zwecke ungeeignet. — Rinder aus Daressalam und Beira erwiesen sich als gegen die Rhodesia-Seuche immun, es muss also hier wie dort dieselbe Krankheit herrschen.

Nach dem Plane Kochs wurden grosse Mengen von Tieren, teils in seuchefreien Distrikten, teils innerhalb des Seuchengebiets geimpft. Von 3115 Rindern sog. „reiner" Herden ging kein einziges an der Krankheit oder an den Folgen der Impfung zugrunde. In bereits infizierten Herden trat während der Impfungs-Periode eine Sterblichkeit von etwa 10 Prozent auf. Dies muss im Vergleich zu den 90 Prozent Mortalität in nicht behandelten infizierten Herden als ein vorzügliches Resultat bezeichnet werden. Neben der Impfung kam auch auf Empfehlung Kochs eine sorgfältige Abtrennung der infizierten Herden und Einzäunen der Weideplätze in Anwendung. Man hat jetzt auch gelernt, dass scheinbar gesunde Rinder, die ja immer noch Parasitenträger sein können, ferner Hunde, Ziegen, Schafe, Pferde, Esel, Schweine, Strausse, infizierte Zecken mit sich bringen können; die Kap-Kolonie hat die Einfuhr dieser Tiere im Mai 1904 verboten.

Die Krankheit ist, wie gesagt, an der ganzen Ostküste verbreitet, und wenn ich einen Bericht des Herrn Veterinär-Rat Rickmann aus Deutsch-Südwestafrika von 1903, in welchem er den Blutbefund bei Fällen von Texasfieber in Deutsch-Südwestafrika beschreibt, richtig deute, so hat er auch dort die kleinen, ringförmigen Parasiten des Küstenfiebers gesehen. Aehnliche Parasiten wurden auch in Kamerun, ferner in Ägypten und besonders in den Kaukasusländern gefunden. Zahlreiche Gründe aber sprechen dafür, dass mindestens die ostafrikanische und die kaukasische Seuche zwei verschiedene Krankheiten seien. — Für unsere Kolonien, speziell für Ostafrika, können wir aus diesen Versuchen lernen, dass das bereits dort einheimische Küstenfieber von untergeordneter Bedeutung für den dortigen Viehbestand ist, der ja immun sein muss, dass aber Rinder aus andern Gebieten, z. B. aus dem Innern, aus Europa oder Südamerika, in solche Gebiete nicht ohne Gefahr eingeführt werden können. Denn es ist eine Tatsache, welche auch für das Texasfieber gilt und geradezu zur Entdeckung dieser Krankheit geführt hat, dass Gebiete mit diesen Krankheiten verseucht sein können, ohne dass Erkrankungen den Viehbesitzern auffallen. Die Tiere machen nämlich schon in frühester Jugend, ja, vielleicht schon in der Gebärmutter der Kuh die Krankheit durch, wie dies für Rinderpest nach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewiesen worden ist. Junge Tiere überstehen diese Krankheiten wesentlich leichter als erwachsene, und erwerben in früher Jugend eine aktive Immunität, welche durch wiederholte spontane Neuinfektionen durch Zecken wahrscheinlich auf Lebenszeit auf ihrer Höhe erhalten wird. Ein Charakteristikum dieser durch die sog. Piroplasmen hervorgerufenen Krankheiten aber ist es, dass die Krankheitserreger, wenn der akute Anfall überstanden ist, nicht im Organismus abgetötet und ausgeschieden werden, sondern sich anscheinend dauernd in dem Körper halten. Dass sie dabei nicht viel von ihrer Virulenz einbüssen, geht aus dem Umstand hervor, dass gelegentliche andere Erkrankungen, z. B. die Impfung gegen Rinderpest, in einem scheinbar ganz immunen Tier das Texasfieber wieder zum Aufflackern bringen. Solche Tiere bleiben also dauernd Parasitenträger, und Zecken oder andere stechende Insekten können jederzeit mit ihrem Blut auch den Erreger der Krankheit in sich aufnehmen, und zur Weiterentwickelung bringen. Werden nun in solche Herden, in welchen der Infektionstoff gewissermassen unter der Asche glimmt, frisch eingeführte Rinder hineingemischt, so erkranken diese Tiere an der Seuche, welche scheinbar an diesem Orte unter den einheimischen Rindern gar nicht vorkommt. Dies sind also die Gründe, weshalb für Einfuhr von fremdem Vieh in unsere Kolonien die Schutzimpfung gegen die dort latent herrschenden Krankheiten ein unbedingtes Erfordernis darstellen sollte.

Die Tatsache, dass Tiere, welche einen Anfall überstanden haben, nun dauernd Parasitenträger bleiben, scheint unter den durch Protozoen verursachten Krankheiten allgemeine Geltung zu haben. Wir wissen z. B. von der Malaria, dass sie nach langen Zeiträumen, längst nachdem der Patient die Tropen verlassen hat, plötzlich und unvermutet wieder aufflammen kann. Ähnliches gilt von der Tsetse-Krankheit oder Nagana. Wie wohl ziemlich allgemein bekannt sein dürfte, wird diese Krankheit verursacht durch ein geisseltragendes Protozoon, das Trypanosoma Brucei, das im Blute von Rindern und Pferden lebt, und namentlich die letztgenannten so gut wie ausnahmlos nach monatelangem Siechtum tötet. Auch hier begegnet uns an erster Stelle der Name Kochs. Aus dem bekannten Vortrag, den er hier in Berlin im November 1904 über die durch die sog. Trypanosomen, von denen Sie gleichfalls in der Ausstellung sogar lebende Exemplare sehen können, verursachten Krankheiten hielt, will ich nur die praktisch wichtigen Gesichtspunkte herausgreifen. Koch betont, dass die Tsetse-Fliege jederzeit an den scheinbar gesunden Rindern oder Pferden, welche aber trotzdem nach überstandenem Anfall Parasiten im Blut beherbergen können, neuen Infektionsstoff in sich aufnehmen könne. Aus diesem Grunde müssen nicht nur die Parasiten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

träger, zu denen allerdings auch die grossen Antilopenarten und Büffel gehören, unschädlich gemacht, am besten vernichtet werden, sondern auch Immunisierungsmethoden, bei welchen derselbe Zustand geschaffen wird, wie er sich nach dem Überstehen der natürlichen Erkrankung ergibt, werden von Koch verworfen. Während meines letzten Aufenthaltes in Togo habe ich mich wiederum mit der Immunisierung gegen Tsetse-Krankheit beschäftigt, und bin zu dem Resultat gekommen, dass es in der Tat gelingen kann, auf einem von Koch selbst angegebenen Wege zu einer Immunisierung wenigstens der Rinder zu gelangen, welche nicht neue Parasitenträger schafft, sondern bei welcher der Organismus des Rindes die Krankheitserreger so vollständig vernichtet, dass sie auch selbst durch Ueberimpfung grösserer Quantitäten von Blut eines so behandelten Rindes auf hoch empfindliche Tiere, z. B. auf Hunde, nicht mehr nachgewiesen werden können. Ich darf vielleicht aus meiner Veröffentlichung in dem deutschen Kolonialblatt einen allerdings vorläufig isoliert stehenden Versuch mitteilen. Ich hatte eine Anzahl von Rindern auf der Station Sokodé im Hinterland von Togo in der Weise vorbehandelt, dass ich von einem spontan erkrankten Pferde ausging, die Nagana-Parasiten mit seinem Blute auf Hunde übertrug, und sie dann in sog. Passagen von Hund zu Hund weiter impfte. Nach etwa 15 solcher Passagen wurden Rinder mit diesem Material dreimal innerhalb eines Monats injiziert. Bei den meisten von ihnen liessen sich kurz nach der Einspritzung vereinzelte Parasiten im Blut finden, die dann dauernd verschwanden, und nur mehr durch Ueberimpfung des Blutes auf empfängliche Tiere, z. B. Ratten oder Hunde, nachgewiesen werden konnten. Diese Rinder waren also noch Parasitenträger, blieben aber an ihrem Standort mit wenigen Ausnahmen dauernd gesund. Dadurch wurde aber eine gewisse Immunität erzielt, welche bei etwa 50 Prozent der Rinder genügte, um sie gegen die natürliche Infektion im Tsetse-Gebiet zu schützen. Diese Rinder liess ich mir nach der Küste kommen, dort nahm ich bei drei von ihnen eine zweite Impfung vor, mit Material, welches vom Pferde stammte, aber nur einmal durch den Hundekörper gegangen war. Nach einiger Zeit wurden diese Tiere in ein Tsetse-Gebiet geschickt, welches sich durch Vorversuche als höchst gefährlich erwiesen hatte. Nach ihrer Rückkehr nach meinem Aufenthaltsort Kpeme an der Küste, wurden sie wiederholt, zuletzt noch im März d. J., dadurch auf ihre Parasiten untersucht, dass ihnen etwa 40 ccm Blut entnommen und auf Hunde übertragen wurde. Bei zwei dieser Tiere war das Blut nicht mehr infektiös, bei einem Rind wurden durch diesen Versuch noch Parasiten nachgewiesen. Die Ueberimpfung einer solchen Quantität von Blut auf ein hoch empfängliches Tier ist nach unsern gegenwärtigen Kenntnissen beweisend für die Frage, ob

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Blut liefernde Tier noch Tsetse-Parasiten enthält oder nicht. Aehnlich verlief ein Versuch, die in Sokodé vorbehandelten Rinder mit Blut von einem spontan infizierten Rinde zum zweiten Male zu impfen: auch hier trat vollständige Heilung ein. Die ganze Herde ist im vorzüglichen Zustande. Ein Versuch im grösseren Massstabe ist zur Zeit noch im Gange, genauere Angaben seitens des Gouvernements über die Resultate stehen noch aus. Es gelingt also, durch wiederholte Impfungen mit Material von steigender Virulenz Rinder nicht bloss gegen Tsetse-Krankheit zu immunisieren, sondern auch ihnen solche Widerstandskräfte zu verleihen, dass der Rinderorganismus imstande ist, den Erreger der Krankheit vollständig abzutöten. Eine für die Bekämpfung der Nagana und wahrscheinlich auch anderer Protozoenkrankheiten höchst wichtige Tatsache hat Koch festgestellt, dass es nämlich bei Nagana Stämme von sehr verschiedener Virulenz gibt. Vielleicht gelingt es noch, auf diesen Unterschied ein Immunisationsverfahren aufzubauen, das den Forderungen Kochs entspräche.

Über die hochinteressanten therapeutischen Versuche von Ehrlich und Wendelstadt wird Ihnen später Herr Professor Wendelstadt selbst Mitteilungen machen. Erwähnen möchte ich noch die Versuche von Meyer; ihm ist es gelungen, durch künstliche Verdauung von Trypanosomen spezifische Stoffe zu gewinnen, die dann im Hundeorganismus wieder spezifische Präcipitine erzeugten. Auch dies scheint mir ein Weg zu sein, um eine Immunisierung gegen die Trypanosomen zu ermöglichen. Er hat den Vorteil, dass er nicht mit den lebenden Krankheitserregern, sondern mit ihren gelösten Körpern arbeitet, also keine Parasitenträger schaffen kann.

Jedenfalls beweisen meine Versuche, dass eine Immunisierung gegen Tsetsekrankheit auf dem von Koch angegebenen Wege der Abschwächung durch Tierpassagen möglich ist, und dass die Aufgabe, diese Methode noch weiter auszubauen, sie zu vereinfachen und sichere Resultate zu gewinnen, eine lohnende ist. Ich hoffe sehr, dass die Arbeit meines Freundes Stabsarzt Panse nicht durch den in Ostafrika ausgebrochenen Aufstand zunichte gemacht worden ist.

Während seines letzten Aufenthalts in Südafrika hat Koch auch die Pferdesterbe, welche in unserm südwestafrikanischen Schutzgebiet so viele Opfer fordert, in Angriff genommen und hat den Plan zu einer Immunisierungmethode ausgearbeitet. Es gelang ihm, ein Serum zu gewinnen, welches gegen die Krankheit schützt. Das Serum wird entnommen von Tieren, welche die Krankheit überstanden haben. Koch glückte es, eine Klippe, welche bis dahin allen Experimentatoren verderblich gewesen war, zu vermeiden. Bisher hatten nämlich gesalzene,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

d. h. durch Überstehen der Krankheit immune Tiere, auf spätere Einspritzung von Pferdesterbeblut ein Serum geliefert, welches zwar eine gewisse Schutzkraft besass, aber bei den damit behandelten Pferden eine schwere und oft tödliche Auflösung des Blutes (Haemolyse) hervorrief. Koch trieb durch wiederholte grosse Injektionen von Pferdesterbeblut die Immunität und damit die Schutzkraft des Serums gesalzener Pferde in die Höhe. Dieses Serum entbehrte glücklicherweise jener blutauflösenden Eigenschaft. Nun impfte er gesunde Pferde gleichzeitig mit einer sehr kleinen Dosis von Pferdesterbe-Virus (0,01 ccm), vier Tage darauf, noch ehe die Krankheitssymptome ausbrachen, spritzte er einem solchen Tier 100 ccm Serum auf derselben Seite wie beim ersten Male unter die Haut ein. Häufig folgte auf diese Einspritzung eine leichte Attacke der Krankheit. Diese lässt man vorübergehen, und gewöhnlich nach 12 Tagen kann eine zweite Impfung, zuerst mit der fünffachen Menge des Virus (0,05 ccm) aber nach viertägigem Zwischenraum nur mit der Hälfte des Serums vorgenommen werden. Die nächste Einspritzung nach weiteren 12 Tagen beträgt jetzt 0,2 ccm Virus und nach vier Tagen wieder 50 ccm Serum. Bei der vierten Einspritzung nach 12 Tagen wird 0,5 ccm Virus allein eingespritzt. Der viertägige Zwischenraum zwischen Virus und Serum hat sich als der geeignetste erwiesen, um eben eine milde Reaktion des Körpers hervorzurufen, welche zur Erzeugung der Schutzstoffe im Blute notwendig ist. Nach der vierten Impfung können noch weitere von steigender Virusmenge in Anwendung kommen. Koch selbst spricht die Hoffnung aus, dass die eben geschilderte Methode sich durch fortgesetzte Versuche noch werde vereinfachen lassen, so weit, dass sie in einem Monat bis sechs Wochen vollendet werden kann.

Hupfeld, Direktor der Pflanzungsgesellschaft Kpeme in Togo, Berlin, bestätigt Schillings Angaben, betreffend Togo, und sieht in den bisherigen Erfolgen, soweit sie sich derzeit überblicken lassen, bereits einen erheblichen wirtschaftlichen Wert. Er hält es für besonders wichtig, dass bei Impfung von Rindvieh und Pferden eine etwa verbliebene Empfänglichkeit für die Surrahkrankheit sich bald zeigt, ehe man menschliche Arbeit zum Anlernen der Tiere aufgewendet hat. Falls z. B. die nach Ablauf von drei Monaten noch lebenden geimpften Tiere dann auch bestimmt immun bleiben, so ist ein anfänglicher Verlust von 25 bis 30 Prozent der Tiere sehr wohl erträglich. Der Kpemeversuch sei nur insofern noch nicht ganz massgebend, weil es fraglich sei, wie sich die dort stehenden seinerzeit geimpften Tiere jetzt in verseuchtem Gebiet halten würden. Dies müssten weitere Versuche in Togo z. B. auf Agupflanzung, lehren. Empfiehlt folgende Resolution:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Die Reichsregierung unter Hinweis auf die hohe wirtschaftliche Bedeutung der Frage zu ersuchen, die Bereitstellung erheblicher Mittel zur Bekämpfung von Viehseuchen veranlassen zu wollen."

Pater **Witte,** Labbeck bei Xanten: Nicht als Sachverständiger habe ich mich zum Wort gemeldet, sondern als Interessent für die Erfolge auf dem Gebiete der Bekämpfung der Surrahkrankheit durch Herrn Dr. Schilling. Ich habe Gelegenheit gehabt, den Herrn Dr. Schilling in seiner Arbeit in Togo zu bewundern. Und ich will nicht unterlassen, im Namen der katholischen Mission, dem Herrn unsere Anerkennung auszusprechen!

Ich habe selbst vor fünf Jahren einen Versuch mit Viehzucht gemacht. Es war eine stattliche Herde, und wir knüpften daran die Hoffnung, die neue Mission auf eine etwas günstigere finanzielle Basis stellen zu können. Aber was geschah? Nach einem halben Jahre waren alle Tiere, bis auf drei, eingegangen. Sie werden verstehen, dass wir deshalb mit Interesse die Erfolge in Bekämpfung dieser Krankheit verfolgen, und den Herren zum Dank verpflichtet sind, die auf diesem Gebiete tätig sind. Ich kann deshalb auch der Resolution, die Herr Hupfeld in Vorschlag brachte, nur beipflichten.

Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander,** Berlin, empfiehlt dringend die Annahme der vorgeschlagenen Resolution, unter Hinweis auf den mehrmaligen Antrag des Gouverneurs, Graf Goetzen, an die Deutsche Kolonialgesellschaft, um Bereitstellung von 8000 Mark zur Fortführung der aussichtsreichen Arbeit Stabsarzt Panses in Sachen Nagana-Bekämpfung.

Die Zecken unserer Haustiere als Krankheitsüberträger.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. **W. Dönitz**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Es sind noch nicht 20 Jahre verflossen, seitdem Th. Smith, Kilborne und Salmon durch ineinandergreifende Arbeiten festgestellt haben, dass das Texasfieber durch einen in den roten Blutkörperchen der Rinder schmarotzenden tierischen Parasiten erzeugt und durch Zecken übertragen wird. Trotzdem haben sich die Arbeiten auf diesem ganz neuen Forschungsgebiet schon so gehäuft, dass es schwierig ist, die Uebersicht nicht zu verlieren. Es erscheint deshalb zweck-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässig, die sicheren Beobachtungen einmal zusammenzustellen und zugleich die Lücken zu bezeichnen, welche unser Wissen noch aufweist, zumal die ganze Angelegenheit in weiteren und selbst in interessierten Kreisen noch wenig bekannt ist. Es dürfte manchen überraschen, wenn er hört, dass man schon gegen 180 verschiedene Zeckenarten kennt, von denen allein 27 auf dem Rinde gefunden wurden. Dabei ist allerdings zu bedenken, dass die einzelne Art nicht auf einen bestimmten Wirt angewiesen ist, sondern auf den verschiedensten Wirbeltierarten schmarotzen kann, wo sie sich auf der Haut einbohrt und Blut saugt. Ist es doch bekannt, dass manche Argasiden, wie Ornithodorus- und Argasarten, die gewöhnlich an Geflügel leben, selbst den Menschen befallen, und dass gewisse Ixodiden, die gewöhnlich an Kaltblütern leben, schon an Rindern usw. gefunden wurden. Indessen bevorzugen doch manche Zeckenarten bestimmte Wirtstiere, so dass man z. B. Rhipicephalus sanguineus hauptsächlich auf dem Hunde findet, mit dem diese Art sich über die ganze Erde verbreitet hat.

Eine der merkwürdigsten Tatsachen, welche von den genannten amerikanischen Forschern, sowie von R. Koch in Ostafrika durch beweiskräftige Experimente festgestellt wurde, war die, dass die Zecken das Texasfieber nicht direkt, sondern erst durch Vermittelung ihrer Nachkommenschaft übertragen, so dass also die krankmachenden Keime durch die Eier der Zecken hindurchgehen müssen.

Eine zweite wichtige Tatsache, welche von Curtice gleichfalls in den Vereinigten Staaten gefunden wurde, ist die, dass die amerikanische Texasfieberzecke, welche er Boophilus bovis nannte, ihre ganze Entwickelung, zwei Häutungen einbegriffen, vom Ei bis zum reifen Tiere auf demselben Wirtstiere durchmacht.

Allen Zecken gemeinsam ist, dass das reife Weib das Wirtstier verlässt und seine Eier haufenweise, oft zu mehreren Tausend, in einem dunkeln Versteck ablegt, sei es an der Erde, unter Steinen, oder in Mauerritzen, unter locker sitzender Borke, hinter lockerem Kalkbewurf der Viehställe usw. Die aus dem Ei ausschlüpfenden sechsbeinigen Larven können direkt ein Wirbeltier aufsuchen, um sich von seinem Blute zu ernähren, wie das von Argasiden bekannt ist, oder, wie es die Ixodidenlarven tun, sie erklettern mit überraschender Behendigkeit Gräser oder Strauchwerk und besetzen die äussersten Spitzen der Blätter und Zweige, indem sie sich mit den beiden hinteren Beinpaaren festhalten und die Vorderbeine so ausstrecken, dass sie beim Vorüberstreifen eines Wirbeltieres sofort sich an diesem anheften können.

Danach muss die junge Zecke sich noch mehrmals häuten, gewöhnlich wohl zweimal. Durch die erste Häutung verwandelt sich die sechs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beinige Larve in die achtbeinige Nymphe, welche noch geschlechtslos ist, und diese geht durch eine weitere Häutung in das geschlechtsreife Stadium über.

Nun war von unserm einheimischen Ixodes ricinus bekannt, dass seine Larven und Nymphen, wenn sie sich vollgesogen haben, sich zur Erde fallen lassen, ein dunkles Versteck aufsuchen, und nach der dort erfolgten Häutung wieder an Gesträuch in die Höhe klettern, um von einem vorüberlaufenden Tiere sich abstreifen zu lassen. Deshalb erschien die Curticesche Behauptung, dass sein Boophilus bovis die ganze Entwickelung auf demselben Wirt durchmacht, gewissen Zoologen so ungeheuerlich, dass sie die Richtigkeit der Beobachtung bezweifeln und dagegen anführen, dass die Mundwerkzeuge der Larven viel zu klein seien, um die dicke Haut eines grösseren Tieres zu durchdringen; sie wären deshalb ausnahmslos auf kleine Tiere, wie Mäuse, Maulwürfe, Vögel usw. angewiesen, und erst die erwachsenen Zecken gingen an Hunde, Rinder usw. Man hat dabei nicht bedacht, dass die Zecken ein Gift absondern, welches beim Einbohren die Haut erweicht und zum Absterben bringt, was ihnen das Eindringen bis auf die blutführende Hautschicht erleichtert. Allerdings bedarf es gewöhnlich der Arbeit mehrerer Tage, bis die Zecke den Blutquell erbohrt hat.

Übrigens ist es eine Tatsache, dass sämtliche Entwickelungsstadien von Boophilus auf dem Rinde gefunden werden, und dass alle Entwickelungsstadien von Rhipicephalus sanguineus am Hunde gefunden werden, wie das die von Herrn Geh. Rat R. Koch und Herrn Stabsarzt Kleine in Afrika gemachten Sammlungen beweisen. Ich möchte noch hinzufügen, dass ich an zeckenbesetzten Stücken Rinderhaut, die ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Professor Gotschlich verdanke, den Nachweis führen kann, dass die Häutung von Boophilus in der Weise erfolgt, dass das Tier, während es noch festsitzt, die alte Haut an den Seiten und hinten sprengt, aus ihr hervorkriecht und seinen Rüssel sofort an Ort und Stelle wieder einbohrt, wo die Haut schon entzündet und weich ist. Gewöhnlich bleibt die alte Haut, die Exuvie, vermittelst der Haken des Rüssels in der Haut des Rindes stecken, so dass die Zecken grösstenteils von einer trocknen Schuppe, die dem voraufgehenden Stadium entspricht, bedeckt sind.

Damit dürften die Widersprüche gegen Curtices Beobachtungen erledigt sein.

Mit den Untersuchungen über die Krankheitsüberträger, die Zecken, gingen Hand in Hand solche, welche die Erreger des Texasfiebers, die Pirosomen oder Piroplasmen, betrafen, und dabei machte R. Koch die überraschende Entdeckung, dass in Afrika

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beim Rinde noch ein zweites Pirosoma vorkommt, das verheerende Seuchen erzeugt und alles fremde, zur Aufbesserung der einheimischen Rassen eingeführte Vieh vernichtet. Da die Krankheit an der Ostküste Afrikas weit verbreitet ist und von dort aus erst in das Innere verschleppt wird, so nannte sie R. Koch das Küstenfieber. Das Pirosoma des Küstenfiebers erzeugt nicht, wie dasjenige des Texasfiebers, Blutharnen beim Rinde. Zudem ist es wesentlich kleiner als der Texasparasit und kann für eine Jugendform desselben genommen werden; eine Täuschung, der man um so leichter verfällt, wenn dasselbe Stück Vieh von beiden Parasitenarten infiziert ist und an Haemoglobinurie, dem Symptom des Texasfiebers, leidet, während man im Blute vielleicht nur die Parasiten des Küstenfiebers findet. Es ist das grosse Verdienst Kochs, hier Klarheit geschafft zu haben.

Nun blieb noch die Frage nach dem Überträger des Küstenfiebers zu lösen. Dass es eine Zecke sein würde, durfte man von vornherein annehmen; aber die Spezies war noch zu bestimmen. Zunächst musste an die Texasfieberzecke gedacht werden, wobei gleich erwähnt sein mag, dass es in Afrika deren zwei gibt, nämlich Boophilus australis (wahrscheinlich identisch mit Boophilus annulatus und Boophilus bovis) und Boophilus decoloratus. Im Innern Afrikas ist bisher nur decoloratus angetroffen worden, während an der Ostküste beide Arten zusammen vorkommen, mit Überwiegen des australis, der wohl mit fremdem Vieh eingeschleppt ist und im Begriff steht, die einheimische Art zu verdrängen. In Rhodesia, wo Koch arbeitete, gibt es nur B. decoloratus, und demgemäss wurden die ersten Versuche mit dieser Art angestellt, und hatten in fünf Fällen Erfolg, laut mündlicher Mitteilung. Unterdessen experimentierte Lounsbury, der Staatsentomologe der Kapkolonie, mit einer andern afrikanischen Zecke, dem Rhipicephalus appendiculatus, welche zu jenen Arten gehört, die vor der Häutung das Wirtstier verlassen. Die Versuche mussten in ähnlicher Weise, wie der bekannte Kochsche Texasfieberversuch, angestellt werden; deshalb sei dieser hier kurz erwähnt.

Ende November 1897 entnahm R. Koch in Daressalam von einem schwer erkrankten Rinde, welches Pirosomen im Blute hatte, eine Anzahl reifer Zecken von der Art Boophilus australis und liess sie ihre Eier ablegen, aus welchen während ihres Transports nach Kwei die Larven auskamen. Diese wurden auf zwei gesunde Rinder aus dem Innern gesetzt, welche niemals mit Texasfieber in Berührung gekommen waren. Nach 23 Tagen fanden sich zum ersten Male bei der Blutuntersuchung dieser Rinder die Parasiten des Texasfiebers. Zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontrollrinder, welchen man Larven angesetzt hatte, die von Zecken gesunder Rinder abstammten, blieben dauernd frei von solchen Parasiten.

Dadurch war einwandfrei bewiesen, dass das Texasfieber durch Zecken übertragen wird, und zwar nicht direkt, sondern durch ihre Nachkommenschaft, indem der Parasit durch das Ei hindurchgeht. Hieraus erklärt sich auch die in Nordamerika gemachte Beobachtung, dass Wege, auf denen mit Zecken behaftetes Vieh aus den Südstaaten getrieben wurde, unbeschadet vier bis sechs Wochen lang von gesundem Vieh benutzt werden können, weil so viel Zeit vergeht, bis die gefahrbringende Nachkommenschaft der Zecken vorhanden ist.

Analoge Versuche also hat Lounsbury 1903 für das Küstenfieber mit Rhipicephalus appendiculatus angestellt. Die Übertragung durch Larven, welche man aus den im Glase abgelegten Eiern gewonnen hatte, gelang hier nicht; dagegen glaubt Lounsbury die Krankheit erzeugt zu haben, wenn er Larven oder Nymphen von kranken Tieren nahm und sie nach der Häutung dem gesunden Vieh ansetzte. Es genügte dazu sogar nur eine einzige Zecke. Demnach ginge beim Küstenfieber der Keim nicht durch das Ei hindurch, was gegenüber dem Texasfieber sehr auffällig ist, um so mehr, als von einer Piroplasmose des Schafes bekannt ist, dass der Parasit, wie beim Texasfieber, auch durch das Ei hindurchgeht. Diese unter dem Namen Carceag in Rumänien bekannte, aber weit darüber hinaus verbreitete Schafkrankheit ist von Motas näher untersucht worden, wobei manches Neue zutage gefördert wurde.

Die in Frage kommende Zecke ist Rhipicephalus bursa, eine in Südeuropa vorkommende Art. Motas liess die von den kranken Schafen abgelesenen Zecken Eier ablegen und setzte die daraus gewonnenen Larven unter den nötigen Vorsichtsmassregeln gesunden Schafen an. Nach etwa acht Tagen häuteten sie sich, merkwürdigerweise, ohne ihren Wirt zu verlassen, ja, ohne auch nur den Rüssel, wie Motas angibt, aus der Haut herauszuziehen, indem sie einfach die alte Haut an Ort und Stelle abwarfen. Mir scheint aber dieser Vorgang nicht richtig beobachtet zu sein, denn bei der Häutung muss auch die Haut des Rüssels abgestreift werden. Der Rüssel ist wahrscheinlich aus seiner alten, steckengebliebenen Chitinhülle herausgezogen und unmittelbar daneben wieder eingebohrt worden, wie ich das vorher von Boophilus angegeben habe. Auch das ist schon auffallend genug, denn Rhipicephalus bursa gehört zu der Gruppe von Zecken, welche vor den Häutungen ihren Wirt verlassen. Tatsächlich fällt auch diese Art vor der zweiten Häutung ab, wie Motas selber beobachtet hat. Nahm man nun vollgesogene Nymphen ab, liess sie sich im Glase häuten und setzte sie gesunden Schafen an, so erkrankten diese an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Piroplasmosis, dem Carceag. Dagegen blieben diejenigen Schafe gesund, an welchen nur Larven und Nymphen vorher Blut gesogen hatten. Sie waren deshalb aber nicht immun, denn sie liessen sich infizieren, wie andere gesunde Tiere.

Diese Experimente scheinen zu lehren, dass der Parasit während der Entwickelung der Zecke auch selber gewisse Entwickelungen durchmacht, die vielleicht der Entwickelung der Malariaplasmodien im Körper der Anophelesmücken an die Seite zu stellen sind.

Auf Grund dieser Erfahrungen würden auch die Versuche mit der europäischen Haemoglobinurie der Rinder wieder aufzunehmen sein. Das Pirosoma unserer Rinder sieht dem des Texasfiebers zum Verwechseln ähnlich, wird aber durch andere Zecken übertragen, denn im mittleren Europa, bis nach Finnland hinauf, wo diese Piroplasmosis vorkommt, gibt es keinen Boophilus, und es kann, in den nördlichen Bezirken wenigstens, keine andere Zecke als der bekannte Holzbock, Ixodes ricinus, die Krankheit vermitteln. In Südeuropa dagegen ist Boophilus australis eine der häufigsten Arten, welche dort auch die Winter überdauert, während sie in den nördlichen Gebieten der Vereinigten Staaten im strengen Winter zugrunde geht. Deshalb würde man in Südeuropa sehr wohl mit echtem Texasfieber experimentieren und die Frage entscheiden können, ob es auch durch Ixodes ricinus oder andere nördlichere Arten übertragbar ist. Man sollte meinen — nein, denn in Nordamerika ist das Texasfieber scharf an die Verbreitungszone des Boophilus gebunden und hat sich nirgend einnisten können, wo diese Zecke den Winter nicht verträgt, während andere Arten gut gedeihen. Daraus würde sich die Artverschiedenheit der Parasiten des Texasfiebers und der mitteleuropäischen Haemoglobinurie ableiten lassen.

Dieselben Erwägungen würden Geltung haben für die Piroplasmose der Hunde, die zuerst in Italien von Piana und Galli Valerio richtig erkannt worden ist, aber auch in Frankreich und durch ganz Afrika hindurch bis zum Kap vorkommt und die Hunde ikterisch und anämisch macht. Am Kap wird von Robertson und von Lounsbury die weit verbreitete Zecke Haemophysalis Leachi, die hauptsächlich am Hunde vorkommt, als Krankheitsüberträger bezeichnet, während Nocard und Motas in Frankreich zu ihren Versuchen eine andere Art, Dermacentor reticulatus, mit Erfolg benutzt haben. Beide Arten gehören wohl zu der Gruppe, welche ihre Häutungen nicht auf dem Wirtstiere durchmachen. — (Auf andere Tiere liess sich die Krankheit durch intravenöse Injektion parasitenhaltigen Blutes nicht übertragen.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage also, ob dasselbe Pirosoma in verschiedenen Arten von Zecken gedeiht, ist noch nicht hinlänglich geklärt. Zwar wissen wir schon, dass das Texasfieber durch zwei Arten des Genus Boophilus vermittelt wird, aber diese beiden Arten stehen einander so nahe, dass der beste Kenner der Zecken, Prof. Neumann in Toulouse, sie nur für Varietäten derselben Art hält. Boophilus decoloratus hat nur sechs Längsreihen von Zähnen am Rüssel, Boophilus annulatus (australis) dagegen acht, und die Männchen unterscheiden sich noch durch geringfügige Verschiedenheiten in der Form gewisser chitinöser Hautverdickungen, der sogenannten Analplatten. Dagegen sind die andern Zeckenarten, die hier in Frage kommen, ganz auffallend verschieden; so beispielsweise Rhipicephalus simus, Evertsi und capensis, welche in grossen Mengen am Rinde gefunden und neben Rh. appendiculatus von den Forschern am Kap wegen des Texasfiebers verdächtigt werden. Mit Hyalomma aegyptium, der häufigsten Rinderzecke, sind die Übertragungsversuche nicht gelungen, indessen setzt die Lebensweise dieser Art dem Experimentieren gewisse Schwierigkeiten entgegen, da das Hyalomma erst geschlechtsreif an das Rind geht. Auf welche Tiere seine Jugendformen angewiesen sind, ist noch nicht bekannt. Vielleicht sind es Kaltblüter, denn die Art ist öfter an Schildkröten gefunden worden. Herr Geh.-Rat Koch teilt mir mit, dass er Nymphen von Hyalomma aegyptium an den Augenlidern eines Falken und anderer Vögel, welche im Grase lebten, gefunden habe.

Nun drängt sich von selbst die Frage auf, wie kann man sich gegen diese Piroplasmosen schützen? Die Verluste, welche sie bedingen, beziffern sich so hoch, dass man selbst vor sehr kostspieligen Methoden der Bekämpfung nicht zurückschrecken darf.

Die bei der Bekämpfung der Malaria des Menschen so bewährte Methode der Chininbehandlung lässt sich nicht nachahmen, weil wir noch kein Heilmittel der Piroplasmosen kennen. — Die Immunisation der Herden ganzer Distrikte, oder auch nur des einzuführenden Zuchtviehes, lässt sich zwar mit Vorteil durchführen, hat aber das Bedenken, dass die mit lebenden Parasiten immunisierten Rinder ihre Parasiten nicht wieder aus dem Blute verlieren und daher eine stete Quelle der Ansteckung für nicht vorbehandeltes Vieh bilden. So ist beispielsweise bekannt, dass das Blut eines Rindes, welches sieben Jahre vorher das Texasfieber überstanden hatte, noch ansteckungsfähig war. Wenn aber Theiler jetzt behauptet, dass der Küstenfieberparasit mit der Zeit aus dem Blute verschwindet, so darf man das Bedenken nicht unterdrücken, dass dieses Resultat dadurch vorgetäuscht sein könnte, dass die Prüfung der Immunität sowie der In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fektiösität des Blutes gerade beim Küstenfieber der besonderen Schwierigkeit begegnet, dass die Krankheit nicht durch einmalige direkte Einspritzung von krankem Blute übertragbar ist, und dass, wie es scheint, selbst wiederholte Einspritzungen nicht ganz sicher sind. Die Frage bedarf also noch der weiteren Prüfung, und für das Texasfieber würde auch nichts gewonnen sein, wenn, was gewiss wünschenswert wäre, Theiler im Rechte bliebe. Man muss sich also nach andern Hilfsmitteln umsehen.

In den Vereinigten Staaten hat man verstanden, die Nordstaaten zunächst gegen die alljährlich durch das eingeführte Schlachtvieh wiederkehrende Einschleppung des Texasfiebers zu schützen, indem man die nördliche Grenze des Verbreitungsgebiets des Boophilus von einem Ozean zum andern feststellte, den Übertritt kranken Viehes erschwerte und vor allen Dingen die Einfuhr zeckenbehafteter Rinder aus den Südstaaten verbot. Daraus entwickelte sich die Methode, das Vieh vor dem Transport über diese Grenze durch medikamentöse Bäder von den Zecken zu befreien, und man scheint jetzt zu dem Versuche übergegangen zu sein, grössere Gebiete in den Südstaaten durch Arsenikbäder überhaupt von Boophilus zu befreien. Auch vom Kap her werden diese Bäder empfohlen, selbst gegen die Zecken des Küstenfiebers. Man wiederholt die Bäder alle vierzehn Tage, bis man die Zecken vertilgt hat. Es werden zwar die in den äusseren Gehörgängen immer reichlich angesiedelten Zecken voraussichtlich der Wirkung der Bäder entgehen, doch ist bei diesem Vorgehen eine wesentliche Verminderung der Zecken sicher, und eine gänzliche Ausrottung bestimmter Arten auf beschränktem Gebiete wohl nicht ausgeschlossen, und damit würden auch die Piroplasmosen allmählich unterdrückt werden.

Nun gibt es noch eine andere Gruppe von Krankheiten, welche durch Zecken übertragen werden; es sind die Spirillosen, deren Parasiten, die Spirillen oder besser Spirochaeten, winzige, korkzieherartig gewundene Fädchen darstellen, die nicht in den Blutkörperchen, sondern ausserhalb derselben in der Blutflüssigkeit, dem Plasma des Blutes, leben. Eine derartige Krankheit kommt beim Menschen vor, nämlich das Rückfallfieber, die Febris recurrens. In Europa wird als der Überträger ein Insekt, die Bettwanze bezeichnet. In Afrika dagegen ist es eine Zecke, wie englische Forscher und R. Koch übereinstimmend bezeugen. Unter unsern Haustieren leiden besonders das Huhn und die Gans an Spirillosen. Die betreffenden Zecken gehören zu der besonderen Gruppe der Argasiden, von denen Argas persicus und andere Argas-Arten oder Varietäten als Krankheits-Ueberträger für das Geflügel, Ornithodorus Savignyi und moubata für den Menschen bekannt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sind. Diese Tiere benehmen sich ihren Opfern gegenüber ungefähr so wie die Wanzen, und sind auch ihrer äusseren Erscheinung wegen öfter als Wanzen bezeichnet worden. So ist die persische Wanze oder die Wanze von Mianah nicht etwa ein Insekt sondern eine Arachnide, nämlich der genannte Argas persicus. Sie gehen nur des Nachts an ihr Opfer, um Blut zu saugen, und verstecken sich bei Tage. Sobald das Blut verdaut ist, gehen sie von neuem auf Nahrung aus, und da sie Jahre lang leben können, wie Lounsbury angibt, so werden sie für Vieh und Menschen eine schwere Plage, abgesehen davon, dass sie jene lebensgefährlichen Krankheiten übertragen. Die Eier werden nicht auf einmal, sondern schubweise abgelegt, und zwischendurch geht das Weibchen immer wieder auf die Suche nach Blut. *)

Die Lebensweise des südafrikanischen Argas persicus hat Lounsbury eingehender beschrieben, doch dürfte das hier Mitgeteilte genügen.

Um sich gegen die Spirillose der Hühner zu schützen, hat man in Australien und am Kap versucht, die Zecken des Nachts von den Hühnern dadurch fern zu halten, dass man die Sitzstangen isolierte oder an ihnen Hindernisse anbrachte, welche die Argas nicht zu überwinden vermochten. Das einzig durchgreifende Mittel ist aber: Vernichtung der Zecken. Vor allen Dingen muss ihnen die Möglichkeit genommen werden, sich zu verstecken, durch Verstreichen aller Fugen und Ritzen und durch Erneuerung des schadhaften Kalkbewurfes. Der Inhalt der Nester und der Brutkästen, worin sich die Zecken ganz besonders zu verstecken lieben, muss von Zeit zu Zeit verbrannt werden. Diese Fürsorge muss sich auch auf die Nachbarschaft der Stallungen erstrecken, vor allem auf Zäune und Bäume mit locker sitzender Rinde. Ausserdem aber muss man die Zecken direkt zu töten versuchen. In kleinen Betrieben ist man zum Ziele gekommen, indem man die Zecken den Hühnern des Nachts zu wiederholten Malen absuchte. Doch das ist sehr mühselig. Medikamentöse Bäder sind noch wenig versucht worden, weil man den Hühnern mehr zu schaden fürchtet als den Zecken. Oelige Substanzen, die man versprüht, wirken nur, wenn es gelingt, die beiden grossen Stigmen der Tracheen der Zecken zu verschmieren. Dazu muss man aber jede einzelne Zecke mit dem Spray treffen, was nicht immer gelingen wird. Am empfehlenswertesten dürften

*) Das Rückfallfieber kann, wie R. Koch schon früher gezeigt hat, direkt durch Blutinjektion auf Affen übertragen werden. Jetzt haben Dutton und R. Koch unabhängig voneinander gefunden, dass Affen auch durch Zecken, also auf dem natürlichen Wege, infiziert werden können. Weiter aber hat R. Koch die Spirochaeten im Ei der Zecke Ornithodorus moubata nachgewiesen, und zwar unter Umständen, dass eine Vermehrung dieser Parasiten im Ei anzunehmen ist. Die Nachkommenschaft der Zecken, die Rückfallfieberblut gesaugt hatten, erwies sich auch für Affen infektiös.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Räucherungen sein, die im Stalle vorgenommen werden, wenn die Hühner draussen sind. Auch die Stichflamme ist schon mit Erfolg gegen die Verstecke gerichtet worden. Wenn man die Ställe gut dichten kann, möchte ich empfehlen, Schwefelkohlenstoff verdunsten zu lassen, bemerke aber dazu, dass diese Dämpfe explosiv sind. Bei dem Hantieren mit diesem Stoff muss jede Art von Feuer, auch die glimmende Zigarre oder Tabakspfeife ferngehalten werden. Auch das Einpudern der Ritzen und der Hühner selber mit Insektenpulver ist zu empfehlen. Man kann leicht die Beobachtung machen, dass bei so behandelten Hühnern alles Ungeziefer unruhig wird und umherkriecht, und dann von den Hühnern aufgepickt wird.

Hiermit ist das, was wir über die Lebensweise derjenigen Zecken wissen, welche schwere Seuchen der Haustiere übertragen, erschöpft. Von einer analogen Krankheit beim Menschen, die man in einer gewissen Gegend des Felsengebirges entdeckt zu haben glaubt, will ich nicht weiter reden, weil man in den Vereinigten Staaten selber der Sache nicht traut und die Krankheit vielmehr für Malaria hält.

Unser Wissen hat aber in anderer Beziehung noch grosse Lücken. Ueber die Lebensgeschichte der betreffenden Parasiten sind wir noch recht mangelhaft unterrichtet, und über ihren Durchgang durch die Eier der Zecken wissen wir noch gar nichts. Hier eröffnet sich noch ein weites, lohnendes Arbeitsgebiet.

Prof. Dr. **Fritsch,** Gr.-Lichterfelde, macht darauf aufmerksam, dass bei den Angriffen des Argas persicus auch die lokalen Erscheinungen eine hervorragende Rolle spielen. Sie äussern sich als lebhafte Entzündungen, die je nach der Empfindlichkeit der Personen, sich mit Lymphangitis kombinieren und häufig langwierige Eiterungen mit Ausgang in hypertrophische Narben im Gefolge haben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ueber pharmako-therapeutische Bekämpfung der Trypanosomen-Krankheiten.

Von Professor Dr. **Wendelstadt,** Assistent am Pharmakologischen Institut, Bonn.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Trypanosomen sind Flagellaten, welche im Blute verschiedener Tierarten leben. Wir unterscheiden mehrfache Formen, von welchen einige für ihre Wirte unschädlich sind, andere die Tiere, bei denen sie eingedrungen sind, in mehr oder weniger kurzer Zeit zu Grunde richten. Zu den letzteren gehören die Nagana-Trypanosomen, welche von der Tsetse-Fliege übertragen werden und die Erreger des Mal de Caderas. Beide veranlassen unter dem Viehbestande in einzelnen südlichen Ländern verheerende Seuchen. Da es wohl aussichtslos sein dürfte, den Versuch zu machen, die Insekten, welche als Überträger der Krankheit angesehen werden, zu vernichten, so müssen wir suchen, das Vieh selbst gegen die Infektion immun zu machen, und die Trypanosomen, wenn sie sich einmal entwickelt haben, im Tierkörper zu vernichten. Die Versuche einer Immunisierung sind schon zu schönen Erfolgen gelangt. Da neben andern Forschern auch R. Koch und seine Schüler sich mit dieser Frage intensiv beschäftigen, so dürfen wir auf einen weiteren Ausbau hoffen. Auf die angewandten Methoden und die Art der Erfolge kann ich heute hier nicht näher eingehen.

Die Lösung der zweiten Aufgabe, der Bekämpfung der Trypanosomen, nachdem sie sich im Tierkörper entwickelt haben, ist durch die Einführung von Arzneimitteln versucht worden.

Bei dem Mal de Caderas ist es P. Ehrlich gelungen, Heilungen von infizierten Mäusen herbeizuführen. Diese schönen Erfolge erzielte er mit einem Farbstoffe, den er zusammenstellte und dem er den Namen „Trypanrot" gab. Ehrlich und Shiga, welche die Arbeit zusammen veröffentlichten, sind die ersten, denen eine Heilung des Mal de Caderas durch Arzneimittel gelungen ist. Der Farbstoff, der in so hervorragender Weise das Mal de Caderas günstig beeinflusst, ist weniger wirkungsvoll gegenüber den Nagana-Trypanosomen. Gegen diese hat Laveran, neben menschlichem Serum, Arsenik und in letzter Zeit Arsenik mit Ehrlichschem Trypanrot versucht. Eine Verlängerung der Lebensdauer wird durch die Behandlungen herbeigeführt, aber keine Heilungen. Die Nagana-Trypanosomen treten immer wieder in Mengen auf, und schliesslich geht das Versuchstier zugrunde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Gemeinschaft mit Fräulein Fellmer habe ich eine Reihe von Substanzen erprobt, auf ihre Wirkung gegen einen Stamm von Nagana-Trypanosomen, der mir von dem Institut für Infektionskrankheiten freundlichst überlassen wurde. Geringe lebenverlängernde Wirkungen zeigten einige der untersuchten Mittel, beachtenswert erschienen aber zunächst nur die Erfolge mit Malachitgrün. Dies ist ein Farbstoff, dessen Wirkung gegen Bakterien längst bekannt ist. Er wirkt stark abtötend auf Nagana-Trypanosomen ein, so dass dieselben nach der Behandlung mit demselben auf einige Zeit aus dem Blute erkrankter Ratten verschwinden. Die Flagellaten treten aber immer wieder auf, und eine Heilung gelingt nicht. Bei weiteren Versuchen schien das Brillantgrün der Badischen Anilin- und Soda-Fabrik in Ludwigshafen dem Malachitgrün in der Sicherheit der Wirkung überlegen zu sein. Beide Substanzen sind Anilinfarben und gehören zur Gruppe der Triphenylmethan-Farbstoffe. Sie sind beide frei von Arsenik. Das von uns benutzte Brillantgrün ist nach Auskunft der Fabrik das „schwefelsaure Salz". Meine Versuche mit ihm sind noch nicht abgeschlossen. Ich glaube aber doch nach dem bisher Erreichten berechtigt zu sein, auf seine Wirkungen hinzuweisen. Jeder, auch der kleinste Beitrag, der uns in der wichtigen Frage der Bekämpfung der Trypanosomen fördern kann, dürfte willkommen sein.

Das Brillantgrün haben wir in einer wässerigen Lösung subkutan und intraperitoneal den Versuchstieren beigebracht. Zur subkutanen Injektion nahmen wir 1 ccm einer 0,5 prozentigen Lösung, zur intraperitonealen 1 ccm einer Lösung von 1 : 2000 bis 2500. Wir haben diese Dosierung als die beste herausgefunden. Das Brillantgrün hat ebenso wie das Malachitgrün die unangenehme Nebenwirkung, in der Haut lokale Nekrosen und im Peritoneum schlimme Reizungen zu machen. Die intraperitoneale Anwendung haben wir deshalb bald wieder verlassen. Ich bin damit beschäftigt, zu versuchen, ob sich diese Nebenwirkungen nicht ausschalten lassen.

Wenn einer Ratte, deren Blut ganz mit Nagana-Trypanosomen überschwemmt ist, und deren Tod in ein bis zwei Tagen sicher eintreten würde, eine Einspritzung von Brillantgrün gemacht wird, so sind nach 24—30 Stunden die Trypanosomen aus dem Blute meist ganz verschwunden. Es gelingt dann nicht mehr, in Blutausstrichen Trypanosomen nachzuweisen. Wir benutzten zur Untersuchung die Giemsa'sche Färbung. Dieser Erfolg ist ein fast absolut sicherer, wie sich in vielen hundert Versuchen gezeigt hat. Mit diesem Verschwinden der Flagellaten aus dem Blute ist aber eine Heilung nicht erreicht. Die Trypanosomen treten nach einigen Tagen wieder auf. Bekämpft man sie dann wiederum mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Brillantgrün, so kann man durch fortgesetzte weitere Behandlung eine Verlängerung des Lebens einer Ratte bis zu 80 Tagen herbeiführen, während die unbehandelten Ratten regelmässig in sechs Tagen sterben.

Wird die Versuchsanordnung etwas geändert, und macht man die zweite und die weiteren Brillantgrüneinspritzungen, ehe die Trypanosomen wieder im Blute auftreten, so kann man das Wiedererscheinen so lange hinausschieben, wie die Ratte die Injektionen verträgt. Muss wegen der Nekrosen die Behandlung unterbrochen werden, so treten nach sechs bis sieben Tagen die Trypanosomen wieder auf.

Bei Infektion mit Nagana-Trypanosomen wird immer eine sehr starke Milzschwellung beobachtet. Durch unsere Behandlung wird die Milz immer auf ihre normale Grösse zurückgebracht.

Ob das Brillantgrün als solches die Wirkungen gegen die Trypanosomen herbeiführt, oder ob einem der Komponenten, aus denen sich das schwefelsaure Salz zusammensetzt, auch isoliert der Einfluss zukommt, das ist eine Frage, die ich noch durch weitere Versuche entscheiden muss.

Eine Kombination von Brillantgrün mit andern Stoffen, namentlich mit dem von Laveran angewandten Arsenik, lag nahe. Wir haben dadurch unsere Resultate verbessert. Eine oder zwei Einspritzungen machten wir mit dem Farbstoffe und gaben dann eine Zeit lang täglich je 1 mg Arsenik. Das Blut der Ratten blieb so lange frei von Trypanosomen, wie wir die Arsenik-Behandlung fortsetzten. Hörten wir damit auf, so traten bald wieder die Flagellaten auf und richteten die Ratte zu Grunde.

In der Zeit, während der das Blut einer infizierten Ratte nach Brillantgrün- — Arsenik- — Einspritzungen frei von Trypanosomen war, gelang es uns, Überimpfungen von Blutmengen bis zu 2 ccm von der behandelten Ratte auf eine normale zu machen, ohne dass diese erkrankte. Das Blut ist also zu gewissen Zeiten nach der Behandlung frei von fortpflanzungsfähigen Trypanosomen. Die Zeiten, an welchen diese unschädliche Ueberimpfung möglich ist, haben wir in Tabellen festgelegt, die demnächst in der Zeitschrift für Hygiene veröffentlicht werden.

Eine sehr interessante Beobachtung wurde bei diesen Uebertragungen des Blutes gemacht. Bei einigen Ratten, welchen das unschädliche Blut injiziert wurde, traten nach 2—3 Wochen in dem mikroskopischen Bilde des Blutausstriches Trypanosomen auf, die, ohne sich weiter zu entwickeln, wieder verschwanden. Es waren unzweifelhaft Trypanosomen, die sich entwickelt hatten, es fehlte ihnen aber die Fähigkeit sich zu vermehren. Mit dem Blute der behandelten Ratte, in welchem sich keine Trypanosomen nachweisen liessen, waren offenbar einzelne Ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wickelungskeime mit übertragen worden, die zwar auswachsen, sich aber nicht mehr weiter vermehren konnten. Diese Flagellaten, welche wieder aus dem Blute ohne Behandlung verschwinden, färben sich weniger scharf als die normalen, und man kann sie nach ihrem ganzen Aussehen als Trypanosomen-Schatten bezeichnen.

Wenn wir mit den ersten Einspritzungen so lange warteten, bis das Blut einer Ratte mit Krankheitserregern überschwemmt war, was am vierten Tage nach der Infektion eintritt, so konnten wir keine Heilung erreichen. In der letzten Zeit ist es uns aber gelungen, eine Ratte zu heilen, bei der wir schon am zweiten Tage nach der Infektion mit der Behandlung einsetzten. Sie erhielt drei Brillantgrün- und danach dreizehn Tage lang täglich eine Arsenik-Injektion. Die Ratte wurde am 7. August injiziert, bis zum 27. August behandelt und lebt heute noch ganz gesund ohne Trypanosomen im Blute. Wir hatten uns überzeugt, dass die Infektion angegangen war. Die Kontrolltiere starben am sechsten Tage. Diese Versuche werde ich in der nächsten Zeit fortsetzen. An einem grösseren Materiale muss auch untersucht werden, ob nicht durch eine solche Heilung eine Immunität erreicht werden kann.

Mit Brillantgrün-Injektionen vor der Infektion konnte einmal Schutz erreicht werden. Nach zweimaliger Einspritzung des Grüns haben wir vier Ratten zwei Tage nach der zweiten Injektion mit Nagana-Trypanosomen infiziert. Sie blieben gesund. Warteten wir mit der Infektion länger nach der Brillantgrün-Behandlung, so ging sie an. Eine Immunität wurde bei den gesund gebliebenen Ratten nicht hervorgebracht, wenigstens zeigte sich keine bei einer zweiten Infektion nach sechs Wochen. Ob sie vielleicht in der Zwischenzeit vorübergehend vorhanden war, müssen weitere Versuchsreihen erst entscheiden. Für kurze Zeit scheinen prophylaktische Brillantgrün-Einspritzungen zu nutzen, aber keineswegs regelmässig.

Ausser den Ratten haben wir einen Rhesus-Affen mit Nagana infiziert und mit Brillantgrün und Arsenik behandelt. Am 14. Januar dieses Jahres impften wir ihm Trypanosomen ein, die rasch zu reichlicher Entwickelung kamen. Der Affe wurde jedesmal wieder behandelt, wenn sich zahlreiche Flagellaten in seinem Blute zeigten, und er einen schwer kranken Eindruck machte. Bis heute, über acht Monate lang, hat er die Infektion überlebt. Am 2. August wurde er zuletzt injiziert. Leider hustet der Affe in der letzten Zeit, so dass ich fürchte, dass er an einer Lungenerkrankung sterben wird. Mehrfach beobachteten wir bei ihm, dass Trypanosomen in geringer Zahl auftraten und nach 24 Stunden wieder verschwunden waren. Wir haben von ihm in der Zeit, wenn das Blut frei erschien, häufig Ueberimpfungen auf Ratten gemacht und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dabei einige Male keine Infektion herbeigeführt, auch wenn wir bis zu 1 ccm Blut übertrugen. Im Anfange entstanden nach den Injektionen von Brillantgrün bei dem Affen Abszesse, später zeichneten sich die Stellen durch Haarausfall ab. Die Haare sind in der letzten Zeit wieder gewachsen.

Die bisher mit Arzneimitteln bei der Bekämpfung der Nagana-Trypanosomen erreichten Resultate sind noch nicht sehr bedeutende, aber man darf nach ihnen doch die Hoffnung hegen, dass auf diesem Wege weitere Erfolge errungen werden können. Bei dem Mal de Caderas sind wir durch die Entdeckung von Ehrlich weiter vorgeschritten. Eine Immunnisierung würde immer das idealste Bekämpfungsmittel gegen Trypanosomen-Erkrankung sein.

Bei der Behandlung von infizierten Ratten mit Brillantgrün konnten wir einige Formen des Unterganges und der Neubildung von Trypanosomen im Versuchstiere beobachten. Durch eine Injektion des Farbstoffes werden, wie ich schon sagte, die Trypanosomen in 24—30 Stunden aus dem Blute vertrieben. Da der Zerfall der in grossen Mengen vorhandenen Flagellaten in wenig Stunden vor sich geht, so können wir bei einer ganzen Reihe von Einzelwesen gleichzeitig dasselbe Stadium des Unterganges beobachten. Bei Anlage von grossen Versuchsreihen gelang es uns, wenigstens einzelne Stadien festzulegen.

Zunächst tritt bei Brillantgrün-Behandlung eine Veränderung in dem Vorgange bei der Vermehrung ein. Normalerweise findet eine Längsteilung der Trypanosoma nach vorangegangener Teilung des Kernes und der Geisselwurzel statt. Nach der Behandlung werden die Teilungen der Geisselwurzel sehr viel seltener. Die Zahl der Längsteilungen des ganzen Individuums nimmt schnell ab, bis nach wenigen Stunden gar keine mehr zu sehen sind. Die Vermehrung durch Teilung hört also bald auf.

An dem Ende des Trypanosomas, an welchem die Geisselwurzel sitzt, nimmt der Leib eine stumpfere Form an, und es entwickelt sich dort ein Gebilde, das wir als eine Blase angesprochen haben, in der die Geisselwurzel randständig liegt. Diese Cyste ist deutlich durch ihre Lage und durch die in ihr liegende Geisselwurzel von den Vacuolen unterschieden, die Schilling bei dem Untergange von Trypanosomen in Kulturen im Reagensglase beschrieben hat. Diese Vacuolen finden sich auch bei Trypanosomen, die ausserhalb des Körpers länger mit Blut gestanden haben, und sie lassen sich auch im Blute des lebenden Versuchstieres nachweisen, wenn kurz vor dem Tode eine grosse Menge von Flagellaten vorhanden ist.

Im weiteren Verlaufe des Verfalles nach Brillantgrün-Behandlung nehmen die Trypanosomen vielfach amöboïde Formen an, die schon

mehrfach beschrieben worden sind. Hier findet sich die Cyste auch, und zwar oft in der Mitte gelagert, mit noch scharf rot gefärbter Geisselwurzel. Die Geissel selbst ist in dem ersten Stadium der Cystenbildung häufig schon abgeworfen worden. Der Leib der Trypanosomen zerfällt nun weiter. Freie Kerne und freie Geisseln finden sich in dem Präparate. Weisse Blutkörperchen nehmen nun Cysten in sich auf. Dies kann man besonders deutlich sehen, wenn man einer Ratte Nucleinsäure einspritzt, wodurch die Zahl der Leucocythen bekanntlich vermehrt wird.

Alle diese Gebilde sind nach kurzer Zeit aus dem Blute verschwunden.

Soweit konnten wir den Zerfall im Blute verfolgen. Da sich nun nach einiger Zeit wieder Trypanosomen bei einer behandelten Ratte zeigen, so lag es nahe, in den Organen nach Spuren zu suchen. Ausstriche aus der Milz schienen uns hier einige Aufklärung zu geben. Ich möchte hierbei erklären, dass unsere Befunde, so weit sie die Neubildung betreffen, noch lückenhaft sind. In den Milzausstrichen fanden sich Cysten wieder, in denen sich undeutlich Formen zeigten, die man als ein in der Entwickelung begriffenes Trypanosoma ansprechen konnte. Die Geisselwurzel und der Kern waren schon angedeutet. Das Gebilde lag ringförmig in der Cyste. Ausserdem fanden sich kleinere Blasen, in welchen anscheinend schon besser ausgebildete Flagellaten lagen. Wir hatten den Eindruck, dass die grösseren Cysten geplatzt seien und der flüssige Inhalt ausgetreten sei. Schliesslich fanden wir in dem Milzausstriche kleine Trypanosomen ohne Geisseln, aber mit deutlichem Kern und Geisselwurzel. Es waren unzweifelhaft Trypanosomen, deren Konturen noch nicht scharf ausgeprägt waren und die sehr viel kleiner waren, als die normalen. Wir glauben hier Entwickelungsstufen gesehen zu haben. Der Cyste glauben wir einstweilen eine Rolle bei der Erhaltung der Art und der Neuentwickelung der Trypanosomen zuschreiben zu dürfen. Sie scheinen uns Dauerformen darzustellen. Wir nehmen an, dass normaler Weise eine Vermehrung durch Längsteilung stattfindet, dass aber unter ungünstigen Verhältnissen, wie sie durch Brillantgrün-Behandlung im Blute geschaffen werden, sich eine Dauerform bildet, aus der sich die Art unter günstigeren Umständen wieder entwickelt. Wie weit diese Hypothese zu recht besteht, muss die Zukunft lehren.

Die Cysten stehen vielleicht den Leishmanschen Körperchen nahe, die mit ihnen nach der Beschreibung Ähnlichkeit haben, und welche ihr Entdecker auch mit Trypanosomen in Zusammenhang bringt.

In der Literatur finden sich Hinweise darauf, dass die Entwickelung von Trypanosomen durch die Anwesenheit von Bakterien im Blute der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erkrankten Tiere gehindert würde. Wir hatten auch einmal im Anfange unserer Versuche, als plötzlich unsere Ratten mit Kokken überschwemmt waren, den Eindruck, als ob die Trypanosomen sich weniger schnell entwickelten. Wir konnten aber zu keinem deutlichen Resultate kommen und haben die Sache, der wir damals wenig Gewicht beilegten, nicht weiter verfolgt und auch die Kokken nicht näher bestimmt. Die Angaben in der Literatur veranlassen mich nur, bei dieser Gelegenheit unsere Beobachtung zu erwähnen.

Dr. med. **Mense,** Kassel: Französische Forscher haben auch beim Menschen bei verschiedenen Affektionen Versuche mit Trypanrot gemacht, welche noch nicht abgeschlossen sind. Sie beobachteten als Nebenwirkung eine dauernde Rotfärbung der Haut. Ich möchte den Vorredner um gefl. Auskunft bitten, ob diese Verfärbung bezw. eine Grünfärbung bei Brillantgrün-Behandlung eintritt. Diese Frage ist nicht ohne Bedeutung für die Behandlung der menschlichen Trypanose oder Schlafkrankheit.

Einen andern therapeutischen Vorschlag machte ich vor einiger Zeit, nämlich Versuche einer Behandlung mit Röntgenstrahlen bei den Trypanosen zu machen. Die menschliche Trypanose verläuft unter dem Bilde der mononukleären Leukämie. Leukämie ist aber in Europa wiederholt erfolgreich mit Röntgenstrahlen behandelt worden. Dass aber eine gewisse Tiefwirkung und Beeinflussung einzelliger Gebilde durch die Bestrahlung eintritt, beweisen die Beobachtungen, dass bei Bestrahlung der Testikel die Spermatozoen zerstört werden. Ich möchte die Herren, welche in der Lage sind, in Instituten solche Versuche zu machen, bitten, dieselben anzustellen.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Ich möchte an den Herrn Vortragenden die Frage richten, ob er nur mit einem Stamm der Tsetseparasiten experimentiert hat oder mit verschiedenen. Ehrlich unterscheidet bezüglich der Beeinflussbarkeit durch Trypanrot zwei Arten von Tsetseparasiten: Stamm nutir und frox. Die Entwickelung des ersten ist leicht, diejenige des zweiten nur sehr wenig durch Trypanrot im Tierkörper zu beeinflussen.

Des ferneren würde ich gern erfahren, ob bei der von der Trypanosomeninfektion mittels Brillantgrüninjektion geheilten Ratte die Parasiten bereits zahlreich im zirkulierenden Blute vorhanden waren, als die Behandlung des Tieres mit Brillantgrün einsetzte.

Was die Entwickelungsformen der Trypanosomen betrifft, die Herr Wendelstadt uns hier demonstriert hat, so habe ich durch sein Entgegenkommen Gelegenheit gehabt, seine schönen Präparate zu sehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Namentlich habe ich mich auch von dem Vorhandensein der vakuolenartigen Gebilde mit Chromatinkern überzeugt, wie sie in den weissen Blutkörperchen zu sehen sind.

Dr. **M. Mayer,** Hamburg: Redner möchte zu den interessanten Mitteilungen des Herrn Professors Wendelstadt auf Grund eigener Untersuchungen im Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten einiges bemerken. Zunächst möchte er darauf hinweisen, dass zu solchen Versuchen am besten grössere Tiere (Hunde) und virulente Stämme verwandt werden, da auch er bei therapeutischen Versuchen — teils gemeinsam mit Herrn Giemsa — bei Ratten und Mäusen oft solche Scheinheilungen sah, die bei grösseren Tieren nicht eintraten. Wir würden so vor falschen Hoffnungen bewahrt. Bezüglich der Bemerkungen des Herrn Mense weist er darauf hin, dass die Erfolge des Trypanrots bei Trypanosomenfieber des Menschen vorsichtig aufzunehmen seien, da bei diesem, wie er selbst im Hamburger Institut beobachten konnte, oft Remissionen von mehreren Monaten vorkommen. Auch neuere Versuche von Brumpt und Wurtz bei Affen bestätigen dies. Eine Verfärbung der Haut durch das Mittel würde bei wirklichem Erfolge sicher auch von erkrankten Europäern gern mit in Kauf genommen.

Betreffs der geschilderten Zerfallsformen im peripheren Blut möchte Redner bemerken, dass solche auch bei Spontanheilungen bereits beobachtet sind. Besonders beim chronischen Verlauf nach Infektion mit Trypanosomen gambiense sind von uns und andern oft diese Vacuolen am Hinterende gesehen. Castellani beschrieb sie in der Cerebrospinalflüssigkeit Schlafkranker und hielt sie für ein Charakteristikum des Trypanosoma gambiense. Die Vacuolenformen mit Chromatin in weissen Blutkörperchen lassen sich bei jeder Trypanosomeninfektion nachweisen, es handelt sich sicher nicht um Dauerformen, sondern um Stadien der Phagozytose. (Prowazek gibt in seiner bekannten grossen Arbeit schon instruktive Abbildungen hiervon.) Bei Trypanosoma gambiense fanden wir oft 3—4 solche Vacuolen mit Chromatin in einem einzigen Blutelement. — Die geschilderten runden Formen in der Milz sind zuerst von Plimmer und Bradford beschrieben. Man erklärte sie dann für Degenerationsprodukte, bis die Befunde von Leishman, Donovan und Wright bei Kala-Azar und Delibeule ähnliche Formen zeigten. Doch liegen letztere meist zu mehreren Exemplaren in grossen Zellen, während die ähnlichen Gebilde bei Trypanosomeninfektion stets frei und einzeln liegen; alles spricht für Degeneration der Trypanosomen in der Milz; auch die von Professor Wendelstadt demonstrierten, schmalen, kleinen Trypanosomen in der Milz sind nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwa junge Formen, ihre Gestalt ist vielmehr der mangelhaften färberischen Darstellbarkeit im Milzausstriche zuzuschreiben. Den Ort der Vermehrung glaube ich aber übereinstimmend mit andern Forschern hauptsächlich ins Knochenmark verlegen zu müssen. Hier sind stets zahlreiche Trypanosomen zu finden; so fand neuerdings Bentmann im Hamburgischen Institut im Knochenmark von Kaninchen bei Infektion mit Tryp. gambiense grosse Mengen von Trypanosomen, während das Blut fast stets frei war.

Marinestabsarzt a. D. Dr. **Sander,** Berlin, weist darauf hin, dass er schon auf dem Kongress 1902 ähnliche Gebilde, wie auf Tafel IV und V aus dem peripheren Blut genuiner Fälle bei Ziegen, Schafen, Rindern und Maskateseln als Zeichnungen vorgelegt hat.

Fortschritte in der Rinderpest- und Texasfieber-Bekämpfung.

Von Oberveterinär **Rassau,** Windhuk.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Rinderpest, die für die europäischen Kulturstaaten nur noch ein historisch-wissenschaftliches Interesse besitzt, brach im Jahre 1896, vom Norden kommend, über die viehreichen südafrikanischen Staaten herein. Während man anfänglich den ursprünglichen Seuchenherd im zentralafrikanischen Seengebiete suchte, ist man jetzt davon überzeugt, dass die Pest von Asien eingeschleppt ist, und zwar durch Schlachtochsen, die für die Verproviantierung der italienischen Truppen im abessynischen Feldzuge in Massauah gelandet worden waren. Ratlos stand man zunächst dieser mörderischen Seuche, die sich mit rapider Schnelligkeit verbreitete und 80—90 Prozent der gesamten Rinderbestände hinwegraffte, gegenüber, und beschränkte sich darauf, durch Keulung und Sperrmassnahmen, soweit solche sich bei der Eigenart der Verhältnisse durchführen liessen, der Weiterverbreitung der Seuche entgegenzuwirken; dennoch scheiterten alle diese Bemühungen. Da war es das unvergängliche Verdienst des zur Erforschung der Seuche nach Südafrika entsandten Geheimrats Koch, durch Entdeckung eines Impfverfahrens den Weg zu einer rationellen Bekämpfung der Pest gewiesen zu haben. Es war ihm gelungen, durch subkutane Verimpfung von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

10 ccm Galle, welche auf der Höhe der Krankheit getöteten Tieren entnommen war, Rinder gegen eine nachträgliche Infektion mit dem Rinderpestvirus zu schützen. Die sofort in grossem Massstabe aufgenommenen Impfungen führten zu ausserordentlich verschiedenen Resultaten; es ergab sich, dass überall da, wo gesunde Herden geimpft worden waren, der Erfolg hinter den Erwartungen nicht zurückblieb, die Impfung bereits infizierter Bestände aber, selbst wenn offensichtliche Krankheitserscheinungen noch nicht zu Tage getreten waren, meist schwere Verluste im Gefolge hatte. Des weiteren lehrte die Erfahrung, dass häufig, etwa am zehnten Tage nach der Impfung, obwohl Koch das Vorkommen des Infektionsstoffes in der Galle bestreitet, Rinder unter typischen Pestsymptomen erkrankten, wodurch ein neuer Seuchenherd geschaffen war, der die Nachbarbestände gefährdete. Da ferner Pestgalle erst vom zehnten Tage nach der Verimpfung Immunität verleiht, während dieser Zeit aber häufig Gelegenheit zur Infektion gegeben ist, strebte das praktische Bedürfnis dahin, ein Verfahren zu besitzen, dem diese eben gerügten Mängel nicht anhaften.

Koch war es gelegentlich seiner umfassenden Versuche ferner gelungen, durch Injektion von 100—200 ccm defibrinierten Blutes, das von der Seuche genesenen Tieren entnommen war, Rinder für kurze Zeit zu immunisieren. In der Folge wandten Kolle und Turner der Lösung der Immunisierungsfrage auf dieser Basis ihre ganze Aufmerksamkeit zu, indem sie sich bemühten, ein Serum herzustellen, das neben immunisierenden Eigenschaften auch schon in kleinen Dosen Heileffekte entfalte. Durch Verimpfung allmählich steigender Dosen hochvirulenten Pestbluts an natürlich oder künstlich durchseuchte Rinder war es ihnen gelungen, diese Tiere derart hochzutreiben, dass bereits 20 ccm solchen Serums genügten, um Rinder auf 14 Tage bis 3 Wochen gegen eine Infektion zu schützen, grosse Dosen aber deutlich nachweisbare Heilwirkungen erkennen liessen.

Natürlich konnte die dieser Art erzielte Immunität nur passiver Natur sein, und da ein solch kurzer Impfschutz den praktischen Bedürfnissen nicht genügte, gingen sie in ihren Versuchen weiter und konnten schon im September 1897 mit einem neuen Impfverfahren, der Simultanmethode, an die Öffentlichkeit treten. Sie empfahlen die gleichzeitige Verimpfung von 0,5—1 ccm Rinderpestblut auf der einen, und von 10—30 ccm Serum auf der andern Körperseite. Die mit dem Serum dem Tierkörper zugeführten Schutzstoffe sollten das mit dem Pestblute ihm einverleibte Virus derart in Schach halten, dass die Krankheit nur in leichtester Form verlaufe, die Tiere aber dennoch eine aktive, dauernde Immunität davontrügen. Dies Verfahren gelangte zu rascher Aufnahme und verdrängte die bis dahin angewandte Gallen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

impfung aus weiten Gebieten Südafrikas. Inzwischen hatte die Pest auch in unser südwestafrikanisches Schutzgebiet ihren verheerenden Einzug gehalten. Hier gelangte ausschliesslich die Kochsche Impfung zur Anwendung, nur erfuhr sie insofern eine Modifikation, als auf Veranlassung Kohlstocks, der im Stabe von Koch an den grundlegenden Immunisierungsarbeiten in Kimberley teilgenommen hatte, der Gallenimpfung nach 10—12 Tagen eine Nachimpfung mit virulentem Pestblute folgte. Es war nämlich beobachtet worden, dass Rinder, die nach der Gallenimpfung keine erhebliche Reaktion gezeigt hatten, oft schon nach Verlauf von etwa 6 Wochen sich von neuem für die Krankheit empfänglich erwiesen; die nachfolgende Blutimpfung sollte den Immunitätsgrad erhöhen und ihnen dauernden Schutz gegen Ansteckung gewähren.

1900 erfolgte ein neuer Seuchenausbruch. Diesmal wurde im Hinblick auf die aus Britisch-Südafrika und den Burenstaaten gemeldeten günstigen Erfolge ein ausgedehnter Gebrauch von der Simultanmethode gemacht. Auch bei uns wurden zunächst gute Resultate erzielt, bald aber musste zur Einstellung der Impfungen geschritten werden, da sich vielfach nach der Blutimpfung Texasfieber einstellte und dieser Komplikation viele Impflinge zum Opfer fielen. Man war zu der Annahme genötigt, dass weite Länderstrecken epizootisches Texasfiebergebiet seien und dass die fieberhafte Temperatursteigerung, die sich als Reaktion auf die Blutimpfung am fünften Tage einzustellen beginnt, die in den in der Jugend natürlich durchseuchten Tieren in latentem Zustande zurückgebliebenen Piroplasmen zu erneuter Vermehrung und Entfaltung ihrer schädigenden Eigenschaften anrege. Weitere Epidemien erfolgten bis zum Jahre 1904 jährlich, doch zeigte die Pest bei weitem nicht mehr eine solche Tendenz zur schnellen Ausbreitung wie bei ihrem ersten Erscheinen. Alle natürlich durchseuchten oder der Doppelimpfung mit Galle und Blut unterzogenen Rinder erwiesen sich noch als refraktär, ein Teil der 1900 simultan geimpften Tiere jedoch sowie die lediglich galleimmunisierten hatten, so weit sie infolge der Impfung nicht offensichtlich erkrankt gewesen waren, ihre Immunität inzwischen eingebüsst. Hiermit war der Vorzug der Gallenblutimpfung dargetan und künftigen Impfungen der Weg gewiesen. In gesunden Beständen beliefen sich die Impfverluste während der letzten Seuchengänge bei einer Gesamtzahl von 6912 Rindern auf 6 Prozent. Das Impfgeschäft vollzog sich derart, dass am Seuchenherde eine sogenannte Gallenstation eingerichtet wurde. Hierhin sandten diejenigen Viehbesitzer, die sich mit der Impfung einverstanden erklärt hatten, fünf Prozent einundeinhalb- bis zweijähriger Rinder, welche sofort durch subkutane Injektion von Pestblut infiziert wurden, das kranken Tieren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unter aseptischen Kautelen aus der Jugularis entnommen und durch Schütteln defibriniert war. Nach etwa zehn Tagen standen diese Tiere auf der Höhe der Krankheit; sie wurden geschlachtet, wenn die Eigenwärme 41—42° erreicht hatte und profuse Diarrhöen aufgetreten waren. Erfolgte die Tötung in diesem Stadium, konnte man mit Sicherheit auf wenigstens 300 ccm Galle rechnen, zögerte man jedoch noch mit der Tötung, war sehr viel seltener brauchbare Galle in genügender Menge vorhanden. Die Gallen wurden einzeln in mehrmals ausgekochten Flaschen gesammelt und nachdem sie eine Nacht hindurch kühl aufbewahrt waren, mit einander vermengt. Je mehr Gallen zur Verfügung standen, ein um so gleichmässigeres Impfmaterial ward erzielt und eine um so geringere Anzahl von Kontrolltieren war später notwendig, die Erfahrung hatte nämlich gelehrt, dass einigen Gallen ein sehr hoher, andern dagegen ein erheblich geringerer Immunisierungswert zukommt. Zehn Tage später wurden 5—6 Kontrolltiere aus den mit ein und derselben Gallenmischung geeimpften Herden mit 1—2 ccm Pestblut geimpft. Antworteten diese Tiere innerhalb 10 Tagen mit einer Temperaturerhöhung bezw. leichten Erkrankung, so folgte unmittelbar nachher die Impfung der Gesamtherde mit der gleichen Blutmenge, zeigten die Kontrolltiere jedoch schwere Krankheitserscheinungen, so war eine Nachimpfung mit der halben Gallendosis vorzunehmen. Statt der einmaligen Gallenimpfung wurden einer aus dem Freistaat gekommenen Anregung zufolge im Jahre 1903 1286 Rinder einer Doppelimpfung mit 5—10 ccm Galle in einem Zwischenraum von zehn Tagen unterzogen.

Die Methode sollte angeblich die Kontrollimpfung unnötig machen und die Tiere instand setzen, die nachfolgende Verimpfung der fünf- bis zehnfachen Blutmenge zu überstehen. Sie gelangte auf ausdrücklichen Wunsch einzelner Farmer zur Anwendung und führte zu Ergebnissen, die im allgemeinen von den günstigen Resultaten des vorhin beschriebenen Verfahrens nicht abwichen, dagegen manche Nachteile aufdeckten. Abgesehen von dem Umstande, dass die Impflinge einmal mehr zwecks Vornahme der zweiten Gallenimpfung niedergelegt werden müssen, verteuert sich die Impfung infolge vermehrten Gallenverbrauchs pro Tier um etwa 40 Pfg. Ein weiterer Nachteil offenbarte sich, als infolge Ausgehens des virulenten Blutstammes die Blutinokulation erst sechs Wochen nach der zweiten Gallenimpfung erfolgen konnte; es zeigte sich, dass die Immunität in dieser Zeit eine so erhebliche Abschwächung erfahren hatte, dass von 164 Rindern ein Drittel der Impfung erlag, während in einem andern, ungefähr gleich grossen Bestande, in dem die einmalige Gallenimpfung mit ganzer Dosis (10 bis 20 ccm) ausgeführt war, sich volle Immunität erhalten hatte und kein einziges Tier einging, obwohl die Impfungen unter zeitlich gleichen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnissen und mit dem Blute ein und desselben Tieres ausgeführt worden waren. Nach dieser Erfahrung kamen die wenigen Anhänger dieser Methode auf das bisher geübte, vielfach erprobte Verfahren der Gallen-, Kontroll- und Blutimpfung zurück. Besonders günstig waren die Resultate stets im engeren Windhuker Bezirk; hier handelte es sich ständig um reine Rinderpest, sollte jedoch in den nördlich oder östlich gelegenen Gebieten die Impfung aufgenommen werden, komplizierte sich bei den zwecks Gallengewinnung mit Pestblut infizierten Rindern die künstlich hervorgerufene Rinderpest zumeist mit Texasfieber, die Impfung musste deshalb unterbleiben. Auf Veranlassung des um die Bekämpfung der Viehseuchen unseres Schutzgebietes sehr verdienten Veterinärrats Rickmann untersuchte ich daraufhin in einer seit 1900 als Texasfiebergebiet bekannten Gegend, die für die Rinderpestbekämpfung auf Grund der bisherigen Erfahrungen in Betracht kommenden Impfmethoden auf ihre Verwendbarkeit in texasfieberdurchseuchten Gegenden.

Als erstes galt es über die wissenschaftlich ebenso interessante wie praktisch hochbedeutsame Frage Gewissheit zu erhalten, ob tatsächlich die Verimpfung reinen Rinderpestbluts bei aus enzootischem Texasfiebergebiet stammenden Rindern Piroplasmosis auszulösen imstande sei. Zu diesem Zweck wurden 10 Rindern, die den verschiedensten Gegenden des Hererolandes entstammten, 5 ccm Pestblut unter die Haut gespritzt — ein Verfahren, wie es bisher bei Infizierung der Rinder zwecks Gewinnung der Pestgalle üblich gewesen war. Da bei früheren Beobachtungen, wo nach Verimpfung von Pestblut Texasfieber akut geworden war, die Möglichkeit vorgelegen hatte, dass pirosomenhaltiges Pestblut injiziert war, obwohl in den vorher angefertigten Ausstrichpräparaten Parasiten nicht hatten nachgewiesen werden können, wurde zu diesem Zwecke Blut eines pestkranken Rindes aus der Windhuker Gegend benutzt. Hier war gelegentlich mehrjähriger Impfungen und trotz vielhundertfacher Untersuchungen nie wieder akutes, noch chronisches oder latentes Texasfieber beobachtet; auch bei erwähntem Tiere wurden im zirkulierenden Blute sowohl wie in den inneren Organen irgendwelche Pirosomenformen nicht gefunden. Dennoch erkrankten am siebenten und achten Tage nach der Injektion vier Impflinge unter den typischen Erscheinungen schwerer Hämoglobinurie. Die Krankheitsdauer erstreckte sich auf zwei bis vier Tage. Das Vorkommen der Parasiten im peripheren Teile der Blutbahn unterlag in der Zeit zwischen dem Ausbruch und dem letalen Ende der Krankheit bedeutenden Schwankungen. Die zuerst sehr zahlreich vorhandenen Piroplasmen wiesen vorwiegend die charakteristischen grossen Zwillingsbirnformen auf, mit dem Fortschreiten der Krankheit schwankte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Zahl der nachweisbaren Parasiten sehr erheblich und in den letzten Lebensstadien sowohl wie in Präparaten, die aus Nieren, Milz und Herz angefertigt waren, überwogen stärker granulierte Ring- und Ovalformen. Zwei weitere in der Agonie getötete Rinder zeigten den Symptomenkomplex einer Mischinfektion von Rinderpest und Texasfieber. Die übrigen vier Impflinge wiesen ausschliesslich Pesterscheinungen auf; ihr Blut enthielt zu keiner Zeit Texasfieberparasiten. Zwei derselben genasen, die beiden verendeten zeigten bei der Sektion lediglich die pathologischen Veränderungen der Rinderpest.

Im zweiten Versuche wurden drei Rinder aus endemischem Texasfiebergebiet durch Einstellen in einen stark verseuchten Kraal der Ansteckung ausgesetzt bezw. durch Nasensekret und Exkremente per os infiziert. Am fünften Tage begann die Temperatursteigerung einzusetzen und am neunten traten die typischen Rinderpestsymptome in die Erscheinung. Zu keiner Zeit liessen sich Piroplasmen im Blute nachweisen, und auch die Sektion bestätigte das Bild reiner Rinderpest. Dieses Versuchsergebnis deckt sich vollkommen mit den in praxi gemachten Beobachtungen, denn bei keinem einzigen Seuchenausbruche konnte eine spontane Mischinfektion von Pest- und Texasfieber festgestellt werden. Während also die subkutane Injektion reinen Pestbluts bei Tieren aus enzootischem Texasfiebergebiet die in latentem Zustande in ihnen spärlich vorhandenen Parasiten zur Vermehrung anregt und akute Krankheitserscheinungen auslöst, ist dies bei natürlicher oder per os erfolgender Infektion nicht der Fall, obwohl die Temperatursteigerung sich in beiden Fällen in denselben Grenzen bewegt und bei subkutaner Verimpfung des Blutes nicht stürmischer einsetzt wie bei gelegentlicher Ansteckung. Die Annahme, wodurch lediglich eine fieberhafte Temperatursteigerung als ätiologisches Moment für die Auslösung akuten Texasfiebers bei aus endemischem Texasfiebergebiet herrührenden Rindern anzusprechen sei, lässt sich demnach nicht aufrecht erhalten.

Der dritte Versuch bezweckte die Klärung der Fragen:

1. Ob die Verimpfung von Rinderpestgalle Piroplasmosis erzeuge?
2. welchen Einfluss die nachträgliche Injektion von Pestblut bei diesen galleimmunisierten Tieren ausübe?

Es ergab sich, dass weder die einmalige Gallenimpfung mit 10 bis 20 ccm, noch die Doppelimpfung mit je halber Dosis Texasfieber auslöste. Nach der Blutimpfung erschienen allerdings Piroplasmen, ohne aber irgend wie schädigende und zu offensichtlichen Krankheitserscheinungen führende Eigenschaften zu entfalten. Von drei mit Galle immunisierten Rindern beherbergte das Blut bei zweien vom siebenten

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

respektive achten Tage an nach der Blutimpfung Texasfieberparasiten; bei dem einen Tiere waren sie nach fünf, beim andern nach zwei Tagen aus der peripheren Blutbahn verschwunden, ohne dass die Tiere in dieser Zeit auch nur die leisesten äusseren Krankheitssymptome gezeigt hätten.

Die Nutzanwendung der aus diesen Versuchen gewonnenen Erfahrungen führte mich zu folgenden Modifikationen des bisher geübten Impfverfahrens:

1. Die zur Gallengewinnung bestimmten Rinder werden nicht mehr durch subkutane Injektion von Pestblut, sondern per os mit dem Maul- und Nasensekret oder den Exkrementen kranker Tiere infiziert.

2. Das zur Kontroll- und Nachimpfung der galleimmunisierten Rinder benutzte Blut wird spontan erkrankten oder solchen Tieren entnommen, die auf dem Wege des Verdauungstraktus oder im Anschluss an die Gallenimpfung Rinderpest akquiriert haben. Hierdurch wird der Möglichkeit, mit dem zur Verimpfung gelangenden Blute grössere Mengen von Piroplasmen zu übertragen, vorgebeugt.

Wenige Wochen nach Abschluss dieser Versuche bot sich mir infolge Ausbruchs der Rinderpest inmitten einer als Texasfiebergebiet bekannten Gegend Gelegenheit, die Impfungen in dieser Weise auszuführen. Die Ergebnisse waren in hohem Grade zufriedenstellend, denn es gelang annähernd 1100 Rinder mit einem Durchschnittsverlust von 6 Prozent zu immunisieren.

Prof. Dr. **Kolle,** Berlin: Der Herr Vortragende hat durch Mitteilung seiner an sich ja ganz interessanten Beobachtungen eher zur Verwirrung, als zur Klärung des Bildes beigetragen, welches wir nur auf Grund der tausendfachen Erfahrungen über den Wert der verschiedenen Schutzimpfungsverfahren gegen Rinderpest gemacht haben. Die Blutimpfung mit der Gallenimpfung zu kombinieren, halte ich unter allen Umständen für unrichtig. Da, wo die Gallenimpfung in Frage kommt, ist sie nach der Kochschen Vorschrift auszuführen. Gegen die Kombination von Blut- und Gallenimpfung hat sich auch die Konferenz ausgesprochen, die im Dezember 1903 in Bloemfontein tagte. An dieser Konferenz nahmen, ausser Herrn Geheimrat Koch, u. a. die mit den südafrikanischen Verhältnissen vertrauten Chef-Tierärzte Hutscheon (Kapkolonie), Rickmann (Deutsch-Südwestafrika), Theiler (Transvaal) teil. Was nun das Vorkommen von akutem Texasfieber bei den nach der Simultan-Methode geimpften Tieren betrifft, so kommt das tatsächlich vor. In solchen Distrikten mit enzootischem Texasfieber wird man daher, anstatt der Simultan-Methode Serum in grösseren Dosen allein anwenden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Oberveterinär **Rassau,** Berlin: Zu den Erklärungen des Herrn Professor Kolle bemerke ich, dass ich mit seinen Ausführungen, soweit sie den Wert des Serums bei der Not- und Heilimpfung berühren, vollkommen übereinstimme; ich habe nicht dies Impfverfahren für die Zukunft empfehlen, sondern nur die Tatsache, dass sich bei der Impfung die Verquickung des Texasfiebers vermeiden lässt, mitteilen wollen, denn die Frage der Rinderpestimpfung ist geklärt worden durch die Bestimmungen des Bloemfonteiner Kongresses, wonach lediglich die Impfung der verseuchten Herde mit grossen Dosen hochwertigen Serums in Betracht kommt, die Gallen- und Blutimpfung aber zu unterbleiben hat, damit durch dieselbe keine neuen Infektionsherde geschaffen werden. Diesem Kongressbeschluss ist auch Deutsch-Südwestafrika beigetreten, dementsprechend ist seitdem gehandelt worden und wird auch künftig gehandelt werden.

Stabsarzt Dr. **Kleine,** Berlin: Ich möchte bemerken, dass die Ausführungen des Herrn Prof. Kolle in der Hauptsache durchaus mit den Beschlüssen übereinstimmen, welche man auf der letzten Rinderpestkonferenz in Südafrika fasste. Dieser Konferenz wohnte ausser Herrn Geheimrat R. Koch von deutscher Seite auch Herr Veterinärarzt Rickmann aus Südwestafrika bei. Für Gegenden, wo die Gefahr besteht, mit Blutinjektionen endemische Krankheiten zu übertragen, empfiehlt sich in erster Linie ausgiebige Schutzimpfung mit hochwertigem Serum. Ist solches nicht sogleich zu beschaffen, so wird man bis zum Eintreffen des Serums Galleninjektionen anwenden, ohne mit Blut nachzuimpfen.

Aussichten für die Viehzucht in Deutsch-Südwestafrika.

Von **H. Skerlo,** Kaiserl. Regierungstierarzt, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der langwierige Krieg gegen die aufständigen Eingeborenen unserer Kolonie Deutsch-Südwestafrika hat die dortigen Viehbestände hart mitgenommen, so dass eine Neubesetzung mit eingeführten Tieren die erste und grösste Sorge der Regierung sein wird. Ueber die bereits gemachten Erfahrungen und daraus folgernden Aussichten erlaube ich mir daher einiges mitzuteilen.

Die Pferdezucht wurde bisher rationell lediglich in dem Gestüt Nauchas getrieben. Hier wurden in der Hauptsache nur ausgewählte afrikanische Stuten mit englischem Vollblut gekreuzt. Die Nachzucht bildete dann den Stamm von Landbeschälern, der an Farmer und Pferde-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

züchter abgegeben wurde. Die Erfolge waren nach dem kurzen Bestehen gute zu nennen, denn die Nachfrage von seiten der Interessenten war sehr gross. Die Eigenschaften, die dem afrikanischen Pferd seinen Wert verleihen, sind neben seinem kräftigen Körperbau, festen Gelenken und Hufen, seine Bedürfnislosigkeit, Ausdauer und Klugheit, die schon manchem Reiter das Leben gerettet haben.

Die zu Kriegszwecken eingeführten Pferde, namentlich die von Deutschland kamen, sind meist edler gezüchtete Tiere. Obwohl sie sich in Anbetracht der ausserordentlichen Anstrengungen unter fremden klimatischen Verhältnissen gut bewährt haben, so kommt als Gebrauchspferd aus mancherlei Gründen doch nur das im Lande aufgewachsene in Betracht.

Die Auswahl der Plätze, an denen die Fohlen aufwachsen, bildet daher für den Züchter eine Hauptsorge. In dieser Beziehung kann das Terrain, auf dem sich zur Zeit das Gestüt Nauchas befindet, als vorbildlich gelten. Auf steinigem, sehr koupiertem Gelände findet das junge Tier eben hinreichend Futter für seinen Bedarf. Die permanente leichte Anstrengung, die mit dem Weiden verknüpft ist, arbeitet die Muskulatur heraus, und der harte, schwierige Untergrund lässt Hufe und Gelenke fest und stark werden.

Wie ich bereits erwähnte, sind die eingeführten Pferde, unter denen sich zum Glück eine grosse Menge Stuten findet, meist edler gezogen. Um nun der Gefahr zu hohen Adels vorzubeugen, dürfen diese Tiere nicht mit reinem Vollblut, sondern höchstens mit den oben beschriebenen Landbeschälern gekreuzt werden. Zu viel Blut taugt insofern nichts, als die Erfahrung gelehrt hat, dass solche Tiere bei Anstrengungen bis zum Aeussersten ihre Kräfte verausgaben, und dann gar nicht mehr oder nur unvollkommen sich wieder erholen können. Dabei muss nun bemerkt werden, dass ein grosser Teil unserer Reiter leider nicht imstande ist, das Mass von Anstrengung für ihre Pferde zu beurteilen. Ferner sind kaltblütigere Pferde weniger empfindlich gegen unverständige Behandlung, und weiden auch ruhiger und intensiver.

Eine wichtige Massnahme für die Pferdezucht ist noch die Einführung einer Art Körordnung, wie sie den Verhältnissen angepasst ist. Vor dem Kriege waren die herumstreichenden Klepper, die trotz ihrer oft ganz minderwertigen Beschaffenheit Hengsteigenschaften behalten hatten, die gefährlichsten Feinde der Züchter. Dies sah selbst Hendrik Witboi ein, und er war auf meine Veranlassung hin bereit, die Hengste seines Stammes vorführen zu lassen, und mit mir zu entscheiden, welche Tiere zur Zucht verwendet werden sollten. Er knüpfte die Bedingung daran, dass für die ausfallenden Tiere hinreichender Ersatz von Nauchas beschafft werde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu dem grossen Hindernis für die ausgiebige Pferdezucht, das drüben bereits besteht, und bisher erfolglos bekämpft worden ist, nämlich die Pferdesterbe, hat sich durch den Krieg ein weiterer gefährlicher Feind in der Rotzkrankheit eingefunden. Da uns durch die Agglutination ein so vorzügliches Diagnostikum an die Hand gegeben ist, kann man bei Durchführung energischer Massregeln hoffen, dass wir bald mit ihm fertig werden, zumal die freie Haltung der Pferde der Rotzverbreitung nicht günstig ist.

Die Rinderzucht, meine Herren, und mit ihr die richtige Einfuhr neuer Tiere ist für das so schwer geprüfte Land eine Lebensfrage. Die Milch ist dem Farmer wie dem Eingeborenen die Hauptnahrung, der Ochse, zur Zeit das einzige Transportmittel und Verkaufsobjekt. — Bei den einheimischen Tieren kann man zwei verschiedene Rassen unterscheiden, die auch räumlich getrennt sind. Um Windhuk und nördlich davon bildete das Damararind bisher den Reichtum der Hereros, und südlich davon ist das sogenannte Afrikaner- oder Namarind vorherrschend.

Ersteres ein leichtes, langbeiniges, sehr wildes Tier, ist aber sehr widerstandsfähig gegen Anstrengungen und Entbehrungen. Dabei ist es fruchtbar, indem man im Durchschnitt bei ihm auf 12 Monate mindestens ein Kalb rechnen kann. Das andere, das Namarind, ist aus dem Süden Afrikas mit den Bastards ins Land gekommen und durch englisches und Holländer Blut auf eine bedeutend höhere Stufe gebracht. Beide Rassen können jedoch, was Fleischgewicht und Milchergiebigkeit anbetrifft, unsern Ansprüchen bei weitem nicht genügen. Durch die jahrzehntelang geringe Milchergiebigkeit ist langsames Wachstum der Kälber schon zur Rasseeigentümlichkeit geworden. Infolge dieser Umstände machte sich bei den ersten Ansiedlern bald der Wunsch nach besserem Vieh bemerkbar. Die Meinungen über die einzuführende Rasse waren sehr verschiedene, und anfangs wurden bunt durcheinander direkte Gegensätze eingeführt, wie Pinzgauer, Oldenburger, Simmenthaler, Friesen, Shorthorn, Vogelsberger und andere. Die Erfahrung zeigte jedoch bald auf die harten Gebirgsrassen, und speziell auf die Simmenthaler hin. Diese Tiere haben sich gut akklimatisiert, und eine Umfrage des Gouvernements durch die Zeitung ergab fast einstimmig günstige Urteile. Darunter waren auch solche von Farmern, die sich schon seit zehn Jahren mit dieser Zucht beschäftigten. Bei den Einzelheiten der verschiedenen Antworten will ich mich nicht aufhalten. Das Resultat aller Erfahrungen ist etwa folgendes: Die zu importierenden Vollbluttiere müssen möglichst jung und tunlichst zur Grünfutterzeit ins Land gebracht werden. Anfangs muss kräftiges Beifutter gegeben werden, das später sich in der Menge verringern kann. Die vorhandene

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beste Weide ist möglichst weich und nahe zu wählen. Sobald die Tiere schwerer werden, empfiehlt es sich dringend, sie an allen Füssen zu beschlagen. Von der Nachzucht der Kreuzung sind die Färsen schon mit $1^1/_2$ Jahren reif und können mit $2^1/_4$—$2^1/_2$ Jahren das erste Kalb bringen. Bei gutem Futterzustand kann man hier durchschnittlich auf 14 Monate ein Kalb rechnen. Die Milchergiebigkeit ist etwa doppelt so gross wie bei den Afrikanern, etwa 12 l in der ersten Laktationsperiode. Weidewege von etwa 10 km täglich haben die Tiere gut ertragen, was sehr wichtig ist, wenn man bedenkt, dass oft Farmen von 10—20 000 ha nur 1—2 Wasserstellen haben.

Die Ochsen haben sich sehr gut bewährt. Einmal haben sie die kaum glaublichen Anstrengungen und Entbehrungen des Transportfahrens ebenso wie die Afrikaner überwunden, und sind dabei zahmer und williger als jene beim Anspannen. Bezüglich ihres Schlachtgewichts haben viele Tiere schon ein Jahr früher dasselbe Gewicht erreicht wie die Afrikaner. Farmer Rusch schlachtete z. B. einen $2^3/_4$-jährigen Ochsen mit fast 300 kg Schlachtgewicht. Ohne Mast ein stattliches Resultat.

Die schlechten Erfahrungen, welche die Regierung mit den von ihr eingeführten Bullen gemacht hat, schiebe ich auf das damals bestehende Leihsystem. Trotz aller Vorschriften und Kontrollen war die Pflege von seiten der Farmer nicht gut. Die Tiere waren eben nicht das Eigentum der betreffenden. Ferner war der fortwährende Wechsel in der Weide und dem Personal, der Transport von Farm zu Farm für die Tiere verhängnisvoll. Auch hier zeigte es sich, dass die einmal im Futterzustand heruntergekommenen Tiere sich ausserordentlich schwer wieder erholten. Der jetzige Weg, durch den dem einzelnen Züchter die Einfuhr erleichtert wird, ist weit besser.

Sollte die Regierung jedoch noch einige Bullen einführen, etwa für Anfänger oder Bedürftige, so ist die Haltung der Tiere auf Stationen zu empfehlen. Die reflektierenden Farmer senden dann einige Kühe dorthin zum Bespringen und können sich so ihre Halbblut-Bullen selber züchten. Empfehlenswert ist es, die weiblichen Tiere gegen Ende der Trächtigkeit zu senden und hier abkalben zu lassen, da auf diese Weise erfahrungsgemäss eine Konzeption schneller und sicherer erfolgt.

Zum Schluss komme ich zur Kleinviehzucht, bestehend aus afrikanischen Ziegen und Schafen einerseits und aus Angoras und Merinos anderseits. Erstere dienen lediglich zur Fleischgewinnung, namentlich für Farmen oder Stationen mit geringem täglichen Konsum — grössere Fleischmengen würden verderben —, die andern sollen daneben durch ihre Wollproduktion den Grundstock für zukünftigen Wohlstand bilden. Ihrer Einführung wird leider von vielen Seiten, namentlich von den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedem Fortschritt abholden Buren, noch ein passiver Widerstand entgegengesetzt. Dabei sprechen die Ausfuhrzahlen der Kapkolonie eine deutliche Sprache: 25 Millionen Mark Wolle und 5 Millionen Mark Mohair. Solange die Fleischpreise so hoch bleiben, werden nur wenige Ansiedler sich entschliessen, mit der Zucht von Wolltieren zu beginnen.

Ein Grund dafür ist darin zu suchen, dass das afrikanische Kleinvieh bedeutend weniger Pflege und Aufsicht bedarf, als die edleren Rassen. Diese weiden sehr langsam und brauchen so einen besonderen Wächter, auch sind sie viel empfindlicher in Bezug auf Reinlichkeit, Güte des Wassers und der Weide. Ausserdem vermehren jene durch ihre Fruchtbarkeit das Vermögen des Züchters binnen kurzem ums doppelte. Einheimische Schafe und Ziegen verzeichnen zu 50 bezw. 75 Prozent Zwillingsgeburten gegen zirka 10 Prozent bei Angoras und Merinos. Die bei letzteren vorkommende grosse Anzahl von Krankheiten schreibe ich der noch herrschenden Unkenntnis und mangelnden Reinlichkeit in der Haltung zu. Die Arbeit, die durch die Schur entsteht, und die ungünstigen Transportverhältnisse schrecken auch einen grossen Teil von der Zucht ab. Der Süden des Schutzgebiets ist durch seine mannigfaltigen Arten von Salzbüschen in erster Linie zur Kleinviehzucht geeignet. Hier, und zwar speziell in Gibeon, hatte die Zucht trotz aller Widrigkeiten sich auch schon gut verbreitet. Es bestanden drei Zentren, um die sich peripherisch die beginnenden Züchter gruppierten. Im Westen war es der leider ermordete Farmer Herrmann, im Osten die Schäfereigesellschaft mit dem gleichfalls gefallenen Direktor Kläutgen und in der Mitte Gibeon. Hier beabsichtigte der unermüdliche Bezirkshauptmann von Burgsdorff eine Wollpresse aufzustellen, die den Transportpreis auf ein Drittel reduzierte. Diese Stützpunkte waren nicht allein Lehrstätten, sondern auch Depots, von denen durch gemeinsamen Transport die Kosten dafür verringert wurden. — Der Zuchtplan war in grossen Zügen folgender: In dem Veterinär-Institut Kranzplatz bei Gibeon wurden Vollblut-Angoras und -Merinos gezüchtet. Das in regelmässigen Abständen notwendige frische Blut führte zurzeit noch die Regierung ein, später jedoch sollte dies zu gründenden Zuchtvereinen überlassen bleiben. Die resultierenden Böcke wurden den Farmern leihweise oder durch Verkauf überlassen. Die weiblichen Tiere konnten eingeführt werden, was bei Angoras das empfehlenswertere war, oder durch Aufkreuzen aus den einheimischen gewonnen werden. So gezüchtete Merinoschafe liefern etwa in der vierten Generation ein schurfähiges Produkt, Angoraziegen dagegen erst in der siebenten oder achten. Bei letzteren kommt es nicht so viel auf die Menge, als vielmehr auf Länge und Feinheit des Mohairs an. Gerade hierfür ist das trockene Klima des Südens unserer Kolonie ausserordentlich günstig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die unter so schwierigen Umständen gewonnenen guten Resultate haben den Beweis erbracht, dass wir auf dem richtigen Wege sind. Für die Weiterentwickelung der Zuchten ist dabei von Bedeutung, dass die noch brachliegenden schönen Weideflächen durch tiefe Wasserbohrungen erschlossen werden. Ferner würde die Einführung des Luzernebaues, die ja schon so oft genannt ist, den günstigsten Einfluss haben. Mit Hilfe von Luzerne ist es möglich, die grossen Verluste in den ganz trocknen Jahren und während der Lammzeit zu beschränken. Bahnbauten sind für den Farmer insofern von grösster Wichtigkeit, als sie seinen und seiner Leute Lebensunterhalt wesentlich verbilligen würden; die jetzigen enormen Preise zwingen ihn zu grösster Bedürfnislosigkeit. Auch die Verwertung seiner Produkte wäre eine bessere.

Wenn weiter der so grosse und hemmende Einfluss der Buren auf unsere Viehzucht gebrochen wird, habe ich die feste Zuversicht, dass wir in verhältnismässig wenigen Jahren mit unsern englischen Nachbarn in Afrika nicht nur konkurrieren, sondern sie, wenigstens in bezug auf gutes Mohair übertreffen werden.

Ueber Tropenkrankheiten im Seeverkehr.

Von Physikus Dr. **Nocht**, Hafenarzt, Leiter des Seemannskrankenhauses und Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Hamburg.

(Plenarsitzung am 7. Oktober, Nachmittag.)

Es wäre eine reizvolle Aufgabe, an der Hand der medizinischen Literatur und der Statistik der letzten fünfzig Jahre, seitdem der Weltverkehr seinen Riesenaufschwung genommen hat, ein Bild zu entwerfen von den Veränderungen, die sich im Laufe dieser Zeit in der Verbreitung der Krankheiten, namentlich der exotischen, eingestellt haben, den Zusammenhang dieser Veränderungen mit dem Verkehr, namentlich dem Seeverkehr, zu studieren, und den Wirkungen nachzugehen, die diese Verhältnisse auf die wirtschaftlichen Zustände in den verschiedenen Verkehrsgebieten ausgeübt haben. Es ist aber unmöglich, ein solches Bild, und wenn auch nur skizzenhaft, in dem knappen Rahmen der mir hier zugemessenen Zeit zu entwickeln, und ich will mich deshalb hier darauf beschränken, Ihre Aufmerksamkeit auf eine rein praktische Frage, die mit dem Seeverkehr und den Beziehungen der exotischen Krankheiten dazu im engen Zusammenhange steht, zu lenken. Allerdings hat mich dabei anfangs der Zweifel geplagt, ob diese spezielle Frage auch ein allgemeines Interesse in dem Masse hat, dass sie sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Erörterung an dieser Stelle eignet. Indessen hoffe ich, dass Sie finden werden, dass die Frage einige Aufmerksamkeit verdient.

Wenn es auch schwer ist, eine wissenschaftliche Definition des Begriffes Tropenkrankheiten zu geben, so sind wir doch im allgemeinen darüber einig, welche Krankheiten hauptsächlich in Betracht kommen, wenn wir von Tropenkrankheiten sprechen. Wir denken dabei an Malaria, Schwarzwasserfieber, Dysenterie, Leberleiden, namentlich Leberabszess, an Beriberi, gelbes Fieber, Lepra und ähnliche Krankheiten. Ich möchte Ihnen nun einige Zahlen geben, die die Häufigkeit dieser Krankheiten auf unsern Handelsschiffen veranschaulichen. Dabei sind allerdings nur Schiffe berücksichtigt, die im Hamburger Hafen verkehren; indessen steht ja Hamburg mit der ganzen Welt, insbesondere mit den Tropengegenden, in lebhaftester Schiffsverbindung, und so dürften die Krankheitsverhältnisse auf den Schiffen, die unsern Hafen besuchen, wohl einen Massstab für die Häufigkeit der Tropenkrankheiten im allgemeinen Seeverkehr abgeben.

In den letzten zehn Jahren sind unter den Besatzungen der in Hamburg angekommenen Schiffe auf der Reise vorgekommen jährlich durchschnittlich 12 Fälle von gelbem Fieber, 24 Fälle von Beriberi, 22 Erkrankungen an tropischer Dysenterie, 21 Skorbutfälle und beinahe 700 Malariafälle.

Was die Reisenden auf diesen Schiffen anlangt, so stehen mir allerdings Zahlen über einen zehnjährigen Zeitraum nicht zu Gebote, wohl aber von den letzten zweieinhalb Jahren. Danach hätten wir zu rechnen bei den Reisenden auf jährlich 250 Malariafälle, 10 Fälle von Schwarzwasserfieber, 17 Fälle von Dysenterie, 7 Fälle von Beriberi. Dazu gesellen sich gelegentlich einige Cholerafälle, auch einige Fälle von Pest sind schon vorgekommen; ferner fanden sich auch Leprakranke unter den Reisenden und auch einige Fälle seltenerer Tropenkrankheiten. Im ganzen kamen auf ungefähr 1200 von Passagierdampfern ausgeführten Reisen mit einer durchschnittlichen Dauer von 80 Tagen 54 000 innere Erkrankungen von Reisenden und Mannschaften vor, somit entfielen auf jede Reise durchschnittlich 45 innere Krankheitsfälle, darunter durchschnittlich zehn schwerere Erkrankungen. Sie werden aus diesen Zahlen wohl den Eindruck gewinnen, dass unsere Schiffsärzte an Bord nicht immer bloss „Badegäste" sind, sondern im allgemeinen genügend zu tun haben. Natürlich gibt es auch Reisen, auf denen die Gesundheitsverhältnisse während der ganzen Dauer der Reise glänzend bleiben, und der Arzt den ganzen Tag spazierengehen kann, dafür häufen sich auf andern Reisen dann die Erkrankungen um so mehr.

Genügen nun die Einrichtungen auf unsern Schiffen den Anforderungen, die an die Pflege und Behandlung von Kranken gestellt werden

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

müssen, genügen sie insbesondere für die krank aus den Tropen zurückkehrenden Reisenden, für die ja vielfach, natürlich aber nur unter der Voraussetzung geeigneter Pflege und Behandlung an Bord, die Rückkehr in die Heimat noch die einzige Hoffnung auf Genesung bildet?

Bei der Beantwortung dieser Frage dürfen wir nur die Schiffe berücksichtigen, die den Anspruch erheben, als Passagierdampfer zu gelten. Man kann wohl von einem nicht für die regelmässige Passagierbeförderung eingerichteten Schiffe unmöglich verlangen, dass es sich mit dem ganzen Apparat ausrüstet, der nach unsern heutigen Anforderungen zur Behandlung Schwerkranker an Bord gehört. Zunächst einige Worte über die gesetzlichen Anforderungen für die Krankenpflege an Bord unserer Passagierschiffe. Sie beruhen auf Reichsgesetzen und zwar auf dem Gesetz über das Auswandererwesen und auf der Seemannsordnung und den in Ausführung dieser Gesetze vom Bundesrat erlassenen Bestimmungen. Merkwürdigerweise ist es nur wenig bekannt, dass diese Verhältnisse durch die Reichsgesetzgebung geordnet sind, und das wird häufig auch von denen nicht genügend beachtet, die darüber Kritiken oder Beschwerden veröffentlichen.

Wir können drei Arten von Passagierschiffen unterscheiden: erstens die Auswandererschiffe, zweitens die übrigen vorzugsweise der Beförderung von Zivilpersonen dienenden Passagierschiffe, drittens die von den Militär- und Marinebehörden für Truppen- und Krankentransporte gecharterten Handelsdampfer. Diese dritte Kategorie werde ich nicht in den Bereich meiner Erörterungen ziehen. Die Einrichtungen für die Krankenfürsorge an Bord werden für diese Schiffe, ebenso wie ihre übrige Ausrüstung, von den Reichsbehörden bis ins einzelne vorgeschrieben, auch das Krankenpflegepersonal besteht aus Sanitäts-Offizieren und -Mannschaften der Marine oder der Armee.

Als Auswandererschiffe gelten nach dem Reichsgesetz über das Auswanderungswesen alle nach aussereuropäischen Häfen bestimmten Schiffe, mit denen, abgesehen von den Kajütenpassagieren, mehr als 25 Reisende befördert werden sollen. Für diese Schiffe hat der Bundesrat eingehende Vorschriften erlassen, auch hinsichtlich der Krankenräume an Bord, der Ausrüstung mit Arzneien, Instrumenten und sonstigen Hilfsmitteln zur Krankenpflege, hinsichtlich der Mitnahme von Ärzten und Krankenpflegern. Es fehlt mir nun die Zeit, um hier in eine in Einzelheiten gehende Erörterung über diese Verhältnisse einzutreten, ich will nur wenige allgemeine Punkte hervorheben.

Die Vorschriften über die Grösse und Einrichtung des Krankenraumes entsprechen im allgemeinen billigen Anforderungen, am häufigsten lässt die Lage und die Ventilation des Schiffslazaretts zu wünschen übrig. Es ist z. B. nicht zweckmässig, wenn, wie das nicht selten der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fall ist, das Hospital im hintersten Teil des Schiffes, gerade über der Schraube liegt, da dadurch die Kranken in ihren Kojen bei stürmischem Wetter unerträglichen Erschütterungen ausgesetzt werden. Die Vorschrift lautet, dass die Hospitäler „möglichst günstig" gelegen sein sollen. Das ist zu unbestimmt gehalten und deshalb für die Praxis nicht brauchbar.

Die Vorschriften über die Ausrüstung der Auswandererschiffe mit Arzneien, Instrumenten und andern Hilfsmitteln zur Krankenpflege sind in den letzten Jahren wesentlich verbessert worden. Im allgemeinen beschränkt sich die Ausrüstung aber wesentlich auf die zur Krankenbehandlung notwendigen Dinge, während sie besondere Hilfsmittel zur Krankenuntersuchung und zur Stellung der Diagnose nicht enthält. Hierauf komme ich gleich ausführlicher zu sprechen. Auch über die Ausrüstung zur Krankenbehandlung werden vielfach Beschwerden und Wünsche laut, namentlich von den Schiffsärzten selber. Aber allen kann man es darin nicht recht machen. Die Vorschriften stellen einen Kompromiss dar zwischen den verschiedenen Rücksichten, die da zu nehmen sind, und den Erfahrungen, die im Laufe der Zeit z. B. über die Haltbarkeit der Arzneien in den verschiedenen Klimaten gewonnen sind. Im ganzen kann man wohl sagen, dass die Ausrüstung unserer Auswandererschiffe billigen Anforderungen entspricht, soweit sie Arzneien, Instrumente und andere Hilfsmittel zur Krankenpflege betrifft.

Die ärztliche Praxis ist an Bord unserer deutschen Auswandererschiffe nicht freigegeben. Der Schiffsarzt muss in Deutschland als Arzt approbiert sein und muss sich ausserdem über seine Tauglichkeit als Schiffsarzt der Auswandererbehörde gegenüber ausweisen. In der Entscheidung darüber, welche Ärzte sie als Schiffsärzte zulassen wollen und welche sie zurückweisen wollen, haben die von den Landesregierungen der in Betracht kommenden Bundesstaaten eingesetzten Auswandererbehörden ganz freie Verfügung. Indessen kommt es nur sehr selten vor, dass Ärzte zurückgewiesen werden. Hauptsächlich sind es Bedenken wegen der Gesundheit, in seltenen Fällen auch Bedenken wegen des Rufes und Charakters der Bewerber, die die Behörden veranlassen, die Zulassung als Schiffsarzt zu verweigern. Was die fachmännische, wissenschaftliche Qualifikation anlangt, so gilt die allgemeine Approbation als Arzt als ausreichend. Eine besondere Vorbildung oder Erfahrung wird nicht verlangt.

Nun die andern Passagierschiffe. Es gibt eine ganze Anzahl von Passagierdampfern, die nicht 25 Zwischendeckpassagiere von dem deutschen Ausgangshafen aus befördern und deshalb nicht unter das Auswanderergesetz fallen. Hierher gehören zum Beispiel sehr viele von den Schiffen im Verkehr mit Westafrika, ferner die meisten der nach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Westindien bestimmten Dampfer und auch ein Teil der Ostasienfahrer. Die gesetzlichen Vorschriften über die Krankenfürsorge auf diesen Schiffen und die Mitnahme von Schiffsärzten sind vom Bundesrat auf Grund der Seemannsordnung erlassen. Im allgemeinen entsprechen die Vorschriften über die Ausrüstung mit Arzneien, Instrumenten und andern Hilfsmitteln zur Krankenpflege denen, die für Auswandererschiffe gelten. Auch die Auswahl der Schiffsärzte geschieht von der örtlichen Medizinalbehörde des deutschen Ausgangshafens nach denselben Grundsätzen, wie bei den Auswandererschiffen. Die Vorschriften über Grösse, Lage, Einrichtung und Ausstattung der Schiffshospitäler sind jedoch viel allgemeiner und dürftiger, als die für Auswandererschiffe geltenden. Es ist da nur vorgeschrieben, dass der Krankenraum ruhig belegen, luftig und hell und mit mindestens zwei Kojen ausgerüstet sein soll, die in Grösse, Lage und Ausstattung den Kojen für die Mannschaften entsprechen sollen. Entsprechend diesen dürftigen Vorschriften werden von den Schiffsärzten über die Ausstattung der Hospitäler auf diesen Schiffen weit öfter Klagen geäussert, als bei den Auswandererschiffen. Nach Lage der Gesetzgebung lässt sich da aber nur selten Remedur schaffen. Im allgemeinen erhält jedoch jedes neue Schiff auch bei dieser Kategorie von Passagierdampfern auch bessere und grössere Hospitäler, und man kann nicht behaupten, dass unsere Schiffe in dieser Hinsicht den andern Nationen nachstehen.

Nach dieser kurzen Übersicht komme ich zu der Angelegenheit, die mir bei den Worten, die ich von dieser Stelle aus an Sie richten darf, am meisten am Herzen liegt. Sie haben gehört, welche Anzahl von Kranken aus den Tropen auf unsern Schiffen in die Heimat befördert wird. Wir müssen uns fragen: Kennen unsere Schiffsärzte die Tropenkrankheiten genügend, und entspricht ihre Ausrüstung dem, was zur Erkennung und Behandlung dieser Krankheiten jetzt für unbedingt erforderlich gehalten werden muss? Beginnen wir mit der Beantwortung der letzten Frage und wählen wir als Beispiel zu ihrer Beurteilung die wichtigste Tropenkrankheit, die Malaria. Früher wurden vielfach von den Tropenärzten alle fieberhaften Erkrankungen, für die nicht ganz handgreiflich eine andere Ursache vorlag, als Malaria angesprochen. Dann wurden — das sind jetzt gerade 25 Jahre her — die Malariaparasiten entdeckt, und wir wurden dadurch in den Stand gesetzt, die Malaria mit Sicherheit von andern fieberhaften Krankheiten zu unterscheiden. Es hat aber noch sehr lange gedauert, bis die Überzeugung, dass eine mikroskopische Untersuchung des Blutes zur Diagnose der Malaria und zu ihrer sicheren Unterscheidung von andern Affektionen bei allen fieberhaften Erkrankungen in den Tropen unbedingt erforderlich ist, von allen Tropenärzten allgemein anerkannt wurde. Dementsprechend sind bis in die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

letzten Jahre viele Krankheiten, die mit Malaria gar nichts zu tun haben, in den Tropen als Malaria angesprochen und behandelt worden, und erst in letzter Zeit sind einige Krankheiten von der Malariagruppe abgetrennt worden, die mit Malaria gar nichts zu tun haben. Ich nenne Ihnen als Beispiel für diese Krankheiten das Trypanosomenfieber, das Spirillenfieber, das sogenannte Malta- oder Mittelmeerfieber und das auf der Anwesenheit eines ganz eigenartigen Parasiten beruhende, mit kolossalen Milzschwellungen verbundene Indische Fieber, das dort Kala-Azar genannt wird. Diese Krankheiten gehören allerdings an Bord unserer Dampfer zu den Seltenheiten, aber wir haben doch von allen schon Fälle in Deutschland gehabt, und es ist natürlich von der grössten Wichtigkeit für die Patienten, wenn der Schiffsarzt schon an Bord die richtige Diagnose stellt. Sehr viel häufiger kommt die sichere Unterscheidung von Malaria und Typhus in Frage. Früher hielt man das Vorkommen von Typhus in den Tropen für eine grosse Seltenheit, man rechnete die fieberhaften Erkrankungen, die typhusähnlich verliefen, der Malaria zu und nannte sie typhöses Malariafieber oder belegte sie mit ähnlichen Namen. Seit die mikroskopische Untersuchung des Blutes in allen Fällen von fieberhaften Erkrankungen in den Tropen mehr und mehr Gemeingut der Tropenärzte geworden ist, verschwinden diese Fälle von typhösem Malariafieber, von Typho-Malaria, wie man auch gesagt hat, mehr und mehr, und man findet immer wieder, dass es sich in solchen Fällen um weiter nichts als richtigen Abdominaltyphus handelt, und dass diese Krankheit in manchen Tropengegenden ausserordentlich verbreitet ist. Das ist natürlich von grösster Wichtigkeit auch für die Schiffe, die mit den Tropen verkehren, und zwar nicht bloss insofern, als es für die Kranken an Bord nötig ist, dass die richtige Diagnose gestellt wird, sondern es macht natürlich auch für die Verhütung der Weiterverbreitung der Krankheit einen grossen Unterschied aus, ob man einen Fall von Typhus an Bord bald als solchen erkennt oder ihn wochenlang etwa als Malaria behandelt. Die sichere Unterscheidung ist aber unter Umständen nur möglich, wenn mikroskopische Blutuntersuchungen angestellt werden, und da die Mittel und Einrichtungen dazu an Bord vorläufig fehlen, so wird man sich nicht wundern können, wenn so viele Verwechselungen zwischen Typhus und Malaria gerade an Bord vorkommen. Ich kenne viele Fälle, in denen Malariapatienten, denen mit ein paar Gramm Chinin hätte geholfen werden können, an Bord wochenlang als Typhuskranke behandelt wurden, und umgekehrte Fälle, in denen Typhuskranke ganz unnützerweise lange Zeit mit den grössten Chinindosen an Bord behandelt wurden. Von viel grösserer Wichtigkeit noch, wenn auch glücklicherweise von grösserer Seltenheit, ist die sichere Unterscheidung der Malaria von der Pest. Wir haben anfangs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ungläubig den Kopf geschüttelt und es dem in vielen fremden Häfen leider üblichen Vertuschungssystem zugeschrieben, wenn von dort anfangs die Nachricht kam, es sei eine bösartige Malaria ausgebrochen, und wenn sich dann später herausstellte, dass es Pest war. Nunmehr sind aber wirklich von hervorragenden Pestkennern in Indien und Südamerika Fälle beschrieben worden, die eine solche folgenschwere Verwechselung zwischen Malaria und Pest in den ersten Tagen der Krankheit entschuldbar erscheinen lassen, unter der Voraussetzung, dass die Mittel für genauere mikroskopische Untersuchung des Blutes fehlen und man nur den klinischen Verlauf, das Fieber und die übrigen Krankheitssymptome als Anhaltspunkte benutzen kann.

Auch das gelbe Fieber und die Malaria haben oft eine sehr grosse Ähnlichkeit miteinander, und die Differenzialdiagnose kann in den ersten Tagen der Erkrankung sehr häufig nur durch mikroskopische Blutuntersuchung gestellt werden.

Wir können uns jetzt einen Tropenarzt gar nicht mehr denken, der nicht mit den Methoden zur mikroskopischen Blutuntersuchung und zur Erkennung der kleinen tierischen Lebewesen, der Protozoen, die für die Tropenkrankheiten charakteristisch sind, ausgerüstet und auf sie eingeübt wäre. Tatsächlich wird in unsere Schutzgebiete und Kolonien von der Kolonialabteilung und dem Oberkommando der Schutztruppen kein Arzt mehr entsandt, der nicht in dieser Richtung genügend vorgebildet und ausgerüstet wäre. Diese Vorbildung erhalten die Herren in der Regel in dem mir unterstellten Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, das unten eine Ausstellung seiner Lehrmittel und Präparate veranstaltet hat.

An Bord unserer Passagierdampfer gibt es noch nirgends für die Ärzte eine Ausrüstung zur mikroskopischen Blutuntersuchung, und die Schiffsärzte sind mit recht geringen Ausnahmen weder mit den Tropenkrankheiten noch mit den zu ihrer Erkennung erforderlichen Untersuchungsmethoden vertraut. Dasselbe gilt übrigens auch für die Kenntnis der Schiffsverhältnisse seitens der Ärzte. Ein moderner Dampfer ist ein sehr komplizierter Organismus. Es dauert für den Passagier in der Regel mehrere Tage, bis er auch nur in die Teile des Schiffes hingelangt ist, die für die Benutzung der Passagiere bestimmt sind, und sich mit allen Einrichtungen darin vertraut gemacht hat. Viel mehr aber als der Passagier, muss natürlich der Schiffsarzt von den Räumen, dem Schiffsbetrieb und der hygienischen Bedeutung dieser Verhältnisse kennen. Es genügt nicht, dass er in seinem Hospital und seiner Apotheke Bescheid weiss und die allgemeinen Krankheiten der Passagiere und Besatzung behandeln kann, sondern er muss auch mit den Betriebskrankheiten der Seeleute, insbesondere der Feuerleute Bescheid wissen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn er aber vorher noch nie die Heizräume eines modernen Dampfers gesehen hat, und von den eigenartigen Hitzschlagformen und Erschöpfungszuständen unter dem Feuerpersonal vorher noch nie etwas gehört hat, so ist er natürlich auch in der Behandlung solcher Fälle sehr unsicher. Oder denken Sie sich den Arzt, der von Schiffsverhältnissen vorher noch nie etwas gesehen oder gehört hat, wenn kurz nach dem Auslaufen aus dem Hafen eine Epidemie an Bord ausbricht, bei der Isolierungen, Desinfektionen und andere Vorbeugungsmassregeln sofort in möglichster Vollständigkeit getroffen werden müssen.

Aus allem geht hervor, dass eine besondere Vorbildung der Schiffsärzte für ihre Tätigkeit an Bord, eine Anleitung zur hygienischen Beurteilung der Bordverhältnisse und eine gewisse praktische Kenntnis der Methoden, die in jüngster Zeit für die Erkennung, Behandlung und Verhütung der Tropenkrankheiten ausgebildet sind, unbedingt erforderlich ist. In dem von mir geleiteten Hamburger Institut sind solche Vorbildungskurse jetzt eingerichtet. Im allgemeinen genügen drei Wochen praktischer Vorbereitung hierzu. Ebenso nötig ist es, dass man die Schiffsärzte so ausrüstet, dass sie die modernen diagnostischen Untersuchungsmethoden für die Tropenkrankheiten an Bord auch anwenden und von dem, was ihnen im Vorbereitungskursus geboten ist, später an Bord auch praktisch Gebrauch machen können. Man hat mir nun eingewendet, dass das alles recht schön gedacht sei, aber an der Schwierigkeit scheitern werde, dass die meisten Ärzte nur immer eine oder zwei Reisen machen, und dass man deshalb eine besondere, wenn auch nur dreiwöchentliche Vorbildung für die kurze Reisezeit von niemandem verlangen könne. Würde man eine besondere Vorbereitung obligatorisch machen, so würde die Folge davon sein, dass die Reedereien grosse Schwierigkeiten haben würden, überhaupt Ärzte zu erlangen, und dass sie deshalb viele ihrer Schiffe, die jetzt mit Ärzten besetzt werden, künftig ohne Ärzte fahren lassen würden, und dass sei noch weniger wünschenswert, als der jetzige Zustand. Ich bin der Ansicht, dass diese Schwierigkeit überwunden werden muss und glaube auch, dass es einen gangbaren Weg dazu gibt, einen Weg, der zugleich die allgemeine, nicht gerade bloss auf die Seeleute und die Reisenden, die zur See fahren, beschränkte Bedeutung dieser Angelegenheit in ein helles Licht stellt. Bekanntlich sind zur Abwehr der Einschleppung fremder gefährlicher Volksseuchen durch den Seeverkehr überall besondere Einrichtungen und Verkehrsbeschränkungen für Seeschiffe eingeführt. In manchen Ländern sind diese Massregeln sehr streng, oft einer Absperrung gegen Herkünfte aus verseuchten Ländern gleichzusetzen. In andern Häfen müssen die ankommenden Schiffe sich einer Quarantäne, d. h. einer mehrtägigen, oft sogar wochenlangen Beobachtung unter Verkehrs-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abschluss unterziehen. Erst nach Ablauf dieser Beobachtungszeit darf der Verkehr mit dem Lande eröffnet werden. In noch andern Häfen, und zwar jetzt glücklicherweise in der Mehrzahl der Seeplätze, kommt nur ein Arzt an Bord, der die Mannschaften und Passagiere untersucht, aber nach der Untersuchung, für den Fall, dass er nichts Verdächtiges an Bord findet, den Verkehr freigibt. Die meisten europäischen Staaten, leider noch nicht alle, haben jetzt internationale Abmachungen getroffen, in denen sie sich gegenseitig verpflichtet haben, diese Untersuchungen und die daran sich knüpfenden Massnahmen, z. B. Desinfektionen, möglichst gleichmässig auszuführen und dabei eine gewisse Grenze von Verkehrsbeschränkungen nicht zu überschreiten. Trotzdem wird diese Untersuchung der ankommenden Schiffe, namentlich der Postdampfer, oft nicht ohne Unrecht von den Reedern, Kapitänen und auch von den Passagieren als eine recht lästige Massregel empfunden. Sie wird aber nicht zu umgehen sein für Schiffe, die ohne Arzt fahren. Anders aber bei den Schiffen, die einen Schiffsarzt an Bord haben. Wenn der untersuchende Arzt an Bord eines solchen Schiffes kommt, so wird er sich vernünftigerweise zunächst mit dem Schiffsarzt in Verbindung setzen, sich das Krankenbuch und das ärztliche Tagebuch zeigen lassen und dann mit dem Schiffsarzt zusammen die an Bord befindlichen Kranken untersuchen. Könnte man da nun nicht noch einen Schritt weitergehen, und es dem Schiffsarzt allein überlassen, darüber zu entscheiden, ob das Schiff gleich in den freien Verkehr treten darf, oder ob die Gesundheitsbehörden an Land zu benachrichtigen sind, weil verdächtige Kranke sich an Bord befinden? Natürlich müssten die Schiffsärzte daraufhin vereidigt werden, dass sie den Gesundheitszustand ihres Schiffes gewissenhaft beurteilen und die absichtliche oder fahrlässige Verheimlichung eines Falles von ansteckender Krankheit müsste mit Strafe bedroht werden. Das ist übrigens auch jetzt schon der Fall. Ferner gehört ausser dem Vertrauen auf den zuverlässigen Charakter des Schiffsarztes zur Einführung solcher Verkehrserleichterungen für die Passagierdampfer die Gewissheit, das die Ärzte an Bord auch mit den in Frage kommenden, in Deutschland seltenen und darum den deutschen Medizinern während des Universitätsstudiums meist unbekannt bleibenden Krankheiten einigermassen Bescheid wissen und mit den Hilfsmitteln zur Diagnose soweit ausgerüstet sind, dass sie in den meisten Fällen wenigstens darüber sicher sein können, dass die von ihnen an Bord beobachteten Krankheiten nicht gemeingefährlicher Art, sondern von harmloserer Natur, wenigstens in bezug auf die Infektionsgefahr, sind, z. B., dass sie sagen können, dass es sich im vorliegenden Fall sicher um Malaria, nicht aber etwa um Gelbfieber oder Pest handele. Hier begegnen sich also die Bestrebungen zur Erlangung einer besseren Vorbil-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung und besonderen Ausrüstung der Schiffsärzte für die Erkennung und Behandlung der Tropenkrankheiten mit denen, die auf Verkehrserleichterung für die grossen Postdampfer abzielen. Man wird dem Arzt, der mit den Tropenkrankheiten Bescheid weiss und auch so ausgerüstet ist, dass er seine Kenntnisse verwerten kann, eher die Beurteilung seines Schiffes in bezug auf seine Seuchengefahr überlassen können, als einem andern Schiffsarzt. Wenn man aber den besonders zuverlässigen, weil besonders vorgebildeten und ausgerüsteten Schiffsärzten das Recht einräumt, dass sie selbständig die Erklärung abgeben dürfen, ob ihr Schiff seuchenrein ist oder nicht, so bedeutet das für die Reeder eine solche Summe von Zeit- und Geldersparnis, dass sie die Kosten für die besondere Ausrüstung des Arztes, die dazu nötig ist, mit Vergnügen bezahlen und den Arzt, dem solche Befugnisse zugesprochen sind, auch weit höher honorieren werden, als einen gewöhnlichen Schiffsarzt. In den Ausstellungsräumen ist eine Ausrüstung ausgestellt, wie wir sie für diesen Zweck nötig halten. Sie kostet höchstens 500 Mk., und das fällt gegenüber den Kosten, die den Reedern unter Umständen auch nur ein durch Quarantäne verlorener Tag bringt, gar nicht ins Gewicht. Dasselbe gilt von dem Betrag, um den die besonders ausgebildeten und mit besonderer Befugnis betrauten Ärzte eventuell höher honoriert werden müssten. Ein verlorener Tag bringt dem Reeder unter Umständen Geldverluste, die damit gar nicht vergleichbar sind. Wenn die Schiffsärzte erst besser honoriert werden, werden sie auch gern einen dreiwöchigen Vorbereitungskursus für ihre schiffsärztliche Tätigkeit durchmachen, und man wird so viel Ärzte, wie man wünscht, immer zur Verfügung haben.

Man hat gegen meinen Vorschlag eingewandt, dass dann zu fürchten sei, dass die Schiffsärzte unter dem Druck der Autorität des Kapitäns, oder durch Bestechungen seitens der Passagiere verleitet, Krankheitsfälle verheimlichen könnten. Das kann ebensogut jetzt schon geschehen; die Ärzte stehen jetzt viel mehr unter dem Druck des Kapitäns, als wenn sie in bezug auf die Seuchengefahr mit autoritativer Befugnis dem Kapitän selbständig gegenüberstehen. Und was die Bestechungsgefahr anlangt, so müssen so viel Umstände zusammentreffen, dass diese Gefahr als eine ausserorentlich fernliegende bezeichnet werden muss. Es muss nicht bloss jemand da sein, der sich bestechen lässt, sondern auch jemand, der besticht, und zwar mit hohen Summen besticht, und die Strafen, die auf solche Vergehen gesetzt sind, nicht achtet. Geheim bleiben ja solche Fälle kaum. Im übrigen ist auch der untersuchende Arzt nicht unfehlbar, auch seine Untersuchung gewährt keinen absoluten Schutz, und wird um so unsicherer, je mehr er dabei die Unterstützung des Schiffsarztes entbehren muss. Es gibt Seuchengefahren, die bei der ersten Untersuchung durch den beamteten Arzt gar nicht erkannt werden können, wenn ihn nicht der Schiffsarzt auf die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

richtige Spur führt. Wie kann das aber der Schiffsarzt, wenn ihm selber die Mittel dazu fehlen, diese Spur zu finden. Andere Gefahren lassen sich überhaupt erst beurteilen, wenn das Schiff im Hafen ist, z. B. ob pestinfizierte Ratten im Schiff sind oder nicht. Das ist unter Umständen viel schlimmer, als wenn pestkranke Menschen an Bord sind. Es lässt sich aber erst darüber urteilen, wenn das Schiff im Hafen liegt und mit dem Löschen seiner Waren begonnen hat.

Ferner hat man den Einwurf erhoben, dass, wenn wir erst unsere eigenen Schiffe, sofern sie qualifizierte Schiffsärzte an Bord haben, in unsern Häfen nicht mehr regelmässig einer vorgängigen Untersuchung unterwerfen, dass dann auch fremde Schiffe dasselbe Recht verlangen würden. Ich finde, dass uns nichts begegnen könnte, was willkommener wäre. Dann würden nämlich unsere deutschen Passagierschiffe auch in vielen fremden Häfen ohne weiteres freien Zutritt erhalten. Dieser unser eigener Verkehr in auswärtigen Häfen ist aber viel grösser, als der von Passagierschiffen mit ausländischen Ärzten in unsern Häfen. Nach Hamburg kommen z. B. im Jahre kaum ein halbes Dutzend fremder Passagierschiffe mit ausländischen Schiffsärzten.

Wir sind im Laufe der letzten Jahre mit dem Fortschreiten unserer Kenntnisse über die Art der Übertragung der Volksseuchen immer mehr zu der Überzeugung gekommen, dass eine ständige gesundheitliche Überwachung des Verkehrs ohne wesentliche Beschränkung besser ist als Grenzsperren, Quarantänen, Gesundheitspässe und ärztliche Visiten. Von der jetzt schon eingerichteten Überwachung der Schiffe in den deutschen Häfen bis zur Verschiebung dieser Überwachung der Schiffe auf die Zeit während der Reise ist nur ein kleiner Schritt. Je mehr wir tüchtige Ärzte mit entsprechender Ausrüstung an Bord haben, desto geringer wird für uns die Gefahr der Einschleppung von Seuchen durch den Seeverkehr werden, und desto mehr Freiheit von Verkehrsbeschränkungen können wir den Schiffen gewähren. Die bessere Ausrüstung und Fürsorge für die ärztliche Kranken- und Gesundheitspflege an Bord ist also nicht bloss eine ideelle Forderung, die wir im Interesse der Passagiere und Mannschaften erheben, sondern sie hat auch ihre bedeutenden materiellen Vorteile, indem sie den Passagierschiffen grössere Freiheit in der Bewegung in Aussicht stellt. Aber einerlei, ob man so weit gehen will, wie ich wenigstens auf Grund meiner langjährigen Hamburger Erfahrungen zu gehen mich trauen würde, nämlich die Quarantänevisite über Bord werfen und es den — besonders vorgebildeten und ausgerüsteten — Schiffsärzten allein überlassen will, zu beurteilen, ob ihr Schiff ohne weiteres den Verkehr im Hafen eröffnen darf oder nicht: den Beweis hoffe ich, Ihnen geliefert zu haben, dass die Frage der besonderen Ausrüstung unserer Passagierschiffe mit Mitteln zur raschen Stellung der Diagnose der wichtigsten, exotischen Krank-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heiten und die Notwendigkeit einer besonderen Vorbildung der Schiffsärzte nach dieser Richtung nicht bloss eine beschränkte Bedeutung hat für unsere Seeleute und die Seereisenden, sondern dass sie eine weit allgemeinere Wichtigkeit hat für die Sicherung unseres Seeverkehrs und unserer Häfen gegenüber der Gefahr der Einschleppung und dem Umsichgreifen fremder Volksseuchen.*)

Dr. **Treutlein**, Würzburg: Als Illustration zu den trefflichen Ausführungen des Herrn Physikus Dr. Nocht möchte ich mir gestatten, einige Erfahrungen mitzuteilen, welche ich im Laufe des letzten Jahres machen konnte. Ich kehre soeben von einer medizinischen Studienreise um die Welt zurück, und hatte im Laufe des letzten Jahres Gelegenheit, auf ungefähr zehn Schiffen die ärztlichen Verhältnisse zu studieren, und zwar waren diese Schiffe deutscher, englischer, amerikanischer und holländischer Herkunft. Soweit die deutschen Schiffe in Betracht kommen, kann ich das, was Herr Dr. Nocht hier ausführte, voll und ganz bestätigen, dass unsere deutschen Schiffsärzte bei aller vorzüglichen allgemeinen medizinischen Ausbildung trotzdem in Tropenkrankheiten nicht das erforderliche Mass von Ausbildung zeigen. Nun ist das aber nicht nur auf unsern deutschen Schiffen der Fall, sondern ich hatte vor vier Wochen in San Francisco Gelegenheit, einen Vortrag Sir Patric Mansons zu hören, worin er den amerikanischen Reedern dringend ans Herz legte, in San Francisco eine Schule für tropische Erkrankungen zu gründen, da nach Eröffnung des Panamakanals die tropischen Erkrankungen für die Westküste Amerikas eine noch grössere Bedeutung bekommen würden, als sie schon hätten.

Nun sind wir Deutsche in der glücklichen Lage, eine derartige Tropenschule für Ärzte nicht erst gründen zu müssen, sondern sie bereits im Besitz zu haben, in Gestalt des trefflichen Hamburger tropenhygienischen Instituts. Es wäre zu wünschen, dass, ebenso wie die Kriegsmarine und die Schutztruppe eingesehen haben, wie nötig eine spezielle Ausbildung ihrer Ärzte in tropischen Erkrankungen ist, ebenso die grossen deutschen Dampferlinien dies erkennen möchten, damit sie, wie sie in nautischer und wohl gastronomischer Beziehung an der Spitze aller Dampferlinien der Welt marschieren, ebenso auch in medizinischer Hinsicht sich den ersten Platz erobern möchten, indem sie auf alle ihre Passagierschiffe tüchtige, in Tropenkrankheiten ausgebildete Ärzte stellen. (Beifall.)

*) Im Anschluss an seinen Vortrag brachte Herr Physikus Dr. Nocht eine Resolution ein, die von der Versammlung angenommen wurde und in dem Schlussabschnitt dieses Werkes, „Resolutionen", als Resolution IV wiedergegeben ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion III.

Die rechtlichen und politischen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.
Stellvertreter: Geh. Regierungsrat Dr. **Ebermaier,** Berlin.
Vorsitzender: Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.
Wirkl. Geh. Rat Exzellenz Dr. **Krauel,** Berlin.
Schriftführer: Gerichtsassesor Dr. **Königsberger.**
Referendar **Sabersky,** Berlin.
Dr. jur. **Hardy,** Strassburg i. E.

Die Verpflichtung zur Auslieferung aus den Kolonien seitens der Kolonialstaaten untereinander.

Von Kammergerichtsrat Dr. jur. **Delius** in Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

1. Hat jemand eine strafbare Handlung begangen, so ist es Pflicht des Staates, die Tat zu sühnen und den Übeltäter mit Strafe zu belegen. Das Rechtsbewusstsein des Volkes wird verletzt, wenn es sieht, wie ein geflohener Verbrecher die Früchte seiner Tat (geraubtes oder unterschlagenes Geld) im Auslande ungestört und ruhig geniesst. Das Unterbleiben der Bestrafung wirkt auch anreizend und verlockt zur Nachahmung. Es ist daher von jeher das Bestreben der Staaten gewesen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich durch Verträge zur Auslieferung flüchtiger Verbrecher gegenseitig zu verpflichten. Der Gedanke, die Flucht ins Ausland nützt dir nichts, auch dort wirst du vom Arm der Gerechtigkeit erfasst und der verdienten Strafe im Inlande entgegengeführt, wirkt prophylaktisch und abschreckend. Diese staatsrechtliche Erwägung greift um so mehr Platz in Kolonien, Schutzgebieten und Interessensphären, wo die Staatsgewalt noch nicht so festgefügt ist, wie im Mutterlande, und wo man besonders darauf bedacht sein muss, dass die Staatsautorität durch keinerlei Unterlassung geschwächt wird, endlich die Eingeborenen auf niedriger Kulturstufe stehen. Überdies ist es in den noch weniger entwickelten Kolonien ausserordentlich leicht, über die kaum bewachte Grenze zu kommen. Dass also die Auslieferung auch für die Kolonien ein Bedürfnis ist, bedarf wohl keines Beweises. Es würde kriminalpolitisch höchst verkehrt sein, wenn man bei der Flucht eines verbrecherischen Eingeborenen sich auf den Standpunkt stellen wollte: „Gottlob, ein unnützer Farbiger weniger, lasst ihn ruhig laufen."

2. Um ausliefern zu können, muss der ausliefernde Staat des Verbrechers zunächst habhaft werden. Gerade die Kolonien mit ihren weiten, unbevölkerten Distrikten, bieten dem Verbrecher, welcher glücklich über die Grenze gekommen ist, manchen guten Schlupfwinkel, wo er von den Behörden des fremden Staates auch beim besten Willen nicht aufgefunden werden kann. Da empfiehlt es sich nun, ein Rechtsinstitut, welches bis jetzt nur innerhalb des Deutschen Reiches und im Verkehr desselben mit Österreich praktisch geübt wird, international auszugestalten, ich meine die sogenannte N a c h e i l e, die Verfolgung über die Landesgrenze. Man denke sich, deutsche Kolonialbeamte verfolgen flüchtige Mörder oder Brandstifter, sie sind ihnen unmittelbar auf den Fersen, noch einige Kilometer, und die Flüchtigen sind eingeholt. Plötzlich tauchen die schwarz-weiss-roten Grenzpfähle auf, englisches Gebiet erscheint. Während die Beamten über die Grenze nicht hinaus dürfen, flüchten die Verbrecher weiter und verschwinden, vielleicht auf Nimmerwiedersehen. In solchen Fällen müssen deutsche und umgekehrt englische Beamte berechtigt sein, über die Grenze hinaus zu verfolgen, bis sie des Verbrechers habhaft werden. Natürlich darf die Verfolgung nicht bis in infinitum ausgedehnt werden, da es zu Unannehmlichkeiten führen könnte, wenn mitten im Lande fremde Polizeibeamte auftauchen. Aber bis zu 50 Kilometer ins fremde Land hinein muss die Verfolgung zulässig sein. Wird der Verbrecher innerhalb dieses Grenzgürtels ergriffen, so darf er nicht mit ins eigene Land zurückgenommen werden, sondern ist der nächsten zuständigen fremden Behörde vorzuführen, welche ihn in Gewahrsam nimmt. Demnächst ist das Auslieferungsverfahren einzuleiten. Die Nacheile ersetzt also nicht die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auslieferung, sondern hat nur den Zweck, die demnächstige Auslieferung zu sichern und vorzubereiten. Die Hoheitsrechte des fremden Staates werden überall respektiert, trotz der Ergreifung durch deutsche Beamte wird es zulässig sein, die Auslieferung zu verweigern, weil sich herausstellt, dass der Flüchtling als politischer Verbrecher anzusehen ist. Es empfiehlt sich daher, folgende Bestimmung in die Auslieferungsverträge aufzunehmen:

„In dringenden Fällen, wo Gefahr im Verzuge obwaltet, sind die Polizei- und Sicherheitsbeamten ermächtigt, flüchtige Verbrecher über die Landesgrenze des andern Staates zu verfolgen und innerhalb des Grenzgebietes bis zu 50 Kilometer festzunehmen. Die Festgenommenen sind an die nächste Polizeibehörde des fremden Staates abzuliefern."

Die Nacheile darf nicht mit dem völkerrechtlichen droit de poursuite verwechselt werden. Auf Grund des letzteren kann der Uferstaat fremde Schiffe, die auf dem unter seiner Gebietshoheit stehenden Gebiet sich einer Straftat schuldig gemacht haben, in die hohe See verfolgen. Dies Recht erlischt aber, sobald das verfolgte Schiff in andere Küstengewässer gelangt ist. Der wesentliche Unterschied dieses seerechtlichen Rechtsinstituts von der Nacheile auf dem Lande besteht also darin, dass in letzterem Falle die Verfolgung in den Hoheitsbereich eines fremden Staates zulässig ist. Ich glaube, dass die internationale Einführung der Nacheile in den Kolonien auf keine Schwierigkeiten stossen wird, da die Ermöglichung der Bestrafung flüchtiger Verbrecher doch im wohlverstandenen Interesse aller Kulturvölker liegt.

3. Unsere Kolonialauslieferungsverträge sind wenig zahlreich. Das Deutsche Reich hat mit dem Kongostaate den Vertrag vom 25. Juli 1890 abgeschlossen. Dieser regelt aber nur die Auslieferung zwischen unsern afrikanischen Schutzgebieten und dem Kongostaat. Ferner haben wir den Vertrag mit England vom 5. Mai 1894 und denjenigen mit den Niederlanden vom 21. September 1897. Beide erstrecken sich auf die Auslieferung zwischen den englischen bezw. niederländischen Kolonien einerseits und den deutschen Schutzgebieten, Besitzungen und Interessensphären in Afrika, Neu-Guinea und im westlichen Stillen Ozean anderseits. Das auf dem asiatischen Festlande belegene Kiautschou fällt nicht darunter; auch bleibt es zweifelhaft, ob die Verträge sich auch auf die Karolineninseln beziehen, welche wir erst später erworben haben. Nun haben wir zwar Reichsauslieferungsverträge mit Spanien und Italien, auch haben die meisten deutschen Bundesstaaten mit Frankreich und Nordamerika Verträge geschlossen. Allein es fehlt eine ausdrückliche Bestimmung, ob sich diese Verträge mit den Mutterländern ohne weiteres auch auf die Kolonien beziehen. In Frankreich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und den Niederlanden neigt man zur Verneinung dieser Frage. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben eine besondere Abmachung, welche seit September dieses Jahres in Kraft ist, für erforderlich erachtet, um ihre Auslieferungsverträge mit Deutschland auch auf die Philippinen zu erstrecken. Wollte man aber auch die Verträge des Mutterlandes auf die Kolonien für anwendbar erachten, so bliebe im Verkehr mit Frankreich noch zweifelhaft, ob die Auslieferung aus unsern Reichsschutzgebieten auf Grund des preussischen oder des bayrischen usw. Vertrages erfolgen soll. Das richtigste wäre dann wohl, den preussischen für massgebend zu erklären. Der Vertrag mit Spanien vom Jahre 1878 erwähnt zwar die Kolonien, aber nur die spanischen. Bei dem Formalismus, der im Auslieferungsrecht herrscht, ist es denkbar, dass Spanien die Ausdehnung des Vertrages auf unsere Kolonien verneint, weil wir dieselben erst später erworben haben. Mit Portugal, welches uns wegen der afrikanischen Besitzungen interessiert, haben wir überhaupt keinen Vertrag, weder mit dem Mutterlande, noch bezüglich der Kolonien. Mit unsern Verträgen ist es also nicht sonderlich bestellt. Nun besteht zwar völkerrechtlich die Pflicht, auch ohne Vertrag schwere Verbrecher, sofern sie nicht Landeskinder sind und kein politisches Delikt vorliegt, auszuliefern. Allein diese völkerrechtliche Usance ist zu unbestimmt, um einen regelrechten Auslieferungsverkehr zu gewährleisten, auch müssen die Verhandlungen über die Auslieferung dann stets zwischen den Zentralregierungen in den Mutterlanden geführt werden. Es erscheint daher notwendig, besondere Auslieferungsverträge für die Kolonien abzuschliessen, in welchen den Verhältnissen derselben genügend Rechnung getragen wird. Die Verträge haben sich auch auf die in Zukunft zu erwerbenden Kolonien zu erstrecken und ferner den Verkehr nicht bloss der Kolonien untereinander, sondern auch den der Mutterländer mit den fremden Kolonien zu regeln. So wird eine sichere und zweifelsfreie Unterlage geschaffen.

Derartige Auslieferungsverträge haben natürlich die Mutterländer für die Kolonien abzuschliessen, da letztere, selbst die so selbständig gestellten englischen, völkerrechtliche Vertragsfähigkeit nicht besitzen.

4. Die Entscheidung über ein Auslieferungsgesuch kann jedoch dem Reichskanzler oder dem Bundesrat nicht übertragen werden, da dies Verfahren zu zeitraubend und auch wegen des telegraphischen Verkehrs zu kostspielig wäre. Man denke sich, ein Mörder flieht von Deutsch-Samoa nach der benachbarten amerikanischen Insel. Soll nun zwischen Berlin und Washington über die Auslieferung dieses Verbrechers verhandelt werden? Die Entscheidung ist deshalb der obersten Behörde in jeder Kolonie zu übertragen, wie dies schon in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verträgen mit England, Holland und dem Kongostaat geschehen ist. Schwierigkeiten wird wohl nur Frankreich machen, welches stets von Paris aus entscheiden will. Ich glaube sogar, dass noch eine weitere Dezentralisation angängig ist. Der Gouverneur ist von manchen Stationen aus schwer erreichbar, der Bezirksamtmann steht den Verhältnissen näher. Ihm dürfte die Entscheidung über die Auslieferung Farbiger übertragen werden können. Auch über Weisse wird er Entscheidung treffen dürfen, wenn diese gegen die Auslieferung nicht protestieren. Die Uebertragung dieser Befugnis ist natürlich jederzeit widerrufbar.

Eine Mitwirkung der Gerichte beim Auslieferungsverfahren findet in Deutschland nicht statt. Es entscheiden ausschliesslich die Verwaltungsbehörden, in Preussen der Justizminister und der Minister des Innern. Eine Änderung dieses Rechtszustandes ist für die Kolonien nicht anzustreben. Die auslieferndn Behörden prüfen nicht, ob der Flüchtling des ihm zur Last gelegten Verbrechens auch wirklich schuldig ist, sondern nehmen ohne weiteres die in dem Auslieferungsgesuche behauptete Tatsache als richtig hin und überlassen die Prüfung der Schuldfrage dem erkennenden Gericht. Nur im Verkehr mit England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika wird die Schuldfrage geprüft, so dass eine Mitwirkung des Gerichtes notwendig wird. Es steht nicht zu erwarten, dass England dies zeitraubende und umständliche Verfahren für den Kolonialkverkehr fallen lassen wird. Die Prüfung der Schuldfrage wird zweckmässig den Gerichten II. Instanz in jedem Schutzgebiet übertragen.

Wenn nun auch die Entscheidung über das Auslieferungsgesuch dem Gouverneur zusteht, so braucht doch nicht der ganze Schriftenwechsel durch seine Hände zu gehen. In den Mutterländern muss der sogenannte diplomatische Weg im Auslieferungsverkehr innegehalten werden. Das Auslieferungsgesuch muss gewöhnlich 5—6 verschiedene Amtsstellen durchlaufen, und auf der Rücktour ebensoviele. Es ist klar, dass bei diesem Verfahren, selbst bei ausgiebigster Benutzung des kostspieligen Telegraphen, viel kostbare Zeit verloren geht, während welcher der Verbrecher Gelegenheit findet, sich unsichtbar zu machen und die Spuren der Tat zu verwischen. Hier gilt es nun, mit mutigem Griff einen alten Zopf abzuschneiden. Es muss unmittelbarer Schriftwechsel und Depeschenverkehr zwischen den beiderseitigen Kolonialbehörden, auch der nachgeordneten, eingeführt werden. Auf Ansuchen eines Bezirksamtmanns muss die Polizeibehörde einer fremden Kolonie den flüchtigen Verbrecher vorläufig festnehmen. Das förmliche Auslieferungsgesuch muss natürlich vom Gouverneur ausgehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

5. Welche Personen sollen ausgeliefert werden? Unser Strafgesetzbuch bestimmt, dass ein Deutscher an einen ausländischen Staat nicht ausgeliefert werden darf. Dieser Grundsatz ist in den Verträgen mit England, Holland und dem Kongostaat auch auf die Eingeborenen der deutschen Schutzgebiete und Interessensphären ausgedehnt. Hieran wird festzuhalten sein. England und Nordamerika liefern auch ihre eigenen Landeskinder aus. In manchen Fällen mag die Aburteilung am Ort der Tat wünschenswert sein, das gibt aber noch keinen Anlass, auf den so überaus wichtigen Grundsatz der Nichtauslieferung Landesangehöriger zu verzichten. Ueberdies kann durch die modernen technischen Hilfsmittel, z. B. die Photographie, auch dem 1000 Meilen vom Tatort entfernten Richter ein ausreichendes Bild von der Örtlichkeit gegeben werden.

6. Es fragt sich, wegen welcher Delikte soll Auslieferung stattfinden? Man kann hier wohl ohne weiteres die in den Verträgen des Deutschen Reiches aufgezählten Straftaten akzeptieren. Erfordern die Verhältnisse einer Kolonie eine Ausdehnung auf andere Delikte, z. B. den Waffenschmuggel — hierüber wird man Berichte einfordern müssen —, so ist die Zahl der Auslieferungsdelikte entsprechend zu vergrössern. Die Tat, derentwegen Auslieferung verlangt wird, muss nach dem Strafrecht beider Staaten überhaupt strafbar sein, Prinzip der identischen Norm. Kein Staat kann verpflichtet sein, jemanden wegen einer Tat auszuliefern, welche er selbst für straflos hält. Ich erwähne dies nur, weil selbst die Strafgesetzbücher der europäischen Staaten grosse Verschiedenheiten zeigen. Nach belgischem Recht ist der Versuch des Betruges nicht strafbar, auch muss beim vollendeten Betrug der Betrüger listige Kunstgriffe angewendet haben, ein Erfordernis, welches das deutsche Strafrecht nicht kennt. Natürlich darf das Prinzip der identischen Norm nicht überspannt werden. Ein Binnenstaat, wie die Schweiz, muss natürlich wegen Seeraubs ausliefern, obwohl sein Strafgesetzbuch dieses Delikt nicht aufzählt.

7. Ich komme jetzt zu dem schwierigsten Problem des Auslieferungsrechts, zu der Auslieferung wegen politischer Delikte.

Die herrschende Lehre unterscheidet absolut- und relativ-politische Delikte. Die absolut-politischen sind solche, durch welche keine andern als politische Rechte der Staatsgewalt oder der Staatsbürger angegriffen werden. Unter den relativ-politischen versteht man diejenigen, welche eine Änderung der politischen Verhältnisse durch Handlungen anstreben, die auch, abgesehen von ihrem Zweck, ihrer sonstigen Beschaffenheit nach strafbar sind, welche also neben den Merkmalen eines politischen Delikts, auch die eines gemeinen Delikts, z. B. Mord, Brandstiftung u. dergl., an sich tragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ein festgewurzelter Grundsatz des Völkerrechts, dass wegen politischer Straftaten, z. B. wegen Hoch- und Landesverrats, Majestätsbeleidigung, nicht ausgeliefert wird. Um die Mitte des vorigen Jahrhundert war der politische Flüchtling eine Figur, die sich gewisser Sympathien erfreute. Diese Auffassung änderte sich, als die Sache nicht mehr beim Halten aufrührerischer Reden blieb, sondern man zur Tat schritt und Staatsoberhäupter ermordete oder wenigstens zu ermorden versuchte. Die wiederholten Attentate führten zu einer Einschränkung des Asyls politischer Verbrecher und zur Einführung der sogenannten belgischen Attentatsklausel. Sie lautet: „Der Angriff gegen das Oberhaupt einer fremden Regierung oder Mitglieder seiner Familie soll weder als politisches Verbrechen oder Vergehen, noch als mit einer solchen im Zusammenhange stehend angesehen werden, wenn dieser Angriff den Tatbestand des Mordes oder des Totschlags bildet."

Diese Klausel gilt jetzt fast in allen Kulturstaaten, nur England, Italien und die Schweiz haben sie nicht adoptiert. Die Klausel ist indes nicht ausreichend, sie schützt zwar die Staatsoberhäupter und deren Familien, aber nicht die Untertanen, welche bei Ausführung eines politischen Delikts Leben oder bei Brandstiftung ihr Eigentum einbüssten. Das Institut für internationales Recht hat deshalb folgende Klausel vorgeschlagen: 1. Handlungen, welche alle Eigenschaften unrechtlicher Verbrechen an sich tragen (Mord, Brandstiftung und Raub), begründen wegen der blossen politischen Absicht ihrer Urheber keine Ausnahme von der Auslieferung. 2. Für die Prüfung der Handlungen, welche während einer politischen Rebellion, eines Aufstandes oder eines Bürgerkrieges begangen sind, kommt es darauf an, ob dieselben durch die Gebräuche des Krieges entschuldigt werden oder nicht.

Ob die Klausel des Instituts die zutreffende ist, kann hier nicht näher untersucht werden. Mir scheint es, als ob das schweizerische Auslieferungsgesetz eine richtigere Unterscheidung trifft. Nach derselben wird die Auslieferung bewilligt, obschon der Täter einen politischen Beweggrund oder Zweck vorschützt, wenn die Handlung vorwiegend den Charakter eines gemeinen Verbrechens oder Vergehens hat. Einen für alle Fälle passenden Lehrsatz wird man nicht aufstellen können, es muss jeder Fall einzeln geprüft und entschieden werden. Die Frage, ob das politische Moment überwiegt, ist ausserordentlich schwer zu entscheiden. In der Schweiz hat man die Entscheidung, ob ein politisches Delikt vorliegt, in die Hände eines unabhängigen, politischen Strömungen unzugänglichen Gerichtshofes, des Bundesgerichts in Lausanne, gelegt, welcher nach freiem Ermessen urteilt. Auch für uns, insbesondere für die Kolonien, empfiehlt sich das gleiche Verfahren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Am geeignetsten erscheint das Gericht II. Instanz in jedem Schutzgebiet.

Mit Rücksicht auf die Bestialitäten in Südwestafrika ist der Gedanke laut geworden, den Eingeborenen (Farbigen) das Asylrecht wegen eines politischen Verbrechens überhaupt zu nehmen. Dagegen möchte ich mich entschieden aussprechen. Keine Gesetzgebung ab irato. Auch ein Farbiger ist ein Mensch, und es widerspricht der modernen Auffassung, ihn völkerrechtlich anders zu stellen, als den Weissen. Wo will man auch die Grenze ziehen? Sollen auch Mischlinge zwischen Farbigen und Weissen des Asylrechts beraubt sein? Jedenfalls wird England, der grösste Kolonialstaat, sich weigerlich verhalten und daran schon der Vorschlag scheitern.

Einer besonderen Erörterung bedürfen die während eines Aufstandes, Bürgerkrieges usw. begangenen Delikte.

Es ist unbedenklich zu behaupten, dass jeder Aufstand ein hoch- bezw. landesverräterisches Unternehmen ist. Es soll die bestehende Staatsverfassung beseitigt und eine andere an deren Stelle gesetzt werden. In unsern Kolonien bezwecken die Aufstände die Beseitigung der deutschen Herrschaft.

Wenn wir einen aufständischen Hottentotten oder Herero in die Gewalt bekommen, so bestrafen wir ihn nach der Strenge unserer Gesetze als Hochverräter. Ist er aber auf fremdes Terrain, auf englisches Gebiet geflüchtet, dann hindert der Umstand, dass ein politisches Delikt vorliegt, seine Auslieferung. Die Frage, ob England die Aufständischen als kriegführende Partei anerkennt oder nicht, hängt mit der Auslieferungspflicht nicht zusammen. Man könnte höchstens sagen, dass Angehörige einer anerkannten kriegführenden Partei erst nach Beendigung des Aufstandes ausgeliefert werden, um diese Partei nicht numerisch zu schwächen, während andernfalls eine Auslieferung noch während der Unruhen statthaft ist.

Die Frage, ob kriegführende Partei oder nicht, ist wichtig für den Umfang der Pflichten Englands als neutralen Staates. Gesetzt den Fall, die Engländer erkennen die Hottentotten als kriegführende Partei an, so sind sie nach unbestritten klarem Völkerrecht verpflichtet, dieselben beim Übertritt auf englisches Gebiet zu entwaffnen und zu internieren, damit verhindert wird, dass sie von neuem in deutsches Gebiet wieder einbrechen. Aber auch wenn England die Aufständischen nicht als kriegführende Partei anerkennt, hat es die Pflicht, die übergetretenen Aufständischen auf englischem Gebiete festzuhalten. Es widerspricht allen Grundsätzen des Völkerrechts, wenn ein neutraler Staat Aufständischen des Nachbarstaates Unterschlupf gewährt und es zulässt, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieselben durch die Ruhe neu gestärkt, neu verproviantiert, mit neuen Waffen versehen, in den Nachbarstaat wieder einfallen.

Wenn tatsächlich aufständische Häuptlinge mit ihrem Anhang, nachdem sie auf englisches Gebiet übergetreten waren, wieder in unser Schutzgebiet zurückgekehrt sind, so möchte ich das nicht ohne weiteres auf die Schuld der englischen Behörden zurückführen. Man bedenke, dass die deutsch-englische Grenze in Afrika nicht wie die russische überall durch Grenzsoldaten abgesperrt ist. Es ist daher wohl möglich, dass die englischen Behörden von dem Eintritt sowohl wie von dem Rückmarsch der Aufständischen nichts gemerkt haben. Vielleicht haben sie auch nicht die Möglichkeit gehabt, mit ihrer schwachen Polizeimacht sie festzuhalten. Wie gesagt, man braucht nicht gleich an schlechte Absichten bei den Engländern zu denken. Die neuesten Zeitungsberichte lassen allerdings das Verhalten der englischen Behörden in etwas eigentümlichem Lichte erscheinen.

Nach dieser kleinen völkerrechtlichen Abschweifung kehre ich zu unserm eigentlichen Thema zurück. Aufständische sind, obwohl ihrem Beginnen ein politisches Delikt zu Grunde liegt, gleichwohl nicht gegen die Auslieferung unbedingt gesichert. Wenn in einem regulären Kriege ein Soldat seinen Gegner tötet oder die Artillerie ein Dorf in Brand schiesst, wird es keinem Vernünftigen einfallen, von einem Morde oder einer Brandstiftung zu reden. Bei einem Aufstande, also bei einer Empörung gegen die gesetzliche Obrigkeit, war man früher geneigt, in dem gleichen Tun ein Delikt zu erblicken. Man hat sich jedoch veranlasst gesehen, diejenigen Handlungen von der Auslieferungspflicht auszunehmen, welche die Aufständischen ausführen mussten, wenn überhaupt ihr Unternehmen gelingen sollte. Dazu gehört in erster Linie der Gebrauch der Waffe gegen die Regierungstruppen. Man hat nun gefordert, dass diejenigen Handlungen für entschuldbar, und deshalb für nicht auslieferungspflichtig erklärt werden sollten, welche durch die bei Bürgerkriegen, Aufständen usw. herrschenden Gebräuche entschuldigt wurden, da man an Aufständischen, besonders beim Beginn der Erhebung doch unmöglich so strenge Anforderungen stellen könne, wie an reguläre Truppen, z. B. bezüglich der Uniformen, ordnungsmässiger Waffen usw.; dies Verlangen ist unerfüllbar. Es mag sein, dass sich in Frankreich infolge seiner zahlreichen Revolutionen Usancen hinsichtlich des im Bürgerkriege Statthaften gebildet haben, wir in Deutschland kennen derartiges glücklicherweise noch nicht. Es bleibt daher nur übrig, wie auch das Institut für internationales Recht vorschlägt, diejenigen Handlungen von der Auslieferungspflicht auszunehmen, welche durch die Usancen des Krieges, welche jetzt in der Haager Konvention festgelegt sind, entschuldigt werden. Es erscheint auch ab-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegig, die Taten Aufständischer besonders wohlwollend zu behandeln. Nun ist es richtig, dass die Eingeborenen unserer Schutzgebiete unzivilisierte Völker sind, von denen man eine Kenntnis der Bestimmungen der Haager Konvention über die Kriegsgebräuche nicht erwarten darf. Allein es gibt Handlungen, welche jeder Mensch, auch der auf der niedrigsten Kulturstufe stehende, als unerlaubt erkennen muss. Ich meine das Hinmorden friedlicher Ansiedler und ihrer Familienangehörigen. Ob das Niederbrennen der Farmen durch die Gebräuche des Krieges entschuldigt wird, weil die Gebäude den Regierungstruppen als Stützpunkte dienen könnten, darüber lässt sich streiten. Dasselbe würde gelten, wenn die Aufständischen die männlichen Ansiedler nur gefangen genommen hätten, weil dieselben, als Angehörige des Beurlaubtenstandes, später einen Bestandteil der Regierungstruppen gebildet hätten. Hier würde vielleicht von einer Brandstiftung oder Freiheitsberaubung keine Rede sein können. Allein der Mord ist nicht zu entschuldigen. Diese Tat hat, um den Ausdruck des schweizerischen Auslieferungsgesetzes zu gebrauchen, überwiegend den Charakter eines gemeinen, nicht eines politischen Delikts. Wegen dieser Morde müsste England nach meiner Ansicht, die Auslieferung bewilligen. Die Stellung Englands zu dieser Auslieferungsfrage bleibt zweifelhaft. Als im Jahre 1871 Frankreich wegen Auslieferung der Mitglieder der Pariser Kommune offiziös in London anfragte, erhielt es eine ablehnende Antwort, so dass ein offizielles Auslieferungsgesuch gar nicht gestellt wurde. Als die Auslieferung von Castioni, welcher in Bellinzona bei einem Aufstande den Staatsrat Rossi erschossen hatte, im Jahre 1890 von England gefordert wurde, lehnte das Gericht (die Queens Bench) dieselbe ab, weil ein politisches Delikt in weiterem Sinne vorliege, wenn es einen Teil oder Zwischenfall einer politischen Bewegung, oder eines Aufstandes bilde. Man sieht also, England ist für ein weitgehendes politisches Asyl. Ob die deutsche Regierung die Auslieferung von Hereros oder Hottentotten verlangt hat, ist mir nicht bekannt. Es wird ungeheuer schwer sein, die Mörder einzeln zu bezeichnen. Sollte dies jedoch möglich sein, so erscheint es mir angezeigt, die Auslieferung zu beantragen, damit England in dieser hochwichtigen, alle Kolonialstaaten gleichmässig interessierenden Frage Farbe bekennen muss. Die Erledigung des Antrags liegt zwar in den Händen der Kapregierung, diese wird jedoch ohne Rückfrage in London wohl nicht entscheiden.

8. Eine ähnliche Stellung, wie die politischen Delikte, nehmen die militärischen ein. Abgesehen von unsern Deserteurkartellen mit Dänemark und Österreich, ist es Grundsatz, dass wegen Fahnenflucht (Desertion) nicht ausgeliefert wird. Hat der Deserteur ausserdem sogenannte gemeine Delikte begangen, so wird er zwar dieser-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

halb ausgeliefert, jedoch zur Bedingung gemacht, dass er wegen Desertion nicht bestraft, auch dieselbe nicht etwa strafschärfend berücksichtigt wird. Hat der Flüchtige ein gemischt gemein-militärisches Delikt begangen, z. B. einen Diebstahl gegenüber seinen Vorgesetzten, so wird nur wegen einfachen, nach dem bürgerlichen Strafgesetzbuch zu bestrafenden Diebstahls ausgeliefert. Das Qualifikationsmoment, dass der Diebstahl gegenüber dem Vorgesetzten begangen ist, darf auch bei der Strafabmessung nicht berücksichtigt werden.

Eine besondere Stellung nehmen die Deserteure der Handels- und Kriegsmarine ein. Dieselben werden auf Ansuchen des Kapitäns seitens der Behörden des fremden Staates ohne weitere Förmlichkeiten ausgeliefert, da wegen der Interessen der Schiffahrt ein Entweichen der Mannschaft verhindert werden muss. Hat der Deserteur sich eines gemeinen Delikts, z. B. des Diebstahls usw., schuldig gemacht, so wird ein förmliches Auslieferungsverfahren eingeleitet werden müssen.

Haben die Deserteure jedoch ein politisches Delikt begangen, so unterbleibt ihre Auslieferung. Mit Recht hat deshalb Rumänien die Auslieferung der Mannschaft des russischen Rebellenschiffes „Knäs Potemkin" geweigert.

9. Ist nun jemand ausgeliefert, so fragt sich, wegen welcher Straftaten darf derselbe von den inländischen Gerichten bestraft werden. Nach dem sogenannten Spezialitätsprinzip darf nur Verurteilung gerade wegen derjenigen Handlungen erfolgen, wegen deren die Auslieferung erfolgte. Stellt sich also — und das kommt gar nicht selten vor — nach der Auslieferung heraus, dass der Verbrecher noch andere Straftaten verübt hat, so muss von neuem die umständliche Auslieferungsprozedur wiederholt werden, damit der Flüchtling auch wegen dieser Straftaten verurteilt werden kann. Das ist zwar unangenehm, aber schliesslich noch erträglich. Anders verhält es sich, wenn die neu entdeckte Tat gar kein Auslieferungsdelikt ist. In diesem Falle hilft auch die nachträgliche Zustimmung des ausliefernden Staates nichts. In den Verträgen des Deutschen Reichs mit ausländischen Staaten findet sich nämlich die merkwürdige Bestimmung, dass wegen eines in dem Vertrage nicht aufgeführten Delikts eine Strafverfolgung oder Strafvollstreckung nicht stattfinden darf. Damit haben sich die Regierungen die Hände gebunden. Wenn der ausliefernde Staat auch wollte, er darf nicht einmal seine Zustimmung geben. In Deutschland gelten die Auslieferungsverträge als Reichsgesetz, eine Abänderung derselben kann also nur durch Reichsgesetz, also durch übereinstimmenden Beschluss des Bundesrats und des Reichstags, nicht durch die Regierung allein, erfolgen. Es kann also vorkommen, dass ein Ausgelieferter,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenn er wegen des Delikts, das zu seiner Auslieferung Anlass gab, freigesprochen wird, einfach freigelassen werden muss, obwohl er noch einer Reihe anderer Straftaten beschuldigt und überführt ist, welche nur die böse Eigenschaft haben, keine Auslieferungsdelikte zu sein. Ganz unerträglich wird aber die Sache, wenn sich in der Hauptverhandlung herausstellt, dass auch das zur Auslieferung Anlass gebende Delikt in Wirklichkeit nicht zu den Straftaten gehört, wegen welcher die Auslieferung bewilligt werden darf. Nach dem deutsch-italienischen Vertrage ist Diebstahl, Unterschlagung oder Betrug nur dann Auslieferungsdelikt, wenn der Wert 1000 Francs beträgt. Ergibt nun die Hauptverhandlung, dass der Schaden nur 999 Francs beträgt, dann müssen die deutschen Gerichte ihre Tätigkeit einstellen. Dass ein solcher Zustand abgeschafft werden muss, ist wohl ohne weiteres klar. Handelt es sich um die Erwirkung einer Auslieferung überhaupt, so ist es, nicht bloss vom Standpunkte eines Finanzministers, verständlich, dass man nur wegen der erheblicheren Delikte die bedeutenden Kosten einer Auslieferung anwendet. Ich erwähne, dass die Auslieferung eines Verbrechers seitens Nordamerikas an Frankreich einmal 200 000 Francs gekostet hat. Ist aber der Verbrecher einmal ausgeliefert, dann muss er auch wegen aller strafbaren Handlungen bestraft werden, welche er begangen hat. Eine Ausnahme wäre nur wegen der überwiegend politischen Delikte zu machen, auch müsste verlangt werden, dass die Tat nach dem Rechte des Zufluchtsstaats überhaupt strafbar, beziehungsweise noch strafbar, also noch nicht verjährt ist. Weitere Beschränkungen sind vom Übel.

Überraschen muss auch die Tatsache, dass, wenn auch der Ausgelieferte die Aburteilung wegen der Nichtauslieferungsdelikte selbst wünscht, weil er reine Bahn machen will, dies wegen der oben erwähnten Klausel nicht möglich ist. Ich meine nun zwar, dass, wenn der Angeklagte selbst auf das Asyl und das Spezialitätsprinzip verzichtet, der ausliefernde Staat keine Veranlassung hat, ihm diese Wohltat noch aufzudrängen. In der Rechtsprechung ist jedoch das Gegenteil angenommen, und es empfiehlt sich daher die Aufnahme einer ausdrücklichen Bestimmung in die Kolonialverträge.

Auch die sogenannte extradition volontaire, d. h. der Verzicht auf ein förmliches Auslieferungsverfahren, muss für zulässig erklärt werden. Diesfalls wird der Flüchtige sofort an die Grenze gebracht und kann dann wegen aller Delikte bestraft werden, wie wenn er freiwillig zurückgekehrt wäre. Die sogenannte freiwillige Auslieferung ist besonders in Frankreich und Belgien praktisch. Das Auslieferungsverfahren ist oft recht umständlich, die Untersuchungshaft dauert lange. Da will man nun dem Flüchtling, welcher sich schuldig fühlt und die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Strafe abbüssen will, Gelegenheit geben, auch möglichst bald abgeurteilt zu werden.

Wenn nun der Ausgelieferte infolge des sogenannten Spezialitätsprinzips nicht bestraft werden darf, wie lange darf er sich dann in dem Staate, an den er ausgeliefert ist, aufhalten? Viele Verträge setzen ihm eine Frist von drei Monaten, bis zu welcher er das Land verlassen muss. Da andere Verträge die Fristbestimmung nicht kennen, so hat man angenommen, dass der Ausgelieferte sich ruhig in dem Lande aufhalten dürfe. Das ist natürlich irrig. Die Frist von drei Monaten erscheint viel zu lang. Man denke sich, wie der Ausgelieferte während dieser Zeit die inländischen Behörden, welche ihm nichts anhaben können, ausreichend verhöhnen kann. Es ist daher nötig, zu bestimmen, dass der Ausgelieferte dann wegen der Nichtauslieferungsdelikte bestraft werden kann, wenn er genügend Zeit gehabt hat, um sich aus dem Lande zu entfernen. Es wird ihm vom Gerichte gleich eine bestimmte Frist gesetzt. Wie lang die Frist zu bemessen ist, hängt von den Umständen ab. Ein Franzose, welcher nach Memel ausgeliefert ist, braucht längere Zeit, um nach seiner Heimat zu kommen, als im gleichen Falle ein Russe. Grundsätzlich muss verlangt werden, dass der Ausgelieferte, nachdem er freigesprochen oder seine Strafe abgemacht hat, sich unverzüglich daran macht, Deutschland zu verlassen. Auch dieser Punkt bedarf ausdrücklicher vertraglicher Festlegung.

Wir sehen, dass auf dem Gebiete des kolonialen Auslieferungsrechts noch eine Reihe von Punkten zu verbessern ist, welche zum Teil auch das Recht der Mutterländer berühren. Möge die anzubahnende Reform auf dem Gebiete des Auslieferungsrechts überhaupt, auch den Kolonien die ersehnte Besserung bringen.

Die Verpflichtung zur Auslieferung aus den Kolonien seitens der Kolonialstaaten untereinander.

Gutachten des Amtsrichters und Privatdozenten
Dr. **Max Fleischmann**, Halle a. S.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Das Leben war wieder einmal klüger als alle Bücher. Der Aufstand in Südwestafrika, das Übertreten aufständischer Eingeborenen auf fremdes Staatsgebiet, wo ihnen Rettung vor den deutschen Straf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerichten winkt, hat uns mit einem Schlage zu einer Entschliessung in der Auslieferungsfrage gedrängt, an der die Literatur unseres Kolonial- und Völkerrechtes bisher mit wenigen allgemeinen Wendungen vorübergegangen ist. Aus der Not geboren ist also das Thema für den Kolonialkongress, mit Fug ist ihm die erste Stelle eingeräumt.

Eine Lösung der kolonialen Auslieferungsfrage ist nur möglich, wenn man sie, unbeirrt durch ihren brennenden Charakter, von einem weiteren, allgemeinen Standpunkte aus betrachtet, wenn man sie in Zusammenhang setzt oder sie in ihrem natürlichen Zusammenhange belässt mit den Grundlagen des Auslieferungsrechts überhaupt. Das ist der Ausgangspunkt des Herrn Referenten, der aus dem weitschichtigen Materiale die massgebenden Momente herausgeschält und in dieses Bild des allgemeinen Auslieferungsrechtes die Striche für die kolonialen Eigentümlichkeiten eingetragen hat. Die Aufgabe des Korreferenten ist es, eine Nachlese am Tatsächlichen zu halten, die Ausführungen und Schlussfolgerungen zu würdigen. Doch mit solch halb nur negativem (und ermüdendem) Vorbringen halte ich in so wichtiger Frage meine Aufgabe nicht für erschöpft. Das Korreferat soll ein zweites Gutachten sein, selbständig gewonnen aus selbständiger Betrachtung. Darum gestatten Sie mir, es auch so, wie es sich bei eigener, von dem Referenten unabhängiger Aufstellung gestaltet hat, einigermassen abgerundet, Ihnen vorzuführen. Stellenweise werde ich natürlich mit dem Herrn Referenten zusammengehen müssen, in andern Punkten werden sich unsere Wege scheiden. Vor allem ist mein Ausgangspunkt ein anderer.

Der Herr Referent hat das Schwergewicht seiner Ausführungen mehr und mehr auf das allgemeine Auslieferungsrecht gelegt und legen müssen. Nicht alle Eigentümlichkeiten der kolonialen Auslieferungsfrage konnten in seinem Rahmen den gebührenden Platz finden. Dieses koloniale Auslieferungsrecht möchte ich nun in die Mitte rücken, Einzelheiten und Eigenheiten schärfer betonen; denn nur, wenn man beide Seiten gleichmässig überblickt, das allgemeine Auslieferungsrecht und den gegenwärtigen Stand des kolonialen Sonderrechts, ist die Gefahr vermieden, Forderungen zu erheben, die teils zurzeit nicht erfüllbar, teils aber überflüssig, weil schon erfüllt sind. Die feinen Züge, mit denen der Herr Referent das koloniale Auslieferungsrecht eingezeichnet hat, werden sich bei dieser Betrachtungsweise allerdings vergröbern, das koloniale Recht aber wird dafür in schärfere Beleuchtung treten, und dank den Ausführungen des Herrn Referenten brauche ich nicht zu befürchten, dass sich dadurch die Masse für die Würdigung des kolonialen Auslieferungsrechts als Abart des allgemeinen Auslie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rungsrechts etwa zum Schaden unserer Aussprache verschieben könnten. —

Nur die für den deutschen Kolonialbesitz wichtigeren Kolonialstaaten will ich ins Auge fassen. Ich verstehe unter „Kolonialstaaten" hier auch nur diejenigen Staaten, die überseeischen Kolonialbesitz haben oder Staatenschöpfungen kolonialen Charakters, die auf kolonialem Boden entstanden sind. Dänemark und Russland scheide ich also aus und begrenze meine Aufgabe auf England, Frankreich, die Niederlande, Spanien, Portugal, Italien, die Vereinigten Staaten von Amerika und den Kongostaat. Bei der Schwierigkeit, das Material zu erlangen, muss ich mich auch darauf beschränken, auf die Beziehungen zwischen diesen Staaten und dem Deutschen Reiche einzugehen, und werde nur gelegentlich auch die Beziehungen dieser Staaten untereinander berühren können.

Die Auslieferung.

Die Hauptfrage ist: Inwieweit besteht zurzeit hinsichtlich der deutschen Kolonien eine Auslieferungspflicht? Auf welche Gebiete erstreckt sie sich, und welchen sachlichen Inhait hat sie? Beim Durchblättern des Bestandes der Rechtsnormen können die Lücken nicht verborgen bleiben.

Die Pflicht zur Auslieferung zwingt gleichberechtigte Staaten; sie beruht also auf dem Völkerrecht und kann nur aus einer der Quellen des Völkerrechts hergeleitet werden: Gewohnheit oder Staatsvertrag. Eine Rechtspflicht kraft Gewohnheit kann ich, wie es der Herr Referent tut, nach dem gegenwärtigen Stande des Völkerrechts nicht anerkennen. Auf den Punkt näher einzugehen, darf ich mir aber versagen, zumal auch der Herr Referent ihm eine besondere Bedeutung nicht beigemessen zu haben scheint. Um so mehr ist es dann jedoch geboten, dem Vertragsrechte, auf dem die Auslieferungspflicht nach meiner Ansicht allein beruht, einmal die volle Aufmerksamkeit zu schenken, ohne Scheu vor der Erörterung auch von Einzelheiten.

I.

Die Zahl der von dem Deutschen Reiche abgeschlossenen Auslieferungsverträge ist verhältnismässig gering. Trotzdem zeigen sie, wenn man sie auf ihre Bedeutung für die Kolonien betrachtet, ein unverhältnismässig buntes Bild, und mancher Zweifel drängt sich bei prüfender Betrachtung auf. Wenigstens drei grosse Gruppen lassen sich in den Auslieferungsbeziehungen für die Kolonien unterscheiden:

1.

Voran stehen diejenigen Verträge, die ausdrücklich eine Bestimmung über die Kolonien treffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Da ragt noch aus unserer kolonienlosen Zeit ein Auslieferungsvertrag mit Spanien herein (1878). Er ist aber nur einseitig verpflichtend, betrifft nur die Kolonien Spaniens. Seine Tragweite ist deshalb mit dem Verluste der spanischen Kolonien mehr und mehr zurückgegangen, da die unter eine andere Staatsgewalt getretenen oder selbständig gewordenen Kolonien (Cuba, Guam) durch den spanischen Auslieferungsvertrag nicht gebunden geblieben sind. Immerhin ist der Vertrag insbesondere für Kamerun nicht ohne Bedeutung.

Eine Ära wechselseitiger Auslieferungspflichten beginnt erst mit der Brüsseler Antisklavereiakte (1890), als dem erkennbaren Ausdrucke eines gesteigerten Gemeinschaftsgefühls der kolonial interessierten Staaten auch an kolonialer Justiz. Die Akte steigert Raum und Tatkraft ihrer Abmachungen durch die Vereinbarung einer — sogar besonders weitgehenden — Auslieferungspflicht bei einem Delikte, dem Sklavenhandel. Es ist auffallend, dass dieser Satz der Akte in der kolonialen Auslieferungsliteratur gar nicht beachtet wird. Fast muss man befürchten, dass auch die Praxis an ihm vorübergegangen ist.

Unmittelbar an die Brüsseler Akte — noch im selben Monat — schloss sich der Auslieferungsvertrag mit dem Kongostaat, dem 1904 ein Auslieferungsvertrag mit England, 1897 einer mit den Niederlanden gefolgt ist. Das sind die drei wechselseitigen Verträge, die das Reich bisher mit einzelnen Kolonialstaaten geschlossen hat und die ich, wenn ich von kolonialen Auslieferungsverträgen fortan spreche, allein im Auge haben werde. Sie zeigen übereinstimmend ein Merkmal: während der andere Teil mit seinem gesamten Kolonialbesitz eintritt, hat das Deutsche Reich nur vorsichtig die Auslieferungspflicht für einzelne, bestimmte Kolonien übernommen: dem Kongostaat gegenüber nur für die afrikanischen, England und den Niederlanden gegenüber auch für die ozeanischen Kolonien. Eine sonderbare Unebenheit fällt dabei aber auf. Der englische Vertrag erstreckt seine Geltung auch auf diejenigen Gebiete, die später als deutsche Besitzungen vorbehalten würden, also auch, wie ich im Gegensatze zu dem Herren Referenten betonen möchte, auf die Karolinen; der spätere niederländische Vertrag (vom Jahre 1897) gedenkt dagegen der Möglichkeit solcher Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes nicht! Dafür finde ich keine Erklärung. Eine Folge ist natürlich, dass z. B. eine Auslieferungspflicht zwischen Deutsch-Samoa und Britisch-Neu-Guinea besteht — nicht aber auch zwischen Deutsch-Samoa und Niederländisch-Neu-Guinea!

Kiautschou wird durch keinen dieser kolonialen Auslieferungsverträge erfasst. Ich möchte jedoch meinen — geäussert hat sich

meines Wissens hierüber noch niemand — dass es durch Art. 32 des deutschen Freundschaftsvertrages mit China vom 2. September 1861 (31. März 1880) betroffen wird, allerdings mehr zugunsten der Chinesen, denen chinesische Verbrecher, die sich in die Häuser oder auf die Schiffe deutscher Untertanen flüchten, danach ausgeliefert werden sollen, während uns die Chinesen nur die Auslieferung von Deserteuren zugesagt haben.

2.

Bei diesem wenig ausgebildeten spezifisch kolonialen Auslieferungsrechte könnte man wohl, der Not gehorchend, auf den Gedanken kommen, die für das deutsche Mutterland geltenden Auslieferungsverträge ohne weiteres auf die Kolonien, diese weitere Heimat, zu übernehmen. Es kämen hier Verträge mit Frankreich, Italien, Spanien, den Vereinigten Staaten von Amerika in Betracht; der Kreis der wichtigsten Kolonialstaaten wäre bei dieser Auffassung also beinahe geschlossen. Indessen, das halte ich mit dem Herrn Referenten für unstatthaft. Rechtsgrundsätze, die allgemeine Geltung beanspruchen könnten, haben sich freilich über die Frage noch nicht gebildet. Man muss mit Analogie und Staatspraxis operieren. Die Analogie aber, etwa mit dem Verhältnisse eines nach Abschluss eines Auslieferungsvertrages dem Mutterlande angegliederten Gebietsteiles, auf den sich der Auslieferungsvertrag ohne weiteres erstreckt, versagt; denn die Kolonien sind verfassungsrechtlich ein Nebenland des Reiches, und vor allem erfordert die Erfüllung der Auslieferungspflicht aus überseeischem Besitze unvergleichbar höhere Aufwendungen als aus einem angegliederten Gebietsteile. Und deshalb steht auch die Staatenpraxis, dieses wichtige Mittel völkerrechtlicher Erkenntnis, der Annahme entgegen. Zwar haben uns die Vereinigten Staaten von Amerika vor wenigen Tagen durch die Mitteilung überrascht, dass sie die alten preussischen Auslieferungsverträge aus den Jahren 1852, 1853 und 1857 auch auf die Philippinen für anwendbar erachteten. Das ist aber vereinzelt. Die grossen Kolonialstaaten, England, die Niederlande, auch Frankreich, haben, wo sie die Auslieferung auch für ihre Kolonien neben dem Mutterlande zugestehen wollen, dies ausdrücklich bestimmt, eine solche Bestimmung also für erforderlich gehalten. In denselben Gleisen hat sich auch das Reich bewegt, indem es besondere Verträge mit England und den Niederlanden für die Kolonien abzuschliessen für notwendig fand.

3.

Hier klafft eine mehr latente Lücke — offen ist sie dort, wo selbst das Mutterland in keinem Auslieferungsverhältnisse steht; das ist mit Portugal. Jeder Erläuterung, gerade zu diesem Punkte, kann ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mich vor dieser Versammlung enthalten. Nur mit einem Fragezeichen füge ich noch hinzu: Sudan, Abessinien, Liberia?

Das Netz unserer kolonialen Auslieferungsverträge zeigt also noch gar weite Maschen und oft unnötig verschlungene Fäden.

Ich stimme deshalb mit dem Herrn Referenten darin überein, dass ich den Zeitpunkt für gekommen erachte, das koloniale Auslieferungsrecht durch Nachprüfung der vorhandenen, durch Abschluss neuer, durch Ausdehnung bestehender Auslieferungsverträge sowohl räumlich wie staatlich um- und auszubauen.

Und sachlich?

II.

Das ist der zweite Teil unserer Hauptaufgabe. Er umspannt den Kern der ganzen Erörterungen. Genügt es, unser koloniales Auslieferungsrecht bloss staatlich und räumlich auszudehnen, oder sind etwa auch Änderungen an dem Inhalte mit Rücksicht auf die Eigenart der Kolonien als wünschenswert zu bezeichnen?

In dieser Hinsicht hat schon der Herr Referent manche Anregung gegeben. Ich erinnere besonders an seine Ausführungen über die Grundsätze der identischen Norm und der Spezialität und die Gefahren ihrer Überspannung, an die Ausführungen über den Formalismus im Auslieferungsverfahren. Indessen, das alles betrifft grundsätzlich das allgemeine Auslieferungsrecht, so dass ich darauf nicht weiter eingehe.

Auch an andern — spezifisch kolonialen — Einzelheiten in unsern Auslieferungsverträgen muss ich, bei der kurz bemessenen Zeit, vorübereilen.

Da ist, wie schon der Herr Referent hervorgehoben hat, mit Recht der Grundsatz der Nichtauslieferung der Nationalen auf die Eingeborenen der Schutzgebiete ausgedehnt. Ich füge hinzu, dass dadurch in Ostafrika auch diejenigen geschützt sind, denen die ostafrikanische Landesangehörigkeit verliehen ist.

Einen Fortschritt, auch in nationaler Beziehung, bedeutet der in allen kolonialen Auslieferungsverträgen festgehaltene Grundsatz: Ablieferung geht vor Auslieferung d. h. wenn die deutsche Heimat die Ablieferung der Flüchtigen verlangt, so fällt die Pflicht zur Auslieferung an das Ausland fort.

Ich stimme dem Herrn Referenten bei in dem Lobe, das er der Vereinfachung des Auslieferungsverfahrens zollt, der Zuweisung der Entscheidung an die Zentralbehörde in den Kolonien selbst. Hier folgt das Deutsche Reich übrigens nur dem Vorbilde der andern grossen Kolonialstaaten. Bedenken habe ich jedoch gegen den Vorschlag einer noch weiteren Dezentralisation. Die würde aus

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Rahmen des geltenden Auslieferungsrechts gar zu sehr herausfallen und hat, soviel ich sehe, kein Vorbild in dem Auslieferungsrechte irgendeines Kolonialstaates (eine Auslieferungsakte für Indien vom Jahre 1895 enthält nur scheinbar eine derartige Vereinfachung). Aber auch davon abgesehen, möchte ich aus der Vorbildung der in Betracht kommenden Kolonialbeamten herzuleitende Bedenken nicht unterdrücken.

Immerhin liegen in all diesen Punkten beachtenswerte und erfreuliche Ansätze zu einer sinngemässen Umgestaltung oder selbständigen Ausgestaltung, die auf die besonderen Verhältnisse in den Kolonien Rücksicht nimmt. Nicht in gleicher Weise fortschreitend zeigt sich aber das Auslieferungsrecht in zwei andern wichtigen, ich möchte sagen, den wichtigsten Punkten — in den Fragen: W e s h a l b i s t a u s z u l i e f e r n und w e r t r ä g t d i e K o s t e n der Auslieferung?

1.

Lassen Sie mich die K o s t e n f r a g e vorwegnehmen. Hier ist nach meiner Überzeugung auch derjenige Punkt zu finden, der der Ausdehnung des kolonialen Auslieferungsrechts durch Abschluss neuer Verträge den stärksten Widerstand entgegensetzt. Unsere kolonialen Auslieferungsverträge übernehmen sämtlich den Grundsatz, dass die Kosten der Festnahme, des Unterhaltes und des Transportes von demjenigen Staate zu tragen sind, in dessen Grenzen der Flüchtige festgenommen wird. Dieser Grundsatz hat sich auf kontinentalem Boden Geltung verschafft, wo mit gleichartiger Entfernung und Zugänglichkeit, mit gleichartiger Volkszahl und deliktischer Neigung zu rechnen ist, wo also der Staat damit rechnen kann, für die aufgewandten Kosten in kurzem durch gleichartige Leistungen des andern Staates Deckung zu finden. Dieser Grundsatz ist hingegen dort nicht billig, wo diese Voraussetzungen fehlen. Daraus erklärt es sich, dass bis jetzt noch die Vereinigten Staaten von Amerika an dem Standpunkte festhalten, dass immer der die Auslieferung nachsuchende Staat auch die Kosten der Auslieferung tragen müsse. Das trifft in höherem Masse noch für koloniale Gebiete zu. Ich möchte darauf hinweisen, dass solche Erwägungen wohl auch schon für afrikanische Kolonien ihren massgebenden Niederschlag gefunden haben, insofern, als in dem Auslieferungsvertrage zwischen dem Kongostaate und Liberia die Kostenlast dem die Auslieferung verlangenden Teile aufgebürdet ist. Das scheint mir ein nachahmenswerter Vorgang. —

2.

W e s h a l b i s t a u s z u l i e f e r n?

Wer in die zahlreichen Auslieferungsverträge des Reiches oder anderer Staaten hineinblickt, begegnet fast ausnahmslos in dem ersten

Artikel einer numerierten Aufzählung derjenigen Delikte, für die allein die Auslieferung zugesagt wird. Der Katalog wächst in den neueren Verträgen. Er wächst quantitativ: das ist ein Anzeichen dafür, dass die Kulturstaaten in immer weiterem Umfange eine Gemeinsamkeit der Interessen bei der Niederhaltung der schweren Straftaten anerkennen. Er wächst qualitativ: neue soziale Erscheinungen treten in die Reihe der Delikte. In dieser Beziehung, so sollte man meinen, müssten aber die Kolonien mit Kulturverhältnissen, die von denen des Mutterlandes vielfältig abweichen, ein fruchtbares Feld für eine Fortbildung des Auslieferungsrechtes darbieten, es müssten besondere Straftaten zu Auslieferungsdelikten aufrücken, ich denke z. B. an den Sklavenhandel oder an ein Delikt, dessen Gefährlichkeit heutigen Tages vor allen andern hervorgetreten ist, an den Waffenhandel.

Wie haben sich unsere kolonialen Auslieferungsverträge hierzu verhalten?

Abgesehen von der Brüsseler Antisklavereiakte, die — aber nur für Afrika — den Sklavenhandel, und abgesehen von dem niederländischen Vertrage, der — aber nur zwischen Niederländisch-Indien und unsern Südseebesitzungen — den Seeraub zum Auslieferungsdelikte macht, werden die Auslieferungsverträge den spezifisch kolonialen Delikten nicht gerecht.

Schon die Art ihres Zustandekommens weckt wenig Erwartungen nach dieser Richtung; denn die Verträge mit England und den Niederlanden sind im wesentlichen eine Atrappe, in die durch einige Federstriche der Auslieferungsvertrag mit dem Heimatstaate einverleibt ist, der Vertrag mit dem Kongostaate ist äusserlich zwar auf sich gestellt, im Inhalte aber aus dem belgischen entlehnt.

Hier scheint mir ein sachlicher Ausbau des kolonialen Auslieferungsrechts unerlässlich. Welche Delikte im einzelnen ein Bedürfnis nach der Zulassung der Auslieferung hervorgerufen haben, das muss der Mann der kolonialen Praxis (und nicht bloss der Jurist) sorgsam abwägen, der Theoretiker wird sich auf einen Beitrag aus dem Allgemeinen, auf eine Kritik an dem Besonderen beschränken müssen. Doch auch nach einer andern Richtung noch sind unsere kolonialen Auslieferungsverträge unfertig. Die Schwierigkeit der Aufstellung des „Kataloges" beruht gerade darauf, das Auslieferungsdelikt so zu bezeichnen, dass es nach dem Strafrechte beider beteiligten Staaten den beiderseitigen Deliktsbegriffen entspricht.

Die Schwierigkeit muss sich naturgemäss steigern, wenn nicht bloss zwei, sondern drei oder mehr Strafrechte in Frage stehen. Und so ist es in unsern Kolonien: der Weisse hat das Strafrecht aus der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Heimat mitgebracht, der Farbige lebt auch strafrechtlich nach den Gewohnheiten, von denen wir leider noch nicht allzuviel wissen. Gibt es ein bezeichnenderes Beispiel für die Bedeutung des Unterschiedes, als dass das Reichsgesetz von 1895 über Sklavenraub und Sklavenhandel nur für den Weissen gilt!

Auf diese Eigentümlichkeit, die bei dem Ziffernverhältnis zwischen Weissen und Farbigen wahrlich nicht ohne Belang ist, ist in unsern Auslieferungsverträgen nirgends Bedacht genommen, nicht einmal durch einen allgemeinen Vorbehalt. Übertragen ist lediglich der europäische Kodex mit samt den feineren Deliktsunterscheidungen, die nur für das Strafrecht der Weissen zutreffen. Das künftige koloniale Auslieferungsrecht wird bei der Aufstellung der Deliktsbestände das Strafrecht der Eingeborenen beachten müssen. Nur bei dem Vertrage mit dem Kongostaate, der ja äusserlich nicht so in die Fesseln des Heimatsrechtes geschlagen ist, wie die beiden andern Verträge, hat vielleicht eine Erwägung solcher Art eingewirkt. Wenigstens sind die Tatbestände der Delikte — verglichen mit dem belgischen Auslieferungsvertrage — nicht so ängstlich abgegrenzt, sondern lapidarer gehalten und damit mehr dem Kulturstande der Eingeborenen und ihrem Strafrechte angepasst.

Meine Herren, diese blosse Rücksichtnahme auf die Grundsätze des Auslieferungsrechtes für Staaten moderner Kultur, hat auch ein ausserordentlich bedenkliches Ergebnis gezeitigt, das uns die Tragweite der hier aufgeworfenen Fragen mit einem Schlage erhellt. Ihr ist es zuzuschreiben, wenn mit der Summe der andern Sätze auch der Grundsatz der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte in die Verträge mit England und den Niederlanden aufgenommen worden ist — ein Grundsatz, der uns jetzt die Hände bindet. Der Herr Referent hat ja der Erläuterung dieser Klausel längere Ausführungen gewidmet, so dass ich nicht darauf zurückkommen will. Leider muss ich auch den Schluss unterschreiben, dass nach der herrschenden (durchaus nicht unzweifelhaften) Auffassung im Völkerrechte das Unternehmen der Aufständischen als solches als ein politisches Delikt betrachtet werden muss und eine Auslieferungspflicht für die Engländer nicht besteht. Auf das Palliativmittel, diesen oder jenen Schwarzen zu fassen, der eine besondere „Bestialität" gezeigt, der ohne „Konnexität" mit dem politischen Delikte des Aufstandes gebrannt und gemordet hat, lege ich kein Gewicht. Es ist praktisch kaum von Bedeutung und lenkt nur von der grundsätzlichen Stellungnahme ab.

Aber wenn ich und weil ich nach dem geltenden Vertragsrechte diesen Schluss auch billigen muss, so halte ich ihn doch für so bekla-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

genswert, dass man ihn nicht, wie es der Herr Referent tut, als unabwendbar und unabänderlich hinnehmen darf.

Im Gegenteil, ich wage es auszusprechen: Wir müssen die Axt an die Wurzel des Übels legen, den Grundsatz für unser koloniales Auslieferungsrecht — so weit er die unkultivierten Farbigen betrifft — beseitigen, seinem Eindringen in neue Auslieferungsverträge beizeiten wehren. Mein Vorschlag ist nicht so umstürzlerisch, wie er für den ersten Blick erscheinen könnte. Unser Blick ist eben voreingenommen, da wir bisher das ganze Auslieferungsrecht als etwas Einheitliches, ohne Rücksicht auf die Kolonien, zu behandeln gewohnt sind. Gewiss, der Grundsatz der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte ist seit zwei Menschenaltern in den europäischen und amerikanischen Auslieferungsverträgen typisch geworden. Er ist seit zwei Jahrzehnten auch schon in Japan aufgenommen. Aber, meine Herren, eben erst seit zwei Menschenaltern und keineswegs ausnahmslos: es ist also gar kein dem Auslieferungsrecht eingeborener, für sein Wesen unerlässlicher Satz.

Halten wir dies fest, so ist ein Ausgangspunkt gewonnen, ist der Hauptvorwurf abgewehrt, als verstiesse mein Vorschlag gegen die Grundfesten des Auslieferungsrechtes. Die Einfügung der Ausnahmeklausel hängt dann jeweils von der Durchschlagskraft besonderer Gründe ab, die für die Aufnahme ins Gewicht fallen. Was das für Gründe sind, lehrt die Geschichte. Hier gestatten Sie mir eine kurze geschichtliche Einschaltung: Der Satz verdankt dem Ideenkreis der politischen Aufklärung seit der Julirevolution seinen Ursprung, er birgt ein hohes Mass von Achtung vor den aus politischer Ueberzeugung entsprungenen Handlungen des Gegners in sich, war von Anfang an auch gar nicht bestimmt, roher Gewalttat zum Schutze zu dienen.

Das sind Gründe, deren Entwickelung eine beträchtliche Höhe des Kulturstandes voraussetzt, und da der Kulturstand in den europäischen und amerikanischen Staaten gleichwertig ist oder für gleichwertig gehalten wird, so war der Antrieb für die Einschaltung des Privilegs eben auch bei den Verträgen all dieser Staaten gleichmässig gegeben und sie ist zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander propagiert worden. So erklärt sich die Verbreitung der Klausel.

Würdigt man dies aber einmal, so ist meines Erachtens nur die eine Folgerung möglich: Da in unsern Kolonien — recht vorsichtig ausgedrückt — der Kulturstand der Eingeborenen auch nicht entfernt die Höhe erreicht hat, aus der das weitherzige Privileg der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte geboren ist, so ist es willkürlich, wohl nur aus kurzsichtiger Gewöhnung entsprungen, die Geltung des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Privilegs, seine Notwendigkeit auch für die Kolonien, für die unzivilisierten Eingeborenen in den Kolonien schlechthin zu behaupten.

Diesen Standpunkt hat ja auch das Deutsche Reich schon mit Erfolg vertreten, indem es in den Vertrag mit dem Kongostaate die Klausel der Nichtauslieferung wegen politischer Delikte nicht eingefügt hat. Ich möchte dies als bahnbrechend für das koloniale Auslieferungsrecht bezeichnen. Nur halte ich die Ausschaltung des Privilegs, insofern sie unterschiedslos auch die weisse Bevölkerung betrifft, für unnötig weitgehend und unbegründet verallgemeinernd. Nach all dem glaube ich der Erwägung empfehlen zu können:

Den Ausbau des Auslieferungsrechts durch Verträge nicht bloss in räumlicher und staatlicher Ausdehnung zu fördern, sondern vor allem auch inhaltlich, mit Rücksicht auf die besonderen Bedürfnisse der Kolonien, auf die verschiedene Kulturstufe ihrer Bewohner, auf das verschiedene Strafrecht der Weissen und der Farbigen. In der Frage der Auslieferung auch wegen politischer Delikte empfiehlt es sich, auf der Bahn fortzuschreiten, die durch den Vertrag mit dem Kongostaat betreten ist, Weisse aber nicht ungünstiger zu stellen, als es der Brauch nach dem allgemeinen Auslieferungsrechte ist. Es empfiehlt sich auch eine Prüfung, ob nicht in der Regelung des Kostensatzes die Grundsätze des allgemeinen Auslieferungsrechtes bei den Kolonien zweckmässig eine Änderung erfahren dürften, die auch eine grössere Geneigtheit bisher noch fernstehender Staaten zum Abschlusse oder zur Änderung von kolonialen Auslieferungsverträgen zur Folge haben könnten.

Den leitenden Stellen brauchen diese Vorschläge nicht als Vorwürfe zu klingen, denn Verträge schliesst man nicht um theoretischer Vollständigkeit willen, sondern, wenn sich ein Bedürfnis herausstellt. Ob dies schon früher der Fall gewesen ist, könnte nur eine Statistik ergeben (an der es fehlt) — dass es aber jetzt der Fall ist, dass es notwendig geworden ist, dem straffreien Entweichen verbrecherischer Banden einen Riegel vorzuschieben und auch durch dieses Mittel die Autorität der Staatsgewalt auf ihrem gefährdetsten Posten zu festigen, darüber kann ich mich wohl vor dieser Versammlung jeder weiteren Ausführung enthalten.

Hiermit bin ich an das Ende der Auslieferungsfrage gelangt. Ich kann mich von dem Thema jedoch nicht wenden, ohne wenigstens noch einen Blick auf einen Punkt zu werfen, der im Leben — und besonders nach den flammenden und blutigen Beispielen, die uns der Aufstand in Südwestafrika bietet — mit der Auslieferung aufs engste zusammenhängt. Die Auslieferung erfordert ein langwieriges Verfahren, der Erfolg des Auslieferungsersuchens ist, zumal bei der Weite und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schweren Zugänglichkeit der Kolonien, ungewiss, die Wirkung auch im günstigsten Falle noch abgeschwächt, da die Strafe dem Vergehen nicht unmittelbar auf dem Fusse folgen kann.

Die Nacheile.

Da drängt sich die Frage auf: Können wir die Aufständischen auch über die Grenzen unserer Kolonien hinaus verfolgen? Eine Frage, auf die mit Nachdruck hingewiesen zu haben, das Verdienst des Generalleutnants von Keller ist, und die die Deutsche Kolonialgesellschaft schon vor Jahresfrist durch eine (auch an mich gerichtete) Umfrage aufgenommen hat.

Auszugehen ist davon, dass jeder Staat ausschliesslich Herr in seinem Hause ist, dass ihm die „Gebietshoheit" zukommt. In dieser Beziehung nehmen die Kolonien keine abweichende Stellung ein, wie man gelegentlich auszuführen versucht hat. Wir selbst wollen die Gebietshoheit in unsern Grenzen dort gewiss nicht missen und müssen sie schon deshalb auch den Kolonien fremder Staaten im vollen Umfange zugestehen. Der Nachbar, der ohne Erlaubnis über die Schwelle drängt, verletzt diese völkerrechtliche Schranke und setzt sich der Abwehr mit allen Mitteln des Völkerrechts aus, Retorsion, Repressalien, äussersten Falles dem Krieg.

Ohne Erlaubnis! Es ist aber nicht richtig, dass diese Erlaubnis bloss durch besondere Verträge gewährt würde. Das Völkerrecht würde den Namen eines „Rechts" nicht verdienen, das seine Aufgabe darin sieht, eine vernünftige Friedensordnung aufzurichten, wenn es nicht, auch abgesehen von einem Vertrage, unter gewissen Voraussetzungen ein Überschreiten der Grenze zuliesse.

Das Leben der Staaten und ihr Verhältnis zueinander ähnelt dem Leben des Einzelmenschen, das Recht der Völker zeigt deshalb auch Parallelen zum Rechte des einzelnen. Nun schützt das Privatrecht wohl das Eigentum eines jeden gegen Angriffe des andern. Aber es gibt Fälle, in denen jemand auch das fremde Eigentum antasten darf. Das sind die Fälle der Not. Ein Notstand rechtfertigt also auch das Eingreifen eines Staates in die Gebietshoheit eines andern. Es ist nicht uninteressant, dass gerade englische Völkerrechtsschriftsteller das Recht der „Selfpreservation" ausführlich erörtern. Aber, will man nicht dem in den letzten Jahrzehnten erkennbar schärfer ausgeprägten Begriffe der Gebietshoheit den Inhalt wieder rauben, so wird man den Ausnahmesatz des Notstandes in seinen Voraussetzungen eng umgrenzen müssen, etwa wie die Notwehr des Zivil- oder Strafrechts. Dann muss ein gegenwärtiger rechtswidriger Angriff vorliegen, den der Verfolger auf andere Weise nicht abwenden kann. Auch ein unmittelbar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

drohender Angriff wird in einen Notstand versetzen. Vorausgesetzt ist aber weiter, dass es die ultima ratio ist, dass der Zufluchtsstaat seiner völkerrechtlichen Pflicht, solch bedrohende Banden im Schach zu halten, nicht genügt, oder, was in den Kolonien begreiflich ist, nicht genügen kann — vorausgesetzt ferner, dass der Verfolger nicht weiter und nicht zu andern Zwecken nachdrängt, als zur Beseitigung der Gefahr geboten ist.

Meine Herren, das sind so enge Schranken, dass die Verfolgung übertretender Banden sich nur in seltenen Fällen mit unbestrittenem Grunde wird auf den Notstand stützen lassen, und vor allem dann nicht — das mag hervorgehoben sein — wenn von dem Flüchtigen ein Widerstand nicht mehr zu besorgen ist.

Und doch liegt es auf der Hand, dass auch in solchem Falle die unmittelbare Verfolgung über die Grenze im Interesse der Gesamtheit oft zweckmässig sein wird, um den Feuerbrand im Keime zu ersticken, der auf kolonialem Boden aus dem Niedergange der Autorität des einen Weissen für alle Weissen entflammen kann. Ein Recht zu der Verfolgung müsste aber dann durch Vertrag besonders begründet sein. Ob die Staaten zu dieser wechselseitigen Einschränkung ihrer Gebietshoheit sich verstehen werden?

Ich fürchte, dass der Appell an die Staatenwelt, wenn er sich nur auf die Überzeugungskraft innerer Gründe stützt, nicht von genügender Durchschlagskraft sein würde. Weit grössere Anziehung hat in der Staatenwelt das Beispiel. Hat es schon Verträge der Art gegeben, die die Verfolgung flüchtiger Verbrecher in das jenseitige Staatsgebiet zuliessen? Gewiss, bis in die 60er Jahre hinein zwischen deutschen Staaten und ihren Nachbarn, nicht bloss, wie der Herr Referent meint, mit Österreich, um eines Feld- und Forstfrevlers habhaft zu werden, auch wohl bei andern Delikten. Aber die Geschichte ist über all diese Abmachungen hinweggegangen, und wer sich etwa auf das noch bestehende Zollkartell mit Österreich beruft (1891), beweist nur, dass er es nicht genau gelesen hat. Der europäische Boden ist der Entwickelung sicher nicht günstig. Aber wir denken ja auch an überseeischen Boden, und deshalb kann uns die Erinnerung an frühere Zustände in Europa höchstens insofern weisen, als sie uns lehrt, dass bei weniger gefesteten Staatsverhältnissen derartige Abmachungen doch nicht ungewöhnlich sind.

Ich freue mich, auf Präzedenzfälle hinweisen zu können, die für uns eine Bedeutung um deswillen beanspruchen dürfen, da sie auf quasi-kolonialem Boden bis in die neueste Zeit hinein spielen. Ich entnehme sie aus den Rotbüchern der Vereinigten Staaten von Amerika. Es handelt sich um eine ganze Reihe von Verträgen zwischen den Vereinigten Staaten von Amerika und Mexiko. Räuberische

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Indianerbanden trieben jahrzehntelang in den Grenzgebieten der Vereinigten Staaten zu Canada und zu Mexiko ihr Unwesen. Canada gegenüber war der Waffenhandel ein Gegenstand häufiger Beschwerdenoten. Anfang der 60er Jahre regten die Vereinigten Staaten den Abschluss eines Vertrages an, der den Truppen beider Staaten gestatten sollte, die flüchtigen Indianer über die Grenze zu verfolgen. Canada lehnte jedoch ab. Seit den 60er Jahren erbaten die Vereinigten Staaten auch wiederholt von Mexiko die Erlaubnis, die Banden über die mexikanische Grenze zu verfolgen. Bald wurde sie einmal erteilt, bald verweigert. Schliesslich liessen sich die Mexikaner nur auf einen gegenseitigen Vertrag hierüber ein. Der erste derartige Vertrag stammt vom 29. Juli 1882, der letzte vom 4. Juni 1896. Der letzte sollte bis zur Vernichtung einer bestimmten Indianerbande gelten, alle übrigen sind nur auf ein Jahr abgeschlossen, aber wiederholt verlängert worden. Die Verträge geben den beiderseitigen regulären Truppen das Recht, auf der Verfolgung feindseliger Indianer die Grenze zu überschreiten, jedoch nur in unbewohnter Gegend, d. h. in der Entfernung von wenigstens 10 km von einer Niederlassung. Der Truppenführer hat, wenn möglich, schon vor dem Überschreiten der Grenze dem nächsten Militärposten oder der nächsten Zivilbehörde Anzeige hiervon zu machen. Der Aufenthalt der Truppe im fremden Lande darf nicht länger dauern, als es die Verfolgung der Bande erfordert, als bis die Bande bekämpft oder, wie es in dem letzten Vertrage heisst, „gezüchtigt" ist, oder bis ihre Spur verloren gegangen ist.

Ob sich die Verträge bewährt haben, darüber habe ich positive Äusserungen nicht finden können. Dagegen spricht es natürlich nicht, wenn im Jahre 1883 ein amerikanischer General einmal berichtet, dass ihn die Bestimmungen des Vertrages hinderten. Man wird aber sagen können: Hätten sie sich nicht bewährt, so wären sie nicht fortgesetzt verlängert worden, und die beste Bewährung liegt, wie ich meine, darin, dass sie seit 1896 überflüssig geworden sind, ihren Zweck also wohl erreicht haben werden.

Meine Aufgabe halte ich zunächst damit für beendet, dass ich diese Verträge hiermit einer weiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht habe. Die Nutzanwendung für unsere Kolonien kann ich mir ersparen.

Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg.

Admiralitätsrat Prof. Dr. **Köbner,** Berlin, teilt mit, dass das Institut Colonial International gelegentlich seiner Tagung in Rom im April 1905 auf Anregung des Herzogs Johann Albrecht zu Mecklenburg beschlossen hat, die Frage der Rechtshilfe zwischen den Kolonien der verschiedenen Nationen zwecks Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung auf die Tagesordnung seiner nächsten Tagung (in Brüssel, 1906) zu setzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Bedeutung des Studiums der Eingeborenensprachen für die Kolonialverwaltung.

Von **Carl Meinhof**, Professor am Seminar für orient. Sprachen, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Frage nach der Sprache ist nicht nur eine philologische Schulfrage. Jeder, der sich mit der Geschichte der Menschen beschäftigt hat, weiss auch, dass die beiden Formen der Beherrschung der Welt, die wir kennen — politische und religiöse Macht — auf das engste zusammengehören mit der Sprache. Lassen Sie mich, statt vieler, nur zwei Beispiele anführen — die Ausbreitung der lateinischen Sprache und der von ihr abstammenden romanischen Sprachen unter den Adlern des römischen Kaiserreichs, und zweitens die Ausbreitung der arabischen Sprache als Trägerin der religiösen Idee des Islam. Kenner der Gegenwart wissen, welche Rolle in politischen und religiösen Kämpfen bis heute die Sprachenfrage spielt. So wird es nicht wundernehmen, wenn auch unsere Kolonialpolitik mit der Sprachenfrage sich befassen muss, und wenn wir heute dieses Thema besprechen.

Für einen Teil der Kolonialpolitiker existiert die Sprachenfrage allerdings nicht. Sie empfehlen uns einfach dasselbe Rezept, das seinerzeit bei der Kolonisierung von Pommern und Preussen mit Erfolg angewandt ist, die Sprachen der Eingeborenen auf jede Weise zu ignorieren und zu unterdrücken, und die deutsche Sprache an ihre Stelle zu setzen. Ebenso wie nun aus den Pommern und Preussen im Laufe der Jahrhunderte gute Deutsche geworden sind, hofft man, dass auch unsere überseeischen Landsleute auf diesem Wege zu guten Untertanen des Deutschen Kaisers werden.

Man vergisst bei dieser Gleichstellung eins — den Unterschied der Rasse. Es ist zuzugeben, dass seinerzeit auch slavische und germanische Rasse sich erheblich unterschieden, und dass es schwer gehalten hat, diese Unterschiede zu vergessen. Allein, trotz aller Unterschiede sind doch die Ähnlichkeiten beider Rassen ausserordentlich gross, und wer nicht gerade sich mit anthropologischen oder ethnographischen Studien beschäftigt, ahnt heute nichts mehr von der slavischen Abstammung von ungezählten deutsch-sprechenden Reichsangehörigen. Ausserdem gehören germanische und slavische Sprachen demselben gemeinsamen Sprachstamm an, die Grundzüge der flektierenden indogermanischen Sprachform sind beiden gemein. Und schliesslich sind Germanen und Westslaven doch nicht nur verbunden

durch Regierungsmassregeln, sondern ein jahrtausendlanges Zusammenwohnen hat sie einander näher gebracht in Sitte und Lebensanschauung. Das Aufgeben der Muttersprache und das Annehmen der deutschen Sprache wird durch alle diese Vorgänge erleichtert, und diese deutsch-sprechende slavische Bevölkerung geht schliesslich ganz in dem alten Stamm des deutschen Volkes auf.

Daran nun, dass ähnliches jemals auch mit unsern farbigen Landsleuten in den Kolonien geschehen könnte, ist ja gar nicht zu denken. Ihre Sitte und Art ist von der unsern ganz verschieden und kann nicht durch die Berührung mit den wenigen Europäern, die das Leben in den Tropen aushalten, assimiliert werden. Ihre Sprachen gehören zu einem ganz andern Sprachstamm, dessen Grundformen von den unsern toto coelo verschieden sind. Ohne sorgfältiges Studium, nur instinktmässig, kann sich niemand, der aus dem einen Sprachgebiet kommt, im andern orientieren. Die Lebenshaltung des Tropenmenschen und des Deutschen werden immer verschieden sein — und wenn das alles nicht wäre, so bleibt der Unterschied der Farbe, durch den das Aufgehen des fremden Volkstums in dem deutschen von vornherein ausgeschlossen ist.

Wir haben nicht nötig, kostspielige und langwierige Versuche nach dieser Richtung hin anzustellen, da dieselben längst gemacht sind, und das Resultat völlig entmutigend ist — ich meine die Neger in Amerika.

Die Bedingungen für den Versuch, fremde Rassen mit Hilfe europäischer Sprachen zu europäisieren, lagen dort so günstig, wie möglich. Jene entlassenen Sklaven entstammten verschiedenen Völkern, sie konnten sich untereinander nicht verständigen. Ihre Sitte und Rechtsanschauung war verschieden, die Verbindung mit dem Mutterlande war abgeschnitten, so dass die Art und Sitte der Europäer ganz ungehindert auf sie einwirken konnte. Man hat erreicht, dass diese Millionen von Farbigen englisch sprechen, also den Zustand hervorgerufen, den man mutatis mutandis vielfach für unsere Kolonien als wünschenswert ansieht — aber man hat nicht erreicht, und wird es nicht erreichen, dass diese Farbigen sich der Masse des amerikanischen Volkes assimilieren — die Rassenfeindschaft der Weissen und der Schwarzen ist da eine unübersteigliche Scheidewand — und damit hat man in dieser englisch sprechenden farbigen Bevölkerung einen Staat im Staate, ein Element voll tödlichen Hasses gegen den Weissen, dessen Gefährlichkeit bei der grossen Zunahme dieser Bevölkerung im Wachsen ist.

Diese Erfahrungen sollten uns bedenklich machen.

Es ist nicht zu leugnen, dass es für die Kolonialregierung zunächst eine Erleichterung ist, wenn sie deutsch mit den Eingeborenen verhan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deln kann, und wenn sie deutsch sprechende Unterbeamte und Angestellte aus den Eingeborenen zur Verfügung hat. Auch wird eine Anzahl von zuverlässigen, deutsch sprechenden Eingeborenen stets von Nutzen sein. Im übrigen ist die Verbreitung europäischer Sprachen in den Kolonien ein Erfolg von sehr zweifelhafter Wirkung. Wir haben zum Beispiel in Ostafrika heute noch den Zustand, dass ein Gespräch zwischen Deutschen für die farbige Dienerschaft unverständlich ist, dass eine deutsche Zeitung mit allerlei Nachrichten, die der Eingeborene besser nicht weiss, für den Eingeborenen nicht vorhanden ist. Die ansässigen Deutschen sind, so viel ich gehört habe, mit diesem Zustand sehr zufrieden. In andern Kolonien denkt man darüber allerdings anders.

Man hat ja wunderlicherweise in der Heimat von dem Afrikaner häufig die Vorstellung, als wenn er seiner fünf Sinne nicht recht mächtig wäre und nicht imstande, deutsch zu lernen. Die Erfahrung lehrt uns das Gegenteil. Es fehlt dem Afrikaner im allgemeinen — einzelne liebenswürdige Ausnahmen abgerechnet — keineswegs an Intelligenz, und ich habe manchen gekannt, der recht gut deutsch schrieb und sprach. Es ist ja auch nicht einzusehen, warum er es nicht lernen sollte — er ist ja doch kein Idiot. Man mache sich aber die Konsequenzen klar.

Sobald der Eingeborene deutsch lesen und schreiben kann, sind ihm deutsche Gespräche und deutsche Blätter teilweise zugänglich. Das hat nun auf ihn natürlich nicht die Wirkung, dass er sich für einen Deutschen hält — diese Meinung würde ihm auch bald genommen werden, sondern er wird, so viel er kann, die so gewonnene Erkenntnis benutzen, um sein Volk über die Absichten der Deutschen und die politischen und sittlichen Zustände Deutschlands zu unterrichten. Das wird um so gefährlicher sein, je beschränkter sein Gesichtskreis ist. Er ist ja in der Regel doch nicht imstande, das Gelesene und Gehörte richtig zu werten.

Seit Jahren machen die Missionare aufmerksam auf eine gefährliche revolutionäre Bewegung unter den Farbigen Südafrikas, die von Amerika stammt und mit Hilfe der englischen Sprache eine weite Verbreitung gefunden hat — man nennt sie die äthiopische Bewegung. Da die Warnungen der Missionare in der Regel, soweit mir bekannt, nicht beachtet werden, ist es mir von grösster Wichtigkeit gewesen, dass kürzlich auch Dr. Karl Peters nachdrücklich auf die Gefahr dieser Bewegung aufmerksam gemacht hat. Freilich kann ich mir seine Schlussfolgerungen nicht aneignen. Gewaltmassregeln allein würden den Ausbruch der Revolution nur beschleunigen und sind bei der ungeheuren numerischen Überlegenheit der schwarzen Rasse ein recht un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicheres Mittel. Durch Gewalt von beiden Seiten kann nur namenloses Unheil über beide Rassen gebracht werden. Ausserdem muss ich um der Gerechtigkeit willen erwähnen, dass ein Teil der äthiopischen Kirche durchaus loyal ist und eine Lösung der Rassenfrage auf friedlichem Wege verspricht.

Wie konnte aber diese Bewegung so anwachsen?

Während in früheren Zeiten nur einzelne Stämme der Südafrikaner gegen die Europäer gekämpft haben, eine Erhebung mehrerer Stämme aber wegen der Sprachgrenzen und Stammesverschiedenheiten sich nicht vorbereiten liess, ist das heute anders. Die Verbreitung der englischen Sprache unter den Farbigen Südafrikas hat die revolutionäre Propaganda der äthiopischen Kirche auf das beste vorbereitet. Nun können die Zeitungen mit den neuen Ideen, die auf eine Beseitigung des weissen Mannes hinauslaufen, ungehindert zu fremden Stämmen gelangen, und die Agenten können sich bei jedem Volk verständlich machen. Soviel ich weiss, dehnt sich der Einfluss der Äthiopier heute schon nördlich bis zum Zambezi aus, und der Aufstand von Hendrik Witboi ist mit veranlasst durch die aufreizenden Reden eines ihrer Abgesandten. In eben dem Masse, in dem wir nun europäische Sprache im Volk verbreiten, schaffen wir die Möglichkeit für eine derartige Agitation. Dass das nicht nur müssige Träumereien, sondern recht reale Nöte sind, wird Ihnen jeder bestätigen, der die Verhältnisse und die Stimmung der Eingeborenen in Südafrika kennt.

Wir haben bisher mit der Möglichkeit eines grösseren Aufstandes in Kamerun und Ostafrika nicht zu rechnen gehabt, weil die Zerrissenheit der Stämme zu gross ist, als dass sie es zu einer einheitlichen Aktion brächten. Durch Einführung einer europäischen Sprache schaffen wir dem Volk nicht nur ein Einigungsmittel — das wird sich kaum vermeiden lassen —, sondern wir geben ihm ausserdem das beste Werkzeug in die Hand für revolutionäre Propaganda. Ausserdem ist die Position, in die wir uns selbst bringen, erheblich ungünstiger, als die der Weissen in Amerika.

In Amerika kann der Weisse einer Erhebung der schwarzen Rasse sofort mit grösseren Machtmitteln gegenübertreten — wir dagegen sind durch Länder und Meere von den Kolonien getrennt und wissen schon aus schmerzlichen Erfahrungen, wie kostspielig solche Aufstände sind. Ausserdem hat aber der Neger in Amerika wenigstens kein anderes Verständigungsmittel als das Englische. In Afrika ist das anders. Man kann ja doch den Gebrauch ihrer Muttersprache den Leuten nicht verbieten — und wenn jemand den Befehl hierzu erliesse — seine Befolgung ist ja nicht zu erzwingen. So stehen die Sachen denn so, dass der Neger schliesslich versteht, was der Deutsche spricht und schreibt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass er aber daneben seine Muttersprache besitzt als eine Art Geheimsprache, die dem Deutschen verborgen ist, um auf diese Weise sich jederzeit mündlich und schriftlich bequem mit seinen Genossen zu verständigen. Ich kann einen solchen Zustand der Dinge nur für recht gefährlich halten und sehe keinen andern Weg, ihn zu vermeiden, als den, den man in Ostafrika längst beschritten hat — leider nur hier — nämlich, dass der Deutsche die Sprache der Eingeborenen lernt.

Man hält mir entgegen, das sei zu schwer. Nun, wir sind im allgemeinen doch der Ansicht, dass der Deutsche intelligenter ist, als der Afrikaner. Wenn man glaubt, dem Afrikaner das Erlernen des Deutschen zumuten zu können, und zwar nicht nur einer Elite von besonders vorbereiteten Leuten, dann wird doch der viel intelligentere, sprachlich geschulte Europäer imstande sein, umgekehrt auch die Sprache der Eingeborenen zu lernen. Man spricht vielfach mit Geringschätzung von den geistigen Fähigkeiten des Afrikaners — nun ist zweifellos die Sprache der Niederschlag dieser Fähigkeiten. Sollte es nicht leichter sein, dass der Deutsche sich hineinfindet in die einfacheren Formen afrikanischen Denkens, als dass der Afrikaner die komplizierten Denkformen eines europäischen Kulturvolkes sich aneignet? — Unmöglich ist es nicht, den Beweis dafür hat man in Ostafrika erbracht, und es ist nicht zweifelhaft, dass man bei der nötigen Energie auch anderswo ähnliche Resultate haben würde.

Es handelt sich ja gar nicht um die Sprache, lediglich als Verständigungsmittel, sondern um die Sprache als Ausdruck der ganzen geistigen Anlage eines Volkes in ihrem unauflöslichen Zusammenhang mit der Volksart überhaupt, mit Sitte und Recht, mit moralischen, religiösen und politischen Anschauungen.

Wie jemand, der nicht unsere Sprache kann, unmöglich deutsche Zustände richtig beurteilen und über Deutsche Recht sprechen kann, so steht die Sache in den Kolonien ja doch auch.

Derselbe Eingeborene, der in seinem gebrochenen Deutsch oder seinem fürchterlichen Englisch einen recht stupiden Eindruck macht, wird uns intelligent erscheinen, wenn wir ihn in seiner Muttersprache verstehen. Machen wir uns nur die Tatsache klar, dass wir selbst auch nicht zum gescheitesten reden, wenn wir in einer Sprache uns ausdrücken müssen, die wir nicht ordentlich können.

Soll nun aber der Eingeborene sich gar auf deutsch oder englisch aussprechen über Dinge, die es in dieser Weise in europäischen Sprachen gar nicht gibt, über seine Rechtsanschauungen, seine Religion, seine Sitte — ja, dann wird er beim besten Willen nichts Brauchbares zustande bringen. Ist doch die Übersetzung von dergleichen Dingen auch für den gelehrten Europäer in der Regel so schwierig, dass er sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht anders zu helfen weiss, als die Kunstausdrücke unübersetzt zu lassen und durch ausführliche Erklärungen zu verdeutlichen. Übrigens bin ich bei vielen eingeborenen Dolmetschern von ihrer Gutwilligkeit keineswegs überzeugt.

Gewiss, wir haben hier auch mit einer Richtung unserer Kolonialpolitiker zu rechnen, die Sitte, Recht, Religion der Eingeborenen am liebsten ganz ignorieren möchten und einfach befehlen, wie das sollte gehalten werden. Die Erfahrung lehrt uns aber, wie schon gesagt, dass dergleichen Zwangsmassregeln mit Sicherheit zu Explosionen führen, die besser vermieden werden.

Die nächste Vorbedingung hierzu ist, die Denkweise der Eingeborenen besser und gründlicher kennen zu lernen, als bisher — und der Weg hierzu geht in erster Linie durch die Sprache.

Dieser Zustand, dass die überwiegende Mehrzahl der Beamten von der Landessprache keine Kenntnis hat, wie er in Südwestafrika, Kamerun und Togo heute vorliegt, muss als gefährlich erkannt und tunlich schleunigst abgestellt werden.

Man wird mir das Beispiel Englands entgegenhalten. Man sagt: Aber der Engländer gilt doch nun einmal für einen guten Kolonialpolitiker, und gerade er kümmert sich nicht im mindesten um die Eingeborenensprache, sondern er benutzt überall das Englische und hat es so zu einer Art Weltsprache erhoben.

Es ist keine Frage, dass der Engländer absichtlich und unabsichtlich unendlich viel für die Verbreitung seiner Muttersprache in den Kolonien getan hat. Aber die Sache ist doch nicht so, dass er sich um die Eingeborenensprachen nicht gekümmert hätte, und überdies liegen eine Anzahl von Äusserungen vor, besonders aus neuerer Zeit, die erkennen lassen, dass auch der Engländer noch mehr, als bisher dem Studium der Eingeborenensprachen, gerade vom Standpunkt des Kolonialpolitikers, sich zuwendet.

Wenn wir uns die Erfahrungen, die zu diesem Resultat geführt haben, zunutze machen, so wird das voraussichtlich vorteilhafter sein, als wenn wir diese Erfahrungen erst selbst machen.

Welches Interesse an Eingeborenensprachen hat also der Engländer bewiesen?

Nehmen Sie aus unserer sprachwissenschaftlichen Afrika-Literatur alles hinweg, was in englischer Sprache geschrieben ist, so ist der Rest überaus dürftig. Es ist richtig, dass auch Deutsche und Franzosen an dieser Literatur in englischer Sprache mitgearbeitet haben, wie Bleek, Döhne, Krapf, Kropf, Chatelain, Schoen, Mabille, Christaller, Koelle, Kolbe, Torrend — aber, dass sie ihre Werke englisch schrieben, ist ja eben ein Beweis, dass sie bei ihren Landsleuten nicht Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ständnis und Opferwilligkeit genug fanden, um eine Herausgabe in ihrer Muttersprache zu ermöglichen. Auch jene Ansicht, dass es den englischen Werken über afrikanische Sprachen durchweg an Gründlichkeit fehlt, ist durchaus nicht zutreffend. Gewiss, es gibt Erstlingsarbeiten von Engländern, die sehr mangelhaft sind — aber die Erstlingsarbeiten der Deutschen sind ja auch nicht besser und können nicht besser sein. Handelt es sich ja doch zuerst gar nicht um exakte Arbeit, sondern darum, dass irgendwie erst einmal ein Weg in die Sprache gebahnt wird. Im übrigen dürfen wir mit Stolz konstatieren, dass die exakte wissenschaftliche Forschung der Deutschen auch in grammatischer Beziehung obenan steht, wo sie von berufenen Fachmännern, wie Endemann, Bleek, Reinisch, Schoen, getrieben worden ist. Aber Englands Verdienste um die Sprachen Afrikas sind wahrlich nicht gering.

Es war ein Engländer, R. N. Cust, kein Missionar, sondern ein Kolonialbeamter, der uns in einem zweibändigen Werk einen schönen Überblick über die Sprachen Afrikas gab, und der eine ganze Reihe von Publikationen ermöglicht hat. Speziell im Suaheli sind die wissenschaftlich brauchbaren, gründlichen Werke von zwei Engländern verfasst — Steere und Taylor. Nur sie ermöglichen die exakte Kenntnis der Sprache — alles andere kann sich damit an Gründlichkeit nicht messen.

Im kafferschen Sprachgebiet arbeiten deutsche Missionare seit einem halben Jahrhundert — aber niemand hat eine grössere kaffersche Grammatik verfasst, ausser mehreren Engländern.

Sie entsinnen sich des Aufsehens, das das Buch von Hauptmann Merker über die Masai machte. Leider ist das Buch ohne ordentliche Kenntnis der Masaisprache geschrieben, und praktisch und theoretisch wird es unsere Erkenntnis nicht so fördern, wie man gewünscht hätte. In derselben Zeit gab ein englischer Beamter, C. Hollis, ein Buch über die Masai heraus, das ein Muster tüchtiger wissenschaftlicher Arbeit ist. Der Verfasser kann gründlich Masai und hat die ganzen Aufzeichungen in Originaltexten mit englischer Übersetzung gegeben. Daraus lernt man den Masai wirklich kennen, und das ist besser, als alle Reflexionen und Spekulationen. Die Worte, mit denen Sir Eliot dieses Buch einleitet, kann ich mir nicht versagen in extenso mitzuteilen. Sie lauten:

„Das Buch von Herrn Hollis wendet sich hauptsächlich an die wissenschaftliche Welt und ist vielleicht, abgesehen von den Werken eines Harry Johnston und eines Krapf, der wertvollste Beitrag für die Anthropologie und Philologie der britischen Besitzungen in Ostafrika, den wir haben. Aber das Buch dürfte auch, wenn es richtig gebraucht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, einen sehr grossen praktischen Wert haben. Die Erfahrung, die ich in vielen Teilen der Erde erworben habe, hat mir die handgreifliche, aber oft vernachlässigte Wahrheit eingeprägt: Will jemand in freundlichen Beziehungen zu andern Rassen stehen und Missverständnisse vermeiden, so ist das die erste Hauptsache, dass man ihre Sprache spricht. Es kann kein Zweifel sein, dass es in Ostafrika ebenso wie anderswo den Eingeborenen Vergnügen macht, mit Europäern sich zu unterhalten, und ebenso ist es kaum zu bezweifeln, dass verhängnisvolle und kostspielige Missverständnisse vorgekommen sind, weil niemand dazu imstande war, Erklärungen zu geben oder entgegenzunehmen, wenn Unheil drohte. Trotzdem verstehen wenige von unsern Beamten von irgendeiner Sprache etwas, ausser ein wenig Suaheli, und das Fehlen bezw. die Unbrauchbarkeit der Lehrbücher hat ihnen das Erlernen all der andern Sprachen praktisch unmöglich gemacht, abgesehen von einigen unerschrockenen Gemütern. Neuerdings sind die Sprachen von Kikuju und Ukamba zugänglicher geworden, und dasselbe kann man jetzt vom Masai sagen, während Nandi, Luk und Turkana noch auf einen Interpreten warten. Es ist in jedem Fall sehr zu wünschen, dass die Regierung die fortschreitende Kenntnis dieser Sprachen ermutigt und einigermassen generös honoriert. Es liegt ja praktisch die Schwierigkeit vor, wenn jemand sich mit der Kenntnis irgendeiner andern Sprache ausser dem Suaheli ernstlich befasst, dass die andern meist in verhältnismässig kleinen Bezirken gesprochen werden, und dass es unmöglich ist, die Beschäftigung eines Beamten auf ein Sprachgebiet zu beschränken, oder von ihm zu verlangen, dass er Masai lernen soll, wenn er eines schönen Tages in einen Bezirk versetzt wird, wo man Somali spricht. Aber es könnte viel geschehen, dadurch, dass die Dienste der Männer, die bereit sind, sich die Mühe zu machen, wenig bekannte Sprachen zu lernen, eine bessere pekuniäre und sonstige Anerkennung fänden. Wenige hundert Pfund, die man als Preise hierfür ausgibt, machen sich bezahlt. Es können Fälle eintreten, wo die Fähigkeit, eine Unterhandlung in Nandisprache zu führen, eine Strafexpedition überflüssig macht, die zehntausende von Pfund kostet.

Ich stimme mit der Ansicht überein, die Herr Hollis in dem letzten Paragraphen seiner Vorrede ausspricht, dass die einzige Hoffnung für die Masai ist, dass sie unter intelligenter Führung sich allmählich ansiedeln und ein gewisses Mass von Zivilisation annehmen. Der Gedanke, sie sich selbst zu überlassen, unter Beibehaltung ihrer unveränderten militärischen und sozialen Organisation, scheint mir verknüpft mit schwerer Gefahr für das Gedeihen des Stammes ebensogut, als für die Ruhe und Sicherheit des Ganzen. Aber was auch ihre Zu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kunft sein mag, ich bin sicher, dass der Autor dieses Buches, welches ich jetzt der Aufmerksamkeit der Beamten und ebensowohl der wissenschaftlichen Welt empfehle, viel getan hat, um die Erledigung aller Erörterungen, die sich zwischen den Masai und unserer Verwaltung noch ergeben mögen, zu erleichtern, dadurch, dass er die Kenntnis ihrer Sprache und ihrer Gewohnheiten für jedermann möglich gemacht hat." Ich stimme Eliots Ansicht unbedingt zu und werde hernach noch darauf zurückkommen.

Im vergangenen Jahre fand in Johannesburg eine Konferenz von sämtlichen in Südafrika vertretenen Missionsgesellschaften statt, in der u. a. auch über die Pflege der Eingeborenensprache verhandelt wurde. Der Vortragende war ein französischer Schweizer, Junod, der durch eine Reihe ausgezeichneter ethnologischer Arbeiten bekannt geworden ist. Der Vortrag, den er in englischer Sprache hielt vor einer Versammlung, die nicht nur zu einem grossen Teil aus Engländern bestand, sondern auch aus Männern, die fast ausschliesslich unter englischer Regierung arbeiten, stellt die Sache in ganz vortrefflicher Weise dar.

Wenn auch selbstverständlich das, was den Zwecken der Mission dient, nicht ohne weiteres für die Zwecke der Regierung brauchbar ist, so laufen doch die Dinge in vielen Fällen praktisch auf eins heraus, und ich kann seinen Vortrag, der die Zustimmung der Versammlung fand, und der auch im Druck erschienen ist, nur dringend der Beachtung der Kolonialfreunde empfehlen. Ich teile einiges daraus mit:

Junod stellt der alten, bisher meistens befolgten Methode, die lediglich englisch unterrichtet, die neue Methode entgegen, die die Landessprache zu Grunde legt, und warnt dringend vor der Halbbildung, die durch die alte Methode erzeugt wird.

Beachtenswert ist dabei noch, dass in Südafrika, wo Weisse als Ansiedler neben Farbigen leben, die Verhältnisse für die Verbreitung europäischer Sprachen wesentlich günstiger liegen, als in unsern Kolonien, mit Ausnahme von Südwestafrika.

Auf jener Konferenz wurde beschlossen: „Nach Ansicht der Konferenz ist die Erhaltung und Förderung der Eingeborenen-Sprachen in den Schulen und Kirchen der Eingeborenen sehr wichtig. Indem anerkannt wird, dass der Unterricht in der amtlichen europäischen Sprache des betreffenden Landes notwendig ist, fordert die Konferenz auf das ernstlichste, dass die Eingeborenensprache einen hervorragenden Platz wenigstens in den untern Klassen der Elementarschulen behält.

Die Konferenz empfiehlt ferner die Förderung der Eingeborenen-Literatur durch die Herausgabe von Lehrbüchern und andern Büchern in den wichtigsten Mundarten, die in Südafrika gesprochen werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Übrigens habe ich mich auf den englischen Missionsstationen in Ostafrika persönlich davon überzeugt, dass meist in der Landessprache und nicht englisch unterrichtet wird, dass man nicht sämtliche Schulkinder, sondern nur die besonders Vorgeschrittenen in englischer Sprache unterrichtet, und dass man eine sehr ausgedehnte Suaheli-Literatur, auch eine Monatsschrift in Suahelisprache für die Bedürfnisse der Eingeborenen geschaffen hat. Hier ist ganz zweifellos für die Pflege der Landessprache von englischer Seite erheblich mehr geschehen als von deutscher Seite — ich gebe zu, dass die Verhältnisse anderswo anders liegen.

Aber selbst in Indien ist man aufmerksam auf die Pflege der Sprache der Eingeborenen, wie das folgende zeigt.

Ich zitiere aus einer Eingabe des Ausschusses der deutschen evangelischen Missionen vom 1. Dezember 1904:

„In einer Kundgebung der Regierung von Indien vom 11. März 1904 wird mit Zustimmung ein Wort von Lord Lawrence aus dem Jahre 1868 wiederholt:

‚Unter allen Quellen von Schwierigkeiten in unserer Verwaltung und von möglicher Gefahr für die Dauer unserer Regierung sind wenig so ernster Natur, als die Unbekanntschaft mit dem Volk.' Und in Anerkennung dieses Rates dringt diese Kundgebung auf Wiedergutmachung des Fehlers, dass man das Volk zu ausschliesslich durch das Mittel des Englischen, statt durch die Volkssprache habe bilden wollen."

Wollte jemand auf eine Vergleichung mit englischer Art verzichten und die uns stammesähnlichen Holländer zum Vorbild nehmen, so würde meine Ansicht nur noch eine stärkere Stütze erfahren. Noch mehr als der deutsche Kolonist in Ostafrika ist der Holländer in Ostindien dagegen, dass der Eingeborene europäische Sprachen lernt. Die Verkehrssprache ist hier meines Wissens nicht das Holländische, sondern das Malaiische. Ausserdem unterstützt die holländische Regierung die sprachlichen Arbeiten der Missionen, und gerade hier schätzt man den geistigen Einfluss, wie er durch Kenntnis der Landessprache möglich ist, besonders hoch ein.

Genug — ich komme immer aufs neue zu dem Schluss: Die Verbreitung europäischer Sprachen in den Kolonien birgt erhebliche Gefahren in sich — dagegen die Kenntnis der Landessprachen erleichtert den Verkehr der Europäer mit den Eingeborenen in jeder Beziehung und schafft Störungen am einfachsten und gefahrlosesten aus dem Wege.

Lassen sie mich aber noch ein Gebiet betreten, das von immer steigender Bedeutung für die Kolonien sein wird, nämlich die Schule.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir Afrika nicht mehr ansehen als ein Gebiet für Löwenjagden und andere Abenteuer, sondern als ein Gebiet ernster Arbeit, dann wird von vornherein klar sein, dass die Hebung eines Landes unmöglich ist, wenn nicht die Intelligenz seiner Bewohner gehoben wird. Wie die preussischen Könige in Pommern und Preussen vor allem dadurch bessere Zustände herbeiführten, dass sie zum Verdruss von allerlei rückständigen Elementen Landschulen errichteten und die Bildung des Landvolkes hoben, so kann auch in Afrika ein wirklicher Fortschritt lediglich Hand in Hand mit der geistigen Hebung der Eingeborenen stattfinden.

Dass man bei solcher Kulturarbeit auch unangenehme, sehr unangenehme Erfahrungen machen kann und wird, liegt auf der Hand, aber dadurch wird sich ein einsichtiger und strebsamer Mann ja niemals abhalten lassen — im Gegenteil, die Schwierigkeiten machen die Sache ja erst interessant.

Wir werden aber bei der Bildung des afrikanischen Volkes darauf Bedacht nehmen müssen, dass dieselbe auf solide Basis gestellt wird.

Nun ist kein Zweifel, dass die intelligenteren Afrikaner darauf brennen, so bald wie möglich eine europäische Sprache zu lernen. Dann kommen sie sich als halbe Europäer vor, und bei der Neigung des Afrikaners zur Eitelkeit, fangen sie dann leicht an, unerträglich zu werden. Sie mögen nicht mehr Handarbeit tun, sondern wollen irgendeinen Posten bei der Verwaltung haben. Alle ungründliche, oberflächliche Lernerei pflegt eben den Menschen aufzublasen, ohne ihn wirklich zu bilden, und die nachteiligen Folgen pflegen sich dann bald genug einzustellen.

Anders liegt die Sache, wenn der Unterricht der Eingeborenen in methodischer Weise geschieht. Jede verständige Methode schreitet vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichten zum Schweren fort. So wird man denn in afrikanischen Schulen damit beginnen, dass der einzelne zuerst in afrikanischer Sprache lesen und schreiben lernt, dass er den grammatischen Bau seiner Sprache übersieht und Aufsätze in ihr verfasst und mit ihrer Hilfe aus der vorhandenen Literatur anfängt, seinen Gesichtskreis zu erweitern. Zeigt er dabei Geschick und Fleiss, sowie — und das halte ich für sehr wichtig — die nötige sittliche Qualifikation, so wird man ihn weiter führen. Man wird ihn zunächst etwa eine in der Kolonie besonders wichtige Landessprache lernen lassen, und wenn er auch das kann, wird man ihm etwa das Erlernen des Deutschen ermöglichen. Dann hat man einen soliden Unterbau, und er kann dann das Deutsche nicht nur radebrechen lernen, sondern kann lernen, sich mündlich und schriftlich korrekt und fliessend auszudrücken. Auf diese Weise wird er für die Zwecke der Regierung,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Geschäftsleute und der Mission in gleicher Weise brauchbar, und ist doch seinem Volk nicht entfremdet, sondern mit ihm im Zusammenhang geblieben.

Selbstverständlich werden es nur wenige sein, die dieses Ziel erreichen — etwas weiteres halte ich nach dem oben Gesagten aber auch nicht für erstrebenswert.

In Kamerun und Togo und auch in der Südsee kommt zu den angeführten Gedanken noch der, dass man das als Verständigungsmittel eingeführte Pidginenglisch verdrängen möchte. Dieses Pidginenglisch ist entstanden, indem englische Vokabeln an Stelle der exotischen gesetzt wurden, aber unter Beibehaltung der exotischen Syntax. Diese Mischsprache durch das Deutsche zu ersetzen, ist nicht möglich, so lange sich nicht ein ähnliches Pidgindeutsch gebildet hat — und ich glaube kaum, dass dies zu wünschen wäre.

Mir scheint der einfachste Weg zur Zurückdrängung des Pidginenglisch die Pflege der Landessprache. Wir hätten also damit zwei Vorteile auf einmal in der Hand: 1. Die Beseitigung des Einflusses der englischen Sprache; 2. die bessere Kenntnis der Eingeborenen.

Wir haben bisher nur von dem Gegensatz zwischen europäischer und Landessprache geredet, ohne die Frage zu erörtern, welche Sprache nun als Landessprache gelten soll. Fast in jeder unserer Kolonien gibt es aber eine ganze Anzahl von Sprachen und Dialekten. Ich habe vor mehr als 10 Jahren einmal einen Überblick über die sprachlichen Verhältnisse in Kamerun gegeben — dabei habe ich einige 30 Sprachen aufgezählt — und war mir darüber klar, dass noch sehr viele fehlen. Bei meinen linguistischen Studien in Ostafrika habe ich in einigen 40 Sprachen Aufnahmen gemacht — aber auch das ist nur ein Teil der dort vorhandenen Fülle.

Da ergibt sich nun die Frage: Welche Sprache bezw. welcher Dialekt soll denn nun in der oben beschriebenen Weise gepflegt werden?

Der wissenschaftliche Forscher wird antworten: Jeder.

Wie jede Schmetterlingsart, jede Orchidee, jede Gesteinformation Anspruch auf wissenschaftliche Beachtung hat, so und noch viel mehr hat jede Form der menschlichen Rede Anspruch auf unsere Beachtung — ist sie doch ein Denkmal ohnegleichen aus uralter Zeit, das für unsere Forschung von ganz unersetzlichem Wert ist. Wenn also der Erhaltung des Rhinoceros oder des Colobus guereza die Kolonialregierung ihre Aufmerksamkeit zuwendet, so würde die Erhaltung einer eigentümlichen Varietät des Homo sapiens ungleich höhere Bedeutung haben. Ausserdem hat der oben zitierte Eliot ja zweifellos recht! Die Kennt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nis auch der entlegenen Eingeborenensprachen kann gelegentlich praktisch von eminentem Nutzen sein.

Abgesehen von dem Vertrauen, das jeder Kenner der Landessprache bei dem Eingeborenen geniesst, und dessen Besitz von unschätzbarem Wert ist, ergeben sich in der Praxis allerlei Fragen, die man nur mit Hilfe solcher Spezialkenntnis beantworten kann. Die geographischen Namen werden regelmässig falsch notiert, wenn der Schreiber die betreffende Sprache nicht kann, das hat mancher Landmesser und Kartenzeichner schon zu seinem Verdruss erfahren. Die Namen der einheimischen Hölzer, medizinischen Pflanzen, Tiere usw. werden ebenfalls von Unkundigen in der Regel völlig falsch wiedergegeben, und das betreffende Objekt ist hernach schwer oder gar nicht zu identifizieren.

Die Verhandlungen durch Dolmetscher führen häufig zu höchst lächerlichen oder in ihren Folgen trübseligen Resultaten. Kurz, man sollte auf jede Weise zu erreichen suchen, dass die Beamten der Kolonialregierung sich mit der Sprache ihres Bezirks soviel als möglich vertraut machen.

Es fehlt ja meist nicht an Zeit dazu, aber oft an Neigung und an der richtigen Anleitung. Wo aber Neigung und Geschick zu solchen Arbeiten vorhanden ist, begegnet ihre Verwertung in der Heimat erheblichen Schwierigkeiten. Kleinere Aufsätze, und besonders feuilletonistisch geschriebene, lassen sich allenfalls unterbringen. Zur Drucklegung wissenschaftlich gründlicher Arbeiten von grösserem Umfang, die allein uns informieren können, sind die Mittel überaus schwer zu beschaffen. Die Verfasser, die ohnehin für die Gewinnung ihres Materials nicht unerhebliche Auslagen gehabt haben, sind zumeist nicht in der Lage, auch noch die Kosten des Druckes zu übernehmen. Wenn irgendwo, wäre hier die Stelle, um Gelder aus privaten und öffentlichen Mitteln, die zum Wohle der Kolonien bestimmt sind, wirklich nützlich anzulegen.

Wenn nun jede Sprache, jeder Dialekt, die Aufmerksamkeit der Kolonialregierung verdient, so ergibt sich daneben eine andere Frage, die dem Interesse des öffentlichen Verkehrs entstammt, nämlich die Frage: Welche Sprache, welcher Dialekt soll nun im einzelnen Falle als Organ der Regierung gelten?

Diese Frage wiederholt sich im Laufe der Geschichte immer aufs neue. Auch bei uns in Deutschland hat es nicht ursprünglich eine einheitliche Schriftsprache gegeben, sondern unser Neuhochdeutsch, das wir sprechen, ist ursprünglich ein mitteldeutscher Dialekt, der aber aus andern Dialekten bereichert ist. Seitdem Luthers Bibelübersetzung in dieser Sprache verfasst ist, wurde sie fortschreitend die Sprache der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebildeten auch im plattdeutschen Sprachgebiet und verdrängte in der Schrift ganz die andern deutschen Mundarten. Der Prozess war also nicht so, dass zuerst das allgemeine, richtige Deutsch da war, und dass die Volksdialekte nur eine Korrumpierung dieses richtigen Deutsch wären, sondern die Dialekte sind eher gewesen, als das Hochdeutsche, und sie waren seinerzeit Volkssprachen, die stark voneinander abwichen. Noch heute kann sich ein schwäbischer Bauer mit einem pommerschen Standesgenossen nicht verständigen, wenn beide ihren Heimatsdialekt sprechen.

Diesen Vorgang der Entstehung einer Gemeinsprache können wir auch sonst beobachten, und man braucht kein Prophet zu sein, um zu wissen, dass er sich auch in Afrika wiederholen wird.

So z. B. ist in Ostafrika der grösste Teil der Sprachen, die in unserer deutschen Kolonie gesprochen werden, der Küstensprache, dem Suaheli nahe verwandt. Die Sache steht nicht so, dass die Angehörigen der verschiedenen Stämme sich mit den Suaheli ohne weiteres verständigen können — aber der Bau der Sprachen ist derselbe, der Vokabelschatz stimmt zum grossen Teil überein — und jeder Eingeborene, der die eine dieser Sprachen kann, wird sich mit Leichtigkeit in die andere finden. Da nun der Suaheli dem Inländer an Intelligenz und Weltkenntnis überlegen ist, wird seine Sprache überall als die Sprache des Gebildeten gegenüber den Barbarensprachen des Inlands gelten, und man kann mit Sicherheit voraussagen, dass das Suaheli immer mehr zur herrschenden Sprache der Gebildeten werden wird, und dass die übrigen Inlandsprachen, so weit sie dem Suaheli verwandt sind, zu Volksdialekten herabsinken werden.

Man kann diesen Vorgang bedauern, man kann ihn vielleicht ein wenig hindern — aber wenn man fortfährt, wie wir hoffen, Strassen und Eisenbahnen ins Innere zu bauen und Handelswege zu eröffnen, wird man ihn nicht aufhalten. Das ist meine feste Überzeugung. Alle Versuche, den Gebrauch des Suaheli als Umgangssprache durch das Deutsche zu ersetzen, wie diese durch den Beschluss des Kolonialrats vom 20. Juni d. Js. noch neuerdings empfohlen sind, halte ich für aussichtslos. Man wird und kann nie mehr erreichen, als dass eine beschränkte Zahl von Leuten mehr oder weniger Deutsch kann. Der Araber hat in vielen Jahrhunderten nicht erreicht, dass das Volk arabisch kann, sondern er hat Suaheli gelernt. Da wird unter viel ungünstigeren Bedingungen die Verbreitung des Deutschen als Verkehrssprache nie ausführbar sein. Was hat den Kolonialrat zu diesem Beschluss geführt?

Kolonialpolitiker und Missionsfreunde befürchten von dem Vordringen des Suaheli eine Begünstigung des Islam, und man glaubt mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Recht, dass wir mit dem Islam einmal noch ernstere Kämpfe werden zu bestehen haben, als mit den Herero in Südwestafrika. Aber das Umsichgreifen islamitischer Sitte vollzieht sich ohnehin, und es wird sich durch Zwangsmassregeln nicht hindern lassen. Wenn wir es nicht als unsere Aufgabe ansehen und es uns nicht gelingt, das Geistesleben des Afrikaners in christlichem Sinne zu beeinflussen, so wird er ohne jede Frage unter den geistigen Einfluss des Islam kommen, gleichgültig, ob wir deutsch unterrichten oder nicht.

Ich glaube deshalb, dass es besser wäre, das Suaheli als Organ unserer Bestrebungen zu benutzen. Das ist zum Teil bereits geschehen. Indem die deutsche Regierung den Gebrauch der arabischen Schrift in den Regierungsverfügungen abgestellt hat, hat sie begonnen, mit den islamitischen Beziehungen des Suaheli zu brechen. Tatsächlich lässt es sich mit lateinischer Schrift besser und unmissverständlicher schreiben, als mit arabischer. Denselben Weg haben die Missionare, besonders die Universitäten Mission beschritten, indem sie eine nichtislamitische Literatur in Suahelisprache geschaffen haben und für Unterricht, Unterhaltung und Belehrung der Eingeborenen — nicht nur der Suaheli, sondern auch anderer Bantustämme — verwerten.

Von einer Ähnlichkeit des Suaheli mit dem Arabischen ist nämlich gar keine Rede. Ich würde mich — wenn Sie mir den Scherz gestatten wollten — anheischig machen, eher eine Verwandtschaft des Deutschen mit dem Suaheli nachzuweisen, als des Arabischen. Es sind nur eine grosse Anzahl arabische Fremdworte ins Suaheli eingedrungen, von denen ein Teil ganz entbehrlich ist, weil gute Suaheli-Ausdrücke daneben existieren. Will man etwas tun, um dem islamitischen Einfluss des Suaheli zu begegnen, so suche man hier, ohne dabei pedantisch zu sein, überflüssige Arabismen tunlichst zu vermeiden. Man hat dabei noch den Gewinn, dass die Sprache dadurch für den Inländer leichter erlernbar ist, da jene Arabismen ihm fremd sind.

Ob das Suaheli so viel werbende Kraft haben wird, dass es auch die mehr oder weniger hamitischen Sprachen Ostafrikas zu Volks-Dialekten herabdrückt, vermag heute ja noch niemand zu sagen. Einstweilen dürfte es sich empfehlen, dass wir dem Vorbilde der Engländer folgen und der Masaisprache unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Bei dem grossen Ansehen, das die Masai unter den umwohnenden Stämmen geniessen, würde ihre Sprache voraussichtlich zur Herrensprache geeignet sein.

In Südwestafrika kommen zwei Sprachen in Betracht, das Herero, eine Bantusprache, und das Nama, ein Hottentottendialekt. So lange aber in der Kolonie nicht wieder friedliche Zustände herrschen, haben linguistische Betrachtungen hier keinerlei praktische Bedeutung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Kamerun wird das Duala von den am meisten geistig vorgeschrittenen Eingeborenen gesprochen. Die Sprache ist sämtlichen Küstendialekten nahe verwandt und wird als Handelssprache weit über das eigentliche Dualagebiet hinaus verstanden. Damit ist sie das gegebene Organ für Regierung und Mission. Alle übrigen Erwägungen kommen meines Erachtens demgegenüber nicht in Betracht.

Weiter im Innern berühren sich die Bantudialekte des Küstengebiets mit Sprachen, die Sudancharakter tragen und so mit Küstensprachen von Togo verwandt zu sein scheinen. Die Erfahrung muss uns erst lehren, welche von diesen Inlandsprachen die meiste Expansionskraft haben wird. Auch fehlt es uns noch an Erfahrung darüber, ob auf dem Grenzgebiet die Bantusprache oder die Sudansprache den Sieg behält. Im allgemeinen wird man annehmen können, dass die Sprache des Küstenvolks, als des kultivierteren, dominieren wird. Doch liegt die Sache selbstverständlich umgekehrt, wenn der Inländer Mohammedaner, der Küstenländer aber Heide ist. Jene Sudanvölker sind aber Heiden.

Ausser diesen beiden Sprachgruppen finden sich im Hinterland auch Sprachen, deren hamitischer Charakter zum Teil sicher, zum Teil wahrscheinlich ist. Ich meine Haussa und Fulbe. Beide Völker zeigen die hamitische Herrenart gegenüber den Negern, obwohl sie selbst ja viel Negerblut und ihre Sprachen auch mancherlei Fremdes aufgenommen haben.

Beide sind Mohammedaner. Welche der beiden Sprachen in Zukunft herrschen wird, lässt sich heute noch nicht übersehen. Dass ihr Vordringen dem Islam günstig ist, ist nicht zu leugnen, um so mehr, als diese Völker nicht von der Küste kommen, wie der gehasste Fremdling, der Europäer, sondern aus dem Innern des Landes. Wenn diese Sprachen einmal im Innern von Kamerun Regierungssprachen werden, so dürfte es sich auch hier, wie im Suaheli, empfehlen, das arabische Alphabet zu verlassen und lateinisch zu schreiben. Ich kann aber dabei nicht verschweigen, dass beide Völker der arabischen Art zweifellos viel näher stehen, als die Suaheli, und dass hier der Zusammenhang mit dem Islam, so viel ich sehe, viel inniger ist, als in Ostafrika.

In Togo ist das Ewe für das Küstengebiet und das daran grenzende Hinterland als Verkehrssprache sehr brauchbar. Auch die kleineren anderssprachigen Stämme verstehen Ewe oder finden sich bald hinein, da ihre Sprachen ähnlichen Bau haben.

Im entfernteren Hinterland begegnen wir wieder dem Haussa und andern Sprachen, die ich einstweilen für hamitisch halte. Vermutlich wird also auch hier das Haussa eine Zukunft haben. Über die lin-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

guistischen Verhältnisse der Südsee bin ich nicht genügend informiert und will deshalb darauf nicht eingehen.

Meine Vorschläge und Wünsche fasse ich in einige kurze Sätze zusammen:

1. Die Verbreitung der deutschen Sprache als Umgangssprache in unsern Kolonien ist im allgemeinen nicht ratsam.

2. Nur besonders intelligente und als zuverlässig erprobte Eingeborene sind für das Erlernen des Deutschen heranzuziehen.

3. Das Studium der Eingeborenensprachen ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren, und für die Drucklegung sprachlicher Arbeiten sind mehr Mittel als bisher bereit zu stellen.

4. Als Verkehrs- und Regierungssprache ist diejenige zu wählen, die bereits die weiteste Verbreitung hat, und die im Anschluss an Handels- und Verkehrswege die Tendenz zu weiterer Ausbreitung zeigt.

5. Der Gebrauch der lateinischen Schriftzeichen statt der arabischen ist überall einzuführen.

Ich schliesse mit dem Wunsch, dass die gute sprachliche Ausrüstung, die jeder gebildete Deutsche besitzt, und die grammatisch-philologische Begabung, die unserm Volk vor andern eigen ist, und die zu dem Weltruf der deutschen Gelehrsamkeit beigetragen hat, noch mehr als bisher in ihrer Bedeutung für unsere Kolonien erkannt wird, und dass die hierauf verwandte Arbeit Segen bringen möge für unser deutsches Volk und für unsere farbigen Schutzgenossen in den Kolonien.

Amtsrichter Dr. **Behme**, Achim bei Bremen: Die Sprachverhältnisse im Schutzgebiete Kiautschou liegen wesentlich anders, als in den übrigen Kolonien. Die Chinesen dürfen als „Farbige" nicht etwa mit den Schwarzen auf eine Stufe gestellt werden. Ferner ist die chinesische Sprache, im Gegensatz zu der Schrift, leicht zu erlernen, auch von vielen Deutschen dort drüben in zirka sechs Monaten gut erlernt worden. Es gibt praktische und billige Hilfsmittel, die zum grossen Teil in Tsingtau erschienen sind; das Gouvernement in Tsingtau befördert seit Jahren durch Gehaltszulagen an Beamte die Erlernung der chinesischen Sprache. Im Handelsinteresse und zur Stärkung des deutschen Einflusses gegenüber dem anderer Nationen erscheint es erwünscht, dass die Chinesen die deutsche Sprache erlernen. Ausserdem sorgt schon die chinesische Regierung im Innern der Provinz Schantung für Unterricht in der deutschen Sprache.

Missionsdirektor D. **Buchner**, Berthelsdorf bei Herrnhut: Der Beschluss des Kolonialrats, betreffend Einführung der deutschen Sprache

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Deutsch-Ostafrika, bezweckt nicht, den Beamten die Erlernung der Eingeborenensprachen zu ersparen, auch nicht die Sprache der Eingeborenen zu unterdrücken, sondern ist hervorgegangen aus dem Bestreben, dem immer mehr vordringenden Islam einen Damm entgegenzusetzen. Das Kisuaheli ist stets und überall der Bahnbrecher für den Islam, der Islam ist aber der gefährlichste politische Feind der deutschen Macht. Wie die Engländer in ihren Kolonien auf der einen Seite die Eingeborenensprachen nicht nur lernen, sondern auch in allerlei Weise stützen und studieren, und auf der andern Seite dabei die Kenntnis der englischen Sprache nach Kräften ausbreiten, so sollten auch wir Deutschen über dem Studium und der Pflege der Eingeborenensprachen die Ausbreituung der deutschen Sprache nicht vernachlässigen.

Rechtsanwalt Dr. **Krug**, Marburg: Gestatten Sie mir zu dem soeben gehörten Vortrag in dem Punkt, inwieweit unsere Muttersprache die Umgangssprache in den Kolonien sein kann und soll, eine kurze Bemerkung. Ich habe speziell Südwestafrika im Auge, das ich zwar nicht aus persönlicher Anschauung kenne, über dessen Verhältnisse ich mir aber insofern ein Urteil bilden kann, als ich über ein Jahr in den benachbarten Gebieten Südafrikas mich aufgehalten habe, in denen die ethnographischen und wirtschaftlichen Verhältnisse ganz ähnliche sind.

Im Norden von Südwestafrika leben noch geschlossene Eingeborenenstämme. Hinsichtlich dieses Gebiets wird es für den kolonialen Beamten gewiss noch die Aufgabe sein, die Eingeborenensprache zu berücksichtigen und ihrer nach Möglichkeit mächtig zu werden. Im Süden des Schutzgebiets liegt das anders. Die zerstreuten Reste der Herero und Hottentotten, die künftig dort leben werden, haben kaum mehr die Bedeutung, dass man ihre Sprache berücksichtigen muss. Wohl aber ist meines Wissens im Süden des Schutzgebiets die vorherrschende Umgangssprache zwischen Weissen auf der einen und Eingeborenen auf der andern Seite noch das Platt-Holländisch, das auch im übrigen Südafrika das Verständigungsmittel mit den Eingeborenen bildet. Bei dem geringen sprachlichen Wert, den dieses Holländisch besitzt, wird es nicht allzu schwer sein, dasselbe durch unsere Muttersprache zu ersetzen. Und dies scheint mir im nationalen Interesse geboten. Soll Südwestafrika der Punkt sein, in dem unser Volk auf dem zukunftsreichen Gebiet des ganzen Südafrika festen Fuss fasst, von dem aus wir Einfluss auf die Entwickelung der dortigen Verhältnisse gewinnen, so muss es d e u t s c h sein, auch der Sprache nach.

Oberregierungsrat a. D. **Schreiber**, Stettin: Im Vortrage des Herrn Prof. Meinhof hat mich vor allem die Wärme angenehm berührt, mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der er seine Forderung, dass die in die deutschen Kolonien geschickten Beamten die Sprache der Eingeborenen lernen sollten, gestellt und begründet hat, und ich glaube, dass gerade die Forderung, die er in dem dritten der von ihm am Schlusse seiner Rede aufgestellten Leitsätze kurz formuliert hat, bei Ihnen allen vollen Beifall finden wird. Mit Rücksicht darauf, dass die Sektion IV im Anschlusse an einen Vortrag über die Schultätigkeit der Mission in den Kolonien, dem ich beigewohnt habe, beschlossen hat, eine Resolution an das Plenum zu richten, dass es notwendig sei, dass die in die Kolonien gehenden Deutschen die Eingeborenensprachen sich aneignen — so ungefähr ist der Sinn der gefassten Resolution —, möchte ich nun hier die Anregung dazu geben, dass auch die Sektion III beschliesst, diesen Leitsatz des Herrn Referenten als ihre Resolution an das Plenum zu bringen, weil es nur nützlich sein kann, wenn von zwei Sektionen zwei auf das gleiche Ziel gerichtete Resolutionen gefasst und eingebracht werden.

Über die Notwendigkeit und Nützlichkeit, dass die Beamten, die berufen sind in den Kolonien mit den Eingeborenen zu verkehren, die Eingeborenensprache möglichst so beherrschen, dass sie mit den Eingeborenen sich ohne Dolmetscher verständigen oder wenigstens den Dolmetscher kontrollieren können, will ich mich hier nicht länger auslassen. Es weiss jedermann, der in der Lage gewesen ist, mit einem Dolmetscher eine Unterhaltung zu führen, wie leicht da oft recht verhängnisvolle Missverständnisse vorkommen, von Böswilligkeit der Dolmetscher ganz zu schweigen. Und es weiss jeder Beamter auch bei uns im Lande, wie wichtig es ist, wenn er z. B. bei Verhandlungen mit plattdeutsch redenden Leuten imstande ist, selbst plattdeutsch mit ihnen zu reden. Ich glaube, es bedarf keiner näheren Ausführungen, um die Resolution, die ich hiermit einbringe:

„Das Studium der Eingeborenensprache ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren."

zu begründen. Ihre Durchführung schliesst in keiner Weise aus, der deutschen Sprache möglichst weite Verbreitung in den Kolonien zu verschaffen. Die Anzahl der in den einzelnen Kolonien gesprochenen Sprachen ist, wie wir gehört haben, eine ungemein zahlreiche, und es liegt ein dringendes Bedürfnis vor, zur Vermittelung des Verkehrs der einzelnen Völkerschaften miteinander und der Händler und Beamten, soweit sie die Eingeborenensprachen nicht beherrschen, eine lingua franca zu haben. Als solche dient neben dem Pidgin-Englisch und dem verdorbenen Holländisch das Suaheli. Auf die Gefahren, die mit der weiteren Verbreitung des Suaheli verbunden sind, will ich nicht eingehen, da ich mir kein Urteil darüber erlaube, ob diese Verbreitung dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Islam Vorschub leisten wird. Sollte das der Fall sein, dann müsste dieser Verbreitung der entschiedenste Widerstand entgegengesetzt werden. Aber ganz abgesehen davon, empfiehlt es sich unbedingt, wenn denn mal eine den Eingeborenen fremde Sprache zur Vermittelung des Verkehrs, sei es der verschiedenen Völker einer Kolonie miteinander, sei es mit den Europäern, gebraucht werden soll, dass dann die deutsche Sprache dazu gewählt und mit allen Mitteln dahin gestrebt wird, sie den Eingeborenen bekannt zu machen und sie einzuführen und dem Gebrauch der nichtdeutschen Sprachen entgegen zu arbeiten. Ebenso, wie die Eingeborenen z. B. englische Worte gelernt haben und mit ihnen sich im Pidginenglisch, das lediglich in einer konstruktionslosen Zusammenstellung dieser Worte besteht und den Namen einer Sprache nicht verdient, sich verständlich machen, werden sie auch bald deutsche Worte lernen und mit ihnen gegebene Befehle verstehen können.

Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** Willigrad: Für Missionare und Beamte jeder Art ist das Studium der Sprache der Eingeborenen erforderlich, um der Volksseele nahe zu treten. Anderseits muss mit allen Mitteln dahin gestrebt werden, dass die Eingeborenen Deutsch als Haupt- und Umgangssprache lernen, denn diese ist das deutlichste Zeichen der Herrschaft. Nur so werden wir auf die Dauer Herren in unsern Kolonien bleiben.

Pfarrer **Julius Richter,** Schwanebeck bei Belzig: Es ist eine weltgeschichtliche Tatsache, dass gerade die Ausbreitung des Islam mit der Verbreitung solcher Sprachen Hand in Hand geht, welche seine Träger sind; so in Indien das Hindostani, in Holländisch-Indonesien das Malaiische, im westlichen Sudan das Haussa. Äusserst lehrreich ist der Vergleich zweier grosser Kolonialreiche mit nach dieser Richtung hin entgegengesetzter Entwickelung. In Holländisch-Indonesien wurde das Malaiische zur lingua franca erhoben und damit dort der verhängnisvollste Träger der Islamisierung und der Todfeind der Holländer grossgezogen. Im englischen Indien wurde seit 1830, im Gegensatz gegen die Hindostani-Kultur des Mogul-Reiches, das Englische zur lingua franca erhoben; und der Erfolg ist schon jetzt nach drei Vierteljahrhunderten, dass in der englisch-christlichen Kultur ein Gegengewicht gegen das überaus starke mohammedanische Element geschaffen ist. Um die Gefahr, die in der Islamisierung droht, zu überschauen, muss man sich ausserdem vergegenwärtigen, dass die Islamisierung stets staffelweise vor sich geht; die erste Stufe ist überall das Eindringen der Sprache, welche Träger des Islam ist, die zweite die maulwurf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

artige Tätigkeit der Derwischorden, die dritte ist die Arabisierung des Volkes und damit ihre Erfüllung mit dem intransigenten Geiste des fanatischen Islam. Wir stehen jetzt in unsern afrikanischen Kolonien am Anfange dieser Entwickelung und sehen überall ihre Fäden sich anknüpfen; da ist die Gefahr, die in der Begünstigung des Suaheli und des Haussa liegt, scharf ins Auge zu fassen. Wir könnten sonst auch, wie die Holländer in Indonesien, durch eine augenblicklich allerdings bequeme und opportune Begünstigungspolitik, uns in Ost- und Westafrika den Todfeind unserer Kolonisation grossziehen.

Professor **Meinhof,** Berlin: Auch ich bin der Überzeugung, dass der Islam eine Gefahr für unsere Kolonien ist, und ich kann mir die patriotischen Gesichtspunkte, welche die Herren Vorredner ausgesprochen haben, in vollem Umfange aneignen. Ich glaube aber, dass die Ausführung des in Rede stehenden Beschlusses des Kolonialrats auf erhebliche Schwierigkeiten stossen wird, und ich muss deshalb eine Einführung des Deutschen in den Kolonien in einem weiteren Umfange, als ich vorgeschlagen habe, für nicht möglich und nicht ratsam ansehen. Ich halte aber die Diskussion für sehr nützlich, damit der betreffende Beschluss bei der praktischen Ausführung in den Kolonien nicht anders verstanden wird, als er gemeint ist.

Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg,** Willigrad: Die Einführung des Deutschen ist nicht von heute auf morgen gedacht, sondern durch planmässige Erlernung der deutschen Sprache in mehrklassigen Schulen, um deutsch sprechende Beamte zu erziehen. Für den Handel ist daneben die baldige Einführung deutschen Masses und Gewichts von grösster Bedeutung.

Rechtsanwalt am Kammergericht **Paul Fischer,** Berlin: Der Herr Vortragende sieht die Gefahr der Einführung der deutschen Sprache darin, dass die Eingeborenen ein Mittel zur Verständigung erhalten. Er hat aber dann weiter ausgeführt, dass dies doch nicht zu vermeiden wäre, weil die entwickeltere Eingeborenensprache auf alle Fälle zur alleinherrschenden werden würde; die Sprache des höherstehenden Volkes verdränge allmählich die des unentwickelteren. Dann kann man aber auch versuchen, das Deutsche zu der Sprache zu erheben, die die andern verdrängt. Gerade das vom Vortragenden angeführte Beispiel des Pidginenglisch zeigt dies. Hier ist eine europäische Sprache, wenn auch in unvollkommener Form, zur allgemeinen Umgangssprache geworden. Weshalb sollte also nicht in unsern Kolonien das Deutsche an Stelle des Englischen treten können? Es ist sogar anzunehmen, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dieser Fall fast von selbst eintreten wird, sofern wir nur nach Möglichkeit alle Einflüsse beseitigen, die eine fremde Sprache zur Verkehrssprache erheben könnten. Es ist z. B. das in ganz Südafrika verstandene Kap-Holländisch ebenfalls kein wirkliches Holländisch mehr, sondern ein Mischmasch von Holländisch, Englisch und sogar von einigen entsprechenden Eingeborenenausdrücken. Diese Sprache ist schon jetzt in Südwestafrika vielfach mit deutsch durchsetzt. Es dürfte meiner Ansicht nach diese Durchsetzung progressiv stärker werden, je mehr auf die Einführung des Deutschen als Verkehrs- und Regierungssprache auch amtlich gewirkt wird.

* * *

Nachdem der Herr stellvertretende Vorsitzende dem Herrn Referenten den Dank der Versammlung abgestattet hat, wird folgende, von Herrn Oberregierungsrat Schreiber für das Plenum eingebrachte Resolution mit einem von S. Hoheit Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg angeregten Zusatz zur Abstimmung gebracht:

„Das Studium der Eingeborenensprache ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren.

Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde."

Die Resolution wird fast einstimmig angenommen.

Das Verordnungsrecht in den Kolonien.

Von **Paul Fischer,** Rechtsanwalt am Kammergericht, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

I. Die gesamte Rechtsordnung in den Kolonien beruht auf dem Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete vom 25. Juli 1900. Das Gesetz hat bekanntlich selbständig nur einen Teil der geltenden Rechtsordnung ausdrücklich festgelegt, nämlich die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hauptsächlichsten Materien des bürgerlichen Rechts und des Strafrechts. Der grösste Teil der für einen Rechtsstaat erforderlichen Grundlage ist ungeregelt gelassen, und es sind lediglich die Quellen bestimmt worden, denen die erforderlichen Anordnungen entspringen sollen.

Grundsätzlich und in erster Linie ist es hiernach der Kaiser, der alle rechtlichen Bestimmungen zu erlassen hat. § 1 des Schutzgebietsgesetzes bestimmt: „Die Schutzgewalt übt der Kaiser im Namen des Reiches aus." Dieser Gewalt des Kaisers sind keinerlei beschränkende Faktoren gegenüberstellt. Der Kaiser ist also befugt, bindende Vorschriften aller Art, materiell- wie formellrechtlichen Inhalts zu erlassen, sowohl grundsätzlich zu bestimmen, was in den Kolonien Rechtens sein soll, als auch anzuordnen, wie die grundsätzlichen rechtlichen Bestimmungen gehandhabt werden sollen und was zu ihrer Ausführung zu geschehen hat.

Neben dieser gesetzgebenden Gewalt des Kaisers ist nun in § 15 des Gesetzes ein zweiter Recht begründender Faktor geschaffen, der zwar das Recht des Kaisers in keiner Weise einschränkt, aber doch auf dem ihm zugewiesenen begrenzten Gebiet gleichwertig neben den Kaiser tritt.

§ 15 Absatz 2 bestimmt nämlich:

„Der Reichskanzler ist befugt, für die Schutzgebiete oder einzelne Teile derselben polizeiliche oder sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften zu erlassen."

Diese Bestimmung des § 15 erscheint ziemlich überflüssig, ja könnte unter Umständen zu Unzuträglichkeiten führen. Letzteres insofern, als bei einem etwaigen Widerspruch zwischen den kaiserlichen Verordnungen und denen des Reichskanzlers beide Verordnungen gültig sein dürften, da das Verordnungsrecht des Reichskanzlers diesem ebenso wie dem Kaiser direkt und selbständig durch das Schutzgebietsgesetz verliehen worden ist. Diese Konsequenz des § 15 ist aber ein unhaltbarer Zustand und dürfte bei Erlass des Gesetzes schwerlich wünschenswert erschienen sein. Überflüssig ist anderseits die Bestimmung des § 15, weil sie jederzeit durch eine kaiserliche Verordnung von wenigen Worten ersetzt werden könnte. Der Kaiser kann die ihm auf Grund der Schutzgewalt zustehende Befugnis Verordnungen mit rechtsverbindlicher Kraft zu erlassen, unzweifelhaft beliebig auf untergeordnete Organe delegieren. Es bedurfte also nur einer ganz kurzen kaiserlichen Verordnung mit dem Inhalt des § 15 Abs. 2, um diese gesetzliche Bestimmung vollkommen entbehrlich zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohl hat dem Gesetzgeber bei der Abfassung des § 15 Abs. 2 ein zweckmässiger Gedanke vorgeschwebt. Es sollte offenbar der Kaiser nicht damit behelligt werden, ausser der Schaffung der materiellen Gesetzgebung auch noch für die Ausführung der Gesetze sorgen zu müssen, und es wurde deshalb in der Person des Reichskanzlers ein selbständiges Vollziehungsorgan gleich im Gesetze selbst aufgestellt.

Tatsächlich ist aber statt eines Nutzens gerade das Gegenteil, nämlich eine ziemlich erhebliche Unsicherheit in bezug auf die Grundlagen der in den Schutzgebieten zu schaffenden Rechtsordnung und bezüglich der den einzelnen Verwaltungsorganen zustehenden Befugnisse, entstanden. Das Gesetz ist während seiner ganzen Dauer bei den verschiedensten Gelegenheiten so gehandhabt worden, als ob, abgesehen von der Beschränkung des Reichskanzlers in bezug auf das Mass der Strafandrohung, zwischen dem Gesetzgebungsrecht des Kaisers und demjenigen des Reichskanzlers überhaupt kein grundsätzlicher und materieller Unterschied bestände.

In Wahrheit ist aber der Unterschied zwischen der Recht schaffenden Gewalt des Kaisers und der Verordnungsbefugnis des Reichskanzlers ein grundsätzlicher. Dem Kaiser stehen auf Grund des § 1 des Gesetzes Staatshoheitsrechte, also sowohl die gesetzgebende als die vollziehende Gewalt zu, während dem Reichskanzler nur die letztere, die Vollziehungsgewalt nach der in § 15 gegebenen Massgabe übertragen ist.

Diesen Unterschied zeigen deutlich, sowohl die ganze Anordnung und Fassung des Schutzgebietsgesetzes, als auch der Wortlaut des § 15 selbst:

In § 1 des Gesetzes ist der Kaiser als alleiniger Träger der Staatsgewalt konstituiert; es ist ihm damit also das Gesetzgebungsrecht übertragen.

In den folgenden §§ 2 und 3 sind dann die Beschränkungen enthalten, denen das kaiserliche Gesetzgebungsrecht unterliegt; es ist bestimmt, dass das bürgerliche Recht und Strafrecht im wesentlichen den reichsgesetzlichen Vorschriften konform sein sollen.

Jetzt lässt aber das Gesetz in den an § 3 anschliessenden Paragraphen nicht etwa weitere Vorschriften, die sich auf die Gesetzgebung beziehen, folgen, sondern es geht auf das Gebiet der staatlichen Verwaltung über und regelt einzelne bestimmte verwaltungsrechtliche Fragen, deren Behandlung wohl zur Zeit dringend erschien.

In dieser Disposition des Textes schon drückt sich deutlich aus, dass mit dem § 3 die Vorschriften über die Gesetzgebung abgeschlossen sein und nunmehr andere rechtliche Materien zur Behandlung kommen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen. Wenn sich also hierauf als Schlusspassus der § 15 anreiht und darin dem Reichskanzler eine Verordnungs- und Polizeigewalt übertragen wird, so besagt schon die Stellung der Bestimmung im Gesetz, dass der Reichskanzler lediglich als Staatsverwaltungsorgan ins Auge gefasst wird.

Die Richtigkeit dieser Auffassung zeigt auch der Umstand, dass schon vorher gelegentlich der Regelung der einzelnen verwaltungsrechtlichen Punkte die Mitwirkung des Reichskanzlers als die des massgebenden Verwaltungsbeamten, mithin eines Trägers der vollziehenden Staatsgewalt festgelegt wird, und zwar erstreckt sich diese Stipulierung der Befugnisse des Reichskanzlers mit klaren Worten bis in den § 15 selbst hinein. Dort heisst es nämlich im ersten Absatz, dass der Reichskanzler die zur Ausführung des Schutzgebietsgesetzes erforderlichen Anordnungen treffen soll. Wenn also im Absatz 2 dieses Paragraphen dem Reichskanzler die Befugnis verliehen wird, Polizei- und Verwaltungs-Verordnungen zu erlassen, so erscheint es ausser Zweifel, dass hier ebenfalls auf den Reichskanzler als Ausführungsorgan, also als Verwaltungsbeamten, Bezug genommen ist. Es muss als ausgeschlossen gelten, dass hier plötzlich der Reichskanzler, ganz losgelöst von der grundsätzlichen Regelung der gesetzgebenden Gewalt, mitten unter der Regelung von Verwaltungsfragen und gelegentlich der Übertragung von Ausführungsbefugnissen, durch den Abs. 1 des § 15 in dem folgenden Absatz dieses Paragraphen als zweites selbständiges gesetzgeberisches Organ neben den Kaiser hätte gestellt werden sollen. Die Übertragung einer wirklichen gesetzgebenden Gewalt auf den Reichskanzler auf verwaltungsrechtlichem Gebiet — also tatsächlich fast die gesamte Gesetzgebung der Schutzgebiete, soweit sie nicht reichsgesetzlich festgelegt ist — hätte unbedingt im Anschluss an § 1 und 2 des Gesetzes erfolgen müssen. Die Befugnis zur Schaffung von Gesetzen ist hier grundsätzlich geregelt und dem Kaiser die Gesetzgebung übertragen. Sollte also dem Reichskanzler fast dasselbe Hoheitsrecht verliehen werden und dem Kaiser gewissermassen ein zweiter Nebenregent an die Seite gesetzt werden — eine schon an sich ganz unwahrscheinliche Annahme — dann müsste dies auch, wenn man überhaupt noch mit einigermassen logischer Anordnung rechnen will, unmittelbar an derselben Stelle geschehen, und kann nicht versteckt unter Verwaltungs- und Vollziehungsbestimmungen im Anschluss an diese, mitten in einem sonst ganz etwas anderes aussprechenden Gesetzesparagraphen gesucht werden. Es ist vielmehr klar, dass der Reichskanzler im Abschnitt 2 des § 15 wie in den vorhergehenden Gesetzesbestimmungen und wie im ersten Abschnitt des § 15 selbst, als der eigentliche und oberste

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vollzugsbeamte der Schutzgebiete hingestellt ist und ihm zu diesem Zweck das Verwaltungsverordnungsrecht und insbesondere die Polizeigewalt als eins der wichtigsten Mittel zur Ausübung der Staatsverwaltung verliehen ist.

Dieser Inhalt des § 15 Abs. 2 wird auch durch den besonderen Wortlaut des § 15 klar bestätigt. Dieser Wortlaut besagt, dass der Reichskanzler befugt sein soll „polizeiliche und sonstige die Verwaltung betreffende Vorschriften" zu erlassen und gegen die Nichtbefolgung Strafen bis zu einer gewissen Höhe anzudrohen.

Die Kompetenz des Reichskanzlers geht mithin über das Gebiet der Polizei- oder Verwaltungsverordnung nicht hinaus, und es ist der Begriff der Polizei- oder Verwaltungsverordnung zu definieren, wenn man die Tragweite der in § 15 Abs. 2 ausgesprochenen Verordnungsbefugnis feststellen will.

Wir haben nun für die Schutzgebiete keine gesetzliche Definition der Polizeigewalt. Es bleibt also nichts übrig, als die Theorie heranzuziehen, wenn wir den Begriff der „polizeilichen Verordnung" feststellen wollen.

Im wesentlichen dürfte wohl allseitig die Steinsche Lehre als richtig anerkannt sein, wonach die Polizei, soweit sie selbständige und aus eigenem Recht handelnde Trägerin von Hoheitsrechten ist, die Aufgabe hat, den einzelnen vor den in den umgebenden Kräften liegenden Gefahren zu schützen — insofern sie diese schädigenden Kräfte unterdrückt oder doch auf ihr normales Mass herabmindert.

Nicht unter die Zuständigkeit der Polizei entfallen mithin diejenigen Massregeln, die sich nicht bloss gegen Störungen der Sicherheit und Ordnung oder diesen drohende Gefahren wenden, sondern deren eigentlicher Zweck ist, das Wohl der einzelnen oder der Allgemeinheit zu fördern. Das Wesentliche ist, wie Bonhak sich ausdrückt: „die Erhaltung des polizeimässigen Zustandes". Die Polizei wirkt ausgleichend und korrigierend bei einer unverhältnismässigen Betätigung des oder der einzelnen zum Schaden der übrigen, und hält die bestehende Rechtsordnung aufrecht, indem sie es den Staatsangehörigen ermöglicht, ungestört durch Eingriffe anderer, die ihnen zustehenden Güter zu geniessen. Die polizeiliche Tätigkeit ist also im wesentlichen prohibitiver Natur und wird ausgeübt im Interesse der einzelnen Staatsangehörigen gegen Störungen, die diesen von aussen her entstanden sind oder drohen.

Auf den Standpunkt der Theorie hat sich auch allgemein die Praxis gestellt. Das Preussische Oberverwaltungsgericht und Kammergericht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben dies in einer ganzen Reihe von Entscheidungen ausgesprochen. Das grundlegende Erkenntnis ist das des Oberverwaltungsgerichts vom 14. Juni 1882. Darin wird auch, was hier wichtig ist, dargelegt, dass die Beschränkung des Wirkungskreises der Polizei nicht etwa nur auf den § 10 II 17 A. L.-R. sich stütze, sondern auf Grund allgemeiner rechtlicher Erwägungen auch da Anwendung zu finden habe, wo das preussische Landrecht keine Gültigkeit hat. Der polizeilichen Wirksamkeit sind demnach entzogen:

Einerseits Anordnungen, deren wesentlicher Zweck ist, die Lebenslage und Güter der einzelnen Staatsangehörigen zu verbessern; anderseits Anordnungen, die nicht den einzelnen resp. mehreren einzelnen zugute kommen, sondern den Zwecken des Staates als solchen dienen wollen. Einrichtungen z. B., die die allgemeine Bildung oder die Nationalwohlfahrt oder das Nationalvermögen heben, oder etwa für fiskalische Zwecke bestimmt sind, unterliegen nicht der Regelung durch die Polizeigewalt.

Gewiss, die Polizei kann auch in der Weise tätig sein, dass sie im fiskalischen Interesse wirkt, z. B. Steuern eintreibt, oder dass sie für die Förderung der allgemeinen Bildung oder Wohlhabenheit sorgt, z. B. den Schulzwang ausübt. Aber bei diesen Gelegenheiten ist die Polizei nicht selbständige Trägerin von Staatshoheitsrechten, sondern lediglich die Gehilfin anderer Verwaltungsorgane. Sie ist also an die für jene geltenden rechtlichen Vorschriften gebunden. Nur soweit die betreffenden Verwaltungsorgane gesetzlich zu Zwangsmassregeln resp. zum Erlass von Verordnungen befugt sind, ist es auch die Polizei. Der Begriff der Polizeiverordnung deckt sich also hier mit dem der Verwaltungsverordnung, mithin mit der in § 15 Abs. 2 des weiteren dem Reichskanzler übertragenen Befugnis, die Verwaltung betreffende Vorschriften zu erlassen.

Der allgemeine Begriff der Verwaltungsverordnung ist demnach zu ermitteln, um die hier statuierte weitere Verordnungs-Befugnis des Reichskanzlers festzustellen.

Es soll nun davon ganz abgesehen werden, dass von manchen Staatsrechtslehrern, z. B. von Laband, der Begriff der Verwaltungsverordnung ganz ausserordentlich eng gefasst wird. Die Verwaltungsverordnung möge vielmehr begrifflich so weit gefasst werden, als dies irgend geschehen kann und geschehen ist. Soviel steht jedenfalls fest, dass die Verwaltungsverordnung nichts anderes als ein Akt der vollziehenden Staatsgewalt ist. Die vollziehende Gewalt unterscheidet sich aber gerade dadurch von der gesetzgebenden Gewalt, dass sie nicht grundsätzlich und selbständig materielles Recht schafft, sondern ihre eigentliche Aufgabe besteht vielmehr darin, dass sie die von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gesetzgebenden Gewalt geschaffene Rechtsordnung zur Ausführung bringt. In diesem beschränkten Rahmen mag sie auch materielles Recht schaffen, aber immerhin beruhen die von ihr geschaffenen Rechtsgebilde auf der durch die Gesetze bereits begründeten materiellen Rechtsordnung.

Der Gesetzestext des § 15 fasst auch dementsprechend „polizeiliche oder sonstige die Verwaltung betreffende Verordnungen" zusammen. Beides sind Akte der vollziehenden Staatsgewalt. Wohl schaffen die Polizei- wie die Verwaltungsverordnung unter Umständen neues materielles Recht, aber beide nur zur Aufrechterhaltung und Durchführung der bestehenden Rechtsordnung, die nicht sie, sondern die Träger der gesetzgebenden Gewalt geschaffen haben.

Eine Verwaltungsverordnung kann alo nur erlassen werden, wo eine materielle Rechtsordnung, die ausgeführt werden soll, bereits existiert, Verwaltungsverordnungen schaffen nicht originäres Verwaltungsrecht, sondern lehnen sich an solches an.

II. Die Gesamtfassung des Schutzgebietsgesetzes und der Wortlaut des § 15 zeigen demnach deutlich, dass die Befugnis des Reichskanzlers zum Erlass von Polizei- und Verwaltungsverordnungen lediglich die Aufgabe in sich schliesst, die vom Träger der gesetzgebenden Gewalt, dem Kaiser, geschaffene resp. zu schaffende Rechtsordnung zur Anwendung zu bringen.

Der Grundgedanke des Gesetzes ist dabei ein durchaus zu billigender. Die Teilung der Gewalten in eine gesetzgebende und vollziehende ist nützlich, denn es würde eine übermässige Belastung des Kaisers darstellen, wenn dieser ausser der Gesetzgebung auch selbständig die gesamte vollziehende Gewalt ausüben sollte.

Dass allerdings die ausdrückliche Regelung im Gesetz überflüssig, ja vielleicht bedenklich war, habe ich bereits erwähnt. Die Zweiteilung der Gewalten im Gesetz hat nicht zu einem Ausspinnen des an sich guten Grundgedankens geführt, sondern gerade das Gegenteil des Beabsichtigten erzeugt, indem es eine Verschiebung der Kompetenzen, entgegen dem Gesetz, zur Folge gehabt hat. Der eigentliche Gesetzgeber in dem Schutzgebiet ist nicht der Kaiser, sondern der Reichskanzler durch die ihm unterstellten Beamten der einzelnen Schutzgebiete geworden.

Eine ausführlichere Darlegung an der Hand von Beispielen gestattet der Raum des Vortrags nicht. Die Belege müssen sich daher auf verschiedene grundsätzliche Verstösse gegen den Inhalt des Gesetzes beschränken.

Durch eine Verordnung vom 7. August 1894 bestimmt der Bezirkshauptmann von Windhoek auf Grund des § 15, dass in einem bestimm-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten Gebiet niemand Bäume fällen dürfe, und zwar zu dem Zwecke, das regellose Holzschlagen zu verhindern und eine regelmässige Durchforstung einzuführen.

Eine kaiserliche Verordnung, die den Forstschutz anordnet, existiert nicht. Die Verordnung kann also nicht als Verwaltungsverordnung gelten. Will sie aber als Polizeiverordnung angesehen werden, so geht sie über den Rahmen polizeilicher Befugnisse hinaus. Denn will sie die einzelnen Grundbesitzer am leichtsinnigen Verschleudern ihres Holzbestandes hindern, so verstösst sie gegen den Grundsatz, dass nur die Abwehr der dem einzelnen von aussen kommenden Gefahren Gegenstand der polizeimässigen Fürsorge ist. Will die Verordnung aber den Nationalwohlstand des Schutzgebietes heben, dann ist sie eine Verwaltungsverordnung, die eines grundlegenden Verwaltungsgesetzes bedarf.

Die Verordnung ist mangels eines zu Grunde liegenden materiellen Gesetzes ebensowenig eine gültige Polizei- oder Verwaltungsverordnung im Schutzgebiet, wie sie dies etwa in Preussen wäre. Ebensowenig, wie allein auf Grund der Polizeigewalt ein preussischer Landrat den Grundbesitzern verbieten dürfte, Bäume zu fällen, um den Waldbestand des Bezirks zu fördern, darf dies ein afrikanischer Bezirkshauptmann. Denn der Begriff der Polizeigewalt deckt sich grundsätzlich mit dem in Preussen geltenden.

Es hat ferner z. B. der Gouverneur von Kamerun durch Verordnung vom 20. Juni 1885, nur gestützt durch § 15, eine Steuer auf den Handel mit Spirituosen gelegt, und eine Verordnung des Gouverneurs von Südwestafrika vom 30. Dezember 1895 führt eine Wagensteuer auf Grund des § 15 ein. Sogar die ganze Zollverordnung und der Zolltarif von Togo vom 29. Juni 1904 sind auf Grund des § 15 vom Gouverneur eingeführt.

Ja, die gesamte Zoll- und Steuergesetzgebung von Ostafrika hat keine andere Grundlage, als den § 15, denn eine Allerhöchste Verordnung, die den Gouverneur zu den einschlägigen Anordnungen ermächtigt hätte, existiert nicht.

Das Recht zur Erhebung von Zöllen und Steuern ist nun in sämtlichen Rechtsstaaten eines der wichtigsten Hoheitsrechte der Staatsgewalt, das nur auf Grund von wirklichen Steuer- und Zollgesetzen geltend gemacht werden kann. Es erscheint ausgeschlossen, dass dieses Recht etwa Gegenstand der Polizeiverwaltung sein könnte oder durch ein Verwaltungsorgan ohne ausdrückliche gesetzliche Ermächtigung durch einfache Verwaltungverordnung ausgeübt werden dürfte. Die Kolonien können in dieser Hinsicht nicht anders behandelt werden, als das Mutterland. Ebensowenig wie daher in Deutschland Steuern

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch blosse Polizei- und Verwaltungsakte dekretiert werden können, ist dies in den Kolonien möglich.

Mag man den Begriff der Polizei- und Verwaltungsverordnung in denkbar weitestem Sinne fassen, eine Geltendmachung des Staatshoheitsrechts auf Zölle und Steuern durch einen Polizei- oder Verwaltungsakt ist undenkbar. Der Träger des Hoheitsrechts auf öffentliche Abgaben ist in den Kolonien lediglich der Kaiser. Sollen daher solche Abgaben auferlegt werden, so hätte zunächst eine grundlegende kaiserliche Verordnung zu ergehen, die die Erhebung beschliesst. Die Einzelheiten bis auf die Steuersätze mögen in dieser Verordnung im beliebigen Masse dem Ermessen der Verwaltungsbehörde übertragen werden, aber die Grundlage des Vorgehens dieser Behörden hätte doch stets die kaiserliche Verordnung zu bilden.

Die verordnenden Beamten hätten es zudem in einigen der vorgenannten Fälle gar nicht einmal nötig gehabt, sich auf § 15 zu stützen. Es existiert nämlich eine kaiserliche Verordnung vom 19. Juli 1886, worin den Gouverneuren der drei westafrikanischen Schutzgebiete ganz allgemein die Befugnis beigelegt wird, Verordnungen auf dem Gebiete des Zoll- und Steuerwesens und der allgemeinen Verwaltung zu erlassen. Wenn auch die Allerhöchste Verordnung etwas unbestimmt gehalten ist — es ist in keiner Weise des näheren gesagt, welcher Art Verordnungen der Kompetenz der Gouverneure übertragen sind, ob es sich um ausführende Verordnungen, oder um den Erlass einer materiellen Steuer- resp. Verwaltungsgesetzgebung handelt — jedenfalls kann die Verordnung doch, ohne ihr geradezu Gewalt anzutun, dahin ausgelegt werden, dass die Gouverneure auch zu Verordnungen befugt sein sollen, die grundsätzlich neues materielles Recht schaffen. Es ist daher geradezu auffallend, dass sie nur in verhältnismässig wenigen Fällen als Grundlage der gouvernementalen Verordnungen benutzt worden ist. Man scheint bei Erlass der einschlägigen Anordnungen geradezu das Gefühl gehabt zu haben, dass der § 15 eine universelle gesetzgeberische Gewalt gäbe und daher jede Gefahr einer Kompetenzüberschreitung durch die Anlehnung an diesen Paragraphen vermieden würde.

Wie weit dabei die Rechtsunsicherheit in bezug auf die Grundlagen des Verordnungsrechtes geht, zeigt folgendes:

Der Gouverneur von Kamerun hat durch Verordnung vom 8. November 1887 Einfuhrzölle eingeführt, und zwar korrekterweise auf Grund der ihm durch Allerhöchste Verordnung erteilten Ermächtigung. Nach einigen Jahren, am 26. Mai 1891, hat dann der Gouverneur die Zollverordnung von 1887 nebst dem dazu gehörigen Zolltarif abgeändert, aber nicht etwa auf Grund der Allerhöchsten Ermächtigung vom

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jahre 1886, auf den gestützt die Zollverordnung eingeführt worden ist, sondern diesmal überraschenderweise gemäss der ihm vom Reichskanzler delegierten Befugnis des § 15. Hier liegt sogar der eingangs erwähnte Fall vor, dass eine Verordnung des Kaisers, nämlich die auf Grund Allerhöchster Ermächtigung eingeführte ursprüngliche Zollverordnung, und eine Verordnung des Reichskanzlers, nämlich die Abänderung jener Zollverordnung auf Grund des § 15 sich widersprechen. Die Frage ist, was gilt hier? Soll der Reichskanzler die Befugnis haben, Vorschriften, die auf Grund einer kaiserlichen Verordnung Rechtens geworden sind, ausser Kraft zu setzen?

Denselben Zwiespalt zeigt eine Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika vom 21. Oktober 1901. Es heisst hierselbst:

„Auf Grund des § 15 des Schutzgebietsgesetzes in der Fassung vom 19. September 1900 und der Verfügung, betreffend die Ausübung konsularischer Befugnisse vom 25. September 1900, wird folgendes verordnet:

Der § 5 der Ausführungsbestimmungen vom 1. Januar 1897 zu der Allerhöchsten Verordnung vom 5. Oktober 1898, betreffend die Rechtsverhältnisse an unbeweglichen Sachen in Deutsch-Südwestafrika, wird durch folgende Bestimmung ersetzt . . ."

Die Verordnung des Gouverneurs betrifft nun die Ausführung einer kaiserlichen Verordnung von 1898, und in dieser Verordnung selbst ist ausdrücklich im § 58 den Gouverneuren die nähere Ausführung übertragen. Demgemäss sind auch die ersten Ausführungsbestimmungen vom 1. Januar 1898, die hier aufgehoben werden, korrekterweise auf Grund der Allerhöchsten Verordnung von 1898 erlassen. Nunmehr werden aber diese Ausführungsbestimmungen auf Grund § 15 durch andere ersetzt. Es wird also derselbe Fehler, wie in dem vorhin angeführten Kameruner Beispiel begangen.

Eine solche Rechtsunsicherheit, wie die im vorgehenden gezeigte, ist, ganz abgesehen davon, dass die gesetzlichen Vorschriften über die Tragweite des § 15 eben eingehalten werden müssen, auch materiell schädlich und kann nur zu Verwirrungen in der Gesetzgebung führen.

Gerade weil in den Schutzgebieten fast die gesamte Gesetzgebung auf dem einfachen Wege der Verordnung eingeführt werden kann, ist es doppelt notwendig, dass jede Verordnung auf ihre rechtlichen Voraussetzungen und auf ihre rechtliche Tragweite hin genau geprüft wird. Eine konstitutionelle Vertretung für die Schutzgebiete ist nicht vorhanden. Der Kaiser ist laut § 1 des Schutzgebietsgesetzes mit der unumschränkten gesetzgebenden Gewalt im Schutzgebiet betraut. Dies ist auch nur zu billigen. Eine ständige Mitwirkung des Reichstages würde für die Kolonien noch keine Volksvertretung bedeuten, da die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonien ja keine Abgeordnete entsenden. Vor allem aber ist es bei dem vielen Neuen und Überraschenden, das in den Kolonien häufig der Regierung entgegentritt, durchaus notwendig, dass ein einheitlicher Wille vorhanden ist, der schnell und ohne an zeitraubende Verhandlungen gebunden zu sein, aus sich selbst heraus die nötigen Anordnungen treffen kann. Aber diese Einrichtung hört auf, segensreich zu sein, wenn die Einheitlichkeit des gesetzgeberischen Willens aufhört und er in viele untergeordnete Willen zerfällt, von denen jeder, unabhängig vom andern, die ihm erforderlich erscheinenden Gesetze erlässt.

Letzterer Fall ist leider in den Kolonien eingetreten.

Der Kaiser, der nach dem Willen des Schutzgebietsgesetzes der Gesetzgeber sein soll, ist wie gezeigt in vielen wesentlichen Punkten ausgeschaltet worden, und an dessen Stelle sind der Reichskanzler und des weiteren auf Grund der allgemeinen Delegation der Rechte des § 15 an die Beamten der einzelnen Schutzgebiete, diese lokalen Beamten getreten. Nicht nur der Gouverneur des einzelnen Schutzgebietes, sogar der Verwaltungsbeamte eines örtlichen Bezirks hat bei der irrigen Anschauung über die Tragweite des § 15 die Möglichkeit zur unumschränkten Gesetzgebung auf verwaltungsrechtlichem Gebiet, und dieser Möglichkeit ist leider in vielen Fällen die Tat gefolgt. Unter diesen Umständen ist aber das gesamte umfassende und so überaus wichtige Gebiet der Verwaltungsgesetzgebung, die noch in den Schutzgebieten ihrer Neuschöpfung harrt und zum grössten Teil noch auszugestalten ist, einer einheitlichen Leitung fast ganz entzogen. Die Verwaltungsgesetzgebung wird von lokalen und momentanen Impulsen beeinflusst, und es ist Gefahr vorhanden, dass jeder innere Zusammenhang der Rechtsentwickelung, sowohl derjenigen der verschiedenen Schutzgebiete untereinander, als auch der der einzelnen Schutzgebiete in sich, verloren geht. Die Entwickelung droht dahin zu gehen, dass wir keine irgendwie einheitliche, von bestimmten Gesichtspunkten beherrschte Gesetzgebung erhalten, sondern lauter einzelne, sowohl bezüglich ihrer Grundlagen, wie bezüglich ihrer Zwecke für sich existierende Gesetze. Eine Gesetzgebung aber, bei der keinerlei Einheitlichkeit besteht, sondern die ohne tiefere Grundlage und ohne einheitliche Ziele nur der Gelegenheit des Einzelfalles angepasst ist, wird niemals eine wirklich gute sein.

Gewiss, die Verschiedenheit der Verhältnisse in den einzelnen Schutzgebieten ist eine gewaltige. Aber so gross diese Abweichung auch ist, es gibt nicht zwei Länder, die so verschieden wären, dass sie nicht bis zu einem gewissen Grade übereinstimmende Gesichtspunkte für eine zu schaffende Rechtsordnung böten. Wie sollte dies also bei den deutschen Kolonien der Fall sein, die doch sämtlich von deutscher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kultur, deutscher Sitte und deutschem Wesen so viel als möglich durchdrungen werden sollen und zum Teil schon durchdrungen sind, und deren weitere möglichst innige Verbindung und Angliederung an das Mutterland zu einem gemeinsamen Ganzen erstrebt werden soll.

Die Zentralbehörde würde sich einer ebenso notwendigen wie fruchtbringenden Aufgabe unterziehen, wenn sie dafür sorgen würde, dass die Gesetzgebung der Schutzgebiete sich in Zukunft so viel als möglich von einheitlichen Gesichtspunkten aus entwickelt und tunlichst die Gesetzesverordnungen den rein örtlichen und momentanen Charakter vermeiden. Dies würde aber sofort eintreten, sobald der Anwendung des § 15 des Schutzgebietsgesetzes die gesetzlichen Schranken gezogen werden. Hierdurch wird zweierlei erreicht: Die Zentralverwaltung erhält sich die dauernde vorherige Kontrolle über die Grundzüge der Gesetzgebung und die Beamten in den Schutzgebieten, anderseits werden beim Erlass von Verordnungen zu einer genauen Prüfung ihrer Kompetenz angehalten, und die naturgemässe Folge hiervon ist ein gründlicheres Hineindenken in das Wesen und die Tragweite der zu treffenden Anordnungen.

Die Zentralverwaltung ist ja auch — abgesehen davon, dass ein einheitliches System bei der Schaffung einer Gesetzgebung nur möglich ist, wenn die Gesetze wenigstens ihrem letzten Grunde nach auf einen einheitlichen Ursprung zurückzuführen sind — nicht selten besser in der Lage die Zweckmässigkeit einer Verordnung prüfen zu können, als die örtlichen Beamten. Bei der Zentralverwaltung laufen alle Fäden der einzelnen Schutzgebietsverwaltungen zusammen, sie ist also in der günstigen Lage, ganz anders Vergleiche über die Zweckmässigkeit von Verordnungen anstellen zu können, als dies im einzelnen Schutzgebiet möglich ist. Hat sich eine Verordnung bereits einmal oder gar mehrmals als unzweckmässig erwiesen, weil sie bestimmte schädliche Folgen hervorrief, so wird man präsumptiv annehmen können, dass diese Folgen auch fernerhin eintreten werden. Auf der andern Seite wird bei einer Vergleichung der Verordnungen in den verschiedenen Schutzgebieten häufig allgemein nützliches gefunden werden und eine neu zu erlassende Verordnung hiernach redigiert werden können.

Natürlich ist es ein unumgängliches Erfordernis, und dieser Standpunkt sei hier ausdrücklich betont, dass die Beamten in den Schutzgebieten, soweit dies nur irgend angeht, zur Mitarbeit bei der Gesetzgebung heranzuziehen sind. Sie kennen am besten die Besonderheiten ihres Bezirks und können also auch am besten angeben, was dem Schutzgebiet oder seinen Teilen im besonderen not tut. Sie werden daher vor dem Erlass von allgemeingültigen Verordnungen tun-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichst vorher gutachtlich zu hören sein, und vor allem wäre ihnen bei der Ausführung der grundsätzlichen Verordnungen, z. B. bei dem Erlass von Ausführungsbestimmungen, grösstmögliche Bewegungsfreiheit zu gewähren. Nicht etwa die Einschränkung der Kompetenz der örtlichen Beamten ist das Wesen des erstrebenswerten Zieles, sondern die Zurückführung dieser Kompetenz auf die gesetzliche einheitliche Grundlage der kaiserlichen Verordnung. Dadurch würde ein gleichmässiges Zusammenwirken der Zentralverwaltung und der Verwaltung der einzelnen Schutzgebiete eintreten und es wären in gleichmässiger Weise die systematische Durchführung der Gesetzgebung und die Interessen der Allgemeinheit auf der einen Seite und die örtlichen Bedürfnisse der Schutzgebiete anderseits gewahrt.

Es liegen ja auch jetzt schon unter der absoluten Herrschaft des § 15 besonders wichtige, in den Schutzgebieten zu erlassende Verordnungen der zentralen Behörde zur vorherigen Prüfung vor. Aber viele, sehr einschneidende Verordnungen sind auch unmittelbar in den Schutzgebieten entstanden. Eine nachherige Einreichung in Berlin ersetzt dann die vorherige Prüfung keineswegs. Bis bei den weiten Entfernungen, den schwierigen Verbindungen und dem nicht ganz einfachen Instanzenweg Remedur geschaffen werden könnte, sind viele Monate, ja vielleicht ein Jahr, vergangen. Unterdessen hat aber die Verordnung rechtskräftig bestanden und einschneidende, möglicherweise recht schädliche Wirkungen hervorgebracht. Zudem ist es immer misslich, eine einmal erlassene Verordnung wieder aufzuheben. Wenn dies häufiger geschieht, ist es nicht gerade günstig für die Autorität der Regierung. Man wird unter solchen Umständen geneigt sein, eine Verordnung, der man wohl bei vorheriger Prüfung nicht zugestimmt hätte, nachträglich lieber bestehen zu lassen.

Noch ein anderer Grund kommt hinzu, der es wichtig erscheinen lässt, der gesetzlichen Grundlage der Verordnungen möglichste Aufmerksamkeit zu schenken. Es fehlt nämlich in den Schutzgebieten an jeder Verwaltungsgerichtsbarkeit. Nur ein Beschwerdeweg steht offen, und die Beschwerdeinstanz ist dann häufig dasselbe Organ, das selbst die Verordnung, deren Ungesetzlichkeit gegebenenfalls behauptet würde, erlassen hat. Hier dürfte also eine unbefangene Prüfung kaum zu erwarten sein.

Allerdings kann der Richter des Schutzgebietes in die Lage kommen, über die Gesetzmässigkeit eines Strafbescheides zu entscheiden. Aber der örtliche Richter wird meist nicht so frei von den ihn umgebenden Anschauungen sein, um hinlänglich klaren Blick zu wahren, und vor allem wird auch er in die schiefe Lage geraten können, die Giltigkeit seiner eigenen Verordnungen prüfen zu sollen, da ja auch den rich-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

terlichen Beamten erster Instanz in den Kolonien ein Verordnungrecht zusteht.

Es würde sich empfehlen, wenigstens den Ansatz zu einer Verwaltungsgerichtsbarkeit zu machen. Am empfehlenswertesten erscheint mir zunächst die Schaffung eines verwaltungsrechtlichen Organs, dessen Entscheidung — ähnlich wie die des preussischen Oberverwaltungsgerichts — nach vergeblichem Durchlaufen der Beschwerdeinstanzen, wenigstens bei wichtigeren Streitigkeiten angerufen werden könnte.

Ob und inwieweit es zweckmässig wäre, die Einrichtung einer Verwaltungsgerichtsbarkeit reichsgesetzlich zu fixieren, und namentlich auch, ob die gesetzliche Tragweite des § 15 durch entsprechende Textänderung klarzustellen sei, will ich nicht entscheiden. Darüber herrscht ja wohl Einigkeit, dass das Schutzgebietsgesetz, so, wie es jetzt ist, nur ein Provisorium ist. Eine Abänderung wird unbedingt einmal erfolgen müssen. Aber eine andere Frage ist, ob jetzt schon der geeignete Zeitpunkt dazu gekommen ist. Ich möchte dies fast bezweifeln. Der ungeklärten Fragen auf dem Gebiet des Kolonialrechts sind noch so viele, und zwar gerade oft auf grundlegendem Gebiet, dass durch eine reichsgesetzliche Regelung vielleicht eine gesunde Entwickelung verhindert werden würde. Ausserdem würde auch, da eben doch nur einzelne Fragen entschieden werden könnten — zurzeit wissen wir noch gar nicht, was alles noch zu regeln ist, geschweige denn, wie dies am besten geschehen soll —, nach wenigen Jahren dieselbe dringende Notwendigkeit, ein neues Gesetz zu schaffen, entstehen, man würde also einer dauernden Neuregelung der Gesetzgebung entgegensehen.

Gerade aber, weil die Neuschaffung eines Schutzgebietsgesetzes eine so dringende Notwendigkeit ist, und weil dabei die Schwierigkeiten so ungewöhnliche sind, erscheint es durchaus nötig, dass schon jetzt mit den Vorarbeiten begonnen wird, und zwar in gründlicher, systematischer Weise. Es wäre dabei namentlich die von der Rechtswissenschaft auf dem Gebiete des Kolonialrechts bisher geleistete Arbeit zu benutzen und, etwa durch eine Kommisson, die periodisch zusammentritt, auf die gesetzgeberische Verwendung hin zu prüfen. Ohne eine solche planmässige Vorarbeit würde ein neues Schutzgebietsgesetz, das nicht etwa ein einzelnes, staatliches Bedürfnis oder auch nur ein bestimmtes Rechtsgebiet zu regeln hat, sondern geradezu die gesamte Rechtsordnung einer Staatengruppe darstellt, doch nur ein lückenhaftes Gelegenheitsgesetz ohne dauernden Bestand werden.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner,** Berlin: Referent sei wohl richtig zu verstehen, dass das Schutzgebietsgesetz keinen Anlass biete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen Widerspruch zwischen der gesetzgebenden Gewalt des Kaisers und des Reichskanzlers zu konstruieren. § 15 des Schutzgebietsgesetzes beschränke den Reichskanzler ausdrücklich auf Anordnungen der Polizeigewalt und der Verwaltung. Die Polizeigewalt in den Schutzgebieten könne aber, was ja für den heimischen wohlgeordneten Staat zutreffen möge, keinesfalls in dem engen, vom Oberverwaltungsgericht stets angenommenen Sinn verstanden werden. Vielmehr müsste in den noch von Wilden bewohnten Schutzgebieten auch das Wohlfahrtsinteresse wahrgenommen werden. — Eine Verordnungsgewalt der Gouverneure und Bezirksamtmänner könne nicht entbehrt werden, aber die der letzteren müsste von der Zustimmung des Gouverneurs, die des Gouverneurs in gewissen Punkten von der des Reichskanzlers abhängig sein. — Eine Revision des Schutzgebietsgesetzes jetzt sei nicht wünschenswert, aber eine dauernde Beachtung, inwieweit die Verordnungsgewalt der einzelnen Behörden näher präzisiert werden könnte, sei zu empfehlen.

Regierungsrat Dr. **Jacobi,** Königsberg: Es ist wünschenswert, die Rechtsmittel gegen die polizeilichen Verfügungen der Behörden weiter auszubauen. Soche müssen dann von einem Organ in den Kolonien zunächst nachgeprüft werden, am besten von den dort schon bestehenden richterlichen Instanzen, und schliesslich von einem höchsten Gerichtshof oder einem reichs-kolonialen Senat des preussischen Oberverwaltungsgerichts, der an dieses in gleicher Weise wie der Rechnungshof des Reichs an die preussische Oberrechnungskammer anzuschliessen ist. Durch solche Rechtsmittel kann zuerst vielleicht hier und da die Verwaltungstätigkeit gehindert werden, die Beamten werden sich aber daran gewöhnen, und die Einwohner der Kolonien, deren Interessen doch zuerst zu berücksichtigen sind, werden das Gefühl grösserer Rechtssicherheit und grösserer Wirkungsfreudigkeit erhalten.

Erzberger, M. d. R., Stuttgart: Ich stimme dem Referenten in der Auslegung der §§ 1 und 15 des Schutzgebietsgesetzes zu und verweise namentlich auf die Vorkommnisse bei Schaffung des ersten Schutzgebietsgesetzes 1886, wo vom Zentrum beantragt worden ist, dass der Kaiser „unter der der Reichsverfassung entsprechenden Mitwirkung des Bundesrats" die Schutzgewalt auszuüben habe. Ferner ist zu beklagen, dass nichts bestimmt ist über die Publikation der Rechtsverordnungen. Manche Fragen über rechtliche Stellung der Eingeborenen, Landfrage, Landesangehörigkeit usw. könnten gut im Wege der ordentlichen Gesetzgebung geregelt werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Amtsrichter und Privatdozent Dr. **Fleischmann**, Halle a. S.: Es ist von dem Herrn Vortragenden und in der Erörterung ein reicher Wunschzettel aufgestellt worden, aus dem ich nur zwei Punkte herausgreifen möchte.

In dem § 15 des Schutzgebietsgesetzes finde ich die Schwierigkeiten nicht, die in der Debatte nach verschiedenen Richtungen hin angemerkt wurden. Der § 15 ist nicht aus seinem Zusammenhange mit § 1 gerissen. Er gehört an den Schluss, ganz wie in der preussischen Gesetzgebung vielfach dem Minister das Recht zu Ausführungsbestimmungen am Ende eines Gesetzes übertragen wird. Auch den Inhalt des § 15 finde ich bei der Masse des Stoffes, der in den Kolonien noch der rechtlichen Festlegung harrt, und der selbst noch nicht über alle Schwankungen gefestigt ist, einwandfrei. Nur kann ich dem Herrn Oberverwaltungsgerichtsrat Berner in der Auslegung nicht beitreten, dass unter den polizeilichen Vorschriften auch Massnahmen der Wohlfahrtspflege zu verstehen sind. Die mögen in den Kolonien zweckmässig der Polizeibehörde besonders — auch durch Verordnung — übertragen werden. Aber gemeint hat der deutsche Gesetzgeber die Polizei nur in dem hier zu Lande üblichen Sinne als Sicherheitspolizei. So äussert sich übrigens auch, soweit mir bekannt, ein Erlass des Gouverneurs von Ostafrika. Eine grössere Zentralisierung der Verordnungsgewalt und eine Einschränkung der Verwaltungsbefugnis unterer Organe durch Gesetz, wie sie der Herr Referent befürwortet, scheint mir in den Verhältnissen noch nicht begründet. Dass sie, wie ich nebenher bemerke, in einem Erlasse des Kolonialamts einmal empfohlen wird, um einem Übermass von Verordnungen vorzubeugen, mochte seinen guten Grund haben. Auch der Bezirksamtmann muss die Macht haben, wo er es für notwendig hält, polizeiliche Verordnungen zu erlassen und kann nicht auf Direktiven warten, die überdies in der deutschen Zentrale gar nicht immer mit genügender Sachkunde und mit dem gehörigen Verantwortlichkeitsgefühl erteilt werden können. Dass der Bezirksamtmann sich in den Anordnungen einmal versieht, auch oft schon versehen hat, spricht nicht dagegen. Das geschieht auch nicht selten in der Heimat.

Die zweite Anregung betrifft die Schaffung einer amtlichen Zentralstelle für die Veröffentlichung der Erlasse. Wer sich je mit kolonial-rechtlichen Verhältnissen befasst hat, wird den Mangel gespürt haben. Die offiziöse Veröffentlichung „Deutsche Kolonialgesetzgebung" ist zwar anerkennenswert, aber nicht vollständig. Jedoch man soll wohl von der Kolonialverwaltung nicht mehr verlangen, als für die heimischen Verhältnisse. Und da ist ja noch ein wunder Punkt die Frage der Veröffentlichung unserer Reichsverordnungen und Staatsverträge, die an zu vielen Stellen zu finden oder nicht zu finden sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ad vocem „Veröffentlichung" scheint mir übrigens gerade das heutige Referat eines früheren Kolonialbeamten den dringenden Wunsch zu enthalten, dass, ehe irgendeine amtliche Kommission mit der Sichtung und Verwertung des Materials über das Verordnungsrecht betraut wird, die Männer der Rechtspraxis in den Kolonien ihr Interesse an der Fortbildung des Kolonialrechts durch Bekanntgabe ihrer Erfahrungen bei der Handhabung dieses Rechts betätigen. Daran fehlt es leider zum Schaden der Sache vollkommen.

Amtsrichter Dr. **Behme,** Achim bei Bremen, steht auf dem Standpunkt, dass eine zentrale Verwaltungsgesetzgebung und ein einheitliches amtliches Publikationsorgan für sämtliche Kolonien wünschenswert sei. Es frage sich aber, ob die Regelung dieser Angelegenheit nicht so lange zu verschieben sei, bis beschlossen ist, ob alle Schutzgebiete einer einheitlichen Verwaltungsbehörde unterstellt werden sollen. An einem Beispiele zeigte er dann, wie verschieden eine Verwaltungsverordnung vom theoretisch-juristischen und vom praktisch-kolonialen Standpunkte aufgefasst werden kann.

Missionar **Irle**, Rheydt: Unsere nach einer langen Kulturentwickelung auf deutschem Boden gewachsenen Rechtsanschauungen können nicht ohne weiteres auf so tiefstehende Eingeborene, wie die Herero, angewandt und übertragen werden. Sorgen Sie dafür, dass unsere Gesetze den Landesverhältnissen angepasst werden und den Weissen wie Eingeborenen zum Segen gereichen. Man kann den Eingeborenen nicht auf gleiche Stufe stellen mit den zivilisierten Weissen dort, sondern muss ihn nach seiner Eigenart behandeln. Gesetze und Verordnungen für die Eingeborenen sollten deshalb in erster Linie die Rechtsanschauungen, Rechtsgewohnheiten, das Rechtsempfinden, sowie die Landesverhältnisse dort berücksichtigen. Damit soll jedoch nicht gesagt sein, dass ihre Rechtsanschauungen von Schuld und Nichtschuld die richtigeren seien. Nein, sie sind meist mit unsern Begriffen von Recht und Unrecht entgegengesetzter Art. Recht verstanden, können unsere deutschen Gesetze nicht unvermittelt, plötzlich, sondern auf dem Wege der Entwickelung, unter weiser Berücksichtigung des Rechtsempfindens der Eingeborenen, mit ihren Rechtsanschauungen in Übereinstimmung gebracht werden. Erst dann, wenn wir für die Rechtsanschauungen der Eingeborenen ein passendes Rechtsempfinden haben, werden wir ihnen Gesetze geben können, die sie verstehen und auch lieb gewinnen lernen. Solche Verordnungen und Gesetze sollten den Eingeborenen auch in ihrer Sprache zugänglich gemacht werden. Die besten Gesetze in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hand des Richters werden jedoch oft versagen, wenn derselbe nicht auch mit den Sitten, Anschauungen und der Denkweise der Eingeborenen genau vertraut ist und ihre Sprache nicht kennt und versteht.

Die Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten.

Von Justizrat **Max Preuss,** Rechtsanwalt und Notar, Coepenick.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Nach dem geltenden Schutzgebietsgesetz vom 19. Juli 1900 sind unter gemischten Angelegenheiten die Angelegenheiten zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen und den diesen Gruppen gleichgestellten Kategorien zu verstehen. Während die früheren Gesetze vom 17. April 1886 und 9. März 1888, betreffend die Rechtsverhältnisse der deutschen Schutzgebiete, durch die vollständige Aufnahme des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes die Anwendung desselben auf die in den Kolonien lebenden Deutschen und Schutzgenossen beschränkt und der Verordnung die Ausdehnung dieser Personen-Revision überliessen, hat das jetzige Schutzgebietsgesetz dem allerdings durch die ausdehnenden Verordnungen tatsächlich geübten Grundsatz der territorialen Souveränität auch äusserlich dadurch Ausdruck gegeben, dass sich unter den weggelassenen ersten vier Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes auch der von den Personen handelnde § 2 befindet.

Sonach finden die Bestimmungen des Gesetzes auf alle in den Kolonien lebenden Personen und befindlichen Sachen Anwendung, soweit nicht das Gesetz selbst Ausnahmen bestimmt. Es ist also auch der Gerichtsstand der Niederlassung (§ 21 LPO.) wie des Erfüllungsortes (§ 29 CPO.) gegeben.

Eine vom Gesetz bestimmte Ausnahme bilden die Eingeborenen, deren Rechtstellung dem Ermessen kaiserlicher Verordnung anheimgegeben ist. Ausserdem (§ 4 des Gesetzes) können den Eingeborenen durch kaiserliche Verordnung bestimmte andere Teile der — farbigen — Bevölkerung gleichgestellt werden. Die auf

Anmerkung: Citiert ist allgemein die von Riebow begründete Sammlung „Die deutsche Kolonial-Gesetzgebung“ und zwar meistens in der Weise, dass die römische Ziffer den Band, die arabische Ziffer die Seite bedeutet. Die Bände der Sammlung standen während der Verhandlung zur Verfügung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund des Gesetzes erlassene kaiserliche Verordnung, betreffend die Rechtsverhältnisse in den deutschen Schutzgebieten, vom 9. November 1900, bestimmt § 2, dass die Angehörigen farbiger Stämme in Ansehung der Rechtspflege den Eingeborenen gleichgestellt werden, soweit nicht der Gouverneur (Landeshauptmann) mit Genehmigung des Reichskanzlers Ausnahmen bestimmt.

Japaner gelten nicht als Angehörige farbiger Stämme. Diese bezüglich der Japaner bestimmte Ausnahme erscheint mir unnötig und irreführend, denn sofern die Angehörigen farbiger Stämme einer völkerrechtlich anerkannten Staatsgemeinschaft als vollberechtigte Mitglieder angehören, sind dieselben nicht als solche, sondern als Ausländer zu betrachten und daher, so lange ihr Aufenthalt in den Kolonien zugelassen ist, den für die Deutschen, für die Nichteingeborenen, bestimmten Gesetzen, insbesondere der Rechtspflege derselben unterstehend. Ob der Japaner, ob der im Besitze des amerikanischen Bürgerrechtes befindliche Neger in Dar es Salam oder in Berlin leben, ist für ihre Rechtstellung meines Erachtens gleichgültig. In dem einen wie in dem andern Falle sind sie Ausländer und als solche zu behandeln.

Eine Ausnahme ist auf Grund der Verordnung hinsichtlich der Parsen und Goanesen bestimmt; durch die Verordnung vom 1. (3.) Oktober 1904 (Kol. Ges. Band VIII, S. 234) werden die Parsen und Goanesen hinsichtlich der Rechtspflege den Nichteingeborenen gleichgestellt.

Ferner bestimmt im Falle der Verleihung der ostafrikanischen Landesangehörigkeit der Gouverneur in jedem einzelnen Falle, ob der Beliehene in Ansehung der Rechtspflege als Eingeborener oder Nicht-Eingeborener anzusehen ist. (Allerhöchste Verordnung vom 24. Oktober 1903, betreffend die Verleihung der deutsch-ostafrikanischen Landesangehörigkeit. (Kol. Ges. Band VII, S. 227.)

Dieser Gruppenbestand kann eine weitere rechtliche Veränderung erfahren:

1. Durch Naturalisation,
2. durch Verehelichung.

Die Naturalisation, dem ersten Schutzgebietsgesetze fremd, wurde durch das Gesetz von 1888 eingeführt. Dieselbe kann an Ausländer — für unsern Zweck nicht in Betracht kommend — und an Eingeborene unmittelbar vom Reichskanzler verliehen werden. Also ohne dass, wie nach dem Reichsgesetz vom 1. Juni 1870, betreffend die Erwerbung und den Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit erforderlich, vorher die Staatsangehörigkeit eines Bundesstaates, Preussens, Bayerns usw. erworben zu sein braucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Naturalisierten geniessen alle Rechte der Deutschen, ihre Rechtspflege, ihr Indignat, ja sie sind sogar, und dies ist, um einen vielleicht möglichen Zweifel auszuschliessen, bei der dritten Beratung (Antrag Struckmann, No. 190 der Drucksachen) zum besonderen Ausdruck gekommen, indem § 4 des Wahlgesetzes für den deutschen Reichstag vom 31. Mai 1869 für entsprechend anwendbar erklärt worden ist, passiv wahlberechtigt. Aktiv wahlberechtigt sind sie ebensowenig wie die Deutschen, da das aktive Wahlrecht nur in einem Bundesstaate ausgeübt werden kann, die Kolonien aber Bundesstaaten nicht sind. Jedenfalls ist keine deutsche Wählerschaft gehindert, einen zur Belohnung für seine Treue naturalisierten Häuptling in dieses Haus einziehen zu lassen. Allzu häufig wird dies wohl nicht vorkommen. Ist auch das Gesetz vom 1. Juni 1870 über den Erwerb und Verlust der Bundes- und Staatsangehörigkeit nicht ausdrücklich in den Kolonien eingeführt, so wird man doch eine entsprechende Anwendung des Gesetzes wohl annehmen können.

So wie zweifellos die in den Kolonien geborenen Kinder eines Deutschen Deutsche sind, wie ferner, nach der eigentlich selbstverständlichen, aber noch ausdrücklich im Schutzgebietsgesetz getroffenen Bestimmung, dass im Sinne des § 21 des Gesetzes vom 1. Juni 1870 die Kolonien als Inland zu betrachten sind, so dass auch durch den längsten Aufenthalt in denselben ohne Eintragung in die Matrikel eines Konsuls die Eigenschaft eines Deutschen nicht verloren geht, so wird man auch in entsprechender Anwendung des § 25 annehmen müssen, dass, wenn ein Deutscher eine Farbige heiratet, die letztere durch die Verehelichung Deutsche wird. Im umgekehrten Falle liegt die Sache aber nicht so.

Nach § 13 No. 5 des Gesetzes verliert eine Deutsche durch Verheiratung mit einem Angehörigen eines andern Bundesstaates oder mit einem Ausländer die Staatsangehörigkeit. Diese Bestimmung kann aber, wenn eine Deutsche einen Farbigen heiratet, auch nicht entsprechend in Anwendung kommen, denn der Farbige ist weder Angehöriger eines Bundesstaats, noch Ausländer, er ist ebenso Untertan des Deutschen Reichs, wie die Deutsche, die ihn heiratet, nur in anderer Rechtsstellung.

Hier ist eine Lücke, welche vielleicht in der Weise ausgefüllt werden könnte, dass entweder der farbige Ehemann durch die Verehelichung die deutsche Reichsangehörigkeit erwirbt, oder dass ihm auf seinen Antrag die Naturalisation zu gewähren ist.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während, wie erwähnt, die Rechtspflege Eingeborener Kaiserlicher Verordnung überlassen ist, ist dieselbe für die Nichteingeborenen gesetzlich, also feststehend bis zur Abänderung durch ein anderes Gesetz, geregelt. Es ist dies im Gesetz hauptsächlich durch Aufzählung einzelner Paragraphen des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes geschehen. So bezüglich der Gerichtsverfassung §§ 5, 7 bis 15, des materiellen Rechts und Verfahrens, §§ 20 bis 22, 23, Abs. 1, 3 und 5, 26, 29 bis 31, 33 bis 35, 37 bis 45, 47, 48, 52 bis 75 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes. Dass durch eine derartige Aufzählung einzelner Paragraphen eines anderen Gesetzes die Verständlichkeit des anzuwendenden Gesetzes recht erschwert wird, bedarf keiner Ausführung. Allerdings kann nicht unerwähnt bleiben, dass das Schutzgebietsgesetz mit dieser Art der Gesetzestechnik nicht allein dasteht. Dieselbe findet sich auch in andern Gesetzen, beispielsweise werden in dem Gesetz über Kaufmannsgerichte die Bestimmungen über das Verfahren durch Aufzählung einzelner Paragraphen des Gewerbegerichtsgesetzes getroffen. Ist nun schon beispielsweise in unserm vortrefflichen Bürgerlichen Gesetzbuche die Zitatenjagd recht unbequem und schwierig, so handelt es sich dabei doch immer nur um dasselbe Gesetz, dessen Paragraphen zu vergleichen sind, handelt es sich aber wie in unsern Fällen gar um die Paragraphen anderer Gesetze, so steigen in der Tat die Schwierigkeiten ins Ausserordentliche. Der erste Kommentator, der auf den Plan zu treten hat, würde Kommentator Schere sein.

Das Reichsmarineamt hat, offenbar von der Erkenntnis der Notwendigkeit durchdrungen, eine handliche Zusammenstellung des Schutzgebietsgesetzes und der Ergänzungsgesetze anfertigen lassen (Das Schutzgebietsgesetz nebst seinem Ergänzungsgesetz usw., zum Handgebrauch zusammengestellt im Reichsmarineamt, Berlin 1901). Diese Zusammenstellung, so dankenswert sie ist, konnte natürlich als eine rein äusserliche den zu erstrebenden Zweck nicht erfüllen. Auch der Hinweis auf die Möglichkeit des Erlasses Kaiserlicher Verordnungen in gewissen Fällen, die dann erfolgten Verordnungen des Kaisers und der Behörden machen diese ganze Materie zu einer äusserst verwickelten und nur schwer zu entwirrenden.

Nach zwanzigjähriger kolonialer Tätigkeit, an der die Rechtswissenschaft wirklich nicht achtlos vorübergegangen ist, ist doch wohl der Wunsch nicht unberechtigt, ein Gesetz zu haben, das aus sich heraus verständlich, Zitierungen anderer Gesetze möglichst vermeidend, und mit Rücksicht auf die inzwischen ergangenen Verordnungen, den Rechtsstoff, soweit angängig, erschöpfend regelt. Auch der Ausdruck Schutzgebiet, als den Anfängen der kolonialen Entwickelung ange-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hörend, könnte wohl endlich wegbleiben. Nicht Schutzherrschaft, sondern staatliche Souveränität wird ausgeübt. Die Eigenart wird durch das Wort Kolonien, dessen Sinn allgemein verstanden wird, klar gekennzeichnet. Es muss doch erwogen werden, dass das gegenwärtige Schutzgebietsgesetz von Männern anzuwenden ist, die als Beamte oft nicht juristisch vorgebildet sind und als Laien nur schwer zum Verständnis durchdringen können, und dass anderseits gerade dieses Gesetz den zu seiner Ausübung berufenen Männern eine ausserordentlich grosse Machtvollkommenheit in die Hand gibt. Darum ist ein neues Gesetz, betreffend die Rechtsverhältnisse in unsern Kolonien meines Erachtens ganz dringend notwendig.

Für diesen Vortrag werde ich mich bemühen, Ihnen die einzelnen Paragraphen möglichst in ihrem inhaltlich aufgelösten Zustande darzustellen.

Bei den Nichteingeborenen werde ich wohl meistens die Deutschen erwähnen, nicht bloss deshalb, weil unsere Landsleute uns allein nahestehen, sondern weil, wie noch ausgeführt werden soll, gerade dieser Weg der Gesetzgebung durch die wohlbegründete Rücksicht auf unsere Deutschen veranlasst worden ist.

A. Gerichts-Verfassung und -Verfahren.

Die Gerichtsbarkeit erster Instanz wird von Bezirksgerichten, zweiter Instanz vom Obergericht, für Kiautschou in zweiter Instanz vom Generalkonsulat in Shanghai ausgeübt. Die Richter brauchen nicht in Gemässheit des Gerichtsverfassungsgesetzes richterlich qualifiziert zu sein. Sie rangieren mit den andern Beamten in den Kolonien. Als solche unterstehen sie der Allerhöchsten Verordnung, betreffend die Rangverhältnisse der Landesbeamten in den Schutzgebieten, vom 9. August 1896 (II, S. 265) und nach Art. 1 hauptsächlich dem Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873. Der Oberrichter für Deutsch-Ostafrika erhält kaiserliche Bestallung, die andern Richter werden im Namen des Kaisers von dem Reichskanzler angestellt. Sie sind nicht unversetzbar, ja, sie können sogar nach Artikel 11 jederzeit mit Gewährung des gesetzlichen Wartegeldes in den einstweiligen Ruhestand versetzt werden, und zwar der Oberrichter für Deutsch-Ostafrika durch Kaiserliche Verfügung, die andern Richter durch Verfügung des Reichskanzlers (Art. 4, 11). Die einzige Ausnahmestellung, die sie haben, besteht darin, dass nach Artikel 8 No. 3 Ordnungsstrafen gegen richterliche Beamte nur vom Reichskanzler verhängt werden können. Ist kein besonderer Oberrichter ernannt, so fungiert der Gouverneur (Landeshauptmann) als solcher.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Zivilsachen.

Der Bezirksrichter fungiert in amtsgerichtlichen Sachen als Einzelrichter, seine Entscheidung ist, sofern der Wert des Streitgegenstands 300 Mk. nicht übersteigt, durch Berufung nicht anfechtbar. § 43 Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes. Die Motive zu § 43 Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes führen für diese Berufungssumme an, dass andere Staaten noch höhere Berufungssummen haben. Es mag auch das für das Konsulargerichtsbarkeitsgesetz erforderlich sein, da nach demselben als zweite Instanz das Reichsgericht fungiert. Nachdem aber für die Kolonien auf Grund der kraft Gesetzes erlassenen Verordnungen, zuletzt zusammenfassend durch § 8 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900, überall das Reichsgericht ausgeschaltet und an dessen Stelle für Kiautschou das Konsulargericht in Shanghai, für die andern Kolonien Obergerichte eingerichtet sind, dürfte der Wegfall einer Berufungssumme wohl zu erwägen sein. In Ostafrika selbst scheint dieser Mangel der Berufung als Missstand empfunden zu werden, wenigstens ist dieses in einer Zuschrift eines dortigen Rechtsanwalts, über welche ich im vorigen Kolonialkongress zu berichten hatte (Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1902, S. 366 ff.), zu lebhaftem Ausdruck gekommen. Es wird besonders geklagt, dass die durch die verschiedenen Sprachidiome in den Informationen und im Verfahren entstehenden Missverständnisse durch Berufung nicht mehr richtiggestellt werden können.

In den landgerichtlichen Sachen fungiert das aus dem Bezirksrichter und zwei Beisitzern bestehende Bezirksgericht. Ist die Zuziehung von zwei Beisitzern nicht ausführbar, was im Protokoll mit Gründen zu vermerken ist, so entscheidet der Bezirksrichter allein. Gegen die Entscheidung des Bezirksrichters findet, soweit es zulässig, Berufung an das Obergericht statt. Das Obergericht entscheidet über die Berufung gegen die Entscheidung des Bezirksgerichts.

Das Obergericht entscheidet in der Besetzung mit einem Oberrichter, dem zur Ausübung der Gerichtsbarkeit zweiter Instanz ermächtigten Beamten, und zwar vier Beisitzern, und es müssen immer vier Beisitzer sein, da § 9 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, welcher Abweichungen gestattet, ausdrücklich ausgeschlossen ist. Anwaltszwang findet nicht statt.

II. Strafsachen.

In den zur Zuständigkeit der Schöffengerichte gehörigen Sachen (§ 27 Gerichtsverfassungsgesetzes) und den §§ 74, 75 Gerichtsverfassungsgesetzes bezeichneten Vergehen, hervorzuheben: Körperverletzung, einfacher Diebstahl, Unterschlagung, Widerstand gegen die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staatsgewalt, Sachbeschädigung, Betrug, Hausfriedensbruch, entscheidet der Bezirksrichter allein, ohne Hinzuziehung von Beisitzern. Es findet also in den Kolonien ein Schöffengerichtsverfahren nicht statt. Die einzige Ausnahme macht Kiautschou; da ist die Zuziehung von zwei Beisitzern vorgeschrieben (§ 6 No. 3 Schutzgebietsgesetz, § 6 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900). In Übertretungen mehr polizeilichen Charakters, § 361 1 bis 8 RStGB., z. B. Betteln, Landstreichen, Arbeitsscheu, oder wenn nur auf Geldstrafe oder auf Geldstrafe und Einziehung erkannt ist, findet keine Berufung statt. Die Entscheidung ist endgültig.

In allen andern Strafsachen entscheidet in erster Instanz das aus dem Bezirksrichter und vier Beisitzern bestehende Bezirksgericht. Diesem Gericht sind auch durch § 7 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900 die Schwurgerichtssachen überwiesen. Jedoch genügt, falls die vorgeschriebene Zuziehung von vier Beisitzern nicht ausführbar ist, die Zuziehung von zwei Beisitzern. Die Gründe müssen im Sitzungsprotokolle angegeben werden. Gegen die Entscheidung des Bezirksgerichts, also auch in Schwurgerichtssachen, findet die Berufung an das Obergericht statt. Dasselbe entscheidet in der Besetzung von Oberrichter und vier Beisitzern, da § 9 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes, wie bereits angeführt, für die Berufungsinstanz ausgeschlossen ist, so ist eine geringere Zahl von Beisitzern unzulässig, es müssen immer vier Beisitzer sein.

Die durch das Reichsgesetz, betreffend Änderungen des Gerichtsverfassungsgesetzes, vom 5. Juni 1905 (Reichsgesetzblatt Seite 533 ff.) bestimmten Änderungen (Erweiterungen der §§ 27, 75 Gerichtsverfassungsgsetzes), welche in dem Gesetze eine neue entsprechende Fassung erhalten haben, als neu hinzukommend sind zu nennen: Bedrohung mit einem Verbrechen, einzelne Fälle des strafbaren Eigennutzes (§ 27, 3 c, 3 d), ferner Nötigung, Bestechung, Vergehen jugendlicher Personen, die zur Zeit der Begehung der Tat das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hatten (§ 75, 5 a, 12a, 14 a) kommen hier nicht zur Anwendung, da natürlich § 6 Schutzgebietsgesetzes, § 6 No. 3 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900, die §§ 27, 75 Gerichtsverfassungsgesetzes nur in ihrer damaligen Fassung angezogen hatten. Sollte also nach der angegebenen Richtung eine Erweiterung der Zuständigkeit des Bezirksrichters als Einzelrichter bezw. in Kiautschou des mit dem Richter und zwei Beisitzern besetzten Kaiserl. Gerichts wünschenswert erscheinen, so müsste eine entsprechende Novelle zu § 6 No. 5 der Allerhöchsten Verordnung vom 9. November 1900 erlassen werden.*)

*) Von der Erweiterung der Zuständigkeit des Schöffengerichts kommen für unsern Zweck die No. 3 a und b, Körperverletzung und schwerer Hausfriedensbruch, ferner die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Durch Verordnung vom 14. Juli d. J. ist den vom Reichskanzler ermächtigten Beamten die Befugnis zum Erlass von polizeilichen Strafverfügungen in Gemässheit §§ 453 ff. StPO. gegeben. Der Betroffene hat dagegen nach seiner Wahl entweder Beschwerde an den Gouverneur oder, falls dieser die Verfügung erlassen hat, an den Reichskanzler, oder Antrag auf gerichtliche Entscheidung. Die Frist beträgt in beiden Fällen zwei Wochen.

B. Materielles Recht.

Es kommen die Reichsgesetze, besonders BGB., Strafgesetzbuch, das Handelsgesetzbuch zur Anwendung, jedoch kommt in Handelssachen (§ 1 Abs. 2 HGB., z. B. Kauf und Verkauf von Waren und Wertsachen, Gesellschaftsverhältnis, Verhältnis der Prokuristen und Handlungsbevollmächtigten zum Prinzipal) nach § 40 des Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes in erster Reihe vor dem Handelsgesetzbuch das Handelsgewohnheitsrecht zur Anwendung.

Das Liegenschaftsrecht, ursprünglich ausgenommen, ist durch die Verordnung vom 21. November 1902 mit gewissen aus derselben sich ergebenden Abweichungen und beschränkt auf die im Grundbuche oder Landesregister eingetragenen Grundstücke für anwendbar erklärt. Das Bergrecht ist durch die Verordnung vom 8. August 1905 geregelt. In Samoa sind durch die Verordnung vom 20. April 1905 die Reichsgesetze über Zwangsversteigerung und Zwangsverwaltung eingeführt.

* * *

Nach dieser skizzenhaften Darstellung kann wohl gesagt werden, dass der Deutsche in den Kolonien, soweit es nach den örtlichen Verhältnissen möglich ist, das heimatliche Recht und heimischen Rechtsschutz findet. Fehlt auch das Schwurgericht, über dessen Wert die Meinungen nicht einstimmig sind, so ist anderseits auch in diesen schwersten Sachen die Berufung zulässig. In Berufungssachen kann er sich vertreten lassen, sein Ausbleiben im Termine zieht nicht, wie hier zu Lande, § 370 Strafprozessordnung, falls nicht, wo dies zulässig, ein Vertreter erscheint, oder das Ausbleiben genügend entschuldigt ist, die harte Folge nach sich, dass die Berufung verworfen wird. Dagegen muss allerdings das Fehlen einer dritten Instanz als erheblicher Mangel angesehen werden.

---

unter Nummer 4, 5, 6, 7 bei Diebstahl, Unterschlagung, Betrug, Sachbeschädigung bestimmte Wertsteigerung von 25 Mk. auf 150 Mk. deshalb nicht in Betracht, weil alle diese Delikte bereits in § 75 Gerichtsverfassungsgesetzes alter Fassung bezeichnet sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Zivilsachen können sehr hohe Werte in Betracht kommen, besonders da, wie erwähnt, der Gerichtsstand des Erfüllungsorts und vor allem der Niederlassung gegeben ist. Gerade in solchen Fällen, ganz besonders aber auch wegen der Einheitlichkeit der Rechtsprechung, ist eine dritte Instanz geradezu notwendig. Es könnte dabei eine sehr hohe Revisionssumme angenommen werden; eine entsprechende Resolution ist bereits im vorigen Kolonialkongress in der Sektion angenommen worden.

Aber nicht allein in Zivilsachen, auch in Strafsachen, in diesen mindestens bei Schwurgerichtssachen, erscheint die Rechtskontrolle durch eine dritte Instanz dringend geboten, da die Entscheidungen in den früheren Instanzen lediglich von einem Richter, der nicht richterlich qualifiziert zu sein braucht, und von Laien gefällt werden.

Ganz anders ist die Stellung der Eingeborenen: dies muss auch sein. Insbesondere sind Praxis und Theorie darüber einig, dass bei ihnen eine Trennung von Justiz und Verwaltung nicht angebracht sein und durchaus keinem Verständnis begegnen würde.

Für Ostafrika, Kamerun und Togo ist durch Verordnung vom 22. April 1896 (II, S. 215 ff.) bestimmt worden, dass das Strafverfahren im Küstengebiet vom Gouverneur, im Innern von den Bezirksamtmännern mit Delegationsbefugnis an ihre Distriktschefs ausgeübt wird.

Als Strafarten sind körperliche Züchtigung, Geldstrafen, Gefängnis mit Zwangsarbeit, Kettenhaft, Todesstrafen vorgesehen.

Gegen Araber und Inder, gegen Frauenspersonen ist Prügelstrafe ausgeschlossen; die endgültige Verhängung der Todesstrafe steht einzig und allein dem Gouverneur zu. Im Strafverfahren soll der Dorfälteste, bei schweren Verbrechen mehrere angesehene Eingeborene zugezogen werden, ohne dass durch diese Zuziehung die ausschliessliche Verantwortlichkeit des Bezirksamtmanns aufgehoben wird. Nach der Verfügung des Reichskanzlers vom 25. Februar 1896 (II, S. 213) sind zur Herbeiführung von Geständnissen und Aussagen andere als die in den deutschen Prozessordnungen zugelassenen Massnahmen untersagt. Ebenso ist die Verhängung von ausserordentlichen Strafen, insbesondere von Verdachtstrafen untersagt.

In Zivilsachen ist das Verfahren ähnlich geordnet, es ist ein Ermessensverfahren vor dem Bezirksamtmann oder dessen Delegierten.

In der für Südwestafrika erlassenen Verordnung vom 23. Februar 1899 (Kol. Ges. Band IV, S. 42) ist ausgesprochen, dass die heimatliche Zivilprozessordnung, sowie das materielle bürgerliche Recht nur sinngemäss Anwendung finden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Ostafrika ist erst bei Objekten über 1000 Rupien Berufung, und zwar an den Gouverneur zulässig, also lediglich von einem nach Ermessen handelnden, an einen ebenfalls durch keine positiven Vorschriften gebundenen Beamten. In der erwähnten Zuschrift des dortigen Anwalts wird besonders über die Höhe dieser Berufungssumme — 1000 Rupien gleich 1400 Mk. — bei der Armut der Bevölkerung Klage geführt.

In Kamerun sind Eingeborenenschiedsgerichte durch verschiedene für die einzelnen Landschaften und Gegenden erlassenen Verordnungen, welche im wesentlichen den gleichen Inhalt haben, eingerichtet worden. Die Häuptlinge entscheiden die Streitigkeiten unter Eingeborenen, wenn in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten der Wert des Streitgegenstandes 100 Mk. nicht überschreitet, und in Strafsachen der Gegenstand der Urteilsfindung eine Tat bildet, deren Ahndung keine höhere Strafe als 300 Mk. oder sechs Monate Gefängnis erfordert. Gegen diese Entscheidung der Häuptlinge entscheidet als Berufungsgericht das Eingeborenen-Schiedsgericht. Streitigkeiten mit Angehörigen des Duallastammes sind der Rechtsprechung der Häuptlinge entzogen; für diese ist in allen Sachen das Eingeborenen-Schiedsgericht zuständig, dem ein Angehöriger des Duallastammes als Mitglied angehören soll. Im übrigen fungiert das Schiedsgericht für alle sonstigen bürgerlichen und Strafsachen als erstinstanzliches Gericht. Jedoch sind Mord oder Totschlag seiner Zuständigkeit entzogen, auch ist dasselbe nicht befugt, auf Todesstrafe, sowie auf Freiheitsstrafe von mehr als zwei Jahren zu erkennen. In diesen dem Eingeborenen-Schiedsgericht entzogenen Fällen ist der Gouverneur ausschliesslich zuständig; für die andern Sachen ist er Berufungsinstanz (Verordnungen vom 11. 2. 1893, 9. 12. 1893, 26. 9. 1894, zwei Verodnungen vom 12. 9. 1895, 30. September 1895, 25. 4. 1896. Zwei Verordnungen vom 21. 5. 1896, 3. Juli 1896, 27. Juli 1896, 20. November 1897. (II, 63, 130, 177, 178, 182, 218, 229, 230, 247, 262, 369.)

In Südwestafrika sind seinerzeit mit den Häuptlingen Verträge geschlossen worden, in denen denselben die Gerichtsbarkeit über ihre Stammesgenossen zugesichert war. Diese Verträge, die als ausgesprochene Grundlage die Treue zum Kaiser hatten, sind, wie mit Recht allgemein angenommen wird, wegen des durch den Aufstand bekundeten Treubruchs aufgehoben und nicht weiter zu beachten. Sollten später Häuptlige noch mit der Gerichtsbarkeit über Stammesgenossen betraut werden, so würden dieselben lediglich als Beamte der Regierung zu fungieren haben.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für Kiautschou ist die Verordnung vom 15. April 1899 ergangen. (Kol. Ges. Band IV, S. 195.) In Angelegenheiten unter Chinesen und gegen Chinesen allein ist der Richter und der Bezirksamtmann zuständig. In Strafsachen geht die Befugnis des Bezirksamtmanns auf Verurteilung bis zu drei Monaten, Prügelstrafe oder Geldstrafe allein oder in Verbindung miteinander. Bei höheren Strafen als sechs Wochen Gefängnis oder 250 Dollar Geldstrafe ist die Berufung an den Richter binnen drei Tagen zulässig. In allen andern Strafsachen entscheidet der Richter, Todesurteile bedürfen der Bestätigung durch den Gouverneur. In Zivilsachen geht die Zuständigkeit des Bezirksamtmanns bis zum Streitwerte von 250 Dollar. Die Entscheidung ist endgültig, wenn der Streitwert 150 Dollar nicht übersteigt, sonst geht die Berufung an den Richter mit einer Frist von drei Tagen. In andern Sachen entscheidet der Richter. Hat sich durch die Beweisaufnahme herausgestellt, dass der Kläger unwahre Behauptungen aufgestellt hat, so wird er nicht allein mit der Klage abgewiesen, sondern kann ausserdem in eine den Wert des Streitgegenstandes nicht übersteigende Geldstrafe genommen werden, an deren Stelle im Unvermögensfalle Freiheitstrafe, die mit Zwangsarbeit verbunden werden kann, tritt. In der Tat, eine auch für unsere Verhältnisse mit gewissen Abänderungen der Erwägung nicht unwerte Massregel!

B. Materielles Recht.

In den meisten Fällen sind die Gebräuche der Eingeborenen unangetastet gelassen, jedoch sind einige Verordnungen hervorzuheben.

1. Die für Ostafrika erlassene Verordnung vom 23. September 1893, betreffend die Errichtung von Rechtsgeschäften Farbiger. (Kol. Ges., II, S. 39.) Diese Rechtsgeschäfte müssen durch die zuständige Behörde beurkundet werden, widrigenfalls, wenn von keiner Seite erfüllt, ihnen die Klagbarkeit versagt wird. Ist bereits von einer Seite mit der Erfüllung begonnen, so werden sie allerdings klagbar, die Kontrahenten werden aber mit der Strafe des Doppelten der Beurkundungsgebühr als Strafe belegt.

2. Für Deutsch-Ostafrika ist ferner die Verordnung vom 13. Februar 1899 (Kol. Ges., Band 4, S. 38) ergangen. Um der unter Eingeborenen vielfach verbreiteten Unsitte entgegenzutreten, bei Pfandverträgen zu vereinbaren, dass bei Nichteinlösung des Pfandes zur bestimmten Zeit das Pfand, ohne Rücksicht auf seinen Wert, dem Pfandnehmer zum Eigentum verfallen sein soll, Geschäfte, die als unmoralisch und als in den meisten Fällen zur Verschleierung strafbaren Wuchers dienend bezeichnet werden, sollen diese Verträge in Zukunft nicht ferner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beurkundet werden, wodurch die in der Verordnung vom 23. September 1893 vorstehend zu 1. erwähnten Folgen herbeigeführt werden. Ausserdem soll bei Klagen sorgfältig geprüft werden, inwieweit der Wert des Pfandes dem Werte des vom Gläubiger dem Schuldner eingeräumten Kredits entspricht.

3. In das Familienrecht einschneidend ist die Verordnung des Gouverneurs von Deutsch-Neu-Guinea vom 15. Februar 1904 (Kol. Ges., Band VIII, S. 41). Dieselbe behandelt die Eheschliessung und Ehescheidung. Als Scheidungsgrund wird u. a. Doppelehe bestimmt, wenn der Kläger Christ ist, und ferner Ehebruch. Der Ehebruch wird bestraft, auch wenn die Ehe nicht geschieden ist. Die Kinder folgen der Frau oder ihrem Gewalthaber, sofern nicht die geschiedenen Ehegatten etwas anderes vereinbart haben.

4. Die für Kiautschou bereits erwähnte Verordnung vom 15. April 1899 bestimmt, es sollen zur Erforschung chinesischer Rechtsanschauung erforderlichenfalls die Dorfältesten oder andere angesehene Personen gehört werden. In Strafsachen kann für die Vergehen jugendlicher Personen deren Vater, älterer Bruder, Vormund oder diejenige ältere Person verurteilt werden, deren Obhut der jugendliche Verbrecher anvertraut ist.

In Zivilsachen soll das örtliche Gewohnheitsrecht zugrunde gelegt werden. Der Gouverneur bstimmt durch jedesmalige Verordnung, welche Reichsgesetze bei Zivilstreitigkeiten, wo nur Chinesen beteiligt sind, Anwendung finden.

* * *

In der gegebenen Darstellung ist wohl der grundtiefe Gegensatz zwischen Eingeborenenrecht und deutschem Recht und deutschem Verfahren klargelegt worden. Welche Bestimmungen sind vorhanden, wenn beide Gruppen zivilrechtlich oder strafrechtlich miteinander in Berührung kommen und welche Bestimmungen sind nach dieser Richtung zu erstreben?

A. Verfassung und Verfahren.

Am einfachsten ist auch hier die Frage für Kiautschou geordnet. Nach der erwähnten Verordnung vom 15. April 1899 ist in solchen Fällen — Streitigkeiten zwischen Chinesen und Nichtchinesen, Strafverfahren gegen Chinesen, welche als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler gemeinschaftlich beschuldigt sind — das Kaiserliche Gericht zuständig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In Ostafrika unterwirft die Verordnung vom 1. Januar 1891 (§ 2 Kol. Ges., I., S. 364) die Eingeborenen der Kaiserlichen Gerichtsbarkeit, soweit sie durch die bisherige Übung der Gerichtsbarkeit des Reichskommissars unterstellt waren. Im übrigen soll nach autoritativen Mitteilungen die Übung dahin gehen, dass in Mischprozessen die Eingeborenen, mögen sie Kläger oder Beklagte sein, vor den deutschen Gerichten Recht zu nehmen haben. Diese Übung soll von der Reichsbehörde genehmigt sein. Eine derartige Genehmigung wird allerdings eine Verordnung nicht ersetzen können. Übrigens wird diese Übung in der erwähnten Zuschrift des Rechtsanwalts offenbar nicht vollständig anerkannt, denn derselbe beklagt sich, dass, wenn man für Nichteingeborene die Eingeborenen verklage, man häufig Gefahr läuft, das eine Mal vom Bezirksgericht, das andere Mal vom Bezirksamtmann abgewiesen zu werden.

In Samoa sind gleichfalls in Mischprozessen und bei Verbrechen der Eingeborenen gegen Fremde die deutschen Gerichte zuständig. Dies ist in der Verordnung vom 1. März 1900 (Kol. Ges., Band V, S. 33) in der Weise ausgesprochen, dass die Eingeborenen in allen Fällen, in denen sie nach der Samoaakte dem obersten Gericht unterstellt waren, der deutschen Gerichtsbarkeit unterworfen sein sollen.

Dies ist nach Artikel 3 Abschnitt 9 der Samoaakte bei Zivilprozessen der Eingeborenen und Fremden und bei Verbrechen und Vergehen von den Eingeborenen gegen Fremde der Fall. (Kol. Ges., B. I, S. 663, 664.)

In Südwestafrika ist die Verfügung des Reichskanzlers vom 23. Juli 1903 (Kol. Ges., Band VII, S. 163) erlassen. Dieselbe ist nach der Verordnung des Gouverneurs vom 3. Oktober 1903 (VII, S. 218, 219) am 1. November in Kraft getreten. In dieser Verfügung ist ausdrücklich bestimmt, dass, falls Eingeborene verklagt werden, der Bezirksamtmann bzw. der von ihm delegierte Distriktschef zuständig sein soll, und zwar bis zu 300 Mk. endgültig, sonst mit Berufung an den Gouverneur. In Sachen bis 300 Mk. kann der Gouverneur die Entscheidung von Amtswegen aufheben oder abändern. In allen Fällen kann er dem Bezirksamtmann bzw. dem Delegierten Anweisung für das Verfahren erteilen, und zwar nicht blos allgemein, sondern auch für den einzelnen Fall, also eigentlich Kabinettsjustiz.

In den bereits erwähnten Verträgen mit den südwest-afrikanischen Häuptlingen wird in diesen Mischprozessen bis zur endgültigen Regulierung entweder durch den von S. Majestät hierzu berufenen Vertreter im Verein mit einem Beisitzer des betreffenden Kapitäns, oder von dem Vertreter, aber ohne Eingeborenen-Beisitzer, oder durch das Kaiserliche Gericht mit Beisitz des Kapitäns, oder durch das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kaiserliche Gericht, aber ohne Beisitzer (Kol. Ges., Band IV, S. 10) für zuständig erklärt. Diese Verträge, wie bereits hervorgehoben, existieren für uns nicht mehr. Dass etwa in Zukunft bei Mischprozessen ein Eingeborener zugezogen werden sollte, dürfte wohl völlig ausgeschlossen sein.

* * *

Nach diesseitigem Erachten ist es nicht bloss zweckmässig, sondern allein gesetzlich, dass in Mischprozessen in allen Fällen, mögen die Eingeborenen Kläger oder Verklagte sein, überall ausschliesslich das deutsche Gericht zuständig ist. Nach dem Schutzgebietsgesetz kann Kaiserliche Verordnung wohl den Eingeborenen der deutschen Gerichtsbarkeit, nicht aber den gesetzlich geschützten Deutschen der Eingeborenengerichtsbarkeit, der für die Eingeborenen bestimmten Gerichtsbarkeit, unterstellen. Gesetzesrecht geht vor Verordnungsrecht.

Der Regierungsentwurf zum ersten Schutzgebietsgesetz wollte alle Rechtsverhältnisse in den Kolonien lediglich durch Kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats geregelt wissen. Dagegen wurde gerade in der Kommission, welche das damalige Gesetz eigentlich geschaffen hat, besonders betont, dass der Deutsche in den Kolonien gesetzlich zu schützen sei. Im Reichstage wurde hervorgehoben, wie der Engländer in den Kolonien sein common law mit sich herumtrage, so solle der Deutsche in seinem heimischen Recht behütet sein. Der für den Fall, dass Eingeborene verklagt werden, für die Annahme, dass alsdann das für die Eingeborenen bestimmte Gericht zuständig sein soll, zur Unterstützung angeführte Grundsatz: actor sequitur forum rei, kann hier nicht massgebend sein; das ist ein prozessualer Grundsatz für die Zuständigkeit neben andern Bestimmungen über dieselbe und kann nur innerhalb eines Rechtsgebiets Anwendung finden. Dass der beklagte Türke, was ferner entgegengehalten wird, trotz Konsulargerichtsbarkeit, wenn verklagt, bei seinem Gericht aufgesucht werden muss, ist richtig. Dies entspricht auch dem Wesen der Konsulargerichtsbarkeit als einer allein auf die Landes- und Schutzgenossen gerichteten, zugelassenen Gerichtsbarkeit, welche nur insoweit die Souveränität des Staates einschränkt, im übrigen aber dieselbe unangetastet lässt. Dass der Bezirksrichter nicht richterlich qualifiziert zu sein braucht, ist gesetzlich zulässig, häufig wird er es sein, vor allem aber ist unzweifelhaft, dass das Verfahren vor dem deutschen Gericht dem Deutschen ganz andere Rechtsgarantien bietet, als das für die Eingeborenen bestimmte Verfahren. Ein Blick auf die Verordnung vom 23. Juli 1903 kann dies nur bestätigen. Also kurz, der Deutsche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehört vor das deutsche Gericht, das ist sein gutes Recht, und dem Eingeborenen geschieht sicherlich kein Schaden, denn ihm wird nur Besseres geboten.

B. Materielles Recht.

Nur für Kiautschou ist eine allgemeine Regelung erfolgt. Die Verordnung vom 15. April 1899 bestimmt, dass in gemischten Angelegenheiten — bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten zwischen Chinesen und Nichtchinesen, Strafverfahren gegen Chinesen und Nichtchinesen, welche als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler gemeinschaftlich beschuldigt sind, das für Nichtchinesen bestimmte Recht zur Anwendung kommt. Es finden also hier die für die Deutschen bestimmten bereits angeführten Reichsgesetze, besonders Bürgerliches Gesetzbuch, RStGB, das Handelsgesetzbuch dieses mit der Massgabe des § 40 Konsulargerichtsbarkeitsgesetzes Anwendung. Das Liegenschaftsrecht enthält Besonderheiten, die weiterhin dargestellt werden sollen.

Für die andern Kolonien ist eine allgemeine Regelung nicht erfolgt, es sind nur einzelne Verordnungen erlassen, welche sich auf bestimmte Rechtsverhältnisse beziehen.

1. Der Arbeitsvertrag, durch welchen Eingeborene von Nichteingeborenen angenommen werden, war in Ostafrika durch Verordnung vom 21. Dezember 1896 (Kol. Ges., II, S. 315), an deren Stelle die Verordnung vom 31. Dezember 1897 (Kol. Ges., III, S. 8) trat, eingehend geregelt, insbesondere nach der Richtung der Fürsorge des Arbeitgebers für die Arbeitnehmer; ferner wurde schriftlicher Abschluss vor der zuständigen Behörde bei Strafe der Nichtigkeit bestimmt. Diese Verordnung ist durch die Verordnung vom 10. August 1899 (Kol. Ges., VI, S. 218), weil einerseits nicht durchführbar, anderseits Härten gegen die Arbeitgeber enthaltend, aufgehoben worden, jedoch sind die Bezirksämter angewiesen worden, ihre Fürsorge auch weiterhin der Arbeiterfrage zuzuwenden und Vorschläge zu machen. Geschehen ist aber, soweit ich habe feststellen können, nichts.

2. Eine grosse Gefahr für die Eingeborenen ist das leichtsinnige Kreditgeben und -nehmen. Es ist die Gefahr wirtschaftlichen Ruins vorhanden.

1. In Ostafrika hat man diese Gefahr anerkannt, wie der Runderlass des Gouverneurs vom 6. November 1900 (Kol. Ges., Band V, S. 157) erweist, ist aber anscheinend über die Einforderung von Gutachten nicht hinausgekommen.

2. Südwestafrika. Durch Verordnung vom 1. Januar 1899 ist verboten, den Eingeborenen Waren auf Kredit zu geben (Kol. Ges.,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Band 4, S. 24). Diese Verordnung ist aber bereits durch Verordnung vom 23. Februar 1899 (a. a. O. S. 42) aufghoben worden. Die Warenforderungen können also wieder eingeklagt werden, jedoch nur gegen den Schuldner selbst, nicht aber gegen den Kapitän oder den ganzen eingeborenen Stamm. Dies scheint in der Tat häufig und nicht ohne Erfolg versucht worden zu sein. Es lässt sich nicht verkennen, dass durch das Verbot dieses Rückhalts in der Tat eine Erschwerung des Kredits bewirkt wird. Obgleich nun in der erwähnten Verfügung des Reichskanzlers vom 23. Juli 1903 (VII, S. 163) die Verordnung vom 23. Februar 1899 als aufgehoben bezeichnet wird, ist doch wohl anzunehmen, dass die alleinige Haftung der Eingeborenen ohne Kapitän und Stamm nicht beseitigt werden sollte. Eine weitere Erschwerung des Kredits bewirkt die Verordnung vom 23. Juli 1903, dass für die Verbindlichkeiten Eingeborener aus Rechtsgeschäften mit Nichteingeborenen die kurze Verjährungsfrist von einem Jahre bestimmt ist.

3. In den Karolinen, Palau, Marianen und Deutsch-Guinea ist es verboten, den Eingeborenen Kredit zu geben, im übrigen ist in den Karolinen, Palau, Marianen zu Verträgen mit Eingeborenen, wenn der Gegenstand 500 Mk. übersteigt, schriftliche Form und gerichtliche Genehmigung (Verordnung vom 25. Oktober 1900, VI, S. 261), in dem Gebiet Deutsch-Guinea für jeden Vertrag über dauernde Kopralieferungen Schriftform und gerichtliche Genehmigung erforderlich (Kol. Ges., VII, S. 1387, Verordnung vom 18. 6. 1904).

Eine naturgemässe Quelle von Differenzen bildet in den Kolonien die Grundeigentumsfrage. Durch die Kaiserliche Verordnung vom 29. November 1902 (Kol. Ges., Band VI, S. 4) ist, abgesehen von der bereits erwähnten Einführung der deutschen Grundstücksgesetze, weiter bestimmt, dass der Reichskanzler und mit seiner Genehmigung der Gouverneur im öffentlichen Interesse befugt sind, bezüglich der den Eingeborenen und andern Farbigen gehörigen Grundstücke den Erwerb des Eigentums oder dingliche Rechte an solchen Grundstücken, sowie ihre Benutzung durch Dritte an eine obrigkeitliche Genehmigung zu knüpfen oder zu untersagen. Die bestehenden Vorschriften bleiben in Kraft, bis dieselben durch die bezeichneten Beamten aufgehoben werden. Durch Verträge, welche entgegen den bestehenden oder zu erlassenden Verfügungen geschlossen sind, findet ein Erwerb von Rechten nicht statt. Die Rechtsverhältnisse an Grundstücken sind hiernach in Kürze folgende:

Ostafrika.

Nach der noch geltenden Allerhöchsten Verordnung vom 26. November 1905, § 11 (Kol. Ges., Band II, S. 201) ist die Überlassung zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eigentum und länger als 15jährigem Pachtbesitz bei ländlichen Grundstücken und bei den mehr als 1 ha Fläche habenden städtischen Grundstücken nur mit Genehmigung des Gouverneurs zulässig. Wird die Genehmigung nicht erteilt, so sind die Verträge rechtsunwirksam.

Kamerun.

Genau dieselben Bestimmungen wie für Ostafrika sind für Kamerun durch die Allerhöchste Verordnung vom 15. Juni 1896 gegeben. (Kol. Ges., Band VI, S. 233.)

Togo.

Nach der Verordnung vom 3. September 1904 können Grundstücke Eingeborener ohne Genehmigung des Gouverneurs nicht Gegenstand von Rechtsgeschäften mit Fremden oder zu deren Gunsten sein. Auch Zwangsvollstreckungen in diese Grundstücke sind unzulässig. (Kol. Ges., Band VIII, S. 217.)

Hier wird ein neuer Rechtsbegriff, nämlich der der Fremden eingeführt. Fremde sind nach der Verordnung alle die nicht zu der Landschaft, in der das den Gegenstand des Rechtsgeschäfts bildende Grundstück liegt, gehörigen Personen. Die frühere Verordnung vom 18. Januar 1888, wonach Landerwerbungen von Grundstücken Eingeborener zugelassen und nur bei Erwerbung über 10 ha die Genehmigung des Kaiserlichen Kommissars bedurften, ist aufgehoben.

Südwestafrika.

Durch Ausführungsbestimmung des Gouverneurs vom 23. Mai 1903 (Band VII, S. 114 ff.) ist zum Erwerb des Eigentums an Grundstücken Eingeborener oder Benutzung derselben seitens Nichteingeborener die Genehmigung des Gouverneurs erforderlich. Die früheren Verordnungen vom 1. Oktober 1888, 1. Mai 1892 sind aufgehoben. Dieselben bestimmen im wesentlichen dasselbe. Sie drohen bei Zuwiderhandlung eine Geldstrafe von 100 bis 2000 Mk. an. (Kol. Ges., Band I, S. 279.) Diese Strafandrohung ist weggefallen.

Karolinen, Palau und Marianen:

Grundstücksverträge mit den Eingeborenen dürfen nur von dem Landesfiskus abgeschlossen werden. (Verordnung vom 2. Juli 1901, VI, S. 158.)

Deutsch-Neu-Guinea.

Durch die Verordnung vom 20. Juli 1887 (I, S. 469) war der Abschluss von Verträgen über Grundstücke der Eingeborenen nur der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Neu-Guinea-Companie erlaubt, andern Personen aber, falls der Vertrag nicht bereits vor dem 31. März 1887 geschlossen war, verboten. Diese Rechte sind nach der Verordnung vom 27. März 1899 (Kol. Ges., Band IV, S. 50) auf den Landesfiskus übergegangen. Dies ist auch in der Ausführungsbestimmung vom 21. Juli 1904 ausdrücklich wiederholt. (Kol. Ges., Band VIII, S. 158.)

Samoa.

In der Samoaakte, Artikel 4, Abs. 1 (Kol. Ges. Band I, S. 665), ist in der Absicht, den eingeborenen Samoanern ihre Ländereien zur Bearbeitung durch sie und ihre Kinder zu erhalten, bestimmt, dass jede zukünftige Veräusserung von Ländereien an einen Bürger oder Untertan eines fremden Landes, sei es durch Verkauf, Verpfändung oder auf andere Weise, verboten sein soll mit folgenden Ausnahmen:

a) städtische Grundstücke und Ländereien innerhalb des Munizipaldistrikts dürfen gegen angemessene Gegenleistung verkauft oder verpachtet werden, wenn der Oberrichter schriftlich die Genehmigung gibt;

b) ländliche Grundstücke auf den Inseln dürfen nicht verkauft, sondern nur auf höchstens 40 Jahre verpachtet werden. Der Vertrag muss schriftlich durch die Oberverwaltungsbehörde von Samoa und den Oberrichter genehmigt werden.

Diese Bestimmungen sind ausdrücklich durch die Verordnung vom 1. März 1900 (Kol. Ges., Band V, S. 33) mit der Massgabe aufrecht erhalten, dass an Stelle der Oberverwaltungsbehörde und des Oberrichters der Gouverneur tritt.

In der Verordnung vom 14. September 1901 (Kol. Ges., Band VI, S. 392) ist die frühere Bestimmung, dass Pachtverträge mit Eingeborenen registriert werden müssen, aufrecht erhalten. Für die Registrierung soll an Stelle des Clerk des Obergerichts das Kaiserliche Bezirksgericht zuständig sein und, falls dieses Bedenken gegen die Registrierung erhebt, an Stelle des früher dafür zuständigen Oberrichters die massgebende Entscheidung in die Hand des Gouverneur gelegt sein.

Kiautschou.

In der Verordnung vom 2. September 1898 (Kol. G., Band V, S. 198) hat sich der Gouverneur das Recht vorbehalten, ländliche Grundstücke von den chinesischen Eigentümern zu erwerben. Bis dieser Ankauf stattgefunden hat, können die chinesischen Eigentümer mit Genehmigung des Gouverneurs aber nur an Dorfbewohner oder Mitglieder derselben Familie verkaufen. Andere Personen dürfen Grund-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stücke nur auf den vom Gouvernement angesetzten öffentlichen Verkäufen erstehen. Will der Käufer weiter verkaufen, so hat er der Regierung Anzeige zu machen, die das Vorkaufsrecht hat. Macht die Regierung von diesem Vorkaufsrecht keinen Gebrauch, so hat der Käufer von dem Reingewinn unter Abzug seiner Verbesserungen $33^1/_3$ Prozent zu zahlen.

Nach der Verordnung vom 31. März 1903 (Kol. Ges., Band VII, S. 299) darf die Auflassung erst vorgenommen werden, nachdem dem Grundbuchrichter durch Bescheinigung des Landamts nachgewiesen ist, dass der Fiskus das Vorkaufsrecht nicht ausüben will, die Verpflichtung zur Auskehrung der $33^1/_3$ Prozent ist öffentliche Last des Grundstücks, welches für dieselbe auch ohne Eintragung haftet. Schliesslich ist durch Verordnung vom 31. Dezember 1903 (Kol. Ges., Band VII, S. 312) festgesetzt, dass bei Abweichung oder unterlassener Ausführung des Benutzungsplans die Grundsteuer auf jährlich 9 Prozent und bei wiederholter Säumnis immer nach drei Jahren von 3 Prozent bis auf 24 Prozent erhöht wird.

Schliesslich soll das in einzelnen Kolonien angeordnete Verbot des Verkaufs von Opium oder alkoholhaltigen Getränken an Eingeborene, aus begründeten polizeilichen Rücksichten erlassen, nicht unerwähnt bleiben (für Samoa: Alkoholartige Getränke-Verordnung vom 2. 3. 1903, VII, S. 54, für Neu-Deutsch-Guinea: Verordnung vom 24. 6. 1900, Opium, VIII, S. 138, für Kiautschou: Verordnung vom 11. März 1900, VI, S. 606 ff., für Deutsch-Ostafrika: Verordnung vom 2. September 1891, I, S. 390).

Diese, nur wiederum sehr im Abriss gegebene Darstellung zeigt doch so recht, wie wenig in materiell-rechtlicher Beziehung auf dem Gebiete der Mischangelegenheiten geschehen ist, und das noch sehr viel, wenn nicht alles, zu tun übrig bleibt.

Anders wie beim Verfahren kann meines Erachtens nicht davon die Rede sein, unser materielles Recht ausnahmslos auf diese Fälle anzuwenden.

Kiautschou, wo dies durch die erwähnte Verordnung vom 15. April 1899 geschehen ist, bildet in der Tat eine Ausnahme. Wir haben es bei den Chinesen mit einer zivilisierten Bevölkerug zu tun. Ganz anders aber liegt die Sache meistens in den andern Kolonien. Zum Teil stehen die Eingeborenen unsern Rechtsbegriffen noch vollständig verständnislos gegenüber. So sehr ihre Eigentümlichkeiten im Familien- und Erbrecht geschont werden mögen, für das dingliche Recht, für das vor allem in Betracht kommende Obligationsrecht versagen sie fast stets. Es kann meines Erachtens kaum die Rede davon sein, unsere im Bürgerlichen Gesetzbuch grundsätzlich gegebene, auf Treu und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Glauben beruhende Formfreiheit auf diese Verhältnisse zu übertragen, und ebensowenig wird dies in den meisten Fällen mit dem Wechselrecht der Fall sein können. Ist schon eine Kodifikation des Eingeborenenrechts sehr nötig, so ist eine klare Gesetzgebung, die das Verhältnis zwischen Eingeborenen und Nichteingeborenen regelt, geradezu als zwingende Notwendigkeit zu bezeichnen. In dieser Richtung nur annähernde Vorschläge zu machen, bin ich allerdings ausser stande, dies wird wohl ein berufenerer, mein hochverehrter Herr Korreferent, tun. Aber das möchte ich an dieser Stelle nicht ungesagt sein lassen, hier steht nicht allein ein juristischer Wunsch in Frage, sondern in Frage steht der ruhige Bestand unserer Kolonien. Ist dies schon in wohlorganisierten Staaten von ausschlaggebender Bedeutung, dass der einzelne, der Recht zu nehmen hat, vom Gericht als ein durch den klaren Ausspruch eines klaren Gesetzes Überzeugter hinweggeht, so ist es noch viel mehr bei den Naturvölkern der Fall.

Diese Menschen sind sich über die Grenzen ihres Rechtes und Könnens häufig unklar. Wird ihnen das Gesetz nicht bündig nachgewiesen, so werden sie misstrauisch und halten sich übervorteilt. Wieviel Unheil mag aus solchen Missverständnissen schon entstanden sein. Der Grundsatz: justitia fundamentum regnorum gilt so recht eigentlich für unsere Kolonien. In den grossen Länderkomplexen derselben, von denen Ostafrika zweimal so gross, Südwestafrika anderthalbmal so gross, Kamerun ebenso gross als Deutschland ist, stehen ungefähr 12 000 000 Eingeborenen nur 5000 Nichteingeborene gegenüber. Die Überlegenheit der weissen Rasse ist, abgesehen von positiver Machtentfaltung, nur durch eine gerechte Rechtspflege zu erhalten. Freilich wird, da es sich um die Erziehung der Eingeborenen zur höheren Rechtsanschauung handelt, die fernere segensreiche Tätigkeit der Missionen zur Erreichung dieses Zieles unerlässlich sein. Auf dem von diesen Gottesmännern wohl vorbereiteten Acker, da mag dann der Rechtsmann getrost den Pflug einsetzen, in geraden Linien führen und die Saat des Rechts sorgsam ausstreuen. Es wird gute Frucht gedeihen. Dann wird auch in unsern Kolonien das Wort strahlende Bestätigung finden, das Wort, mit welchem unser Kaiser den Grundstein zu dem Reichsgerichtsgebäude gelegt hat:

„Recht soll Recht bleiben!“

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die „Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten".

Korreferat zu dem Referat des Justizrats Dr. Preuss.

Von Kammergerichtsrat Dr. **Felix Meyer,** Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Nachmittag.)

Nach den eingehenden Darlegungen des Herrn Referenten, in Sonderheit über das geltende Recht bezüglich der zur Erörterung stehenden Frage, kann ich mich um so mehr auf eine kurze Besprechung de lege referenda beschränken, als ich bereits in meiner Arbeit über Recht und Wirtschaft der Herero (Berlin 1905, bei Springer) meine Stellung zu der wichtigen Materie in einigen Punkten gekennzeichnet habe.

Mit Rücksicht auf die teils mindere Bedeutung, teils erheblich abweichenden Verhältnisse der andern Kolonien, habe auch ich, wie der Herr Referent, vorwiegend die afrikanischen Schutzgebiete bei meinen Vorschlägen im Auge. Nicht genug kann betont werden, dass die Grundlage wirtschaftlich erfolgreicher Erschliessung der Kolonien eine geordnete Rechtspflege bildet.

Bei der schon von dem Herrn Referenten hervorgehobenen wirtschaftlichen Bedeutung der Eingeborenen für unsere Kolonien, bei den mit wachsendem Verkehr sich mehrenden Rechtsbeziehungen zwischen Weissen und Farbigen muss auch die Rechtsprechung in sogenannten Mischstreitigkeiten auf eine gesicherte Basis gestellt werden. Dabei verstehe ich unter Mischsachen solche, bei denen, wenn es sich um bürgerliche Rechtsstreitigkeiten handelt, die Parteien teils Europäer, teils Eingeborene sind, wenn Strafsachen in Frage stehen, Eingeborene zusammen mit Europäern als Täter, Teilnehmer, Begünstiger oder Hehler in Betracht kommen.

Über das mehr an Qualität, als an Quantität mangelhafte Verordnungswesen auf Grund unseres besserungsbedürftigen Schutzgebietsgesetzes hinaus muss eine organische Gesetzgebung in die Wege geleitet werden, welche das Verfahren in Strafsachen und bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten sowie das materielle Recht in erschöpfender Weise regelt.

Als oberstes Prinzip gilt die Trennung von Verwaltung und Justiz auch in den Kolonien.

Der vielfach gegen eine solche Umgestaltung angeführte Grund, dass dadurch die Autorität der Verwaltungsbehörden den Eingeborenen gegenüber leiden könne, erscheint schon bei reiner Eingeborenenjustiz unhaltbar. Die Farbigen sind intelligent genug, um sehr bald die Segnungen einer Trennung der Gewalten zu verstehen; haben sie doch gemeiniglich einen scharfen Blick für alles, was ihnen Nutzen bringt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich vermag auch nicht einzusehen, weshalb eine Einbusse am Ansehen der Justiz, die sicherlich bei einer derartigen Verbindung mit der Administration schliesslich nicht ausbleibt, weniger schwer wiegt, als eine Minderung der Autorität der Verwaltungsbehörden, die zudem — und nicht zum mindesten durch eine unabhängige Rechtsprechung — allezeit in der Lage sind, ihren gesetzlichen Anordnungen Geltung zu verschaffen. Auch in der reinen Eingeborenenjustiz kann die Verbindung der beiden Gewalten nur als ein durch die Not gebotenes Provisorium toleriert werden.

Völlig aber versagen die vorerwähnten Erwägungen in Mischprozessen, bei denen doch ohne Zweifel auf die Interessen der beteiligten Europäer das entscheidende Gewicht gelegt werden muss.

Nicht nur die sich teilweise nahezu zur Kabinettsjustiz steigernde Gerichtsbarkeit des Gouverneurs, wie wir sie aus der Verordnung für Südwestafrika vom 7. Juli 1903 kennen lernten, sondern auch die Rechtsprechung der Bezirksämter in 1. Instanz, mit Delegationsbefugnis, muss beseitigt werden. Nicht der Gouverneur, sondern der Richter hat zu entscheiden, ob ein Mischstreit vorliegt; er wird bei den schwierigen Bastardfällen nach seinem Ermessen auf Grund der persönlichen Verhältnisse und der Bildung der Person festzustellen haben, ob die betreffende Partei den Farbigen oder Weissen näher steht.

Es kann meines Erachtens keinem Zweifel unterliegen, dass in solchen Mischstreitigkeiten nur deutsche Richter dem Gerichtshof präsidieren dürfen, wie schon jetzt in Kiautschou; denn der internationalrechtliche Grundsatz actor sequitur forum rei, sollte auch ein Eingeborener Beklagter sein, und ein besonderes Eingeborenengericht bestehen, wie auf Grund der Verträge in Kamerun und Togo und wie bisher in Südwestafrika, kann insoweit keine Anwendung erleiden, da die Eingeborenen noch nicht den entsprechenden Kulturgrad erlangt haben, um bei einem Gericht über Europäer vorzusitzen. Dergleichen würde auch einer gesunden Rassenpolitik widerstreiten. Wenn man in Niederländisch-Indien diesem Prinzip insofern Rechnung trägt, als in Mischstreitigkeiten erster Instanz, bei denen ein Eingeborener Beklagter oder Inkulpat ist, der in reinen Eingeborenensachen als dritte Instanz urteilende Landesrat zuständig ist, so wird dies doch dadurch gemildert, dass das Präsidium in den Händen eines holländischen Beamten ruht, und die einheimischen Regenten nur beisitzen.

Notwendig erscheint mir aber für diese deutschen Gerichte die Zuziehung vornehmer Eingeborener, sowohl aus politischen, wie auch rechtlichen Gesichtspunkten. In erster Hinsicht, weil ein solches Gericht mehr von dem Vertrauen der Eingeborenen getragen, durch die Beteiligung der Eingeborenen ihr Interesse an der Institution geweckt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und die Möglichkeit gegeben wird, durch die zugezogenen einflussreichen Farbigen bildend auf die Rechtsanschauungen des Stammes weiter zu wirken. In zweiter Hinsicht, weil die Eingeborenen-Machthaber mit den dortigen Rechtsbräuchen, der Denkweise ihrer Landsleute, den einschlägigen Verhältnissen vertraut sind und schon vor Verhandlung der Sache eingehend über den Tatbestand unterrichtet zu werden pflegen.

Zweifelhaft erscheint mir nur die Form, in welcher diese Zuziehung zu geschehen hat, ob als beisitzender Richter oder nur als Sachverständiger.

Bei dem europäischen Gericht in Niederländisch-Indien zweiter Instanz, dem Justizrat, an welchen die Mischstreitigkeiten in zweiter und letzter Instanz devolvieren, wird in solchen Prozessen, bei denen ein Eingeborener Beklagter ist, ein eingeborener Häuptling, bei Mohammedanern der sogenannte Hauptpangulu, als Sachverständiger zugezogen. Er muss einen der religiösen Form entbehrenden Eid leisten, in dem er verspricht und schwört, das ihm aufgetragene Geschäft mit Eifer und Treue zu erfüllen und versichert, dass er nach keiner Richtung beeinflusst ist.

In dem Urteil muss ausdrücklich darauf hingewiesen werden, dass der Experte gehört worden ist. Ähnlich bestimmt die Verordnung vom 15. April 1899, betreffend Kiautschou, dass in gemischten Streitigkeiten zur Erforschung der chinesischen Rechtsanschauungen der Dorfälteste oder andere geeignete Personen zuzuziehen sind.

In dem Native Territories Penal Code für das englische Südafrika wird dem Richter die Zuziehung von Beisitzern, gleichviel ob Eingeborenen oder Europäern, freigestellt.

Während ich bei den Gerichten in reinen Eingeborenensachen die Zuziehung vornehmer Farbiger als Richter für erforderlich erachte, möchte ich mich bei gemischten Streitigkeiten dahin entscheiden, dass da, wo bisher ein deutscher Einzelrichter zu urteilen hat, die Verwendung von Eingeborenen als Sachverständigen genügt, dort aber, wo ein Kollegialgericht zuständig wird, also bei den Bezirks- und Obergerichten, neben den europäischen Beisitzern eine möglichst gleiche Anzahl Farbiger als Beisitzer jedenfalls dann in Funktion treten muss, wenn ein Eingeborener Beklagter oder Angeschuldigter ist. Nicht nur weil die Eingeborenen die Zurücksetzung hinter europäische Laienrichter besonders schwer empfinden würden, sondern weil auch nach meinem Dafürhalten gerade die Aussprache der europäischen Richter mit den Eingeborenen bei der Verhandlung und Beratung der Rechtssache der kulturellen Entwickelung der Eingeborenen, dem Verständnis der Euro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

päer von der Denk- und Lebensweise der Farbigen besonders förderlich sein, eine geistige Annäherungsbrücke bilden wird.

Ob es erforderlich ist, nach englischem Muster in gemischten Rechtssachen die Stelle eines Eingeborenenanwaltes zu schaffen, der die Eingeborenen schon vor dem Prozess, in allen streitigen und nichtstreitigen Rechtsangelegenheiten, also auch in Mischprozessen, beraten könnte, so eine Art Obervormund, wird von der Qualifikation des deutschen Richters, über die sich das koloniale Gerichtsverfassungsgesetz auszusprechen haben wird, abhängen.

Ich möchte meinen, dass ein mit den entsprechenden Kenntnissen ausgestatteter Richter, ein patriarchalischer Amtsrichter, wie ihn sich unsere Gerichtsverfassung denkt, und an den der Vorwurf der Parteilichkeit auch aus rassenpolitischen Rücksichten nicht heranreicht, einen solchen besonderen Eingeborenen-Anwalt überflüssig machen müsste; nur für die Übergangszeit liesse sich eine derartige Einrichtung rechtfertigen, und würden sich gewiss unter den Missionaren geeignete Persönlichkeiten finden lassen. Aber die unerlässliche Voraussetzung der Entbehrlichkeit eines solchen Eingeborenen-Advokaten ist eben die tüchtige Vorbildung des amtierenden deutschen Richters in bezug auf die Sprache und die Rechtsbräuche der Eingeborenen.

Auch in dieser Hinsicht können uns die Niederländer als ein Muster dienen. Sie verlangen nicht nur die juristische Qualifikation mit dem Doktor juris, sondern noch eine Prüfung nach zweijährigem Studium an der Universität Leyden, welches sich auf die malaiische und javanische Land- und Völkerkunde und vor allem den Adat, d. h. die Rechtsbräuche der Eingeborenen, zu erstrecken hat. Zugelassen werden auch diejenigen zu Richtern, welche das Grootambtenaar-Examen bestanden haben. In Batavia besteht solch' ein Institut zur Ausbildung für die Beamten.

In ähnlicher Weise sollen jetzt auch die Kolonialschulen in Frankreich eingerichtet werden. Ebensowenig, wie man einen Arzt hinaussendet, der sich nicht eine genügende Kenntnis der Tropenkrankheiten erworben hat, darf man Assessoren, die der Sprache und des Eingeborenenrechts unkundig sind, geschweige denn Personen ohne richterliche Qualifikation in solche verantwortlichen Stellen berufen. Man vergesse nicht: Ein guter Richter ist einer der wichtigsten Faktoren für unsere kolonialen Erfolge.

Was die Gesetzgebung über das Verfahren und das materielle Recht selbst in gemischten Rechtssachen anlangt, so darf man sich meines Erachtens nicht mehr, wie bisher, damit begnügen, die sinngemässe Anwendung des deutschen Rechtes zu empfehlen, die für das freie Ermessen einen Spielraum eröffnet, der notwendig zu einer Un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sicherheit des Rechtes, wenn nicht gar zur Beugung desselben führen muss. Auch für die Europäer passt unter den völlig veränderten Lebensverhältnissen in den tropischen und subtropischen Kolonien die in dem Mutterland geltende Gesetzgebung nicht ohne weiteres.

Die älteren Kolonialvölker sind daher dazu übergegangen, besondere Kodifikationen zu erlassen; ich erinnere an den schon erwähnten Native Territories Penal Code, die Indian Codes, und an die betreffenden Gesetzbücher für Niederländisch-Indien.

In bezug auf das Verfahren wird man sich zunächst damit begnügen können, die einzelnen Bestimmungen unserer Prozessordnung auf ihre Anwendbarkeit in den Kolonien zu prüfen, und demgemäss zu streichen, zu ändern oder zu ergänzen. Die Prozedur muss jedes unnötigen Formalismus entkleidet sein und eine rasche und gerechte Justiz ermöglichen.

Es müssen Garantien für die Erzielung wahrheitsgemässer Aussagen von Eingeborenen-Zeugen geschaffen werden, ohne aber die Freiheit der richterlichen Beweiswürdigung, wie etwa durch das Erfordernis einer bestimmten Anzahl Eingeborener-Zeugen zur Erbringung des Beweises gegen Europäer, zu beschränken.

Eine eidliche Versicherung ohne religiösen Charakter, deren Verletzung aber unter Strafe steht, möchte sich nach dem erwähnten holländischen Vorbild immerhin empfehlen. Die fortschreitende kulturelle Entwickelung der Eingeborenen wird hier mithelfen. Entsprechende Änderung müssen die Vorschriften über den schiedsrichterlichen Eid erleiden.

Die Zwangsvollstreckung gegen Eingeborene darf nur in die Hände zuverlässiger und an Zahl ausreichender Gerichtsbeamten gelegt, jede willkürliche Schätzung der in Beschlag genommenen Vermögensobjekte von Eingeborenen muss verhütet werden. Bei Feststellung der von der Pfändung ausgeschlossenen Gegenstände ist auf die religiösen Vorstellungen der Eingeborenen von der Unveräusserlichkeit gewisser res sacrae Rücksicht zu nehmen.

An Stelle des Offenbarungseides und der Schuldhaft wäre für renitente Eingeborene-Schuldner vielleicht die Einführung von Zwangsarbeit zu empfehlen. Doch ist gerade hier die äusserste Vorsicht geboten.

Die Errichtung einer dritten Instanz halte ich für Mischstreitigkeiten, die ohnehin meist geringere Wertobjekte betreffen und noch verhältnismässig selten sind, nicht für erforderlich. Eventuell müsste eine solche nur aus in den Kolonien tätig gewesenen bewährten Richtern, dem Milieu des Prozesses so nah als möglich, in Afrika selbst geschaffen werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ebenso eingreifend wird man im materiellen Rechte zu Werke gehen müssen. Die Niederländer unterscheiden für die Anwendbarkeit des materiellen Rechtes in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten gemäss dem Grundsatz: actor sequitur forum rei, ob der Eingeborene Kläger oder Beklagter ist. Im ersteren Falle findet das besondere Gesetzbuch für Niederländisch-Indien Anwendung, für den andern Fall schreibt § 12, Absatz 2 der allgemeinen Bestimmungen dieses Gesetzbuchs zwar auch die Anwendung des letzteren vor, jedoch mit der Massgabe, dass der Richter so viel wie möglich Rücksicht zu nehmen hat auf die religiösen Gebräuche, volkstümlichen Gewohnheiten und Institutionen der Eingeborenen. Dabei sei bemerkt, dass in reinen Eingeborenensachen n u r diese einheimischen Gebräuche Anwendung finden, soweit sie nicht den allgemein anerkannten Grundsätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit widersprechen.

Ich möchte mich diesem Vorbilde nicht vollkommen anschliessen. Die Vorschrift der Niederländer trägt nur transitorischen Charakter. Ihre Anwendbarkeit erheischt zudem eine genaue Kenntnis des Eingeborenenrechts, wie sie durch blosse Eingeborene-Sachverständige oder richterliche Beisitzer schwerlich zuverlässig genug beschafft werden kann.

In dieser Erkenntnis haben die Niederländer, ebenso wie teilweise die Franzosen und die Engländer eine authentische Sammlung der Eingeborenen-Rechtsbräuche in den Undang-Undang, in der partiellen Zusammenstellung des mohammedanischen Rechtes bewirkt; schreitet man aber einmal zu der Kodifikation eines besonderen, den kolonialen Verhältnissen angepassten Gesetzbuches für die Weissen und einer Sammlung der einheimischen Rechtsgebräuche, so sollte der Gesetzgeber noch einen Schritt weiter gehen und zugleich bestimmen, inwieweit diese Rechtsgewohnheiten in gemischten Angelegenheiten das europäische Gesetz zu modifizieren haben.

Hier werden sich gewisse, aber nicht sehr wesentliche Abweichungen für die einzelnen afrikanischen Kolonien ergeben. Den Hauptprozentsatz unserer eingeborenen Stämme in Afrika bilden doch die Bantuvölker, deren Rechtsanschauungen in ihren Grundzügen überall übereinstimmen und auch die Nachbarvölker beeinflusst haben.

Dabei wird man sich hier ebensosehr vor einer allzu grossen Latitude wie vor einer engherzigen Kasuistik hüten müssen.

In diesem Gesetzbuch wird man für die Eingeborenen besondere materielle Vorschriften zu treffen haben, welche sie vor Ausbeutung und eigenem Leichtsinn mehr oder minder wirksam zu schützen vermögen. Ich denke hierbei besonders an Regelung der Grundeigen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tumsübertragung, Verhütung von Bewucherung, Verhinderung langfristiger Kredite, den eigenartigen Verhältnisssen angepasste Bestimmungen über Gewährleistung, Beschränkung der Stammeshaftung, Einführung der Verjährung und ähnliches.

Dieses Gesetzbuch wird allmählich bei der fortschreitenden kulturellen Entwickelung der Eingeborenen und ihrer sich nach und nach vollziehenden Assimilierung mit europäischen Anschauungen schliesslich auch in reinen Eingeborenensachen Anwendung finden können.

In Strafsachen schwebt mir als Muster der den indischen Gesetzbüchern folgende und auf gründlicher Erforschung des Eingeborenenrechts beruhende Native Territories Penal Code vor, der für alle Bewohner der Kolonie, Farbige und Weisse, gleichmässig Anwendung findet.

Naturgemäss enthält er eine ganze Menge von Bestimmungen, welche speziell Delikte der Eingeborenen betreffen und auf die Europäer schwerlich oder doch nur ausnahmsweise Anwendung finden werden, z. B. Zauberei und der in Afrika so beliebte Viehdiebstahl.

Man wende nicht ein, dass die Eingeborenen für das Verständnis solcher Kodifikationen noch nicht reif seien: es genügt, darauf hinzuweisen, dass sie selbst schon für ihre eigenen Rechtsbräuche Kodifikationen versucht haben, wie z. B. die Velandyr-Bastards und die Bondelzwarts; auch der alte Maharero, der grosse Häuptling der Ovaherero, mit dem seinerzeit der deutsche Schutzvertrag geschlossen worden ist, begann schon mit dem Erlass geschriebener Gesetze.

Man lese nur, was die hervorragendsten afrikanischen Sachverständigen in dieser Hinsicht geäussert haben, welche die Kommission zur Ausarbeitung eines Straf- und Zivilrechts für Eingeborene und Europäer in der Kapkolonie und Natal zu Rate gezogen hat.

Man denke ferner an die bedeutsamen kulturellen Funktionen, welche solche Gesetze auszuüben vermögen, und an die verhängnisvollen Folgen, welche Rechtsverletzungen bei der für das Gesetzmässige sehr feinfühligen Eingeborenenbevölkerung in unsern Kolonien schon gezeitigt haben. Die Schwierigkeit der Arbeit soll gerade ein Ansporn sein, mit den Vorarbeiten, insbesondere einer authentischen Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in unsern Kolonien, so bald als möglich zu beginnen.

In dem engen Rahmen meines Korreferates musste ich mich mit dem Hinweis auf allgemeine Prinzipien begnügen, hoffe aber, bald an anderer Stelle Ihnen den Versuch zu solchen Gesetzentwürfen unterbreiten zu können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier kam es mir nur darauf an, das Interesse an einem solchen Gesetzgebungswerk zu wecken, das nach Art einer geistigen Tropenhygiene die ideelle Sanierung unserer Kolonien bedeutet.

Missionsinspektor **Schreiber**, Bremen: Als Vertreter der Mission danke ich den Herren Referenten und Korreferenten für die von der Mission begehrte Hilfe. Die Mission hat an der hier behandelten Frage das grösste Interesse. Die rechtliche Entwickelung der Verhältnisse unter den unzivilisierten Völkern unserer Kolonien vollzieht sich in der Weise, dass der Heide mit seinem Übertritt zum Christentum vor seiner heidnischen Obrigkeit vielfach rechtlos wird. Der Missionar ist daher genötigt, auch über den Rahmen der Kirchenzucht hinaus Recht zu sprechen und nicht nur zwischen den Christen, sondern auch in gemischten Streitigkeiten zwischen Christen und Heiden. Mit der zunehmenden Befestigung der deutschen Herrschaft ist es möglich, den Leuten den Unterschied zwischen geistlichem und weltlichem Schwert zum Verständnis zu bringen. Dies kann nur langsam gehen, um das Vertrauen der Christen zu ihren Missionaren zu erhalten. Ich erachte es unter diesen Verhältnissen und in Anbetracht der Tatsache, dass für den Heiden der Häuptling König, Richter und Priester in einer Person ist, für richtig, dass keine Trennung zwischen Verwaltung und Justiz eintritt. Für die höheren Instanzen dagegen dürfte diese Trennung schon jetzt angezeigt sein. Bei diesen Gerichten kann die Justiz die Hilfe der Mission nicht entbehren. Trotz der grossen Bedenken, die in Deutschland dazu geführt haben, die Geistlichen nicht zu Schöffen zu machen, Bedenken, die draussen erst recht gelten, glaube ich, dass die Missionare als Beisitzer, Anwälte und Dolmetscher mitzuarbeiten die Pflicht haben. Die Hauptsache bleibt die Qualifikation der Richter. Ich unterstütze die Forderung des Korreferenten bezüglich der sprachlichen Ausbildung der Richter in der Sprache und Rechtsanschauung der Eingeborenen auf das lebhafteste, ebenso die Sammlung der geltenden Bestimmungen und die Kodifikation des Eingeborenenrechts, wozu in Togo durch Missionar Spieth der Anfang gemacht ist. Ich bitte ferner, darauf hinzuwirken, dass die Justizbeamten möglichst lange in Kolonien tätig bleiben, damit eine Stabilität der Rechtspflege angebahnt wird.

Prof. Dr. **Stoerk**, Greifswald: Es erscheint geboten, der bestehenden Reichsgesetzgebung in Ansehung der Schutzgebiete eine Frist der praktischen Erprobung zu gewähren, trotz der unzweifelhaft vorliegenden formellen Mängel der letzten redaktionellen Fassung des wichtigsten Gesetzes. Erst wenn die deutsche Rechtswissenschaft mit Hilfe schärferer Fassung der soziologischen Probleme in der Richtung der festzustellenden Eingeborenenrechte die unerlässlichen Grundlagen für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Reform des materiellen und formellen Kolonialrechts geboten haben wird, erst dann ist der Zeitpunkt für eine tiefgehende Reform des Schutzgebietsgesetzes und der Rechtsordnung der deutschen Kolonien gekommen.

Amtsrichter und Privatdozent Dr. **Fleischmann**, Halle a. S.: Ich bin allerdings der Ansicht des Herrn Referenten in der Beziehung, dass, wenn die Frage dem Plenum zur Abstimmung vorgelegt würde, das Plenum die Resolution annehmen würde. Aber ich glaube, dass nach den heutigen Verhandlungen dem Plenum nicht die nötigen Grundlagen geboten worden sind, um solchen Beschluss gehörig zu fassen. Das Schutzgebietsgesetz krankt durch die vielen und lästigen Verweisungen an einem Schönheitsfehler. Aber an einem solchen kranken leider auch andere, für die Heimat bestimmte Gesetze. Ich erinnere vor allen an den ersten Entwurf des Bürgerlichen Gesetzbuchs, der an diesem Übel allein nicht gescheitert wäre. Man trägt nur Unruhe in die Kreise der kolonialen Bevölkerung und auch in die Kreise der Reichsregierung, wenn nach so kurzer Zeit der Geltung des Schutzgebietsgesetzes der grosse Apparat der Reichsgesetzgebung nur für eine redaktionelle Änderung in Bewegung gesetzt würde. Wichtiger dagegen erscheint mir, das Recht der Eingeborenen endlich von Amts wegen zu sammeln. Eine von der Regierung früher einmal angeregte Sammlung scheint nicht zum Ziel geführt zu haben. Kenner meinen, dass es vielleicht schon die zwölfte Stunde hierfür sei.

* * *

Im Anschluss an die Vorträge Preuss und Meyer wird nach Ablehnung einer von Justizrat Preuss eingebrachten Resolution die nachfolgende Resolution des Herrn Kammergerichtsrats Meyer von der Sektion zur Einbringung in das Plenum mit grosser Majorität angenommen:

„Die dritte Sektion hält es für unbedingt erforderlich, so bald als möglich mit den Vorarbeiten für eine koloniale Gesetzgebung in gemischten Streitsachen zu beginnen und zu diesem Zwecke zunächst eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in die Wege zu leiten."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die völkerrechtliche Staatengesellschaft und das koloniale Problem.

Von Dr. **Felix Stoerk,** Professor der Rechte in Greifswald.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Suchen wir die Aufgabe des Deutschen Kolonial-Kongresses in eine knappe Formel zu bringen, die unserer gemeinsamen Arbeit Inhalt und Richtung gibt, so gilt es, die erprobte Methode der „Enquête" auf das uns alle beschäftigende Problem anzuwenden, und so alle Richtungen des politischen Denkens auf den gesamten Umkreis der kolonialen Fragen einzustellen. Nur wenn Arbeitswillige aus sämtlichen Provinzen der deutschen Geistesarbeit sich der schärferen Erkenntnis der uns mächtig anziehenden Erscheinung widmen, kann es gelingen, diese aus der bisherigen einseitig ökonomischen Betrachtung zu lösen, sie unter ein anderes Richtmass zu stellen, als dasjenige der kaufmännischen Weltrelation zwischen „Aufwand" und „Ertrag". Eine Auflehnung gegen die Alleinherrschaft des volkswirtschaftlichen Massstabs wird dem weitverzweigten Stoffe zu neuen Façetten, den alten zu besserer Beleuchtung und Klärung verhelfen.

Wenn ich so aus meiner engeren Arbeitssphäre diese bescheidene „Kopfsteuer" abtragen soll, so drängt sich mir hier das Verlangen auf, das Verhältnis näher zu prüfen, das sich auf Grund des positiven Rechtsquellenstoffes zwischen der völkerrechtlichen Staatengesellschaft*) und dem Problem der Kolonisation nachweisen lässt.

Die Staaten und Völker treten uns als geschlossene genossenschaftliche Gebilde entgegen, in ihrem wechselseitigen Verhältnis bald in en-

*) Zu dem in der Lehre zwar oft zitierten, aber nur wenig eingehend behandelten Begriff der Staatengesellschaft vgl. E. L. Catellani, La dottrina platonica delle idee e il concetto di società internazionale; Alexandre Corsi, De l'existence d'une sanction positive dans le droit international; Michel S. Kebedgy, Contribution à l'étude de la sanction du droit international; Ernest Nys, La notion et le rôle de l Europe en droit international, besonders dessen Untersuchung über „Le concert européen et la notion du droit international" in den gehaltvollen Études de droit international II. Série; Strisower in „Kongresse" Oesterr. Staatswörterbuch, Bd. 2; Gustav Roszkowski, Ueber das Wesen und die Organisation der internationalen Staatengemeinschaft; Heinrich Triepel, Völkerrecht und Landesrecht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gerer, bald in loser Verbindung gruppiert. Ein Überblick über das geschichtliche Leben der Staaten und Völker zeigt an dieser Stelle ein konstantes Schwanken. Gäbe es ein technisches Hilfsmittel gleich dem Seismograph für die Messung lokaler Ruhestörungen im Erdkörper — so würde sich auch ein gewisser Rhythmus der Staaten und Völker in ihren Perioden engern Zusammenschlusses oder getrennter Lebensführung in deutlichen Kurven registrieren lassen.

Immer bestimmt aber ihre soziale Energie, die jeweilig herrschende Vorstellung von der völkerrechtlichen Pflicht des Einzelstaates gegenüber der Gesamtheit, zugleich das andere Phänomen der Landnahme, der Kolonisation.

Wir haben dadurch beide Erscheinungen: Staatengesellschaft und Aufschliessung der unstaatlichen Erdoberfläche, eingestellt in den Fluss der geschichtlichen Entwickelung.

Tiefgreifende Wandlungen in der inneren Ordnung der Staaten, im äussern Aufbau ihres völkerrechtlichen Zusammenschlusses machen sich auch sofort am andern Ende des Hebels: im Umfang und in der Dauerkraft der jeweiligen Verwirklichung kolonialer Probleme deutlich erkennbar. Tief- oder Hochstand des Staates oder der Staatengesellschaft lässt sich immer auch am Pegelstande der kolonialen Entwickelung einer Zeit ablesen. Hier wirkt gleichsam ein politisches Gesetz der Niveaugleichheit in den Kommunkationsgefässen.

Wollen wir in gebotener Kürze den sich vor uns ausbreitenden Riesenstoff zu einer Übersicht verknüpfen, so wird sich uns eine Reihe von Beobachtungen darbieten, die aus dem geschichtlichen Leben vorwiegend der europäischen Völker und ihrer ausgreifenden kolonisatorischen Wirksamkeit sich ableiten lässt.

Eine dieser primären Erkenntnisse kann in den Satz gebracht werden:

> Kolonisation als Äusserung der Expansionskraft ist in der Natur jedes lebensfähigen Verbandes gelegen. Jede Form genossenschaftlichen Daseins, die für eine niedrige Stufe des politischen und wirtschaftlichen Lebens ausreicht, ist nicht imstande, die Bedürfnisse der höheren Stufe zu befriedigen.

Der kleine, räumlich eng beschränkte Ortsverband der primitiven staatlichen Entwickelung vermag naturgemäss keine ausgreifende Aktion zur Angliederung neuer Gebiets- und Volksteile mit dauerndem Effekt zu entfalten. Wohl aber führt auch schon zwischen kleinen Gemeinwesen das Bedürfnis der Verbindung, Anpassung und Ausgleichung zur übereinstimmenden Gestaltung materieller und idealer Güter, wie des lokalen Rechts, der örtlichen Produktionsweise, der Volksgliederung, der Verfassung in Stadt und Land.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch der kleine Stadtstaat reckt seine Glieder, sucht den nötigen Ellenbogenraum für die Erweiterung seiner Lebenssphäre, seiner genossenschaftlichen Geltung. Das gilt vom Kleinstaat der Antike, von der πόλις, wie von dem kaufmännischen Geistes erfüllten Splitterstaat des Mittelalters.

Die deutschen Städte bewidmen junge Siedelungen mit ihrem heimischen Rechte und schaffen so Städtefamilien mit gleicher innerer Rechtsstruktur, mit übereinstimmender Gerichtsbarkeit, mit international gleichgeordneten Rechtsinstituten, die innere Einheit schaffen bei Wahrung nationaler Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Die werbende Kraft des Kaufmannsgeistes hat so in früher Kulturarbeit Länderstrecken überbrückt und friedliche Kolonisationen geschaffen, von grösserer Dauerkraft als viele andere, die ihr Entstehen nur Krieg und Okkupation verdankten.

Dieser aus der bürgerlichen Initiative entsprungenen friedlichen Kolonisation der jungen politischen Gebilde verdanken — wie ich hier wohl nur in knappster Andeutung erwähnen darf — die wichtigsten Klammern der völkerrechtlichen Rechts- und Wirtschaftsordnung ihr Entstehen und ihre Blüte: das Kaufmanns- und Handwerkerrecht des Mittelalters, das Wechsel- und Handelsrecht, die Ansätze des grossen Güterumlaufs und dessen Sicherung durch Ausbildung eines internationalen Vermögensrechts, gleicher Grundsätze des Rechtsganges von Stadt zu Stadt, von Markt zu Markt.

Kleiner Handelsstaaten langgedehnte Kette, teils Mutterstaaten, teils Tochterniederlassungen in fremden Landen, bilden die Stützpunkte des mittelalterlichen Staatensystems und sind fest verankert durch jenes meist ungeschriebene internationale Recht, dessen Sätze, gering an Zahl, aber aus den Tiefen des Berufsbedürfnisses aufgestiegen, dem völkerrechtlichen Verkehr der Zeit sichere Grundlagen schufen.

Je zahlreicher die Schlüssel in unserer Hand werden, die uns den riesigen Quellenstoff des mittelalterlichen Völkerverkehrs eröffnen, um so schwächer wird die fable convenue, die das Geburtsdatum des Völkerrechts in die kriegsmüden Tage Hugo Groots verlegt.

In diesem Lichte besehen, ist die „unstaatliche" Kolonisation gleichbedeutend mit Aufschliessung von neuen Verkehrswegen zur Angliederung neuer Gebietsteile, zur Besiedelung oder zur Ausbeutung der neuerschlossenen Länder und Volksteile. Auf diesem Wege ist, wie Alfred Zimmermann*) zutreffend bemerkt, ganz Europa einst das Feld äusserer Kolonisation gewesen, aber nicht des geschlossenen Territorialstaats, sondern seiner Berufsschichten und derjenigen Bevöl-

*) Alfred Zimmermann, Kolonialpolitik, im Hand- und Lehrbuch der Staatswissenschaften, Leipzig 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kerungsklassen, deren wirtschaftliche Betätigung den räumlichen Anschluss anderer Lebensgebiete fordern musste. Für diese Periode der noch nicht „verstaatlichten" Kolonisation war daher die Aufschliessung neuer Verkehrswege innerhalb des europäischen Kontinents von derselben Bedeutung und wirtschaftlichen Tragweite, wie in späteren Perioden die Ermittelung der neuen Seewege über die Grenzen Europas weit hinaus. In seiner trefflichen Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs macht darum Aloys Schulte*) scharf die verkehrs- und staatengeschichtliche Bedeutung erkennbar, die der Entdeckung des Gotthardweges, der Pässe über den St. Bernhard, Simplon, Septimer und Julier für die Verbindung des alten Kulturlandes Italien mit Deutschland zukommt.

Dieser Teil der Geschichte des Kolonisationswerkes in Europa und der berufsgenossenschaftlichen Angliederung der kleinen Verbände wird sich erst allmählich aus dem Zusammenhange lokal begrenzter Wirtschaftsgeschichten nach den Methoden Lamprechts, Gotheins u. a. ermitteln und für die Geschichte der primitiven Staatengesellschaft in Europa verwerten lassen.

Ein zweiter Leitsatz, der sich aus dem allmählichen Aufbau der abendländischen Staats- und Wirtschaftsordnung ergibt, schliesst die Lehre ein, dass nur der räumlich ausgedehntere, innerlich fest geordnete Staat — oder ein in Haupt und Gliedern geordnetes Staatensystem koloniale Gebilde in ausgedehntem Umfange zu begründen und lebensvoll zu erhalten die Kraft besitzt. Ein grosses typisches Beispiel hierfür bietet uns im Rahmen der völkerrechtlichen Geschichte der europäischen Statengesellschaft das grosse genossenschaftliche Unternehmen der Kreuzzüge. **) Wir können sie an dieser Stelle der Betrachtung, losgelöst von ihren religiös-völkerpsychologischen Impulsen, ansprechen als einen in Plan und Ziel gewaltigen Zusammenschluss der die Zeit beherrschenden Kräfte, gerichtet auf eine Ausweitung des in Europa zur Geltung vorgedrungenen geistlichen und weltlichen Systems.

Das einigende feste Band der Papst- und Kaisergewalt, die eiserne Schlussklammer für die mittelalterliche Völker- und Staatengesellschaft,

*) Aloys Schulte, Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Westdeutschland und Italien mit Ausschluss von Venedig, Bd. 1., Leipzig 1900. Gehaltvoll: W. Götz, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels, Stuttgart 1888.

**) Reichen Ertrag für die Geschichte des europäischen Staatensystems gewähren Röhrichts Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge, Berlin 1874–1878. S. ferner Holtzendorffs Darstellung im I. Bd. des Handbuchs des Völkerrechts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war noch mächtig genug, das grosse völkergesellschaftliche Unternehmen in Gang zu bringen, dem sich im Verlaufe der Geschichte Europas kein zweites an die Seite stellen lässt. — Es lag aber nicht mehr in der Kraft des Zwei-Lichter- oder Zwei-Schwertersystems, den grossen kolonialpolitischen Vorstoss endgültig für Europa zu sichern, seine Ergebnisse siegreich zu erhalten.

Die Flaggen des Abendlandes werden an der Küste Kleinasiens zu Ende des 13. Jahrhunderts wieder eingezogen, und Europas Staatensystem büsst auf Jahrhunderte hinaus den Zusammenbruch seines kolonialen Unternehmens mit dem Erlöschen seines alten Glanzes, seiner Autorität im Orient. Das grosse dualistische Ordnungsprinzip des mittelalterlichen Staatensystems, nach dessen von altersher gefestigten Regeln das europäische Völkerleben um zwei feste Punkte sich bewegte — „wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt", war eben im Verlauf der Kreuzzüge — im Zeitraume von der begeisterten Kirchenversammlung zu Clermont 1095 bis zum Fall von Akka, 1291 — tief unter sein altes Machtniveau gesunken. Mit dem siegreichen Durchdringen des Nationalstaats im Westen Europas — in England, Frankreich, in den kleinen, aber kraftvoll ringenden Stadtstaaten Italiens im Vorabendlicht der Renaissance — versinkt die überlieferte alte internationale Rechtsordnung mit ihren beiden Richtpunkten: Kaiser und Papst.

Es geht ein Zittern durch die alte Welt; rückschauenden Geistern erscheint sie wie der einsame Wanderer im dunkeln Forst, dem Ziel und Richtung zu entschwinden drohen. Die Sorge um das völkerrechtliche Ordnungsprinzip der Welt lässt in dieser Zeit kosmopolitische Denker, wie Dante Alighieri, bittere Klagen erheben um das verlorene Weltenglück, um die versunkenen Leitsterne der alten Zeit.

Immerhin hat der zweihundertjährige Bestand enger Berührung zwischen Europa und dem Orient tiefgreifende Spuren und fruchtbarste Nachwirkungen in der Staatengesellschaft Europas hinterlassen. Es war die grosse Brücke geschlagen, der Radius der wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Beziehungen Europas hatte sich erheblich verlängert, der Güterumlauf hatte neue Richtungslinien, Schiffahrtsrecht und Konsularwesen, Fremdenrecht, Kriegsrecht und völkerrechtliches Vertragsrecht empfingen reiche Förderung und nachhaltigen Aufschwung aus den neuartigen Berührungsformen zweier Welten.

Die Besiedelung der kleinasiatischen Kolonien vollzog sich im übrigen keineswegs als Kollektivakt der europäischen Staaten. Franzosen und Venetianer, die Untertanen Cyperns und Genuas usw. waren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

getrennt eingedrungen und dort — vereint geschlagen worden, sie betätigten jedoch, trotz unablässiger Rivalitäten, die Zusammengehörigkeit und Solidarität der europäischen Christenheit gegenüber dem Sultanat und seinen Organen. Innerlich geteilt, traten die europäischen Kolonisten als äusserlich ungeteilte Einheit auf zur Erlangung neuer und Sicherung erworbener Rechtstitel. Der Islam hat diese Geschlossenheit des europäischen Staatensystems für sein weites Ländergebiet auch konsequent anerkannt und seiner Fremdenpolitik mit anerkennenswerter Loyalität zugrunde gelegt. Mag auch der literarische Streit noch unentschieden sein, ob die frühen Beziehungen des Orients zu Karl dem Grossen, dem ruhmvollen Herrscher des Frankenreichs, oder die privilegierte Stellung der Franziskaner in Palästina, als Hauptvertreter der lateinischen Kirche, hierzu den Anlass gegeben: — der Name „franchi" gilt unstreitig seit der Eroberung des Heiligen Landes als Kollektivbezeichnung für die im Osmanischen Reiche angesiedelten Angehörigen der europäischen Staatengesellschaft. Ihre Geistlichen, Lateiner (römisch-katholische), wie Orthodoxe (griechisch-katholische), werden als „fränkische Geistliche" oder „fränkische Mönche" bezeichnet.*) Und schon lange vor dem bekannten System der Kapitulationen aus der Zeit Franz I. von Frankreich hat die Pforte dem ganzen „fränkischen" Europa den Genuss des gleichen Schutzes und der Gleichberechtigung, modern gesprochen: der „offenen Tür", zugesichert. Die Pforte ist sich von jeher der Ungenauigkeit des Ausdrucks bewusst und bleibt nur aus Gründen der geschichtlichen Tradition bei der alten Terminologie. So auch noch in der Kapitulation von 1740: „Les évêques dépendant de la France et les autres religieux qui professent la religion franque, de quelque nation ou espèce qu'ils soient, lorsqu'ils se tiendront dans les bornes de leur état, ne seront point troublés dans l'exercice de leurs fonctions . . . ."

Es mag hier nicht unerwähnt bleiben, wie in den modernen diplomatischen Beziehungen der europäischen Staaten zur Pforte mancherlei Schwierigkeiten und Spannungen daraus erwachsen, dass aus dem Gebrauch jener Kollektivbezeichnung „franchi" Frankreich das Recht führender Stellung und der ausschliesslichen Schutzgewalt über die Christen des Orients für sich ableitet. Aber wir verbleiben im Rah-

*) Vgl. hierzu die auf gründlichen Quellenstudien beruhenden Ausführungen bei Francis Rey, La protection diplomatique et consulaire dans les échelles du Levant et de Barbarie, Paris 1899, und Pierre Arminjon, Étrangers et protégés dans l'empire Ottoman, Paris 1903. In knapper Darstellung gut orientierend über einige der in Betracht kommenden Hauptfragen: F. v. Verdy du Vernois, Die Frage der heiligen Stätten Palästinas, in den Beiträgen zur Geschichte der völkerrechtlichen Beziehungen der Ottomanischen Pforte, Erstes Heft, Berlin 1901.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men der uns gestellten Aufgabe, wenn wir betonen, dass der durch das gemeinsame Unternehmen der Kreuzzüge betätigte Zusammenschluss des Abendlandes die Pforte auch nach dem Zusammenbruch des von Gottfried von Bouillon begründeten Königreichs in den Heiligen Landen zu Konzessionen und weitgehender Privilegierung aller Europäer bestimmt hat, die ihr tamquam unum corpus entgegengetreten waren.

Hier zeigt sich die grosse wirtschaftsgeschichtlich nachhaltige Wirkung jener, idealen Motiven entsprungenen Bewegung der Kreuzzüge, für die die materialistische Geschichtsauffassung wohl kaum eine planmässige Stelle in ihrem Lehrgebäude erübrigen kann.

An anderer Stelle dagegen hat die Pforte, die den Wert des Europäertums für das eigene Ländergebiet wohl erkannt hat, die Zerstückelung und Lockerung des Staatensystems in Europa zur Erweiterung der eigenen Machtsphäre und für ihre politische Propaganda auszunutzen wohl verstanden.

Alsbald, nachdem die alte Staatenordnung Europas zerfallen, der Papst — um im Bilde des Sachsenspiegels zu verbleiben — vom blanken Pferde geglitten, der deutsche Kaiser aus dem beherrschenden Mittelpunkt der Staatengemeinschaft ausgeschieden war, weil eine Reihe kraftvoller Nationalstaaten im Westen Europas sich entfaltet hatten, — ergreift Asien die Offensive gegen das alte Abendland. Im Innern zerklüftet, ohne weltliches, noch geistliches Haupt, wehrlos durch ein kraftlos gewordenes veraltetes Wehrsystem, wird Europa zum Kolonialgebiet für asiatische Völkerstämme. Die lose gewordene Gemeinschaft der abendländischen Staaten ist im 14. Jahrhundert weder gewillt, noch kräftig genug, den Osten und Südosten Europas gegen die Überflutung zu schützen. Die osmanischen Türken setzen sich auf der europäischen Seite des Hellespont fest. Sultan Murad verlegt 1356 seine Residenz nach Adrianopel und bedrängt das absterbende griechische Kaisertum immer härter. Serben und Bulgaren werden tributär, Bosnien, Albanien, Herzegowina, Walachei nach dem Völkermorden auf dem Amselfelde, 1389, unterjocht. Bald dringt der siegreiche Türke in Makedonien, Thessalien und endlich in Hellas ein. Seine drückende Herrschaft an der Donau war dauernd befestigt, und seit den Maikämpfen des Jahres 1453 blitzt der Halbmond über der Riesenkuppel der Hagia Sophia. Das kommende Jahrhundert der Renaissance und der religiösen Spaltung, der Entdeckung und Gewinnung Amerikas lässt das europäische Staatensystem nicht zur Erkenntnis seiner wirtschaftlichen und politischen Solidarität gelangen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Keine Monroe-Doktrin des Abendlandes hinderte die asiatische Macht, Europa zu ihrem Kolonialgebiet zu machen. Je mehr das Selbstgefühl der führerlos gewordenen Staatengesellschaft der sogenannten „Alten Welt" zusammenschrumpft, um so weiter umschreibt die Pforte den Kreis ihres Herrschaftsbereichs in Europa.

Nach der blutigen Schlacht bei Mohacs (1526) ist Ungarn — bis dahin die Schutzwehr Europas gegen die dauernde drohende Türkennot —, zusammengebrochen, und der Halbmond schiebt fortan unaufhaltsam seine Posten bis an die Grenzen Niederösterreichs und der Steiermark vor. Ofen, heute die malerische Königsburg eines sorgenreichen Königs aus deutschem Fürstengeschlecht — Ofen war fast 150 Jahre hindurch, von 1541 bis 1686, unter türkischer Herrschaft geblieben, bis es kaiserlichen Truppen unter Führung eines deutschen Feldherrn, Herzogs Karl von Lothringen, gelungen war, den Türken aus Ungarn endgültig zu verdrängen.

Während der Deutsche Kaiser aus dem Hause Habsburg, nicht nur von den deutschen Ständen, sondern auch vom übrigen Europa verlassen, dem Ansturm der asiatischen Macht allein begegnen musste, — dreimal hatte der Türke seine siegreichen Fahnen unter die Mauern Wiens gebracht —, während dieser schweren Bedrohung des Ostens, des Südostens und eines Teiles des mittleren Europa löste sich der Westen gänzlich von den Geschicken der Nachbarstaaten los und ging seine Sonderwege, teils in wechselvollen Kämpfen, teils im hundertjährigen Ringen um die koloniale Übermacht. In diese Zeit tiefster Zerklüftung der europäischen Staatengesellschaft fällt die erste Periode der grossen Kolonialgründungen Spaniens, Hollands, Portugals, die ersten kühnen Fahrten Sir H. Gilberts und Sir Walter Raleighs (1578—79). Für die ungeduldigen Kritiker der deutschen Kolonialarbeit der letzten dreissig Jahre sei hier in der Klammer bemerkt, dass Egerton*) die dreihundert Jahre englischer Kolonialpolitik in fünf Perioden teilt und die ersten hundert Jahre als die Zeit der Anfänge ansieht.

Während in diesem langen Zeitraum die Westmächte und das vom deutschen Mutterlande völlig losgelöste Holland in Amerika, in Ostindien und in der Inselwelt neue Gebiete aufschlossen, musste sich der Osten Europas fremder Eroberung fügen und musste sich, um ein modernes Bild zu gebrauchen: die Rolle der Mandschurei 150 Jahre hindurch gefallen lassen.

Die schweren Fehler der zerklüfteten Staatengesellschaft jener Tage hat erst die neuere Zeit wieder zu heilen vermocht. Erst der

*) Hugh Edward Egerton, The origin and growth of the English colonies and of their system of government.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

engere Kollektivverband der ihrer gemeinsamen Aufgaben bewusst gewordenen Staaten des 19. Jahrhunderts hat die verhängnisvollen Folgen der Zeiten der Zerrüttung und des isolierten Egoismus der Westmächte wieder gut zu machen gesucht. Erst der 1878 zu Berlin abgehaltene Staaten-Kongress hat dem stetig fortschreitenden Rückbildungsprozesse, der sich im türkischen Okkupationsgebiet auf europäischem Boden eingestellt hat, die genossenschaftliche Sanktion gegeben. Dem Berliner Kongress ist die völkerrechtliche Aufgabe zugefallen, europäischen Boden für das europäische Gemeinschaftsleben wieder zu erlangen. Die in der Entwickelung zurückgebliebenen kleineren Balkanstaaten, die nach langen und blutigen äusseren Kämpfen, nach inneren Mühen, sich allmählich von der Suzeränität der Pforte frei gemacht hatten, wurden durch die Berliner Akte vom 13. Juli 1878 in ihrer staatlichen Unabhängigkeit und Selbständigkeit anerkannt, um es ihnen zu ermöglichen, fortschreitend in Wirtschaft, Rechtspflege, Verkehr und Verwaltung, sich dem europäischen Staatensystem und abendländischer Gesittung anzugliedern.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich der weitere Erfahrungssatz geschichtlicher Beobachtung, dass mit dem Anwachsen der Machtstellung Frankreichs und Grossbritanniens im Zeitalter nach dem westfälischen Frieden die Mehrheit der kontinentalen Staaten die Notwendigkeit erkannt hat, ein wachsames Auge der kolonialen Ausdehnung jener beiden Vormächte zuzuwenden. Der zu Münster und Osnabrück nach Überwindung grosser zeremonial-rechtlicher Schwierigkeiten zusammentretende Staatenkongress hatte das Bewusstsein weitgehender Interessengemeinschaft der europäischen Staatenfamilie geweckt, sodass fortan auch dieser Teil der Tätigkeitssphäre des einzelnen Staates zur res communis omnium der Grossmächte wird. Das reiche Material der unter der Einwirkung der Merkantiltheorie, später des Colbertismus, sich häufenden Kommerztraktate, der Handels-, Zoll- und Freundschaftsverträge zieht bald ein dichtes Netz um das gesamte Wirtschaftsleben der Zeit. Sie ruhen teils auf dem Grunde des wirksam sich ausbreitenden Systems der Meistbegünstigung, teils auf dem differenzieller Behandlung. Beide Systeme rücken aber den Handel mit den Kolonien in die Interessensphäre aller am Weltverkehr beteiligten Staaten und Völker. Es entspricht daher in der Hauptsache der Aktenlage des völkerrechtlichen Quellenmaterials, wenn M. v. Brandt*) in

*) M. v. Brandt, Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung, aus: England in deutscher Beleuchtung, von Thomas Lenschau, Halle a. d. Saale 1906. Vgl.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der gut orientierenden Schrift: Die englische Kolonialpolitik und Kolonialverwaltung, darauf hinweist, „dass, wo die kolonialen Interessen Englands sich mit denen seiner Gegner und Konkurrenten auf demselben Gebiet kreuzten, die Entscheidung niemals in den Kolonien selbst, sondern in den Kämpfen gefallen ist, die in Europa, zu Wasser wie zu Lande, zwischen England und seinen Bundesgenossen auf der einen und den Gegnern beider auf der andern Seite geführt worden sind. Die Folgen der anderswo erreichten Erfolge oder erlittenen Niederlagen haben erst in den in Europa abgeschlossenen Verträgen ihre Bestätigung, oft auch ihre Annullierung gefunden". Damit ist die Kolonisation in der zunehmenden Gemeinschaft der Wirtschaftsordnung der führenden Staaten herausgetreten aus der isolierten Aktion des Einzelstaates und unter die mehr oder weniger wirksame Kontrolle der übrigen Staatenwelt gelangt. Tritt hier auch die Machtstellung und vor allem die Seegeltung des kolonisierenden Staates entscheidend in den Vordergrund, heute, wie seit den Tagen der Cromwellschen Navigationsakte, — so bleibt die Tatsache des Wettbewerbs und der wachsamen Kontrolle rivalisierender Staaten nicht ohne Einfluss auf Charakter und Umfang der kolonialen Wirksamkeit.

In der Tat bilden die grossen Kollektivverträge von Ryswick, Utrecht, Aachen, Versailles usw. nicht nur gehaltvolle Abschnitte in der kolonialen Geschichte Englands, Frankreichs, Spaniens, Hollands, sondern sie sind auch zugleich wichtige Etappen für die genossenschaftliche Beteiligung und Kontrolle, die der europäischen Staatengesellschaft fortan am Problem der Kolonisation zukommt. Am deutlichsten hat sich diese ihre allseitig anerkannte Zuständigkeit zur Normensetzung im 19. Jahrhundert ausgestaltet und gelangt zu ihrem urkundlichen Ausdruck in der von sämtlichen seefahrenden Staaten beschickten Berliner Kongokonferenz und der am 26. Februar 1885 signierten Kongoakte, die eine umfassende Kodifikation wichtigster Fragen des Kolonialrechts einschliesst. Aber auch die schon fünf Jahre früher zu Madrid abgehaltene internationale Konferenz und die im Anschluss daran am 3. Juli 1880 abgeschlossene „Convention relative à l'exercice du droit de protection au Maroc" gibt deutlich der befestigten Rechtsüberzeugung Ausdruck, dass die für die gesamten Rechts-, Wirtschaftsordnungen und Verkehrsbeziehungen aller Kulturstaaten wesentlichen Kolonialgebiete nicht anders, als durch den Consensus aller beteiligten Glieder der Staatengesellschaft geregelt werden dürfen. Als daher durch das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904 in wich-

dazu auch die quellenmässige Darstellung bei Alfr. Zimmermann, Geschichte der preussisch-deutschen Handelspolitik, Oldenburg 1892; Konrad Haebler, Die überseeischen Unternehmungen der Welser und ihrer Gesellschafter. Leipzig, 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigsten Punkten über die künftige Rechtslage Marokkos lediglich durch England und Frankreich allein die Entscheidung getroffen und damit für alle Zukunft ein Präjudiz geschaffen werden sollte, war der energische Einspruch des Deutschen Reichs gegen diese Loslösung des Fragenkreises aus der Zuständigkeit der Staatengesellschaft*) keineswegs bloss durch die Verletzung deutscher Interessen diktiert. Es galt zugleich die Wahrung eines internationalen Rechtsguts, den Schutz der Rechtssphäre aller derjenigen, wenn auch maritim minder mächtigen Staaten, die, wie Österreich-Ungarn, Belgien, Holland usw., an der Gestaltung dieses Teiles des aussereuropäischen Völkerlebens in hervorragendem Masse beteiligt sind.**) Das Bedürfnis nach Betonung der Rechtskontinuität war unzweifelhaft auch den Kontrahenten der am 8. April 1904 in London abgeschlossenen Abmachungen über Marokko, Ägypten, Neufundland, Siam, Madagaskar und die Neu-Hebriden unabweisbar. Sowohl der Leiter des englischen Foreign Office, Marquess of Lansdowne, wie der französiche Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Delcassé, geben in ihren amtlichen Erklärungen zu den Verträgen, wie in den Rundschreiben an die diplomatischen Vertreter im Auslande bezüglich aller Gebiete, die die Einigung umfasst, das ältere völkerrechtliche Quellenmaterial genau an. So wird, namentlich in Ansehung Neufundlands, der Utrechter Friede, Artikel XIII, der Artikel V des Pariser Friedens vom Jahre 1763 und der Versailler Friedensvertrag von 1783 genau aufgezählt. Nur in

*) Dieser völkerrechtliche Gesichtspunkt der pflichtmässigen Wahrung der Zuständigkeitssphäre der modernen Staatengesellschaft hat auch in der fachwissenschaftlichen Literatur noch nicht die angemessene, parteilose Anerkennung gefunden. Noch immer überwiegt die parteipolitische Ueberschätzung eines kurzen Tageserfolges, während der Gedanke der zunehmenden Energie der Staatengesellschaft dabei in den Hintergrund gedrängt wird, obgleich er allein unserm modernen Völkerrecht Realität, Inhalt und Richtung geben kann. Im Zusammenhange damit s. J. Novicow, La fédération de l' Europe, Paris 1901, und Eugen Schlief, Der Friede in Europa, Leipzig 1892.

**) Es ist überraschend und bezeichnend zugleich, dass diese Erwägung aus dem Gedanken der internationalen Rechtsordnung heraus bei den meisten französischen Völkerrechtsautoren, die zur Marokko-Affäre das Wort ergriffen haben, unberücksichtigt geblieben ist. Selbst der beste scharfsinnige Kenner der völkerrechtlichen Beziehungen Marokkos, E. Rouard de Card, ignoriert die Abmachungen der Madrider Konvention vom 3. Juli 1880 vollkommen und gelangt in seiner jüngsten Schrift „Le protectorat de la France sur le Maroc", Toulouse 1905, zu wesentlich andern Ergebnissen als nach seinen früheren gründlichen Forschungen zur Frage füglich erwartet werden konnte. S. dessen Studien: „Les traités entre la France et le Maroc", Paris 1898; „Les Relations de l'Espagne et du Maroc, pendant le XVIII et le XIX Siècles", Paris 1905, und die jetzt sehr aktuelle Schrift: „La frontière franco-marocaine et le Protocol du 20 Juillet 1901". — S. dazu die knappen versöhnlichen Ausführungen L. de Montluc, „Le Maroc et le rôle de la France", in der Revista de Derecho international y politica exterior, herausgg. von Marquis de Olivart und E. Garcia Herreros, Madrid 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bezug auf Marokko fehlt es sowohl im diplomatischen Vertragsstoff, wie in den amtlichen Noten an irgendeiner Anlehnung oder Berufung auf die von den Vertretern der Staatengesellschaft einmütig errichtete und in der Madrider Konvention vom 3. Juli 1880 allseitig anerkannte Rechtsordnung für Marokko.*) Die Reaktion gegen den Bruch des Systems der genossenschaftlichen Normensetzung lag im dringenden Bedürfnisse aller Teile, denen daran liegt, die Ansätze einer friedensrechtlichen Organisation der Staatenwelt für ihre gemeinsamen Bedürfnisse sicherzustellen.

Wenn die Madrider Konvention von einem Teile ohne weitere Zustimmung der Mitkontrahenten als „nulle et de nul effet" erklärt werden kann, dann ist es nicht abzusehen, warum sich die übrigen an die zahlreichen Zwangsnormen der andern internationalen Unionen und Abmachungen gebunden halten sollten, die im „commun accord" so weite Gebiete des modernen Wirtschaftslebens in Produktion und Konsumtion, wichtige Kulturgüter unserer Tage, vom Genfer Kreuz bis zur Brüsseler Zuckerkonvention und bis zur Erhaltung des Leuchtturms am Kap Spartel — gegen Verletzung zu sichern bestimmt sind.

Zum Abschlusse sei noch des Umstandes gedacht, dass die im vollen Lichte der Öffentlichkeit und unter der Kontrolle der gesamten Staatenwelt sich vollziehende Landnahme unserer Tage in andern Formen und Voraussetzungen sich abspielt, als in den Epochen der völlig konkurrenzlosen Aufschliessung der Erdoberfläche durch einen oder zwei unternehmungsfreudige Staaten Europas.

Seit der Ausbreitung des Systems der Handelsverträge ist die Monopolisierung des Handels mit den Kolonien, die Ausschliessung jedes andern Verkehrs als mit dem Mutterlande, unmöglich geworden. Damit ist aber auch die früher am reichlichsten fliessende Quelle der Rentabilität von Kolonien fast verstopft. Hier mochte das Geschlecht der Merkantillehren die treibende Kraft für Kolonialpolitik gewonnen haben — aber schon die Besitzergreifung Gibraltars im Jahre 1704, Maltas 1800, Adens 1838, hätte das übrige Europa davon überzeugen müssen, dass es ideale, politische Motive gibt, die ein tatkräftiges Land zur Sicherung und Ausweitung des eigenen Staates notwendig auf den Weg kolonialer Erwerbungen drängen.

Der Gedanke ist viel zu lange verkannt worden, dass auch in der tiefinnersten Eigenart des weltlichen Staates ein Trieb zur Pro-

*) Das in Betracht kommende Quellenmaterial findet sich in Martens-Hopf, Nouveau Recueil Général de Traités, 2. Série, Tome VI, p. 550, 624; Martens-Stoerk, a. a. O. Tome 32, p. 1—57. Vgl. dazu noch Nicolas Politis, La condition de l'Egypte und La condition des Nouvelles-Hébrides d'après l'accord franco-anglais de 1904 in Fauchilles „Revue Générale de Droit international public." 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

paganda steckt, zur Behauptung und Fortsetzung der nationalen Art — der nicht in Geldwert sich umsetzen lässt. Jeder lebenskräftige Nationalstaat hat seine Mission, den Glauben an sich selbst und seinen heilspendenden Beruf. Man mag das Problem in die ideale Formel bringen: „Gehet hin und lehret allen Völkern!" — oder man mag in der Formel Herbert Spencers: Leben ist Anpassung, Assimilierung — ein Gesetz erblicken, das auch das Dasein der Staaten mit eiserner Kraft erfasst: das Endergebnis bleibt sich gleich. In beiden Fällen wird man sich von der lockenden Vorstellung frei machen müssen, dass Kolonisieren immer ein lukratives Unternehmen sei, dessen Ertrag sich stets auf Mark und Heller berechnen lassen müsse. Kolonisation als Aufschliessung und Angliederung kulturfremder Ländergebiete und Völkerschaften ist nichts als Verstaatlichung, mit allen Lasten und wirtschaftlichen Pflichten einer solchen Ausbreitung des staatlichen Lebens.

Hier gilt es wenig, ob der Kulturstaat will; er muss es — auch ohne Hoffnung auf unmittelbaren klingenden Erfolg. Er ist sich dessen klar bewusst, dass der Glanz seines geschichtlichen Ruhmes, sein Geschick, sein Gedeihen, seine Zukunft mittelbar auch an die kulturelle Hebung fremder Länderstrecken gebunden sind. Seine eigene Güterproduktion, die Zufuhr von fremden Landesprodukten und der Marktpreis der eigenen, die Abwehr gefahrvoller Volkskrankheiten, Pest, Cholera, Lepra, Bubonen, ägyptischer Augenkrankheit, Viehsterben usw., all diese Erscheinungen bedrohen in absehbarer Stufenfolge seine nationale Existenz, seine Wohlfahrt, das wirtschaftliche Gedeihen seiner Angehörigen.

Die Zeiten sind vorbei, da es uns gleichgültig war, ob da hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen, oder nicht. Richtiger: es war uns nie gleichgültig, und es ist nur ganz konsequent, wenn Goethe, der weitausschauende Geist, jenes Wort dem kleinstädtisch beschränkten Spiessbürger in den Mund legt.

Der völkerrechtliche Terminus der „Interessensphäre" ist der jüngsten Entwickelung des Kolonialrechts entnommen und spielt seither eine entscheidende Rolle in den völkerrechtlichen Beziehungen der die unstaatliche Welt okkupierenden Mächte. Aber das Wesen der „Interessensphäre" ist älter und erheblich weiter reichend, als die praktische Anwendung des Wortes für grenzbenachbarte Gebiete, auf deren Geschicke der Kolonialstaat Einwirkung zu nehmen sich regelmässig vorbehalten will.

Mit der nötigen räumlichen Einschränkung liegt die ganze Kolonialwelt in der „weitesten Interessensphäre" der Staatengesellschaft, als Träger der Kultur unserer Tage.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von einer kurzen Periode abgesehen, die man als die Periode des Raubbaus und brutaler Entrechtung der Eingeborenen bezeichnen kann, da Spanier und Portugiesen bei Aufschliessung des neuen Kontinents überall nur die Frage nach Gold stellten, von jenen Ausnahmetagen abgesehen — ihre Methode hat sich in der Folge schwer und bitter gerächt —, waren die volkstümlichen Ideen über den Reichtum der Kolonien allerwärts ein Ergebnis romanhafter Vorstellungen.

Es gilt so ziemlich von allen Kolonialgebieten, was Macaulay in seiner Meisterstudie über Warren Hastings von den finanziellen Hoffnungen sagt, die die ostindische Kompagnie auf die Ausbeutung Indiens gesetzt hatte. Der grosse Geschichtsschreiber sagt an jener Stelle:*)

„Die Einkünfte Bengalens gewährten unter der von Clive eingeführten Verwaltung keinen so grossen Überschuss als die Kompagnie gedacht hatte; denn damals hegte man in England die abgeschmacktesten Vorstellungen in betreff des Reichstums von Indien. Paläste von Porphyr mit dem kostbarsten Brokat austapeziert, Haufen von Perlen und Diamanten, Gewölbe, aus denen die Goldmünzen scheffelweise herausgemessen wurden, füllten die Einbildung selbst von Geschäftsleuten. Niemand schien davon unterrichtet, und doch war es die unzweifelhafteste Wahrheit, dass Indien ein viel ärmeres Land sei, als Länder, die man in Europa für arm ansieht — als Irland z. B., als Portugal oder als Schweden. Die Kommissarien des Schatzmeisteramts und die Deputierten der City waren fest davon überzeugt, dass Bengalen nicht nur die Kosten seiner Verwaltung decken, sondern den Besitzern indischer Fonds eine vermehrte Dividende und den englischen Finanzen eine grosse Erleichterung gewähren würde. Diese unsinnigen Erwartungen erfüllten sich nicht."

Der jahrhundertelange Kampf um das Okkupations- und Entdeckungsrecht, die zahllosen völkerrechtlichen Theorien über den originären Gebietserwerb sind zum grossen Teile auf diesem traditionellen Irrglauben aufgebaut. Das 17. und 18. Jahrhundert steht ja noch mit beiden Füssen in der Märchenstimmung, die den „Naturzustand" idealisiert und in einer staatenlosen Welt das glückgesegnete Ausleben der Persönlichkeit zu erhoffen glaubte.

Auch die jüngste grosse Kolonialbewegung, deren Phasen, soweit sie die Geschicke des Deutschen Reichs berühren, wir alle als einen

*) Thomas Babington Macaulay, Historische Abhandlungen, Warren Hastings Uebrs. v. Seemann. Königsberg 1830. S. 18 fg. Warnungen in gleicher Richtung enthielt schon Bacons Essay „Of Plantations" s. The Works of Francis Bacon Vol. VI. London 1890. S. 457 fg.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wichtigen Teil unseres Lebensinhalts in uns aufgenommen haben, und die darum klar vor unserer Erinnerung stehen, — auch die grosse Okkupationskampagne zu Ende der siebziger und in den achtziger Jahren ist von jenem schillernden Goldtraum nicht frei geblieben.

Weiten Schichten der deutschen Bevölkerung, und selbt manchem Politiker, muss das Wort auf die Seele gebunden werden: der Wappenspruch des kolonisierenden Kulturstaats lautet: „Ich dien!" — nicht: „Ich verdien!"

Wenn der Kulturstaat in der Fortsetzungslinie seiner Wirksamkeit Teile der Erdoberfläche dem Gemeinverkehr aufschliesst, die Kräfte der Muttererde der weiteren Menschheit dienstbar macht, dann kann der Pionierstaat auch im günstigsten Falle nach einer Rückschau auf Jahrhunderte von seiner Kolonie nur sagen, was nach dem schönen Psalmwort vom ganzen menschlichen Leben gilt: „. . . und wenn es köstlich gewesen ist — so ist es Mühe und Arbeit gewesen!"

Wo diese fehlt, da gebricht es an Segen für Schöpfer und Geschöpf. Die Geschichte der römischen, spanischen und portugiesischen Landnahme und auch die Etatsgeschichte Englands*) geben uns reiche Beweisstücke für die Wahrheit dieser These an die Hand. Wer sich trotzdem noch dem von amtlicher Stelle vor wenigen Jahren gefallenen Worte gefangen hingibt: „Deutschland müsse seinen Platz an der Sonne haben" — der schätzt die Beweiskraft offizieller, im parlamentarischen Kampfe nötiger Redeformen höher ein, als die deutlichen Ziffern unserer ostasiatischen Etatspositionen und das arbeitsvolle harte Ringen unserer deutschen Kulturpioniere in Kiautschou.

Die einzige, wirklich stärkere Hebelkraft nachhaltigen Wohlstandes und greifbaren Ertrags liegt in der mannhaften Bewältigung, in der Betätigung der Energie, mit der das Ansiedlervolk unter Schwierigkeiten und Rückschlägen das neue Land und seine Bewohner dem neuen Aufgabenkreise unterzwingt, und im Wagemut des findigen Kaufmanns, der die tote Gütermasse dem wertsteigernden Bedarf zuführt.

In allen Zweigen der Kolonialarbeit liegt eine Steigerung und Vermehrung aller in der Persönlichkeit wurzelnden Kräfte und Anlagen. Es ist oft genug und mit Recht betont worden, dass diese Eigenart der Lebensführung aus dem englischen Grundstock die abweichenden Typen des Amerikaners, des Afrikaners und Australiers geschaffen hat. Der deutsche Kolonisator hat vorerst noch die Probe seines Könnens

*) Vgl. hierzu J. R. Seeley, The expansion of England. Leipzig 1884. S. auch P. Leroy-Beaulieu, De la colonisation chez les peuples modernes, Paris 1882, und vor allen das verdienstvolle grundlegende Werk: W. Roscher und Robert Jannasch: Kolonien, Kolonialpolitik und Auswanderung. Leipzig 1885.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erbringen. Allerdings steht er unter der Nachwirkung geschichtlicher Kräfte, die auf sein Verhältnis zur Staatsgewalt bestimmend geworden sind. Der Deutsche fordert unbedingt, dass ihm auch unter fernen Himmelsstrichen ein möglichst sorgfältig gegliederter, staatlicher Apparat in Krieg und Frieden zu Gebote stehe. Ein grosser Teil der englischen Kolonien ist durch Sklavenarbeit und durch angesiedelte Sträflinge über die schwere Zeit der ersten Spatenstiche hinweggebracht worden, auf deutschem Boden soll dies Werk nur durch die Hand freier Arbeiter erreicht werden. Das Zusammenwirken all dieser Umstände steigert naturgemäss das Mass der Lasten und Leistungen, die dem Deutschen Reiche und seinen Organen an den neuen Stätten ihres Wirkens erwachsen, zu beträchtlicher Höhe.

Dennoch ist der deutsche Staat nicht gewillt, in diesen Schwierigkeiten finanzieller Natur Gründe hemmender Kraft zu erblicken. Müssten doch die gleichen Motive auch Portugal und Belgien, Japan und Italien von der Bahn kolonialer Entwickelung zurückhalten. Gerade das Gegenteil zeigt uns ein Blick auf die zeitgenössischen Ereignisse. Bei allen lebenskräftigen Völkern zieht die Kolonisation Wechsel auf die Zukunft mit späten Fälligkeitsterminen.*)

Nicht mit der Hoffnung auf sofortigen Bargewinn geht der moderne Staat an jene Kulturaufgabe heran, er wird eben in seiner Wirksamkeit immer auch zugleich im Aufgabenkreise der gesamten übrigen Staatengesellschaft, der völkerrechtlichen Verkehrs-, Rechts- und Wirtschaftsordnung tätig. Hieraus würde die sachliche Forderung abzuleiten sein, dass die Kulturstaaten sich in der gemeinsamen Aufgabe wechselseitige Hilfe, zweckdienliche Ergänzung ihrer Verwaltungsapparate in den Kolonien gewähren sollten.

Unsere Zeit und ihre völkerrechtliche Praxis steht noch weit ab von diesem idealen Ziel und dem Losungsworte: in necessariis unitas! Den aus der Rivalität leicht entspringenden Streitigkeiten und friedensgefährdenden Konflikten hat die Berliner Kongoakte vom 26. Februar 1885 durch grundlegende Bestimmungen weise vorgebeugt, durch Normen über Besitzergreifung, Besitzbehauptung und Verstaatlichung kolonialer Länderstrecken. Notwendig auszubauen wären aber diese wenigen Sätze des internationalen Verfassungsrechts durch ergänzende Vorschriften über wechselseitige Verwaltungshilfe der am kolonialen Problem aktiv beteiligten Mächte. Nicht Missgunst noch Ländergier sollte der Erfüllung dieser sittlichen

*) Eine umfassende und lichtvolle Darstellung der Rolle des modernen „Etat civilisateur dans les pays neufs" gibt Baron E. Descamps in seinem grossen Werke: L'Afrique Nouvelle, Bruxelles 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und politischen Pflicht hemmend in den Weg treten. Denn nur die innerlich geschlossene, ihrer völkerrechtlichen und zivilisatorischen Aufgaben bewusste Staatengesellschaft kann mit verbundenen Kräften dem kolonialen Problem die notwendige Verwirklichung geben, das heisst: die schwächeren und noch tief unten stehenden Völkerschaften in edler Mission aufwärts führen zu den steilen Höhen menschlichen Fortschritts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion IV.

Die religiösen und kulturellen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau.
Vorsitzender: Missions-Inspektor **Oehler,** Basel.
Justizrat **Custodis,** Cöln a. Rh.
Graf **Vitzthum von Eckstädt,** Dresden.
Schriftführer: Pastor **Otto,** Berlin.
Intendantursekretär **Bopp,** Potsdam.
Pfarrer **Prietze,** Könige rode.
Subprior P. **Enshoff,** St. Ottilien.
Rektor **Bodems,** St. Wendel.
Pastor **Elsasser,** Berlin.

Die Mithilfe der Mission bei der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit.

Von Missionsdirektor **C. Buchner,** D., Berthelsdorf bei Herrnhut.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Aus der Erwerbung von Kolonien in überseeischen Ländern erwachsen dem Mutterlande in allen Fällen neue Aufgaben und neue Probleme. Das wichtigste dieser Probleme, das nach tatsächlich durchgeführter Besitzergreifung sich aufdrängt, ist unbedingt dasjenige der Erziehung der Eingebornen und insbesondere der Erziehung derselben zur Arbeit. Ob es uns gelingt, dieses Problem in der richtigen Weise zu lösen, oder nicht, ist darum von so weitgehender Bedeu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tung, weil dies Gelingen oder Nichtgelingen über den Wert oder Unwert der Kolonien für unser Heimatland entscheidet. Ob wir nun unter dem Bewusstsein an die Frage herantreten, dass wir mit Erwerbung der Kolonien sittliche Pflichten den Eingebornen gegenüber auf uns genommen haben, oder ob wir, nur ausgehend von unserm kommerziellen und pekuniären Vorteil, diesen allein ins Auge fassen; ob wir vom idealen oder realen, vom altruistischen oder egoistischen Standpunkt aus urteilen, wir werden immer zu dem Schlusse gelangen, dass es ebenso im Interesse der Eingebornen als in dem unsrigen liegt, das oben genannte Problem energisch in Angriff zu nehmen und womöglich praktisch zu lösen. Die Eingeborenen sind nun einmal das Material, dessen wir bedürfen, sollen unsre Kolonien gedeihen; ein Material aber, das, wie es ist, wenig brauchbar, einer planmässigen Erziehung bedarf. Dass eine solche aber möglich ist — man hat es früher geleugnet — steht heutzutage jedem Kenner der Verhältnisse ausser Frage. Die Kolonialgeschichte zeigt es uns jedenfalls deutlich, dass da, wo man, an der Möglichkeit der Erziehung der Eingebornen verzweifelnd, andere Völkerschaften, Kulis, Inder usw., zur Aushilfe heranzieht, aus den Eingebornen ein trostloses und gefährliches Proletariat zum Schaden für alle Teile heranwächst. In dieser Aufgabe der Erziehung der Eingebornen, und nicht zuletzt zur Arbeit, begegnen sich von verschiedenem Standpunkt aus staatliche Kolonisation und kirchliche Mission. Beiden ist das eine Ziel gemeinsam.

Herrscht in bezug auf die Notwendigkeit und Möglichkeit der Erziehung der Eingebornen Übereinstimmung, so zeigen sich allerdings alsbald Gegensätze und sehr verschiedene Ansichten, sobald wir der Frage des „wie" nähertreten und die Diskussion über die Methode der Erziehung, namentlich zur Arbeit, eröffnen. Diese Gegensätze sind darin begründet, dass man unter dem Ausdruck „Erziehung zur Arbeit" sehr verschiedenes verstehen kann. Andere Wege wird man einschlagen, wenn man den Eingebornen zum freien Arbeiter auf eigenem Grund und Boden und zum freien Mitarbeiter, namentlich im landwirtschaftlichen Betriebe, heranziehen will; andere, wenn man unter Erziehung zur Arbeit nur eine Ausnutzung der Eingebornen zum Besten der Weissen, also eine Art gemässigter, moderner Sklaverei versteht. Von welcher Anschauung die Mission ausgeht, brauche ich hier nicht darzulegen. Sie weiss sich jedenfalls bei ihrer idealen Auffassung in Übereinstimmung mit allen Kolonialpolitikern, die humanitären Anschauungen zugänglich sind und nicht bloss auf die augenblicklichen Erfolge ihr Augenmerk richten.

Wer aber einigermassen mit diesem Problem theoretisch und praktisch sich beschäftigt hat, wird das eine wissen, dass sich hierbei un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gemein viele und nur allmählich zu bewältigende Schwierigkeiten in den Weg stellen. Die Natur der Tropen, die fast überall ohne besondere Anstrengung das zum Leben Nötige darbietet, und damit verbunden die Abneigung der Eingeborenen gegen Anstrengungen, die nicht absolut notwendig sind, die Unsesshaftigkeit vieler eingeborener Stämme, die Bevorzugung der Viehzucht gegenüber der Landwirtschaft, die vielfach noch im geheimen bestehende Sklaverei, die Volkssitten, z. B. Polygamie, und die damit zusammenhängende Abschiebung der Arbeit auf die Frauen; auch manche religiöse Anschauungen u. a. m. sind Hindernisse, die nur nach und nach überwunden werden können und eine lange und schwere Arbeit erforderlich machen, ehe dauernde Erfolge zu sehen sind. Auch die Mission kann dies Ziel nicht in zauberhafter Schnelligkeit erreichen. Dass sie es aber fest im Auge hat und im Auge behält, liegt in ihrem eigensten Wesen begründet, denn Erziehung der Eingeborenen nach allen Seiten hin ist recht eigentlich ihre Aufgabe. Aber sie allein kann unmöglich bei ihren beschränkten Kräften dieses Problem lösen, sondern diese Aufgabe erfordert ein stetes Zusammenwirken aller in den Kolonien tätigen Faktoren. Es wäre ebenso unbillig seitens der Kolonialpolitiker, der Mission diese Aufgabe allein zuzuschieben, als anmassend seitens der Mission, wollte sie den Anspruch erheben, dass sie allein dieses Problem zu lösen imstande sei. Die erste und vornehmste Aufgabe der Mission wird und muss stets die religiöse bleiben. Sonst gibt sie sich selbst auf. Alle andern Aufgaben fallen nur insofern der Mission zu und können billigerweise nur insoweit ihr zugeschoben werden, als sie mit jener ersten und vornehmsten Aufgabe im Zusammenhange stehen und von ihr bedingt und gefordert werden. Es kann darum gerechterweise nur von einer Mithilfe der Mission auf diesem Gebiete die Rede sein. Dass sie diese Arbeit aber nicht nur theoretisch zu leisten willig ist, sondern tatsächlich diese soziale Arbeit als eingeschlossen in ihrer religiösen Aufgabe ansieht und ihr praktisch soviel als möglich gerecht wird, lassen Sie mich Ihnen etwas näher darlegen.

Die Mission stellt sich die Aufgabe, das Christentum zu verbreiten. Indem sie diese Aufgabe erfüllt, arbeitet sie sicherlich ohne weiteres an der Lösung obigen Problems. Schliesst das echte und rechte Christentum immer und überall schon in sich selbst Erziehung ein, so insbesondere Erziehung zur Arbeit, insofern es selbst ein energischer Protest gegen Faulheit und trägen Lebensgenuss ist. „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen", ist ein dem eigensten Wesen des Christentums entsprungenes Gesetz. Sofern ein Heide wirklich dem Christentum sich öffnet, wird er auch unbedingt in irgendwelcher Weise einen Eindruck von dem sittlichen Wert und der religiösen

Forderung der Arbeit erhalten müssen. Diese innerliche Wirkung echten Christentums wird nun auf das lebhafteste unterstützt durch die Arbeit, die der Missionar selbst zu tun genötigt ist. Dem Predigen geht seitens des Missionars stets ein energisches Arbeiten voraus. Bei dem rechten Missionar sind Beten und Arbeiten unlösbar miteinander verbunden. Man spricht sich gemeiniglich nicht deutlich genug aus, welch eine Fülle von Arbeit die Anlegung und fortgehende Instandhaltung einer Station erfordert. Die Urbarmachung des Bodens, der Häuserbau, die Bearbeitung des Holzes, die Bereitung der Ziegel, die Anlegung von Wegen, Brücken, Gärten, Plantagen, Wasserleitungen, das Säubern der Station von dem üppig aufschiessenden Unkraut u. dgl. bilden eine ununterbrochene Kette von fortgehender Arbeit, die der Missionar unmöglich ausführen kann ohne die stete Mithilfe der Eingebornen. So ist seine erste Tätigkeit die, dass er die Eingebornen zur Arbeit heranzieht. In welchem Umfange er dies tut und tun muss, davon ein Beispiel aus Deutsch-Ostafrika. Bei unsern dortigen Stationsbauten waren zeitweise mehrere hundert Arbeiter gleichmässig beschäftigt, während im gewöhnlichen Lauf der Dinge eine nicht kleine Zahl ununterbrochen Beschäftigung auf der Station findet. Diese Arbeit, bei welcher der Missionar mit gutem Beispiel vorangeht, ist keineswegs eine, die in ihrer Ausführung dem Belieben der Eingebornen freigestellt ist. Vielmehr herrscht hierbei Zucht und Ordnung, ja, wenn man so sagen will, in gewissem Sinn auch Zwang. Wer einmal sich hat anwerben lassen, verliert den bedungenen Lohn, sobald er vor der Zeit die Arbeit verlässt. Wer träge und widersetzlich sich zeigt, wird ohne weiteres entlassen. Welche Fülle von unterrichtlicher und erziehlicher Arbeit wird hier geleistet! Wieviel Anleitung zu geregelter Arbeit erteilt! Eine Anleitung, die nachgewiesenermassen nicht ohne Früchte ist.

Wir sagten: Zucht und Ordnung und, wenn man so sagen will, ein gewisser Zwang herrscht dabei. Im Anschluss daran glauben wir, hier einem Vorwurf begegnen zu müssen, den man häufig der Mission gemacht hat. Man sagt, sie behaupte, die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit könne sich ohne irgendwelchen Zwang bewirken lassen. Dieser Vorwurf entspringt dem Umstand, dass die Mission Vorschlägen zur zwangsweisen Anstellung der Eingebornen zur Arbeit nicht ohne weiteres hat zustimmen können. Damit hat sie aber keineswegs leugnen wollen, dass der Zwang innerhalb gewisser Grenzen sein Recht hat. Jeder Erzieher weiss, dass es eine Erziehung ohne einen gewissen Zwang nicht gibt, dass jede Erziehung bis zu einem gewissen Grade eine Nötigung in sich schliesst. Wo kämen wir zum Beispiel mit unsrer Volkserziehung hierzulande hin ohne Schulzwang?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage ist nur die, in welchem Umfange und in welcher Weise er geübt werden soll? Die beste Erziehung ist jedenfalls diejenige, in der der Zwang nicht das Haupterziehungsmittel ist, sondern nur ein Notbehelf, der jeden brutalen Charakters entbehrt. Die Regierung hat u. a. solchen Zwang geübt durch die Einführung der Hüttensteuer in Deutsch-Ostafrika, und wir Missionare haben diese Massregel als eine segensreiche mit Freuden begrüsst, denn sie hat entschieden die Eingebornen zu weiteren Anstrengungen auf dem Gebiet der Arbeit veranlasst, ohne ihnen etwas Unrechtes zuzumuten. Schade nur, dass die Entwickelung der zur Bezahlung der Hüttensteuer begonnenen Eingebornenkulturen dadurch ins Stocken gekommen ist, dass für die produzierten Artikel die Absatzwege fehlen. Will aber der Staat in dieser Art und Weise weitergehen, so wird ihm sicher die Mission dabei behilflich sein. Einem Zwange, der nicht dahin zielt, die Eingebornen in eine der Sklaverei ähnliche Abhängigkeit, sondern in eine ihrem wie unserm Interesse entsprechende Stellung zu bringen, wird die Mission keinen Widerspruch entgegensetzen können und wollen. Dass falscher und zu unrechter Zeit angewendeter Zwang von verhängnisvollen Folgen sein kann, dafür gibt die Kolonialgeschichte lehrreiche Beispiele.

Doch kehren wir zu der Arbeit auf den Missionsstationen zurück! Bei der hier regelmässig geübten Arbeit findet noch in anderer Weise eine auf die Erziehung zur Arbeit einflussreiche Einwirkung auf die Eingebornen statt. Bei näherer Berührung mit der Kultur, durch die Arbeit der Mission vermittelt, lernt der Eingeborne allerlei neue Bedürfnisse kennen, die ihm bisher fremd waren, und die zu befriedigen er nur dann imstande ist, wenn er sich mehr zu erwerben fähig ist als nur gerade den nötigsten Lebensunterhalt. Die Berührung mit der Kultur und dem Christentum stellt ganz neue Anforderungen in bezug auf die Kleidung, Wohnung und die ganze Lebenshaltung an den Eingeborenen als bisher, und nach und nach drängt sich ihm der Gedanke auf, dass die Arbeit n o t w e n d i g sei, will er diese neuen Bedürfnisse befriedigen. Setzt sich nun diese Erkenntnis allmählich in die Tat um, so haben davon sowohl der Ansiedler, bei welchem der Eingeborne sein Geld verdienen, als auch der Kaufmann, bei welchem er es verausgaben muss, den Vorteil.

So dürfen wir wohl ohne Überhebung sagen, dass jede in der rechten Weise in Angriff genommene Missionsstation ein Arbeitszentrum darstellt, dessen Wirkungen unverkennbar sind. Keinem Reisenden wird es entgehen, dass in der Nähe der Missionsstation sich die besten Eingebornenkulturen und -Anlagen finden. Schlechte und unbrauchbare Elemente gibt es selbstverständlich und leider auch unter den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflegebefohlnen des Missionars, mehr als uns lieb ist. Aber der Ansiedler wird je länger je mehr die Erfahrung machen, dass die besseren Elemente unter den Eingebornen, welche die Erziehung der Station genossen haben, zu den besten Arbeitern gehören. Das bezeugt z. B. auch der Umstand, dass in Deutsch-Südwestafrika, wie mir von glaubwürdiger Seite versichert wird, die Ansiedler den Wunsch ausgesprochen haben, ihre alten christlichen Arbeiter, die sie vor dem Aufstand gehabt haben, jetzt wieder zu erhalten.

Bei der Kürze der Zeit kann ich nicht näher eingehen auf die Schultätigkeit der Mission, die jedenfalls für die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist, und muss mich mit folgenden Zahlen begnügen: Die evangelische Mission unterhält in unsern Kolonien 30 höhere Schulen und 1053 Volksschulen, mit insgesamt 43 390 Schülern; die katholische Mission 486 Schulen und 117 Erziehungshäuser mit insgesamt 26 654 Schülern. In Summa bestehen also in unsern Kolonien 1686 Missionsschulen mit 70 044 Schülern. Dass diese Schulen für die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit nicht ohne Bedeutung sein können, liegt auf der Hand.

Aber nicht nur in dieser mehr indirekten Weise hilft die Mission bei Erziehung zur Arbeit, sondern soweit es bei ihren schwachen Kräften und bei ihren beschränkten Mitteln möglich ist, sucht sie auch in direkter, zielbewusster Weise die einzelnen zur Arbeit auf den einzelnen Arbeitsgebieten zu erziehen und auszubilden. Wenn ich hierbei Ihnen einige Beispiele aus der evangelischen Missionstätigkeit vorführe, so soll damit keineswegs gesagt werden, dass nicht auch die katholische Mission auf diesem Gebiet Bedeutendes leistet. Ich kann in der Kürze der Zeit so wie so nur einige wenige Beispiele anführen und nehme dieselben einfach aus der evangelischen Mission, weil ich in derselben besser zu Hause bin. Sie wollen also in dem Folgenden keine erschöpfende Aufzählung, sondern einige wenige Beispiele sehen.

Unter den evangelischen Missionen hat wohl die Baseler in besonderer Weise die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit sich zur Aufgabe gemacht. Auf dem alten Missionsgebiet in Ost-Indien hat sie 3 Handlungen, eine mechanische Werkstatt, 7 Webereien, 6 Ziegeleien, in welchen in Summa gegenwärtig 3270 Eingeborne in den verschiedensten Handwerken und Erwerbszweigen ausgebildet werden. Ebenso ist sie in Westafrika vorgegangen mit Gründung von Handwerkerschulen und Handlungen, und die in ihnen ausgebildeten Handwerker geniessen namentlich in Kamerun einen guten Ruf. Bevorzugt werden hierbei Schlosserei, Schreinerei und Zimmerei. Die Rheinische Mission hat eine Handwerkerkolonie in Otjimbingue. In Holländisch-Ost-Indien hat sie 4 Handwerkerschulen, eine Schreinerei, Zimmerei, Schmiede,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Drechslerei, Klempnerei, Buchdruckerei u. s. w. Dass diese Schulen seitens der Regierung als eine wesentliche Hilfe angesehen werden, geht aus der Gewährung bedeutender Subsidien hervor. Unsere Brüdergemeine hat in Deutsch-Ostafrika in Rungwe eine Tischlerei und Schneiderei, in Utengule eine Schuhmacherei, und in Holländisch-Guayana (Surinam) beschäftigt sie in den verschiedenen Gewerben gegen 200 Eingeborne, in Alaska unterrichtet sie die Eskimos in Tischlerei, Bootsbau, Fischerei u. dergl. Dies nur einige Beispiele. Sie mögen genügen, um Ihnen zu zeigen, dass die Mission auf diesem Gebiet nicht untätig ist; die Kürze der Zeit verbietet weitere Aufzählungen. Auch die andern nicht genannten Missionsgesellschaften, katholische wie evangelische, richten, soweit es ihnen möglich ist, ihr Augenmerk auf die Ausbildung der Eingebornen zu Handwerkern.

Nicht minder wichtig für das Gedeihen unsrer Kolonien ist die Erziehung der Eingebornen zum Feld- und Plantagenbau. Soweit irgend möglich, sucht auch dieser Aufgabe die Mission gerecht zu werden. Auf allen Stationen sind jedenfalls grössere Gärten angelegt. Überall wird durch den von den Missionaren betriebenen Feldbau den Eingebornen Belehrung und Anleitung erteilt. Fast auf allen Missionsgebieten finden Sie Plantagen, und ich habe vor nicht langer Zeit von einem Regierungsbeamten ein hohes Lob gehört über eine seitens unsrer Missionare in Deutsch-Ostafrika angelegte Plantage. Gerade auf diesem Gebiet leistet auch die katholische Mission bedeutendes.

Es ist selbstverständlich, dass alle diese Bemühungen der Mission über einen gewissen Kreis nicht hinausgehen können. Die Kräfte und Mittel der Mission sind beschränkt, und darum auch der Kreis, der ihrem Einfluss untersteht, und sie muss sich darum genügen lassen, zunächst in dem von ihr bearbeiteten kleinen Kreis die Aufgabe zu lösen, die die Erziehung der Eingebornen zur Arbeit stellt. Innerhalb dieses Kreises aber wirkt sie im Interesse der Allgemeinheit segensreich und schafft die Vorbedingungen für die zielbewusste Arbeit der andern kolonisatorischen Faktoren. So bietet sie eine Mithilfe, die man nicht unterschätzen sollte.

Gestatten Sie mir, Ihnen am Schluss an einem Beispiel zu zeigen, dass die Mission auf diesem Gebiet der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit zum Besten der Weissen wirklich auf unleugbare Ergebnisse hinweisen kann. Von den Hottentotten in Südafrika bezw. dem Mischvolk, den Bastards, ging früher die Rede, dass sie zu nichts tauglich seien; nicht einmal als Sklaven seien sie zu verwenden; für jede Arbeit seien sie zu gering und schlecht; eine Erziehung sei bei ihnen nicht möglich. Der englische Staat siedelte sie auf sogenannten Grantplätzen (Reserven, besser: Lokationen) an, und legte ihre Erziehung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in die Hand der Missionare, vor allem der Rheinischen, der Berliner und der Brüdergemeine. Ich bedaure, dass die gemessene Zeit nicht gestattet, Ihnen im einzelnen zu zeigen, in welcher Art und Weise die Missionsgesellschaften innerhalb der so geschaffenen Kommunalverbände versucht haben, die ihnen gestellte Aufgabe zu erfüllen. Es wäre dies sonst sehr lehrreich. — Noch nicht anderthalb Jahrhunderte sind verflossen, und heutzutage lautet das Urteil über jene Bastards ganz anders. Fragen Sie längs der südafrikanischen Bahnen nach, hören Sie den Bur in der Kapkolonie, der ohne ihre Arbeit gar nicht mehr bestehen könnte, gehen Sie in Kapstadt in die verschiedenen Geschäfte und in die Bureaus der Regierung. Überall werden Sie diesen einst verachteten Bastard als geschätzten Arbeiter finden, wenngleich selbstverständlich auch unter ihnen faule und untaugliche Exemplare nicht fehlen. Kurz vor meinem Besuch in der Kapkolonie hat der Vorsitzende einer Kommission, welche die Arbeiterverhältnisse der Kolonie untersuchte, es ausgesprochen, er wisse nicht, wie die Kapkolonie bestehen sollte, ohne diesen Stamm auf den Missionsstationen erzogener Arbeiter.

Paul Samassa, der Verfasser von „Das neue Südafrika", zeigt sich in diesem Buch als ein gründlicher Kenner der dortigen Verhältnisse, und sein Urteil darf wohl als massgebend gelten. Dieses geht aber, zunächst betreffend die Mission unsrer Brüdergemeine, dahin: „Sie gründeten eine Anzahl von Missionsstationen, auf denen in sehr nützlicher Weise nicht nur das Beten, sondern auch das Arbeiten betrieben und den Farbigen beigebracht ward. Die Station Gnadenthal — und wir fügen hinzu, auch die Stationen anderer Gesellschaften — werden ein dauerndes Zeugnis davon geben, was auf diesem Gebiet geleistet worden ist."

Wir sind jedenfalls der Überzeugung, dass, wenn unsre Arbeit auch nur eine „Mithilfe" auf diesem Gebiet der Erziehung der Eingebornen zur Arbeit darstellt, sie immerhin eine wesentliche und dankenswerte ist. Wir hegen lebhaft den Wunsch, dass alle in unsern Kolonien tätigen Faktoren in gegenseitiger Anerkennung mit aller Kraft dahin wirken möchten, das Ziel, das uns bei Erziehung der Eingebornen vorschwebt, baldmöglichst zu erreichen, zum Besten der Eingebornen, zu unserm eigenen Nutzen und zum Segen für unser geliebtes deutsches Vaterland.

Pfarrer em. **L. Diestelkamp,** Berlin: Es ist mir eine grosse Freude, dass schon bei der ersten Diskussion ein Ton angeschlagen wurde, der mein Herz tief bewegte. Es war davon die Rede, dass die jungen Leute, die hinausgingen, von der allerbesten Art sein müssten, und dass sie auch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

draussen bewahrt werden sollten. Ich kann aus einer Unterredung mit einem unserer Missionare (ich gehöre Berlin III an), einem Manne, der jetzt in Delmenhorst bei Bremen als Seelsorger unter 4000 Fabrikarbeitern seine Arbeit hat, bezeugen, dass, je länger, desto mehr die Beamten und alle diejenigen, mit denen die Missionen zu tun haben, eine Stellung einnehmen, wie sie nur gewünscht werden kann. Das gilt besonders von Deutsch-Ostafrika.

Ich habe dann das Wort erbeten zu dem jetzt zur Verhandlung stehenden Thema. Ich hatte einmal die Ehre, eine unserer Gouverneure in Deutsch-Ostafrika, Exzellenz v. Liebert, und seinen Adjutanten bei mir zum Besuch zu haben, in der Tätigkeit, die ich noch heute in Berlin ausübe, als Vorsitzender des Vereins in der Berliner Arbeiterkolonie, Reinickendorferstrasse 36a.

Es war auf einem Kongress vor zwölf Jahren davon die Rede, erstens, das man von seiten der Missionen nicht beginnen dürfe mit dem Beten oder dem Verkünden des Wortes, sondern, dass man beginnen müsse mit dem Nötigen der Heiden zur Arbeit. Damals habe ich schon gesagt, es sei unmöglich, dass ein Missionar einen Heiden bewegen könne, wirklich zu arbeiten, so wie wir es von einem christlichen Arbeiter fordern, wenn er nicht eben zuvor Christ geworden sei. Dass aber die Arbeit auch zu fordern sei, das sei ja schon auf den ersten Seiten der heiligen Schrift zu lesen, wo es heisst: „Im Schweisse deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Und ein christlicher Missionar kann nicht anders, er muss auch den Heiden sagen: „Ihr sollt euer Brot essen im Schweisse eures Angesichts."

Ich habe damals die Herren gebeten, sehen Sie sich unsere Arbeit an, wie wir Arbeitslose, aber Arbeitswillige zur Arbeit erziehen. Da hatten die beiden Herren die Freundlichkeit, unsere hiesige Erziehung zur Arbeit in der Arbeiterkolonie anzusehen. Merkwürdig; einer der ersten Arbeiter, die hier getroffen wurden, war aus Ostafrika herübergekommen, Herr v. B. Er war hier gestrandet, nachdem er dort in Deutsch-Ostafrika sein geringes Kapital von 6000 Mark verloren hatte. Jetzt war er in der Arbeiterkolonie. Als gefragt wurde: Was machen Sie mit dem Manne? da konnten wir antworten: Wir erziehen ihn hier zur Arbeit: das tägliche Brot verdient er schon heute, nächstens soll er eine Vertrauensstellung als Portier bekommen. Die Herren gestanden willig zu, dass dies so sei: wenn wir die Weissen, die gestrandet sind, zur Arbeit erziehen wollen und können, dann werden wir es mit den Heiden auch so machen. Und ich habe die Freude, sagen zu können, dass es in der Tat unsern lieben Missionaren gelungen ist, nach dieser Seite hin auch etwas zu leisten. Ich denke, sie haben es in Tanga nicht zum wenigsten bewiesen, dass sie etwas leisten in der Erziehung zur

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Arbeit, wenn wir auch noch nicht Musterleistungen gemacht haben. Aber ich meine, dass das auch weiter hinaus geschehe, dort, wo unsere Heidenchristen nicht nur ihren eigenen Grund und Boden bestellen, um ihre Lebensmittel zu gewinnen, sondern auch schon Baumwolle erzeugen und diese Baumwolle nicht nur zum eigenen Gebrauch benutzen. Unsere Stationen, die wir in Usambara haben, zeigen und beweisen, dass wirklich unsere Mission nach dieser Seite hin etwas leistet. Ich wünsche dass dies, je länger, desto mehr der Fall ist, und hoffe, dass die, welche Interesse dafür haben, was die Mission erreichen kann, unsere Nachrichten aus der deutsch-ostafrikanischen Mission lesen mögen; da werden sie mancherlei lesen, was in bezug auf diese Frage nützlich ist. Gottes Segen dem Kongresse, dass er nach dieser Seite hin es zeige. Wir wollen zusammen arbeiten, alle diejenigen, welche das Volk erbauen, und diejenigen, welche das Land erschliessen wollen für wirtschaftliche Zwecke! Lassen Sie uns aber auch zusammen arbeiten, in erster Linie, die Heiden zu bewegen, dass sie den Weg ins Auge fassen, den auch wir haben, in die obere Heimat, dass sie es lernen: „Wir haben hier keine bleibende Statt, suchen aber eine Heimat, die dort oben ist.'.

Subprior P. **Enshoff,** St. Ottilien: Wenn ich mir erlauben darf, als Mitglied des Benediktinerordens, welcher die Devise: „Ora et labora" vor mehr denn 1400 Jahren in die Praxis umgesetzt hat, zu der Frage der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit auch das Wort zu ergreifen, so möchte ich in voller Anerkennung dessen, was der Herr Referent gesprochen, einiges zur Ergänzung hinzusetzen.

Soviel ich aus der praktischen Tätigkeit und den Berichten unserer Mitglieder weiss, stehen u n s Zwangsmittel für die freien Eingeborenen wenig oder nicht zu Gebote. Höchstens, wenn zum Beispiel ein Bezirksamt freundlicherweise Bestätigung erteilt, dass die von der Mission im öffentlichen Interesse unternommenen Arbeiten an Strassen- oder Brunnenanlagen als Steuerarbeiten gerechnet werden können.

Einen Zwang suchen wir allerdings auszuüben in der internen Arbeit auf die Kinder und die heranwachsenden Eingeborenen, welche in unsere Institute aufgenommen sind und hier verpflegt werden. Da kann man allerdings bald zartere, bald strengere Mittel des Zwanges anwenden, wie sie auch hier in Deutschland in den Waisenhäusern und sonstigen ähnlichen Instituten angewendet werden. Doch muss man dabei behutsam vorgehen, damit sie nicht davonlaufen. Bezüglich der ersteren, der freien Eingeborenen, ist die Erziehung zur Arbeit, wenn ich so sagen darf, mehr ein Anlocken. Angenommen ich möchte mir einmal ein ordentliches Haus bauen mit Ziegelsteinen und Dachplatten, dann zeige ich den Häuptlingen an einem leeren Zigarrenkästchen oder was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

man gerade zur Hand hat, wie man es anfängt, Ziegelsteine zu machen. Dann wird der Ehrgeiz des Häuptlings gekitzelt, und er wird bald sagen: Das kann ich nachmachen, und so versuchen schliesslich die Leute alle, solche viereckigen Steine zusammenzubringen. Wenn ich so das Interesse der Leute anzuregen gesucht habe, dann sage ich: Wer von euch jetzt diese Arbeit ausüben und dabei Geld verdienen will, der kann morgen anfangen. Er bekommt zum Beispiel für tausend Steine eine Rupie, und allmählich versucht man dann, einen vernünftigen, ortsüblichen Tagelohn in Akkordarbeit zu erreichen.

Ich möchte noch auf einen andern Punkt zu sprechen kommen. So wenig Zwang wird unserseits ausgeübt, dass selbst die jungen Leute, die als Kinder aus der Sklaverei losgekauft oder der Mission überwiesen sind, die in unsern Unternehmungen zu den verschiedenen, auch europäischen, Handwerkern und Gewerben herangebildet worden sind, wenn sie erwachsen sind und sich selbständig gemacht haben, für die Arbeit, die sie dann bei uns tun, bezahlt werden. Dafür, dass der Schwarze sich zur Arbeit erziehen lässt, dafür nur einige Belege: Zunächst die öffentliche Anerkennung bei Gelegenheit der Ausstellungen. Ich kann da nur erwähnen, dass unsere kleine Mission auf der Ausstellung in Daressalam *22* Preise erhalten hat für Arbeiten oder Erzeugnisse, die wesentlich durch die Schwarzen unter unserer Anleitung und Anlernung zutage gefördert worden sind. Sodann steht in Daressalam eine Kirche, die zu Ehren des heiligen Josef erbaut ist, die vielleicht auch ohne Schande in Berlin dürfte stehen können, und diese ist nach den Plänen eines Regierungsbaumeisters unter der Leitung e i n e s e i n z i g e n Europäers, eines unserer Laienbrüder, n u r v o n S c h w a r z e n aufgebaut worden. Sie sehen, die Leute lassen sich bei zielbewusster ruhiger Arbeit wirklich zur Arbeit erziehen. (Bravo!)

A. Pohlmann, Potsdam: Zu dem Kapitel der Erziehung zur Arbeit wollte ich besonders hervorheben, dass der beste Weg dahin der der Erziehung zum K o n s u m und zu B e d ü r f n i s s e n ist, und hier leisten unsere Missionsgesellschaften in der Tat auch etwas Hervorragendes, wie wir soeben auch aus dem Munde des Herrn Vorredners gehört haben. Es ist doch eigentlich eine psychologische Wahrheit, dass der Mensch seine Bedürfnisse mit der geringst möglichen Anstrengung zu befriedigen sucht. Sind also seine Bedürfnisse gering, so werden auch seine Anstrengungen gering sein. Heben wir aber die Bedürfnisse, so kommt ganz von selbst die freie Arbeit hinterher, wächst in demselben Verhältnisse mit den Bedürfnissen, und wir bekommen eine freie edle Kultur, wie wir sie wünschen müssen. Also Hebung des Konsums ist es,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hebung der Bedürfnisse und eine freiwillige Arbeit, um diese Bedürfnisse zu befriedigen. Wir alle sehen es an unsern Kindern: welche Arbeiten leisten Kinder, wenn sie freiwillig, aus eigenen Stücken etwas wollen, und wieviel Mühe und Tränen kostet es, wenn sie dieselben Arbeiten auf Gebot, durch Zwang ausführen sollen!

Ich habe aus meiner Erfahrung in Brasilien zur Zeit der Aufhebung der Sklaverei ein Beispiel gehabt, welches schlagend beweist, wie die aufgestachelten Bedürfnisse in dieser Beziehung wirken. Es war ein englischer Ingenieur, der sich zur Zeit der Baumwollenhausse eine grössere Pflanzung anlegte und nicht damit gerechnet hatte, dass es vielleicht an Arbeitskräften mangeln würde. Er hatte mehr angepflanzt, als ihm später möglich war zu pflücken und konnte keine Frauen und Kinder bekommen, um die reife Baumwolle von den Bäumen herunterzubringen, selbst nicht unter Angebot von höherem Geldlohn.

Da kam er auf den Gedanken, allerhand Flittersachen, gelbseidene Schuhe, rotseidene Tücher, Hüte, Schirme und dergleichen, zu holen. Das hielt er den eingeborenen Frauen hin — und seine Baumwolle wurde abgepflückt; denn nun sahen sie, was sie durch die Arbeit zu erlangen vermochten, welche Herrlichkeiten sie sich dafür anschaffen konnten. Mit dem erhöhten Konsum wuchs die Arbeitslust. (Grosse Heiterkeit.)

So meine ich, wenn auch die Missionen schon recht viel wirken, dass es vielleicht noch mehr sein würde, wenn das System bestände, dass von den Missionen geeignete Personen aus dem Eingeborenenstande in höherem Masse nach Deutschland geschickt würden, um hier auf Missionsschulen zu gehen, darin unterrichtet zu werden und mit der Liebe zur Bildung auch die Liebe zu den Bedürfnissen einer höheren Kultur in die Heimat zurückzubringen. Dann leistet die Mission mehr, und ich glaube, das ist auch ein gangbarer Weg, um die Liebe zur Arbeit zu heben.

Missionsinspektor D. **A. Merensky**, Charlottenburg. Es ist mir eine herzliche Freude, zu sehen, dass hier bei Gelegenheit dieses Kolonialkongresses Mission und Kolonisation zusammenarbeiten (Bravo!), und es ist mir eine herzliche Freude, sagen zu können, dass auch draussen in manchen Kolonien solches Zusammenarbeiten von Mission und Kolonisation jetzt schon zum Segen der Entwickelung der betreffenden Gebiete sich wahrnehmen lässt. Vielleicht wissen viele, dass ich ein alter Südafrikaner bin. Nun, in Südafrika arbeitet Mission und Kolonisation zusammen und das ist ein Segen und Vorteil für beide Teile. Es ist die Mission in Südafrika zu viel bedeutenderen Erfolgen gekommen, als man

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bisher geglaubt hat. Wir Fachmänner haben selbst noch bis vor kurzer Zeit die Zahl der eingeborenen Christen in Afrika auf ungefähr 600 000 angegeben. Jetzt liegt eine statistische Volksaufnahme aus der Kapkolonie vor, und diese zeigt, dass allein in der Kapkolonie 770 000 eingeborene Christen zu finden sind. Es gingen in der Kapkolonie 58 000 farbige Kinder in die Regierungsschulen und nur einige 30 000 weisse, das zeigt die Bedeutung, die die Mission in Südafrika gewonnen hat. Aber nicht nur in der Kapkolonie, sondern auch in den angrenzenden Gebieten hat die Mission eine solche Bedeutung. Wir zählen in Südafrika reichlich ebensoviel eingeborene Christen wie weisse Kolonisten, nämlich auf beiden Seiten etwa eine Million.

Mission und Kolonisation haben sich aber noch in einer andern Weise zueinander freundschaftlich und gegenseitig fördernd gestellt. Es ist vorhin durch den verehrten Herrn Direktor der Baseler Mission der Wunsch ausgesprochen worden, dass die neuen Kolonisten durch ihr sittliches Leben ein Muster sein möchten für die Eingeborenen. In Südafrika haben wir eine Kolonialbevölkerung, die im grossen und ganzen den Schwarzen ein gutes Vorbild gibt. Die Buren mit ihrem, man könnte fast sagen, manchmal vorbildlichen Familienleben, sind auch in der Beziehung gute Lehrmeister der Schwarzen, und dieses Vorbild hat auch auf Europäer, die sonst nach Südafrika gekommen sind, fördernd und festigend gewirkt, so dass im grossen und ganzen die südafrikanische Kolonialbevölkerung und die Missionsarbeiter Hand in Hand miteinander gehen, und das gereicht beiden Teilen zum Vorteil.

Es ist vielleicht auch bei Gelegenheit eines solchen Kolonialkongresses erlaubt, zu erwähnen, dass die Missionen für etwas so Wichtiges von den Kap-Kolonisten gehalten werden, dass wir grosse Burenmissionsgesellschaften haben, die äusserst fleissig beim Missionswerke tätig sind. 150 bis 160 Missionare in Südafrika stammen von den Buren und werden von den Burengemeinden unterhalten.

Als alter Anwalt der Afrikaner möchte ich noch ein Wort sagen: Wenn man sie zur Arbeit ermutigen will, und zwar zur Arbeit für sich selbst, auf eigenem Grund und Boden, dann lasse man den Leuten auch den Grund und Boden als Eigentum. Sehr viel Grund und Boden in Afrika ist gar nicht geeignet, von Weissen bewirtschaftet zu werden. In dem sonst doch so fruchtbaren Transvaal haben wir im Norden ein grosses Gebiet, wo fast nichts als Sorghum gedeiht, mit dem nur die Eingeborenen zufrieden sind. Grössere Mittel zur Berieselung fehlen. Würden die Eingeborenen mit ihrem Ackerbau aufhören, dann würde jenes ganze Gebiet eine Wüste sein. So lasse man besonders den ackerbautreibenden Stämmen ihr Land, um es zu bearbeiten und sich so wirtschaftlich selbständig zu erhalten. Besonders sollte man aber die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebiete, die sich für Ackerbau durch Weisse nicht eignen, von vornherein als Reservate für die Eingeborenen ansehen und als solche behandeln. Der eingeborene Afrikaner kennt freilich nicht das Privatrecht auf Grund und Boden, er kennt nur das Kollektivrecht. Das mag auch weiter bestehen bleiben, aber geben Sie fortgesetzt einzelnen Individuen das Recht, sich eine eigene Scholle zu erwerben, damit der Grund gelegt werde zu einem eingeborenen Bauernstand.

Haben wir in unsern Kolonien erst Eingeborene als sesshafte Bauern, so werden diese mit an der weiteren Erziehung ihres Volkes arbeiten können. (Beifall.)

Missionsdirektor D. **v. Schwartz,** Leipzig: Wenn irgendwo, so ist man in Deutschland der Überzeugung, dass ein faules Christentum nichts wert ist (Sehr richtig!), und die deutschen Missionsgesellschaften legen durchweg den grössten Nachdruck darauf, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen.

Dass das nicht umsonst geschehen, davon habe ich mich selbst, als ich im vorigen Jahre in Deutsch-Ostafrika war, in unserer Mission überzeugen können. Als im Jahre 1893 unsere Missionare an den Kilimandscharo kamen, da war es dort nicht möglich, irgend jemanden freiwillig zur Arbeit zu bekommen, sondern unsere Missionare konnten Träger nur bekommen, wenn die Militärstation auf die Häuptlinge einen Druck ausübte, die Träger zu stellen. Jetzt, nach zwölf Jahren, steht die Sache so, dass auf allen unsern Stationen sich mehr Leute zur Arbeit anbieten, als unsere Missionare in der Regel zu verwerten imstande sind, und seit einer Reihe von Jahren werden alle Häuser und Kapellen, welche wir bauen, steinerne Missionshäuser, am Kilimandscharo von unsern Missionshandwerkern, lediglich mit Hilfe von eingeborenen Dschaggaleuten, die sie angelernt haben, gebaut, und jene Leute haben so viel Geschmack an der Arbeit, will ich nicht sagen, aber wenigstens an den Resultaten der Arbeit gefunden (Heiterkeit), dass schon eine ganze Anzahl von unsern Christen angefangen hat, statt der elenden bienenkorbartigen Dschaggahütten sich kleine steinerne Häuser zu bauen, ohne dass die Mission selbstverständlich irgendeinen Pfennig Beihilfe gegeben hat. Die Regierung hat daran durch die heilsame Massregel der Einführung der Hüttensteuer ein grosses Verdienst mit, denn die Notwendigkeit, diese Steuer zu bezahlen, treibt natürlich die Leute auch zur Arbeit, und das wird von den Missionaren sehr begrüsst. Ein solcher indirekter Zwang wird von uns, wie gesagt, sehr willkommen geheissen.

Aber nach meiner Überzeugung ist auf Grund dessen, was ich gehört und gesehen habe, doch folgendes zu bemerken. Wenn Leute freiwillig bereit sind, um billigen Lohn zu arbeiten — der Lohn für un-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelernte Arbeiter am Kilimandscharo beträgt 3 Rupies im Monat, für angelernte Maurer 4 Rupies, und man wird nicht sagen können, dass das zu hoch ist (Heiterkeit) —, dann sollte allerdings kein Zwang mehr geübt werden, und wenn es vorkommt, dass Ansiedler an einen Häuptling herantreten und ihm sagen: lass mir einen Viehstall bauen, ich gebe dir 20 Rupies, und der Häuptling tut das, weil er die Arbeiter selbst nur mit weniger Lohn bedenkt, während der Ansiedler, wenn er sie als freiwillige Arbeiter anwerben würde, vielleicht 60 Rupies bezahlen müsste, so ist das keine Methode, welche die Arbeitsfreudigkeit der Eingeborenen erhöht.

Auch sonst kommt manches vor. Ich habe erlebt, dass einer der Missionare gefragt wurde: Sie haben nichts mehr zu tun, kann ich Ihre Maurer bekommen? — „Jawohl, ich freue mich nur, wenn meine Christen zu arbeiten haben." — Aber sie kamen hervor mit der Forderung von 10 Rupies den Monat, und als der Missionar ihnen die Unbescheidenheit dieser Forderung vorhielt, sagten sie: Bei dir ist das etwas anderes, aber dort spielt der Kiboko eine grosse Rolle, und das müssen wir mit 6 Rupies den Monat berechnen! (Heiterkeit.) Also das hat seine Gründe, wenn manche Kolonisten darüber klagen, dass sie nicht so viel Arbeiter bekommen, wie sie haben möchten. (Bravo!)

P. **Eustachius Nagel,** Eichstätt (Bayern): Gestatten Sie, dass ich auch ein Wort spreche zur Erziehung der Heiden, aber fürchten Sie nicht, dass es eine Kapuzinade wird. (Heiterkeit.) Der Herr Referent hat in schöner Weise von der Tätigkeit der Missionäre, sowohl der katholischen wie der protestantischen, gesprochen. Aber oftmals sehen wir, dass, nachdem eine herrliche Saat entstanden ist, diese nicht zum Blühen gedeiht, und dass die Früchte nicht zur Ernte reifen. Wir errichten Schulen; in diesen werden Heidenknaben erzogen; aber wenn nun der getaufte Heide herangewachsen ist, fällt er, wenn man ihm keine Aufmerksamkeit mehr schenken kann, wieder in die Unkultur zurück. Woran liegt der Fehler? Ich meine, das hat der Herr Referent nicht betont: Wir brauchen auf den Missionen nicht bloss Missionäre, sondern auch Missionärinnen. Es genügt nicht, dass der Knabe zum Manne erzogen wird; es muss auch das Mädchen zur Frau erzogen werden. (Sehr richtig.)

Wenn wir in Deutschland grosse Männer haben, so müssen wir sagen, dass hinter jedem grossen Manne eine grosse Frau steht. (Heiterkeit.) Der Missionar kann das Mädchen nicht erziehen; dazu brauchen wir Frauen; und wenn solche Mädchen von Frauen gut erzogen sind, dann werden sie ihren ganzen Einfluss auf den Mann ausüben. Ich weiss ein Beispiel aus Südamerika, aus Chile: Da hat die Regierung einen In-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dianer zum Lehrer ausbilden lassen; der ist ganz prächtig zivilisiert gewesen, er hat sogar einen Stehkragen gehabt (grosse Heiterkeit) und einen Zylinderhut bekommen, und er ist dann, nachdem er gut ausgebildet war, in die Urwälder zurückgesandt worden, um dort seine Leute zu kultivieren und zu zivilisieren. Aber der gute Mann hat in der Wildnis keine gebildete Frau gefunden, und so hat er eine Indianerin geheiratet. Nachdem nun einmal seine Hose einen Riss bekommen, konnte seine Frau denselben nicht wieder gut machen, und da hat er die Hose verloren, und auch der Zylinderhut ist zugrunde gegangen, und nach fünf Jahren war er wieder ein vollendeter Indianer (Heiterkeit). Die Regierung hat also damit durchaus keinen Erfolg erreicht. Dagegen, wenn die Frau auch zivilisiert und unterrichtet gewesen wäre, dann, meine Herren, wäre der Indianer noch heute im Besitz eines Zylinderhutes. Daher wollte ich nur diese Anregung geben, dass auch Missionärinnen in das Kolonisationsgebiet gesandt werden.

Zum Schluss möchte ich noch dem Herrn Referenten meinen Dank aussprechen, indem er die schöne Saite angeschlagen hat, dass er katholische und protestantische Missionen in Einklang brachte. Wir stehen alle auf dem Boden des Christentums, und möge auch dieser Kolonialkongress die Anregung bieten, dass wir alle immer näher zueinander treten, Katholiken und Protestanten (lebhafter Beifall). Möge der heutige Tag Veranlassung geben, dass wir uns nicht bloss gegenseitig freundlich betrachten und anschauen, sondern uns auch kräftig die Hand schütteln, das ist mein Wunsch. (Bravo!) Gottes Segen über den ganzen Kolonialkongress! (Lebhafter Beifall.)

Erziehung eines Naturvolkes durch das Mutterland.

Von Pater **H. Heines**, aus dem Herz-Jesu-Missionshause, Hiltrup bei Münster i. W.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Seit etlichen Jahrzehnten ist Deutschland in die Reihe der Kolonialmächte eingetreten und hat in Afrika sowohl, wie in Australien und Asien, gewisse Länderkomplexe erworben, über welche es entweder seine Schutzherrschaft ausübt, oder die es als ihm zustehendes Gebiet

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

betrachtet. Aus der Übernahme solcher Kolonien, die bestimmt sind den Reichtum und die Wohlfahrt des besitzergreifenden Landes zu erhöhen, erwächst diesem die moralische Pflicht, den Einwohnern dieser Kolonien, falls dieselben sich auf einer niedrigeren Stufe der Kultur befinden, die Errungenschaften seiner eigenen, vorangeschrittenen Kultur, sowohl auf materiellem, wie auf geistigem Gebiete, selbstredend in dem Masse der Empfänglichkeit dieser Einwohner, zuzuwenden. In andern Worten, es übernimmt die Pflicht, diese Einwohner zu erziehen.

Wie beim einzelnen Menschen, so unterscheiden wir auch bei ganzen Volksstämmen verschiedene Altersstufen: untenan die Kindheit mit der Befähigung zu körperlicher und geistiger Entwickelung. Aufgabe der Eltern ist es, die ihnen von Gott verliehene Teilnahme an seiner schöpferischen Macht ganz dem Kinde zuzuwenden und durch entsprechende Regelung und Veredelung die Entwickelung im Kinde zu fördern. Da nun die Einwohner unserer Kolonien zumeist noch in den Kinderjahren ihrer Entwickelung stehen, unser Land aber zum vollen Alter herangewachsen ist, entsteht zwischen diesem und ersteren ein Verhältnis analog dem zwischen Eltern und Kindern. Daher der Name Mutterland. Wie die Eltern die Kinder, so hat das Mutterland die Eingeborenen zu erziehen.

Jede gute Erziehung umfasst ein dreifaches Moment: das körperliche, das geistige und das religiöse, und damit wäre auch dem Mutterlande resp. dessen Repräsentanten, mögen sie dem Laien- oder dem geistlichen Stande angehören — denn wenn auch verschieden in der Art der Ausführung, so bleibt in se die Verpflichtung dieselbe —, der Plan in der Erziehung des Naturvolkes angewiesen.

In meinen Ausführungen fasse ich den Bismarck-Archipel, als die mir näher bekannte deutsche Kolonie, speziell ins Auge.

I. Die Hebung des materiellen Wohlstandes der Farbigen durch Mehrung und Hebung des Reichtums der Kolonien entspricht der körperlichen Erziehung beim Kinde. Dieser wenden wir zuerst unsere Aufmerksamkeit zu, denn sie bildet die notwendige Vorstufe zur Erreichung der beiden andern.

Die Kolonien, wenigstens der bei weitem grösste Teil derselben, bergen einen enormen Reichtum an wertvollen Produkten, der in rationeller Weise gehoben werden soll und durch Urbarmachung der noch unkultivierten Strecken gleichsam ins Unendliche gesteigert werden kann. Anerkanntermassen eignet sich speziell Neu-Pommern durch seinen fruchtbaren Boden und seine günstigen klimatischen Verhältnisse in hohem Masse für jedwede Tropenkultur und verspricht, im Laufe der Jahre eine der blühendsten Kolonien zu werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An der Hebung des Reichtums und der Fruchtbarkeit der Kolonien müssen die beiden Faktoren, Weisse und Farbige, beteiligt sein; erstere mehr als Leiter und Unternehmer, letztere als Arbeiter.

Die weissen Ansiedler stellen ihre Kraft, ihre Zeit und ihr Kapital in den Dienst der Kolonien; dafür sind sie berechtigt, vom Mutterlande besonderen Schutz und besondere Vorzüge zu erwarten als Gegendienst und in ihren Unternehmungen die nötige Unterstützung und Erleichterung zu erhalten, indem zum Beispiel die Verkehrswege vermehrt, die Schiffahrtverbindungen erleichtert werden usw. Hier wäre auch zu erwägen, ob es nicht im Interesse der jüngeren Kolonien läge, wie Graf Pfeil es nahelegt, die Ansiedler von hemmenden Abgaben und Lasten, gemeint sind hier speziell die Zölle, auf längere Zeit zu befreien. Meint indessen die Regierung, ohne Zollabnahmen ihre Kosten nicht bestreiten zu können, so dürfte doch in der Belastung mit den Einfuhrzöllen ein Unterschied obwalten, ob nämlich die Firmen, welche Waren einführen, Handelsfirmen sind oder etwa Missionsanstalten. Erstere schlagen durch den Handel mit den Farbigen die verausgabten Zollgelder wieder heraus; letzteren, weil ohne Handel und doch der Waren für den eigenen Unterhalt oder im Interesse der Eingeborenen bedürfend, erwachsen dadurch schwere Unkosten. Indes, wenngleich der Bevorzugung der Weissen das Wort geredet werden muss, so möchte ich doch vor allzu grossen Konzessionen warnen, weil dadurch allzu leicht das Monopol organisiert wird, woraus dem Lande kein Vorteil erwächst. Ferner ist selbstredend bei Ein- und Ausfuhr von Waren das Mutterland zu bevorzugen.

Die Hauptfrage bei der Hebung des Wohlstandes liegt auf seiten der Farbigen, die zur Arbeit zu erziehen sind. Arbeiten ist nicht die starke Seite des Farbigen. Träge von Natur, ohne grosse Ansprüche für seine Person, weder in Nahrung noch in Kleidung, obliegt er der Arbeit nur, insofern dieselbe unumgänglich notwendig ist — also, um nicht zu verhungern. Die Arbeit, als eine jedem Menschen, wes Standes er sei, vom Schöpfer auferlegte Pflicht zu betrachten, ferner als eine Gesellschaftspflicht, wodurch jeder für seinen Teil an der Förderung des allgemeinen Wohles sich beteiligen muss, kommt dem Eingeborenen entfernt nicht in den Sinn. Gerade diese Trägheit aber ist einerseits eine der Hauptursachen seiner Verkommenheit, anderseits eines der Haupthindernisse, ihn geordneten Verhältnissen zuzuführen.

Weil nun das Mutterland es übernommen hat, Land und Leute seiner Kolonien zu kultivieren und die Arbeit der Farbigen ein Haupterfordernis dazu bildet, muss dasselbe Mittel haben, die physischen Kräfte letzterer in den Dienst der Kulturarbeit zu stellen. Zwei solcher Mittel bieten sich uns dar: die Anwerbung freiwilliger Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beiter und die systematische Einführung der Arbeitsverpflichtung.

Die Anwerbung freiwilliger Arbeiter ist auf Neu-Pommern in Übung, mit welchem Erfolge, darüber will ich mich hier nicht auslassen. Von den kompetentesten Seiten ist dies geschehen. Jüngst noch ist in einem längeren Artikel die sogenannte Arbeiterfrage mit ihren Vorzügen und Schattenseiten besprochen worden. Durch einen holländischen Ansiedler ins Holländische übersetzt, hat besagter Artikel in den holländischen Kolonien nicht geringes Aufsehen erregt. Ich beschränke mich darauf, einige das Wohl der Farbigen und somit der ganzen Kolonie betreffende Punkte zu berühren.

Die Regierung trägt schon Sorge, dass bezüglich der Art und Weise der Anwerbung die von ihr erlassenen Gesetze beachtet werden und frühere Missstände nicht mehr einreissen. Anders ist es hinsichtlich der Behandlung der farbigen Arbeiter. Als oberster Grundsatz muss da gelten: Keine schrankenlose Ausbeutung der Arbeiter. Es liegt im grössten Interesse der Kolonie, dass die Arbeiter nach abgelaufener Arbeitszeit nicht ruiniert und moralisch verdorben in ihre Heimat zurückkehren. Daher muss, mehr denn geschehen ist, der Gesundheitspflege der Arbeiter Rechnung getragen werden, damit dem massenhaften Hinsterben derselben — Beispiele brauchen nicht erwähnt zu werden — fürder vorgebeugt werde. Arbeiter sind ein viel zu kostbarer und unentbehrlicher Artikel, als dass damit leichtsinnig verfahren werden dürfte.

Ferner muss — und dies ist von der höchsten Wichtigkeit — die Sittlichkeit mehr ins Auge gefasst werden. Die Herren verstehen, wo ich hinaus will. Es werden nämlich neben den Männern auch Mädchen und Frauen, selbst verheiratete, für die Arbeit geworben und an die verschiedenen Arbeitsplätze gebracht. Gewiss, die Arbeiterzahl wird dadurch erhöht, und die Frauen leisten ja auch kleinere Arbeiten in den Pflanzungen. Aber, neben dem kleinen Nutzen, den die Frauenanwerbung bringt, welch ein unersetzlicher Schaden erwächst daraus nicht der Kolonie, wenn man bedenkt, dass infolge des ungebundenen, freien Verkehrs, den die Arbeiter mit den Frauen und Mädchen freiwillig oder erzwungen pflegen, letztere, wie die traurige Erfahrung es lehrt, zumeist ganz und gar unfruchtbar werden. Nicht zu reden von den entsetzlichen Geschlechtskrankheiten, die immer weitere Kreise anstecken. Ob Ribbe wohl im Unrecht ist, wenn er schreibt, dass die zurückkehrenden Arbeiter schon dafür sorgen, dass diese Krankheiten auf den verschiedenen Inseln nicht verschwinden? Unfruchtbarkeit der Frauen und Mangel an Mädchen einerseits und die Seuchen anderseits, das sind die beiden Krebsschäden, die, falls nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

energische Massnahmen seitens der Regierung getroffen werden — und als solche drängt sich mit elementarer Gewalt das Verbot der Anwerbung von Mädchen und Frauen auf —, in absehbarer Zeit ein gänzliches Verschwinden der Farbigen herbeiführen. Die Fruchtbarkeit eines Landes hat dann nur Wert, wenn ein gesunder, kräftiger Menschenschlag herangebildet wird, um dieselbe auszunützen.

Ich erwähnte an zweiter Stelle die Arbeitsverpflichtung mit dem ihr inneliegenden Zwang zur Arbeit. Mit Recht bemerkt Graf Pfeil zu diesem Punkte, es sei lediglich Humanitätsdusel zu behaupten, ein derartiger Zwang wäre vom sittlichen Standpunkte zu verwerfen. Nur durch Zwang und Bezwingung — natürlich in den angemessenen Grenzen — gelangt der Mensch zur Kultur. Gilt das von gesitteten Völkern, so noch mehr von den Eingeborenen, die durch Beispiel nicht leicht, aber durch den kategorischen Imperativ ganz sicher zur Arbeit sich bewegen lassen. Auf welche Art dies zu bewerkstelligen sei, muss dem weisen Ermessen der Regierung überlassen bleiben; vielleicht durch eine bestimmte Abgabe von Naturalien, eine Art Kopfsteuer, durch Verpflichtung, so und so viel Land zu bebauen, wodurch die Eingeborenen auch ansässig gemacht werden. Übrigens ist diese Arbeitsverflichtung eine mit Recht von den Farbigen geforderte Gegenleistung für das, was dieselben vom Mutterlande erhalten. Es scheint nicht vorteilhaft für das allgemeine Wohl der Kolonie, grosse Länderkomplexe einigen Kapitalisten vorzubehalten und nur kleine Reservate den Eingeborenen anzuweisen. Dem Eingeborenen muss eine angemessene Scholle überwiesen werden, die er lieb gewinnen lernt; alsdann steigert sich auch sein eigener Reichtum, gewiss nicht zum Unsegen der Kolonie. Wo mehr Arbeit, da mehr Bedürfnisse und somit regerer Handel und Warenaustausch.

Nur durch eine erspriessliche Lösung der Arbeitsfrage, an der alle, denen das Wohl der jungen Kolonie am Herzen liegt, sich beteiligen müssen, gelangt dieselbe zur Blüte. Dadurch wird dann auch die erste Aufgabe des Mutterlandes gegenüber den Kolonien und dem sie bewohnenden Naturvolke gelöst, als die Hebung des materiellen Wohlstandes.

II. Wenn wir von der geistigen Bildung der Eingeborenen reden, bezwecken wir selbstverständlich damit nicht, dieselben zu Gelehrten oder selbständigen Leitern von wirtschaftlichen oder Handelsunternehmungen heranzubilden. Jeder Versuch in dieser Hinsicht würde scheitern. Von den Einwohnern einer jungen Kolonie kann man solches nicht verlangen; ob und wann dies überhaupt erreicht werden kann, müssen die Jahre entscheiden. Zweck der geistigen Bildung wird sein, geordnete Verhältnisse in die Kolonien hineinzutragen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aus den Eingeborenen brauchbare Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu machen.

Daher muss denselben an erster Stelle der Begriff von Autorität und Gehorsam beigebracht werden. Solche Begriffe sind den Farbigen absolut fremd, daher der völlige Anarchismus, der sich bei ihnen kund tut, sowohl im Verkehr unter sich, als auf dem Boden der Familie — wenn von solcher überhaupt die Rede sein kann. Fremd ist dem Eingeborenen der Respekt vor dem Eigentum und der Person anderer, fremd jedwede Gebundenheit an Gesetze. Der Name „Wilde" kennzeichnet in prägnantester Weise in dieser Hinsicht die Stellung des Eingeborenen zu jedwedem Gesetz.

Dieser Zustand aber, der nicht auf einmal in dieser Gestalt aufgetreten, sondern ein Produkt der Jahrhunderte ist, ist eine gänzliche Aberration vom Willen des Schöpfers über den Menschen. „Von Natur aus ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Gesellschaft zu leben. In der Vereinzelung fehlt dem Menschen die zum Leben notwendige Pflege und Fürsorge, nicht minder die Möglichkeit einer Ausbildung seines Geistes und Gemütes; und deshalb hat es die göttliche Vorsehung so geordnet, dass der Mensch in eine menschliche Gesellschaft hineingeboren wird, zunächst in die häusliche Gesellschaft, die Familie, und damit auch in die bürgerliche Gesellschaft, die ihm den vollen Lebensbedarf bietet.

Es kann aber keine menschliche Gesellschaft bestehen ohne Ordnung, ohne dass jemand an der Spitze steht, der befugt und verpflichtet ist, jedes Mitglied der Gesellschaft zu dem gemeinsamen, gesellschaftlichen Ziele durch einen wirksamen und gleichmässigen Impuls hinzubewegen. Es muss also naturnotwendig für jede bürgerliche Gesellschaft eine Gewalt bestehen, die sie leitet, eine Gewalt, die befugt ist, zu befehlen, und der die Mitglieder der Gesellschaft zu gehorchen haben." Diese Sätze, welche Reichs- und Landtagsabgeordneter Gröber auf dem Regensburger Katholikentage in so herrlicher Weise entwickelte, bilden auch das Programm in der Erziehung des Naturvolkes zum Gehorsam gegen die ihm gewordene neue Autorität und deren Gesetze, die als ein Aufluss der göttlichen Autorität nur das leibliche und geistige Wohl der ihr Untergebenen im Auge haben darf und dafür sorgen muss, dass den einer menschlichen Gesellschaft würdigen und sie beglückenden Gesetzen alle sich fügen.

Es erstrecken sich diese Gesetze zuerst auf den einzelnen Eingeborenen gegenüber dem Eigentum und der Person der Weissen sowohl, wie der Farbigen; und es ist keine Kleinigkeit, speziell den Südseeinsulanern, mit ihrer ausgeprägten Neigung, alles als ihr Eigentum zu betrachten, die richtigen Begriffe von Recht und Gerechtigkeit bei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zubringen. Ebenso schlimm, wenn nicht noch schlimmer, steht es mit dem Respekt vor der Person anderer. Mord und Totschlag, an den Weissen verübt, blutige Rache an den Farbigen und Vergewaltigung des schwachen Geschlechts sind laut redende Belege dafür.

Diese Gesetze erstrecken sich ferner auf den Farbigen in bezug auf die Familie, speziell auf die Frau. Mit Recht hat man gesagt, dass, um den moralischen Wert eines Volkes einzuschätzen, man nur e i n e r Sache auf den Grund zu kommen brauche, nämlich, wie es um die Familie und das Familienleben stehe; sie bildet den unfehlbaren Prüfstein. Wo Familie und Familienleben bergab gehen, da rettet kein Reichtum, keine Wissenschaft und kein äusserer Glanz vor dem gänzlichen Ruin. Den Herren ist sattsam bekannt, wie es mit der Vielweiberei, den lockeren Banden zwischen Mann und Frau, der völligen Willkür des ersteren über diese, dem Kindermorde usw. bei den Eingeborenen steht.

Die Missionare bieten ihren ganzen Einfluss auf, diesen Übeln zu steuern und sie allgemach gänzlich auszurotten; sie gehen belehrend vor und suchen durch Erklärung und Einprägung des christlichen Sittengesetzes dies zu erreichen. Doch, blieben dieselben sich selbst überlassen und sähen die Eingeborenen nicht die unliebsamen Folgen, die eine Nichtbeachtung bzw. gröbliche Verletzung dieser Rechtsnormen des christlichen Sittengesetzes für sie nachziehen kann, so bliebe der Erfolg immer nur ein teilweiser. Hier muss notwendigerweise die weltliche Behörde als Hüterin der Gesetze eintreten.

An die Repräsentanten der weltlichen Autorität müssen nun, damit sie in dem Sinne dessen handeln, den sie vertreten, nämlich der höchsten, weltlichen Autorität auf Erden, gewisse Anforderungen gestellt werden, die ich auf drei zurückführen möchte: 1. Sie müssen der Sprache der Eingeborenen mächtig sein und deren Gebräuche genau kennen. Die Kenntnis der Sprache ist für die Verwaltung ein Gebot der Notwendigkeit, besonders in den Fällen, wo sie Recht zu sprechen hat. Aus dieser Sprachkenntnis, und ihr allein, ergibt sich dann auch die der Anschauungsweise und der Gebräuche der Eingeborenen. Leider muss hier gesagt werden, dass bisher in dieser Hinsicht recht viel gesündigt worden ist und dies ein wunder Punkt in der Verwaltung bleibt, denn Hoffnung auf baldige Heilung ist wenig vorhanden, zumal, wenn man bedenkt, dass ein dringender Wunsch des Herrn Gouverneur Dr. Hahl, die Beamten möchten in der Eingeborenensprache Unterricht nehmen, eben frommer Wunsch geblieben ist. „Zu meinem Bedauern muss ich Ihnen mitteilen", so schrieb am 14. Juli 1903 der Gouvernements-Sekretär dem Missionar, der sich bereit erklärte, den Unterricht zu übernehmen, „dass sich nur drei von den Beamten bereit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erklärt haben, an dem Unterricht in der Eingeborenensprache teilzunehmen. Unter diesen Umständen ist es wohl das beste, wenn mit dem Unterricht nicht begonnen wird." Recht blutige Kapitel liessen sich schreiben über die Folgen, welche die Unkenntnis der Sprache und der Gebräuche der Eingeborenen nach sich gezogen haben. Die Folge ist eine grössere Erbitterung gegen die Autorität und eine Abnahme der Unterwürfigkeit.

2. Die zweite Anforderung besteht darin, dass, wenn die Gesetze eingeführt sind, und die Eingeborenen die Begriffe von Recht und Unrecht erfasst haben, das Eingeführte konsequent durchgeführt werde, damit das verletzte Recht wiederhergestellt werde und der Farbige sich durch die Folgen seiner Handlungen überzeugen könne, dass dieselben sich mit der Anschauung der Weissen nicht vertragen. Natürlich darf man nicht mit allen Polizeimassregeln und allen Paragraphen des Bürgerlichen Gesetzbuches kommen. Anders will der zivilisierte Deutsche, anders das Naturkind der Kolonien behandelt werden. Aber wirkliche Vergehen und Überschreitungen der bestehenden Gesetze, wie Mord, Diebstahl, Vergewaltigung usw., müssen durch eine entsprechende Strafe gesühnt werden. Geschieht dies nicht, so untergräbt die Verwaltung sich selbst die Autorität, den Eingeborenen schwindet die Achtung vor der Majestät des Gesetzes, und die Kultur ist um so weiter hinausgerückt. Strenge und Gerechtigkeit müssen obwalten, durch welche jene vorzüglichen Erziehungsmittel: Furcht und Achtung erzeugt werden.

3. muss die Verwaltung von den Weissen verlangen, dass diese an erster Stelle jene Gesetze achten, welche sie als Vertreterin eines christlichen und gesitteten Kulturstaates den Farbigen auferlegen muss. Da gebe es nicht zweierlei Mass und Gewicht, allzu leicht würde der Farbige dies herausfühlen und seine Konsequenzen ziehen. Ob zum Segen der Kolonien?

Weil nun aber der Gehorsam eine Angewöhnung ist, muss die Zucht bereits in die Jugend gelegt werden: das Bäumchen biegt sich leicht, der Baum bricht. Sich selbst überlassen, geht die eingeborene Jugend denselben zügellosen Weg, wie die Alten:

Und aus dem wilden Knaben
Wird bald ein wilder Mann.

Daher auch das Bestreben der Missionare, die Jugend in den Schulen zu unterrichten. Es liegt im eigenen Interesse der Verwaltung, wie leicht ersichtlich, dass letztere den Missionsschulen nicht gleichgültig gegenüberstehe, sondern ihren Einfluss dahin geltend mache, dass die Eltern ihre Kinder in die Schulen schicken. Aus Erfahrung wissen wir, dass das interesselose Verhalten eines Beamten den Schulen gegen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über nicht ohne Wirkung auf die Farbigen bleibt. Und sollten die eingeborenen Kinder manche der erworbenen Kenntnisse in ihrem späteren Leben nicht verwerten können — denn die Zeiten sind noch ferne, wo die Eingeborenen das „Allerneueste" in kanakischen Zeitungen lesen werden — so haben sie doch eins gelernt, was der ganzen Kolonie zum Segen gereicht: Zucht, Ordnung und Gehorsam.

III. Und nun ein Wort über die religiöse Erziehung. „Die Beziehungen zwischen Weissen und Eingeborenen üben den allerweitgehendsten Einfluss auf die Entwickelung einer Kolonie aus. Kein Moment, welches in einer günstigen oder ungünstigen Weise die Farbigen beeinflusst, darf vom Kolonisator unberücksichtigt bleiben, der es entweder in den Dienst der Entwickelung der Kolonie zu stellen oder, wo nötig, von den Eingeborenen fernzuhalten hat. Eins der wirkungsvollsten Mittel, auf die Eingeborenen einzuwirken, ein inneres Band zwischen den Weissen und ihnen herzustellen und sie dadurch der Kultur näher zu bringen, ist die Mission." Diesen Satz des Grafen Pfeil werden alle rechtdenkenden Männer voll und ganz unterschreiben. Wir gehen noch weiter: die Mission, d. h. die Verkörperung der christlichen Religion, die Überbringerin der christlichen Religionswahrheiten, bildet das festeste Fundament und die notwendigste Vorbedingung wahrer Kultur, so zwar, dass es ohne Christentum wahre Zivilisation nicht gibt. Im Laufe der Jahrhunderte ist die christliche Religion es gewesen, welche unsere Länder zu jener Höhe emporgehoben, auf der wir sie sehen, und sie bildet die beste Gewähr für ihr fürderes Gedeihen. Die christliche Religion allein befriedigt des Menschen höchstes und idealstes Streben, nämlich die Erkenntnis des Schöpfers, und gibt, indem sie des Menschen Beziehungen zum Schöpfer erklärt, seinem Handel und Wandel die rechte Norm. Je höher und vollkommener sein Begriff von Gott, desto vorangeschrittener ist er in der wahren Bildung und Kultur; denn nach den Worten der ewigen Wahrheit besteht darin die wahre Vollkommenheit und Vollendung des Menschen, dass er den wahren Gott erkenne und den er gesandt hat, Jesum Christum. Diese Kenntnis den Eingeborenen zu bringen, ist Aufgabe der Mission. Ich sehe hier ab von der konfessionellen Richtung der Missionare, die in den Kolonien tätig sind, denn, wenn auch in verschiedener Art und Weise, verfolgen alle dasselbe Ziel. Diese christliche Religion gibt dem Leben wahren, sittlichen Halt; sie hat die rohen Sitten unserer Vorfahren verfeinert und die heidnischen Gebräuche aufgehoben. Ein Gleiches erstrebt sie bei den Eingeborenen der Kolonie, denen das Heidentum ja zur Quelle der entsetzlichsten Verkommenheit geworden, und sucht dies durch ihren Gottesdienst und ihre Lehren zu erreichen. Es ist das **ora,** dem das **labora** notwendigerweise zur Seite gehen

muss, denn beide sind unzertrennlich, sie ergänzen sich gegenseitig.

Es werden sich immer Männer und Frauen finden, die in selbstloser Hingabe diesem dritten und Hauptteile in der Erziehung des Naturvolkes sich widmen. Möchte ihr ideales Wirken nur stets und überall die verdiente Anerkennung finden!

Damit aber ihr Streben mit Erfolg gekrönt werde, müssen alle, die in den Kolonien auf die eine oder andere Weise an der Hebung der Kultur sich betätigen, Hand in Hand mit den Missionen gehen, speziell die Kolonialverwaltung, als Vertreterin eines christlichen Landes, das mit Eifersucht sein christliches Bekenntnis als kostbarstes Kleinod zu wahren sucht. Ich brauche hier nicht hervorzuheben, was die Missionen bis jetzt geleistet haben. Wenn in so manchen Distrikten unserer Kolonien geordnete Verhältnisse eingetreten sind, wenn dort dem Mord und Totschlag, der Menschenfresserei und andern Verbrechen gesteuert worden und die allergröbsten Ausschreitungen nicht mehr auf der Tagesordnung stehen, wenn dort die Sittlichkeit gehoben und die Hoffnung auf einen gesunden Menschenschlag gegeben ist, so möchte ich das nicht so sehr der äusseren Gewalt zuschreiben, die mit Strenge jedes Verbrechen straft, das sie erreichen kann, sondern eher der inneren Kraft der christlichen Religion, die, wenn auch langsam, doch sicher wie ein Sauerteig das ganze Leben der Farbigen durchzieht.

Wie darum von höchster Stelle für das Mutterland für die Wahrung des christlichen Glaubens in Wort und Beispiel gesorgt wird, so muss des Mutterlandes Sorge auch dahin gehen, den Kolonien diese seine höchste und dauerhafteste Errungenschaft, den christlichen Glauben, zuzuwenden. Man flösse den Farbigen kein Misstrauen gegen die christliche Religion oder deren Vertreter ein, lege letzteren in ihrem Wirken keine Hemmnisse in den Weg und bekämpfe sie nicht. Es hiesse nicht an der Kulturhebung der Kolonien mitwirken, wollte man dem Heidentum Vorschub leisten oder, wie es in manchen Kolonien anderer Staaten geschieht, verbieten, dass an den religiösen Gebräuchen oder der Moralauffassung der Heiden seitens der Missionen gerüttelt werde; wollte man solche Eingeborene als Repräsentanten der Gewalt und Autorität des Mutterlandes anstellen, die selbst noch Heiden sind und als solche allen degradierenden Gebräuchen der Heiden nachgehen; wollte man endlich heidnische Institutionen schützen, die nicht nur dem Christentum und den elementarsten Gesetzen der Moral schnurstracks entgegenlaufen, sondern auch politisch nicht ungefährlich sind.

Die Missionare werden, denn das ist ihr Beruf, all ihre Kräfte dieser Aufgabe widmen. Dafür dürfen und müssen sie vom Mutterlande er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

warten, dass es nur solchen Weissen den Aufenthalt in seinen Kolonien gestattet, besonders nur solche als seine Vertreter dort einsetzt, deren Beispiel nicht niederreisst, was die Missionare unter so vielen Opfern und Entbehrungen aufgebaut.

Mögen denn alle Kolonisatoren mit vereinten Kräften danach streben, das hehre Ziel zu erreichen, welches das Mutterland bei Übernahme der Kolonien sich gesteckt hat. Zwar gehört Deutschland zu den jüngsten der Kolonialmächte, und seine Kolonien bilden mit der teilweise recht wilden Bevölkerung eines der schwierigsten Gebiete für die Kultur. Doch wird es durch die dreifache Erziehung auf materiellem, geistigem und religiösem Gebiete, die es den Eingeborenen angedeihen lässt, zeigen, dass es seiner Aufgabe als christliche Kulturmacht voll und ganz gewachsen ist. Und wie bis in das späteste Alter hinein das gut erzogene Kind dankbaren Herzens seiner Eltern gedenkt und ihr Andenken segnet, so soll bis in die spätesten Generationen von allen Eingeborenen unserer Kolonien der Name ihres Mutterlandes, Deutschland, nur mit Liebe und Dankbarkeit genannt werden; und dieser Name soll sie stets an jene erinnern, die als Beglücker zu ihnen kamen und ihnen mit der christlichen Kultur das wahre Glück brachten.

Konteradmiral z. D. **Strauch**, Friedenau: Ich möchte an den Herrn Vortragenden die Frage richten, was er unter Anwerbung von Frauen versteht, oder besser, was unter Anwerbung von Frauen zu verstehen ist? Mein Aufenthalt in der Südsee liegt weiter zurück und es ist mir nur etwas von der Anwerbung von Männern bekannt, und auch nur von einem bestimmten Orte nach einem weiter entlegenen. Vielleicht versteht der Herr Vortragende unter Anwerbung nur, was wir unter Mieten verstehen.

Missionsinspektor D. **A. Merensky**, Charlottenburg: Wir haben heute vormittag mit Freuden vernommen, dass bei diesem Kongress Mission und Kolonisation Hand in Hand gehen. Möchte dies auch draussen der Fall sein. Wenn diese beiden Faktoren einander entgegenarbeiten, will mir das scheinen, als ob das auf die Eingeborenen, die wir erziehen sollen, den Einfluss haben müsste, wie die verschiedene Praxis eines Ehepaares bei der Erziehung der Kinder. Wenn Mann und Frau dabei nicht harmonieren, sondern der Mann nach andern Grundsätzen verfährt, als die Frau, so kann die Erziehung keinen segensreichen Erfolg haben. Wir sind dem Herrn Vortragenden dankbar für das Hervorheben alles Notwendigen. Ich möchte nur noch darauf aufmerksam machen, dass man immer davon redet, die Eingeborenen seien den Kindern gleich zu achten. Gewiss! Aber dann soll man dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch Rechnung tragen. Hier in der Heimat gilt es als ein Verbrechen, Kinder zu verführen und Kinder nicht vor Übel zu schützen, das sollte man im Hinblick auf die Eingeborenen mehr ins Auge fassen; man sollte sie als Kinder vor Verführung und Sittenlosigkeit schützen, sollte ihnen nicht erlauben, wie dies in Deutsch-Südwestafrika geschehen ist, bei Händlern Schulden zu machen, noch weniger sollte die Kolonialbehörde solche Schulden durch ihre Organe eintreiben, und endlich sollte man den Branntweinverkauf an Eingeborene noch mehr einschränken; wir sollten es nicht mehr dulden, dass Eingeborene durch Branntwein vergiftet und zugrunde gerichtet werden. Dass solches möglich ist, zeigen die strengen Gesetze in Natal, wo der Branntweinverkauf an Eingeborene mit hoher Geldstrafe gesühnt wird, und in Transvaal, wo für diesen Verkauf sechs Monate Gefängnis angesetzt sind, und Wiederholungen mit Gefängnis bis zu zwei Jahren bestraft werden. Möchte in dieser Richtung ein Anfang auch in den deutschen Kolonien gemacht werden. Kinder müssen geschützt werden, und was auf der einen Seite anerzogen ist, darf auf der andern nicht wieder zunichte gemacht werden!

P. **Eustachius Nagel,** Eichstätt (Bayern): Wir leben in einem Lande, welches schon längst die Segnungen der Kultur geniesst, und doch war es notwendig, dass Gesetze zum Schutze der Arbeiter erlassen wurden. Um so notwendiger ist es, dass solche Schutzgesetze auch für die Eingeborenen unserer Kolonien erlassen werden. Die Ausbeutung derselben von seiten der Weissen ist eine sehr grosse. Ein Kolonist hat mir einmal erzählt, wie er mit den Indianern in Chile, Südamerika, Handel treibt: er gibt denselben für einen Ochsen, der 100 Mark wert ist, zwei Pferde im Werte von je 30 Mark. Er betonte, dass der Eingeborene mit Freuden solchen Handel eingehe; denn er sagt: wenn ihm der eine Ochse gestohlen werde, so habe er nichts, wenn ihm aber von zwei Pferden das eine gestohlen werde, so habe er noch eins. Wenn ein Mann, der zivilisiert ist, es ohne Scheu aussprechen kann, wie er die Eingeborenen übervorteilt, so ist dies ein Zeichen, dass noch keine Schutzgesetze für die Eingeborenen in den Kolonien bestehen, aber notwendig sind.

Missionsdirektor D. **Gensichen,** Berlin: Es war eine sehr bezeichnende Frage, welche am 20. August 1901 am oberen Njassa ein Regierungsbeamter an mich richtete: Warum brauchen Ihre Missionare bei der Erziehung zur Arbeit und zum Gehorsam nie den Zambok (Peitsche)? Sie können sich denken, was ich antwortete: Unsere Missionare brauchen sittliche Mittel, sie beeinflussen die Eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

durch das Wort Gottes. In gleicher Weise können Regierungsbeamte das nicht tun. Aber sie sollen den Eingeborenen mit einem sittlichen Wandel vorleuchten; dann wird ihr gebietendes Wort Respekt erwecken und Gehorsam erzielen. Sehr bezeichnend war auch die Antwort der Heiden auf unserer jetzt gefährdeten Station Jakobi: Superintendent Schumann fragte sie: Wieviele Arten von Weissen kennt Ihr? Sie antworteten sehr einmütig: Wir kennen nur eine Art von Weissen; das seid Ihr, unsere Väter und Herren, denn Ihr habt uns die „Sache" gebracht. Was sie meinten, ist klar. Sie meinten, das vom Vortragenden genannte grosse Gut des Wortes Gottes, dessen Wert auch die Heiden erkennen, ein Beweis dafür, dass sie der sittlichen Erziehung zum Gehorsam und zur Arbeit willig entgegenkommen.

Ein Erlebnis in Natal will ich noch erwähnen. In Durban sass mir auf dem Schiffe „Kronprinz" ein deutscher Kaufmann gegenüber, der das scharfe Wort zu seinem Nachbar sprach: „Alle getauften Schwarzen, die ich seit 25 Jahren zur Arbeit anstellte, haben nichts getaugt. Jeder Groschen, für die Mission gegeben, ist weggeworfen." Ich bat ihn, das Wort sofort zurückzunehmen, weil er damit nicht sowohl mich beleidigt, als das Testament unseres Heilandes angegriffen habe. Ich wollte ihm das Zurücknehmen erleichtern, indem ich ihm bewies, dass er seine Beispiele nur von solchen getauften Eingeborenen nehme, welche durch den Einfluss der Grossstadt verdorben seien. Er werde einen ganz andern Eindruck empfangen, wenn er vier Wochen als Beobachter auf der nahen Missionsstation Christianenburg wohnen wolle. Er nahm daraufhin sein voreiliges Wort zurück.

Wenige Monate später las ich in einer Natalzeitung folgendes Wort eines Parlamentsmitgliedes: „In den ersten Rang stelle ich die Berliner Mission, denn ihre Missionare haben Wege geschaffen, ehe es die Regierung tat, und ihre Pflegebefohlenen sind bemerkenswert gehorsame, fleissige und willige Arbeiter."

Zuletzt erwähne ich, dass mich im November 1904 der Vorsitzende des höchsten Gerichtshofs von Natal besuchte, nur um mir auszusprechen, wie hoch er den Einfluss unserer Missionare auf die Erziehung der Eingeborenen schätze. Ich konnte dem liebenswürdigen Herrn nur von Herzen für dieses Urteil danken.

Oberstleutnant **von Morgen,** Düsseldorf: Nach den lichtvollen Ausführungen des Herrn P. Heines, die als Katechismus für den Hinausgehenden gelten könnten, ist eigentlich eine Diskussion unnötig. Was mich als alten Afrikaner freut, ist, dass der Herr Vortragende nicht nur als Geistlicher und Missionar, sondern auch als Kolonialkenner und Kenner der Eingeborenen gesprochen hat. Er hat mit Recht den Ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborenen als faul bezeichnet, und ein faules Kind ist und bleibt er vorläufig, solange wir ihn nicht auf eine höhere Kulturstufe heben. Der Schwarze hat es nicht nötig zu arbeiten. Natur und Klima zwingen ihn nicht dazu. Ohne Frage muss die Arbeitspflicht den Eingeborenen auferlegt werden. Diese Arbeitspflicht denke ich mir in Form einer indirekten Steuer. Ich bin ein Gegner der Kopf- und direkten Steuer. Welche Steuer könnte besser sein als die Arbeit? Dem einen Häuptling müsste aufgetragen werden: Du hast von dem Dorf bis zu jenem Dorf den Weg, einem andern, du hast von da bis dort die Brücken zu bauen, und wir können sie wohl hierbei der Leitung unserer Beamten überlassen. Wir müssen aber auch den Neger den Plantagen übergeben, denn ohne Negerarbeit können diese nicht bestehen, können wir überhaupt unsere Kolonien nicht vorwärts bringen.

Einen zweiten Punkt möchte ich auch noch hervorheben. Es ist klar, dass wir mit unsern gesetzlichen Strafen den Neger nicht bessern können. Ein Beispiel hierfür: Als ich 1890 in Kamerun auf meiner Hinterlandexpedition von einem Stamm überfallen wurde, gelang es mir, den Häuptling zu fassen. Ich strafte ihn mit 20 Ziegen und 20 Schafen, liess ihn dann aber laufen. Darauf überfiel er uns am nächsten Tage wieder. Ich fing ihn abermals. Um nicht solches zum dritten Male zu erleben, liess ich ihn erschiessen. Das Jahr darauf kam ich in dieselbe Gegend. Derselbe Stamm kam mir entgegen und brachte Geschenke. Unter anderm fragten mich die Leute, warum hast du unsern Häuptling nicht schon das erste Mal erschiessen lassen? Der Afrikaner kennt nur Auge um Auge, Zahn um Zahn. Nun wollen wir diese harten Gesetze nicht selber immer anwenden, aber äusserst verkehrt wäre es, wenn wir die Eingeborenen mit den Segnungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs beglücken wollten. Die Strafe muss sie vor Nachahmung abschrecken. Im allgemeinen muss für die Behandlung der Eingeborenen der Grundsatz herrschen: „Streng, aber gerecht!"

Missionsinspektor Pastor **Haussleiter,** Barmen: Zu den idealen vaterländischen Zwecken, welche der Kolonialkongress wirksam fördert, gehört auch, dass die Vertreter der Missionen beider christlichen Konfessionen sich auf dem Boden gemeinsamer Arbeit zusammenfinden, sich achten und verstehen lernen und auch dasjenige Mass von persönlichem Vertrauen zueinander bekommen können, welches draussen zu einem friedfertigen Nebeneinanderwirken unbedingt nötig ist. Der unter Gottes Zulassung geschichtlich gewordene konfessionelle Unterschied erzeugt in der Heimat eine Spannung der Geister, in welcher die edelsten Kräfte entwickelt werden, und durch welche jeder Stagnation gewehrt wird. Unser Vaterland muss und kann diese anspannende, gei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stige Auseinandersetzung ertragen, denn der einzelne hat, wenn er nur ernstlich will, die Bedingungen zu einer freien Urteilsbildung und Stellungnahme. Anders liegt die Sache draussen. Die Eingeborenen, die wir auf ihrem Tiefpunkt aufsuchen müssen, sind nicht imstande, von vornherein klar zu entscheiden. Die gleichzeitige Darbietung des Evangeliums von verschiedenen Seiten dient nur dazu, die Gemüter zu verwirren und die Stämme unheilvoll zu spalten. Dabei geht der Segen stiller Arbeit verloren. Unser Kolonialgebiet ist fünfmal grösser als das Vaterland; es ist Raum genug, dass die Konfessionen sich draussen abgrenzen. Der vor Jahren gemachte Vorschlag, dass die staatliche Gewalt die Teilung vornehmen möge, wurde als zu mechanisch von beiden Konfessionen abgelehnt. Darum mögen die hier anwesenden Vertreter beider Konfessionen freundlich gebeten sein, über die Grundlinien einer gegenseitigen Abgrenzung ihrer Arbeit auf unsern Kolonialgebieten sich zu verständigen. Wenn jemand im Eifer für die Sache die Grenzen überschreitet, mögen die Verwaltungsorgane mildernd eingreifen. Aber von grossem Werte wäre es, wenn sich die Vertreter der Missionen über die Grundsätze verständigen könnten, nach welchen man sich im allgemeinen richten könnte. Es werden Überschreitungen auch dann nicht ausbleiben, aber man hätte doch eine Basis gewonnen, auf welcher die Arbeit segensreich vorangehen könnte. Nach den Äusserungen des Vortragenden, nach seiner Zielbestimmung der Missionsaufgabe, nach der Erkenntnis, welche durch Predigt und Wort in die Seelen der eingeborenen Heiden gepflanzt werden kann, ist doch die feste Basis so klar und deutlich ausgesprochen und vorhanden, dass wir uns ohne die Zwischenkunft dritter, welche nicht immer das rechte Verständnis für die Missionsaufgabe haben, auseinandersetzen können, und darüber bitte ich die Vertreter der katholischen Missionen nachzudenken und gegebenenfalls dafür einzutreten.

Subprior P. **Enshoff,** St. Ottilien: Auch auf unserer Seite besteht der Wunsch, dass etwaige Spannungen durch sachliche und durch genossenschaftliche Auseinandersetzungen gelöst würden; das Wort Spannung möchte ich lieber ersetzen durch Spaltung. Auf Grundlage von gegenseitiger Wertschätzung möge überall statt Spannung ein friedliches Nebeneinander eintreten. Auch in unserm Vaterlande meine ich, sollte man statt von konfessioneller Spannung von konfessioneller Spaltung, einer durch die geschichtlichen Vorgänge eingetretenen Spaltung in Glaubenssachen sprechen. Wenigstens ist und soll von katholischer Seite nichts geschehen, das friedliche Nebeneinander zu einem gespannten Verhältnisse zu machen oder zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich möchte daher ein solches, auf Hochachtung, Vertrauen und Wertschätzung begründetes, friedliches Nebeneinanderwirken auch unserseits als wünschenswert bezeichnen.

Schlusswort: P. **Heines,** Hiltrup: Dem Herrn Konteradmiral Strauch teile ich auf die Anfrage mit, dass die Anwerbung von eingeborenen Mädchen und Frauen dem Mietsvertrage entspricht. Dem Herrn Oberstleutnant von Morgen danke ich für die Anerkennung meiner Worte im Interesse der guten Sache, zum Segen unserer Kolonien. Es sollte mich freuen, wenn meine Ausführungen dazu beitrügen, das zu beschleunigen, was der Zweck des Kongresses ist, nämlich das Wohl und Gedeihen der Kolonien. Endlich möchte ich im Anschluss an meine Ausführungen folgende Resolution vorschlagen:

„Die Kolonialverwaltung wird gebeten, den Beamten in den Kolonien es zur Pflicht zu machen, die Eingeborenensprachen zu erlernen."

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Ich halte es für bedenklich, die Resolution so präzise zu fassen, dass den Beamten zur Pflicht gemacht werde, die Eingeborenensprache zu erlernen. Ich stehe dem zwar sympathisch gegenüber, aber ich möchte doch betonen, dass der Vorschlag so bestimmt, wie er gemacht wird, auf grosse Schwierigkeiten in der Praxis stossen wird. Was ist denn die Eingeborenensprache in der Südsee, wo in einem kleinen Bereich mehrere Sprachen vorhanden sind, die zwar nicht sehr verschieden sind, aber doch immerhin bestimmte Verschiedenheiten aufweisen. Welche davon soll der Kolonialbeamte sprechen lernen? Weniger schwierig wäre es vielleicht in Ostafrika; man müsste hinzusetzen: die „herrschende" Eingeborenensprache, aber auch da erhebt sich wieder die Frage, welches ist diese? Ich glaube also, dass man der Resolution in dieser Form nicht beistimmen kann.

Intendantur-Sekretär **Bopp,** Potsdam: Ich erlaube mir, darauf aufmerksam zu machen, dass der gleiche Gegenstand, Studium der Eingeborenensprachen durch die Kolonialbeamten, mit einer entsprechenden Resolution zurzeit in Sektion III bereits zur Behandlung kommt gelegentlich des Vortrags des Herrn Professor Meinhof. Die Resolution dürfte vielleicht für unsere Sektion nicht in Betracht kommen.

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Wir können nicht zusammen zu dem Vortrage Meinhof in der andern Sektion gehen. Ich sehe keinen Grund, warum wir uns hier nicht mit dieser Frage beschäftigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollen. Es dürfte interessant sein, später festzustellen, welcher Ansicht diese und welcher Ansicht jene Sektion darüber ist. Ich möchte also befürworten, die Ansichten weiter auszutauschen.

G. Küppers-Loosen, Cöln a. Rh.: Ich möchte mich den Ausführungen des Herrn Admirals Strauch anschliessen. Ich habe in Neu-Guinea und auf dem Bismarck-Archipel wohl zwanzig Eingeborenensprachen gefunden. Es ist unmöglich, einem Gouvernementssekretär zur Pflicht zu machen, alle diese Sprachen zu erlernen. Dass der Gouverneur sich mit Beamten, welche die eine oder die andere Sprache verstehen, umgibt, können wir wohl erwarten; aber im Gebiete von Neu-Guinea ist gerade die Sprachenfrage sehr wichtig und dürfte doch in ganz anderer Weise zu lösen sein. Vielleicht dass in der Hauptstadt eine deutsche Schule für Eingeborene errichtet wird, in welcher Häuptlingssöhne insbesondere im Deutschen unterrichtet werden, damit man in jedem Gebiete einen oder mehrere Leute hat, die der deutschen Sprache mächtig sind. Vor allem ist aber nötig, dass die europäischen Missionare und Beamten der deutschen Sprache mächtig sind. Es ist traurig, dass es Missionare draussen gibt, die sich weigern, deutsch zu sprechen. Ich meine da insbesondere nicht die englischen Missionare, der Engländer nimmt schwer eine andere Sprache an, sondern die andern, Franzosen und Holländer. Wenn wir auch nicht von den Beamten, die oftmals nur zwei Jahre draussen sind, verlangen wollen, dass sie die Eingeborenensprachen lernen, so müssen wir unbedingt von den Missionaren verlangen, dass sie deutsch sprechen.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Aus dem Gesagten geht hervor, dass die Resolution wird eingeschränkt werden müssen; vielleicht besinnt sich der Herr Antragsteller auf eine andere Fassung.

Freiherr **von Münchhausen,** Vertreter des Jerusalem-Vereins, Gr.-Lichterfelde: Zu den Worten des Herrn Admiral Strauch möchte ich noch etwas hinzufügen. Die Kenntnis der Landessprache ist für den europäischen Beamten zweischneidig. Mit derselben verliert er an Respekt und Autorität bei den Eingeborenen. Beispiele dafür habe ich in meiner fünfjährigen Tätigkeit als Gesandtschaftsdolmetscher in Konstantinopel erlebt. Die englische Mission geht, soviel ich Gelegenheit zu beobachten gehabt habe, darauf aus, den Völkern von ihrer Sprache möglichst viel aufzudrängen. Nicht als herrschende Sprache, sondern als christliche Sprache. So haben z. B. die Engländer in der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schwierigen Mission unter den Juden sehr viel geleistet dadurch, dass sie die Juden christianisierten und zu einem hohen Kulturstande brachten.

Oberstleutnant **von Morgen,** Düsseldorf: Ich bin leider in der unangenehmen Lage, den drei Vorrednern widersprechen zu müssen. Da die meisten Eingeborenensprachen, wenigstens in Afrika, nur dialektisch verschieden sind, dürfte es nicht schwer halten, für einen bestimmten Bezirk sprachfest zu werden. Wer eine von den Sprachen lernt, der fasst schnell auch die andern. Jeder Beamte weiss ausserdem, wohin er geht und hat beispielsweise für Kamerun dementsprechend die Haussa- oder Dualasprache sich anzueignen. Ich halte es eigentlich für selbstverständlich, dass jeder Beamte die Sprache seines Bezirks erlernt. Die Kenntnis der Sprache ist doch einmal die conditio sine qua non für das Verstehen der Eigenart der Eingeborenen und weiterhin für ihre Behandlung. Vielleicht setzt der Herr Antragsteller seiner Resolution noch das Wort „möglichst" hinzu.

Reichstagsabgeordneter **Lattmann,** Schmalkalden: Ich wollte beantragen, in die Resolution die Worte „nach Möglichkeit" hineinzusetzen. Dadurch würden, wie der Herr Vorredner schon andeutete, die Schwierigkeiten einer unbedingt obligatorischen Erlernung der Eingeborenensprachen seitens der Beamten beseitigt sein. Es handelt sich ja nicht darum, dass wir in dieser Sektion etwa eine Verfügung an die Beamten ausarbeiten, sondern es kommt darauf an, ob wir dem Grundgedanken des Vortragenden, dass die Beamten mehr als bisher im Interesse der Erziehung der Eingeborenen die Eingeborenensprachen erlernen sollen, zustimmen. Das tue ich, und, es scheint, auch die Mehrheit. Der Ausdruck der Ansicht dieser Mehrheit würde genügend zu Geltung kommen mit dem Zusatze „nach Möglichkeit".

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Ich muss Herrn Oberstleutnant v. Morgen recht geben. Es ist gar nicht so schwer, Eingeborenensprachen zu erlernen, aber es ist schwer, Leute zu finden, die sich die Mühe dazu geben, und darum möchte ich die Sache vereinfacht wissen. Auch noch aus einem andern Grunde. Es gibt eine Reihe von Eingeborenensprachen, die im Aussterben begriffen sind, nun ist es zwar ethnologisch wünschenswert, sie festzuhalten, aber praktisch ist es, wenn die „kleinen" Sprachen verschwinden und wir uns bemühen, sie auszumerzen. Ich schlage daher folgende Resolution vor:

„Die Sektion IV muss es als notwendig bezeichnen, dass die Kolonialbeamten mehr als dies bisher der Fall ist, sich mit der Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lernung von Eingeborenensprachen befassen, denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde."

Ich bitte, diese Resolution anzunehmen, denn meines Erachtens muss die Regierung nicht bloss die Beamten anregen, sondern sie anweisen, sich mehr als bisher mit der Erlernung der Eingeborenensprachen zu beschäftigen.

Missionsdir. D. **von Schwartz**, Leipzig: Ich schlage vor, den zweiten Satz der Resolution Strauch zu streichen, weil mir allgemeine Direktiven nicht notwendig erscheinen.

Prinz **Franz von Arenberg**, Berlin: Ich bin mit der Resolution des Herrn Admiral Strauch auch einverstanden, wenn die beiden letzten Sätze gestrichen werden.

Von einem Beamten, der z. B. auf drei Jahre nach Kamerun geschickt wird, kann man nicht verlangen, dass er etwa die arabische Schriftsprache lernt, ebensowenig von einem Beamten, der zur Vertretung hingeschickt wird. Mir scheint also im ersten Satz das Nötige gegeben zu sein.

Konteradmiral z. D. **Strauch**, Friedenau: Ich habe den Nachsatz mit Vorbedacht aufgenommen, denn viele Leute halten die Kenntnis der Sprache nicht für nötig, und nicht für erforderlich, das Wesen der Eingeborenen zu verstehen.

P. **Heines**, Hiltrup: Infolge der Besprechung meiner Resolution erkläre ich mich bereit, dieselbe zugunsten der Resolution des Herrn Konteradmiral Strauch zurückzuziehen, da nur in der Ausdrucksform beider Resolutionen ein Unterschied obwaltet.

* * *

Die Resolution Strauch wurde sodann mit grosser Majorität zur Einbringung in das Plenum angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestand und Arbeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien.

Von Pfarrer **Paul**, Lorenzkirch (Sachsen).

(Mit einer Karte, die deutschen Schutzgebiete darstellend.)

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Die Christianisierung unserer überseeischen Gebiete hat zwar mit der deutschen Besitzergreifung nicht erst begonnen, sie ward aber durch diese in ein neues Stadium gerückt. Die Öffnung und Sicherung der Wege ins Innere, die Schaffung neuer Verkehrsmittel, die grössere Sicherheit für Leben und Eigentum, dies und manches andere, was die neue Zeit mit sich brachte, kam auch den Missionaren und ihrer Arbeit zustatten. Man braucht nur einmal unsere afrikanischen Kolonien mit ihren Nachbargebieten hinsichtlich der Besetzung mit Missionsstationen in Vergleich zu stellen; da springt der Vorteil, den unsere Kolonialära der Verbreitung des Christentums gebracht hat, sofort in die Augen. Es sind mancherlei Kräfte tätig, christliche Anschauungen und Einrichtungen in jene Tochterländer der Mutter Germania hinüberzutragen. Zwar dient bei weitem nicht alles, was von uns ausgeht und an die deutschen Negerstämme oder Südseeinsulaner herantritt, diesem hohen, edeln Ziele. Das Bild der modernen Kolonisation enthält bekanntlich auch tiefe Schatten, die uns zuweilen sehr beschämen, ja geradezu an die Greuel früherer Kolonisationsperioden erinnern. Man braucht nicht blind gegen diese Schäden zu sein und kann sich doch der Tatsache aufrichtig freuen, dass unsere deutsche Kolonial-Regierung und -Verwaltung auch ihrerseits einen nicht unbedeutenden Beitrag zur Christianisierung unserer Gebiete liefert.*) Wo deutsches Wesen gepflanzt wird, kommen eben gleichzeitig auch verschiedene christliche Momente zur Geltung. Man kann darum wohl von einer unbewussten Christianisierung unserer Kolonien reden, so unvollkommen sie auch sein mag.

Die eigentliche, planmässige und zielbewusste Ausbreitung des Christentums geschieht aber durch die Missionsgesellschaften. Es sind deren achtzehn evangelische und zwölf katholische in unsern Gebieten tätig. Wenn wir ihre Arbeitsfelder überblicken, so können wir, abgesehen von den gerade jetzt schwer heimgesuchten Aufstands-

*) Diesen Gedanken hat der Verfasser weiter ausgeführt in den „Missionswissenschaftlichen Studien. Festschrift zum 70. Geburtstag des Herrn Dr. Warneck." Berlin 1904, M. Warneck, S. 103—128: „Zwanzig Jahre deutscher Kolonialpolitik in ihrer Bedeutung für die Christianisierung unserer überseeischen Gebiete."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebieten, fast überall eine ungehinderte Ausbreitungsmöglichkeit und fortschreitendes Wachstum feststellen. Von Stämmen, die die Missionare abweisen, wie früher zuweilen, ist jetzt kaum irgendwo die Rede; wohl aber kommen die Vertreter der Missionsgesellschaften häufig in eine ähnliche Lage, wie jener Baseler Missionar in Kamerun, der sich geradezu vor den Deputationen der im Sanagagebiet wohnenden Negerstämme fürchtete, weil sie so viele Lehrer begehrten und er nur so wenige zur Verfügung hatte. Die Vorsteher der Missionshäuser in der Heimat aber sprechen es auch oft genug aus: Wir könnten sofort mehr Missionare in Dienst stellen, wenn wir die Mittel dazu hätten. Nicht als ob es in Deutschland an Meldungen für den Missionsdienst und an Opferwilligkeit für unser wichtiges und grosses Werk fehlte. Seit Beginn unserer Kolonialära, d. i. seit 1883, ist die Zahl der deutschen evangelischen Missionare, mit Einschluss der unverheirateten Missionarinnen, von 526 auf 1150, und die der Missionsbeiträge von $2^3/_4$ auf 6 Millionen Mark getiegen. Beide Zahlen haben sich also in dem verhältnismässig kurzen Zeitraum mehr als verdoppelt. Aber die Anforderungen, die draussen an die Erweiterung der Betriebe gestellt werden, sind noch stärker gewachsen, und darum reichen die Kräfte kaum aus. Die Wirksamkeit der deutschen Missionare beschränkt sich ja nicht auf unsere Kolonialgebiete. Sie konnten von ihren anderswo gesammelten Erstlingsgemeinden nicht weglaufen, als es eines Tages hiess: „Nun könnt ihr auch in deutschen Gebieten arbeiten." Nur der Unverstand, der von der Mühe einer neuen Kirchengründung und der Liebe zwischen der heimischen Missionsgemeinde und den Tochtergemeinden drüben nichts weiss, kann ihnen das Verlassen der früher begonnenen Arbeit zumuten. Aber anderseits haben die deutschen Christen bewiesen, dass sie die mit unserer Kolonialära an sie herangetretenen neuen Missionspflichten nicht versäumen wollen. Was die Missionsgesellschaften in den letzten 20 Jahren an neuen Arbeiten unternahmen, entfällt fast ausschliesslich auf unsere eigenen Gebiete.

Wenn ich mich jetzt anschicke, die gegenwärtige Situation der evangelischen Mission in unsern Kolonien zu kennzeichnen, so muss ich vorerst mein Bedauern aussprechen, dass wir nicht auch ein entsprechendes Referat von katholischer Seite erhalten, weil erst dadurch das Gesamtbild der auf die Christianisierung unserer überseeischen Gebiete gerichteten Bestrebungen vollständig würde. Um dem Mangel wenigstens einigermassen abzuhelfen, sind auf den von D. Grundemann heute hier vorgelegten Karten neben den evangelischen auch die katholischen Stationen verzeichnet. Ich will auch bei den einzelnen Gebieten hinter die evangelische Statistik jedesmal die katholischen Zahlen setzen, wie sie Domkapitular Prof. Dr. Hespers Ende vorigen Jahres

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

veröffentlicht hat; wo mir neuere Zahlen zu Gebote stehen, gebe ich diese. Ich hebe bei meiner Darstellung die Fortschritte der letzten drei Jahre hervor, weil ein solcher zwischen den Kolonialkongressen liegender Zeitraum gerade lang genug erscheint, das Wachstum des Werkes erkennen zu lassen.

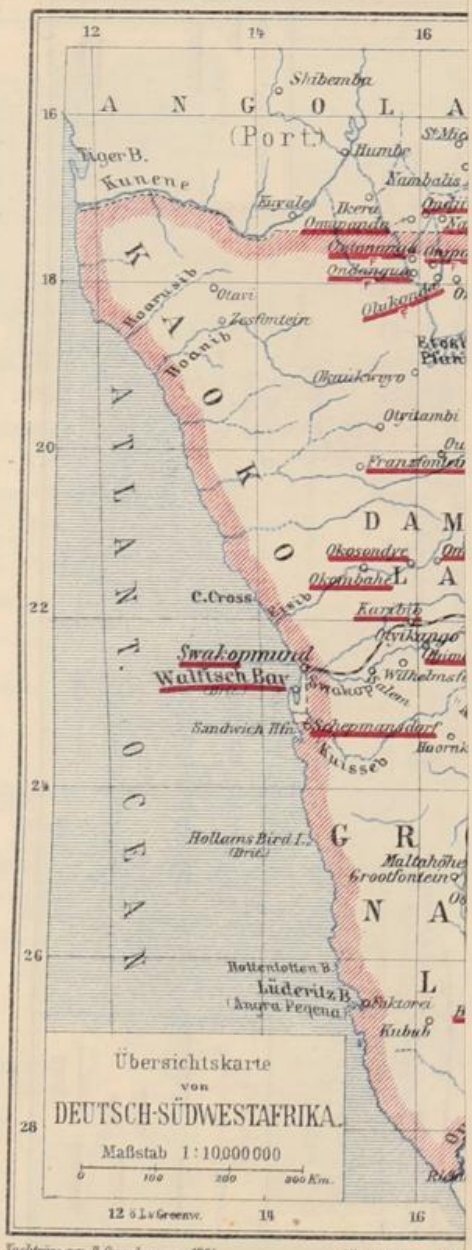
In Togo, wo die Norddeutsche Mission als Bannerträgerin des Christentums zu bezeichnen ist — erst später hat sich die kleine Methodistenmission zu ihr gesellt —, reicht die Missionsarbeit bis nach Boem und Akposso hinauf, d. i. etwa bis zum 7,5 Grad nördlicher Breite. Die über Bismarckburg hinaus liegenden Distrikte Sokode und Mangu-Jendi haben noch keinerlei ständige Berührung mit dem Christentum. Damit scheidet die ganze Nordhälfte des Togogebiets aus unserer Betrachtung aus. Die Mission hat es fast ausschliesslich mit dem im Küstengebiet wohnenden Ewevolke zu tun. Seine nördlichen Nachbarn, das in Boem wohnende Mischvolk, wurden bis vor kurzem von der englischen Goldküstenkolonie durch die Baseler Mission mit dem Christentum bekannt gemacht. Durch freundschaftliches Übereinkommen sind aber auch die von ihr dort gesammelten kleinen Gemeinden an die Norddeutsche Mission übergegangen. Das war nicht nur wegen der Einheitlichkeit der Arbeit sondern auch in sprachlicher Hinsicht von Wichtigkeit. Es werden in den hier in Betracht kommenden Landschaften Kpando, Nkonja und Boem etwa acht verschiedene Idiome gesprochen, von jetzt ab aber soll und kann im Kirchen- und Schulgebrauch das Ewe zur Durchführung kommen. Die Methodistenmission, die ihren Sitz in Anecho (bisher Klein-Popo) hat, breitete sich in den letzten Jahren nur wenig aus, dagegen entfaltet die Norddeutsche Mission von ihrer Kopfstation Lome aus grosse Rührigkeit. Zu den nahe bei der im Bau begriffenen Eisenbahnlinie liegenden, zum Teil sehr stattlichen Niederlassungen von Ho, Amedschowe und Agu kam kürzlich eine neue in Akpafu. Es war charakteristisch für die Selbständigkeit der mit der Mission verbundenen schwarzen Arbeitsleute, dass der den Bau beaufsichtigende Missionar Schosser in Amedschowe wohnen bleiben konnte. Die in der Mission ausgebildeten Handwerker arbeiteten so zuverlässig, dass er nur von Zeit zu Zeit kommen und den Fortgang des Baues inspizieren musste. Die Statistik der evangelischen Mission in Togo stellt sich folgendermassen: 6 Hauptstationen, 61 Nebenplätze, 10 ordinierte und 2 nichtordinierte Missionare, 5 unverheiratete Missionarinnen, 3 schwarze Pastoren, die die Ordination empfingen, und 94 andere eingeborene Gehilfen. In den Gemeinden werden 3177 farbige Christen gezählt; 1 höhere und 74 Volksschulen mit insgesamt 2476 Zöglingen. Die katholische Missionsgesellschaft des göttlichen Wortes hat in Togo ebenfalls sechs Hauptstationen, auf denen 21 Priester,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

11 Brüder und 12 Schwestern tätig sind. Ihnen gehen 53 eingeborene Gehilfen zur Hand. In den Gemeinden zählt man 2697 Katholiken, 67 Schulen und 8 Erziehungshäuser mit insgesamt 2467 Zöglingen.

Kamerun ist Arbeitsfeld für 3 evangelische Missionsgesellschaften: die Baseler, die der Deutschen Baptisten und der Presbyterianer-Kirche in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Während letztere zwischen Batanga und der Südgrenze unserer Kolonie und darüber hinaus im spanischen Gebiete tätig ist, sind die Baseler und die Baptisten von dem zentral gelegenen Duala aus ins Innere vorgerückt. Am Regierungssitz Buea wohnt der Baseler Generalpräses, hier befindet sich auch das Seminar zur Ausbildung eingeborener Gehilfen; die meisten Boten dieser Gesellschaft aber ziehen in drei Kolonnen landeinwärts, die eine den Wurifluss hinauf, an dessen Mündung ins Aestuarium die beiden wichtigen Missionsplätze Bonaku und Bonaberi liegen; eine andere südlich davon den Sanaga stromaufwärts, die dritte in nördlicher Richtung ins Flussgebiet des Mongo. Bis vor einigen Jahren war das in der Nähe dieses Wasserlaufs liegende Njasoso der am weitesten vorgeschobene Punkt. Neuerdings kamen aber die Stationen Bali im Norden und Sakbajeme am Sanaga hinzu. Die Baptistenmission, die auf den Schultern Alfred Sakers, des ersten Kamerun-Missionars, steht, hat ihren Stützpunkt ebenfalls in Duala und am Kamerunberg, und dringt im Wurigebiet landeinwärts vor. Sie sendet gerade jetzt mehrere Brüder aus, die einen Vorstoss an den Mbam, einen von Norden kommenden Nebenfluss des Sanaga, unternehmen wollen. So ist also das Küstengebiet von Kamerun besonders stark besetzt. Auf die Dualaneger, die schon eine verhältnismässig grosse christliche Literatur in ihrer Sprache haben, wird ein reichliches Mass von Missionsarbeit verwandt, während von den zahlreichen Hinterlandstämmen erst wenige erreicht sind. Nur der chronikalischen Genauigkeit halber sei der vor einigen Jahren unternommene schwache Versuch einer Freimission in Garua am oberen Benue erwähnt. Es ist nichts daraus geworden, weil den beiden jungen Männern gar nicht die Erlaubnis gegeben ward, sich in diesem fernab gelegenen Gebiet niederzulassen, wo Heidentum und Islam sich mischen. Aufs Grosse und Ganze von Kamerun gesehen, ist zu konstatieren, dass nur der auf eine Entfernung bis 250 km von Duala landeinwärts gelegte Umkreis Missionstätigkeit aufzuweisen hat. Etwa zwei Drittel des eigentlichen Hinterlands und namentlich der ganze vom Islam stark beeinflusste, wenn nicht beherrschte sogenannte Entenkopf von Kamerun ist vom Christentum noch ganz unberührt. Hier haben die Missionspioniere eine grosse Aufgabe vor sich. Statistik der evangelischen Mission: 20 Hauptstationen, 242 Nebenplätze, 45 ordinierte und 26 nichtordinierte Missionare, 10 unverheiratete Missiona-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

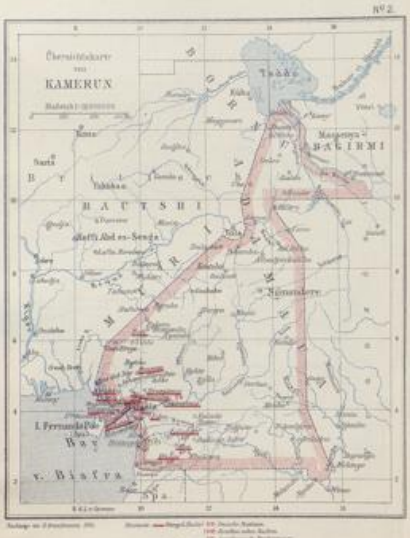

12
14
16
18
20
22
24
26
28
A N G O L A
(Port.)
Shibemba
Humbe
Nambalis
Kunene
Ekuale
Ikerre
Ombandja
Ondonga
Otavi
Otjikango
Otjitambi
Okasendre
Okombahe
Karibib
Otjikango
Swakopmund
Walfisch Bar
Wilhelmsfeste
Sandwich Hfn.
Scheepmansdorf
Baornia
Kuisseb
Hollams Bird I.
(Brit.)
Maltahöhe
Grootfontein
Rehoboth B.
Lüderitz B.
Angra Pequena
Aiktorei
Kubub
C. Cross
Tiger B.
Kuiseb
Koanusib
Zesfontein
Franzfontein
K A L A H A R I
D A M A R A L A N D
N A M A
ATLANT. OCEAN
Übersichtskarte
von
DEUTSCH-SÜDWESTAFRIKA.
Maßstab 1:10000000
0 100 200 300 Km.
12 ° L v Greenw. 14 16
Nachträge von R. Brandenstein 1905.
Missionen.


No 5
10°
140°
150°
160°
170°
Prins Frederik Hendrikl.
Torres Str.
Papua
Merauke
Humboldt B.
Bougainville
Neuguinea
Nachträge von R. Brandenstein 1905.
Verlag v. DIETRICH REIMER (ERNST VOHSEN) Berlin.

N°1.



N°2.



N°3.



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

rinnen, 7 schwarze Pastoren und 250 andere eingeborene Gehilfen. Die Gemeinden bestehen aus 7083 eingeborenen Christen und haben 7 höhere Lehranstalten und 247 Volksschulen mit 8303 Schülern beiderlei Geschlechts. Die katholische Pallottiner-Mission zählt: 7 Hauptstationen, 14 Priester, 21 Brüder, 21 Schwestern, 27 eingeborene Gehilfen, 4000 Katholiken, 29 Schulen, 11 Erziehungshäuser und 1586 Zöglinge.

Während in Togo und Kamerun die Missionare ausschliesslich von der Küste ins Innere vorrücken, hat man in Deutsch-Ostafrika gleichzeitig von allen Seiten zu missionieren begonnen. Zu den beiden englischen Missionen (Kirchliche Missionsgesellschaft und Universitätenmission), die schon vor der deutschen Besitzergreifung hier tätig waren, gesellten sich später vier deutsche: die Berliner Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika in Usambara, Berlin I mit einer Stationenkette vom Nordende des Njassa-Sees bis nach Daressalam, die Brüdergemeine am Njassa und in Unjamwesi, endlich die Leipziger Mission am Kilimandscharo und in den umliegenden kleineren Bergländern. Zahlreich wie diese Missionsorgane sind auch die mit ihnen in Berührung gekommenen Völker. Es sind ihrer mindestens 15—20, wobei die kleinen ethnographischen Unterscheidungen noch gar nicht in Betracht gezogen sind. Die Missionsstationen sind allerdings nicht gleichmässig über das Land verteilt; sie bilden Gruppen oder Streifen. Ein solcher mit vielen Stationen besetzter Missionsstreifen zieht sich im Norden von Tanga und Magila über Usambara und Pare zum Kilimandscharo und Meru. Ein anderer von Daressalam durch Usaramo und Uhehe zum Kinga- und Kondeland am Njassa. Ein dritter von hier nordwärts nach Unjamwesi. Mehr vereinzelt liegen die Niederlassungen der Universitätenmission am Rowuma und die der Kirchlichen Missionsgesellschaft in Usagara und Ugogo. Letztere sind die stehengebliebenen Pfeiler einer einst viel besprochenen Missionsbrücke, die von der Küste bis zum Südufer des Viktoria-Njansa reichte, wo noch jetzt ein allerdings ganz vereinzelt liegender Posten in Nassa am Speke-Golf liegt. Weil es sich im ostafrikanischen Gebiet noch mehr als in Togo und Kamerun um Vorposten- und Wegbahner-Arbeit handelt, ist hier die Zahl der seit 1902 gegründeten Stationen besonders gross: Berlin III eröffnete die in Bungu und Mschihui und nahm die Arbeit unter den Digo in Angriff; Leipzig besetzte den Meru, wo der erste Missionsversuch um die Mitte der 90er Jahre misslungen war, und baute sich in Südpare und Aruscha erstmalig an; die Brüdergemeine eröffnete die drei Stationen Sikonge, Ipole und Kipembabwe, wodurch eine allerdings noch etwas weitläufige Verbindung zwischen ihren Niederlassungen in Urambo und im Kondelande erzielt ward; Berlin I gründete Milow in Uhehe und verlegte zwei alte Stationen an

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

günstigere Plätze. Auch die Universitätenmission nahm jüngst einen neuen Anlauf und eröffnete eine Bergstation Kigongoi auf den östlichen Gebirgsausläufern von Usambara, und die Kirchliche Missionsgesellschaft stellte bei der durch Bischof Peel erfolgten Visitation ihre Arbeit in Usagara und Ugogo auf eine breitere Basis. Die statistischen Listen der einzelnen Gesellschaften ergeben folgende Schlusszahlen für die evangelische Mission in Deutsch-Ostafrika: 58 Hauptstationen, 134 Nebenplätze, 78 ordinierte und 35 nichtordinierte Missionare, 19 Missionarinnen, 10 ordinierte schwarze Pastoren, 226 andere eingeborene Gehilfen, 6200 Getaufte, 6 höhere Lehranstalten, 254 Volksschulen und 13 862 Schüler. Bei der letzten Zahl ist als Kuriosität anzumerken, dass eine ostafrikanische Mission (die englische Kirchenmissionsgesellschaft) mehr Mädchen als Knaben in ihren Schulen hat, während bei allen andern das männliche Geschlecht stark überwiegt. Das hängt jedenfalls mit dem hohen Prozentsatz unverheirateter Missionarinnen zusammen, der dieser Gesellschaft eigentümlich ist. Die katholische Mission ist in Deutsch-Ostafrika durch die Väter vom heiligen Geist, Apostol. Vikariat Nordsansibar, die Benediktiner im Vikariat Südsansibar und die Weissen Väter in den Vikariaten Tanganjika, Unjaniembe und Süd-Njansa vertreten, wozu noch die Trappisten aus Mariannhill in Natal kommen. Alle zusammen verfügen über: 57 Hauptstationen, 126 Priester, 70 Brüder, 77 Schwestern, 461 eingeborene Gehilfen, 25 817 Katholiken, 295 Schulen, 76 Erziehungshäuser und Wohltätigkeitsanstalten und 18 106 Schüler.

Handelte es sich bisher um ruhig arbeitende und im gesunden Fortschreiten begriffene Missionen, so haben wir im Süden von Deutsch-Ostafrika einen schmerzlichen Rückschlag infolge des Aufstandes zu beklagen. Soweit bisher bekannt, ist davon die Missionsgesellschaft Berlin I, die Universitätenmission und die der Benediktiner ernstlich betroffen. Noch grösser aber ist die Verwüstung, die der Herero- und Nama-Aufstand in Deutsch-Südwestafrika angerichtet hat. Bei dessen Ausbruch war das ganze Land mit einem Netz von Stationen der Rheinischen Mission überzogen. Soweit es reine Hererostationen waren, wurden sie bald nach Beginn des ersten Aufstandes von fast allen Eingeborenen verlassen; nur an den Orten, wo neben den Hererochristen auch Bergdamara und Bastards in der Pflege der Missionare standen, konnte das Werk fortgesetzt werden. Dass den deutschen Glaubensboten durch eine Proklamation des angesehensten Herero-Kapitäns volle Sicherheit des Lebens garantiert wurde, hat jeder Unbefangene als einen offenkundigen Erfolg der Missionsarbeit angesehen; als ein solcher war auch das Verhalten vieler eingeborener Christen zu betrachten, z. B. jener, die den meisten deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Frauen und Kindern das Leben retteten. Anderseits hat es freilich leider auch nicht an solchen Hererochristen gefehlt, die in den kritischen Tagen anscheinend ganz in die wilde heidnische Art zurücksanken und es ihren unbekehrten Landsleuten mit Plündern und Morden gleichtaten. Die Herero waren eben noch kein christliches Volk, sondern erst in der Christianisierung begriffen. Nur etwa der zehnte Teil war getauft. Wenn man zum Vergleich einmal die Geschichte der Kolonisierung und Christianisierung von Mitteldeutschland im frühen Mittelalter aufschlägt und die Einzelheiten der grossen Wendenaufstände im 11. und 12. Jahrhundert nachliest, stösst man auf ganz ähnliche Dinge. Und damals waren doch schon mehrere hundert Jahre lang christliche Glaubensboten in unserm Lande, während unter den Herero erst seit einigen Jahrzehnten das Evangelium gepredigt wird. Der Namaaufstand hat die Missionskreise fast noch schmerzlicher berührt als die Herero-Tragödie. Der Name des alten Hendrik Witboi weckt bei ihnen sehr wehmütige Erinnerungen, und der gewaltsame Tod des Missionstechnikers Holzapfel war ein besonders harter Schlag. Doch fehlt es auch hier nicht an einzelnen Lichtpunkten. Mehrere christliche Kapitäne haben sich nicht am Aufstand beteiligt, so sehr sie auch von ihren Landsleuten und dem Agitator der äthiopischen Bewegung bearbeitet wurden. Die Sehnsucht nach der Rückkehr friedlicher Verhältnisse ist jetzt gross. Man verspricht sich auch in den Missionskreisen nur gutes vom Amtsantritt des neuen Gouverneurs. Hoffentlich gelingt es, bei der Wiederherstellung der Dinge im Herero- und Namalande eine Lösung der Eingeborenenfrage zu finden, bei der der christliche Charakter des kolonisierenden Volkes erkennbar bleibt. Die Forderungen gewisser Kolonistenkreise haben ihn ernstlich in Frage gestellt. Mit grosser Genugtuung ist zu konstatieren, dass das von der Finnischen und Rheinischen Mission besetzte Owamboland im Norden völlig ruhig geblieben ist, so dass von einer kriegerischen Aktion gegen dasselbe abgesehen werden kann. Es wird allgemein anerkannt, dass man das loyale Verhalten dieses Volkes den wackeren Missionaren zu verdanken hat, die gerade dort in den Anfangsjahren viel Schweres durchzumachen hatten. Immerhin haben die Fortschritte dieser verhältnismässig jungen und kleinen Mission die Verluste mehrerer Herero- und Namastationen, die vielleicht nie wieder aus ihren Trümmern erstehen werden, nicht ausgleichen können, so dass unser Werk in Deutsch-Südwestafrika jetzt kleinere Zahlen aufzuweisen hat, als vor drei Jahren. Hier sind sie: 30 Hauptstationen, 54 Nebenplätze, 42 ordinierte und 2 nichtordinierte Missionare, 3 unverheiratete Missionarinnen, 79 eingeborene Gehilfen, 9912 Getaufte, 30 Schulen und 2205 Schüler. Katholischerseits wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eine Apostolische Präfektur im Norden des Schutzgebiets und ein Vikariat am Oranjeflusse unterschieden; beide zusammen haben sechs Hauptstationen, 16 Priester, 15 Brüder, 9 Schwestern, 4 eingeborene Gehilfen, 450 Katholiken, 3 Schulen und 225 Schüler.

Wir springen nun nach der Südsee hinüber. In Kaiser-Wilhelmsland auf Neu-Guinea finden wir zwei evangelische Missionsgesellschaften am Werke, die von Neuendettelsau in Bayern bei Finschhafen und die Rheinische an der Astrolabebai. Ins Innere, wo die Eingeborenen noch sehr scheu und wild sind, konnte man sich noch nicht wagen, doch wird auch in dieser Hinsicht Jahr für Jahr mehr Boden gewonnen. Die Neuendettelsauer Mission hat reichlichere Erfolge zu verzeichnen, als die Rheinische, ihr stehen aber auch dreimal so viel Kräfte zur Verfügung. Sie hat seit 1902 drei neue Stationen gegründet: Wareo, Pola und Heldsbach. Im Bismarck-Archipel treibt die australische Methodistenmission ein solid angelegtes und erfolgreiches Werk. Als Mittelpunkt desselben ist die kleine Insel Neu-Lauenburg zu bezeichnen. Das dortige Missionsseminar von Ulu liefert einen Stamm tüchtiger eingeborener Lehrer. Es deckt aber bei weitem nicht den ganzen Bedarf der auf Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg gebrauchten Pastoren und Lehrer. Die meisten von ihnen kommen noch von den alten, in der Christianisierung schon weiter vorgeschrittenen Arbeitsfeldern dieser Gesellschaft, namentlich von den Fidschi-Inseln und Samoa. Das in unsern Kolonien einzigartig dastehende Experiment, ein heidnisches Gebiet unter europäischer Aufsicht durch christliche Eingeborene der Nachbargebiete missionieren zu lassen, hat schöne Erfolge aufzuweisen. Auf Neu-Mecklenburg, das durch die Wildheit seiner Bewohner berüchtigt ist, haben die Methodisten neuerdings auch im Norden zu Nusa und an der Ostküste in Kudukudu Fuss gefasst, nachdem sie sich an der Westküste schon länger niedergelassen hatten. Auf den Karolinen- und Marshall-Inseln missioniert der von Boston ausgehende American Board, genauer die Evangelische Gesellschaft von Hawaii. Kusaie mit dem Bingham-Institut für junge Männer und einer höheren Mädchenschule, sowie Ponape sind hier die Vororte der evangelischen Mission, die sich wieder erholt, nachdem sie in der spanischen Zeit sehr gelitten hatte. Von den Marshall-Inseln haben 20 je eine Kirche. Bei jeder findet man auch eine Schule, auf einigen Inseln sogar mehrere. Als besonders wertvolles Hilfsmittel für Verbreitung des Christentums ist der im Sommer vorigen Jahres in Dienst gestellte Missionsdampfer „Morgenstern" zu bezeichnen, das fünfte Schiff dieses Namens, dessen Kosten von amerikanischen Schulkindern aufgebracht wurden. Bei dieser Gelegenheit sei nachgetragen, dass auch die vorhin erwähnte australische Methodistenmission eine neue Segeljacht in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihren Inseldienst gestellt hat. Von den Karolinen hat nur die östliche Gruppe evangelische Missionsarbeit aufzuweisen, die Westkarolinen nicht. Letzteres gilt auch von den Marianen oder Ladronen, doch ist hier die unter amerikanischer Flagge stehende Insel Guam mit in den Arbeitsbetrieb des American Board einbezogen. In Samoa endlich stossen wir auf eine äusserlich ganz christianisierte Inselgruppe; es gibt hier keine eigentlichen Heiden mehr. Sämtliche Eingeborene, deren Zahl in den Weissbüchern auf rund 33 000 angegeben wird, gehören entweder zur Londoner Mission, die hier schon seit 70 Jahren wirkt und über 20 000 Anhänger hat, oder zu den Methodisten oder sind katholisch. Natürlich bleibt aber noch viel zu tun, die christliche Erkenntnis zu vertiefen und die Getauften im christlichen Leben zu befestigen. Eine zusammenfassende Statistik der auf unsern Südseeinseln wirkenden Missionsgesellschaften zu geben, ist schwierig, weil die englischen und amerikanischen Missionen unter einer Hauptstation etwas anderes verstehen, als die deutschen, auch ist bei ihnen die Verwendung farbiger Missionskräfte eine weitergehende. Dazu kommt, dass die Seelenzahl ihrer Gemeinden nicht so einfach zu berechnen ist; sie unterscheiden einen äusseren Zirkel, die Anhänger, und einen inneren, die vollen, d. h. kommunionberechtigten Gemeindeglieder. Der Gleichförmigkeit halber sei aber auch hier nach demselben Grundsatz gezählt, wie in den afrikanischen Gebieten, indem die „Anhänger" den eingeborenen Christen andrer Gesellschaften gleichgestellt werden. Die evangelische Mission in der deutschen Südsee hat 29 Hauptstationen, 387 Nebenplätze, 38 ordinierte und 7 nichtordinierte Missionare, 8 unverheiratete Missionarinnen, 172 farbige Pastoren, 913 andere eingeborene Gehilfen, 49 042 eingeborene Christen, 14 höhere Unterrichtsanstalten, 441 Volksschulen und 16 156 Schüler. Die katholische Kirche ist dort vertreten durch die Gesellschaft des göttlichen Wortes in Kaiser-Wilhelmsland, die Missionare vom heiligsten Herzen Jesu im Bismarck-Archipel und den Marshall-Inseln, die Maristen auf Samoa, die Kapuziner auf den Karolinen- und Palau-Inseln und die spanischen Augustiner-Rekollekten auf den Marianen. Sie haben zusammen: 70 Stationen, 83 Priester, 64 Brüder, 76 Schwestern, 37 (?) eingeborene Gehilfen. Über die Zahl der Katholiken, Schulen und Schüler geben die mir vorliegenden Quellen keine genaue Auskunft.

Das Pachtgebiet von Kiautschou endlich haben sich zwei evangelische Missionsgesellschaften als Arbeitsgebiet ersehen, die Berliner Mission und der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein. Sie stellen dort beide die Schultätigkeit in den Vordergrund und haben stattliche deutsch-chinesische Lehranstalten eröffnet. Der Allgemeine evangelisch-protestantische Missionsverein treibt ausserdem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Faber-Hospital ärztliche Mission, die Berliner Missionsgesellschaft aber lässt sich die Verkündigung des Evangeliums in Stadt und Land angelegen sein. Sie bezog im letzten Jahre zwei neue Stationen: Tsimo-Ost und Dschutscheng. Neben ihnen wirkt auch noch in beschränktem Masse die amerikanische Presbyterianer-Mission, dieselbe, der wir schon in Kamerun begegneten. Der Umfang dieser jungen evangelischen Missionsarbeit in Kiautschou wird durch folgende Zahlen bezeichnet: 5 Hauptstationen, *22* Nebenplätze, 10 ordinierte und 1 nichtordinierter Missionar, 3 Missionarinnen, 73 eingeborene Gehilfen, 401 eingeborene Christen, *2* höhere und 7 Volksschulen, 378 Schüler. Die katholische Mission ist durch die Gesellschaft des göttlichen Wortes vertreten. Sie hat im Pachtgebiet und der sogenannten deutschen Interessensphäre 5 Stationen, 8 Priester, *2* Brüder, 10 Schwestern, 1 chinesischen Priester, 38 eingeborene Gehilfen und 864 Katholiken.

Wenden wir uns nun der Arbeitsweise der Mission, speziell der evangelischen Mission zu, so hiesse es in dieser Versammlung Eulen nach Athen tragen, wollte ich Einzelheiten über die Erkundigungsreisen, Stationsgründungen, den äusseren und inneren Ausbau der christlichen Niederlassungen, die Sammlung und Erziehung der Gemeinden bringen. Wir können an diesem Orte auch von der spezifisch religiösen Arbeit absehen, die von den Missionsgesellschaften natürlich als ihre vornehmste Aufgabe angesehen wird. Die evangelische Mission verzichtet, wenn sie irgendwo grundlegende Arbeit zu tun hat, wie es in unsern Kolonien meist der Fall ist, auf schnelle und in die Augen fallende Erfolge. Sie macht auch nur mit grosser Zurückhaltung von dem Nachdruck und der Hilfe Gebrauch, die die Vertreter der vordringenden Kolonialgewalt ihr leisten können. Es kommt ihr nicht auf eine schnelle, oberflächliche Christianisierung der Völker in unsern Kolonien an, sondern auf deren wirkliche Bekehrung zum Christentum. Darum geht sie namentlich bei dem Sammeln ihrer Erstlingsgemeinden so vorsichtig zu Werke. Der fernstehende Beobachter begreift es kaum, dass die Missionare nicht mit beiden Händen zugreifen, wenn die ersten Taufbewerber kommen, sondern sie einem mehrjährigen Vorbereitungsunterricht unterwerfen und ihnen immer wieder vorhalten, wie gross das Vorhaben ihres Übertritts ist, auch auf die Gefahr hin, dass an einem Orte Jahrzehnte lang ohne einen in die Augen fallenden Erfolg gearbeitet werden muss, wie z. B. von der Rheinischen Mission auf Neu-Guinea. Wer solid arbeitet, muss langsam arbeiten. Grosser Zulauf und religiöse Massenbewegungen stellen sich später von selbst ein. Aber ich gehe, wie gesagt, hier auf die rein religiöse Seite der Missionstätigkeit nicht ein. Dagegen erachte ich es für meine Aufgabe, darauf hinzuweisen, inwieweit die Missions-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeit der Erschliessung unserer Kolonien, der Hebung der eingeborenen Völker, der Verbreitung von Humanität und Kultur dient, nicht zu vergessen der Förderung, die das Deutschtum durch sie erfährt. Ich werde auch hier wieder die Fortschritte der letzten drei Jahre besonders hervorheben.

Die ins Hinterland vordringenden Pioniermissionare, die sich bekanntlich am liebsten abseits von den vielbegangenen Strassen unter die „unverdorbenen" Neger setzen, tragen durch ihr blosses Erscheinen eine Menge neuer Fermente in die Naturvölker. Wir greifen z. B. den Hausbau heraus. Sie können um der Gesundheit willen nicht lange ohne solide Steinhäuser sein. Die bis dahin nur in armseligen, lichtarmen Hütten wohnenden Eingeborenen machen auf diese Weise die erste Bekanntschaft mit besseren Wohnverhältnissen, sie lernen sie aber auch zugleich herstellen. Der Kamerun-Missionar Leimbacher gab uns kürzlich eine anschauliche Beschreibung vom Bau der Stationsgebäude in Bali. Als Arbeiter standen ihm fast nur junge Burschen zur Verfügung, die von europäischer Bauweise keine Ahnung hatten. Als er ihnen aber das Formen der Backsteine, die Handhabung der Werkzeuge sowie die Kunstgriffe der Maurer und Zimmerleute vorgemacht hatte, wurden sie in verhältnismässig kurzer Zeit leistungsfähige Bauleute. So geht es aber überall auf vorgeschobenen Posten.

Auf den schon länger bestehenden Stationen wird die Zeit und Kraft der Missionare zum guten Teil durch Aufgaben der Erziehung in Anspruch genommen. Wir können uns einen Missionsplatz ohne Schule gar nicht denken. Ich will nicht weiter auf das Schulwesen eingehen, weil wir hernach einen besonderen Vortrag über die Missionsschulen hören werden. Nur darauf möchte ich aufmerksam machen, dass auf 148 Hauptstationen in unsern Kolonien 1100 evangelische Schulen kommen, also jeder Platz, auf dem ein Missionar wohnt, ist mit einem Kranz von Dorfschulen umgeben, die durch eingeborene Leherer bedient werden, und viele heidnische Familien, die dem neuen Glauben noch fern stehen, haben durch ihren Sohn doch schon eine Verbindung mit den Glaubensboten, und die Schulwege werden zu Kanälen, durch die ein neues Denken und Leben bis in die fernen Hütten hinüberfliesst. Die sogenannten Kostschulen aber, die den Erziehungsanstalten der katholischen Mission entsprechen, verbürgen einen stetigeren und tiefergehenden Einfluss auf ihre Zöglinge. Bei dieser Gelegenheit sei auch der Sklavenfreistätte Lutindi in Deutsch-Ostafrika gedacht, wo der Evangelische Afrika-Verein aus sehr verwahrlosten, verkommenen Kindern tüchtige und gute Menschen zu machen sucht. Was die Erziehungsresultate der Schulen betrifft, so kann man es begreifen, dass die Missionare, die es auf der ersten Stufe vielfach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit einem unbändigen Rohmaterial zu tun haben, hernach mit einem gewissen Wohlgefallen auf die gesetzten Zöglinge ihrer mittleren Lehranstalten oder gar auf die Auslese in ihren Seminaren hinweisen. Noch mühsamer als die Erziehung der Knaben ist die der Mädchen, weil sie intellektuell und moralisch tiefer stehen. Unsere 48 Diakonissen und Missionslehrerinnen — sie sind in unsern Kolonien leider noch viel zu dünn gesät — treiben ein sehr verdienstvolles Werk. Es wäre aber unrecht, hier die von den Ehefrauen der Missionare geleistete Mitarbeit zu verschweigen. Sie werden von der evangelischen Missionsstatistik in Deutschland meist nicht mitgezählt. Ich habe aber festgestellt, dass ihre Zahl bei Beginn dieses Jahres mindestens 154 betrug. Wie viele von ihnen sind Pflegemütter verwaister Negerkinder und Erzieherinnen strebsamer Mädchen, die später einem eingeborenen Pastor oder Lehrer die Hand reichen. Wie wertvoll die Hilfe ist, die sie in ihrem Bereich, in der Stille des Missionshauses leisten, findet man naturgemäss in den Berichten nur selten ausgesprochen, da die ihnen erwachsenden und häufig wechselnden Aufgaben meist nicht genau formuliert werden können. Dem aufmerksamen Beobachter entgehen sie aber nicht. Auch der französische Abbé Pisani stellt in seiner Schrift über die protestantischen Missionen*) den evangelischen Missionsfrauen das Zeugnis aus, dass sie den Heiden, die die Bedeutung des Cölibats meist nicht verstünden, einen Anschauungsunterricht über die Pflichten der christlichen Frau geben, wenn er auch seine Bedenken gegen das Verheiratetsein der Missionare, namentlich in ungesunden und gefährlichen Gegenden, geltend macht.

Die Berührungen von Mission und Sprachforschung bilden ein interessantes Kapitel. Es scheint heute merkwürdiger Weise noch eine offene Frage zu sein, ob unsere Kolonialbeamten die Sprache des Volkes lernen sollen, unter dem sie als Verwaltungsorgane oder Richter tätig sind. Für unsere Missionare ist es eine ausgemachte Sache, dass sie, die dem Volke ans Herz kommen wollen, seine Muttersprache lernen. Sie dringen unverdrossen in den Urwald der noch nie schriftlich fixierten Sprache ein, suchen sie erst selbst zu bemeistern, erheben sie dann zur Schriftsprache und schaffen in ihr eine christliche Literatur. So hat die Norddeutsche Mission bereits ein langes Verzeichnis von Kirchen- und Schulbüchern in der Ewesprache. Die im Verlag der Baseler Mission erschienene Duala-Literatur für Kamerun ist schon erwähnt, aber auch die dortige Bakwirisprache ist von ihren Missionaren bemeistert; in den Idiomen von Bakoko, Malimba, Bakosi und Bali sind wenigstens Vorarbeiten vorhanden. Dasselbe gilt von den Sprach-

*) Les Missions Protestantes à la fin du XIXe siècle par l'abbé P. Pisani, Chanoine de Paris. Paris, Bloud & Cie., 1903.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeiten der Baptisten in Bassa. Für die christlichen Gemeinden von Deutsch-Südwestafrika hat die Rheinische Mission, die linguistisch hervorragend begabte Männer in ihrem Dienst hatte, ein reiches Mass von Büchern in der Nama-, Herero- und Owambosprache geschaffen. Für die Literatur in der letzteren sind auch die finnischen Brüder tätig gewesen. Deutsch-Ostafrika hat, abgesehen vom Kisuaheli, noch keine grossen Bücherschätze, aber auch hier heisst die evangelische Mission nicht ohne Grund die „Buchreligion" und jeder Missionszögling ein „Leser". Die Sendboten von Berlin III schufen die ersten Kischamba-Bücher und sorgen für ihre Vermehrung; die der Leipziger Mission beherrschen die drei Dschagga-Dialekte am Kilimandscharo; sie schreiben und drucken auch darin. Die Kirchliche Mission bemeisterte die Sprache von Usagara und gab in ihr, wie auch in der der Wasukuma am Viktoria-Njansa, mehrere Bücher heraus; soeben meldet sie ferner die Vollendung einer grösseren Arbeit in Kigogo. Berlin I hat in Verbindung mit Brüdermissionaren die Sprache der Konde zur Schriftsprache erhoben, ihre Missionare sprechen aber auch Kinga, Bena, Hehe, Kinjakjasa und Pangwa. Was an christlicher Literatur im Kisaramo an der Küste vorhanden ist, übernahm sie mit den dortigen Gemeinden von Berlin III. Die Missionare der Brüdergemeine endlich beherrschen noch die Sprachen der Banjika und das Kinjamwesi. Auch hier sind schon Schriftproben da. Es versteht sich von selbst, dass die alten Südsee-Missionen, namentlich die in Samoa, bereits eine ausgedehnte Literatur haben; aber auch auf Neu-Guinea sind einzelne Stücke des Sprachurwalds gelichtet. Die Rheinische Mission hat das hinsichtlich der Sprachen bez. Dialekte von Siar-Ragetta, Bogadjim und Bongu getan, die von Neuendettelsau beim Jabim und Kai. Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass es in den meisten der genannten Sprachen neben den Schriften religiösen Inhalts allerlei Lese- und andere Schulbücher, vielfach auch von Missionaren verfasste Grammatiken und Wörterbücher gibt, in den fortgeschritteneren Kolonialgebieten auch Zeitungen und Kalender. Es ist also ein ganz hervorragender Beitrag, den die evangelische Mission zur Sprachforschung und Literaturbeschaffung in unsern Kolonien liefert.

Sie fördert ferner humane und gemeinnützige Bestrebungen, wo sie nur kann. Der beim vorigen Kolonialkongress gegebene Anstoss zur Vermehrung der ärztlichen Mission, mit der wir Deutschen noch so weit hinter den Engländern und Amerikanern zurückstehen, ist nicht vergebens gewesen. In Deutsch-Ostafrika stellte der Evangelische Afrika-Verein in Verbindung mit Berlin III einen Arzt in Bungu an, die Leipziger Mission schickte einen solchen an den Kilimandscharo. Aussätzigen-Asyle wurden von der Brüdergemeine und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berlin I im Njassagebiet eröffnet, von Berlin III in Usambara. Die Kirchliche Missionsgesellschaft ist mit dem Bau eines Sanatoriums in Usagara beschäftigt. In Kamerun ist die Diakonissen-Krankenflege der Baptisten zu erwähnen. Hinsichtlich der gemeinnützigen Bestrebungen steht gerade jetzt die Rheinische Mission in Deutsch-Südwestafrika im Vordergrund. Es ist bekannt, welche Verdienste sich ihre alten Missionare um die Zurückführung der kampfesmüden Herero erworben haben, nicht minder aber ist ihre Übung der Barmherzigkeit an den gefangenen und in Massen hinsterbenden Eingeborenen in Swakopmund anzuerkennen. Die von ihr in Otjimbingue gegründete Erziehungs-Anstalt für halbweisse Kinder, die ein garstiges Proletariat unserer Kolonie zu werden drohen, gehört auch hierher.

Über die kulturellen Leistungen der Mission, wobei man ebensowohl an ihren Beitrag zur Urbarmachung und Bepflanzung des Bodens, wie an die Anleitung der Eingeborenen hierzu oder an deren Ausbildung zu Handwerkern und ähnlichen Berufsarten denken mag, ist auf diesem Kongress schon so viel geredet worden, dass ich diesen Punkt nur anzudeuten brauche. Ich möchte jedoch noch die Förderung der deutschen Sprache wie des Deutschtums überhaupt erwähnen. Die Lage der Dinge bringt es mit sich, dass unsere westafrikanischen Kolonien darin den Vorrang haben; in den meisten Missionsschulen steht dort auch der Unterricht im Deutschen auf dem Lehrplan. In Togo ist das bekanntlich durch eine Vereinbarung zwischen dem Gouvernement und den in seinem Bereich wirkenden Missionsgesellschaften seit Beginn dieses Jahres amtlich geregelt, in Kamerun aber hat die Baseler Mission ganz von sich aus neben den eigentlichen Missionsschulen auch einige deutsche Schulen eingerichtet, um den Bedürfnissen der neuen Zeit entgegenzukommen. In Ostafrika ist es wesentlich schwerer, Unterricht im Deutschen zu geben; die meisten Missionsgesellschaften tun es aber wenigstens in ihren mittleren Schulen und in den Anstalten zur Ausbildung ihrer eingeborenen Gehilfen, so dass auch hier allmählich von der Mission ein Stamm deutschsprechender Leute herangezogen wird. Das gilt auch für Neu-Guinea und ist von der Methodisten-Mission für den Bismarck-Archipel wenigstens in Aussicht genommen. Auf Samoa wird im Bereich der Londoner Mission viel deutsch gelernt. Die dortige Instituts-Vorsteherin, Frl. Val. Schultze, hat sogar eine deutsche Grammatik für Samoaner herausgegeben. Dass die beiden in Kiautschou wirkenden Missionsgesellschaften sich dort um die Verbreitung der deutschen Sprache besonders verdient machen, ist schon angedeutet. Die Pflege des Patriotismus wird auf den Missionsstationen ebenfalls nicht vernachlässigt. Die Schulräume sind vielfach mit dem Kaiserbild geschmückt,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der Singstunde, die die Neger ganz besonders lieben, werden deutsch-patriotische Lieder geübt, Jünglingsvereine, z. B. der von Amedschowe (Togo), haben das Bildnis des Kaisers auf ihrer Bundesfahne, und unsere patriotischen Festtage werden auch auf den weit im Innern liegenden Missionsstationen gefeiert.

Endlich sei noch erwähnt, dass die Missionare häufig als Friedensvermittler ein gutes Werk tun, sei es, dass es sich um Streitigkeiten unter den Eingeborenen handelt, wie neuerdings im Awatimelande (Togo) und Unjamwesi (Deutsch-Ostafrika), oder um eine Vermittelung zwischen unbotmässigen Eingeborenen und den Regierungsorganen, wofür Beispiele aus allen Gebieten vorliegen; auch haben sich einzelne erfahrene Missionare in Togo und Kamerun um die Lösung der Schwierigkeiten verdient gemacht, die sich aus der Erteilung zu grosser Landkonzessionen an Ausbeutungsgesellschaften ergeben hatten. Es ist in der Regel keine angenehme Aufgabe für den Missionar, bei solchen Gelegenheiten Vermittler zwischen seinen Landsleuten und den aufgebrachten Afrikanern zu sein, aber er sieht es als seine Pflicht an, und einsichtige Leute danken es ihm auch. Übrigens sucht die evangelische Mission grundsätzlich mit weltlichen Händeln unverworren zu bleiben, und sie empfindet es schwer, wenn sie wider ihren Willen hineingezogen wird. Die Friedenspalme ist und bleibt ihr Symbol. Mit diesem zieht sie durch unsere Kolonien. Eine stille Arbeiterin und Dienerin. Was ihre Stellung zur Kolonialpolitik betrifft, so bleibt sie sich zwar bewusst, dass sie ihren Auftrag nicht von der Kolonialregierung hat, aber sie sucht dem Vaterlande in unsern Kolonien zu dienen, so viel sie nur kann.

Kirchenrat D. **Kurze,** Bornshain: Wer sich mit missionsstatistischen Studien beschäftigt, weiss, welch mühselige, zeitraubende Arbeit dies ist, daher gebührt Herrn Pastor Paul für die Sorgfalt und Genauigkeit der grösste Dank. Ein weniges, wodurch das Gesamtresultat allerdings nicht berührt wird, hat derselbe indes weggelassen, was ich noch hinzufügen möchte. Es sind dies einige kleinere, evangelische Missionsstationen, nämlich für Deutsch-Ostafrika die Station Kasanga der Londoner Missionsgesellschaft in der Südostecke des Tanganjika, für Deutsch-Samoa die Mission der amerikanischen Adventisten; für die Karolinen eine amerikanische Independenten-Freimission in der Rukgruppe.

Missionsinspektor P. **Haussleiter,** Barmen: Zur Ergänzung und Berichtigung möchte ich folgendes noch nachtragen, das mir bei dem grossen Interesse, welches zurzeit die Öffentlichkeit der Rheinischen Mission

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Südwestafrika zuwendet, doch wichtig erscheint. Die überwiegende Zahl der Mädchen in den Schulen in Deutsch-Südwestafrika erklärt sich daraus, dass die Knaben zum Hüten des Viehs teilweise unentbehrlich waren. Nicht der zehnte, sondern nur etwa der fünfzehnte Teil des Hererovolkes bestand aus getauften Christen. Ferner: nicht alle Nama-Stationen wurden im Aufstande von den Eingeborenen verlassen. Bethanien, Keetmannshoop, ja, auch kleinere Kreise von Herero blieben treu. Endlich bemerke ich noch, die Erziehungsanstalt für die Kinder weisser Väter und farbiger Mütter befindet sich nicht in Otjimbingue, sondern in Okahandja (Augustineum). Dabei steigt mir noch ein Zweifel auf, in welcher Weise in den Statistiken auf katholischer Seite die getauften Christen gezählt werden, nämlich ob die während eines Jahres Verstorbenen in Abzug gebracht oder die Zahl der Getauften fortgeführt wird, ohne dass die Verstorbenen hinzugerechnet werden. Für eine Aufklärung wäre ich dankbar.

Provinzial P. **Linckens,** Hiltrup: Auf die Anfrage des Herrn Missionsinspektors Haussleiter bin ich in der Lage mitzuteilen, dass nur die Lebenden mitgezählt zu werden pflegen.

Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch: Für die gegebenen Ergänzungen und Berichtigungen meiner Ausführungen bin ich sehr dankbar. Herrn Missionsinspektor Haussleiter gegenüber möchte ich nur noch darauf aufmerksam machen, dass ich nur vom Verlassen der reinen Herero-Stationen während des Aufstands gesprochen habe.

Die Schultätigkeit der evangelischen Mission in den deutschen Kolonien.

Von D. **Oehler,** Missionsinspektor der Baseler Mission, Basel.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

1. Wenn der Satz wahr ist, dass die Entwickelung einer Kolonie, ihre Bedeutung und ihr Wert für das Mutterland am meisten von ihrer Bevölkerung abhängt, so ist die Schule einer der wichtigsten Faktoren in der Entwickelung der Kolonien, denn sie wirkt unmittelbar auf den Charakter der Bevölkerung ein. Und jener Satz ist wahr, unter welchem Gesichtspunkt man auch die Bedeutung und den Wert der Kolonien betrachten mag, vornehmlich auch, wenn man dies unter dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftlichen tut, also unter demjenigen, der den meisten Kolonialfreunden obenan steht. Durch ihre Bevölkerung erhalten unsere Kolonien ihren Wert als Absatzgebiete für unsere Industrieerzeugnisse und als Produktionsgebiete für unsern Handel. Aber für Kaufkraft und Produktionskraft kommt nicht nur die Menge der Bevölkerung, sondern vor allem auch ihre Beschaffenheit, ihr Charakter im weitesten Sinne des Wortes in Betracht. Sie hängt wesentlich ab von dem ganzen Stand ihrer materiellen und geistigen, insbesondere auch sittlichen Kultur und den darin begründeten Bedürfnissen, Ansprüchen, Fähigkeiten und Antrieben. Eine durch Branntwein degenerierte und demoralisierte, entnervte, abgestumpfte, arbeitsscheue und verarmte Bevölkerung ist weder konsumtions- noch produktionskräftig. Darum bedeutet die Überschwemmung unserer Kolonien mit Branntwein eine Schädigung ihrer wirtschaftlichen Kraft und ihres Wertes für die Zukunft. Sie gleicht dem Raubbau, der, um des augenblicklichen Gewinns willen, das Bauland für die Zukunft entwertet. Ebenso bedeutet es eine wirtschaftliche Schwächung der Kolonie, wenn man die Bevölkerung zu einem unfreien, besitzlosen, zum Frondienst verurteilten Proletariat macht und dadurch alle die Antriebe zum Kaufen und Produzieren, die aus der wirtschaftlichen Selbständigkeit erwachsen, niederhält. Aber eine nicht missbildete, sondern verständig erzogene, geistig und moralisch gehobene Bevölkerung wird durch ihre zunehmende Konsumtions- und Produktionskraft der Kolonie eine immer zunehmende wirtschaftliche Bedeutung geben. Hier aber greift die Schule als ein Faktor von entscheidender Wichtigkeit ein. Deswegen darf die Schultätigkeit unter der eingeborenen Bevölkerung unserer Kolonien auch das Interesse derer in Anspruch nehmen, für welche die Kolonien vornehmlich oder auch ausschliesslich als Absatz- oder Produktionsgebiete in Betracht kommen. Es sind ihre Angelegenheiten, auf welche die Beeinflussung der Bevölkerung durch die Schule einen immer wachsenden und, sobald sie einen grösseren Umfang angenommen hat, spürbaren Einfluss ausüben muss. Die Bedeutung der Schule für die Kolonialpolitik, auch soweit sie nicht Wirtschaftspolitik ist, für die Verwaltung der Kolonien und für die Erfüllung der Kulturaufgabe des herrschenden Volkes gegenüber der eingeborenen Bevölkerung, sowie ihre Bedeutung für die Mission, braucht nicht weiter nachgewiesen zu werden. Das Gesagte möge genügen zur Begründung des Satzes, dass die Schule in den Kolonien die Beachtung aller Kolonialfreunde und -interessenten verdient.

2. Meine Aufgabe hier ist, über die Schultätigkeit der evangelischen Mission in unsern Kolonien zu reden. Was ich zu

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sagen habe, wird teilweise auch für die katholische Mission zutreffen. Auch sie betreibt eine ausgedehnte Schultätigkeit. Wenn man den Umfang nach der Zahl der Schüler bemisst, so steht, alle deutschen Kolonien zusammengenommen, die Schultätigkeit der katholischen Mission zwar hinter der der evangelischen zurück, ist aber doch auch ansehnlichen Umfangs. Die evangelische Mission zählt nämlich in 30 höheren Schulen und 1053 Volksschulen etwas über 43 000, die katholische in 486 Schulen und 117 Erziehungshäusern etwas über 26 000 Schüler. Diesen Zahlen gegenüber erscheint die Schultätigkeit der Regierung recht bescheiden. Eine solche scheint in der Südsee, sofern es sich um Schulen für Eingeborene handelt, ganz zu fehlen; sie erstreckt sich in Kamerun und Togo auf einige hundert, in Ostafrika auf ungefähr 2000 Schüler, doch hat die Regierung ihr Interesse für die Schule von Anfang an bezeugt, und schon wenige Jahre nach der Besitzergreifung Kameruns wurde dorthin der erste Regierungslehrer gesandt, dem bald ein zweiter folgte. Aber gerade um der Schultätigkeit der Mission willen konnte und durfte sich die Regierung um so leichter in ihrer Schultätigkeit beschränken und vornehmlich ein höheres Schulwesen zur Verbreitung der deutschen Sprache und Heranbildung von niederen Beamten aus den Eingeborenen pflegen. Einen Anfang zu einem Regierungsschulwesen auf breiterer Basis treffen wir, soviel ich sehe, nur in Ostafrika in den sogenannten Hinterlandschulen, Dorfschulen unter einem eingeborenen Lehrer, die bei bescheidener Leistungsfähigkeit doch immerhin Knaben für die unter europäischer Leitung stehende Hauptschule vorbereiten und es ermöglichen, für diese die hoffnungsvolleren Schüler auszuwählen. Aber die gegenüber der Regierungsschule weit überwiegende Bedeutung der Missionsschule springt in die Augen.

Schon der heutige Stand des Missionsschulwesens lässt erkennen, dass es ein mächtiger Faktor in den Kolonien ist. Verteilt man die Schüler beider Konfessionen zusammen auf die Gesamtzahl der eingeborenen Bevölkerung unserer Kolonien mit ihren etwa dreizehn Millionen, so kommt allerdings erst auf ungefähr 190 Menschen ein Schüler. Aber da erst ein verhältnismässig kleiner Teil der weiten Gebiete unserer Kolonien in den Bereich der Schultätigkeit gezogen ist, so verteilen sich die 70 000 Schüler auf wenige Millionen der Kolonialbevölkerung, so dass uns da eine zwar auf einen Bruchteil des Kolonialgebiets beschränkte, aber auf diesem Teil schon ziemlich intensive Schultätigkeit entgegentritt. Und dieselbe ist, wenigstens in einigen Kolonien, in starkem Wachstum begriffen. Dabei ist zu beachten, dass es sich hierbei gerade um die Teile der Kolonien handelt, in denen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lebhafteste Verkehr zwischen der weissen und schwarzen Bevölkerung besteht, dass sich die Schultätigkeit demnach gerade unter derjenigen Bevölkerung am meisten entfaltet hat, die bis jetzt am meisten für die Kolonialinteressenten in Betracht kommt. In solchen Gebietsteilen, wie z. B. in Duala in Kamerun, treffen wir schon einen recht ansehnlichen Teil der Bevölkerung unter dem Einfluss der Missionsschule.

3. Die Wirksamkeit der evangelischen Missionsschule ist vor allem bestimmt durch den ihr eigentümlichen Zweck. Dieser kann bei der Missionsschule nur der Missionszweck sein, die Verbreitung des evangelischen Christentums, die Erziehung der Jugend für das Christentum und im Christentum. Ich halte es für angebracht, diesen religiösen oder, wenn man will, religiös-sittlichen Zweck der evangelischen Missionsschule nachdrücklich und unzweideutig hervorzuheben, teils gegenüber einer etwa hervortretenden Neigung, sich den kolonialen Kreisen zu empfehlen durch alleinige Hervorhebung ihrer Bedeutung für irgendwelche nicht religiöse Kulturzwecke, teils gegenüber aus solchen Kreisen kommenden Ansprüchen, die die Missionsschule ihrem eigenen Zwecke entfremden und andern kolonialen Bestrebungen dienstbar machen wollen. Die Betonung ihres religiösen Zweckes ist ebensosehr Sache der Aufrichtigkeit, als der Selbstbehauptung und Selbsterhaltung. Allerdings sind wir dabei der Überzeugung, dass die evangelische Missionsschule gerade dann, wenn sie sich selbst treu bleibt und ihren eigentümlichen Beruf fest im Auge behält, auch der ganzen Entwickelung der Kolonie und allen sittlich berechtigten Kolonialinteressen am besten dient, weil wir in dem evangelischen Christentum die Lebensmacht erkennen, die die einzelnen wie die Völker erneuert und zur Tüchtigkeit nicht nur für das den Menschen gesteckte religiöse Ziel, sondern auch für Erfüllung ihrer Aufgabe in der Welt und im weltlichen Beruf erzieht.

Aber indem die evangelische Misionsschule als Missionsschule den religiös-sittlichen Zweck der Mission verfolgt und sich in seinen Dienst stellt, bleibt sie sich als Missionsschule auch des allgemeinen Zweckes der Schule bewusst, die für die mannigfaltigen Aufgaben des praktischen Lebens vorbereiten und ausstatten soll. Sie passt deswegen ihre Wirksamkeit den realen Verhältnissen, den Voraussetzungen, die sie bieten, den Bedürfnissen und Anforderungen, die sich aus ihnen ergeben, an. Sie sucht ihren Zöglingen die Ausstattung zu geben, die sie für ihre künftige Lebensaufgabe brauchen.

Beide Bestimmungen ihres Zweckes ruhen auf der Voraussetzung, dass die Missionsschule in erster Linie um der Schüler willen da ist, für sie, zu ihrem Besten wirkt. Des-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wegen muss die evangel. Missionschule den Anspruch ablehnen, ihre Schüler für Aufgaben heranzubilden, die nicht in ihrem eigenen, sondern nur in einem fremden Interesse liegen. Sie muss ihre Schüler als Selbstzweck behandeln und nicht als Mittel und Werkzeuge für ausser ihnen liegende Zwecke. Es wäre eine der evangelischen Mission und Missionsschule unwürdige Zumutung, die sie zurückweisen müsste, dass sie sich in den Dienst solcher kolonialen Interessen stelle, die nicht dem Wohl der eingeborenen Bevölkerung, sondern nur dem augenblicklichen Vorteil der Weissen dienen.

4. Das Streben der Mission, die Wohltat des Christentums möglichst vielen, womöglich den ganzen Völkern zu bringen, führt sie dazu, ihre Schultätigkeit möglichst umfassend anzulegen, dies, wie auch die ihr aus diesem Zweck erwachsende nächste Aufgabe, vor allem das zu bieten, was jedem Menschen nottut, damit er ein evangelischer Christ werden oder als solcher sich behaupten und seinen Beruf in der Welt erfüllen kann, führt die Mission zur Volksschule. Sie kann zwar um ihrer eigenen Zwecke willen höhere Schulen zur Heranbildung von eingeborenen Missionsarbeitern nicht entbehren, und muss unter Umständen mit der Einrichtung von Schulen, die höhere Ziele verfolgen, beginnen. Aber wenigstens die evangelische Mission darf auf die Volksschule nicht verzichten; denn sie muss den Grund legen und die Voraussetzungen darbieten für die christliche Selbständigkeit, die dem Wesen des evangelischen Christentums entspricht und wie eine gewisse Höhe der geistigen Entwickelung, so insbesondere die Fähigkeit der Selbsterbauung mittels der heiligen Schrift voraussetzt. Zum Zweck der christlichen Volksbildung und Volkserziehung bedarf die evangelische Mission der Volksschule. Aber sowohl die eigenen Bedürfnisse der Mission wie auch die Bedürfnisse des Volkes, unter dem sie arbeitet, führen sie auch dazu, ein über die Volksschule hinausführendes höheres Schulwesen einzuführen und zu pflegen. Demnach muss das Schulprogramm lauten:

Christliche Volkserziehung und Volksbildung durch eine christliche Volksschule, aber daneben Befriedigung höherer Bedürfnisse durch höhere Schulen.

5. Für unsere heimischen Begriffe von einer Volksschule schliesst dieselbe den Unterricht in einer fremden Sprache aus. Ihre Aufgabe ist elementare Bildung in der Volkssprache. Auch die evangelische Mission legt Gewicht darauf, dass in der Missionsvolksschule der Unterricht in der Landessprache gegeben werde. Wo aber die Verhältnisse des Landes die Einführung einer europäischen Sprache im Interesse der Schüler empfehlen — in unserm Falle handelt

es sich um das Deutsche — lehnt sie dies nicht ab. Denn die Verhältnisse unserer Kolonien machen in dieser Beziehung in der Tat andere Ansprüche, als die des Mutterlandes. Denn der Verkehr mit den Europäern in manchen Teilen der Kolonien macht die Kenntnis des Deutschen auch in breiteren Schichten des Volkes zum Bedürfnis.

Es ist hier der Ort, den Standpunkt der Mission darzulegen gegenüber den von anderer Seite an die Missionsschule gestellten Ansprüchen bezüglich des deutschen Unterrichts. Wenn die Mission Gewicht auf elementare Bildung in der Landessprache legt, so tut sie dies vor allem um des nächsten Missionszweckes willen. Die heidnischen Völker sollen das Evangelium in ihrer eigenen Sprache hören und mit der Zeit auch lesen, einfach deswegen, weil es ihnen nur so recht vertraut und innerlich angeeignet wird. Dasselbe gilt auch von den andern Bildungsstoffen der Volksschule. Sie wirken nur dann geistbildend, wenn sie recht assimiliert werden; und das werden sie, wenn in fremder Sprache dargeboten, vielfach nicht. Abrichten und dressieren kann man auch in der fremden Sprache, aber die elementarste geistige Bildung muss in der eigenen Sprache der Kinder geschehen. Sodann sollen diese Völker nicht entnationalisiert werden. Jedermann ärgert sich über die Kulturkarikaturen, die eine unvermittelte Verpflanzung europäischer Kultur zu den Naturvölkern erzeugt. Die Missionsschule soll in ihrem Teil dafür sorgen, dass die neue Kultur, sofern es sich um geistige Kultur handelt, dem geistigen Leben dieser Völker vermittelt und nicht bloss als äusserer Anstrich aufgetragen werde, dass ihr geistiges Leben entwickelt, bereichert und durch die neue Kultur befruchtet werde. Aber sie muss es vermeiden, ein in europäischer Halb- und Scheinkultur eitles und dünkelhaftes Geschlecht heranzuziehen, das sich dann im Bewusstsein, die Sprache des Europäers zu sprechen, mit seinem halbverstandenen Wissen und toten Gedächtniskram den Europäern gleich fühlen und europäisch gebärden zu sollen glaubt. Eine solche Erziehung wäre auch ein sittlicher Schaden. Das beste Mittel dazu aber wäre eine äusserlich beigebrachte Dressur in der deutschen Sprache. Damit ist schon darauf hingewiesen, dass ein wirklich wertvoller Unterricht in der deutschen Sprache eine wirkliche deutsche Bildung, eine elementare Bildung in der eigenen Sprache voraussetzt. Wie man die Sache auch betrachten mag, ob vom Standpunkt der Mission, oder der allgemeinen Ethik, oder der Pädagogik oder der Didaktik, immer muss es als unzulässig erscheinen, das Deutsche ohne die Voraussetzung der elementaren Bildung in der Landessprache lehren und etwa gar die Landessprache durch das Deutsche ersetzen und verdrängen zu wollen. Dieses zu tun

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

trotz der grossen Übelstände, die es mit sich bringt, ist nur dann gerechtfertigt, wenn es unvermeidlich ist. Und es kann vielleicht Verhältnisse geben, da dieser Fall eintritt, nämlich wenn in einer Kolonie eine sehr grosse Sprachenzersplitterung und demnach das Gebiet der einzelnen Landessprachen so klein ist, dass der Gewinn der Erhebung einer dieser Sprachen zur Schriftsprache in keinem Verhältnis zur aufgewendeten Mühe stünde, wenn zugleich diese Sprachen sehr arm sind und der lebhafte Verkehr mit den Weissen ohnedies die Erlernung des Deutschen empfiehlt. Aber das sind besonders ungünstige Verhältnisse. In der Regel bietet sich in Ländern mit grosser Sprachenzersplitterung eine der einheimischen Sprachen dar, die, zur Schriftsprache erhoben, auch für benachbarte Stämme als Schulsprache dienen kann und deren Einführung weit nicht die Übelstände mit sich bringt, wie eine unvermittelte Einführung des Deutschen; denn eine solche Sprache ist den Schülern kongenial, was von der deutschen in keiner Weise gilt, mag sie auch von der Bevölkerung noch so sehr erstrebt und noch so gerne gelernt werden. Ist aber ein solider Grund elementarer Bildung in der Landessprache gelegt, dann mag man, wo die Verhältnisse dazu auffordern, auch in der Volksschule schon einen Anfang mit dem Deutschen machen. Man wird beim Unterricht bald merken, wie wertvoll die vorangehende Bildung in der Landessprache auch für den deutschen Unterricht ist.

6. Notwendig ist der Unterricht in einer fremden Sprache, in unserm Falle im Deutschen, in den höheren Schulen. Schon der Missionszweck nötigt dazu. Die künftigen Prediger und Lehrer bedürfen einer Ausbildung, die ihnen nicht allein mittelst der Landessprache beigebracht werden kann und muss. Soll einmal eine selbständige, d. h. von der Mission unabhängige Kirche entstehen, so muss sie durch die geistigen Schätze des Mutterlandes bereichert werden. Es ist wichtig, den künftigen geistlichen Leitern des Volkes auch die religiöse Literatur der Mutterkirche zugänglich zu machen, und das kann nur in sehr beschränkter Weise durch Übersetzungen geschehen. Schon um dieses eigenen Zweckes willen treibt daher die Mission das Deutsche in ihren höheren Bildungsanstalten; aber auch im Blick auf das Bedürfnis derjenigen ihrer Zöglinge, die dessen für ihre spätere Lebensstellung bedürfen, sei es im Dienst der Regierung oder zum Zweck des Handels oder eines Gewerbes; denn die Schule bildet für das Leben aus.

7. So wird die Mission durch ihren eigenen Zweck und durch die Erkenntnis der Bedürfnisse, denen die Schule zu dienen bestimmt ist, dazu geführt, sehr wesentlich zur Verbreitung der deutschen Sprache beizutragen. Sie kann es tun, ohne ihren Missionsberuf zu verleugnen. Sie schafft durch ihre Schulwirksamkeit das Material, aus dem ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geborene Angestellte von höherer Bildung für den Dienst der Regierung oder der Privaten gewonnen werden können. Soweit es sich um den Unterricht in der deutschen Sprache und im Zusammenhang damit um eine elementare realistische Bildung handelt, ist in den afrikanischen Kolonien schon ein schöner Anfang gemacht worden. Die Beilagen zum neuesten Jahresbericht über die Entwickelung der Schutzgebiete führen für Ostafrika drei evangelische Missionsschulen auf, in denen deutscher Unterricht erteilt wird. (Die katholische Mission ist in Ostafrika im deutschen Unterricht der evangelischen voraus; denn sie zählt dort 15 Schulen mit deutschem Unterricht.) In Kamerun gibt die Baseler Mission Unterricht im Deutschen nicht nur in ihren Knabenanstalten, ihren Mittelschulen und dem Prediger- und Lehrerseminar, sondern sie erhält auch zwei deutsche Schulen in Duala, so dass die Zahl ihrer deutschen Schüler nach Hunderten zählt. Die deutsche baptistische Mission daselbst gibt jedenfalls auch deutschen Unterricht (doch ist mir über dessen Umfang nichts näheres bekannt. — Dasselbe gilt von der katholischen Mission daselbst). In Togo, wie auch in Deutsch-Ostafrika haben sich in der letzten Zeit die Missionen beider Konfessionen mit der Regierung über den deutschen Unterricht verständigt. Obwohl die Regierung nicht nur bei ihren eigenen Unternehmungen auf dem Gebiet der Schule, sondern auch bei ihren Bemühungen, die Missionsschulen in den Dienst ihrer Zwecke zu nehmen, andere Ziele verfolgt, als die Mission, so ist es doch nicht schwer, eine Grundlage für eine Verständigung zu finden, die es der Mission ermöglicht, durch ihre Schultätigkeit auch berechtigte Wünsche und Bedürfnisse der Regierung zu befriedigen, wie dies bei den Verhandlungen zwischen der Regierung und den Missionen in Ostafrika und Togo offenbar geworden ist. Die Voraussetzung dafür ist nur die, dass die von der Mission um ihrer nächsten Zwecke willen, aber auch aus allgemeinen pädagogischen und didaktischen Gründen aufgestellte Forderung einer grundlegenden elementaren Bildung in der einheimischen Sprache anerkannt, und dass in den Ansprüchen an das, was geleistet werden soll, billige Rücksicht auf die Verhältnisse der Mission, wie des Volkes, unter dem sie arbeitet, genommen werde. Zu weit gehende Zumutungen entspringen leicht aus Ungeduld, die nach raschen Erfolgen verlangt. Dagegen verdienen keine Berücksichtigung von anderer Seite aufgestellte Forderungen solcher, die den Eingeborenen die Sprache des herrschenden Volkes gewalttätig aufdrängen wollen, zumal wenn sie der Meinung entspringen, die Eingeborenen seien nur für die Zwecke der herrschenden Rasse da, und der damit verbundenen, oft recht unverständigen Unterschätzung ihrer nationalen Eigenart und des Rechtes derselben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

8. Neben dem Unterricht im Deutschen ist es die Unterweisung in Handarbeit, in der Landwirtschaft oder im Handwerk, die von vielen Kolonialinteressenten geschätzt und von der Mission als ein Stück ihrer Schularbeit gefordert wird. Es darf gesagt werden, dass die Mission beider Konfessionen in Erkenntnis des Wertes solcher Erziehung zur Arbeit sie vielfach in die Hand genommen hat und sie in ihren Erziehungsanstalten betreibt, doch soll hier nicht näher darauf eingegangen werden.

9. Im Vergleich zu dem Interesse, das man seitens der Regierung und der verschiedenen kolonialen Kreise dem deutschen Unterricht und der Erziehung zur Arbeit zuwendet, scheint mir das Interesse für die Volksschulbildung in der Landessprache zurückzutreten. Das koloniale Interesse konzentriert sich bei vielen noch auf das, was unmittelbaren Nutzen und Vorteil für das Mutterland verspricht; es ist beherrscht von dem Gesichtspunkt, was das nächste Bedürfnis der Regierung oder der Privaten wünschenswert macht. Aber in demselben Masse, als man den Idealismus, den man dem deutschen Volke nachrühmt, der aber leider unter der Übermacht der wirtschaftlichen Interessen mehr und mehr schwindet, zu Worte kommen lässt und sich der Aufgaben und Pflichten erinnert, die das herrschende Volk vermöge seiner Kultur gegenüber den beherrschten Völkern der Kolonien hat, wird man auch das schätzen, was zur geistigen und moralischen Hebung der ganzen Völker durch die Volksschule unternommen wird. Aber auch wo der ideale Sinn fehlt, dem die geistige Hebung eines tiefstehenden Volkes als hohes Ziel vor Augen steht, wo aber wenigstens die Fähigkeit vorhanden ist, den Wert und die Kraft idealer Faktoren, in diesem Fall geistiger und moralischer Bildung, zu würdigen, wird man die auf Volkserziehung gerichteten Bestrebungen als bedeutungsvoll und wertvoll für die Entwickelung der Kolonie erkennen, weil sie das, was der Kolonie ihren grössten Wert gibt, ihre Bevölkerung, erst recht wertvoll machen.

Die Missionen, geleitet von dem höchsten Idealismus, der entspringt aus dem christlichen Glauben und der christlichen Liebe und aus dem hohen Begriff, den das Christentum vom Wert des Menschen gibt, haben die grosse Aufgabe der Volksbildung in unseru Kolonien in die Hand genommen. Sie haben es getan, und tun es um des Heils der Völker in unsern Kolonien willen, die uns durch die Verbindung mit dem Deutschen Reich näher gerückt und für ihre Hebung auf uns angewiesen sind. Sie haben es getan, und tun es in der Überzeugung, dass auch diese Völker zum Reiche Gottes berufen sind. Aber es ist kein Zweifel, dass die Missionen, indem sie die Völker der Kolonien bilden und erziehen, ein gutes Stück zur ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sunden Entwickelung der Kolonien beitragen und dadurch dem Deutschen Reich und dem deutschen Volk einen wertvollen Dienst leisten.

Pfarrer **Immler,** Lauchröden: Es ist wohl ziemlich allgemein bekannt, dass die Baseler Mission wegen ihres Standpunktes in der Sprachenfrage, speziell in Kamerun, angegriffen worden ist. Ich möchte daher Herrn Missionsinspektor Oehler bitten, auf diese Frage noch etwas näher einzugehen. Bekanntlich ist in Kamerun die Sprachzersplitterung besonders gross, und deswegen wurde von solchen, die nicht sachkundig genug, vorgeschlagen, es möchten alle Eingeborenensprachen dort beseitigt und das Deutsche an ihre Stelle gesetzt werden. Der Standpunkt der Baseler Mission ist ein anderer und gewiss richtigerer.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Den Standpunkt der Baseler Mission im allgemeinen habe ich in meinem Referat dargelegt. Die Schwierigkeiten haben sich in Kamerun daraus ergeben, dass wir bis jetzt ausschliesslich in der Sprache der Duala gearbeitet haben, aber doch nur im Küstenstrich. Der Einfluss des Volkes der Duala soll nicht gestärkt werden, und man befürchtet, dass solches durch weitere Verbreitung der Dualasprache geschehen würde. Wir haben es nicht als eine prinzipielle Forderung hingestellt, dass nur in der Dualasprache gearbeitet würde. Sobald wir ins Innere, nach Bali, eingedrungen waren, wurde dort mit der Balisprache angefangen, und der Gedanke, einige Duala, eingeborene Missionsarbeiter, nach Bali zu versetzen, wurde sowohl von den Missionaren in Bali, als auch von der Missionsleitung abgelehnt.

Ob wir im Küstengebiet bei dem Duala bleiben werden, ist noch eine offene Frage. Wir haben sie der Generalkonferenz der Missionare im letzten Frühjahr zur Beratung vorgelegt, aber die Entscheidung durch die Missionsleitung ist noch nicht getroffen. Nach einer mir heute zugegangenen Mitteilung werden wir uns ohne Schwierigkeit mit der Regierung über den deutschen Unterricht verständigen.

Missionsdir. D. **von Schwartz,** Leipzig: Eine Berichtigung in einem Punkte möchte ich noch anbringen. Eine Vereinbarung zwischen Regierung und den Missionen in Deutsch-Ostafrika hat nicht allgemein stattgefunden. Es wird sich dies nur auf die an der Küste arbeitenden Missionen beziehen. In bezug auf unsere Mission ist aber von Vereinbarungen und Verhandlungen nichts bekannt. Die Verhältnisse an der Küste, wo viel Verkehr mit Deutschen vorhanden, sind andere als im Innern. Ausser Missionaren und Beamten der Militärstationen gibt es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

im Kilimandscharogebiet nur etwa drei bis vier Deutsche. Ich möchte hier den Wunsch aussprechen, wie es mein Kollege D. Oehler auch bereits getan, dass die Regierung doch ja die Arbeit, welche die Mission durch gründliche Bildung in der Muttersprache leistet, recht schätzen möge. Im Kolonialetat sind Mittel zur Unterstützung von Missionsschulen bereitgestellt, jedoch unter dem Titel „Deutsche Sprache". Also die Schulen, die in dieser Beziehung etwas leisten, bekommen etwas, andere nichts. Ich bedauere dies um des moralischen Eindrucks willen, als wüsste die Regierung nur das erstere zu schätzen; das ist unseres Erachtens nicht richtig.

Es ist vorhin gesagt worden, dass ein Erlernen der Landessprache den Europäer nur in der Achtung des Eingeborenen herabsetze. Wir machen häufig auch die umgekehrte Erfahrung, dass die Eingeborenen, wenn sie deutsch verstehen, den Europäer nicht mehr in dem Masse respektieren als vorher, weil sie dahin neigen, sich ihm dann gleich gebildet und gleichgestellt zu halten.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Auf drei Punkte von prinzipieller Wichtigkeit möchte ich hinweisen:

1. Es ist dringend zu wünschen, dass die Missionsschulen wegen ihrer weitgehenden Bedeutung für die kulturelle Entwickelung der Kolonien von der Regierung unterstützt werden, auch wenn kein Unterricht in der deutschen Sprache erteilt wird.

2. Man hat in Togo begonnen, das Verhältnis der Regierung zu den Missionsschulen zu regeln. Die Frage nach der Stellung der Missionsschulen zu den Regierungsschulen wird mit der z. B. in Ostafrika angebahnten Bildung eines ganzen Regierungsschulsystems noch manche schwierige Fragen hervorrufen. Es wäre zu erwägen, ob es nicht angezeigt wäre, wenn die Regierung das ganze Bildungswesen den Missionen überliesse.

3. Es ist eine Überspannung des nationalen Standpunktes, wenn allgemein in den Kolonien von den lebenden Sprachen nur die des herrschenden Volkes gelehrt werden darf.

Missionssenior **Handmann,** Leipzig: Zu den Worten des Referenten über die Volksschule möchte ich mir auch eine Bemerkung erlauben. Aus meiner Erfahrung als indischer Missionar, die ich bei meinem Unterricht in Elementarschulen, wie auch in höheren Anstalten der Leipziger Mission und auch zuletzt als Tamulischer Examinator an der Universität in Madras in Ostindien gemacht habe, möchte ich die Ausführungen des Referenten in bezug auf die Wichtigkeit der Volksschule

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und der Landessprache als des in dieser anzuwendenden Bildungsmittels doppelt unterstreichen.

Ein Elementarunterricht, der nicht in der Volkssprache erteilt wird, kann nach meiner Erfahrung nur eine Verbildung erzeugen, die eine gesunde Entwickelung des geistigen Lebens und des Charakters hemmt oder ganz unmöglich macht, wie wir das namentlich an vielen in den englischen Schulen Ostindiens ausgebildeten Tamulen erlebt haben. Ich habe die Beobachtung gemacht, dass selbst Studenten der Universität, die sich zum Teil sogar mit unsern deutschen Philosophen Kant, Fichte u. a. beschäftigten, es nicht zu klaren Begriffen bringen konnten, weil sie von vornherein immer nur englischen Unterricht genossen hatten. Sie waren auch nicht imstande, einfache englische Sätze in ihrer Muttersprache korrekt wiederzugeben. Wenn solche Vernachlässigung der Landessprache sich selbst unter einem so begabten Kulturvolke wie die Tamulen so rächt, wieviel mehr muss das unter einem Naturvolke der Fall sein. Dabei möchte ich noch eins bemerken, dass nämlich die anglo-indische Regierung seit einiger Zeit mit praktischem Blick die Bedeutung der Missionsschulen klar und deutlich erkannt hat und demgemäss allen Missionsschulen, wie überhaupt allen Privatschulen, die sich ihrer Inspektion unterstellen, auch den niedrigsten Volksschulen, die nur in der Landessprache unterrichten, reiche Unterstützungen bewilligt. Und diese Unterstützung hat das dortige Missionsschulwesen zu einer reichen Entfaltung gebracht. Es wäre wünschenswert, dass auch unsere deutsche Regierung den Missionsschulen in den Kolonien in ähnlicher Weise Unterstützung gewährte, und zwar auch denen, in welchen n u r in den Landessprachen unterrichtet wird. Ein guter Unterricht in der Muttersprache der Eingeborenen ist die beste Vorbildung, ja, die unerlässliche Vorbedingung für einen erspriesslichen Unterricht in einer europäischen Sprache.

Missionsinspektor D. **Oehler**, Basel: Gegen den Vorschlag, die Unterstützung der Regierung auch für den Unterricht in der Landessprache in Anspruch zu nehmen, habe ich das Bedenken, dass man damit der Regierung auch eine Kontrolle darüber einräumt. Sie müsste dafür Beamte haben, die der Landessprache mächtig wären. Auf der andern Seite hat allerdings die Unterstützung allein des deutschen Unterrichts auch üble Folgen. Sie dient dazu, das Interesse der Lehrer und Schüler auf das Deutsche zu konzentrieren, was leicht zur Geringschätzung und Vernachlässigung der andern Unterrichtsfächer führt. Wir stehen hier vor einer nicht ganz einfachen Missionsfrage, die wohl durchdacht werden muss, aber ich zweifle, ob der Kolonialkongress für ihre Entscheidung kompetent ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsdir. D. **von Schwartz,** Leipzig: Ich glaube mich mit dem Herrn Referenten darüber in Einklang zu finden, dass nur solche Missionsschulen auf Beihilfe von der Regierung rechnen können, die sich darum bewerben, und dass dann auch nur diese der Inspektion der Regierung unterstehen würden. Es kommt mir weniger darauf an, dass positiv eine Unterstützung der Missionsschulen beansprucht werde, als dass das Negative zum Ausdruck komme, dass nämlich w e n n eine Unterstützung gewährt werden soll, diese nicht nach falschen Prinzipien, nämlich einseitig nach Massgabe der Erfolge im Deutschen, gewährt werde.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Ich schlage folgende Resolution vor:

„Bei der grossen Bedeutung des Missionsschulwesens für die kulturelle Entwickelung der Kolonien ist es wünschenswert, dass bei Gewährung von Regierungsunterstützungen an die Missionsschulen, die im allgemeinen nach Massgabe der Verhältnisse zur Verbreitung der deutschen Sprache in den Kolonien bereit sind, die Verbreitung der deutschen Sprache nicht der allein massgebende Gesichtspunkt ist."

Pfarrer **Paul,** Lorenzkirch: Ich möchte darauf aufmerksam machen, dass die holländische Kolonialregierung eine wesentlich andere Stellung zum Missionsschulwesen einnimmt als die deutsche und englische, welche so viel Gewicht auf die Erlernung ihrer Sprachen in den Missionsschulen legen. Bis in die Mitte der neunziger Jahre wurden in den holländischen Kolonien keine Schulen unterstützt, in denen Religionsunterricht erteilt wurde. Seitdem verzichtete man aber auf eine weitere Ausdehnung der Regierungsschulen und stellte den Missionsschulen immer wachsende Beihilfen zur Verfügung, ohne von ihnen holländischen Unterricht zu verlangen.

Oberverwaltungsgerichtsrat **Berner,** Berlin: Ich bitte, in der Resolution zu sagen: „selbstverständlich" bereit sind, damit nicht die Fassung den Anschein erwecke, als sei ein Handel der Mission und des Staates in Frage.

Pastor **Gründler,** Berlin: Ich schlage vor, die Resolution in drei Sätze zu fassen, des Inhalts, dass:

1. die Mission der Landessprache nicht entbehren kann,
2. sie selbstverständlich den Unterricht in der deutschen Sprache fördern will, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. es wünschenswert ist, dass die finanzielle Unterstützung der Missionsschulen seitens des Staates nicht nur nach dem Gesichtspunkt, inwieweit die Missionsschulen deutschen Unterricht erteilen, gewährt wird.

Se. Hoheit Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** Im Interesse der Freiheit der Missionen halte ich den Antrag für bedenklich.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Was die Bemerkung angeht, dass auch in Ostafrika eine Vereinbarung mit der Regierung bezüglich des deutschen Unterrichts zustande gekommen sei, so gründet sie sich auf Verhandlungen, die mir aus Anlass der Vereinbarung über Togo bekannt geworden waren; ich glaubte, sie seien zum Abschluss gekommen, was, den Äusserungen des Herrn Direktors von Schwartz zufolge, ein Irrtum zu sein scheint. Zum Schluss noch eins: Es ist wohl möglich, dass die verschiedenen Missionen bei der Einrichtung ihres Schulwesens auch hier und da Missgriffe machen und nach dieser oder jener Seite Anlass zu berechtigter Kritik geben. Wir sind gewiss immer gern bereit, von einer verständnisvollen Kritik zu lernen, aber im grossen ganzen glaube ich doch der Überzeugung Ausdruck geben zu dürfen, dass, wenn man die Mission möglichst nach ihren eigenen Prinzipien arbeiten lässt, weder die allgemeinen Interessen der Kolonie noch auch die der Regierung zu kurz kommen.

Vorsitzender Graf **Vitztum v. Eckstädt,** Dresden: Die Resolution Schreiber liegt jetzt in folgender Fassung vor:

„Der deutsche Kolonialkongress 1905 schliesst sich folgender Kundgebung der Sektion IV über die Schulen in den Kolonien an:

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, dass die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt."

Da eine Abstimmung noch nicht erfolgt ist, richte ich an die Versammlung die Frage, ob sie nach den von Sr. Hoheit geäusserten Bedenken noch in eine weitere Besprechung über die Resolution eintreten will.

Ein Widerspruch erhebt sich nicht, das Wort hat Herr Missionsdirektor von Schwartz.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsdirektor D. **von Schwartz,** Leipzig: Ich möchte zu Punkt 3 der Resolution noch folgendes bemerken: Ich glaube nicht, dass die Mission von ihrem Standpunkt der Unabhängigkeit abgeht, wenn sie den Wunsch ausspricht, dass die Missionsschule, sofern sie durch Unterricht in weltlichen Fächern Kulturarbeit leistet, unterstützt werde, dass aber die Unterstützung nicht nach solchen Prinzipien geschehe, die geeignet sind, ihr ein falsches Ideal aufzunötigen. Sie würde sich nicht von der Regierung abhängig machen, um so weniger, als es ja von ihr abhängt, ob und welche Schulen sie zur Unterstützung bei der Regierung anmelden will.

Missionsinspektor D. **Oehler,** Basel: Die Äusserungen Sr. Hoheit haben bei mir die Bedenken verstärkt, die ich am Anfang geäussert habe. Ich bitte daher, Punkt 3 der Resolution fallen zu lassen.

Missionsinspektor **Haussleiter,** Barmen: Die Erfahrungen der Rheinischen Mission in Niederländisch-Indien zerstreuen die Befürchtungen, dass durch Unterstützung jeder angemeldeten Missionsschule seitens der Kolonialregierung die Unabhängigkeit der Mission gefährdert werde. Die Schulen tragen so viel zur allgemeinen Bildung und Hebung der Eingeborenen bei, dass eine finanzielle Beihilfe zu ihrem Bestehen nur eine Erfüllung der zivilisatorischen Zwecke der Kolonialmacht ist. Die Art und Weise des Zusammenwirkens auf diesem gemischten Gebiete ist Sache besonderer Vereinbarung. Ich glaube, dass gerade der dritte Punkt eine ganz gesunde Entwickelung der klar ausgesprochenen Arbeit bringt.

Die Mission als Mitarbeiterin an der vergleichenden Religionswissenschaft.

Von **P. Froberger,** Provinzialoberer der weissen Väter, Trier.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Es gibt eine Wissenschaft, welcher in unserer Zeit stets höheres und umfassenderes Interesse entgegengebracht wird, die einerseits die wichtigsten Fragen der Religion und der Sittlichkeit, anderseits aber auch die Tätigkeit der Missionare aufs innigste berührt; es ist die sogenannte „vergleichende Religionswissenschaft". Noch jung in ihrer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entwickelung, beansprucht sie trotzdem immer höhere Bedeutung, und dies mit Recht. Wirft sie doch ein, wenn auch nicht immer klares, so doch interessantes Licht auf die Psychologie des religiösen und sittlichen Lebens, dessen Motive und Gestaltungen je nach Land, Tradition und Geschichte.

Wenn nun in früherer Zeit die Religionsgeschichte sich mehr mit den religiösen Anschauungen der Kulturvölker beschäftigte, so hat sie sich in den letzten Jahrzehnten, wohl besonders durch die treibende Kraft entwickelungsgeschichtlicher Probleme, den Naturvölkern zugewandt und der Literatur über die Religionen niedrigstehender Völkerstämme, namentlich der Eingeborenen Afrikas, Amerikas und Oceaniens.

Leider werden viele dieser Arbeiten allzu sehr von einer stark hervortretenden Tendenz beherrscht, welche weitere, namentlich positiv gläubige Kreise diesen Zweig der Wissenschaft mit Misstrauen betrachten lässt.

Diese Tendenz ist eben keine andere, als die Sucht, überall Entwickelung, Evolution zu erblicken und erblicken zu lassen, und die vergleichende Religionswissenschaft glaubt gar zu oft mit grösster Zuversicht Probleme wie die des Ursprungs der Religion und der Sittlichkeit lösen zu können. Sie tritt hierdurch aus dem Felde empirischer Forschung und sorgfältiger Vergleichung einzelner Tatsachen in das schwankende Gebiet kühnster Hypothesen und bildet sich dann geradezu ein, die Schöpfungsgeschichte des Geistes schreiben zu können, d. h. die Geschichte des allmählichen Entstehens religiöser Anschauungen und sittlicher Zustände aus primitiver Unkultur und Religionslosigkeit. Gerade die vermeintlich primitiven Religionssysteme der Naturvölker müssen dann die feste Grundlage abgeben, auf welcher sich das Gebäude dieser Geschichtshypothesen oder Hypothesengeschichte fest aufbauen soll.

Es ist nicht meine Absicht und Aufgabe, hier die Risslinien der christlichen Apologetik diesen Tendenzen gegenüber anzugeben; dies mag von anderer, berufener Seite aus besorgt werden; ich möchte hier nur auf einige wichtige Punkte aufmerksam machen, welche Missionare und Kolonialfreunde überhaupt interessieren können.

1. Vor allem möchte ich bemerken, dass bei der vergleichenden Religionswissenschaft das Tatsachenmaterial die Hauptsache ist, denn ohne eine reiche Sammlung von Tatsachen lässt sich sicher nichts in gründlicher Weise vergleichen. Nun ist aber das Tatsachenmaterial, mit welchem die Gelehrten arbeiten müssen, verhältnismässig recht dürftig, obwohl die Literatur oder besser die Büchermasse über diese Fragen recht gross ist. Man braucht bloss einzelnen Fragen auf den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Grund zu gehen, um bald zu bemerken, dass sich für wichtige, ethnologische Fragen, wie Fetischismus, Animismus, Totemismus, die gesamten wirklich tatsächlichen Angaben auf Notizen von Reisenden beschränken, die in ihrer hastenden Weise, ohne genügende Kenntnis von Sprache und Volk, gleichsam nur im Fluge und unvollständig, oft noch von den Eingeborenen betrogen, einen recht farblosen Schattenriss, wenn nicht Entstellung von ganzen religiösen Systemen geben. Für Afrika z. B. ist die Reiseliteratur nahezu die einzige Fundgrube für diese religionsgeschichtlichen Forschungen. Was vereinzelte Missionare geschrieben haben, ist gewöhnlich auch lückenhaft und nur gelegentlich notiert und führt dazu noch in Missionsschriften meistens ein recht verborgenes Dasein.

Es mag Kühnheit oder auch Anmassung mancher Gelehrten sein, wenn sie auf solch spärliches, unzuverlässiges Tatsachenmaterial ihre Hypothesen aufbauen, aber man darf ihnen auch nicht allzu scharfe Vorwürfe machen; sie arbeiten eben mit dem, was sie erhalten, und man kann nicht füglich verlangen, dass sie alles so genau kontrollieren. Das wäre ja unmöglich. Es ist daher meines Erachtens eine wichtige Aufgabe, ja eine Pflicht, insbesondere der Missionskreise und aller in Kolonien weilenden gebildeten Europäer, dass sie diese wichtigen Tatsachen eifriger sammeln. Wie Dr. Stuhlmann bemerkt, ist es jetzt die höchste Zeit, sich dieser Aufgabe zu unterziehen, denn schon nach wenigen Jahrzehnten wird es schwer sein, die ursprünglichen religiösen Anschauungen der Naturvölker in unsern Kolonien kennen zu lernen. Andere Vorstellungen dringen mit Kultur und leider auch mit Unkultur in diese Länder ein, das Christentum verdrängt die alten Religionsformen, anderseits verlieren z. B. verkommene Küstenvölker alle religiösen Anschauungen, sodass es dann sehr schwer fallen wird, sich von ihren früheren Anschauungen einen Begriff zu machen.

Wir werden wohl niemand beleidigen, wenn wir offen behaupten, dass die Missionare eigentlich die berufenen Erforscher dieser Gebiete sind. Sie haben zu diesen Völkern die innigsten Beziehungen, leben mitten unter ihnen, beschäftigen sich vorwiegend mit religiösen Problemen, haben grössere Sprachkenntnis, auch das Vertrauen der Eingeborenen und sind somit in der Lage, das religiöse Empfinden dieser Völker leicht zu studieren.

Allerdings muss man sich freihalten von Voreingenommenheit, nicht gleich liebe Traditionen finden wollen, sonst wirft man uns blindes Festhalten an der Degradationshypothese vor.

Wir müssen daher:

a) Vor allem die Tatsachen sammeln und auch unserseits das Aufbauen von Hypothesen vermeiden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

b) Bei Vergleichung der Tatsachen recht sorgfältig und objektiv vorgehen, denn die Systeme dieser Religionen sind recht kompliziert, und nicht alles passt immer gleich in eine Klasse.

2. Ein weiterer Punkt, der zu erwägen ist, wäre die praktische Bedeutung dieser Arbeit für Wissenschaft und Religion. Man darf zwar nicht alles vom apologetischen Standpunkt aus betrachten, sonst gibt es nur Tendenz, und schliesslich würde auch die vergleichende Religionswissenschaft zur Kriegswissenschaft.

Aber ich bin der festen Überzeugung, dass bei eingehender Kenntnis der so komplizierten Religionssysteme der Eingeborenen nicht mehr alles mit Schlagwörtern abgetan werden kann, und leider sind Schlagwörter, wie Animismus, Fetischismus usw., noch allzusehr Lieblinge der modernen Religionsgeschichte.

Wenn man manche afrikanische Völkerschaften des Innern studiert, so erscheinen neben Geisterglaube, neben Verehrung von Ahnen und Bildern, auch einzelne Gottheiten, ja selbst monotheistische Anklänge.

Man wird bald verschiedene Stufen religiöser Kultur entdecken, und dann zugleich auch bemerken, dass es in manchen Fällen schwer ist, zu bestimmen, ob die Entwickelung aufwärts oder abwärts ging. Viel eher wird man geschichtliche Wellenlinien feststellen, abwechselnde Rückschritte und Fortschritte, als eine sich gleichbleibende, geradlinige Entwickelung.

Die kurze Zeit erlaubt es nicht, Beispiele heranzuziehen; ich will auch keine Vorlesung halten, sondern ich möchte nur eine bescheidene Anregung geben und auch unsere gemeinsame Gesinnung zum Ausdruck bringen.

Wir würden gewiss durch eingehende Forschung die religiöse Denkweise der lange sich selbst überlassenen Eingeborenen besser kennen lernen und oft auch manchen Aufschluss erhalten über religiöse Grundstimmungen und über die Motive der verschiedenartigen Ausgestaltungen der Systeme der einzelnen Völker.

3. Nur müssen die Missionare einheitlich beobachten, sich nicht einfach etwas erzählen lassen und sogleich niederschreiben, sondern bei vielen, zuverlässigen, geistig besser stehenden Eingeborenen vergleichende Berichte einziehen, dieselben dann von mehreren Missionaren kontrollieren lassen, das Material geordnet zusammenstellen und es in geeigneten Zeitschriften oder in selbständigen Schriften veröffentlichen.

Zur Anleitung kann man Fragebogen, z. B. vom Museum für Völkerkunde, benutzen, oder ein besseres Lehrbuch der Religionsgeschichte studieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schlusse bemerke ich, dass vom 1. Januar 1906 an eine internationale Zeitschrift für Völkerkunde, unter dem Titel „Anthropos", erscheint. Dieselbe hat es sich zum Zweck gemacht, die Arbeiten der Missionare zu sammeln und zu veröffentlichen. Den Fragen der Religionswissenschaft wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt werden. Sie wird vierteljährlich erscheinen, und die Redaktion ist bereit, Artikel der Missionare aller Länder und beider Konfessionen aufzunehmen.

P. Schmidt, St. Gabriel in Mödling bei Wien, ist Hauptleiter der Zeitschrift, und er wird bereitwilligst allen Aufschluss erteilen.

Ich spreche darum den lebhaften Wunsch aus, dass die Mission immer mehr Mitarbeiterin der vergleichenden Religionswissenschaft werde und dadurch nicht bloss der Religion, sondern auch der Wissenschaft immer grössere Dienste leiste.

Konteradmiral z. D. **Strauch,** Friedenau: Man kann nur mit Freude die Ausführungen des Herrn Dr. Froberger begrüssen. Nirgends auch ist mehr der Mangel einer Zeitschrift beklagt worden, wie sie Dr. Froberger in Aussicht stellt, als in den Kreisen, die sich mit dem Studium halbzivilisierter oder ganz unzivilisierter Völker entweder aus persönlichem Interesse beschäftigen oder sich offiziell damit befassen müssen.

Etwas bedenklich erscheint mir aus praktischen Gründen die Absicht, die Zeitschrift in fünf Sprachen erscheinen zu lassen. Ich halte vier, deutsch, französisch, englisch und italienisch, für genügend. Für wünschenswert halte ich es ferner, dem Prospekt dieser Zeitschrift die weitgehendste Verbreitung zu geben.

Pastor **R. Grundemann,** Mörz (Kr. Belzig), dankt dem Vortragenden. Die in Aussicht gestellte Zeitschrift ist als hochbedeutungsvoll zu begrüssen. Zur gedeihlichen Entwickelung derselben wird aber eine Vorbildung der Missionare zu richtigen Beobachtungen nicht zu entbehren sein. Solche Vorbildung sollte möglichst in den Missionsseminaren gegeben werden.

Dr. **Kurze,** Bornshain, plädiert dafür, dass die geplante Zeitschrift „Anthropos" in fünf Sprachen erscheint, speziell, dass die spanische Sprache nicht ausgeschaltet wird, damit die ethnologisch sehr wertvollen Berichte der spanischen Missionare auf den Philippinen und in den südamerikanischen Indianergebieten in der Zeitschrift eine Stelle finden können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. **Fischer**, Neisse: Bezüglich des Bedenkens, ob die Missionare schon hinreichend vorbereitet und geschult sind zu Sammlungen für die neue Zeitschrift, erlaube ich mir die Mitteilung, dass Herr P. Schmidt einen Fragebogen zusammengestellt hat, um die Missionare anzuleiten, worauf sie ihre diesbezüglichen Beobachtungen richten sollen und wie sie ihre Aufzeichnungen anzulegen haben. Herr Professor P. Schmidt ist gewiss gern bereit, jedem der Herren, die sich dafür interessieren, solche Bogen zur Orientierung zugehen zu lassen.

Die religiösen Vorstellungen der Eweer.*)

Von Missionar **Spieth**, Tübingen.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Im Blick auf die Religion der Afrikaner hat man schon öfter den Gedanken aussprechen hören, dass der Schwarze mehr träume als denke. Wende ich diesen Satz auf die Eweer auf der Sklavenküste in Westafrika an, so liegt darin die einfache Wahrheit, dass der Traum bei jenen Stämmen tatsächlich viel zur Bildung der religiösen Vorstellungen beiträgt. Wer z. B. über einen Verstorbenen träumt, hat denselben tatsächlich gesehen, und wer über einen Gott träumt, ist zu demselben in realer Beziehung gestanden und hat ihn gesehen. Wer aber tiefer schauen und in der Seele des schwarzen Mannes lesen darf, kann sich bald davon überzeugen, dass aus seiner Seele nicht nur Träume, sondern auch Fragen aufsteigen, mit deren Beantwortung bei uns sich die grössten Denker beschäftigen. Wohl werden die Denkergebnisse hier und dort verschiedene sein. Aber sei es so, Ergebnisse religiösen Denkens sind auch in Afrika und speziell im Ewelande vorhanden, und es lohnt sich der Mühe, denselben nachzugehen und sie zu verstehen zu suchen. Die Fragen z. B.: Wer ist Gott? Wie entstand unsere Erde? und Welches ist die Bedeutung der Gestirne für den Menschen, woher kommt der Mensch und welches ist sein Lebensziel? trifft der Forscher auch im Geistesleben der Eweer an.

*) Die in der Landessprache gegebenen Sätze und Namen konnten im Druck nicht mit den nötigen diakritischen Zeichen versehen werden. Ist dem Leser ihre richtige Aussprache Bedürfnis, so empfehle ich das Ewe-Wörterbuch von Missionar Westermann, erschienen bei D. Reimer (E. Vohsen), Berlin 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Die Götter.

A. Die Himmelsgötter „dzi Mawuwo".

Beschäftigen wir uns zuerst mit dem Gottesgedanken der Eweer und überzeugen uns vor allem von der Tatsache, dass ein ernstgemeinter Gottesglaube im heidnischen Ewelande vorhanden ist.

Auf einer meiner Reisen hatte ich einen heidnischen Lastenträger bei mir, der bisher zu Europäern in keiner Beziehung gestanden war. In der heissen Tropensonne marschierten wir durch eine breite, baumlose Ebene. Nach längerem Marsche kamen wir an einen Bach, an dessen schattigen Ufern es sich jeder so bequem als möglich machte. Als nach kurzem Warten auch mein Lastenträger schweisstriefend angekommen war, legte er sich in den kühlen Bach hinein und rief aus: „Mawu dawrama!" d. h. ‚O gütiger Gott!' Einst hatte ich in einem heidnischen Dorfe gepredigt, als der Dorfhäuptling sich von seinem Stuhle erhob und sagte: „Wer in meinem Dorfe nicht jeden Morgen, nachdem er von seiner Matte aufgestanden ist, Wasser auf die Erde giesst und zu Gott Sodza betet, der ist kein Mensch. Wenn wir auf den Acker gehen, um die Erde zu hacken, so sagen wir zuerst „Mawu", ‚Gott'. Im Sommer des Jahres 1900 sass ein heidnischer Gefangener, ein berühmter Zauberer aus Taviewe, in seiner Gefängniszelle zu Lome. Plötzlich traten zwei Europäer bei ihm ein, und aus der Handbewegung des einen glaubte er schliessen zu müssen, dass sein letztes Stündlein jetzt geschlagen habe. In dieser Todesangst rief er aus „Mawu, medekuku!" ‚Gott, ich bitte dich!'

Diese Erfahrungen beweisen, dass die Gedanken der Eweer, sowohl bei dem Genuss irdischer Güter, als auch bei der täglichen Arbeit und endlich in der Todesangst auf ein Wesen gerichtet sind, das sie Gott nennen.

1. Der grosse Gott „Mawu ga".

Wer ist aber für sie Gott? Auf diese Frage hat in einer grösseren Versammlung ein Heide in Matse geantwortet: „Ich habe immer zu dem sichtbaren Himmel als zu dem grossen Gott emporgesehen," und die andern alle bestätigten seine Aussage als ihre eigene Anschauung. Der alte Häuptling Kpeli aus Tove zeigte mit dem Finger gen Himmel und sagte: „Überall, wo der Himmel ist, da ist Gott, denn der Himmel ist Gott." Als ich den Priester der Erde von Ho einmal frug, warum sie den Himmel als Gott verehren, antwortete er mit der Gegenfrage: „Oder hast du je die Grenze des Himmels gesehen?" Darin liegt nicht nur die Bestätigung, sondern auch der Grund der Himmelsverehrung. In Ho muss der erste Priester vor schweren Gerichtsverhandlungen ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebet zu den Göttern sprechen. Er fängt dasselbe damit an, dass er den Gott, der über unserm Haupte ist, „mia tamea Mawu" anruft, um dann die Namen der übrigen Götter aufzuzählen. Mit dieser Anschauung stimmen auch Redensarten überein, nach welchen es gleichviel ist, ob man sagt: Gott ist gross, oder der Himmel ist gross.

Bestätigt wird diese Anschauung auch durch eine mythologische Erzählung, deren Kern die Frage ist, warum Gott so weit vom Menschen entfernt wohne. Nach ihr waren einstens der Himmel und die Erde so nahe beisammen gewesen, dass man den Himmel mit der Hand erreichen konnte. Damals durften die Menschen ungehindert mit Gott verkehren. Dann aber traten verschiedene, für die Zukunft verhängnisvolle Ereignisse ein. Einige Menschen zündeten ein Feuer an und trieben Gott den Rauch davon in die Augen, wieder andere stiessen ihn mit dem Fufustössel ins Gesicht, und die Kinder wischten nach dem Essen ihre schmutzigen Finger am Himmel ab. Das ärgerte Gott so sehr, dass er sich in unendliche Ferne vom Menschen zurückzog. In den mythologischen Gedankengängen der alten Eweer scheinen also Gott und Himmel gleichwertige Begriffe gewesen zu sein, und sie bestätigen die Anschauung, dass die alten Eweer Gott im Bilde des Himmels erfasst haben.

Die bisherigen Ausführungen lassen aber die Frage offen, ob Gott und Himmel tatsächlich ungeschieden gedacht werden. Lassen wir uns dieselbe von Eingeborenen beantworten. Adala, der Priester der Erde in Ho, sagte einmal: „Der sichtbare Himmel ist nicht selbst Gott, sondern nur der Ort, wo Gott seinen Sitz hat." Seine Aussage wird durch verschiedenartige Redensarten auch als Volksanschauung bestätigt. Während der Regenzeit ruft etwa morgens ein Freund dem andern mit nach dem Himmel gerichtetem Blick zu: „Mawu gadze adanu wo nu bubu, va kpoe da", Gott zeigt uns heute wieder eine andere Kunst, komm und siehe es. Oder „Mawu egafo nuziwo gakla egbe", Gott hat sich heute wieder mit allerlei kleinen Dingen geschmückt. Wenn die Wolken morgens mit einem lichten Rande umgeben und so voneinander getrennt sind, dass man den blauen Himmel dazwischendurch sehen kann, so nötigt diese Erscheinung dem frommen Heiden die Worte ab: „Mawu ta notanota", Gott hat ein buntes Kleid angezogen. Zuweilen ist der Himmel wie mit einem Lichtschimmer übergossen, der sich auf einen durchsichtigen Wolkenschleier legt. In diesem Lichte sieht das mythologische Denken des Eweers das Kleid Gottes. Er sagt: „Mawu ta klala, mele do deke wom egbe o, edzudzo edokui", Gott hat ein weisses Kleid angezogen, er arbeitet heute nicht, sondern ruht sich aus. Seine Ruhe aber besteht darin, dass er an diesem Tage liegt und schläft. Andere deuten den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lichtglanz des Himmel als das Öl Gottes, mit dem er seinen Leib salbt. Angewandt wird diese Anschauung auch auf Menschen, welche vor Gericht freigesprochen wurden. Als äusseres Zeichen ihrer Unschuld bestreicht der Sprecher ihren rechten Oberarm mit weisser Erde, der Farbe Gottes.

Von dem schönen Blau des Himmels lautet die mythologische Ausdrucksweise des Eweers: „Mawu edo hle nkume", Gott hat sein Angesicht mit Dunkel verhüllt. Eine andere Redensart lautet: „Mawu eta bisi", Gott hat ein dunkles Kleid angezogen. Diese Redensarten lassen kaum mehr einen Zweifel darüber aufkommen, dass der Lichtglanz der Sonne und das Blau des Firmaments in der Vorstellung des Eweers nur Kleid und Schleier Gottes sind, hinter dem er selbst für das menschliche Auge unsichtbar lebt.

Wie aber und wo lebt er? Der eingeborene Lehrer S. Anku kam zu dem Priester des grossen Gottes „Mawu ga", in Matse. Dieser sagte zu ihm: „Was Du uns predigst, stimmt nicht mit dem überein, was ich von meinem Gott weiss. Der Vater des Tsadze, dem ich diene, ist Mawu ga, der grosse Gott. Derselbe heisst auch Mawu Sodza und ist ganz von flammendem Feuer umgeben. Durch diese Flammen kann kein einziger Erdengott gehen, als allein unser Gott Tsadze. Er geht durch die Feuerflammen hindurch zu seinem Vater, dem grossen Gott, bekommt von ihm Gaben und überbringt sie den Menschen. Nach der Ansicht anderer Heiden wohnt Gott auf der Spitze des Weltenraumes, „alili we tame", in einem aus mächtigen Fächerpalmen gezimmerten Hause, das in einem grossen, mit Bananen und Yams bepflanzten Garten steht. Dort fächeln ihm seine Diener frischen Wind zu. Man stosse sich nicht an diesem plumpen Gedanken. Soviel bestätigt er, dass Gott und der Himmel getrennt gedacht werden, sowie das, dass Gott für den Eweer nichts Unpersönliches ist.

2. In engster Beziehung zu „Mawu ga", dem grossen Gott, steht das Götterpaar Mawu Sogble und Mawu Sodza. Die Erscheinungsformen beider sind Blitz und Donner. Sogble, der erste und älteste Sohn Gottes, Schmied und Wächter seines Hauses, hat allein Zutritt zu Gott. Er schmiedet die Donnerkeile, deren einer aus Stein und der andere aus Eisen besteht, und schleudert sie im Blitz gegen Bäume und Menschen. Wer vom Blitz getroffen wird, wurde von dem Gott Sogble im Auftrag Gottes zerspalten. Sogble wird deswegen auch „nugblela", Verderber, genannt. Wenn er mit seinen Füssen im Zorn auf den Boden stampft und mit seiner mächtigen Stimme brüllt, so ertönt der Himmel weithin, und die Blitze zucken auf die Erde hernieder. Beide, er und seine Frau Sodza, führen im Donner Zwiegespräche miteinander. Wenn Sogble gewaltig donnert und droht, die

Kinder, welche Gott gemacht, im Zorne zu zerschmettern, so ermahnt ihn seine Frau Sodza mit sanfter Stimme: „Le de eme, le de eme"! Halt ein, halt ein! Sie bittet ihn, er möge doch Geduld mit den Kindern Gottes haben und sie nicht verderben, obgleich es scheine, dass sie ihn geärgert haben. Diese bittende Stimme seiner Frau Sodza hört man in dem auf starke Donnerschläge folgenden sanfteren Donner. Die Beziehungen in dieser Götterehe sind jedoch nicht immer gleich gute. Wenn die Sonne längere Zeit nicht scheint und man statt ihrer nur düstere Nebel sieht, so sagten die Alten, Sogble streite sich mit seiner Frau. Regnet es dazwischen hinein, so sind das die Tränen Gottes, die er aus Betrübnis über seine streitenden Kinder weint. Ist der Friede zwischen beiden hergestellt, so scheint die Sonne wieder hell. Beide sehen sich nun freundlich an und reichen sich lachend die Hände.

Sogble errettet den Krieger aus den Gefahren und ist der Gott der jungen Mannschaft, besonders der Ackerleute, Schmiede und Händler. Seine Diener tragen ein blaues Lendenband. Vor der Yams-, Korn- oder Reissaat errichten die Sogble Verehrer an dem zu ihrem Acker führenden Feldweg einen Erdhügel, legen an drei Stellen je vier Körner Mais oder Reis hinein, waschen sich die Hände aus einem kleinen Topf und beten: „Mawu Sogble, die Hände, die ich wusch, dir habe ich sie gewaschen! Meine Saat, die ich säe, möge gedeihen, habe acht darauf, dass sie durch nichts zerstört wird! Gereinigt habe ich meine böse Hand, gib deswegen, dass ich mich unter meinen Altersgenossen in schönen Kleidern sehen lassen kann!" Ein anderes, an ihn gerichtetes Gebet lautet: „Sogble, du wildes Schwein, gib, dass mich der Branntwein nicht betrunken mache, der Donner, den ich höre, möge mich nicht zerspalten! du errettest die Menschen aus Wasser und Feuer und bewachst Haus und Feld."

Sodza ist der Gott, der Haus und Hof bewacht, dass nichts Böses seinen Weg zu demselben finden kann. Er vertreibt die bösen Hexen und die bösen Geister, ja selbst die bösen Erdengötter dürfen sich einem von ihm bewachten Hause nicht nahen. Unter seinem Schutze mehrt sich die Zahl der Kinder und bleiben die Hausgenossen gesund. Ihm befiehlt deswegen der zum Kampf ausziehende Krieger Weib und Kinder an. Ein an Mawu Sodza gerichtetes Gebet lautet: „O Gott Sodza, du Mutter der Menschen und Tiere, gibst du dem Menschen, so gibst du ihm; verweigerst du dem Menschen, so verweigerst du ihm. Durch deine Grösse bin i c h gross. Was du liebst, liebe auch ich. Du starker Regner, du Samstagsgeborener, du Schiff voller Yams und Schiff voller Wle (eine Kartoffelart) du Schiff voll der buntesten Fülle für die Händler und für die Ackerleute!"

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

3. Zu diesem Götterpaar gesellt sich noch Sowlui, der Gott der Kaurimuscheln und Diener Gottes. Er verwandelt seinen Günstlingen im Laufe der Nacht Bohnen, Korn und Erdnüsse, welche sie in Töpfen aufbewahrt hatten, zu lauter Kaurimuscheln. Dem Günstling ist jedoch das strenge Gesetz gegeben, dass er sich nirgends als Günstling des Sowlui verraten darf. Übertretung dieses Verbots wird mit sicherem Tode bestraft.

B. Die Erdengötter „anyi Mawuwo".

Eine zweite, den Menschen viel näher stehende Götterklasse, sind die „anyi Mawuwo", Erdengötter, im Ewelande „trowo" und bei uns, wohl mit Unrecht, Fetische genannt. Sie haben ihre Wohnsitze auf Bergen, an steilen Felsabhängen, in Schluchten und Höhlen, in Bäumen, Quellen und Flüssen. Ihre Hauptaufgabe besteht in der Vermittelung des Verkehrs zwischen den Menschen und dem fernen Himmelsgott. Vermöge ihrer unsichtbaren und mehr geistigen Natur, können sie die weiten Räume zwischen der Erde und dem Himmel in einem Augenblick durchmessen. Freilich missbrauchen sie auch ihre Rechte zuweilen, indem sie die bei Gott befindlichen Güter stehlen, um sie den Menschen zu überbringen. Bei diesem gefährlichen Unternehmen werden sie zuweilen von den Söhnen Gottes entdeckt, um dann mit einer Tracht Hiebe entlassen zu werden. Kein Wunder deswegen, dass sie sich ihre Botengänge teuer bezahlen lassen. Sie sind es auch, die die Menschen wegen ihrer Habgier und ihres Abfalls von den väterlichen Sitten vor Gott verklagen und die Schuldigen mit Trockenheit, Krankheit oder schnellem Tod bestrafen.

Eingeteilt werden sie in einheimische und ausländische Götter. Die Klasse der einheimischen setzt sich zusammen aus den ältesten, den sogenannten Erbgöttern, die sie bei ihrer Einwanderung aus ihrem Stammsitz Amedschowe vor 3—4 Jahrhunderten mitgebracht haben. Ihre Zahl vermehrte sich im Laufe der Zeit durch solche Götter, die an ihren jetzigen Wohnsitzen entstanden sind, sowie aus solchen, die sie von irgend einem einheimischen Nachbarstamm sich käuflich erworben haben. Die ausländischen haben ihre Heimat im Westen und Osten des Ewelandes, also auf der Goldküste, einschliesslich Asante und Akwamu, und in Dahome und Yoruba. Von der Goldküste z. B. stammen die Götter Fofie und Dente. Aus Dahome und Yoruba kamen Afa, Zeichendeuterei und Weissagerei, sowie der einen grossen Teil des Ewelandes beherrschende Geheimbund der Yewe Verehrer.

An der Spitze der ältesten Götter steht die Erde, die im ganzen nördlichen Teil des Ewelandes unter dem Namen „Mia no", ‚unsere Mutter', verehrt wird. Sie ist die Frau des Himmels und hat im Bunde

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mit ihm Menschen, Tiere und Pflanzen, ja, sogar die Erdengötter erzeugt. Sie ist die grosse Ernährerin aller Lebendigen, die geduldige Mutter, die nicht einbricht, auch wenn ihr Feind auf ihr geht.

Ein Beispiel dafür, wie Götter entstehen, mag folgende Geschichte geben. Zu Anfang des vorigen Jahrhunderts wurden die Hoer von dem den ganzen westlichen Teil des Ewelandes beherrschenden Akwamustamm geschlagen. Der Feind hatte die Hoer verjagt und die Königsstadt Wegbe eingenommen. Auf der Dorfstrasse stand ein grosser Schattenbaum, in dem sich ein Bienenschwarm niedergelassen hatte. Die Feinde machten den Versuch, den Baum umzuhauen, da stürzte sich der gestörte Bienenschwarm wütend auf seine Ruhestörer. Die Bienen stachen und verfolgten die Akwamuer so, dass sie die Stadt verlassen und sich in den Busch zurückziehen mussten. Das veranlasste die Wegbeer, die Biene zu ihrem Gott zu machen. Von jener Zeit an brachten sie ihr regelmässig Opfer.

C. Die persönlichen Schutzgötter.

Eine dritte Klasse von Göttern sind die persönlichen Schutzgötter, die über Glück und Unglück des Menschen verfügen. Sie haben zum Teil ihren Sitz in Amedschowe, zum Teil auch bei dem Menschen selber. Zu denjenigen, die in der Seelenheimat wohnen und von dorther den Menschen beeinflussen, gehören die Geistermutter, der Mann und die Frau des Jenseits, besonders aber der Gbetsi, von dem es einen guten und einen bösen gibt. Die Namen der beim Menschen selbst wohnenden Schutzgötter sind der Aklama, der allezeit hilfsbereite Segenspender, der Dzogbe, sowie der Kpegbonola, der kühne Verteidiger des Menschenlebens, dessen Aufgabe es ist, Steine aufeinander zu setzen, womit die Zahl der Lebensjahre seines Schützlings symbolisch angedeutet ist. Diese verteidigt er dem andringenden Tod gegenüber. (Die Kürze der mir vorgeschriebenen Zeit verbietet ein näheres Eingehen auf diese interessante Götterklasse.)

II. Die Welt.

Welche Gedanken macht sich nun der Eweer über die Welt der sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen? Ob die Welt dem Göttlichen gegenübersteht, oder ob sie ein Teil desselben ist, ist dem Eweer durchaus unklar. Ausdrücke aber, wie „Heheme enye Mawu", die Welt ist Gott, legen den Gedanken nahe, dass sie ihren Gottesbegriff in den Himmel, die Luft und die Erde zerlegen. Die Stellung der Erde zum Himmel einerseits, sowie Beteuerungen wie: „Der Himmel sieht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meine Gedanken, der Luftraum sieht mein Herz, und die Erde sieht das, was unter meinen Füssen ist", würden diese Annahme bestätigen.

Über die Frage der Entstehung der Erde gibt es im Ewelande zwei voneinander abweichende Anschauungen, deren eine mit dem Ausdruck „dzo", geboren werden, entstehen, und die andere mit dem Ausdruck „wo", machen, ihren charakteristischen Ausdruck findet. Die einen sagen: „Die Erde war immer so gewesen, wie sie heute ist, jedoch mit dem Unterschied, dass sie einstens im Dunkeln oder Verborgenen existierte, dann aber plötzlich und unvermittelt an das Licht kam. Sie ist zusammen mit dem Himmel an einem Tage entstanden. Das Heraustreten aus ihrer früheren Dunkelheit ist „dzo", also ihre Geburt, ihre Entstehung. Im Gegensatz zu ihrem Zustande im Unsichtbaren wird die ans Licht gekommene Erde „Kodzogbe", das Sichtbare oder Irdische genannt. Diese Anschauung steht im Einklang mit der gesamten Weltanschauung des Eweers, wonach auch der Mensch, die Tiere und die Pflanzen aus dem Unsichtbaren heraus in das Reich des Sichtbaren „gesandt" worden sind. Alles war also einstens in einem präexistenten Zustande in der Seelenheimat vorhanden gewesen und wurde von dort in das Diesseits gesandt.

Neben dieser Vorstellung begegnet man auch dem Gedanken einer Schöpfung. Dieselbe hat sich aber so vollzogen, wie Menschen zu arbeiten pflegen. Der Hergang war folgender: Gott setzte mächtige Felsblöcke aufeinander und deckte sie mit Erde zu. Diese Felsblöcke sind in der Erde dasselbe, was die Knochen für den menschlichen Körper, oder was die Balken für das Haus sind. Seine Arbeit machte er stückweise, heute ein wenig und morgen ein wenig, und wenn er mit einem Stück fertig war, ruhte er sich unter dem trodzo-Baume, einer Euphorbienart mit milchweisem Safte, aus. Eine Giftpflanze war also der erste Baum, der zugleich mit der Erde entstanden ist, und sie ist der Markstein der Ruheplätze Gottes bei der Schöpfung.

Eine Vorstellung über die Beschaffenheit der Erde trat uns bei unserm Brunnenbau in Ho entgegen. Als wir den 20 Meter tiefen Schacht durch die Felsen sprengten, baten uns die Häuptlinge von Ho, wir möchten die Arbeit einstellen. Sie fürchteten, dass das Wasser im Erdinnern plötzlich herausbreche und sie alle wegschwemme. Für uns aber fürchteten sie, dass wir plötzlich in die Unterwelt hinunterbrechen würden. Viele sahen staunend in den Schacht hinunter und riefen: „Anyigba tri nuto!" die Erde ist sehr dick! Einer dieser Bewunderer meinte, er habe sich die Schale der Erde dünner vorgestellt. Also äusserlich eine dicke Erdkruste, im Zentrum der Erde Wasser und unter der Erde das „tsiewe", die Totenwelt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mehr noch als über die Erde macht sich der Eweer Gedanken über die Himmelskörper, hauptsächlich über die Sonne, jenes grosse „Auge des Himmels". Warum die Sonne täglich leuchtet, und warum sie jeden Tag im Osten auf- und im Westen untergeht, auf welchem Wege sie wieder nach dem Osten zurückkehrt, waren Fragen, die die Alten viel beschäftigten. Es ist die Aufgabe der Söhne Gottes, das Gesicht der Sonne täglich rein zu erhalten. Sie müssen auch dieses grosse Gestirn ganz langsam, wie an einem Rad, vom Osten nach dem Westen treiben. Im Laufe der Nacht kehrt dann die Sonne wieder nach dem Osten zurück, ob am Himmel oder unter der Erde, sind ungelöste Rätsel. Diejenigen, die sie am Himmel zurückkehren lassen, erzählen, sie habe ihr Angesicht mit allerlei Unrat verdeckt. Wer das Unglück hat, sie um Mitternacht auf ihrem Rückwege zu sehen, der muss sterben. Deswegen sagten auch die Alten, man solle um Mitternacht die Hütte nicht verlassen; müsse es aber durchaus geschehen, so solle man nicht gen Himmel sehen, sondern so rasch wie möglich wieder in seine Hütte zurückkehren.

Dieses „Auge des Himmels" sieht alles, was auf der Erde vorgeht und ist der unparteiische Zeuge des Guten wie des Bösen. Auf ihrem Rückweg nach dem Osten geht sie zu Gott, um ihm Mitteilung über alles das zu machen, was sie im Laufe des Tages bei den Menschen gesehen hatte. Als im Jahre 1891 in Ho ein Priester aus der heidnischen Gemeinde ausgeschlossen wurde, da schossen mittags zwischen 12 und 1 Uhr vier Männer ihre Flinten gegen die Sonne ab, die damit beauftragt wurde, die Versündigung des Ausgeschlossenen dem höchsten Gotte mitzuteilen. Je und dann kommt es vor, dass ein betrübter Mensch der untergehenden Sonne sein Leid klagt und sie beauftragt, es im Laufe der Nacht Gott zu berichten. Die Sonne ist der Wohnsitz der Verstorbenen, und je nachdem man zu einer Klasse der Verstorbenen beten will, richtet der Beter sein Gesicht gegen Osten oder gegen Westen. Ist festgestellt, dass ein Verstorbener hinterbliebene Familienglieder belästigt, so wendet sich der Beter gegen die Morgensonne, streckt seine Hände gegen sie aus, nennt den Namen des Verstorbenen und sagt, er solle den zu Hause liegenden Kranken nicht länger mehr belästigen. Umgekehrt stellt sich auch mancher weltmüde Eweer vor die aufgehende Sonne, ruft die Namen seiner verstorbenen Eltern und bittet, sie mögen kommen und auch ihn zu sich holen.

Der Mond ist, wie die Sonne, ein Bote Gottes, der den Auftrag hat, Gott alles zu melden, was im Laufe der Nacht böses oder gutes geschehen ist. Beim Neumond hat er zwar sein Gesicht verdeckt, sieht aber und hört alles, was auf der Erde vorgeht. Im Laufe des Tages steht er vor Gott und erstattet ihm seinen Bericht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mit der Sonne hat der Mond ein sehr unredliches Geschäft abgeschlossen. Eines Tages machte er ihr den Vorschlag, sie wollten gegenseitig ihre Kinder schlachten und essen. Die Sonne war damit einverstanden und gab ihre Kinder zuerst her. Als nun aber die Reihe an die Kinder des Mondes, die Sterne, gekommen war, da hatte er dieselben in einem grossen Wassertopf verborgen und liess sie am nächsten Abend alle wieder aus dem Topfe herausgehen. Daher kommt es, dass nur der Mond, nicht aber auch die Sonne Kinder um sich hat.

In dem Mond wohnt der Trommelschläger Gottes, der Vorsteher und Häuptling aller Trommler. Er lehrt sie die Trommel schlagen. Bevor an mondhellen Nächten die Spiele ihren Anfang nehmen, wird in der Trommelsprache zu ihm gebetet. Das Gebet lautet: „Entschuldigung, Entschuldigung, gib nicht zu, dass mir die Trommelschlegel aus der Hand fallen!" d. h. dass ich durch den Einfluss eines bösen Zauberers sterbe.

III. Der Mensch.

A. Woher er kommt.

Wie sich der Eweer Gedanken über Gott und die ihn umgebende Welt macht, so bewegt ihn auch die Frage über das Woher und Wohin seiner eigenen Person.

Sein Leib ist von Erde genommen und wurde von Gott „gebildet", dessen Hauptarbeit es heute noch ist, menschliche Körper zu formen. Zur Herstellung eines menschlichen Körpers aber braucht Gott die Kinnlade eines verstorbenen Vorfahren; zu seinen Muskeln dagegen, überhaupt zu allen Fleischteilen des Körpers, verwendet er Töpferton, den er knetet und formt. Es ist aber zu beachten, dass er nicht für jeden Menschen gleich guten Ton nimmt. Aus diesem Grunde sterben z. B. einzelne Menschen früher als andere. Ein alter Mann in Ho erklärte, er sei so alt geworden, weil Gott für die Herstellung seines Körpers guten Ton verwendet habe.

Mehr noch als die Entstehung seines Körpers, beschäftigt den Eweer die Frage nach der Herkunft der geistigen Seite seines Wesens, sagen wir kurzweg: seiner Seele. Die Seelenheimat Amedschowe, auch Bome und Bowe genannt, liegt im östlichen Himmel. In der Seelenheimat sieht es ähnlich aus wie im Diesseits. Dort gibt es Land, Busch und Wald, sowie alle Arten von Nahrungsmitteln. Dort wohnen die Menschen in Städten zusammen und werden von Königen regiert. Die Bewohner der Seelenheimat werden „nolimeviwo", Geisterkinder, genannt. Dieselben leben familienweise zusammen und stehen in grosser Abhängigkeit von der „nolimeno", der „Geistermutter", der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gebärerin aller dort wohnenden „Geisterkinder". „Das Geisterkind" beschäftigt sich mit Ackerbau, Jagd und Weberei. Beabsichtigt jemand die Seelenheimat zu verlassen, um ins Diesseits zu gehen, so macht er zuerst der Geistermutter und der Geistertante davon Mitteilung. Sie ruft die Familienglieder zu einer Besprechung unter dem Vorsitze Gottes zusammen. Sind diese damit einverstanden, so streckt die Geistermutter ihre Hände aus, um den Scheidenden zu segnen. Dabei spuckt sie ihm dreimal so in seine ebenfalls ausgestreckten Hände, dass sich ihr Speichel wie ein feiner Regen über seine Hände ergiesst und sagt: „Geh und komm wieder!" Der Scheidende eignet sich den Segen dadurch an, dass er sich den Speichel an Stirne und Brust drückt. Daran schliessen sich dann noch Segenssprüche. Einige derselben lauten: „Wenn du in das Land des Sichtbaren kommst, so wohne dort; wenn du heiratest, so wird deine Frau für dich passen; wenn du auf den Acker gehst, werden deine Feldfrüchte gedeihen und auf der Jagd wirst du mit einem Schuss zwei Tiere auf einmal erlegen. Auf dem Handel wirst du es mit dummen Menschen zu tun haben, die für 1 hotu (früher gleich 1 Mark) von dir kaufen und für einen halben hotu (gleich 50 Pfg.) es wieder an dich verkaufen. Gib nie deine Ware her, bevor du die Bezahlung dafür bekommen hast; auf der Reise sollst du nicht auf Schlangen, sondern auf Regenwürmer treten, die dir nicht schaden. Es soll dir überhaupt kein Übel zustossen."

Der Scheidende bestimmt nun noch die Zeit seiner Rückkehr aus dem Sichtbaren und zuweilen seine Todesart. Er sagt etwa: „Ich bleibe im Lande des Sichtbaren bis zu meinem Kindes-, Jünglings- oder Greisenalter." Manche bestimmen auch ihre Todesart mit den Worten: „Ich werde durch einen Erdhaufen oder durch einen Baum erschlagen; der Strick wird mich erwürgen, oder ein wildes Tier wird mich zerreissen."

Der Eweer weiss aber auch von Menschen, welche ohne Verabschiedung aus dem Jenseits entflohen sind, weil sie ihrer Geistertante dort keine Dienste mehr leisten wollten. Dieselbe hatte vielleicht eine Wunde am Bein, die das Geisterkind täglich reinigen musste. Solch ein Flüchtling wird dann von der Geistertante im Diesseits gesucht und damit bestraft, dass sie auf ihn ihre eigenen Wunden überträgt. Wer im Diesseits von irgendeinem Leiden wiedergenest, beweist damit, dass er sich diese Krankheit im Jenseits nicht selbst gewählt hat. Stirbt er aber daran, so ist das ein Zeichen dafür, dass er sich diese Todesart in der Seelenheimat im voraus bestimmt und von dort mitgebracht hatte.

Wie Krankheiten und Todesarten, so bringt der Mensch auch einen fertigen Charakter aus der Seelenheimat mit ins Diesseits. Wer dort

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fleissig war, ist es auch hier. Wer dort gestohlen hat, setzt diese Untugend auch im Sichtbaren fort und wird weder durch Warnungen noch durch Strafen davon befreit. Ein diebisches Kind z. B. wird von seinem Vater oder Onkel ermahnt und, wenn nötig, geschlagen, aber ändern kann er die Gesinnung des Kindes nicht. Merkt es auf die väterliche Zucht, so beweist das, dass es keinen schlechten Charakter aus dem Jenseits mitgebracht hat.

Im Lichte dieser Anschauungen würde man wohl kaum ein tätiges Gewissen unter den Eweern erwarten; und doch ist dasselbe vorhanden, wie aus der Fabel der Tsentse und ihrem Kinde zu ersehen ist. „Eine Frau bekam in ihrem Alter noch ein Kind, das aber bald nach der Geburt starb. In ihrem Schmerz gelobte die Frau, dass sie von jetzt an nichts mehr essen werde. Von den Ihrigen und vielen andern Leuten wurde sie gebeten zu essen, jedoch umsonst. Allmählich aber wurde die Frau doch hungrig, und als sie eines Tages mit einem andern Kinde auf den Acker ging, sah sie am Feldweg reife Wassermelonen, die von den Vögeln gefressen wurden. Sie sagte dem Kinde, es solle etwas vorausgehen, weil sie abseits in den Busch gehen müsse; sie werde ihm aber bald folgen. Im Busch aber schlug die Frau die reifen Wassermelonen herunter und ass sie. Niemand hatte ihr zugesehen, als allein ein Vogel. Als die Frau nun ihren Weg fortsetzen wollte, da sang der Vogel hinter ihr und sagte:

„Das Kind der Tsentse ist gestorben!
Essen soll sie, sagte man;
Nicht essen will ich, sagte sie.
Gott selbst begrüsste sie
Und sagte,
Essen solle sie doch jetzt;
Doch Tsentse weigerte und sagte:
‚Essen werd' ich nie.'

Die Erde nun begrüsste sie
Und sagte, essen solle sie doch jetzt,
Doch Tsentse sagte: ‚Essen werd' ich nie.'
Als dieses Wort der Fufu hörte,
Da wurde er ihr böse.
Als dieses Wort der Mehlbrei hörte,
Da wurde er ihr böse.
Weil sie gesagt, nicht essen wolle sie,
Und doch im Acker stahl die reifen Früchte."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Vogel verfolgte sie mit dem Gesang dieses Liedes, wo immer sie war. Endlich griff sie aus Furcht und Scham zu dem Strick und erhängte sich. Wir sehen hieraus den klarsten Beweis für die Tätigkeit des Gewissens in dem Eweer.

B. Das Lebensziel des Menschen.

Nach den bisherigen Ausführungen würde man erwarten, dass der Mensch nach seinem Tode einfach wieder in seine Seelenheimat zurückkehrte. Dem ist jedoch nicht so. Sein Lebensziel liegt nicht in den lichten Höhen von Amedschowe, sondern in dem „tsiewe", der Totenwelt, die unterhalb unserer Erde ist.

Der Tod, diese Grenze des irdischen Lebens, tritt dann ein, wenn die von dem Menschen selbst bestimmte Lebensdauer abgelaufen ist. Solange er noch schwer krank und in seinen Schmerzen stöhnend auf seiner Matte liegt, liegt seine Seele im Jenseits in Eisen, wo sie von den Einwohnern der Unterwelt verhört wird. Wird der Mensch dort freigesprochen, so darf er aus Eisen und Gericht wieder zu den Seinigen zurückkehren; wird er verurteilt, so muss er sterben.

Nach ihrer Loslösung vom Leibe kann sich die Seele nicht gleich von dem Leibe trennen. Sie umschwebt ihren Körper auch dann noch, wenn er schon begraben ist. In der Wohnung des Verstorbenen seufzt und stöhnt sie, klopft an die Türe und ruft die Namen der Hinterbliebenen. Auf der Dorfstrasse kann man sie zuweilen als eine grosse weisse Gestalt sehen. Solche Menschen, von welchen sie im Leben gehasst wurde, wirft sie mit Erde und Steinen, um dann wieder seufzend durch die Luft zu schwirren. Dann aber muss sie wandern, bis sie endlich an den Ufern eines grossen Flusses anlangt. In seinem Wasser bergen sich schreckliche Ungeheuer, und seine Ufer sind schaurig, kalt. Der Verstorbene wird dann gegen Entrichtung eines Fährgeldes von einem alten Manne, Kutsiamee genannt, über den grossen Strom gesetzt. Vom jenseitigen Ufer aus führt der Weg gerade in die grosse Totenstadt. Bevor sie jedoch dort eintreten darf, gibt es noch ein neues Verhör. Ausserhalb der Stadt steht eine Frau mit hässlichen Wunden an den Beinen, namens Liagbe. Diese fragt den Ankömmling, wohin er wolle. Er antwortet, er wolle in das Totenreich. Hierauf fragt sie ihn, was er in der Welt des Sichtbaren getan habe. Nachdem er ihr alles aufgezählt hat, muss er ihre Wunden aussaugen und bekommt dann Erlaubnis zum Eintritt in die Totenstadt. Dort versammeln sich seine Angehörigen und fragen ihn wieder, warum er die Welt des Sichtbaren verlassen, ob ihn jemand getötet habe, oder ob er selbst von dort weggegangen sei. Um solche Ankömmlinge, die in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihrem Leben böse Zauberei getrieben, versammeln sich dort alle ihre Opfer und verhöhnen sie: „So, du bist nun auch zu uns gekommen? Andere hast du getötet und bist nun selbst gestorben!" Nachdem sie ihn beschimpft haben, treiben sie ihn gewaltsam aus ihrer Mitte hinaus. Interessant ist, wie ein Geiziger im Jenseits behandelt wird. An der Küste, so erzählt man sich, starb einmal ein reicher Mann und ward begraben. Als er im Jenseits angekommen war, da flohen alle seine Kaurimuscheln von ihm, weil er sie im Leben nicht benützt hatte. Und aus dem gleichen Grunde bekam er auch von den Seinigen keine Unterstützung. Schliesslich entlehnte er dort bei einem andern Reichen zwölf hotu Kaurimuscheln. Weil er dieselben aber nicht wieder zurückbezahlen konnte, kehrte er ins Diesseits zurück und belästigte seinen Bruder. Dieser ging zu einem Priester, um ihn nach dem Grund der Belästigung durch seinen verstorbenen Bruder zu fragen. Der Priester antwortete, er wisse genau, um was es sich handele, denn in der verflossenen Nacht habe er davon geträumt. Erst nachdem der Belästigte dem Priester zwölf hotu Kaurimuscheln gegeben hatte, glaubte er, vor seinem verstorbenen Bruder Ruhe zu haben.

Die Toten sehen alles, was im Diesseits vorgeht, und haben deswegen immer ein Verlangen, wieder in das Diesseits zurückzukehren, dies um so mehr, als dort alles, was sie geniessen, nur schattenhaft ist und sie nicht vollkommen sättigt. Einzelnen Bevorzugten wird es gestattet, das Totenreich zu verlassen, um in ihrer Familie im Diesseits wieder als Mensch geboren zu werden. Andere dagegen müssen dort oft lange Zeit ein schattenhaftes Dasein führen, um endlich als Antilope oder Wildschwein im Diesseits wieder ein elendes Dasein führen zu dürfen.

Wir haben nun die Anschauungen der Eweer über ihre Götter, über die Welt und über sich selbst an unserm Geistesauge vorüberziehen lassen und dabei vielleicht den Eindruck gewonnen, dass die Geisteswelt der Eweer, wenn auch voller Widersprüche, doch aber nicht so arm ist, wie wir uns das früher vorgestellt hatten. Es würde sich der Mühe lohnen, tiefer in dieslbe einzudringen, um sie durch gründliche Forschungen unserer Kenntnis zugänglich zu machen und sie so vor ihrem gänzlichen Verschwinden zu bewahren.

Professor **Meinhof**, Lichterfelde: Der Vortrag ist nur eine kleine Probe aus sehr umfassenden Sammlungen, die der Verfasser in seinem mehr als 20jährigen Aufenthalte in Togo aufgenommen hat.

Die Reichsregierung hat Mittel bereit gestellt, um die Herausgabe eines Teiles dieser Sammlungen zu beginnen, es sind aber noch weitere erhebliche Mittel notwendig.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich bitte deshalb, dass wir die Herausgabe dieser Sammlungen, die einstweilen durch das generöse Eintreten des Herrn Konsul Vohsen ermöglicht ist, durch Annahme einer Resolution unterstützen, welche die Bereitstellung weiterer Mittel hierfür empfiehlt. Da zum Verständnis dieses Werkes, das zum Teil Ewe und deutsch geschrieben ist, ein Wörterbuch notwendig wird, ist ein solches nach wissenschaftlichen Grundsätzen von Missionar Westermann verfasst. Dasselbe ist im Druck, aber auch hier sind die Mittel noch nicht bereit. Ich empfehle deshalb die Annahme folgender Resolution zur Beschlussfassung im Plenum:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 befürwortet die Bereitstellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo und des dazu gehörigen Wörterbuches von Westermann."

P. Dr. **Froberger,** Trier: Ich bemerke, dass die herrlichen, eingehenden Ausführungen des Herrn Spieth über die Religion der Ewe-Neger nur mit Freude begrüsst werden können. Ganz besonders freue ich mich, dass im Anschluss an meinen Vortrag über die Mission als Mitarbeiterin an der vergleichenden Religionswissenschaft gleich durch eine eingehende Schilderung der Religion des Ewe-Volkes gezeigt wurde, wie man es machen kann und machen muss, um in die Kenntnis einer solchen Religion einzudringen. Wir haben besonders wahrnehmen können, dass sich beim Ewevolke recht interessante Vorstellungen über Gottes Wesen vorfinden, die beweisen, dass mit Geisterglaube und Animismus die religiösen Anschauungen der afrikanischen Völker nicht abgetan sind.

Ich befürworte daher sehr gern die Resolution von Herrn Professor Meinhof.

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Herrn Professor Meinhof danke ich für seinen Antrag, ebenso der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Auswärtigen Amte und Herrn Konsul Vohsen für die bereits gewährte Hilfe. Die in der Landessprache fixierten Sammlungen des Herrn Spieth umfassen nicht nur die religiösen Vorstellungen des Ewe-Volkes, sondern auch ihre Sagen, Rechtsanschauungen usw. Die Mission steht also im Begriff, einem bisher illiteraten Volke seinen gesamten geistigen Besitz gedruckt in die Hand zu legen. Die sachkundigen Männer der Wissenschaft befürworten den Druck auf das lebhafteste. Das Werk ist nicht nur ein wertvoller Beitrag für die Religionswissenschaft, namentlich für das Problem der Religionsentwickelung, sondern auch für die Geschichts-, Sprach- und Rechtswissenschaft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was in Süd-Togo geleistet ist, sollte auch in den übrigen Kolonien bald in die Wege geleitet werden, bevor bei der erfreulichen Erschliessung der Kolonien und der eindringenden Kultur geistige Schätze der Bewohner unwiederbringlich verloren gehen.

* * *

Die von Herrn Prof. Meinhof für das Plenum vorgeschlagene Resolution gelangt sodann einstimmig zur Annahme.

Der Islam eine Gefahr für unsere afrikanischen Kolonien.

Von Pastor **Julius Richter,** Schwanebeck bei Belzig.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Unsere nachfolgenden Ausführungen beschränken sich auf Kamerun, Togo und Deutsch-Ostafrika; nur diesen Kolonien droht die Gefahr der Islamisierung; in diesen drei Kolonien aber sehen wir Missionsfreunde in dem Islam einen gefährlichen Feind unserer Kolonialentwickelung, ja der Kultur Afrikas überhaupt, heraufziehen. Entsprechend der Veranlassung, welche uns in diesen Tagen zusammengeführt hat, und den Aufgaben, welche dieser Kongress verfolgt, ist es nicht meine Absicht, Sie auf die religiöse Seite des uns beschäftigenden Problems hinzuweisen. Welche Aufgaben den christlichen Missionen und Missionsgesellschaften aus dem Vordringen des Islam erwachsen, gebührt sich, in einem Kreise von Missionsarbeitern und Missionsleitern zu besprechen. Und wir wissen aus der Erfahrung eines Jahrhunderts Missionsarbeit, dass dieser Kampf gegen den Islam schwierig ist und ein besonderes Mass von Vorbereitung und umsichtiger Leitung erfordert. Aber damit haben wir es in dieser Stunde und an diesem Orte nicht zu tun. Es liegt uns vielmehr daran, in dieser Versammlung unter Hinweis auf die tatsächlichen Vorgänge die Überzeugung zu erwecken, dass in dem Islam der Kulturentwickelung unserer Kolonien eine Gefahr droht, und mit Ihnen zu überlegen, was gegen diese drohende Gefahr geschehen kann. Wollen wir aber diese Gefahr richtig einschätzen, so müssen wir uns — das ist der schwierigste Punkt unserer Verhandlungen — klar und einig darüber werden, ob und warum wir das Vordringen des Islam für eine Gefahr erklären müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Demnach gliedern sich unsere Ausführungen in drei Abschnitte: 1. Das Vordringen des Islam, 2. die darin drohende Gefahr, 3. die Mittel, ihr zu begegnen.

1. Wenn ich kurz das Vordringen des Islam in unsern Kolonien zu skizzieren suche, befinde ich mich in einer schwierigen Lage. Einmal kann ich dabei nichts Neues sagen; der Wert meiner Ausführungen besteht lediglich darin, dass sie das in den besten und neuesten Reisewerken über unsere Kolonien Dargelegte wiederholen und zusammenfassen. Da ich aber annehme, dass auch Sie in dieser Kolonialliteratur wohl bewandert sind, lässt es sich kaum vermeiden, dass ich Ihnen zum Teil Bekanntes vortrage; dass ich dies wage, kann ich nur damit motivieren, dass ich in der mir zu Gebote stehenden Literatur nirgends die für uns wichtigen Daten zusammengestellt und einheitlich gruppiert gefunden habe. Und doch werden sie vielfach erst dadurch lehrreich und bedeutungsvoll. Anderseits ist das Vordringen des Islam in unsern Kolonien nur ein kleiner Ausschnitt aus jenem grossen Kampfe zwischen Islam und Christentum um den Erdteil Afrika, der die ernsteste Aufmerksamkeit und das eingehende Studium aller aufrichtigen Freunde des dunkeln Erdteils verdient — in viel höherem Masse, als er es bisher gefunden hat. Es würde aber viel zu weit führen und über den knappen Rahmen dieses Vortrags hinausgehen, wollte ich Ihnen in diese weltgeschichtlichen Vorgänge einen Einblick gewähren. Ich muss diese wichtigsten Kapitel der Kulturentwickelung Nordafrikas und des Sudan als bekannt voraussetzen und mich nur auf die Beobachtung der Wellenschläge beschränken, welche diese panafrikanischen Bewegungen in unsere Kolonien hineingeworfen haben.

Ich beginne mit Deutsch-Ostafrika. Nur kurz berühre ich, dass bis zur Wende der Neuzeit, der Entdeckung des Seewegs nach Ostindien, die Araber nur eine Kette zum Teil blühender Niederlassungen an der Ostküste besassen, aber ihre Herrschaft nirgends landeinwärts ausgedehnt hatten. Die Portugiesen verdrängten sie und setzten sich in das von den Arabern bereitete Nest. Aber auch ihnen lag nur an dem Seeweg nach Ostindien, nicht an dem Besitze der unbekannten Länder Innerafrikas. Mit dem Zusammenbruch ihrer Weltherrschaft im Indischen Ozean traten die Araber zum zweiten Male, am Anfang des 17. Jahrhunderts, die Herrschaft der ostafrikanischen Küste an. Aber noch vergingen 2 Jahrhunderte, ehe sie sich über einen schmalen Küstenstreifen hinaus in das Innere vorwagten. Erst als der intelligente Sultan Sejjid Said von Maskat seine Residenz nach Sansibar verlegte, und als unter seinen Nachfolgern Sultan Madjid und Sultan Bargasch das Sansibarische Sultanat selbständig wurde, drangen die Araber in das Innere vor. Diese ganze Entwickelung vollzog sich fast unter den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Augen Europas; erst um etwa 1820 wurde Tabora, der erste grosse Stützpunkt der arabischen Macht im Innern, gegründet. Als die evangelischen Missionare Dr. Krapf, Rebmann und Ehrhardt sich bei Mombas an der jetzt englischen Ostküste niederliessen (1844), waren eben die Araber an den grossen Seen im Innern angelangt, und war die Kunde, welche davon zur Küste gelangt war, noch so unbestimmt, dass sie die drei grossen Seen zu einem zentralafrikanischen Binnenmeer zusammenfliessen liess. Die Karte Innerafrikas, welche die schlichten Pioniere des Christentums, Rebmann und Ehrhardt, auf Grund der arabischen Informationen 1856 veröffentlichten, gab den Anstoss zu den epochemachenden Entdeckungen eines Burton und Speke, eines Livingstone und Stanley, eines Wissmann, und wie die Helden der neueren Afrikaforschung alle heissen. Sie alle drangen längs der grossen, von den Arabern erschlossenen Karawanenstrassen in das Innere vor, und die Hauptstützpunkte der Araber, Tabora, Udjidji, Njangwe usw. waren auch die Knotenpunkte ihrer Reisen. Überall aber fanden sie die Araber noch jung im Besitze, nirgends geordnete Verhältnisse, nirgends auch nur die Ansätze eines grossen Kolonialreiches.

Dabei müssen wir mit Reichard (Deutsch-Ostafrika S. 97) eins betonen: „Die Araber haben es ganz unterlassen, ihren Einfluss auf die schwarzen Eingeborenenstämme, die Bantustämme geltend zu machen . . . Fremd gehen Neger und Araber aneinander vorüber . . . Dicht hinter Bagamojo, Daressalam und andern Orten halten die eingeborenen Negerstämme noch heute an ihren uralten Sitten und ihrem Aberglauben fest. Vom Innern gar nicht zu reden; dort ist kein einziger Fall bekannt, dass ein eingeborener Häuptling zum Islam bekehrt wurde." — So schrieb Reichard 1892, allerdings etwas stark auftragend, aber in der Hauptsache richtig.

Es ist Ihnen bekannt, dass dieses ganze Vordringen der Araber ein unaussprechlicher Fluch für Ostafrika wurde, weil es durchaus verworren war mit den entsetzlichen Greueln der Sklavenjagden, der Sklavenkriege und der Sklavenmärsche, Greuel, deren wahrheitsgetreue Schilderungen von den 60er bis in die 90er Jahre des verflossenen Jahrhunderts den gesitteten Bewohnern Europas das Blut in den Adern erstarren machte. Diese Art der arabischen „Kultur" war ohne allen Zweifel und ohne jede Einschränkung ein namenloses Übel für Afrika. Ich kann mich kurz fassen, Sie haben den Kampf wider diese arabische Sklavenhändler-Invasion selbst mit erlebt, zum Teil dazu selbst mitgeholfen. Als wir 1885 das jetzige Deutsch-Ostafrika in Besitz nahmen, waren damit die Haupthandelsstrassen der Araber in das Innere und ihre wichtigsten Stützpunkte in die deutsche Interessensphäre gefallen, und es blieb den deutschen Kolonialfreunden, ob islamfreundlich oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

islamfeindlich, nur eine Alternative: entweder die deutsche Kolonialgründung blieb ein totgeborenes Kind, oder die Macht und Vorherrschaft der Araber musste erbarmungslos gebrochen werden. Es ist Ihnen bekannt, wie damals in Deutschland die Werbetrommel gerührt wurde, wie die Antisklaverei-Bewegung in ihrer glänzendsten Entwickelung stand, wie Flugblätter wider die Araber und ihre Sklavengreuel zu Zehntausenden verbreitet wurden. Damals stand das uns heute beschäftigende Thema im Vordergrunde der öffentlichen Diskussion, und die flammenden Schilderungen der Sklavengreuel gab ihm eine blutrote Folie und eine unwiderstehliche Überzeugungskraft. Damals stand die Mission mit den Kolonialkreisen eng zusammen, und alle halfen mit, die verhältnismässig grossen Taten vollbringen, welche in weniger als einem Jahrzehnt die „arabische Gefahr" in Deutsch-Ostafrika endgültig beseitigten. Die Niederwerfung des Buschiri-Aufstandes, die Antisklaverei-Expeditionen zum Njassa, Tanganjika und Victoria-Njansa waren die Etappen dieser siegreichen Entwickelung, mit der die Gesundung Deutsch-Ostafrikas begann. Vergessen wir es in diesem Zusammenhang nicht, die gesunde Kulturentwickelung Deutsch-Ostafrikas beginnt mit der Überwindung des Arabertums.

Seit einem Jahrzehnt treten die Araber zurück. Die Elfenbeinvorräte unseres Hinterlandes sind in der Hauptsache erschöpft, der Sklavenraub ist verboten; damit sind den Arabern die Existenzbedingungen abgeschnitten. Zum rechtmässigen, friedlichen Handel hat ihre Rasse niemals grosse Anlagen gezeigt; zur Plantagenwirtschaft brauchen sie Scharen von Sklaven, wie sie höchstens noch auf den Inseln Sansibar und Pemba und auf einem schmalen Küstenstreifen zu haben sind. Am 1. Januar 1902 zählte man in unserer ganzen Kolonie 2994 Araber und Beludschen, vorwiegend in den Küstengebieten.

Nun hat sich aber eine andere Entwickelung angebahnt, und auf diese neu auftauchende Gefahr Sie hinzuweisen, liegt uns am Herzen, die von den Suaheli drohende Gefahr. Die fast 2 Jahrtausende lange arabische Besiedelung der Ostküste hat es mit sich gebracht, dass dort ein Mischvolk entstanden ist, die Suaheli oder die „Küstenleute". Bekanntlich entstehen solche Mischrassen überall da, wo afrikanische Völker mit überlegenen Rassen anderer Erdteile in Berührung treten; überall nehmen sie mit dem angeborenen Nachahmungstalent der Afrikaner die Religion, die Kleidung und vieles von den Sitten der kulturüberlegenen Rasse an. So sind die Suaheli islamisiert, wenn auch ihr Islam ebenso wie ihre übrige arabische Kultur nur ein dünner Firnis ist, mit dem nicht nur der ungebrochene afrikanische Aberglaube, sondern eine besonders grosse Sittenlosigkeit zugedeckt werden. In scharfen Urteilen über diese „Halbaraber" begegnen sich Reisende, Kolonial-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

politiker und Ethnologen. Aber sie wohnen an der Küste, überall den Wohnsitzen der Europäer nahe; durch die Araber ist seit einem halben Jahrhundert ihre Sprache, das Kisuaheli, bis in die Region der grossen Seen, ja darüber hinaus getragen und ist ein Verständigungsmittel mit den innerafrikanischen Stämmen und Völkern geworden; als „Araber-Affen" in arabischer Kleidung, mit den Religionsgebräuchen der Araber, und sich mit Vorliebe selbst als Araber aufspielend, geniessen sie bei den Waschensi, den „Wilden" des Innern, grosses Ansehen und treten ihnen als Kulturträger gegenüber. So liegt es allerdings für die Deutschen in der Kolonie, die Beamten, wie die Pflanzer und Kaufleute, nahe, sich des Suaheli zu bedienen und mit Hilfe dieses Mischdialektes die Kolonie zu beherrschen. Das Kisuaheli ist auf dem Wege, die lingua franca Deutsch-Ostafrikas zu werden. Die Regierung braucht ein zahlreiches Personal von Unterbeamten, von Akiden usw., die Suaheli drängen sich dazu. Bei den Jumben des näheren Inlandes, in Usambara, Usaramo und den auf gleicher Höhe liegenden Landschaften, aber auch weiter landeinwärts längs der alten grossen Karawanenstrassen, gehört es bei den Häuptlingen zum guten Ton, ein paar „gebildete" Suaheli an ihrem Hofe zu haben, in ihren Dörfern primitive Moscheen und noch einfachere Schulen einzurichten, überall setzten sich die Suaheli als Träger des Islam fest.

Unglücklicherweise tragen wir selbst durch die Erschliessung des Hinterlandes von der Ostküste aus wider Willen zu diesem Vordringen des Islam von der Küste ins Innere nicht unwesentlich bei; der Missionar Westgate in Mpuapua schreibt z. B. über den Eisenbahnbau Daressalam-Mrogoro: „Welche Wohltaten dieser Bahnbau schliesslich den Völkern dieser Gegend bringen wird, ist jetzt noch nicht zu sagen; seine unmittelbaren Wirkungen aber, davon sind wir überzeugt, sind ihrer geistigen Entwickelung nicht günstig. Schon hat die Hochflut des Mohammedanismus von der Ostküste nach den afrikanischen Hinterländern eingesetzt, und mit jeder weiteren Entwickelung des Landes werden Scharen der intoleranten Jünger Mekkas kommen mit dem so versengenden, dörrenden Sirokko ihres Glaubens."

Es sei gestattet, noch ein Votum des Missionars Dahl in Urambo, im Herzen Deutsch-Ostafrikas, anzuführen, um dem Umfang des Einflusses zu begrenzen, den das Suaheli bisher erlangt hat: „Es ist eine beliebte und recht bequeme Redewendung, das Kisuaheli sei die lingua franca von Deutsch-Ostafrika, die sich indessen mit der Wahrheit nicht deckt. Denn wer von den Bewohnern Innerafrikas nicht selbst längere Zeit an der Küste oder in engerem Verkehr mit Küstenleuten gewesen, kann jene lingua franca weder verstehen noch sprechen. Durch ferneres Kultivieren des Kisuaheli, dessen Sprach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schatz beinahe zur Hälfte (jedenfalls für alle Abstrakta) arabischen Ursprungs ist, werden sich die Deutschen über kurz oder lang empfindlich schaden." Das Suaheli hat in den letzten Jahren grosse Fortschritte gemacht, wir müssen sagen, leider! Aber ob es schon dahin gekommen ist, dass der Sieg dieser Sprache als der Sprache der Bildung und Kultur in Deutsch-Ostafrika entschieden sei, möchten wir doch stark bezweifeln. Dazu ist diese Entwickelung viel zu jung, zu pilzartig. Nur ist sie der ernstesten Beachtung wert.

Wenden wir uns nach Westafrika, nach Togo und Kamerun, so finden wir dort durchaus anders geartete Verhältnisse, welche in den beiden Kolonien wiederum ein verschiedenes Gepräge tragen. Die Kulturbewegung des westlichen und zentralen Sudan geht aus von der Einwanderung zweier wahrscheinlich ursprünglich hamitischer Völker, der Haussa und der Fulbe.

Die Haussa sind eigentlich kein Volk, das Wort Haussa bedeutet vielleicht nur „Sprache", so dass damit alle die bezeichnet wären, welche dieselbe wohllautende, biegsame, leicht zu erlernende Sprache reden. Jedenfalls waren die ursprünglichen Haussa ein Stamm, der aus den Oasen der mittleren Sahara, besonders der Oasengruppe Air oder Asben eingewandert ist und im zentralen Sudan 7 „echte" und 7 „unechte" Haussa-Staaten begründet hat. Das Eigentümliche an den Haussa ist, dass sie ein ungewöhnlich grosses Assimilationsvermögen haben; sie saugen einen Nigritier-Stamm nach dem andern in sich auf, teilen ihm ihre Sprache mit und pflanzen ihm ihren Handelsgeist ein. Deshalb kann man von grossen Haussa-Staaten reden und findet Haussa-Kolonien von Bornu und Bagirmi im Osten bis St. Louis und Sierra Leone im Westen, von Konstantinopel, Tripoli und Kairo im Norden bis zur Insel Fernando Po und dem Sanga, dem Nebenfluss des Kongo im Süden. Diese weite Verbreitung hat hauptsächlich ihre Ursache in dem Handelsgeiste, welcher dieser Völkergruppe eigentümlich ist. Ihre Staatenbildungen sind weder fest noch dauerhaft gewesen; obgleich sie meist Mohammedaner sind, ist ihr Religionseifer nicht gross; aber der Handel ist gleichsam ihr Lebensodem. Ihrem Handelsgeiste ist die Entstehung und das Aufblühen der grossartigen Handelsmetropolen im westlichen Sudan, Kano, Sokoto, Jakobo, Salaga usw. zuzuschreiben. In diesem Geiste besteht ihre Bedeutung für die Zukunft Westafrikas. Ein Volk ganz anderer Art sind die Fulbe, welche längs der Westküste Afrikas wahrscheinlich aus dem südlichen Marokko in den westlichen Sudan eingewandert sind. Sie sind von Haus aus nomadische Viehzüchter und Herdenbesitzer, wechseln dementsprechend ihre Wohnsitze. Im 18. Jahrhundert wohnten sie vom Senegal und Gambia bis zum Benue und Tsadsee unter den eingeborenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

oder den Haussafürsten. Dabei waren sie meist schon bei ihrer Einwanderung Mohammedaner und fanatische Anhänger ihres Glaubens. Ihr Glaubenseifer führte am Anfang des 19. Jahrhunderts jene merkwürdige Epoche der Glaubenskriege und Staatengründungen der Fulbe herbei, welche die Verhältnisse im westlichen und zentralen Sudan von Grund aus umgestaltet haben.

Auch im Hinterlande von Kamerun, in dem später sogenannten Adamaua, wohnten schon im 18. Jahrhundert friedliche Fulbe-Hirten. Auch hierhin flog um 1830 das unheimliche Feuer der Glaubenskriege, und führte auch hier dazu, dass mohammedanische Fulbe-Reiche aufgerichtet wurden. Adamaua galt bis vor wenigen Jahren als eine Provinz des grossen Sokoto-Reiches, Yola als Hauptstadt. Unter dieser unbestimmten, staatsrechtlich nicht definierten Oberherrschaft bildeten sich mehr oder weniger unabhängige Sultanate in Tibati, Banjo, Ngaumdere, Gaschka, Bubandjida und vorübergehend noch an einigen andern Orten. Das sind alles durchaus moderne, vielfach ephemere Staatengründungen, aber sie geben noch heute weitaus dem grössten Teile des Hinterlandes von Kamerun das Gepräge. Die Entwickelung, die sich dabei fast in jedem einzelnen Falle verfolgen lässt, ist diese: Der Fulbe-Sultan, Lamido lautet sein Titel, beginnt mit einem heidnischen Stamme, Hadna — die Bezeichnung ist auch in unsere Kolonialliteratur eingedrungen — unter irgendeinem nichtigen Vorwande Krieg. Da die Fulbe gute und ausdauernde Pferde, vortreffliche Flinten und viel Munition haben, sind sie den meist nur nach altafrikanischem Muster mit Speer, Bogen und Pfeilen bewaffneten Eingeborenen überlegen; im günstigsten Falle halten letztere Jahre lang stand und wandern in die Wald- und Berglandschaften im Westen, Süden und Osten aus, wenn der Druck zu stark wird. So finden wir bei den Balistämmen, den Bati, Tikar, den Mwele, den Maka Erinnerungen an lang fortgesetzte Kämpfe mit den Fulbe-Horden, an Wendungen und Völkerschiebungen, die infolge davon eingetreten sind. Häufiger zersprengen die Fulbe die kleineren und schwächeren Heidenstämme durch plötzliche Überfälle und führen Scharen der Besiegten in die Sklaverei ab. Sklavenhandel ist in dem ganzen Deutsch-Adamaua neben dem Elfenbeinhandel die Signatur gewesen, und alle Greuel des ostafrikanischen Sklavenraubes und der Sklavenmärsche haben sich hier wiederholt. Der einzige Unterschied zwischen der Fulbe-Invasion in Adamaua und der Araber-Invasion in Ostafrika war der, dass die Fulbe tatsächlich darauf ausgingen, das Land zu beherrschen und darin Sultanate zu begründen. Von legitimem Handel, von grösseren Kulturfortschritten über die nomadische Viehzucht hinaus kann man in den Fulbe-Reichen von Adamaua-Kamerun nicht spre-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

chen. Eben deshalb kann im Blick auf sie das Urteil nicht anders ausfallen, als so: Die rücksichtslose Verdrängung der alteingesessenen Bantustämme und die erbarmungslose Vernichtung so vieler unter ihnen durch die fanatischen Fulbe-Horden ist ein Fluch für das unglückliche Land. Und der Handel der Haussa, welcher hier, wie überall im Sudan, neben der Fulbe-Eroberung hergeht, hat sich bisher in Adamaua auch fast nur als Sklaven- und Elfenbeinhandel entwickelt. Und dem Sklavenhandel muss in Kamerun so sicher ein Ende gemacht werden, wie in Deutsch-Ostafrika.

Die Notwendigkeit, der deutschen Herrschaft überhaupt erst einmal Anerkennung im Hinterlande von Kamerun zu verschaffen, brachte es mit sich, dass 1898—1902 eine Reihe von glücklichen Kriegszügen gegen die wichtigsten und mächtigsten dieser Fulbe-Sultanate unternommen wurde. Die glänzenden Kriegszüge des Herrn Oberstleutnants von Morgen sind Ihnen gewiss aus seinem anziehenden Werke bekannt. Von dem Kriegszuge des Hauptmanns von Kamptz gegen Tibati, 1898, hat Dominik in seinem schönen Buche „Kamerun" eine anziehende Schilderung entworfen. Die Unterwerfung dieses Sultanats machte auch in den nächsten beiden Jahren noch die grössten Schwierigkeiten, es galt als das mächtigste und kriegerischste der Fulbe-Reiche in Adamaua. Im Jahre 1901 eroberte der Hauptmann von Clausbruch Ngaumdere und besiegte den von den Engländern vertriebenen Emir Siberu von Yola in einer Reihe erfolgreicher Gefechte. Im Frühjahr 1902 wurde auch noch die Macht der beiden widerstrebenden Lamidos von Marrua und von Banjo gebrochen. Die übrigen kleineren Lamidos sahen nunmehr, dass mit der deutschen Herrschaft nicht zu spassen sei und unterwarfen sich ohne weiteren Widerstand. Diese Kriegszüge waren durchaus nötig; ihre erfolgreiche Durchführung ist eins der in Deutschland wenig beachteten, aber besonders ehrenvollen Blätter unserer Kolonialgeschichte.

Anders haben sich die Verhältnisse im Hinterlande von Togo entwickelt. Auch dorthin sind bis zu den Bassari die Fulbe als Viehhirten vorgedrungen; sie sind aber bisher harmlose Nomaden geblieben. Die Fulbe-Staaten und die mit ihrer Gründung zusammenhängenden kriegerischen Erschütterungen sind nicht bis in diese abgelegenen Gegenden gedrungen. Die verhältnismässig dünne Bevölkerung, ihr niedriger Kulturgrad und ihre damit zusammenhängende Bedürfnislosigkeit, der bergige Charakter des Landes und die dichten Urwälder, welche es weithin bedecken, hielten die Einflutung der gefährlichen Nachbarn ab. Dem Handel der friedlichen und betriebsamen Haussa-Händler bot sich hier ein schwieriges, aber vielversprechendes Gebiet. Von Worodugu im Westen bis Tschautscho in Deutsch-Togo im Osten ist das Haupt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

produktionsgebiet der Kolanuss, dieses beliebtesten Genussmittels des westlichen Sudan, und der Handel mit Kolanüssen hat grossartige Dimensionen angenommen. Dazu sind das Hinterland der Goldküste und die weiten Quellgebiete des Schwarzen und Roten Wolta seit alten Zeiten Fundorte des viel begehrten Goldstaubes, und im westlichen Dogomba findet sich das im Sudan so seltene, weithin verfrachtete Salz. Diese wertvollen Produkte brachten es mit sich, dass sich im Reiche Gondscha am mittleren Wolta einer der Mittelpunkte des Haussa-Handels entwickelte und Salaga zu seiner Metropole wurde. Dahin zogen von allen Zentren der Haussa-Staaten und des Haussa-Handels Karawanenstrassen, aus den Kola-Gebieten von Anno, Bonduku, Nkoransa und Ateobu, aus den Ländern Dagomba, Grussi, Mossi und Kong, aus Say, Kano und Sokoto, aus Nikki, Bida und Gando. Dieser in der trockenen Jahreszeit sehr lebhafte Karawanenverkehr brachte es mit sich, dass sich bis weit nach dem Süden des Togo-Gebietes, bis zu dem eben jenseits seiner Ostgrenze gelegenen Semere und bis nach Kete-Kratschi hinunter Haussa-Niederlassungen bildeten, die naturgemäss überall auch Sitze des Islam wurden. Bis zum letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts war der Haussa-Handel fast nur Binnenhandel; er orientierte sich an den grossen Märkten längs des Niger und in den Haussa-Staaten und hatte seine Wurzeln in den Berberstaaten und den Häfen längs der Küste des Mittelmeers. Die Sahara war das grosse Durchgangsgebiet des Export- und Importhandels. In demselben Masse aber, wie sich die europäischen Nationen an der Küste Westafrikas festsetzten, musste es den Haussa als gewiegten Kaufleuten klar werden, dass sie teils die europäischen Kulturerzeugnisse besser und billiger direkt von den europäischen Kaufleuten an der Küste einhandeln, teils die für den Export bestimmten Güter bequemer und preiswerter dort absetzen könnten. Die Haussa fingen also an, durch die bisher vernachlässigten Urwaldstriche Handelswege nach der Küste durchzustossen, nach Akkra, nach Freetown, nach Lagos, nach dem unteren Niger; diese Handelsverschiebung war besonders günstig im Wolta-Gebiete. Und als in den 90er Jahren die Städte Salaga und das Reich Gondscha durch Thronstreitigkeiten zerrissen und von raubgierigen Dagomba-Horden verwüstet wurden, gelang es den Deutschen, das Handelsemporium auf deutsches Gebiet nach Kete-Kratschi zu verlegen und von da über Kpando nach Lome einen neuen Haussa-Handelsweg zu schaffen. Damit ist auch in Togo der Islam bis an die Küste vorgedrungen und die Gefahr einer Islamisierung der Kolonie auf dem friedlichen Wege des Haussa-Handels nahegerückt.

Wir sehen, der Prozess der Islamisierung ist in allen drei Kolonien im tropischen Afrika neuen Datums, reicht nirgends — ausser an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Küste Deutsch-Ostafrikas — über zwei Menschenalter zurück, ist aber überall eben jetzt in ein Stadium schnellen Wachstums eingetreten. Seine Träger sind in Ostafrika die Suaheli als Nachfolger der Araber, in Kamerun die Fulbe, in Togo die Haussa.

2. Die Gefahr der Islamisierung liegt also ohne Zweifel in hohem Masse vor. Es fragt sich nur, wollen und sollen wir wirklich eine Gefahr darin sehen, oder vielmehr einen normalen, willkommenen Prozess, von dem wir die Kultivierung unserer Kolonien erwarten. Nun werden Sie ja heute noch ein Referat über den Kulturwert des Islam hören, in welchem diese Frage erörtert wird. Ich kann mich deshalb auf einige prinzipielle und historische Erörterungen und auf eine Erwägung der in unsern Kolonien vorliegenden Sachlage beschränken.

Der Afrikareisende Paul Reichard hat in seinem Buche „Deutsch-Ostafrika", dem wir sonst vielfach nicht zustimmen können, durchaus recht, wenn er ausführt (S. 90): „Man vergegenwärtige sich die Lage der Araber; was die Sklaverei angeht, glauben sie sich in ihrem guten Recht . . . . Die Bekämpfung und Ausrottung der schwarzen Heiden, welche sich nicht unter die Fittiche des Propheten begeben, ist für sie ein seligmachendes Werk, so erscheint dem Araber die Sklavenjagd von diesem Standpunkt nicht als verwerflich. Zudem hängt ihre ganze Existenz von dem Besitz der Sklaven ab." Das gilt nicht nur von den Arabern, sondern von allen islamitischen Völkern Afrikas. Der Sklavenbesitz — aber eben damit natürlich auch der Sklavenhandel und was damit zusammenhängt — die Vielweiberei — damit auch alles, was zur Herbeischaffung der Frauen und Konkubinen erforderlich ist — und die Ausrottung der schwarzen Heiden, auch mit erbarmungslosem Blutvergiessen, sind dem Mohammedaner göttliche Gebote des Koran. Die Beweggründe der Europäer, welche ihm die Ausübung dieser von Allah ausdrücklich zugesicherten Rechte verbieten wollen, versteht er nicht; er kann darin nur einen unberechtigten Eingriff in seine religiösen Prärogative sehen, den er um so bitterer empfindet, als er von den verhassten ungläubigen Europäern kommt. Ein islamitisches Afrika ist deshalb eine beständige Gefahr; jeden Augenblick können die Greuel der Sklavereijagden und der Heidenkriege wieder aufleben, nur die starke Faust des Europäers kann die wilden Instinkte der niedergehaltenen Mohammedaner zügeln, und der Zündstoff der religiösen Erhebung, des Dschihad, kann jeden Augenblick zu lodernden Flammen des Glaubenskrieges angefacht werden. Wir müssen eine gänzliche und definitive Unterdrückung, ja Ausrottung des Sklavenhandels und aller seiner Greuel wünschen, weil nur im Frieden unsere kolonialen Interessen gedeihen können. Eben deshalb muss es unser dringendstes Anliegen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sein, die Mohammedaner nicht zu zahlreich, zu mächtig werden zu lassen.

Zweitens: Es ist bekanntlich eine neue, in der Hauptsache erst im 19. Jahrhundert geschaffene Situation für den Islam, dass seine Anhänger in der Lage unterworfener Völker unter dem Regimente christlicher Nationen leben. Man sagt ja wohl, dass die Geschichte dazu da ist, etwas aus ihr zu lernen. Nun, die Lektion, welche alle europäischen Völker in dem Regiment über Mohammedaner gelernt haben, ist übereinstimmend die, dass sie die am schwersten zu regierenden und gefährlichsten Untertanen sind, nicht sowohl, weil sie im alltäglichen Leben unnötige Schwierigkeiten machen, sondern sie können erstens nicht vergessen, dass bis vor kurzem sie die Herren in der Welt des Islam gewesen sind, und sie warten nur auf eine Gelegenheit, diese verlorene Herrschaft wieder an sich zu reissen; zweitens wissen und fühlen sie es mit ihrem Herzblut, dass dieser Zustand der Unterjochung in schreiendem Widerspruch mit dem Koran, mit den Zusicherungen Allahs durch den Propheten steht, und da ihnen nach ihrer Überzeugung Allah in der Abschüttelung dieses unnatürlichen Joches helfen muss, ist die Revolution gegen die christliche Obrigkeit in ihren Augen eine verdienstliche Handlung; 3. zudem fehlt es in den Ländern des Islam nie an fanatischen Heisssspornen, an Fakiren und Derwischen, welche, von der gegenwärtigen Weltlage abgekehrt, in der Gedankenwelt des Koran und der alten mohammedanischen Herrlichkeit leben, und welche deshalb den Zündstoff des Hasses, des im Finstern brütenden Grolles weiter tragen. Man studiere doch die Geschichte des Islam im holländischen Indonesien, zumal die Entwickelung des berüchtigten atschinesischen Krieges; man verfolge die wie ein Buschfeuer sich fortpflanzenden revolutionären Bewegungen nach dem Krimkriege (1853—1856), jene Aufruhrwelle, welche durch die ganze mohammedanische Welt hinrollte, und in der der Sepoy-Aufstand des Jahres 1857 in Indien und die blutige Empörung der Mohammedaner im südlichen Borneo 1859 nur die Höhepunkte waren. Mit solchen Strömungen und den daraus sich ergebenden Gefahren müssen die Mächte sich abfinden, welche bereits vollständig mohammedanisierte Gebiete übernommen haben. Aber so liegt es in unsern Kolonien nicht, sie stehen überall erst in den Anfängen der Islamisierung, und wir legen uns die Frage vor, wollen wir diesen Prozess ungehindert vor sich gehen lassen, wollen wir ihn womöglich befördern? Da sagen wir entschieden: So gewiss uns unsere Kolonien lieb sind und uns ihre Zukunft am Herzen liegt, stemmen wir uns dieser unheilvollen Entwickelung entgegen.

Drittens aber sagt man, die Mohammedaner in unsern Kolonien, die Suaheli, die Haussa, die Fulbe, sind ja so harmlose Leute, wer wird

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denn da gleich den Teufel an die Wand malen! Wo der treffliche Klose die fleissigen und sachverständigen Viehzüchter, die Fulbe, bei den Bassari in Nord-Togo schildert, fügt er den Wunsch bei (Klose, Togo, S. 493): „Vielleicht wäre es nicht unzweckmässig, diese harmlosen Hirten weiter südlich in Togo anzusiedeln, und so die Viehzucht auch in den Küstengegenden zu heben." Noch häufiger sind ähnliche Wünsche betreffs der betriebsamen Haussa ausgesprochen. Aber dabei vergisst man, was gerade die Geschichte des nordafrikanischen und sudanischen Islam mit geradezu erschütternder Deutlichkeit lehrt, dass die Islamisierung immer in fortschreitenden Evolutionen vor sich geht. Im ersten Stadium die harmlosen Fulbe-Hirten oder die fleissigen Haussa-Händler, die sich, wo sie auch hinziehen, von den Heiden abgesondert halten, pünktlich ihre Gebete verrichten, meist sich auch bald eine primitive Moschee erbauen. Im zweiten Stadium tauchen die Derwisch-Orden auf, die Ikhvan der Kadirija, der Tidschanija, der Rahmanya oder wohl gar der fanatische Senussija; als Malam, religiöse Berater oder Schullehrer, als Amulettverkäufer und Vorbeter machen sie sich an den ganz oder halb mohammedanischen Höfen unentbehrlich, sitzen an allen Handelszentren und begleiten die grösseren Karawanen. Ihre Aufgabe ist die gründliche und vollständige Islamisierung der zunächst nur erst in dem Firnis der äusseren Formen Mohammedanisierten. Sie erziehen Fürsten und Völker zur pünktlichen Erfüllung der Forderungen Mohammeds; sie reizen dazu an, selbst einmal die grosse Pilgerfahrt nach Mekka, den Hadsch, zu unternehmen, und alljährlich ziehen auf den zwei grossen Karawanenstrassen über Timbuktu-Tripoli und über Sokoto-Kano und den Tsadsee, nicht wenige Zentral- und Westsudanesen nach Mekka. Man sagt, dass kaum ein Fünftel von denen, die ausziehen, das Land ihrer Väter wiedersehen; aber die, welche als Hadschis heimkehren, sind fast in jedem Falle fanatische Vorkämpfer des intransigenten Islam. Es ist das Verdienst deutscher und französischer Forscher, eines Barth, Duveyrier, Rhinn usw. gewesen, auf das gefährliche Treiben dieser islamitischen Derwisch-Orden im zentralen und westlichen Sudan hingewiesen zu haben. Hier ist eins der gefährlichen Brutbetten des islamitischen Fanatismus. Und das dritte Stadium ist in Blut geschrieben. Es ist doch nicht zufällig, dass die Führer der Fulbe-Erhebungen im Anfange des 19. Jahrhunderts, ein Othman Dan Fodie, ein Hadsch Omar, ein Abd el Kader alle Glieder dieser Derwisch-Orden waren. Auch der nubische Mahdi Mohammed Ahmed war ein Derwisch eines der islamitischen Missionsorden und zog aus diesem seine ersten fanatischen Anhänger. Man sieht gerade an Nubien, dem Sitze des Mahdiaufstandes, mit welcher unheimlichen Schnelligkeit diese Fanatisierung der islamitischen Massen auf afrikanischem Boden vor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich geht. Am Anfang des 19. Jahrhunderts waren in Nubien nur erst wenige von Norden her eingewanderte „harmlose" Araber und etwa hier und da die Familien der Fürsten Mohammedaner; und 1881 konnte dieses Nubien der Schauplatz eines der blutigsten und fanatischsten Dschihads werden, welche das 19. Jahrhundert gesehen hat. Vestigia terrent. Gerade diese hamitischen Völker Nordafrikas, zu denen auch die Haussa und die Fulbe gehören, haben sich als die leichtest entzündlichen Träger auch eines bösartigen Islam gezeigt.

Die deutsche Kolonalliteratur gibt leider nicht sicheren Aufschluss darüber, in welchem Stadium die Islamisierung in Adamaua oder in Nord-Togo sich befindet; man muss ein an der Erfahrung geschärftes Auge haben, um die Derwische zu erkennen und die Wühlarbeit der Khuan und Marabut verfolgen zu können. Ich nehme an, dass der Islam sich überall in unsern Kolonien noch im ersten Stadium befindet; ich habe weder von Sawyas noch von arabischen Koranschulen gelesen. Aber das darf uns doch nicht blind machen, die fortschreitende Gefahr zu sehen. Man sagt, dass etwa 30 Derwisch-Orden im Sudan an der Arbeit sind; in die umfassenden Arbeiten mancher von ihnen haben wir einen ziemlich genauen Einblick.

Die Gefahr zieht wie eine Wetterwolke auch in unsere Kolonien hinein; nichts wäre ihr gegenüber törichter, als die Politik des laisser faire, laisser aller!

3. Damit kommen wir zu dem dritten Punkte, den Mitteln zur Abwendung der drohenden Gefahr. Der Islam als eine Religionsmacht ist eine geistige Macht und kann deshalb im Grunde auch nur mit geistigen Mitteln bekämpft werden. Wir wissen das als Freunde und Vertreter evangelischer wie katholischer Missionen recht wohl und wissen, dass der wichtigste Teil dieser Aufgabe, der Geisteskampf, uns obliegt. Wir wissen, dass wir dem Vaterlande in unsern Kolonien einen grossen Dienst zu leisten haben, indem wir durch lebensfähige, volkstümliche heidenchristliche Kirchen einen Damm gegen die Sturmflut des Islam aufrichten, und indem wir weiter die Fahne des heiligen Krieges auch mitten in die Länder des Islam hineintragen, um den Mohammedanern selbst das Evangelium zu predigen. Ich glaube, die schnelle Zunahme des Missionspersonals und der Misionsstationen beider Konfessionen in unsern tropischen Kolonien ist ein einleuchtender Beweis, dass beide Kirchen sich der grossen ihrer hier wartenden Aufgaben bewusst zu werden anfangen. Wir bedauern schmerzlich, dass die grosse Ungesundheit des Klimas und die damit zusammenhängenden sehr grossen Kosten gerade dieser Missionsunternehmungen uns hindern, so schnell vorwärts zu gehen, als wir es wünschten und es im Interesse der Sache notwendig wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir hoffen aber, dass das bisherige Ergebnis der selbstverleugnenden Missionsarbeit, der Kranz schnell wachsender, lebenskräftiger Missionskirchen von Sierra Leone bis Kamerun für Westafrika in absehbarer Zeit eine erhöhte Bedeutung gewinnen wird. Wir haben vorher gesehen, dass in Deutsch-Ostafrika die an Zahl schwachen, aber durch ihre Verbindung mit den Arabern einflussreichen Suaheli die Träger der Islamisierung im Innern sind. Nun, hier an der afrikanischen Westküste haben wir Christengemeinden, von denen nach einer mässigen Berechnung die allerdings weit überwiegenden Evangelischen allein gegen 178 000 Seelen zählen. Bisher waren diese Missionskirchen durch eine teils natürliche, teils künstliche Grenzsperre von den Binnenländern des Sudan abgeschlossen. Wenn diese Sperre fällt — und sie wird zweifellos im Laufe der nächsten beiden Jahrzehnte fallen —, dann wird, so hoffen und erwarten wir, dem Haussa-Strom, der sich aus dem Innern an die Küste ergiesst, ein Strom von Christen begegnen, der von der Küste aus christliche Einflüsse landeinwärts trägt. Die holländische Regierung in Indonesien ist lange blind gewesen gegen die Dienste, welche ihr die Missionen in dem mit bedauerlicher Schnelligkeit vom Islam überwucherten, reichen Kolonialbesitz leisteten. Aber als sich die Wirren des Atschinesischen Krieges von Jahr zu Jahr, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt in die Länge zogen und sich zu einem verderblichen Krebsgeschwür auswuchsen, da gingen ihr die Augen auf, von welcher Bedeutung, speziell für Sumatra, der breite Grenzwall der Missionskirche in den Bataklanden und auf der Insel Nias für ihre Herrschaft war; dieser Grenzwall hält die fanatischen Atschinesen von den ebenso unzuverlässigen Mohammedanern der Bovenlanden und der südlichen Residentien getrennt und verhindert, dass ganz Sumatra von dem Geiste des fanatischen Islam vergiftet wird. Seitdem ist die Strömung in den holländischen Kolonialkreisen, speziell gegen die Rheinische Missionsgesellschaft, gänzlich umgeschlagen; man achtet in ihr eine selbstlose, aber deshalb um so wertvollere Mitarbeiterin. Nichts anderes erwarten auch wir im Blick auf die Missionsarbeit beider Kirchen in unsern tropischen Kolonien. Wir bitten, dass man uns achten lerne als selbstlose, aber wertvolle Mitarbeiter an dem Wohle und der Zukunft unserer Kolonien! Wenn es den Missionen nicht gelingt, positive Arbeit dem Vordringen des Islam gegenüber zu tun, keine andere Instanz ist dazu imstande. Es verstumme deshalb doch endlich das törichte und kurzsichtige Geschrei der religionslosen, aber darum leider für religiöse Probleme auch verständnislosen Missionsgegner. Es tut bitter weh, als Feind des Vaterlandes verschrien zu werden, während man Gut und Blut daran setzt, um dem Vaterlande in aller Stille zu dienen, auf einem Gebiete,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wo spätere Geschlechter den Kulturwert der geleisteten Arbeit werden zu schätzen wissen.

Vier Wünsche und Bitten haben wir in Rücksicht auf das uns beschäftigende Problem an die kolonialen Instanzen — nicht in unserm Interesse, als ob die Arbeit der Missionen dadurch irgend erheblich gefördert würde, sondern um der Zukunft unserer Kolonien willen. 1. Unter keinen Umständen und nirgends darf die Islamisierung befördert werden. Es war ein ja glücklicherweise bald wieder beseitigter Missgriff, dass vorübergehend in einigen Regierungsschulen Deutsch-Ostafrikas mohammedanischer Religionsunterricht erteilt wurde. Es ist bedenklich, dass ebenso in Deutsch-Ostafrika durch die Suaheli, wie in Togo durch die Haussa in die Schutztruppen die Anschauung getragen wurde, als gehöre es für die Askaris zum guten Ton, Mohammedaner zu sein. Wir können gerade diese Islamisierung unserer Polizei- und Schutztruppe nicht wünschen; letztere wird dadurch für uns zu einem unzuverlässigen Faktor, zu einem zweischneidigen Schwerte, dessen Schneide sich in der Stunde der Gefahr gegen uns kehren kann. Man erinnere sich an die Meutereien der sudanesischen Truppen in Uganda, im Jahre 1897 (Allg. M. Zschr. 1902, 377), durch welche die englische Herrschaft in die bedrohlichste Lage kam. Sie hatte eben mit dem Faktor nicht gerechnet, dass diese Truppen als Mohammedaner in dem Augenblick rebellisch wurden, wo einige Aussicht schien, ein mohammedanisches Uganda aufzurichten! Gewiss liegt in Togo, zum Teil auch in Kamerun, ein berechtigtes Interesse vor, den Haussahandel an die Küste zu ziehen; aber die Begünstigung der Haussa soll nie so weit gehen, dass man ihren islamitischen Bestrebungen Vorschub leistet, ihnen Moscheen baut und dergleichen.

2. Den Fulbe-Sultanaten im Hinterlande von Kamerun gegenüber muss eine ruhige, aber feste Politik eingeschlagen werden. Sie verdanken ihr Dasein der rücksichtslosen, unbarmherzigen Verdrängung der zahlreichen und entwickelungsfähigen Heidenvölker. Dem müssen wir auf das energischste entgegentreten. Wir dürfen nicht dulden, dass weiter Adamaua durch kleine raubgierige Horden zu einer menschenleeren Einöde gemacht und die Ureinwohnervölker in den Berg- und Waldgebieten zusammengedrängt werden. Der Handel der Fulbe-Staaten ist mit Ausnahme des auf die Neige gehenden Elfenbeins fast nur Handel in Sklaven, und das ruft immer neue Raubzüge hervor. Auch diesem Sklavenhandel, nebst den vorausgehenden Sklavenkriegen, müssen wir, sobald sich die Gelegenheit bietet, tatkräftig entgegentreten. Ihm muss auch in Ngaumdere, in Bubandjida und bis nach Garua und in die Mussguländer ein Ende gemacht werden — natürlich nicht mit einmal, aber planmässig und gründlich. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fulbe sind im zentralen und westlichen Sudan die Träger des fanatischen Islam; fast alle Reisenden charakterisieren sie als solche, und die Geschichte der Fulbe-Staatengründungen gibt diesem Urteil recht. Alle Reisenden sind aber auch darin einig, dass die Fulbe im übrigen nur in sehr beschränktem Masse Kulturfaktoren sind. Sie beteiligen sich im allgemeinen weder an der Industrie noch am Handel, sie treiben auch nur in beschränktem Masse Ackerbau, alles sehr im Unterschied von den Haussa. Sie haben deshalb auch nicht in gleichem Masse wie diese auf Schonung zu rechnen. Ihre Macht muss in Schranken gehalten werden.

Vor allem ist es notwendig, dass die von den Fulbe bedrängten und bedrohten Aboriginer geschützt werden. „Sicherung der Bantustämme durch einen Gürtel von Stationen, deren Aufgabe eine streng defensive sein muss. Innerhalb dieses Gürtels kann sich dann die Bevölkerung vermehren." Diese Forderung Passarges (Adamaua S. 525) möchten auch wir als Wunsch aussprechen. Das ist ja seit der vorher erwähnten Unterwerfung der Fulbe-Sultanate, auf die noch Passarge kaum zu hoffen wagte, nicht mehr so sehr erste Forderung, wie dieser Forscher es hinstellte, und es hat sich herausgestellt, dass diese Heidenstämme ein bedauerlich geringes Verständnis für die ihnen von unserer Kolonialverwaltung zugedachten Wohltaten haben; gerade ihre Pazifizierung macht unnötige Schwierigkeiten. Aber trotz ihrer Widerhaarigkeit und ihres Eigensinns müssen sie gegen die ihnen überall aus nächster Nähe drohenden Fulbescharen durchaus sichergestellt werden. Es scheint uns durchaus kurzsichtig, unsere Politik im Hinterlande von Kamerun auf das Wohlwollen und die vermeintliche deutsch-freundliche Gesinnung der mohammedanischen Fulbe-Sultane und ihrer Horden zu begründen. Mögen wir vorübergehend — hoffentlich recht lange — im Frieden mit ihnen leben; es besteht ein schwer zu überbrückender Interessengegensatz zwischen ihnen und der deutschen Herrschaft; und dass diese Fürsten und die Völker sich schliesslich und definitiv freiwillig unterwerfen werden, wagt im Ernst wohl kein Kenner der Verhältnisse zu hoffen.

3. Soweit die Handelsreisen und Niederlassungen der Haussa reichen, kommt es hauptsächlich darauf an, die unter ihnen vor sich gehende und von ihnen ausgehende Propaganda zu überwachen. Soweit als möglich, sollte die verhängnisvolle Wirksamkeit der Derwisch-Orden im deutschen Gebiete verhindert, die Einrichtung von Schulen zum Studium des Korans und der arabischen Wissenschaften und die Erbauung von Sawijas verboten, die Wallfahrt nach Mekka entmutigt und erschwert werden. Überall geht mit der Haussa- und Fulbekultur Hand in Hand das Bestreben, das Arabische als Sprache der höheren

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kultur einzubürgern — muss doch selbst Klose seinen Brief an den König Adami von Jendi (Klose, Togo, S. 357) ins Arabische übersetzen lassen, und Dominik verkehrt am Hofe in Ngaumdere in arabischen Umgangsformen und arabischer Sprache (Dominik, Kamerun, S. 289 bis 292). Demgegenüber haben wir das grosse, einfach gebieterische Interesse, im Hinterlande von Togo und von Kamerun überall das Arabische zu verdrängen; dass auch die Schreibung des Suaheli in Ostafrika mit arabischen Lettern bereits beseitigt und dafür seine Schreibung mit lateinischen Lettern eingeführt ist, ist als ein Fortschritt zu begrüssen. Es ist für uns ein unerträglicher und unheilvoller Zustand, dass wir in unsern Kolonien sollen das Arabische — eine auch dem Haussa genau so fremd gegenüberstehende Sprache, wie das Deutsche — dulden und pflegen.

4. Da endlich in Deutsch-Ostafrika in der Hauptsache die Suaheli die Träger der islamischen Propaganda sind, heisst es hier, einen Strich durch die bisherige, vielmehr von der Bequemlichkeit, als von der Weisheit eingegebene Politik zu machen. Das Suahelitum muss beiseite geschoben werden und an seine Stelle eine planmässige und nachdrückliche Pflege des Deutschtums treten. Wir sind mit dieser letzten Forderung in der glücklichen Lage, uns eine Resolution des Kolonialrats in seiner Sitzung vom 30. Juni dieses Jahres aneignen zu dürfen: „Es möge die Regierung durch Einrichtung entsprechender Schulen die Einführung der deutschen Sprache mehr als bisher in den Vordergrund stellen und darauf hinwirken, dass allmählich das Deutsche als Umgangssprache an Stelle des Kisuaheli treten kann.“ Wir denken natürlich nicht daran, die Eingeborenensprachen durch das Deutsche verdrängen zu wollen; kein deutscher Missionsfreund würde so etwas empfehlen; der Elementarunterricht soll und muss überall in der Muttersprache erteilt werden. Aber, wo immer in Deutsch-Ostafrika eine fremde Sprachen von den Eingeborenen erlernt wird, sollen wir dahin wirken, dass diese Sprache Deutsch ist. Bisher ist Kisuaheli die Sprache, mit der der Reisende, der Beamte mit den inländischen Häuptlingen verkehrt, mit den Askaris und den Trägern umgeht, und es ist eine fast selbstverständliche Voraussetzung, dass die Askari und Karawanenträger diese Sprache sich aneignen, und dass im Rate jedes Häuptlings Männer sind, welche in dieser Sprache die Verhandlungen führen können. Wir müssen mit aller Energie dahin wirken, dass dem Kisuaheli diese angemasste, übrigens auch erst seit kaum 30 Jahren eroberte Stellung genommen werde und an seine Stelle das Deutsche trete. Es liegt kein stichhaltiger Grund vor, dass die Leute, welche jetzt das Kisuaheli mit leichter Mühe sich aneignen, weil sie es brauchen, nicht auch und schliesslich ebenso gern deutsch lernen wer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den, wenn sie merken, dass ihnen diese Sprache nützlich ist. Also Deutsch die Regierungssprache in Deutsch-Ostafrika. Das entspricht allein dem Interesse der Zukunft dieser Kolonie. Und eine tatkräftige, planmässige dahingehende Politik ist ein wertvoller Dienst zur Eindämmung der wilden Fluten der drohenden Islamisierung.

Ich bin am Schluss. Nur eine Alternative sehe ich für unsere Kolonien. Entweder sie werden islamisiert und dann durch die Derwisch-Orden, die Mekkawallfahrten, die Koranhochschulen langsam, aber sicher, in eine feindselige, arabische Kulturwelt hineingezogen, aus deren Dunkel Mahdi-Aufstände und Fulbe-Dschihads, Sklavenjagden und Sklavenhandel wie Blitze grell aufzucken. Oder sie werden mit dem Geiste europäisch-christlicher Kultur erfüllt, dadurch innerlich dem Vaterlande angegliedert und mit uns durch die geheiligten Bande des gemeinsamen Glaubens verknüpft. Ich meine, in dieser Alternative gibt es nur eine Wahl: Für Christentum und Deutschtum!

Welches ist der Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung?

(Korreferat.)

Von Dr. **Jos. Froberger,** Provinzialoberer der weissen Väter, Trier.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Es ist in unsern Tagen nicht leicht, ein klares Urteil über den Islam zu gewinnen oder ein solches entschieden aussprechen zu können, da gar viele Ansichten in verwirrender Weise den Überblick trüben. Da sind erstens die Romantiker der Geschichte, die gleich in Begeisterung geraten, wenn sie an maurische Bogenhallen, märchenhafte Arabesken oder arabische Dichtung denken, dann die Reisenden, denen arabische Gastfreundschaft oder Ritterlichkeit es angetan hat, dann wieder Kolonialpolitiker, welche vom Geschick der Araber für Handel und Verkehr sich vieles versprechen, und endlich viele sonst gutmeinende Leute, die eine grosse, allzu grosse Achtung vor dem religiösen Sinn der Mohammedaner hegen.

Es gilt daher, in sachlicher, ruhiger Überlegung den Kulturwert des Islam zu untersuchen, ohne in pessimistische oder optimistische Übertreibungen zu verfallen, und da lässt man am besten die Tatsachen reden, und zwar die Tatsachen unserer Zeit. Wir sprechen lieber nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vom Islam vergangener Tage, derselbe hat ja keinen Einfluss mehr auf die Gestaltung jetziger Verhältnisse; nehmen wir vielmehr den Islam, wie er sich speziell in Afrika vorfindet.

Zu meiner grossen Freude hat ein anderer Redner mir einen Teil des Themas, das sonst zu weitläufig geworden wäre, abgenommen; er betrachtete die praktische Stellungnahme zum Islam in unsern deutschen Kolonien, und seine Ausführungen sind gleichsam die direkte Konsequenz meiner mehr theoretischen Betrachtungen, die nur Ergänzung oder weitere Begründung seines Vortrags sind.

Um den Kulturwert des Islam prüfen zu können, müssen wir fragen, welche religiöse, geistige Bedeutung er hat, welches sein sittlicher Wert ist, was er für Wissenschaft und Bildung leistet und leisten kann, welche wirtschaftliche Förderung er verspricht und welches sein politisches Moment ist.

Es ist mir natürlich bloss möglich, in kurzen Zügen dies alles mehr anzudeuten, als auszuführen, und ich muss auf erschöpfende Darstellung verzichten.

In geistiger und religiöser Beziehung wird der Islam allzusehr überschätzt. Sein Monotheismus, seine recht sinnfällige, theatralische religiöse Betätigung sind nur ein feierliches Gewand, ein schöner Vorhang; im Innern ist es aber recht hohl. Ich habe lange in mohammedanischen Ländern geweilt und hatte mit Mohammedanern der verschiedensten Gesellschaftsklassen vielfache Beziehungen, aber ich musste gar oft bestätigen, dass der Monotheismus der Mohammedaner in Wirklichkeit nur in Worten existiert; wohl heisst es immerfort: „Kein Gott ausser Gott", aber tagtäglich wenden sie sich an ganz andere Gottheiten wie Allah.

Ihre zahllose Geisterwelt, ihre Djin, haben für sie mehr Bedeutung als Allah, sie bringen denselben Opfer dar, suchen sich dieselben günstig zu stimmen, schreiben ihnen tiefgehenden Einfluss auf ihr Leben zu und so überwuchern abergläubische Gebräuche alles, und es fällt dem Beobachter recht schwer, den Monotheismus der Araber vom Animismus der Neger zu unterscheiden, da wir hier, wie dort, Geisterverehrung wahrnehmen.

Dieser mohammedanische Animismus ist leider sehr wenig bekannt, obwohl man bei den Arabern Literatur genug darüber vorfinden kann.

Ein weiteres Kulturhindernis bildet der mohammedanische Fatalismus, welcher alle freudige Tätigkeit lähmt; er ist so bekannt, dass ich denselben in sich und seinen Folgen nicht weiter zu beleuchten brauche.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wie steht es mit der Sittlichkeit des Islam? Um diese Frage zu beantworten, sprechen wir nicht von einzelnen Vertretern des Islam, wir reden auch nicht vom Islam, soweit er Koranreligion ist, dies ist eine theoretische Gelehrtenfrage, wir reden nur vom Islam, insofern er die allgemeine, sittliche Handlungsweise der Mohammedaner zusammenfasst.

Ich meine, wir können ohne Übertreibung behaupten, dass der Islam kein Träger sittlicher Kultur ist, sondern vielmehr dieselbe hindert, zerstört und in manchen Gegenden und manchen Fällen ein Prinzip sittlicher Fäulnis ist.

Ich weiss, es ist ein hartes Urteil, aber wir dürfen unsere Augen vor der Wirklichkeit, wenn es sich um so wichtige Fragen handelt, nicht verschliessen.

Zum Beweise will ich nur eine Reihe Tatsachen anführen, welche ohne lange Erörterung durch sich selbst sprechen sollen.

Den Mohammedanern fehlt erstens der sittlich veredelnde Einfluss der Familie; ich weiss nicht, ob man von Familienleben derselben überhaupt reden kann. Und warum? Die Gattin, die Mutter fehlt. Die niedrige Stellung des Weibes, welches bekanntlich beim Mohammedaner viel niedriger steht, als beim Neger, macht eben erzieherischen Einfluss desselben unmöglich. Dem Mohammedaner ist das Weib nicht Lebensgefährtin, sondern Werkzeug; jung, Werkzeug der Sinnlichkeit, alt, Werkzeug der Arbeit. Er hat keine Achtung vor demselben, und das arme Geschöpf ist ihm machtlos preisgegeben. — Wie steht sie so tief, die arme, arabische Frau! Mit seltenen Ausnahmen hat sie keine geistige Bildung, selbst in der Religion wird sie nicht unterrichtet, und so lebt sie in krassestem Aberglauben. Sie hat keine Empfänglichkeit für höhere Gedanken; sie ist wie festgebannt im engen Kreise festgewurzelter Vorurteile. Sobald die Kinder der Mutter nicht mehr bedürfen, treten sie derselben fremd, selbständig gegenüber. Erziehung ist daher kaum vorhanden, von Charakterbildung ist keine Rede. Noch trauriger sieht es aus, wenn wir die Sittlichkeit im engeren Sinne betrachten. Der Mohammedaner hat es nie gelernt, seine Leidenschaften zu bekämpfen, und abgesehen von dem oft in lächerlich kindischer Weise beobachteten Fastengebot, stellt der Islam seinen Anhängern keine Schranken auf.

Die Vielweiberei mit der grossen Leichtigkeit der Ehescheidung ist schon allein für sich eine Quelle des Verderbens, aber dazu kommt noch die Verbreitung aller geschlechtlichen Ausschweifungen, die durch Herkommen und Allgemeinheit eine gewisse Berechtigung zu haben scheinen. Ich mag dies dunkle Gebiet nicht näher schildern, ich bemerke bloss, dass in manchen arabischen Ländern 60 bis 80 Prozent

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Bevölkerung von der Syphilis befallen sind und die Prostitution überall einen entsetzlichen Umfang annimmt, so dass z. B. in kleineren Städten, wie selbst in den einsam liegenden Städten der Sahara, sich auf 8000—10 000 Einwohner 200—400 öffentliche Dirnen zählen lassen. Speziell in Ostafrika schreitet mit den mohammedanischen Soldaten der Schutztruppe die Syphilis immer tiefer ins Innere, wo sie früher fast ganz unbekannt war, so dass die traurigen Konsequenzen leicht abzusehen sind.

Was leisten die Mohammedaner in wissenschaftlicher Beziehung und für den Unterricht? Wir sehen zwar überall in den mohammedanischen Ländern Schulen, ja, selbst Gelehrte stellen sich manchmal vor, und es fehlt nicht an Literatur und Kunst.

Die arabische Literatur zählt ja manche Freunde, und ich verhehle nicht, dass ich derselben recht zugetan bin. Leider hat der Islam allem seinen Stempel aufgedrückt, und wo sich lebendiger Geist offenbart, sehen wir ihn vom Islam eingeengt, abgestumpft, wirkungslos gemacht.

Die arabischen Schulen haben keine Methode, ödes Auswendiglernen von Koranversen ist gewöhnlich das ganze Programm. Allem europäischen Einfluss bleiben sie verschlossen, und selbst dort, wo z. B. wie in Algerien seit 70 Jahren die Kultur Europas auf den Islam Einfluss auszuüben sucht, ist kein Fortschritt bemerkbar.

Der Koran ist eben der grosse Feind allen Fortschritts; jedem Araber ist mit dem heiligen Buch alles Wissen abgeschlossen, und wenn man ihm z. B. eine Sonnenfinsternis erklärt und er erfährt, dass dies nicht im Koran steht, dann ist es für ihn nur Lüge und Täuschung.

Wie der grosse Forscher der arabischen Literatur, Freitag, bemerkt, ist der Koran der Giftkeim, welcher die arabische Literatur allmählich zum Tode führte, und wenn sich auch noch nach dem Koran Literatur und Kunst entfaltete, so geschah es stets trotz des Islam. Die meisten grossen Vertreter der Literatur und Wissenschaft waren daher auch schlechte Mohammedaner, und wurden oft wie die Philosophen Ibn Sina und Ibn Er Roschd als Abtrünnige verfolgt.

Unter dem Einfluss des Islam wird daher Wissenschaft, Unterricht und Schulwesen nie recht gedeihen können.

Auch wirtschaftlicher Aufschwung ist vom Mohammedaner nicht zu erwarten. Die Araber sind zwar gross im Handel, in welchem sie semitische Gewandtheit an den Tag legen. Aber der Ackerbau liegt überall danieder. Europäische Methoden und Werkzeuge werden verachtet, das Feld wird nur kümmerlich bebaut, in Nordafrika liessen sie die alten Wasserleitungen verfallen und die frühere Getreidekammer verödete. Sie sind Feinde der Waldungen, und daher sind

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kahle Gebirge und öde Ebenen überall die Wahrzeichen mohammedanischer Bevölkerung.

Bedeutendes leisteten sie früher in manchen Kleingewerben, aber auch hier stehen sie europäischem Fortschritt teilnahmslos gegenüber.

Bloss im Handel zeichneten sie sich jederzeit aus, aber bei ihrer Gewissenlosigkeit wird ihr Handel bei wehrlosen Völkern leicht Raubhandel, und abgesehen von der Sklaverei, haben sie die Negerstämme schon schwer geschädigt und schädigen sie noch.

Politisch endlich werden die Mohammedaner stets gefährliche Elemente bleiben. Der Islam bildet eine grosse Kluft zwischen ihnen und den Europäern; man sieht es in Nordafrika, wo die Franzosen, trotz einer alle eigene Achtung wegwerfenden Liebenswürdigkeit, dem Araber noch ebenso verhasst sind, wie im Jahre 1830 bei der Eroberung. So ist es auch in andern Gegenden Afrikas, und manche Angestellte und Soldaten europäischer Regierungen teilen im stillen die Stimmung jenes Soldaten der deutschen Schutztruppe, der offen erklärte: im Falle eines Aufstandes würden er und seine Kameraden die deutschen Offiziere niederschiessen.

Darum können wir uns ruhig, ohne die Gefahr der Übertreibung zu fürchten, der Resolution von Herrn Pfarrer Richter anschliessen; der Islam ist kein Kulturfaktor, er ist überall eine Kulturgefahr.

Nicht Voreingenommenheit, nicht Kreuzfahrerbegeisterung sollen uns zum Kampfe gegen den Islam treiben, aber wohl die Erwägung, dass es sich im Kampfe zwischen Kreuz und Halbmond um ideale Güter handelt, um die echte Kultur, nicht bloss um die Frage, ob Afrika dem Christentum oder dem Islam, sondern ob es europäischer Gesittung oder der Sittenverwilderung verfallen soll.

Oberstleutnant **v. Morgen,** Düsseldorf: Ich will nur bestätigen, was die Herren Vorredner so ausführlich sagten. Es ist Tatsache, dass die Fulbe im Hinterlande von Kamerun kulturschädlich sind. Sie sind Sklavenjäger, die unsere Kolonie entvölkern. Zwischen meinen beiden Reisen sind sie um drei Tagereisen weiter vorgedrungen. Diese Zone war verwüstet. Wir müssen das von Regierungs wegen verhindern, denn wir brauchen gerade die Heiden als Plantagenarbeiter, und die Mohammedaner sind nur Krieger und Jäger. Also schützen wir die schwächeren heidnischen Stämme und halten wir im übrigen den Satz hoch: „Afrika den Afrikanern, die Afrikaner für uns."

Prof. **Meinhof,** Lichterfelde: Das Suaheli ist nicht im Begriff, lingua franca zu werden, sondern ist es schon. Die Bekämpfung des Suaheli

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist ziemlich aussichtslos, und es ist besser, es als Mittel zur Ausbreitung des Christentums zu benutzen, als es zu bekämpfen. Dabei sind die arabischen Ausdrücke des Suaheli tunlichst zu beseitigen.

Wenn mohammedanische Soldaten, mohammedanische Unterbeamte nicht mehr angestellt werden sollen, was ja sehr zu wünschen ist, so erhebt sich die praktische Frage, wie das zu machen wäre. Das Aufhören der Sklavenjagden hat zur Verbreitung des Islam geführt, indem der Araber nunmehr nicht mehr als Feind, sondern als Freund der Bevölkerung auftritt. Das ist nicht zu verhindern, aber jedenfalls ist vorauszusetzen, dass nicht bei der Errichtung oder Einweihung von Moscheen eine Unterstützung von seiten der Kolonialbeamten erfolgt. Das wichtigste bleibt die geistige Auseinandersetzung mit dem Islam in Form einer gründlich vorbereiteten, im Geist des Evangeliums geleiteten Mohammedaner-Mission. Eine moralische Unterstützung der Mission durch das deutsche christliche Volk ist dabei absolut notwendig. Während z. B. die Abstinenz der Mohammedaner auf die Heiden Eindruck macht, stört die Diskrepanz zwischen den Lehren der Missionare und dem Leben vieler Deutschen die Arbeit der Missionare. Den Sieg gegen den Islam gewinnen wir nicht durch Regierungsmassregeln, sondern durch den Glauben.

Direktor **Hupfeld,** Berlin: Die Herren in dieser Sektion betrachten die Kolonien meist vom ethisch-religiösen, wir, aus der 5. Sektion, mehr vom nationalen wirtschaftlichen Standpunkte. Beides sind aber keine Gegensätze, und besonders in der vorliegenden Frage sind wir uns beide einig, dass der Islam unser grösster, vielleicht unser einziger Feind in Westafrika ist. Er steht sicher niedriger, als unsere Kultur, auf der andern Seite aber muss man berücksichtigen, dass er für den Neger gegenüber dem Heidentum immerhin einen sehr erheblichen Fortschritt bedeutet. Jeder, der z. B. beim Marsch in das Innere, zunächst in Kete Kratschi mit dem Islam in Berührung kommt, empfindet diesen Unterschied und fühlt die weltumfassende Macht des Islam. Für die heidnischen Neger handelt es sich also nicht darum, ob sie Heiden bleiben wollen oder nicht, sondern nur um die Frage, ob sie Christen werden oder Mohammedaner.

Um nun dem Vordringen des Islam möglichst rasch entgegenzutreten, empfiehlt es sich, dass die Missionsgesellschaften sich nicht mit den heidnischen Küstenvölkern allzu sehr aufhalten, da diese ihnen doch nicht entgehen, auch sollten sie sich nicht mit den numerisch verhältnismässig wenigen Mohammedanern beschäftigen, sondern sollten ihre Arbeit zunächst auf diejenigen heidnischen Gebiete konzentrieren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

welche durch den Islam bedroht sind. Bei diesem Vorgehen werden die Missionen sicherlich die Sympathie und Unterstützung aller national denkenden Kolonialfreunde erhalten.

Wenn man aber auf diesem grossen Gebiete zusammen arbeiten kann und soll, so ist es zu wünschen, dass die Missionen nicht fortwährend die sämtlichen drüben im Regierungs- oder Privatdienste beschäftigten Weissen angreifen und in der Öffentlichkeit herunterzusetzen suchen.

Es ist ja kein Zweifel, dass wenigstens früher am Anfang unserer Kolonialpolitik notgedrungen auch viel ungeeignete Elemente nach drüben gesendet wurden, aber die Mission müsste auch anerkennen, dass es gerade in den letzten Jahren in dieser Beziehung ganz erheblich besser geworden ist, und die Missionsgesellschaften sollten statt der fortwährenden Herabsetzungen der andern Weissen lieber auch einmal fünf gerade sein lassen und anerkennen, dass es dauernd besser wird.

In der weitern Diskussion erläutert der Redner seine Ausführungen noch dahin, dass es aus drei Gründen besser werde: 1. weil man heute durch die Errichtung von Schulen zu geeigneter Vorbildung, wie z. B. durch die Kolonialschule in Witzenhausen, in den Stand gesetzt sei, seine Angestellten weit sorgsamer auszuwählen als früher; 2. weil man jetzt, nachdem die Kolonien sich mehr entwickeln, auch immer mehr in die Lage kommt, deutsche Frauen nach drüben zu senden; 3. weil auch drüben der Alkoholgenuss sich gegen früher sehr bedeutend verringert habe.

P. **Acker,** Knechtsteden: Herr Pastor Richter scheint in seinem Vortrage die Waungwana mit den Waswahili verwechselt zu haben. Die Waswahili sind ein Küstenstamm in Deutsch-Ostafrika, wie die Wanjamwesi und andere; und die Waungwana sind die mohammedanisierenden Mitglieder dieses Stammes. Es sind gewöhnlich befreite Sklaven, die lange mit Arabern gelebt haben.

Deshalb kann man nicht sagen, dass die Waswahili, als solche, mit ihrer Sprache die Träger des Islam sind.

Es wäre aber auch nutzlos, gegen diese Sprache aufzutreten, um dadurch den Islam zu bekämpfen. Es würde zu nichts führen. Man könnte überhaupt diese Sprache in Deutsch-Ostafrika durch keine andere ersetzen. Sie ist einmal die Landessprache, die dort herrschende lingua franca, und wird es auch bleiben. Ich bin deshalb vollständig mit den Äusserungen des Herrn Meinhof über diese Frage einverstanden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kirchenrat Dr. **Kurze,** Bornshain, bekräftigt die Ausführungen der beiden Referenten aus seiner eigenen Erfahrung auf zwei Studienreisen ins mohammedanische Afrika. Er warnt davor, die Fehler der französischen Kolonialbehörden in Algerien, die die islamitische Bevölkerung teils durch übermässige Begünstigung ihrer religiösen Interessen, teils durch direkte Bestechungen der Häupter der mohammedanischen Brüderschaften zu gewinnen suchten, in unsern Kolonien nachzuahmen. In Algerien söhnt sich die eingeborene Bevölkerung nur da mit der französischen Oberherrschaft aus, wo die evangelischen Missionare und die weissen Väter ihre segensreiche Arbeit treiben. Die Hauptgefahr liegt in der Ausbreitung des Snussi-Ordens, der die strengste Observanz des Islam darstellt und in seiner Missionstätigkeit am gewandtesten die verschiedenen Verhältnisse für seine Zwecke auszunützen versteht. So hat derselbe z. B. unter der Berber-Bevölkerung Afrikas Mädchenschulen zur Hebung der weiblichen Bevölkerung eingerichtet. In nächster Zukunft dürfte unser Adamaua-Gebiet ein Arbeitsfeld des Snussi-Ordens werden. Die einzig wirksame Waffe in der Bekämpfung des Islam als einer politischen Gefahr ist und bleibt die christliche Mission.

Pastor **Grundemann,** Mörz: Unterstützt zunächst den von einem Vorredner erfolgten Appell gegen die Schmach, dass in Jerusalem raufende Christen von mohammedanischen Soldaten in Ordnung gehalten werden müssen. Es darf jedoch nicht unerwähnt bleiben, dass evangelische Christen dabei nicht beteiligt sind. — Was die Frage wegen des Suaheli betrifft, so ist es selbstverständlich, dass diese Sprache aus der Bedeutung, die sie jetzt hat, nicht schnell verdrängt werden kann. Das Ziel sollte jedoch fest ins Auge gefasst werden, in unserm Ostafrika Zustände zu verhindern, wie sie in Holländisch-Indien durch die malayische Regierungssprache hervorgerufen worden sind, die der Ausbreitung des Islam den weitgehendsten Vorschub leistet.

Prof. Dr. **S. Passarge,** Breslau, ist der Ansicht, dass die sehr bedauerliche Ausbreitung des Islam nicht aufzuhalten sei, weil dem Neger seiner ganzen Natur nach eine so grobsinnliche Religion, wie es der Islam ist, viel verständlicher sei als das Christentum. Ferner ist die Vielweiberei ein wichtiger Grund für den Neger, sich lieber jener Religion anzuschliessen. Daher dürfte wohl Afrika einst mohammedanisch werden. Der christliche Neger aber sei kein geringerer Feind als der islamitische, denn die Antipathie der schwarzen Rasse gegen die weisse sei massgebend. Sehr erfreulich sei es, dass die Mission auf ein sittlicheres Leben der Weissen in den tropischen Kolonien hin arbeite, aber dann

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solle sie auch rücksichtslos den Lebenswandel der Weissen ohne Rangunterschied kontrollieren. Wäre das der Fall, so wäre es unmöglich, dass der erste Beamte einer Kolonie, nämlich Kamerun, sich so benehmen könnte, wie er es getan hat. Hätte die Mission, wie in andern, gar nicht so seltenen Fällen über andere Beamte, an massgebender Stelle auch über den Gouverneur jener Kolonie Beschwerde geführt, so wäre es unmöglich, dass dieser Beamte immer noch ungestraft im Amte sei.

D. **H. v. Schwartz,** Leipzig: Da ich einmal das Wort habe, halte ich mich für verpflichtet, auf das von Herrn Direktor Hupfeld und Herrn Passarge Gesagte ein kurzes Wort zu erwidern, es könnte sonst den Anschein gewinnen, als hätten die Vertreter der Mission die von einem Vertreter des Grosshandels freundlich dargebotene Hand zurückgewiesen. Wenn man die Worte des Herrn Prof. Meinhof recht versteht, kommt in ihnen doch der brennende Wunsch zu Tage, dass die Handels- und Plantagengesellschaften solche Vertreter hinaussenden möchten, mit denen die Vertreter der Missionen in persönlichen Verkehr treten können. Auch Herr Direktor Hupfeld wird bei ruhiger Erwägung anerkennen, dass die Missionare nicht freundschaftlich mit solchen Europäern verkehren können, die gewohnheitsmässig einen Wandel führen, der, wenn ein eingeborener Christ ihn anfinge, zu seinem Ausschluss aus der Gemeinde führen müsste. Wenn Herr Passarge sogar unter Namensnennung sich darüber wundert, dass die Mission in Kamerun bei einem höheren Beamten fünf gerade sein lasse, so weiss ich ja gar nichts von den Dingen, die er andeutet. Aber ich halte es für voreilig, daraus, dass die Vertreter der Mission nicht öffentlich gegen einen Beamten Stellung nehmen, den Schluss zu ziehen, dass überhaupt nichts geschehen sei. Öffentliche Blossstellung in der Zeitung könnte leicht zu Verstimmungen zwischen der Mission und der Kolonialverwaltung führen, und die wollen wir im Interesse unserer Kolonien gern vermeiden. — Wie die Diskussion gezeigt hat, ist man von allen Seiten darüber einig, dass dem Islam mit allen Kräften entgegengetreten werden muss, und in betreff der beiden westafrikanischen Gebiete herrschte auch Einigkeit in betreff der Mittel. Aber in betreff Ostafrikas haben die Herren Prof. Meinhof und P. Acker ihren Dissensus ausgesprochen gegen den Wunsch, dass das Suaheli durch das Deutsche verdrängt werden möge. Diesem Dissensus muss ich mich anschliessen. Herr Oberstleutnant v. Morgen hat gestern ausgeführt, wie leicht erlernbar das Suaheli für alle Bantu-Neger ist. Das Deutsche ist schon für Angehörige anderer indogermanischer Völker schwer zu erlernen, geschweige für Neger, deren Sprachwerkzeuge auf eine ganze andersartige Sprache eingestellt sind. Und wenn sie es wirklich erlernen, so wird es, wie ich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestern schon angedeutet habe, nur den Erfolg haben, das Selbstgefühl der Neger zu steigern und ihnen den Respekt vor den Deutschen zu nehmen. Denn nicht selten würden Schimpfwörter und Flüche das erste sein, was sie verstehen würden. Dazu kommt, dass wir dann wohl noch auf ein Jahrhundert hinaus — denn so lange würde es doch mindestens dauern, bis das Volk wirklich deutsch kann — die Dolmetscherwirtschaft nicht los würden, die so leicht Veranlassung bietet zu Missverständnissen und wegen der Bestechlichkeit so vieler Dolmetscher zu ungerechten Urteilen und zu Unruhen. Wir halten es ja für unsere Pflicht, nicht wie die katholischen Missionare am Kilimandscharo in Suaheli, sondern in der Muttersprache zu unterrichten, aber wir werden uns vielleicht auch bald vor die Frage gestellt sehen, ob wir nicht für die literarische Produktion denselben Weg einschlagen müssen, den, wie Professor Meinhof anführte, die englische Mission eingeschlagen hat. Wenn die Bevölkerung mit der Zeit Suaheli lernt, und die Beamten, wie schon jetzt, dies auch tun, dann kann man in Zukunft die Dolmetscher entbehren, und das wird für den Frieden unserer Kolonien höchst dienlich sein.

Missionar **Spieth,** Tübingen: Herr Professor Meinhof sagte soeben, dass sowohl dem Leben der Mohammedaner, als auch demjenigen der Europäer eine Missionskraft inne wohne. Ich teile diese Auffassung ganz und füge hinzu, dass auch die Eingeborenen sie teilen. Eine heidnische Frau unterhielt sich mit einer andern und sagte im Blick auf das Leben mancher Europäer, dass sie Missionare des Teufels seien. Demgegenüber habe ich mich sehr darüber gefreut, dass Herr Assessor Hupfeld versichern konnte, dass sich das Leben der Europäer gebessert habe. Ich wäre ihm nun dankbar, wenn er die Güte hätte, uns mitzuteilen, nach welcher Richtung hin sich diese Besserung zeigt.

Provinzial Dr. **Froberger,** Trier: Zur Bemerkung von Herrn Professor Meinhof habe ich nur hinzuzufügen, dass ich ihm vollständig beipflichte, was die Notwendigkeit aggressiver Arbeit unter den Mohammedanern betrifft, durch direkte Missionsarbeit.

Zur Bemerkung von Herrn Hupfeld, gebe ich zu bedenken, dass der Islam wohl Kultur ist, aber nur Scheinkultur, die schlimmer ist, wie Mangel an Kultur. Neger können zu unserer Kultur emporgehoben werden, aber Mohammedaner nicht; sie bleiben erstarrt in ihrer Halbkultur.

Zur Bemerkung von Herr Passarge notiere ich bloss, dass wenn ein solcher Kenner afrikanischer Verhältnisse die Lage als „hoffnungslos" bezeichnet, das gerade für uns ein Grund mehr ist, recht eifrig an die Arbeit zu gehen; die Frage ist dann wirklich brennend. Übrigens ist die Lage doch nicht so hoffnungslos, die Erfahrung zeigt es ja.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Missionsinspektor **Oehler,** Basel: Es ist mir lieb, dass mir die Kritik des Herrn Passarge an unsern Missionaren Anlass gibt, das Wort zu ergreifen, und dabei auf meine gestrigen Äusserungen im Plenum zurückzukommen. Es ist mir gesagt worden, dass sie verstimmt haben und dass ich in einer andern Sektion angegriffen worden sei. Das wundert mich nicht, aber das ist mir auffallend, dass es heisst, ich habe gesagt, alle Europäer führen ein unsittliches Leben. Ich habe gesagt, viele, und das mit Absicht. Herr Passarge ist noch weiter gegangen, als ich, er sagte vorhin: „sehr viele". Und ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe. Wenn man mich angreift, so bin ich bereit, Material vorzulegen, und ich denke, meine Mitarbeiter von andern Missionen sind auch dazu bereit. Man hat gestern gesagt, dass man die Jugend für die Kolonien interessieren solle. Darum wies ich darauf hin, dass man sittlich tüchtige junge Leute nicht dazu ermuntern kann, so lange die sittlichen Zustände sind, wie sie sind. Es sind schon junge Leute zu den Missionaren gekommen und haben Zuflucht gesucht, weil es einfach nicht mehr auszuhalten war in der unsittlichen Umgebung. Es kommen Dinge vor, deren sich ein Neger schämen würde, und hier liegt der tiefste Schaden unserer Kolonien. Es handelt sich auch hier um Deutschlands Ehre, aber diese Dinge treiben einem Deutschen die Schamröte ins Gesicht. Es ist notwendig, dass die öffentliche Meinung Deutschlands aufgerufen werde, dass sie dieses Treiben verurteilt, auch in Deutschland selber, denn es steht auch in Deutschland traurig. Soll denn das deutsche Volk zu Grunde gehen, wie das römische Kaiserreich an seiner Unsittlichkeit zu Grunde gegangen ist?

Nun hat Herr Passarge gesagt, die Missionare sollen ihre Anklagen auch nach oben richten. Aber weiss er denn, was die Missionare in der Stille tun, und wie sie sich auch schon höheren Beamten gegenüber ausgesprochen haben, und was noch höheren Ortes deponiert ist? Aber mit Namennennung einen Mann öffentlich blossstellen, will ich nicht, das verbietet mir mein christliches Gewissen. Man soll das Böse anderer nicht an die Öffentlichkeit ziehen, wenn man nicht muss. Ich will auch nicht, dass es unsere Missionare tun. Aber mit welcher Freude hören wir von der ernsten Gesinnung von Beamten, haben wir von der Haltung des Grafen von Götzen gehört. Davon sagen wir dann auch gern in der Öffentlichkeit. Möge uns nur von recht vielen dazu Gelegenheit gegeben werden.

Pastor **Richter,** Schwanebeck: Es sind in der Diskussion so viele und so einschneidende Fragen, teils zustimmend, teils kritisierend, angeschnitten, dass es mir unmöglich ist, auf alle diese Fragen abschliessend einzugehen. Es ist die äusserst schwierige Suaheli-Frage

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

berührt. Ich kann nur sagen, dass mir sowohl aus Deutsch-Ostafrika, wie aus den englischen Kolonien im Gegensatz zu den Ausführungen des Herrn Prof. Meinhof und des Herrn Paters Acker eine Reihe von Zeugnissen vorliegt, welche die Verquickung von Islam und Suahelitum als eine brennende Gefahr hinstellen. Hinweisen muss ich auf die Parallel-Entwickelung in Indonesien und im englischen Indien. In Indonesien hat Holland in bedauerlicher Kurzsichtigkeit darauf verzichtet, eine europäisch-christliche Kultur einzuführen. Die Folge ist, dass unter seinen Augen eine intransigente arabische Kultur herangewachsen ist — sein Todfeind. Dagegen die Engländer haben den Versuch gemacht, eine englisch-christliche Kultur einzuführen — und der Erfolg gibt ihnen Recht; es besteht heute schon eine grosse, schnell wachsende, englisch-christliche Kulturmacht in Indien. Das ist das Ziel, was wir auch in unsern Kolonien anstreben müssen, eine deutsch-christliche Kulturmacht, welche in späteren Generationen imstande ist, der überhandnehmenden islamischen Kultur das Gegengewicht zu halten.

* * *

Die von den Referenten für das Plenum eingebrachte Resolution:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 wünscht dringend, dass in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; dass demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde,"

gelangte sodann mit grosser Majorität zur Annahme.

Die äthiopische Bewegung unter den eingeborenen Christen Süd-Afrikas.

Von Missionsinspektor D. **Merensky**, Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Eingeborenenfrage ist in den meisten europäischen Kolonien eine Frage von besonderer Wichtigkeit, am wichtigsten scheint sie aber zu sein oder werden zu wollen in den afrikanischen Kolonien. Wir haben in diesen Kolonien nicht mit der Bevöl-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kerung einer Insel oder eines abgegrenzten kleinen Festland-Gebietes zu tun, sondern mit der eingeborenen Bevölkerung eines Kontinents, und die Neger- und Bantu-Rasse, die dabei zunächst in Betracht kommt, hat sich viel lebenskräftiger erwiesen, als man ehedem geneigt war, anzunehmen. Von dieser Rasse leben 12 Millionen Eingeborener in unsern deutsch-afrikanischen Kolonien, wir sollten deshalb der Frage, wie diese Eingeborenen zu behandeln sind, unsere ernsteste Aufmerksamkeit zuwenden, und sollten bereit sein, aus der Geschichte der afrikanischen Kolonien anderer Völker und den dort sich abspielenden Vorgängen Lehren zu ziehen. Dazu bietet die südafrikanische Kolonisation reichlich Gelegenheit, da ihre Begründung bereits 250 Jahre zurückliegt.*) In Südafrika ist die Eingeborenenfrage so drohend wichtig geworden, dass man sagen darf, nicht das ist die südafrikanische Frage, ob dort die Buren oder die Engländer die Herrschaft haben sollen, sondern es handelt sich darum, ob die hier begründete europäische Kolonisation dem zu erwartenden Ansturm der sich auf ihre Kraft besinnenden, erstarkten eingeborenen Bevölkerung auf die Dauer wird Widerstand leisten können. Es ist bekannt, dass Dr. Karl Peters vor kurzem erklärt hat, der Tag sei nicht fern, an welchem der letzte Weisse Südafrikas die Tafelbai verlassen werde; man braucht diese pessimistische Anschauung nicht zu teilen, aber man wird jedenfalls zugeben müssen, dass die Frage, ob Schwarz oder Weiss hier herrschen soll, die wichtigste, ja die Lebensfrage für die südafrikanischen Kolonien ist.

Es leben in Südafrika vom Kap bis zur Breite des Sambesistroms nach den besten Ermittelungen $6^1/_3$ Millionen Menschen, von denen 1 135 000 zu den Kolonisten von europäischer Abkunft und 5 200 000 zu den Eingeborenen zu zählen sind. Über die dort bestehenden Verhältnisse bringt die deutsche Presse gelegentlich Berichte und Urteile, die aber meist von wenig Sachkenntnis zeugen. Die südafrikanischen Zustände sind schwer zu beurteilen, weil wir es hier mit einer Menge verschiedenartiger eingeborener Völker und Stämme zu tun haben, und weil in den südafrikanischen Kolonien, auch in denen, die gemeinsam unter englischer Flagge stehen, die verschiedensten Gesetze gelten.

Unter den eingeborenen Christen Südafrikas ist nun seit einigen Jahren eine Bewegung entstanden, welche man die äthiopische nennt. Äthiopien ist als Name Afrikas diesen Christen aus ihren Bibeln bekannt, in denen Äthiopien da steht, wo die

*) Im Jahre 1652 legten die Holländer das erste Fort an der Tafelbai an.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lutherische Übersetzung „Mohrenland" sagt. Es heisst also äthiopisch in diesem Falle so viel wie afrikanisch. Das Wort Afrikaner, afrikanisch können Eingeborene Südafrikas nicht auf sich anwenden, weil die Buren dieses Wort als ehrenvolle Bezeichnung nur für sich und ihre Verhältnisse in Anspruch nehmen. Die äthiopische Bewegung ist also eine Bewegung unter den eingeborenen Christen Südafrikas; sie hat deshalb eine grosse Bedeutung, weil die Zahl dieser Christen bedeutend ist, viel bedeutender, als man bisher angenommen hat. Die Erfolge der christlichen Missionstätigkeit hatte man auch hier bis jetzt unterschätzt. Ein im Jahre 1903 aufgenommener neuer Zensus der Bevölkerung der Kapkolonie zeigt, dass es allein in dieser südafrikanischen Kolonie unter 1 830 000 Farbigen schon 778 000 Christen gibt, neben 580 000 weissen Christen, und dass hier 89 146 farbige Kinder Schulen besuchen, neben 58 700 weissen. In den übrigen Kolonien und Gebieten Südafrikas, in Natal, Transvaal usw. leben sicher auch noch 300 000 farbige Christen, so dass man die Zahl aller eingeborenen Christen Südafrikas auf mehr als eine Million veranschlagen muss.

Aus diesen Zahlen geht hervor, dass die politisch-soziale Stellung und Haltung der christlichen Eingeborenen dieses Landes für dessen zukünftige Entwickelung von der allergrössten Bedeutung ist. Die äthiopische Bewegung trug in ihren Anfängen einen kirchlichen Charakter, ist aber im Laufe der Zeit mehr und mehr zu einer politischen, sozialen Bewegung geworden und hat aus diesem Grunde Anspruch auf sorgfältige Beachtung.

Die Anfänge der äthiopischen Bewegung liegen etwa 20 Jahre zurück und zeigten sich zuerst unter den eingeborenen Helfern der Missionare, deren Stellung eine schwierige war. Ihrem Volk waren diese Leute durch bessere Bildung entwachsen, es fand sich aber unter ihren Landsleuten kein Stand von gebildeten Leuten, denen sie sich hätten anschliessen können, auch der nähere Umgang mit Weissen blieb ihnen wegen ihrer Farbe und Abstammung versagt. So fühlten sie sich vereinsamt und konnten leicht gegen die Weissen, für deren Schwächen und Sünden sie offene Augen hatten, misstrauisch und bitter werden. Dabei hatten sie mehr oder weniger dieselbe geistliche Arbeit wie die Missionare europäischer Abkunft, bezogen aber viel niedrigere Gehälter als diese, so dass sie sich in bezug auf äussere Lebenshaltung nicht viel über den Stand der übrigen Farbigen erheben konnten. Es kam hinzu, dass viele Gesellschaften oder Synoden von Missionaren unwillig oder allzu bedenklich waren, solchen Helfern die Ordination zu erteilen, und solche, die ordiniert waren, murrten, weil sie mit der Ordination keineswegs

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alle Rechte eines weissen ordinierten Missionars erhalten hatten. Dazu waren die Gehälter dieser Helfer im Vergleich zu denen der weissen Missionsarbeiter sehr niedrig bemessen, denn man erwartete, dass sie sich in bezug auf äussere Lebenshaltung nicht viel über den Stand der übrigen Farbigen erheben sollten. Bei solchen Verhältnissen waren Reibungen schwer zu vermeiden, Unzufriedenheit mit ihrer Stellung war unter diesen Leuten weit verbreitet, und somit fand die Anregung zur Bildung einer unabhängigen Kirche von Farbigen, in der Farbige allein die Leitung haben sollten, bei vielen von ihnen einen fruchtbaren Boden.

Im Jahre 1882 trennte sich im Tembulande der eingeborene Evangelist Tile von seiner wesleyanischen Mutterkirche und bildete mit seinem Anhange eine eigene Kirchengemeinschaft, die sich später der äthiopischen Kirche anschloss.

Ende der achtziger Jahre trennten sich dann in Transvaal einige Helfer der Berliner Mission, allerdings unter der Führung eines europäischen Missionars (Winter) von ihrer Gesellschaft und gründeten eine eigene Kirche, in welcher nur Eingeborene als Geistliche angestellt werden sollten. Dann folgte der Austritt des farbigen Geistlichen Kanyana in Pretoria aus der englischen Kirche, der sich berufen fühlte, sich selbst zum Bischof seiner Gemeinde zu machen, und bald machte sich dort auch der farbige wesleyanische Geistliche Mokone selbständig, da er es nicht länger ertragen wollte, dass er an den Konferenzen seiner europäischen Amtsbrüder nicht teilnehmen durfte. Bei dieser Abscheidung kam der Name äthiopische Kirche zuerst in Gebrauch. Bei der weiteren Ausbreitung der äthiopischen Kirche tritt dann ein anderer farbiger Geistlicher, namens James Dwane, besonders hervor. Dieser Mann hatte eine Reise nach England unternommen, wo er durch seine Farbe, mit Hilfe seiner Beredsamkeit, bei den Gliedern der wesleyanischen Kirchengemeinschaft eine grössere Rolle spielte, als ihm gut war. Nach seiner Rückkehr nach Südafrika schloss er sich den Äthiopiern an und trug die sozialpolitschen Ideen, die ihn erfüllten, in die äthiopische Gemeinschaft; hierbei wurde er unterstützt von jenem Mokone, der sich mit dem Gedanken trug, der neuen Schöpfung mehr Halt zu geben durch Anschluss an die unter den Negern Amerikas sehr ausgebreitete bischöflich methodistische Kirche. Man hoffte durch solchen Anschluss die Schwierigkeiten zu überwinden, welche südafrikanische Kolonialregierungen der unabhängigen äthiopischen Freikirche bereiteten.

Eine Konferenz in Pretoria beschloss zu diesem Zweck den Dwane hinüberzusenden nach Amerika. Dies geschah, der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anschluss gelang; im Jahre 1897 wurde er vollzogen. Dem zum Enthusiasmus neigenden Charakter des Afrikaners sind die Formen methodistisch-kirchlichen Lebens sympathisch, während sein Bedürfnis, Autoritäten anzuerkennen, in der bischöflichen Verfassung der genannten Kirchengemeinschaft Befriedigung findet. Wenn die äthiopische Bewegung in Südafrika bis dahin eine kirchliche gewesen war, und als solche für weitere Kreise einen harmlosen Charakter trug, kam nun durch die Verbindung mit den amerikanischen Negern das sozialpolitische Element dabei mehr und mehr zur Geltung und zur Herrschaft. Die amerikanische Monroe-Doktrin wurde auf die afrikanischen Verhältnisse angewendet, und die Parole kam in Umlauf: „Afrika den Afrikanern." In Südafrika machte die Bewegung nun auch Fortschritte. Dwane konnte in Pretoria eine St. Peterkirche einweihen, wobei 1000 Eingeborene zugegen waren, die 600 Mark Kollekte opferten. Auf die Bitte anderer Führer kam auch neue Hilfe aus Amerika. Bischof Turner von dort langte am 22. März 1898 in Südafrika an. In Pretoria wurde er von Tausenden farbiger Leute empfangen, Hunderte von weissgekleideten schwarzen Kindern begrüssten ihn mit Gesang, und viele farbige Geistliche sah er zur Konferenz versammelt, in deren Gegenwart er Dwane zum Bischof der neuen Kirche ordinierte. Eine zweite Konferenz hielt Turner dann in Queenstown ab, kehrte aber schon am 27. April nach Amerika zurück. Während seines kurzen Aufenthalts in Südafrika sollen sich 6400 neue Mitglieder seiner äthiopischen Kirchengemeinschaft angeschlossen haben, so dass sie bei seiner Abreise 10800 erwachsene Glieder zählte. Für den Dienst an den Gemeinden und für Missionsdienste waren 65 Geistliche vorhanden. Es ist bemerkenswert, dass die neue Kirche ihren Zufluss fast nur aus den Kreisen christlicher Eingeborenen erhalten hatte, die mit englischen und schottischen Missionen gesammelt waren, aus Gemeinden deutscher Missionare hatten sie keinen nennenswerten Zugang, obwohl diese Gemeinden zum Teil recht bedeutend sind, in Transvaal z. B. zählen allein die Gemeinden der Berliner und Hermannsburger Missionare über 70000 Seelen. Sechs Monate nach Turners Abreise begab sich Dwane zum zweiten Male nach Amerika und brachte von dort ein Dokument mit, in welchem die Regierung von Pennsylvanien beglaubigte, dass die amerikanische bischöfliche Methodistenkirche eine staatlich anerkannte Kirchengemeinschaft sei. Aber die Verbindung mit den amerikanischen Negern war geeignet, bei den Gliedern der südafrikanischen Tochterkirche politisch-soziale Bestrebungen zu erwecken und gross zu ziehen. Turner hatte dazu das seine getan. Kurz nach seiner Ankunft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Kapstadt hatte er Reden gehalten, die auf seine farbigen Hörer zündend wirken mussten. „Wir haben mit den Weissen nichts zu tun", sagte er, „wir hassen sie, und sie sind hassenswert. Sie haben die Sklaverei aufgebracht, sie haben sich unsere Länder angeeignet, aus denen sie uns dann durch Verrat fortgeführt haben; dafür geben sie uns nichts als ein wenig Unterricht und hindern uns am Emporkommen. Wenn sie auch die Sklaverei verurteilt haben und uns heute Missionare senden, so können wir ihnen doch nicht vergeben. Man musste uns die Freiheit geben und hat das nicht getan." Sendboten der Äthiopier erreichten den Sambesi und störten dort ernstlich die gesegnete Arbeit des französischen Missionars Coillard unter den Barotse, und es ist bekannt, das Hendrik Witboi, der mit seinen aufständischen Hottentotten unsern braven Truppen in Südwestafrika so viel zu schaffen macht, durch den Einfluss, den der Äthiopier Schepherd Stürmann auf ihn gewann, zum Aufstand gegen uns ermutigt worden ist. Sein Befehl im Namen Gottes, die Midianiter, d. h. die Weissen zu vertreiben, und seine Verheissungen, den Kämpfern Witbois Unverwundbarkeit und gewissen Sieg zu verschaffen, fanden bei den leichtgläubigen Hottentotten einen nur zu fruchtbaren Boden.

Auch im englischen Südafrika macht sich eine gewisse Gärung unter den Eingeborenen bemerkbar, die teilweise auf den Anstoss, auf die Anregungen zurückzuführen ist, welche von den Äthiopiern und den mit ihnen verbündeten amerikanischen Negern ausgegangen sind. Es haben sich da Vereine von Eingeborenen zur Wahrung ihrer Interessen und Rechte gebildet, sogenannte Vigilance-Associations, deren stärkste die Transvaal-Abteilung dieser Vereine ist. Die Zeitung dieses Vereins hat den Namen „Lihlo la babasu", d. h. „Auge der Schwarzen", und trägt als Motto das Wort an der Stirn: „Schwarz bin ich geboren, schwarz werde ich leben und sterben, weder Bildung noch Besitz kann meine Farbe ändern, ich wünsche nicht, mich der Gesellschaft der Weissen aufzudrängen, aber ich fordere meine Rechte als ein britischer Untertan." Dieses Blatt ist unter dem Druck der Regierung und aus Mangel an Mitteln eingegangen, ein gutes Zeichen, ein Zeichen dafür, dass die 100 000 christlichen Eingeborenen Transvaals ungesunden Hetzereien kühl gegenüberstehen. Eine andere von Eingeborenen redigierte Zeitung in Transvaal, der „Koranta la Becoana", warnt sogar vor den Unheilstiftern, welche die Herrschaft in Südafrika den Weissen entreissen möchten. Dieses Blatt vertritt die Farbigen in gemässigter Weise, es tritt auf gegen Unrecht, das man ihnen erweist, aber es warnt seine Leser vor Trägheit und Unzuverlässigkeit,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie besonders auch vor dem Branntwein, und rät ihnen, durch ein gesittetes Leben zu beweisen, dass sie nicht mehr Barbaren seien.

Zu einer rückläufigen Bewegung, zu einem Einlenken der Äthiopier in gemässigte Bahnen trug dann nicht wenig der Umstand bei, dass Dwane, das Haupt der neuen Kirche, sich von seiner eigenen Schöpfung trennte; nach seiner zweiten Reise nach Amerika hatte er die Führung der Bewegung verloren. Er hatte in Amerika die Eingeborenen Südafrikas Kaffern genannt, das war ihm sehr verdacht worden, denn „Kaffer" gilt in Südafrika als verächtliche Bezeichnung. Gelder, welche man in Amerika der jungen südafrikanischen Tochterkirche versprochen hatte, waren ausgeblieben. Das Bischofsamt des Dwane war selbst in Amerika nicht von allen Autoritäten anerkannt worden, noch weniger war die Regierung der Kapkolonie geneigt, es anzuerkennen; die Amtshandlungen wurden von ihr nicht anerkannt, welche von Geistlichen verrichtet waren, die „Bischof" Dwane ordiniert hatte. So stellte denn Dwane am 6. Oktober 1899 auf einer Synode der Äthiopier in Queenstown den Antrag, die Verbindung mit der amerikanischen bischöflichen Methodisten-Kirche aufzugeben und sich der englisch-bischöflichen Kirche anzuschliessen. Von 34 Teilnehmern an der Konferenz gaben 30 ihre Stimmen ab für die empfohlene Vereinigung. Damit gaben die Leute es auf, ihr Ideal zu verwirklichen, nämlich eine Kirchengemeinschaft zu bilden, die von der Leitung und Beaufsichtigung durch Weisse sich völlig befreit hatte, und zugleich zerrissen sie damit das, was sie bisher aufgebaut hatten, denn von den Gliedern der äthiopischen Transvaal-Konferenz war niemand zugegen, als der selbstvernichtende Beschluss gefasst wurde. Dwane wurde nun zum „apostolischen Vikar des äthiopischen Ordens der Kirche von England" eingesetzt, der seither, gedeckt von der anglikanischen Kirche, den übrigen Missionskirchen Südafrikas durch rücksichtslosen Proselytenfang viel Ärger und Schaden bereitet hat; seiner neuen Stellung entsprechend, bemühte er sich aber den Aufreizungen zum Hass gegen die Weissen unter seinen Anhängern entgegenzutreten. In Amerika empfand man die Sezession des Dwane schmerzlich; ein farbiger Geistlicher aus Kafferland, namens Tantsi, wurde angewiesen, das Amt des Dwane als bischöflicher Vikar interimistisch zu verwalten, dann aber sandte man von Amerika einen Schwarzen, D. Levi Coppin, als eigenen Bischof für Südafrika, welcher hier bei den Farbigen eine begeisterte Aufnahme fand und sich als tüchtiger, umsichtiger Mann bewährte. Coppin, sowie seit dem vorigen Jahre sein Nachfolger, der auch schwarze Bischof Smith, haben alles getan, ihre äthiopische Kirche von dem politisch-sozialen Sauerteig zu reinigen. Von der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Losung: „Afrika den Afrikanern", hörte man nichts mehr, ebenso wenig wurde verlangt, die europäischen Missionare sollten sich aus Afrika zurückziehen, und die Arbeit dort den farbigen Brüdern überlassen. Schon als die Königin Viktoria starb, und König Eduard in England den Thron bestieg, sandte die Kapsche Konferenz der äthiopischen Kirche eine Beileids- und Ergebenheitsadresse nach London, und als der König erkrankte, ordnete sie Fürbitten an in den ihr unterstellten Kirchen. An diesem Einlenken oder Umschwung in der politischen Stellung der Äthiopier hat der farbige Geistliche Henry Attaway in Kapstadt das grösste Verdienst. Dieser Mann ist vorsitzender Ältester der äthiopischen Kirche und Leiter ihres Seminars für eingeborene Lehrer und Prediger, sowie ihres gesamten Schulwesens. Mit dem Eintritt dieses Mannes in die südafrikanische Arbeit ist eine entschiedene Wendung zum besseren bei der äthiopischen Kirche eingetreten. Sein Programm lautet: Volksschulbildung für jedermann, gewerbliche Ausbildung für möglichst viele, wissenschaftliche Bildung nur für wenige hervorragend Begabte. Er folgt damit den Grundsätzen des grossen Neger-Pädagogen Booker Washington in Amerika, und richtet sein Bestreben darauf, dass ein Mittelstand von Bauern, Handwerkern und sonstigen Gewerbetreibenden unter seinem Volk erstehe. Um der Erfüllung dieser Aufgaben nachstreben und gerecht werden zu können, brauchen die Schwarzen Frieden, und Attaway tritt deshalb den Aufstandsgelüsten, die sich unter den Äthiopiern regten, entgegen. Möchten seine Volksgenossen die Mahnungen beherzigen, welche ihnen dieser bedeutende Mann in folgenden Worten zuruft: „Afrikas künftige Kriege müssen gewerbliche und wirtschaftliche sein; wir müssen unsere Rasse für den Wettbewerb schulen. Der Mann ist ein grosser Mann, welcher mit den wenigsten Händen in kürzester Zeit auf dem kleinsten Stück Land das meiste Getreide erzeugen kann. Wir müssen nicht nur Ärzte, Anwälte, Kaufleute, Prediger und Lehrer erziehen, sondern auch Handwerker, Farmer, Gärtner, Schneider und Köche. Wir müssen unser Volk so beeinflussen, dass es sich zu einem arbeitsamen Volk erziehen lässt, welches imstande ist, sich eine anständige Lebenshaltung zu erwerben. Für die nächsten hundert Jahre liegt unser ganzer Reichtum in unsern Muskeln. Wir kommen nicht aus Amerika nach Südafrika, um Gecken und Modedamen zu erziehen, wir wollen Männer und Frauen erziehen, und dazu erbitten wir die Unterstützung aller Gutgesinnten." Solche Kundgebungen zeigen, dass der äthiopischen Bewegung auch Gutes innewohnt, und es wird die Aufgabe der südafrikanischen Kolonialregierungen und der dort arbeitenden Missionen sein, diese guten Seiten und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bestrebungen der Bewegung zu stärken und zu unterstützen. Einen guten Anfang darin hat eine Generalkonferenz der in Südafrika arbeitenden evangelischen Missionare gemacht, welche im Juli vorigen Jahres in Johannesburg tagte. Sie sprach sich dahin aus, dass der Äthiopismus ein Erwachen der südafrikanischen Eingeborenen und in seinen Ausschreitungen ein falsch geleiteter Gebrauch der erwachten Energie der schwarzen Rasse sei. Die Konferenz beklagt die Verschärfung des Rassengegensatzes durch äthiopische Agitation, beklagt die rücksichtslose Proselytenmacherei der äthiopischen Gemeinden und die sich hierbei häufig offenbarende sittliche Laxheit. Anderseits betonte aber diese Missionskonferenz das Recht der Eingeborenen auf Bildung und Gesittung, und erkannte einstimmig als letztes mit allem Fleiss anzustrebendes Ziel aller Missionsarbeit die Bildung selbständiger Eingeborenenkirchen an. Leider zeigte sich bald, dass die gemässigte, versöhnliche Stimmung, welche die Bischöfe Coppin und Smith und Revd. Attaway in Kapstadt vertraten, in den äthiopischen Gemeinschaften noch keineswegs überall zur Herrschaft gelangt sei, denn eine Konferenz von Ältesten der äthiopischen Kirche in Transvaal und der Oranje-Kolonie griff die Johannesburger Beschlüsse aufs heftigste an und verglich die Teilnehmer an der Johannesburger Konferenz mit Herodes und Pilatus, die eins geworden seien, Jesum zu töten. Es ist aber bedeutsam, dass die Äthiopier auch bei dieser Gelegenheit betonen, dass ihre Gemeinschaft keine politischen Ziele verfolge und die Anzweiflung ihrer Loyalität eine ungerechte Verleumdung sei.

Trotz dieses Umschwungs in der Stimmung der Führer, und trotz der Loyalitätsversicherung der Äthiopier ist nicht zu verkennen, dass die äthiopische Bewegung grosse Gefahren in sich schliesst. Wir haben schon darauf hingewiesen, dass die Zahl der eingeborenen Christen in Südafrika eine Million übersteigt. Die Rassen- und Stammesunterschiede und -Traditionen sind unter dieser Masse überwunden, sie bildet eine homogene Masse, geistige Bewegungen können hier die weiteste, die allgemeinste Ausdehnung finden. Da ist es von der allergrössten Bedeutung, wenn diese afrikanisch-christliche Bevölkerung von revolutionären Ideen erfüllt wird und dem Gedanken Raum gibt, die südafrikanischen Eingeborenen könnten und sollten sich von der Herrschaft der Weissen befreien. Bei früheren Aufständen standen die christlichen Eingeborenen stets auf seiten der Weissen, in Zukunft könnte das anders sein, und die Stimmung der eingeborenen Christen wird um so mehr ins Gewicht fallen, als ihnen die geistige Führung ihrer heidni-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Volksgenossen infolge ihrer höheren Bildung mehr und mehr zufällt. Die Eingeborenenfrage ist in Südafrika aufs neue in Fluss gekommen, und ihre Erörterung durch Fachmänner, die an Ort und Stelle leben und mit den Verhältnissen vollkommen vertraut sind, verdient unsere aufmerksamste Beachtung, durch die wir viel lernen können.

Bei diesen Erörterungen hat man auch die Frage nicht ausser acht gelassen, wo wohl Schuld und Fehler liegen, die man für das Aufleben und Umsichgreifen der äthiopischen Bewegung verantwortlich machen könne. Man hat dabei ohne Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse den hergebrachten Vorwurf wiederholt, dass England in seinen Kolonien die Eingeborenen verziehe und verderbe. Dabei hat man die wichtige Tatsache übersehen, dass von einer überall geltenden Behandlung der Eingeborenen in englischen Kolonien nicht die Rede sein kann. Auch in den englischen Kolonien Südafrikas ist diese Behandlung eine ganz verschiedene. In der Kapkolonie haben die Eingeborenen das Recht, Land zu erwerben, und besitzen das Stimmrecht bei Wahlen für die gesetzgebenden Körperschaften; das ist verständlich, weil hier an 400 000 Mischlinge leben, Nachkommen von Hottentotten, früheren Sklaven und Weissen, die nur eben den zweiten Stand der Kolonialbevölkerung bilden, die aber in Sprache und Sitte sich keine Eigentümlichkeiten bewahrt haben. In der englischen Natalkolonie aber stehen die Eingeborenen (Sulu) unter ganz andern für sie gemachten Gesetzen. Ihre Sprache und Sitte und Rechtsanschauungen sind dort in weitgehender Weise geschont worden, man hat dort das Sulu-Recht kodifiziert und nach Möglichkeit in Geltung bleiben lassen. Dort kann ein Eingeborener nur durch besondere Verfügung der Regierung von diesem für seine Volksgenossen geltenden Recht befreit werden.

In Transvaal war in der Burenzeit von einem Recht der Eingeborenen überhaupt kaum die Rede. Man erkannte dort nicht einmal ihr Recht auf Grund und Boden an, den sie von ihren Vätern ererbt hatten und fleissig bewirtschafteten; gab ihnen auch nicht das Recht, irgendwo im Lande eine Scholle Landes zu kaufen, und die Engländer haben in diesem Lande diese Gesetze bis heute nicht geändert. Der Geist äthiopischer Widersetzlichkeit ist aber gerade in diesem Lande, wie wir gesehen haben, am allerschärfsten zum Ausdruck gekommen, während er sich in der englischen Natalkolonie bisher wohl am wenigsten bemerkbar machte. Von andern Seiten hat man die Praxis der Missionare bekrittelt und für die Bewegung verantwortlich gemacht. Sie sollten Sprache und Sitte der Eingeborenen zu wenig gepflegt und die Leute zu schnell europäisiert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben. Wir geben zu, dass viele englische Missionare nach dieser Seite hin von Fehlern nicht freizusprechen sind, eine ganze Anzahl von ihnen bedienen als Geistliche europäische Kolonialgemeinden, betreiben die Missionstätigkeit als Nebenarbeit und können sich deshalb, und weil sie oft versetzt werden, in Sprache und Sitte des Volksstammes, dem sie als Missionare dienen sollen, nicht leicht einarbeiten; allein bei den deutschen, französischen und norwegischen Missionaren und den Missionaren von Buren-Abkunft, wir haben von letzteren etwa 150 in Südafrika, ist das anders.

Wo es irgend tunlich, herrscht im Kirchen- und Schuldienst die Sprache des Volksstammes, dem die Missionsarbeit gilt. Ich erwähne, weil es charakteristisch ist, dass bei der alten Berliner Missionsgesellschaft, Berlin I, welche in Afrika an 100 Missionare unterhält, ein junger Missionar nur dann ordiniert wird, wenn er in einem Examen bewiesen hat, dass er die Sprache des Volkes erlernt hat, unter dem er arbeiten soll. Sprache und Sitte der Völker werden durch das Kolonialleben, durch europäische Sprachen und Sitten verdrängt. Ein gründlicher Kenner der südafrikanischen Verhältnisse, Sir Hamilton Goold Adams, Gouverneur der Oranje-Kolonie, macht dem Kolonialleben noch andere Vorwürfe. In einer Rede, die er im Dezember vorigen Jahres bei Eröffnung einer Industrieschule in Blumfontein hielt, betonte er die Bedeutung der äthiopischen Bewegung und sprach sich über deren Ursachen folgendermassen aus: „An erster Stelle darf nicht vergessen werden, dass die Bewegung ihren Anfang und ihren Erfolg der unfreundlichen, selbstsüchtigen, um nicht zu sagen, ungerechten Haltung verdankt, welche die Mehrzahl der Weissen, besonders in den Kronkolonien gegen die Eingeborenen eingenommen hat." Er rät schliesslich den Eingeborenen, sich von den Amerikanern zu lösen und den weissen Missionaren zu folgen, und sagt dann: „Nur dadurch, dass wir selbst die Eingeborenen zu besseren Verhältnissen führen, können wir verhindern, dass sie unheilbringende Fremde ihrer eigenen Farbe sich zu Führern ersehen." Für die Stimmung, welche jetzt gegenüber der Mission in den regierenden Kreisen Südafrikas herrscht, zeugt die Tatsache, dass die Kommission, welche die Eingeborenenfrage dort jetzt von Regierungs wegen bearbeitet hat, einstimmig aussagt: „1. Die Kommission ist der Überzeugung, dass ein Hauptelement für Zivilisation der Eingeborenen im Christentum liegt", und dass „2. regelmässiger, moralischer und religiöser Unterricht in allen Eingeborenenschulen gegeben werden sollte." Die Missionen werden ihre Arbeit nach bewährter Weise treulich fortsetzen, die deutschen Missionen haben auch bereits mehr als früher

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Drängen der Eingeborenen nach Selbständigmachung der Gemeinden nachgegeben, indem sie eine ganze Anzahl treuer Helfer zu Geistlichen ordiniert haben. Die Regierungen der einzelnen Kolonien aber werden der Behandlung der Eingeborenenfrage vermehrte Beachtung schenken. Sie können sich einen über die Prinzipien, die man dabei gelten lassen soll, die Anwendung dieser Prinzipien aber wird man der Regierung jeder einzelnen Kolonie überlassen müssen, weil dabei die Natur und der Kulturstandpunkt der Eingeborenen in Betracht kommen, die man beherrscht und die man erziehen will.

Die äthiopische Bewegung ist ein Erwachen afrikanischer Eingeborener zur Erfüllung der Aufgaben, die Gott den Menschen gestellt hat. Wir wünschen der Bewegung eine friedliche Entwickelung! Alle Freunde Afrikas, alle, die an der Leitung afrikanischer Angelegenheiten oder an der Regierung afrikanischer Kolonien beteiligt sind, haben Ursache, dieser Bewegung ernsteste Aufmerksamkeit zu schenken und dabei zu lernen, wie man den schwarzen Bewohnern des dunkeln Erdteils helfen kann, aus dem Zustand der Barbarei sich zu Menschen zu entwickeln, die der Bestimmung gerecht werden, welche nach Gottes Willen und Ordnung alle Menschen haben.

P. **Enshoff,** St. Ottilien: Als Ergänzung zu der dankenswerten sachgemässen Darlegung der Anfänge der äthiopischen Bewegung, als Parallele zu der abergläubischen Verheissung Hendrik Witbois von Unverwundbarkeit den deutschen Truppen gegenüber, möchte ich erwähnen, dass aus Deutsch-Ostafrika ein ähnliches abergläubisches Vertrauen auf versprochene Unverwundbarkeit berichtet wird. Die Zauberer verteilen ein Zauberwasser, das den Träger unverwundbar mache, indem die deutschen Kugeln zu Wasser würden. Daher rühre zum Teil der mit Überraschung gesehene Mut im Angriffe gegen die deutschen Truppen.

Prof. Dr. **Samassa,** Grunewald bei Berlin, weist darauf hin, dass das Bestreben weisser Missionare, die Farbigen sozial den Weissen gleich zu stellen, gleichfalls eine Ursache der äthiopischen Bewegung sei; die englische Hochkirche habe den übeln Burschen Dwane, der notorisch Geld gestohlen habe, zum Provinzial ihres äthiopischen Ordens gemacht; solche Konnivenz müsse üble Wirkungen haben.

Prediger **Bechler,** Herrnhut: Der Vortrag gab in vortrefflicher Sachlichkeit die Entwickelung der äthiopischen Bewegung. Es muss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zur Ergänzung doch wohl aber auf das Verhalten der südafrikanischen Kolonial-Regierung aufmerksam gemacht werden, die trotz ihrer Geschicklichkeit in Behandlung Eingeborener doch vor dem und während des Burenkrieges den Eingeborenen Versprechungen gemacht haben soll, die sie später nicht hielt. Dieser Umstand, wie manche andere Wirkung des Krieges hat Erbitterung hervorgerufen. Es gilt für alle Kolonial-Regierungen die Augen offen zu halten, denn wir wissen nicht, was die Zukunft dieser Bewegung sein wird. Äusserungen in der Presse der Eingeborenen in Südafrika zeugen von einem grösseren Umfang der Bewegung, als man vielfach annimmt. In einem Eingeborenenblatte fanden sich im Vorjahr folgende Sätze: „Die farbige Bevölkerung ist hier ganz ebenso wie in Asien tapferer, mutiger, beherzter, als die Weissen. Was jetzt im fernen Osten geschieht, kann sich genau so in wenigen Jahren hier wiederholen." Sind das auch vielleicht nur Einzeläusserungen, so greifen doch tatsächlich die Einflüsse der Bewegung schon nach Südwestafrika und nach dem Njassagebiet hinüber, ja auch nach dem Norden Südamerikas, wie Missionare der Brüdergemeine bezeugen. Um die Bewegung in gesunde Bahnen zu leiten, befleissigt sich die Mission noch mehr wie früher, die Eingeborenen intellektuell und wirtschaftlich zu heben. Erfreulich ist, dass die Bewegung gegenwärtig in Südafrika einen gemässigteren Charakter angenommen zu haben scheint. Daher kann sich die Mission um so aufrichtiger über das Positive, das in der Bewegung unzweifelhaft auch liegt, freuen.

Missionsdir. D. **Gensichen,** Berlin: Ein besonderer Vorzug des Vortrages meines Freundes D. Merensky lag neben seiner Gründlichkeit in der Gerechtigkeit, die er der äthiopischen Bewegung in seiner Beurteilung zu Teil werden liess. Es wird nicht als Misston empfunden werden, wenn ich drei Züge hervorhebe, welche in der äthiopischen Bewegung als verderblich wirkende hervortreten: Überhebung, Lüge und Zuchtlosigkeit. Ich las in Bethel (Kafferland) einen Artikel aus äthiopischer Feder. Da hiess es: Alles, was in Südafrika für die Mission geschehen ist, haben die Schwarzen getan. Sie haben Kirchen gebaut, Schulen gegründet, während die weissen Missionare herrlich und in Freuden lebten und sich in Purpur und köstliche Leinwand kleideten. (Wörtlich.)

Diese innere Unwahrheit in der äthiopischen Bewegung macht sie aber minder gefährlich für unsere Gemeinden, welche, im ganzen in zuchtvoller Haltung stehend, einen abschreckenden Eindruck empfangen von einer Kirchengemeinschaft, welche zum grossen Teil die Unwahrheit pflegt und die Zucht niederreisst.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

D. **Grundemann,** Mörz, wendet sich zunächst gegen den Vorwurf, den einer der Herren Vorredner der „Mission" wegen grober Fehler gemacht hat. Der ersterwähnte Fall betrifft die anglikanische Mission. Wir deutsche Missionsleute müssen es entschieden ablehnen, für die Fehler englischer Missionen verantwortlich gemacht zu werden. Wir haben eine andere Art und bedauern tief vieles, was von unsern Brüdern englischer und amerikanischer Nationalität verfehlt wird.

Den andern Punkt kann Redner nicht erledigen, ist aber der Überzeugung, dass auch von Rheinischen Missionaren den Eingeborenen niemals Versprechungen gemacht worden sind, die über die Absichten der Regierung hinausgegangen wären.

Weiter dankt der Redner dem Vortragenden, dass er die äthiopische Bewegung nicht schroff ablehnend beurteilt hat. Es ist nicht unmöglich, dass die weitere Entwickelung in Südafrika an diese Bewegung anknüpfe. Sie ist für uns Missionsleute eine ernste Mahnung, uns über die in der Zeit liegenden Ziele unserer Arbeit keine Illusionen zu machen. Vielleicht werden unsere bisherigen Erfoge einst als blosse Vorarbeit offenbar werden, die der grosse Baumeister anders gestaltet, als wir heute denken.

Oberregierungsrat **Schreiber,** Stettin: Der Herr D. Merensky hat in seinem überaus interessanten Vortrage auch gefragt, was sollen wir aus der äthiopischen Bewegung für unsere Kolonien lernen? Auf diese Frage möchte ich noch eine kleine Antwort geben. Der Anfang der äthiopischen Bewegung liegt, wie wir gehört haben, auf kirchlichem Gebiete, und sie ist hervorgerufen durch die ungenügende Organisation der Kirchengemeinden, die sich in den Kapkolonien aus Eingeborenen und Weissen gebildet haben. Das kann und soll uns darauf hinweisen, dass in unsern afrikanischen Gebieten die dort gebildeten evangelischen Kirchengemeinden noch jeder ihre öffentlich rechtliche Stellung ordnende Verfassung entbehren, und dass eine Kirchenordnung, die die Gemeinden unserer Kolonien umfasst, noch fehlt.

Auf dem Kolonialkongress von 1902 ist die Stellung der evangelischen Kirchengemeinden in der Schlusssitzung kurz gestreift worden, indem dort die von einer Seite gestellte Forderung, dass sich die von den Missionsgesellschaften gegründeten evangelischen Gemeinden an die Kirchenregimente der Einzelstaaten anschliessen sollten, lebhaften Widerspruch fand und vor der Einführung der leider in Deutschland bestehenden Zersplitterung der evangelischen Kirche gewarnt wurde. Weiter ist aber zur Organisation der Kirchengemeinden in den Kolonien noch nichts erreicht. Ich meine nun, die äthiopische Bewegung sollte die Missionsgesellschaften veranlassen, auf eine Organisation der Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meinden bedacht zu sein, die ihren Zusammenschluss zu einer Kolonialkirche ermöglicht.

Auf die Frage, wie diese Organisation zu gestalten und wie sie herbeizuführen sei, kann hier natürlich jetzt nicht eingegangen werden. Es sollte von mir nur auf deren Notwendigkeit und Nützlichkeit hingewiesen und danach die Anregung gegeben werden, diese wichtige Angelegenheit nicht aus dem Auge zu lassen.

Die katholischen Gemeinden entbehren solcher Ordnung nicht, sie sind von Anfang an fest eingegliedert in die die ganze Erde umspannende hierarchische Organisation.

Diakonus **Schulze**, Niesky: Man darf nicht, wie es von einem der Herren Vorredner geschehen ist, die Mission in besonderer Weise verantwortlich machen für ungerechtfertigte Freiheitsgelüste, wie sie in Verbindung mit der äthiopischen Bewegung zutage treten; denn die Mission hat nicht die Aufgabe, den Eingeborenen in den Kolonien soziale Gleichstellung mit den Weissen zu versprechen oder sie direkt anzustreben. Sie unterstützt und erstrebt die soziale Hebung und wirtschaftliche Verselbständigung der Eingeborenen zunächst, um sie zur Unterhaltung ihrer eigenen Schulen und Kirchen zu befähigen. Weiterhin aber sucht sie die soziale Stellung der Eingeborenen nur entsprechend den Intentionen der betreffenden Regierung zu beeinflussen und sie geistig und auch wirtschaftlich zu einer genügenden Selbständigkeit zu führen, damit sie dann, wenn ihnen von seiten der Regierung grössere Freiheiten gewährt werden, den rechten Gebrauch davon zu machen verstehen. Auch im Blick auf die äthiopische Bewegung hat die Mission, wie es z. B. einst die Mission der Brüdergemeine in Westindien vor der Sklavenemanzipation mit teilweise gutem Erfolge getan hat, anzustreben, dass die Eingeborenen in der rechten Weise auf die möglicherweise bald eintretende soziale und kirchliche Verselbständigung vorbereitet werden. Sie hat aber kein Interesse daran, dieselbe vorzeitig herbeizuführen.

Missionsinsp. D. **Merensky**, Charlottenburg, bemerkt zum Schluss, dass er in den ihm vorliegenden Quellen einen Beweis dafür nicht gefunden habe, dass Dwane seine Mission um Geld betrog. Er betont dann, dass deutsche Missionare den Farbigen soziale und politische Gleichstellung als Folge der Annahme des Christentums nicht in Aussicht stellen. Den Auslassungen einzelner äthiopischer Fanatiker in Zeitungen legt er keine Bedeutung bei, er weist darauf hin, dass er in seinem Vortrage hervorgehoben habe, es seien solche Ausschreitungen überwunden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Anschluss von Missionsgemeinden oder Missionskirchen-Gemeinschaften an heimische Kirchen wird in späterer Zeit zu erwägen sein; vorläufig stehe die Mission in den deutschen Kolonien noch in den ersten Anfängen, so dass für diesen wichtigsten Zweig deutscher Missionstätigkeit diese Frage erst in späterer Zeit auf die Tagesordnung kommen wird.

Die Mission als Förderin der Kultur und Wissenschaft.

Von P. **A. Nachtwey,** apostolischer Präfekt in Deutsch-Südwestafrika.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der deutsche Kolonialkongress im Jahre 1902 bezeichnete als die Aufgabe der in unsern Kolonien tätigen Missionsgesellschaften die geistige, sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen. In der Tat werden durch diese drei Worte die Grund- und Umrisslinien gezogen, innerhalb welcher die kolonisatorische Tätigkeit der Mission sich bewegt; sie kennzeichneten kurz und bündig die Kulturaufgabe der Mission, nämlich: den Unterricht des Verstandes, die Bildung des Herzens und die Erziehung zur Arbeit; mit einem Worte: die ethisch-religiöse Kultur. Sie prägten dadurch zur Genüge den kolonialen Wert der Mission, gaben ihr in dieser glänzenden Versammlung nicht nur ein Heimats-, sondern auch ein Bürger- und Stimmrecht, und werteten sie ein als Kulturfaktor — als einen Kulturfaktor, den eine kluge und weitblickende Kolonialpolitik nicht entbehren kann und darf, sofern sie noch den Namen einer christlichen beanspruchen will.

Die Mission als eine Förderin der Kultur und Wissenschaft des näheren darzulegen, das sollte meine Aufgabe sein. Die Lösung dieser Aufgabe ist nun aber zum Teil bereits erfolgt. Zunächst durch die übrigen Vorträge unseres Sektions-Programmes selbst. Wir lesen da von der Mithilfe der Mission bei der Erziehung zur Arbeit, von ihrer Schultätigkeit in den Kolonien, von ihrer Mitwirkung in der vergleichenden Religionswissenschaft usw. — alles Themata, welche mir einen Einzelbeweis ersparen und mich zu einer allgemeinen Schlussfolgerung, zu dem Hauptsatz meines

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vortrages berechtigen, denn das Summa Summarum dieser einzelnen Addenden kann nur lauten: Die Mission eine Förderin der Kultur! Sodann sind die Leistungen der Mission auf dem Gebiete der verschiedenen Wissenschaften so bekannt und anerkannt, dass auch hier ein Einzelbeweis überflüssig ist und ich Ihre volle Zustimmung finden werde, wenn ich sage: Die Mission ist ebenfalls eine Förderin der Wissenschaft. Ich formuliere deshalb mein Thema dahin: Die Mission bildet durch ihre Kulturarbeit einen der bedeutendsten Kulturfaktoren.

Gestatten Sie mir eine zweifache Bemerkung:

Die letzten Vorgänge, wie sie sich auf unserm kolonialen Arbeitsfelde abgespielt haben, bringen es uns zum Bewusstsein, dass wir in unserer Kolonialgeschichte an einem Wendepunkte angelangt sind.

Schatten, recht düstere, waren es, die über uns dahingeglitten sind. Ich glaube, wir alle, die ehrliches Streben und Werben hier zusammengeführt, hegen nur den einen Wunsch, dass die Neugestaltung der Dinge nicht in letzter Linie unserer heiligen Sache zugute kommen muss. Mit andern Worten, man gebe der Mission jenes Recht, jene Freiheit, die ihr durch Gesetzeskraft verbrieft und verbürgt sind. Nur dann wird sie zu leisten imstande sein, was ihres hohen Berufes ist.

Meine zweite Vorbemerkung ist die: Der Beruf der Mission ist das Heil der Menschenseele. So lautet der göttliche Missionsbefehl. Aber die Mission erfasst den Menschen nicht losgelöst von der Erdscholle, die ihn trägt; sie packt den Wildling da draussen, so wie sie ihn findet, als sinnlich-geistiges Wesen mit seiner Eigenart. Danach richtet sie sich in ihrer Arbeit. Erst wenn sie den Boden bereitet hat, streut sie den Glaubenssamen aus. Diesen Boden schafft sich aber die Mission durch ihre Kulturarbeit oder, im Rahmen meines Themas gesprochen, indem sie diesen schafft, leistet die Mission Kulturarbeit. Prinzipiell ist das erste der Mission das „ora"; methodisch genommen, kommt zuerst das „labora". Der Wilde muss zuerst zum Menschen und dann zum Christen werden oder, um ihn christlich zu machen, machen wir ihn zuerst menschlich. Christentum ist ja ein veredeltes Menschentum. Auf der geläuterten Natur wird leicht die Gnade ihr Werk aufbauen.

Und so sehen wir die Mission in der Reihe der Kulturfaktoren, und ich sage:

1. Die Mission ist eine der bedeutendsten Kulturfaktoren, weil sie jene Kulturgüter vermittelt, welche alle übrigen an innerer Würde überragen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die innere Würde und Wertung der Kulturgüter entspricht den Bedürfnissen, welchen sie dienen, denn je höher der Herr, desto angesehener der Knecht! Bis hierhin werden mir alle zustimmen. Einen Kreuzweg aber bildet die Frage: Welches sind die höheren und niederen Bedürfnisse der menschlichen Natur, denen die Kulturgüter zu dienen haben? Es ist klar, dass hier die Weltanschauung nicht bloss zur Geltung kommt, sondern einfachhin den Ausschlag gibt. In der Tat, hier trennen sich die Wege der christlichen und nichtchristlichen Weltanschauung. Dem Materialisten wird die Lehre, dass die Seele mehr sei als der Leib, für Torheit gelten. Ein Wort, wie das des Herrn: „Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, aber an seiner Seele Schaden leidet", wird ihm geradezu unverständlich bleiben. Er wird eine wirtschaftliche Kultur mit ihrem Gewinnen und Geniessen für das höchste erklären.

Das ist aber nicht christliche Weltanschauung und kann keine christliche, mithin auch keine bleibende, echte, wahre Kultur zeitigen. Die christliche Weltanschauung erfasst den Menschen in seinem dreifachen Verhältnis zu den Geschöpfen, die unter ihm stehen; zu seinesgleichen, die neben ihm stehen, und zu seinem Schöpfer, der über ihm steht. Auf dieser dreifachen Grundlage erwächst eine dreifache Kulturaufgabe, nämlich: die wirtschaftliche, die sozial-juridische und die ethisch-religöse. Letzteres Kulturgebiet nun, das eigentliche und eigenste Arbeitsfeld der Mission, auf welchem sie Kulturgüter schafft und verbreitet, entspricht den edelsten Bedürfnissen der menschlichen Natur — die mit Vernunft begabt und mit Unsterblichkeit ausgestattet ist. — Darum müssen ihre Kulturgüter an innerer Würde und Wertung alle andern übertreffen.

Das ist aber nicht nur der Fall, wenn wir das Kulturobjekt, den Menschen, ins Auge fassen, sondern auch wenn wir auf das Ziel schauen, welche die Mission durch ihre Kulturarbeit anstrebt. Es ist die Vervollkommnung, Veredlung, die höchste Vollendung der menschlichen Natur, die ihr Endziel nach gottgläubiger Weltanschauung gefunden hat, dort im jenseitigen, in dem ewigen Gottesbesitz. Dahin muss alles menschliche Streben zielen. „Im ewigen Leben", sagt ein bewährter Mann, „wenn alle Weltzeit abgelaufen ist, bleibt von der sozialen Leistung, zu welcher die ethisch-religiöse Kultur mithalf, vom Kulturfortschritt, nicht mehr übrig, als von allem, was da kam und ging, während der Abschluss der religiös-ethischen Kultur notwendig und wesentlich in alle Ewigkeit Bestand hat."

Die Mission schafft also draussen eine Kulturarbeit und verbreitet dort Kulturgüter von ewigen, unvergänglichen Werten. Was sie aussät, trägt hundertfältige Frucht auf Erden und im Jenseits das ewige

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Leben. Ist es nun unser aller Aufgabe, Kulturleben in jene überseeischen Gebiete zu tragen und in ihnen zu verbreiten, und soll dieses Kulturleben christliches, echtes, wahres sein, dann gedenke man des hohen Zieles, zu dem der Mensch, auch der Afrikaner und Insulaner, berufen ist; dann werde man gerecht den edelsten der Bedürfnisse, nach dessen Befriedigung der Mensch verlangt; dann gebe man die gebührende Stellung, die Freiheit und Unterstützung dem bedeutendsten der Kulturfaktoren, der Mission.

Doch wir wissen, dass dieser unser Massstab nicht von allen anerkannt wird, und dass diese unsere Forderung nicht nach jedermanns Sinn gesprochen ist, dass von seiten vieler endlich der Mission nur so viel Wertschätzung widerfährt, als sie in wirtschaftlicher Hinsicht leistet. Nun wohl, es bleibt dennoch wahr; wir betonen diesen gegenüber, dass die Mission vor allem geistige, ewige Güter vermittelt, und dass diese Güter die höchsten sind.

2. Die Mission ist einer der bedeutendsten Kulturfaktoren, weil sie ene Kulturgüter bringt, welche notwendiger sind, als alle übrigen.

Die notwendigste Kulturarbeit wird jene sein, ohne welche ein echtes Kulturleben überhaupt nicht möglich ist, oder ohne welche auf die Dauer ein solches nicht bestehen kann.

Ich sage zunächst, weil ohne sie ein wahres Kulturleben nicht möglich ist, und das wiederum in zweifacher Hinsicht. Die Mission befriedigt durch ihre Kulturgüter das edelste Bedürfnis der menschlichen Natur. Ist doch ihre Aufgabe vorzüglich die Pflege des Herzens und des Verstandes. Ohne sie bliebe eine Lücke in der Kulturanlage des Menschen, welche durch nichts ausgefüllt werden kann, und jedweder Kulturversuch müsste zu einem mangelhaften Resultate führen. Die europäische, wirtschaftliche Kultur überflutet sozusagen unsere Kolonialgebiete. Sie arbeitet ja mit Dampf! Bei ihrer Berührung aber und unter ihren Schritten wird der blinde Glaube der eingeborenen Völker an die Dämonen und Naturkräfte erschüttert. Hält nun die Kulturarbeit der Mission nicht wenigstens in etwas Schritt mit den wirtschaftlichen Fortschritten, so werden wir wohl eine Zivilisation erwachsen sehen, die aber nur Schein und Aussenwerk ist, da sie der einzig wahren Grundlage, der ethisch-religiösen, entbehrt. Früher oder später werden die Söhne dieser Zivilisation die grösste Gefahr für unsere Kolonien werden. Ja gewiss, die wahre und kulturelle Hebung des Individuums wie der Gesamtheit baut sich nur auf auf dem Kulturgute der Mission. Und dieses bedeutet ja kein anderes Fundament, als jenes, auf welchem der Bestand jedweder menschlichen Gesellschaft begründet ist: die Religion mit der Summe ihrer unveränderlichen Wahrheiten, Rechte

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Pflichten. Das Prinzip der Autorität, dieser Lebensnerv jedes staatlichen Gemeinwesens, wurzelt mit seinen feinsten Fasern in der Überzeugung an einen Schöpfer des Himmels und der Erde; und zum Gehorsam kann nur die innere Stimme des Gewissens dauernd zwingen. Das ist eben eines der vorzüglichsten und notwendigsten Kulturgüter der Mission, dass sie religiös-sittliche Charaktere schafft. Streichen Sie die Mission als Kulturfaktor, dann sinken Gottesglaube und Sittlichkeit, Liebe, Freiheit und Gerechtigkeit dahin, und an ihre Stelle werden Selbstsucht, brutale Gewalt, Genusssucht, Ausbeutung des Schwächeren erstehen, und soziale Katastrophen, koloniale Krisen werden die unausbleibliche Folge sein. Aber die Kulturgüter der Mission sind nicht nur notwendig zur kulturellen Hebung der einzelnen, sie sind auch unerlässlich zum weiteren Gedeihen und Fortblühen des Kulturzustandes. Die Mission ist nicht nur ein notwendiger Kulturfaktor durch die Kulturwerte, die sie direkt schafft, sondern sie erweist sich auch nützlich und notwendig auf allen übrigen Kulturgebieten. Nur kurz will ich einzelnes erwähnen.

Da ist zunächst das wirtschaftliche Kulturgebiet. Die wirtschaftliche Kultur wird von den wirtschaftlichen Bedürfnissen hervorgerufen. Was sie aber hält und fördert, das ist ernste, ausdauernde Arbeit. Und diese ist ein Kulturgut der erzieherischen Tätigkeit der Mission. Durch ihre Lehre und durch ihr Beispiel bringt sie die Arbeit, adelt sie die Arbeit und zwingt zur Arbeit. Sie verkündigt die Lehre, die der Welterlöser während dreier Jahre in Judäa verkündet, und befolgt das Beispiel und stellt es als Lebensideal auf, welches der Zimmermannssohn von Nazareth 30 Jahre lang in der Werkstatt gegeben. Womit begann die zivilisatorische Arbeit, welche die Völker in den Wäldern Galliens und Germaniens zivilisieren sollte? Damit müssen wir noch heute beginnen in Ost- und Westafrika und in Ozeanien: mit dem Unterricht und Beispiel der Arbeit in den Handwerks- und Arbeitsschulen für Eingeborene. Hier werden sie die Pflicht zur Arbeit und den Segen der ernsten Arbeit lernen. Nachdem die ersten Anfänge katholischer Missionstätigkeit in Südwestafrika zustande gekommen, ist es das Bestreben der dortigen Mission gewesen, Arbeitsschuien zu eröffnen für farbige und Bastardkinder in Gross- und Klein-Windhuk und Epukiro. Ganz dasselbe wird jede andere Mission tun oder hat es getan, wenn sie das wahre Wohl der Eingeborenen fördern will, ob sie nun katholisch oder protestantisch ist. Ich möchte ganz besonders ihre Aufmerksamkeit auf diesen für Südwestafrika so ungemein wichtigen Punkt lenken, wenn es sich handelt um die Zukunft der Herero- und Bastardkinder.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Entweder — und das bitte ich Sie, recht sehr in Erwägung zu ziehen — entweder erziehen wir uns aus ihnen eine schätzenswerte Arbeitskraft, oder ein der Kolonie gefahrdrohendes Proletariat. Darum muss unsere Losung bei der Neugestaltung der Dinge in Südwestafrika lauten: Die Eingeborenen und vor allem die Jugend in die Schule, in die Arbeit. — Jung gewohnt, alt getan!

Nicht minder fühlbar wird sich der Einfluss der Mission in dem gesamten sozial-juridischen Kulturaufbau gestalten. Keine Überzeugung hat für die Ausgestaltung des öffentlichen Rechtes grössere Tragweite als diese: Die Zentralgewalt ist von Gott in den Dienst des allgemeinen Wohles gestellt, der weissen, wie der schwarzen Rasse. Kein Grundsatz ist so grundlegend auf dem Gebiete privaten Rechtes als dieser: Jeder Mensch, ob weiss oder schwarz, ist naturnotwendiges Rechtssubjekt. Niemals darf er als Sache gewertet, als Sache ausgenutzt werden. Hier hat die Mission im Interesse der Eingeborenen oder vielmehr im Interesse des gesamten Kulturlebens aufklärend zu wirken, wie es anderseits ihre Aufgabe sein muss, den Eingeborenen das Gefühl der moralischen Verpflichtung, Achtung, Gehorsam und Ehrfurcht vor der Obrigkeit einzuimpfen, dieselben aufzuklären, welche Rechte, aber auch welche Pflichten aus den Schutzverträgen ihnen erwachsen usw. Wenn dieser belebende Segenshauch freiwilliger Gerechtigkeit und erbarmender Liebe in unserer Kolonialarbeit obwaltet, dann werden wir erfreuliche Früchte erhoffen dürfen.

Noch ein drittes Kulturgebiet will ich berühren: das der Wissenschaft. Der Missionar kann nicht blind im Lande und Volke, wo er arbeiten soll, leben. Er wird zunächst danach trachten, Wege und Stege ausfindig zu machen, um zu jenen Stämmen zu gelangen, wohin ihn der Missionsbefehl sendet. Die Früchte seines Studiums wird die geographische oder besser topographische Wissenschaft ernten. Und ist er an seinem Bestimmungsorte angelangt, dann wird er sich häuslich und dauernd niederlassen. Der Missionar ist nicht wie der Reisende, der, im Fluge sozusagen, die Länder durcheilt, und der oft genug mit feindseliger Gesinnung von den Eingeborenen betrachtet und gemieden wird. Der Missionar sieht sich gezwungen, um seiner Aufgabe gerecht zu werden, den Weg zum Herzen dieser Wilden einzuschlagen. Das kann er nur, wenn er ihre Sprache spricht, und nun beginnt jene mühevolle Arbeit, welche so reichliche Schätze den Sprachwissenschaften eingebracht hat. Kein anderer als der Missionar ist so in der Lage, das innere und häusliche Leben und Treiben der Naturvölker zu belauschen, und was er in dieser Beziehung zu Papier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebracht, das steht gebucht in den Annalen der Völkerkunde, der ethnographischen und linguistischen Wissenschaften.

Alles das berechtigt voll und ganz zu dem Schlusse: die Mission ist in unserer Kulturarbeit ein notwendiger Faktor, notwendig infolge ihrer direkten Kulturarbeit, notwendig auch, insofern sie als Förderin der übrigen Kulturgüter auftritt. Wer wollte da an der Bedeutung der Mission noch Zweifel hegen? Diese Bedeutung wird endlich noch durch einen dritten Grund erhärtet, den ich nur kurz berühren will.

3. Die Mission bildet einen der bedeutendsten Kulturfaktoren, weil sie jene Kulturgüter vermittelt, welche eine grössere, allgemeinere Verbreitung nicht nur zulassen, sondern verlangen.

Nicht alle Kulturgüter lassen allgemeine und gleichmässige Verbreitung zu. Reichtum und immer bessere Mittel, ihn zu erwerben und zu mehren, steigern zwar den Volkswohlstand, aber die Zahl derjenigen, die hiervon den vollen Vorteil haben, wird immer eine beschränkte bleiben. Die Golddecke ist eben für die Menschheit zu kurz! Von diesen Kulturgütern kann also nicht jedermann Befriedigung erhoffen; nicht jedermann kann an ihnen gleichen Anteil nehmen. Gleichen Anteil aber an allen ihren Kulturgütern gewährt die Mission. Hier herrscht für alle Gleichheit: Gleichheit des Endziels im Jenseits, Gleichheit der Verpflichtung und Verantwortung, Gleichheit der Überzeugung und Gebote, Gleichheit der Würde jedes einzelnen.

Dieser Kulturvorzug ist das Merkmal der christlichen Kultur, die wir verbreiten sollen. Durch ihn unterscheidet sich die christliche Kultur von den Kulturen vorchristlicher Völker, bei denen die Grundforderung einer allgemeinen Kultur unbekannt war. Ihnen ging diese Expansivkraft ab, die über die Grenzen des Landes und des Volkes hinausdrängt. Sie konnten, mit wenigen Ausnahmen, nur knechten, unterwerfen, ausbeuten und Profit machen, aber nicht belehren, erziehen, veredeln, zivilisieren, kultivieren. Erst mit dem Christentum trat ein Wort hervor, welches, wie Max Müller so treffend sagt, nimmer die Lippen des Sokrates, noch des Plato, noch des Aristoteles überschritten hat, die Menschheit. Diese ist allein das Kulturobjekt der christlichen Mission geworden. Und so allgemein und verbreitet diese Menschheit ist, so allgemein und verbreitet sind die Kulturgüter der Mission in ihrer Bestimmung, so allgemein und verbreitet ist die Kulturarbeit, die Kulturaufgabe der Mission, so allgemein und verbreitet ist das Arbeitsfeld, wo die Mission recht- und pflichtgemäss der berufene Arbeiter ist. Geistige, sittliche und kulturelle Hebung der Eingeborenen, das ist — so haben es auch die Mitglieder des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kolonialkongresses vor drei Jahren gesagt — die Aufgabe der Mission in unsern Kolonien. Damit hat man treffend die Kulturgüter der Mission charakterisiert: Kulturgüter, die alle übrigen an innerer Würde und Wertung überragen, Kulturgüter, die notwendiger sind im Kulturaufbau, als alle übrigen, Kulturgüter endlich, die allgemeine Verbreitung gestatten und verlangen. Daraus folgt, dass die Besitzerin solcher Kulturgüter in den Reihen der Kulturfaktoren einer der mächtigsten, einer der bedeutendsten und bedeutsamsten ist, und zwar bedeutsam an und für sich, und bedeutsam als Beförderin der übrigen Kulturgebiete, wie Wirtschaft und Wissenschaft. Und die Besitzerin solcher Kulturgüter ist die Mission. Wohlan, gewähre man ihr in der Zukunft, von der wir das Beste erhoffen, jene Stellung, jene Freiheit, jene Rechte, die sie beanspruchen darf und muss. Dann wird sie segnend durch unsere überseeischen Gebiete ziehen, Licht, Wärme und Leben spendend, wie das glänzende Tagesgestirn über unsern Häuptern. Das walte Gott!

P. **Watterott,** Hünfeld bei Fulda: Das Thema „Erziehung des Eingeborenen zur Arbeit" hat in den Verhandlungen des Kolonialkongresses eine hervorragende Stellung eingenommen. In der Diskussion, die sich im Plenum an den Vortrag über dieses Thema anschloss, hat ein Herr hingewiesen auf die Steigerung des Konsums als auf ein Mittel, den Eingeborenen zur Arbeit zu veranlassen. Die Fassung, welche der Redner seinen Gedanken gegeben, schien mir nicht genügend abgegrenzt und bestimmt und deshalb geeignet, zu Missdeutungen Anlass zu geben. Ich möchte an die Stelle des Wortes Konsum das Wort Lebensgenuss stellen. Es gibt einen berechtigten Lebensgenuss, zu dem wir auch unserer deutschen Arbeiterwelt zu verhelfen suchen, so z. B. durch Verbesserung der Wohnungsverhältnisse, Verbilligung der Lebensmittel usw. Wenn der Redner seinen Worten diese Bedeutung hat beilegen wollen, so kann ich ihm nur zustimmen. Leider klangen die Worte des Diskussionsredners, wenn ich mich so ausdrücken darf, zu materialistisch. In seinem Sinne aufgefasst, fürchte ich, dass der „Konsum" beim Schwarzen in erster Linie seinen Ausdruck im Verbrauche von Branntwein und dergleichen schlimmen Dingen finden wird. So viel ich weiss, sind die Ausführungen des Redners bis jetzt ohne Berichtigung und Widerspruch geblieben. Ich möchte dieselben aber auf dem Kolonialkongress nicht unwidersprochen gelassen haben.

P. **Fischer,** Heiligkreuz: Aus dem Vortrag des Herrn Referenten apost. Präf. P. Nachtwey geht hervor, dass es für die Mis-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sion keiner Reklame bedarf; nur Verständnis ist notwendig, und sie wird überall Anerkennung finden. — Der Herr Referent hat aber den Zweifel ausgesprochen, ob er mit seinen Aufstellungen über den Kulturwert der Missionen auch in nichtchristlichen Kreisen Beifall finden werde. Ich glaube nun einen Kulturfaktor, den erfahrungsgemäss nur die christliche Mission bringt, hervorheben zu können, gleichzeitig den wichtigsten zum wahren Völkerglück, der auch die Vertreter nichtchristlicher Weltanschauung zwingt, der Mission als Kulturmacht die Palme zuzuerkennen; d. i. das Gut der persönlichen Freiheit. — Ich kann ein Volk nur dann wirklich kultiviert nennen, wenn es jedem Individuum die persönliche Freiheit leiblich und geistig sicher stellt. Aller schillernde Glanz von Technik, Kunst und Wissenschaft kann dieses Kuturgut nicht ersetzen.

Das Heidentum nun, in welcher Form und zu welcher Zeit wir es betrachten, trägt das Kainsmal der Sklaverei an der Stirne. Für die antike Heidenwelt, wie für die lebende ist dies bekannt. Der Islam ferner ist gestern als Sklavereimacht bereits gebrandmarkt worden. Aber auch das moderne Heidentum, welches wir um uns emporwuchern sehen, führt zur Knechtung eines grossen Teiles der Menschheit. Oder ist das Endziel unseres von den christlichen Grundsätzen losgelösten Manchestertums nicht die sklavische Abhängigkeit unserer Arbeiterkreise? Ist das Weib in den religionslosen Kreisen nicht auch bei uns vielfach von seiner Menschenwürde herabgedrückt worden? Zu einem entehrten Spielzeug einer geilen, neuheidnischen Männerwelt herabgesunken?

Wo das Christentum eben nichts gilt und auch dort, wo es wieder ausgeschaltet wird, gedeiht das Kulturgut der persönlichen Freiheit nicht. Nur dort, wo das Christentum seine Lehre hingetragen hat, dass jeder Mensch Gottesbild und Gotteskind ist, von Gott erlöst und für Gott bestimmt ist, nur dort wird jeder einzelne wertvoll; dort rückt der Bettler praktisch als Mensch an die Seite des Königs; nur wo das ergreifende Ereignis von Bethlehem verkündet wird und die Mutter von Bethlehem mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Arme den Völkern erscheint, dort wird das Weib aus seiner Niedrigkeit zur vollen Menschenwürde emporgeführt und zur Gleichberechtigung mit dem Manne und zur Freiheit gebracht. Dieses Kulturgut den Völkern zu bringen, hat sich seit 2000 Jahren das Christentum allein befähigt gezeigt. Wollen wir darum die heidnischen Völker unserer Kolonien wahrhaft beglücken, dann lasse man die christliche Missionsarbeit dort recht zur Geltung kommen, und fördere sie besonders auch, wie der Herr Referent es betont hat, durch Gewährung der notwendigen Bewegungsfreiheit.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Referent, als Vertreter der katholischen Mission, und Pastor Hardeland, Zittau (Sachsen), als Vertreter der evangelischen Mission, stellen den Antrag, folgende Resolution zu fassen:

„Die 4. Sektion des Deutschen Kolonialkongresses 1905 hat, in der Überzeugung, dass eine weitere gedeihliche Entwickelung unserer neuen Kolonien abhängt von der Erfüllung des alten Wortes: ‚Gerechtigkeit erhöht ein Volk', mit Freuden Kenntnis genommen von der Versicherung verschiedener Kenner der Kolonien, dass die sittlichen Verhältnisse in denselben sich in der letzten Zeit gebessert, hofft jedoch, dass künftig, noch mehr als bisher, jeder Deutsche in den Kolonien sich seiner Verpflichtung als Christ und Deutscher bewusst bleibt, und dass insbesondere jeder Beamte sich eines vorbildlichen Wandels befleissigt."

P. **Enshoff,** St. Ottilien, bringt folgenden Gegenantrag ein:

„Die 4. Sektion empfiehlt dem Plenum zur Annahme die folgende Resolution:

Unter Anerkennung des kulturellen Wertes der christlichen Missionen wird allen kolonialen Kreisen nahegelegt, denselben volle Bewegungsfreiheit und moralische Mitarbeit zu gewähren."

Oberkonsistorialrat Dr. **Kapler,** Berlin, möchte sich in der Wertschätzung der Missionen, insbesondere auch hinsichtlich ihrer Leistungen auf dem Gebiete der Kultur und Wissenschaft von keinem Teilnehmer der Sektion übertreffen lassen, kann aber doch Bedenken gegen die Fassung der beiden vorgeschlagenen Resolutionen nicht unterdrücken. Die Resolution Hardeland-Nachtwey scheine ihm, namentlich in ihrem letzten Teil, nicht in dem erforderlichen Zusammenhange mit dem verhandelten Thema zu stehen. An der Resolution des P. Enshoff aber sei die Forderung „voller Bewegungsfreiheit" für die Missionen in dem Sinne missverständlich, als ob damit gesagt werden solle, dass der Rechtszustand in den Schutzgebieten zurzeit eine unbillige Beschränkung der Missionen enthalte, ein Urteil, das Redner sich nicht aneignen möchte. Er stelle anheim, eine Resolution — dem Thema des letzten Vortrages entsprechend — lediglich in dem Sinne zu fassen, dass der Mission als Förderin von Kultur und Wissenschaft warme Anerkennung gespendet werde.

P. **Enshoff,** St. Ottilien, zieht seinen Antrag zurück.

P. **Froberger,** Trier: Ich halte die Resolution Nachtwey-Hardeland in der vorgelegten Form für unpassend wegen der darin enthaltenen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Spitzen gegen verschiedene Kolonialkreise und auch wegen der Länge derselben. Ich schlage daher eine andere Resolution vor:

„Die 4. Sektion des Kolonialkongresses legt in Anerkenung der Verdienste der Missionen um Kultur und Wissenschaft allen kolonialen Kreisen nahe, den Missionen volle moralische Unterstützung zu gewähren und dadurch immer mehr kulturelle Arbeitseinheit zu erzielen."

Ich bitte, die Resolution in dieser Form anzunehmen, weil sie der Hauptsache nach alles enthält und unnötige Spitzen vermeidet, da man doch zur Genüge weiss, welche Absichten uns leiten.

Oberkonsistorialrat **Wevers,** Berlin, unterstützt die von Pater Froberger eingebrachte Resolution. Sie hat nicht allein den Vorzug der Kürze, sondern ergibt sich auch als ein unmittelbarer Ausfluss der Erörterungen des Themas, das uns soeben beschäftigt hat. Namentlich aber vermeidet sie jede Spitze gegen einen einzelnen Kreis, unter den in den Kolonien wirksamen deutschen Faktoren, und darauf ist um so mehr Gewicht zu legen, als Fehler und bedenkliche Einflüsse seitens anderer als der in der Resolution Nachtwey-Hardeland benannten Kreise nicht verborgen sind. Diese dürften auch nicht unberücksichtigt bleiben, wenn jene besonders gekennzeichnet werden sollten. Es wird überdies der Gefahr vorzubeugen sein, bei der am Schluss des Kongresses stattfindenden Diskussion der gefassten Resolutionen einen Misston gerade bei der Besprechung der heiligen Sache der Missionen zu veranlassen. Die von mir vertretene Resolution aber wird nach der gewünschten Richtung hin als „sapienti sat" gelten können und zum Schluss des Kongresses die gewichtige Wirkung eines eindringlichen Appells an unser Volk von seiten des Kolonialkongresses erhoffen lassen können. Ich erlaube mir daher, die Resolution Froberger warm zur Annahme zu empfehlen.

P. **Hardeland,** Zittau, zieht zugleich im Namen des Herrn Referenten den von ihnen gestellten Antrag zugunsten des zuletzt eingereichten Antrags Froberger zurück, unter Ausdruck der Freude darüber, dass das von ihnen Gewünschte durch denselben erreicht sei.

* * *

Die Resolution Froberger gelangt sodann einstimmig zur Annahme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was soll der Missionar dem Heidentum, was dem Vaterlande sein?

Von P. A. Goette, Paderborn.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich nunmehr zu Ihnen über das Thema zu reden habe: Was soll der Missionar dem Heidentum, was dem Vaterlande sein? dann drängt es mich, unter „Vaterland" unser liebes deutsches Vaterland zu verstehen, und für Heidentum, heidnisches China zu setzen; denn, obwohl ich fast ein Vierteljahrhundert als katholischer Missionar im grossen Reiche der Mitte wirke und dieses Land mir zur zweiten Heimat geworden ist, fühle ich mich auch heute noch durch und durch als urdeutscher Westfale.

Der christliche Missionar betrachtet sich als Gesandten Christi; er beruft sich und muss sich berufen auf dessen Auftrag: „Geht hin in alle Welt, und lehret alle Völker." Darum muss Christi Lehre seine Lehre, Christi Ideal sein Ideal, Christi Wirken sein Wirken sein. Was der Evangelist vom Gottmenschen rühmt: transiit benefaciendo — segenspendend ging er umher —, das muss man auch vom christlichen Missionar in China rühmen können. Sein Auftrag kann es an erster Stelle nicht sein, ordnend und fügend einzugreifen in das zeitliche Leben der Heiden. Es ist an dieser Stelle gestern und vorgestern gesagt worden, die Mission in den deutschen Kolonien habe damit zu beginnen, dass der träge Eingeborene zur Arbeit angehalten werde. Für die chinesischen Missionen ist das weniger notwendig. Der Chinese arbeitet, von der Natur gezwungen, seit Jahrtausenden. Unter diesem Volke muss es des Missionars oberste Aufgabe sein, das Zeitliche hinzulenken zum Ewigen, das Vergängliche dem Unvergänglichen unterzuordnen, das Menschengeschlecht, das von Gott stammt, zu Gott zurückzuführen.

Christus, der menschgewordene Gottessohn, hat der Welt eine klare und bestimmte Antwort gebracht auf die grosse, jedem Denkenden sich aufdrängende Frage: Woher kommst Du und wohin gehst Du? Er hat uns belehrt über den liebenden Vater im Himmel, von dem wir kommen und zu dem wir gehen und der zu unserer Rettung seinen eingeborenen Sohn auf diese Welt gesandt hat. Und die Lehre des menschgewordenen Gottessohnes in ihrer ganzen Reinheit und in ihrem ganzen Umfange soll der Missionar dem armen Chinesen ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

künden, ihm dadurch den Frieden vermittelnd, welchen ihm kein Buddha, kein Konfutius, kein Laotse und kein Mohammed geben konnten.

Wahrlich, eine grosse Aufgabe für die christlichen Sendboten, einem Volke mit mehr als 400 Millionen Heiden die Lehre des Heils zu bringen!

Christus hat die Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe wiederhergestellt, die misskannte Menschenwürde des schwachen Geschlechts zur Anerkennung gebracht, die unveräusserlichen Rechte des Kindes festgelegt und geschützt, das ganze Familienleben geheiligt, nicht zuletzt die Erziehung des Kindes. Hinter dem christlichen Ideal steht die chinesische Familie weit zurück, und gerade darum erwächst dem Missionar hier eine der grössten und schwierigsten Aufgaben.

Die Frau gilt in China nicht als die Genossin des Mannes, die von Gott die gleichen Rechte, wie er, empfangen hat. Der Gehorsam, den sie nicht nur ihrem Manne, sondern zugleich auch dessen Eltern schuldig ist, kennt keine Ausnahme. Nicht bloss Scheidung ist zulässig, sondern die Frau kann auch, ihre Zustimmung vorausgesetzt, einem andern Manne verkauft werden. So steht es freilich im Gesetze; hunderte Male jedoch kommt es vor, dass die Ehefrau trotz ihres Protestes dem Schosse ihrer Familie entrissen wird, und keine weltliche Obrigkeit kümmert sich darum.

Der Vater besitzt unumschränkte Gewalt, und das Kind hat ihm gegenüber kein gesetzlich geschütztes Recht aufs Leben. Die Tötung oder Aussetzung neugeborener Mädchen und kranker Knaben ist beinahe in ganz China in den unteren und mittleren Ständen durchaus nichts Seltenes; unsere vielen Waisenhäuser mit Tausenden von solchen auf den Strassen und in Begräbnisplätzen aufgelesenen unglücklichen Wesen, legen ein nur zu beredtes Zeugnis gegen unmenschliche Eltern ab.

Im heiratsfähigen Alter kann der Sohn, die Tochter nicht frei und nach eigener Neigung wählen. Die Eltern und Vormünder allein suchen für ihre Kinder oder Mündel die Lebensgefährten. Wohl lebt ein grosser Teil der Chinesen in Monogamie, allein das Leben mit mehreren Frauen ist besonders in den vornehmen und bemittelten Klassen nichts Seltenes, zumal wenn die Hauptfrau keinen Sohn geboren hat.

Welch' ein Arbeitsfeld für den Missionar, wenn er solchen Anschauungen und Lebensgewohnheiten die Lehre des Welterlösers entgegensetzt, und die christliche Ehe und christliche Familie zur Geltung bringt!

Christus war nichts weniger als ein Gegner wahrer Geistes- und Herzensbildung. Seine Kirche hat die Kunst- und Wissensschätze des klassischen Altertums für die heutige Welt gerettet. Die ersten Uni-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

versitäten wurden durch sie gegründet. Wenn nun wir Missionare in China auch vor der Hand etwas Wichtigeres zu tun haben, als an Gründung von Universitäten zu denken, so sind wir doch auf dem Gebiete der Erziehung durch die Schule keineswegs untätig gewesen. Die Zahl der errichteten höheren Lehranstalten und Missionsschulen beweist es. Wohl kennt auch das chinesische Gesetz einen Paragraphen, welcher die Errichtung von Schulen vorschreibt. Aber darum darf man chinesisches Schulwesen und chinesische Volksbildung nicht zu hoch einschätzen. Die Lehrer an diesen Schulen sind grösstenteils unstudierte Leute oder, wenn's gut geht, solche, die eine höhere Prüfung, welcher sich alle Beamtenaspiranten unterziehen müssen, nicht bestanden. Darum ist der in von solchen Lehrern geleiteten Schulen erzielte Erfolg meistens nur ein geringer. Es ist überhaupt entmutigend, wenn man erfährt, dass von der männlichen Bevölkerung Chinas nur einige 30 Prozent und von der weiblichen nur 2 Prozent lesen und schreiben können.

Es zeugt darum von einer richtigen Würdigung der Verhältnisse, wenn gegenwärtig die Missionare beider Konfessionen miteinander wetteifern in der Neuerrichtung von vielen Missionsschulen. Die sechste Auflage von Meyers grossem Konversationslexikon schätzt die Zahl der protestantischen Missionsschüler auf 20 000, die der katholischen auf 60 000. Mir war es möglich, in den letzten drei Jahren sieben neue Schulen zu gründen, welche von 335 Schülern besucht werden. Die Zahl der in meinem Distrikte in schöner Blüte stehenden Schulen beträgt 13 mit ungefähr 700 Schülern. Mädchenschulen konnte ich leider bei der dem Chinesen innewohnenden Apathie gegen weibliche Bildung nur zwei gründen; jedoch wird auch das mit der Zeit sich bessern.

Christus hat alle Menschen, ohne Ausnahme, als seine Brüder und als Erben des Gottesreiches bezeichnet; die Armen sollten seine bevorzugten Lieblinge sein. Damit hat er aber eine rechte, zielbewusste, rastlose Tätigkeit nicht verpönt; er selber hat die Pflicht der Arbeit auf sich genommen, und dadurch jede, auch die niedrigste Arbeit geehrt und geweiht. In dieser Tatsache ist eine unerschöpfliche Quelle des Trostes aufgetan, aus welcher der Missionar immer wieder schöpfen kann, um das arme Volk, um den geplagten Kuli, dessen Verdienst in der Woche kaum mehr als zwei Mark beträgt, aufzurichten und zu trösten. Doch auch hier müssen Taten mehr helfen, als Worte. Darum darf der Missionar auch in China die charitativen Anstalten nicht vergessen. Und dass beide Konfessionen dieses nicht getan haben, beweisen die im Reiche der Mitte durch die Missionare errichteten herrlichen Bauten, in denen selbst dem Ärmsten und Verlassensten unentgeltlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hilfe gespendet wird. Die katholische Mission zählt in China gegenwärtig 250 Waisenhäuser und zirka 400 Krankenhäuser, Asyle für alte Leute eingerechnet, die evangelische 70 Hospitäler und 50 Apotheken.

Das ganze vorbildliche Leben des Weltheilands stellt sich dar als ein Opferleben im Dienste glühendster Gottesliebe und barmherzigster, allzeit hilfsbereiter Menschenliebe, als eine einzige grosse Liebestat. Hierin muss der Missionar seinem Herrn ähnlich zu werden suchen, will er seinen Namen nicht zu Unrecht tragen und ohne Erfolg arbeiten. Denn nicht dadurch werden wir China für die Religion des Kreuzes gewinnen, dass wir villenartige Wohnhäuser bauen oder ein mit allem Komfort ausgestattetes Leben führen! Dadurch und durch ähnliche moderne Sachen würden wir dem Denken und Fühlen des chinesischen Volkes wohl ewig fremd bleiben. Unter vielen Dingen, welche bei der Christianisierung Chinas mitwirken müssen, ist sicher eins der ersten das, welches der Protestant Mr. Arnold Reid in seinem Werke „Von Peking nach Petersburg" in folgende Worte kleidet: „Der katholische Missionar lebt unter dem Volke und für das Volk; er isst dieselbe Nahrung und teilt mit ihm seine Entbehrungen." In Wahrheit, wenn, wie Christus es getan, auch sein Missionar sich herablassen muss, um den Ärmsten emporzuheben, dann ist es, so lange nicht die vielen Millionen der chinesischen Massen in günstigere Lebensverhältnisse eintreten, die elementarste Forderung an den Missionar, im heroischen Opfermut und Opferleben zu den Ärmsten herabzusteigen. So nur kann er in China allen alles werden.

Je mehr der christliche Missionar sich im heidnischen China dadurch als echter Sendbote Christi erweist, dass er opferstark und selbstlos die Segnungen des Christentums auszubreiten sucht, desto mehr wird er den eingefleischten Fremdenhass ausrotten, desto mehr wird er auch für das Mutterland eine segensreiche Tätigkeit üben. Man rühmt uns Deutschen nach, dass wir ruhig und ernst, innerlich, treu und ehrlich seien. Diese deutschen Tugenden — es sind das natürlich auch echt christliche Tugenden — muss der deutsche Chinamissionar im hohen Masse sein eigen nennen können: dann wird er den deutschen Namen in China dort geachtet machen, wo er es noch nicht ist, und ihm dort die Achtung erhalten und erhöhen, wo er dieselbe schon besitzt. Dann wird er dem deutschen Handel die Wege ebnen helfen, dann wird er seinen Teil dazu beitragen, das Ansehen der deutschen Nation zu fördern.

Aber auch mit deutscher Bildung sollte der deutsche Missionar in China ausgerüstet sein. Wir sind in dieser Mission auf einem Gebiete, wo mehr gefordert wird, als guter Wille. Wissen und Können muss hier den christlichen Kulturträger empfehlen, seine Überlegenheit muss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dem Volke, ganz besonders dem chinesischen Vornehmen und Gebildeten Achtung und Beachtung abzwingen. Darum darf kein Missionsgehilfe und keine Missionsgehilfin mit der so erhabenen und gerade in unserer Zeit tiefes Studium erfordernden göttlichen Mission betraut werden, dem nicht ein gediegenes Wissen zur Verfügung steht. Und ein solches Wissen kann man sich ohne langjähriges Studium nicht aneignen. Es ist darum verkehrt und schwer zu beklagen, wenn Personen anderer Berufe nur darum, weil sie sich melden, schon als Glaubensboten und Kulturträger in heidnische Länder, speziell nach China, geschickt werden. Es wäre ein Fehlgriff, der schwer gut gemacht und von den Eingeborenen zum Schaden der Ehre des Mutterlandes gedeutet würde. Es muss, um es noch einmal nach Gebühr zu betonen, für die Mission unbestrittener Grundsatz bleiben: nur Leute mit bestem Willen für die Mission. Aber nicht das allein! Dazu muss unerbittlich gefordert werden ein Wissen und Können, das der Mission und ihrem Heimatlande Ehre macht und die Eingeborenen gewinnt. Ein einziger Adam Schall, der neben der theologischen eine vollendete wissenschaftliche Bildung auch in den Dingen besass, für deren Verständnis und Wertschätzung die Chinesen besonders empfänglich sind, würde auch im heutigen China der Sache des Christentums besser dienen und zum Ruhm des deutschen Vaterlandes mehr beitragen, als hundert andere, die ohne Wissen und Können sich der Missionierung und Kulturarbeit widmen.

Der Missionar kann aber auch direkt die Interessen seines deutschen Vaterlandes fördern. Freilich ist es ihm nicht gegeben, hierin ebensoviel zu leisten in Ländern, welche dem Vaterlande nicht untertänig sind. Aber trotzdem bieten sich Gelegenheiten, in denen er seinen Patriotismus und sein deutsches Herz beweisen kann. Viel kann er ja nicht tun, aber auch das Vaterland muss zufrieden sein, wenn seine Söhne durch die Tat beweisen, dass die Vaterlandsliebe noch in ihnen wohnt. Bewiesen haben dieses zur Zeit der Boxerunruhen die Steyler Patres, bewiesen hat es ein deutscher Franziskanerpater, der zur Zeit, als der kaiserliche Hof in Sianfu weilte, die Vertreter der europäischen Mächte durch häufige Depeschen, welche er aus seiner eigenen Tasche bezahlte, über die Vorgänge am Hofe unterrichtete, bewiesen hat das P. Remigius Goette bei Anlegung der deutschen Konzession in Hankou. Abgesehen davon, dass er jahrelang den in Hankou liegenden katholischen Matrosen unserer deutschen Schiffe als Militärseelsorger unentgeltlich diente, hat er sich auch bei Anlage der oben erwähnten deutschen Konzession rühmlichst hervorgetan. Es galt, das nötige Material zum Auffüllen des sumpfigen Terrains zu beschaffen. Die Chinesen hielten zurück aus Furcht vor den Mandarinen. Aber dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. R. Goette gelang es dennoch, die Wege zu ebnen und die Herren Interessenten aus ihrer Notlage zu befreien. Selbstverständlich wurde dem Missionar eine Remuneration angeboten; es waren ja Hunderttausende gespart! Aber ebenso selbstverständlich wurde die Annahme derselben vom P. Goette abgelehnt. Der Gedanke, dem Vaterlande und seinen Interessen gedient zu haben, gewährte ihm höhere Befriedigung, als die grösste Remuneration.

Muss ich noch sagen, dass der deutsche Missionar nach Kräften dabei sein soll, wenn die Deutschen in China ein nationales Fest feiern? Aber das ist ja selbstverständlich! Der letzte 27. Januar und seine Kaisergeburtstagsfeier hat das bewiesen. Einer meiner Ordensbrüder, der Pater Wolfgang Wand, der in unserer deutschen Mission in Nordschantung, welche seit zwei Jahren von den Franziskanern der deutschen Ordensprovinz von Westfalen und Rheinland versehen wird, tätig ist, hat über den Verlauf der Feier einen begeisterten Bericht ins Mutterland geschickt.

Das wäre eine kurze Antwort auf die Frage: Was soll der deutsche Missionar dem heidnischen China, was seinem Vaterlande sein? Ich denke, ich spreche auch Ihre Überzeugung aus, wenn ich sage: der christliche Missionar, der, treu seinem Ideale, nach besten Kräften im tiefen Innern eines Heidenlandes, wie China, Christum predigt und den Vater aller im Himmel allen bekannt macht, der die Ehe und das Familienleben auf Christum als edelste und heiligste Grundlage stellt, der den Liebling Christi, das Kind, dies Kleinod eines Volkes, das in China auf die Strasse geworfen wird, aufhebt und hegt und erzieht, der die Schule des Mutterlandes auch dem Chinesen eröffnet, der den Armen ein Freund, den Kranken Arzt und Tröster, den Waisen ein Vater wird, der in echt deutscher Art als Mann der Treue und des Mutes, als Held des Opfers und der Liebe, als Träger deutscher Kultur und Bildung dasteht und seinem lieben Vaterlande die ersten Sympathien weckt und die geweckten hegt und pflegt und mit treuem Patriotismus jeden Landsmann in China umarmt als seinen deutschen Bruder, auch dieser Chinamissionar erfüllt eine segensreiche Aufgabe; er darf wohl hoffen, dass auch ihm die Herzen derer voll Wohlwollen entgegenschlagen, die auf allen Punkten unserer Erde zu sehen wünschen Heimstätten und Leuchttürme des Christentums und vaterländischer Kultur!

Pastor lic. **Stosch,** Berlin: Unter Anerkennung des vielen Sympathischen, das der Vortrag des Herrn Referenten enthielt, mag der Inhalt so zusammengefasst werden, dass der Missionar dem irdischen Vaterlande am besten dient, wenn er sich vom Geiste des Evangeliums Christi völlig und in jeder Hinsicht treiben und bestimmen lässt. Wer der Ewigkeit dient, dient auch der Zeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

P. **A. Goette,** Paderborn: Indem ich die Ideen des Christentums einem heidnischen Volke bringe und es von deren Wahrheit überzeuge, bin ich auch imstande, dem Vaterlande am besten zu dienen.

D. **Graf Vitzthum,** Dresden: Die 4. Sektion darf sich rühmen, fleissig gearbeitet zu haben und darf sich freuen, nur gute Vorträge gehört zu haben, für die den Herren Vortragenden nochmals zu danken ist.

Die Mission hat richtig gehandelt, auf dem Kongress zu erscheinen und darin auszusprechen, welche kulturelle Arbeit sie verrichtet.

So oft sie einen Heiden zum Christentum bekehrt, vollzieht sie gleichzeitig eine koloniale Arbeit.

Wenn der Herr Jesus Christus sagt: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gott gehört", hat er Weltreich und Gottesreich geschieden, wie es bisher nicht bekannt war.

Wenn er sagt, „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes", wird die Mission auch in dem Sinne zu arbeiten haben.

Zu den Verhandlungen der Sektion IV, gelegentlich des Vortrages des Herrn P. Heines.

Im Anschluss an die Verhandlungen der Sektion IV, insbesondere des Vortrages des Herrn P. Heines, vereinigten sich am 7. Oktober vormittags 9 Uhr, die Missionsvertreter beider Konfessionen im Reichstagsgebäude zu einer von 46 Mitgliedern besuchten Besprechung. Man einigte sich auf die nachfolgend festgelegten Punkte, die am 8. Oktober von den Vertretern beider Konfessionen in der vorstehenden Fassung genehmigt wurden:

1. Bei der Vorbereitung für den nächsten Kolonialkongress soll rechtzeitig über die für Sektion IV vorzuschlagenden Vortragsthemata zwischen den Missionsvertretern verhandelt werden.

2. Der Wunsch nach einer separat gedruckten Jahresstatistik der Missionsarbeit in den deutschen Kolonien findet Billigung; eine derartige, möglichst nach den gleichen Rubriken geordnete Übersicht wird als ein wichtiges Hilfsmittel zur Aufklärung der weitesten Öffentlichkeit erkannt.

3. Die achtungs- und verständnisvollen Berührungen zwischen den Missionsvertretern beider Konfessionen, welche sich bei den Vorträgen im Plenum und in Sektion IV wiederholt ungesucht ergeben haben, erfüllen die Versammlung mit dem aufrichtigen Wunsch, dass auch fernerhin das gemeinsame letzte Missionsziel allenthalben im Auge behalten und durch Gottes Gnade erreicht werden möge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion V.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kolonien und überseeischen Interessengebiete.

Obmann: **Karl Supf,** Fabrikbesitzer, Berlin.
Vorsitzender: **Achelis,** Senator, Bremen.
Moritz Schanz, Chemnitz.
Schriftführer: Direktor **Hupfeld,** Berg-Assessor, Berlin.
Dr. **Schulte im Hofe,** Berlin.
Rat **Gibsone,** Hamburg.
Pastor **Hagena,** Stolpe a. O.

Die Bedeutung der Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft.

Von Professor Dr. **Helfferich,** Wirkl. Legationsrat, Berlin.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Als mir der Vorschlag gemacht wurde, ich möge vor dieser Versammlung über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft sprechen, da lag es mir im ersten Augenblick nahe, darum zu bitten, ein solches Referat um zehn oder zwanzig Jahre zu vertagen. Denn wir besitzen heute zwar ein ausgedehntes Kolonialreich, an Fläche fünfmal so gross wie unser deutsches Vaterland selbst, aber dieses grosse Reich steht — darüber dürfen wir uns nicht täuschen — noch in den allerersten Anfängen seiner wirtschaftlichen Entwickelung. Was

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

unsere Kolonien heute an Produkten hervorbringen, was sie im Austausch für diese an Erzeugnissen unserer heimischen Arbeit aufnehmen, wiegt federleicht gegenüber den gewaltigen Warenmengen, die das Deutsche Reich Jahr für Jahr im Weltverkehr umsetzt. Im letzten Jahre (1904) hat Deutschlands auswärtiger Handel in Ausfuhr und Einfuhr einen Wert von 11,6 Milliarden Mark, den Edelmetallhandel eingerechnet, einen Wert von 12,2 Milliarden Mark erreicht. Der Handel unserer Schutzgebiete dagegen — ausser Kiautschou, das in der Hauptsache nur einen Durchgangsverkehr hat — bezifferte sich im letzten Jahre, für das eine abgeschlossene Statistik vorliegt (1903), auf etwa 67 Millionen Mark; das ist wenig mehr als ein halbes Prozent unseres deutschen Aussenhandels. In seiner heutigen wirtschaftlichen Bedeutung gleicht unser deutscher Kolonialbesitz einem jungen Baume, der erst nach Jahren das tragfähige Alter erreichen wird. Aber unsere Zeit ist raschlebig und ungeduldig. Wer anstatt der reifen Früchte nur eine Anwartschaft auf die Zukunft zeigt, hat einen schlechten Stand, insbesondere dann, wenn er ehrlicherweise bekennen muss, dass der Baum noch viel Mühe und Pflege, noch viel Geduld und Geld verlangt, und dass er noch manchem Sturm und Hagelschlag ausgesetzt ist, bis dass man wird ernten können.

Wenn ich mich trotzdem entschlossen habe, über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft zu sprechen, so habe ich das getan nicht in der Absicht, die bisherigen bescheidenen Ergebnisse unserer kolonialwirtschaftlichen Arbeit mit einem falschen Schein von Wichtigkeit zu umweben; ich habe vielmehr das Referat übernommen, weil man die Sache auch anders anfassen kann. Statt den heutigen wirtschaftlichen Stand unserer Kolonien zur Grundlage zu nehmen, beabsichtige ich, die Bedürfnisse der deutschen Volkswirtschaft selbst zum Ausgangspunkte zu machen, um aus diesem heraus die Bedeutung, ja die absolute Notwendigkeit einer zielbewussten Kolonialpolitik für Deutschland darzutun. Wer nur das gegenwärtige Entwickelungsstadium unserer Kolonien betrachtet, mag der deutschen Kolonialpolitik jede Berechtigung absprechen; wer dagegen von den zwingenden Bedürfnissen unserer mutterländischen Volkswirtschaft ausgeht, muss zu dem Schlusse kommen: wir b r a u c h e n leistungsfähige Kolonien, und wenn unsere Kolonien heute noch nicht leistungsfähig sind, dann ist es Pflicht unserer nationalen Selbsterhaltung, sie leistungsfähig zu machen.

Deutschland ist im Laufe der letzten Jahrzehnte, wie kaum ein anderes Land, in die Weltwirtschaft mit ihren tausendfach verschlungenen Fäden hineingewachsen. Von allen Staaten hat das Deutsche Reich nach Grossbritannien heute den umfangreichsten Aussenhandel. Im Jahre 1904 betrugen die Warenumsätze im deutschen Aussenhandel —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie bereits erwähnt — 11,6 Milliarden Mark, während Grossbritannien mit einem Aussenhandel im Werte von 15,9 Milliarden Mark die erste Stelle einnahm und die Vereinigten Staaten mit 10 Milliarden Mark auf Deutschland folgten. In grösserem Abstande kam dann Frankreich mit 7,2 Milliarden Mark.

Was fast noch bemerkenswerter ist als der heutige Umfang unserer auswärtigen Handelsbeziehungen, aber im allgemeinen weniger beachtet wird, das ist die Tatsache, dass im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte der deutsche Aussenhandel in einem Tempo gewachsen ist, das sogar die Vereinigten Staaten nicht ganz erreicht haben. Im Jahre 1885 hat Deutschlands Aussenhandel 5,8 Milliarden Mark betragen, er hat sich also in den letzten 20 Jahren genau verdoppelt. Der Aussenhandel der Vereinigten Staaten hat in derselben Zeit von 5,5 auf 10 Milliarden Mark, also um etwa 80 Prozent zugenommen; derjenige Englands ist nur um 50 Prozent gestiegen (von 10,7 auf 15,9 Milliarden Mark), derjenige Frankreichs sogar nur um 24 Prozent (von 5,8 auf 7,2 Milliarden Mark).

Der Verkehr mit den fremden und namentlich den überseeischen Ländern, liefert uns Rohstoffe und Nahrungsmittel, die allerdings zum Teil unser eigener Boden an sich hervorbringen kann, die er aber in einem den Bedürfnissen unserer Industrie und unserer Bevölkerung genügenden Umfange entweder überhaupt nicht oder nur zu wesentlich erhöhten Kosten würde erzeugen können. Vor allem aber liefern unsere überseeischen Handelsbeziehungen uns diejenigen Erzeugnisse, die in unserm Klima und auf unserm Boden überhaupt nicht gewonnen werden können, die aber als Rohstoffe die Existenzgrundlage wichtiger nationaler Industrien bilden, wie z. B. die Baumwolle, und die als Nahrungs- und Genussmittel in dem täglichen Verbrauch auch der kleinsten Haushaltung unentbehrlich geworden sind, wie Kaffee, Gewürze usw. Die gewaltigen Mengen von Rohstoffen und Nahrungsmitteln, die uns der Aussenhandel zuführt, haben wir in der Hauptsache zu bezahlen mit den Erzeugnissen unserer industriellen Arbeit. Die Nettoeinfuhr Deutschlands an Nahrungs- und Genussmitteln hat im Jahre 1904 etwa 1430 Millionen Mark betragen, die Nettoeinfuhr von Rohstoffen für Industriezwecke 1930 Millionen Mark; dagegen stellte sich bei den Fabrikaten ein Überschuss der Ausfuhr in Höhe von 2225 Millionen Mark heraus.

Das mit diesen Ziffern gegebene Gesamtbild gewinnt an Anschaulichkeit, wenn wir die einzelnen Warengattungen betrachten, die in unserm Aussenhandel von besonderer Wichtigkeit sind.

Unter den Einfuhrwaren nimmt den ersten Platz die Baumwolle ein, deren Import im Jahre 1904 einen Wert von 471 Millionen Mark dar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gestellt hat. Wir haben hier einen Handelsartikel, der besser als alle andern die Stellung der deutschen Volkswirtschaft im Weltverkehr beleuchtet. Die Baumwolle ist der wichtigste Rohstoff für die Bekleidung der grossen Masse unserer Bevölkerung. Dabei ist sie das Produkt eines fremden Klimas, unser ganzer Bedarf muss durch Zufuhren von aussen her gedeckt werden. Gleichzeitig ist sie das Rohmaterial einer unserer allerwichtigsten Industrien, die Hunderttausende von Händen beschäftigt, und die nicht nur für den inländischen Verbrauch, sondern in sehr erheblichem Umfange auch für den Export arbeitet. Ebenso wie die Rohbaumwolle unter den Einfuhrwaren, so stehen in der Liste unserer Ausfuhrartikel die Baumwollfabrikate mit einem Betrage von 337 Millionen Mark an erster Stelle. Man kann berechnen, dass von diesem Ausfuhrwert etwa 50—55 Millionen Mark auf den Rohstoff kommen, während der Betrag von 280 bis 285 Millionen Mark den Gegenwert für die in Deutschland bewirkte Verarbeitung darstellt. So geht die Baumwolle, die vom Auslande zu uns kommt, zu einem nicht unwesentlichen Teil in der Gestalt von Manufakturwaren als Träger deutscher Arbeit wieder nach dem Auslande zurück und hilft uns dort die Dinge bezahlen, die wir im eigenen Lande nicht herzustellen vermögen. Dieser eine wichtigste Handelsartikel zeigt also wie ein Schulbeispiel die Bedingtheit unseres heimischen Konsums und unserer industriellen Tätigkeit durch die Einfuhr- und Ausfuhrbeziehungen, die unsere Volkswirtschaft zu einem Teile des gröseren Ganzen der Weltwirtschaft gemacht haben.

An zweiter Stelle unter unsern Einfuhrwaren steht — mit 290 Millionen Mark — die Schafwolle, ein Produkt, das wir im eigenen Lande zwar produzieren können und tatsächlich produzieren, das aber nur ein extensiv bewirtschafteter Boden in den Mengen und zu den Preisen zu liefern vermag, wie es von unserm einheimischen Verbrauch und von unserer Industrie benötigt wird. Auch hier sind überseeische Gebiete, Argentinien, Australien und Britisch-Südafrika, die wichtigsten Bezugsländer, und auch hier steht dem Import des Rohmaterials ein sehr erheblicher Export an Fabrikaten — im Jahre 1904 etwa 250 Millionen Mark — gegenüber.

Es folgen in bunter Reihe Produkte der gemässigten und tropischen Zone: Getreide, Kaffee, Bau- und Nutzholz, Kautschuk und Guttapercha, Häute und Felle aller Art, Rohseide, Tabak, dazwischen Mineralien, wie Gold, Kupfer, Steinkohle, Chilesalpeter, Eisenerze.

Wenn wir uns ein Bild machen wollen, speziell von unserm Bedarf an Produkten, für die wir ganz oder wenigstens überwiegend auf den Bezug aus andern Zonen angewiesen sind, so erhalten wir eine lange Liste von Handelsartikeln mit recht erheblichen Einfuhrwerten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zu der Baumwolle mit 471 Millionen Mark, die ich bereits genannt habe, kommen, um nur die nächstwichtigsten Waren zu nennen:

Kaffee	mit	163	Millionen Mk.
Kautschuk und Guttapercha	„	109	„ „
Tabakblätter	„	94	„ „
Palmkerne und Kopra	„	55	„ „
Reis	„	41	„ „
Jute	„	38	„ „
Kakao	„	33	„ „

Allein diese acht wichtigsten Kolonialprodukte repräsentieren nach den Ergebnissen des deutschen Aussenhandels im Jahre 1904 einen Einfuhrwert von mehr als 1 Milliarde Mark. Dazu kommen noch mehr als 100 Millionen Mark an anderen, minder wichtigen Produkten ähnlicher Art, so dass also Deutschlands Einfuhr an Handelsartikeln kolonialen Ursprungs sich auf 1100—1200 Millionen Mark pro Jahr beläuft.

Alle diese mehr und weniger wichtigen Dinge, die uns die Natur des eigenen Landes versagt, werden uns durch den internationalen Warenaustausch gegen die Erzeugnisse unserer industriellen und kommerziellen Arbeit zugeführt. Die fabelhafte Entwickelung der Verkehrsmittel zu Wasser und zu Lande stellt uns diese unentbehrlich gewordenen Dinge mit einer früher ungeahnten Schnelligkeit, zu relativ geringen Kosten und in jeder beliebigen, irgendwo auf der Erde vorhandenen Menge zur Verfügung. Die Segnungen, die sich aus den technischen Verkehrserleichterungen und aus der gewaltigen Ausdehnung des Welthandels ergeben, haben das materielle und indirekt auch das kulturelle Niveau unserer Bevölkerung beträchtlich gehoben; sie haben die Möglichkeit geschaffen, dass auf dem begrenzten Boden unseres Vaterlandes eine dichte und in rascher Zunahme begriffene Bevölkerung ihre auskömmliche Existenz findet, in dem Masse, dass sogar die Auswanderung in den letzten Jahrzehnten trotz einer Zunahme des Geburtenüberschusses nicht unerheblich zurückgegangen ist. Fast könnte es scheinen, als habe die Entwickelung der Verkehrstechnik und des Aussenhandels die elementaren Beziehungen zwischen Bevölkerung und Bodenfläche gänzlich aufgehoben, als habe sie den Bevölkerungsspielraum unserer Industrieländer ins Ungemessene erweitert, und als habe sie die Urkraft der Bevölkerungszunahme von den gewaltsamen Völkerwanderungen und der friedlichen Auswanderung immer mehr in die rein kommerziellen Bahnen einer Ausdehnung der internationalen Handelsbeziehungen gewiesen.

Aber das Bild hat auch seine andere Seite, und diese zeigt, dass die elementaren Beziehungen zwischen Bevölkerung und Bodenfläche durch die moderne industrielle und kommerzielle Entwickelung zwar

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelockert und komplizierter gestaltet, aber nicht aufgehoben worden sind.

Unsere weltwirtschaftlichen Beziehungen bilden heute neben unserer inländischen Produktion und unserm inländischen Absatzmarkt ein wesentliches Stück der Grundlagen unseres inneren Wirtschaftslebens, der ganzen Struktur unserer einheimischen Volkswirtschaft und der Lebenshaltung in allen Schichten des deutschen Volkes. Die Befriedigung der vielgestaltigen Bedürfnisse unserer zahlreichen Bevölkerung, von dem primitivsten der ausreichenden Ernährung an, die Versorgung unserer Industrie mit den nötigen Rohstoffen, die Beschäftigung der für den Export arbeitenden Kapitalien und Arbeitskräfte, das alles ist bedingt von der ungestörten Aufrechterhaltung und der weiteren Ausgestaltung unserer auswärtigen Handelsbeziehungen. Diese aber hängen ihrerseits keineswegs ausschliesslich von unserm Willen und unserer wirtschaftlichen Tüchtigkeit ab, sondern im grossen Umfang von der wirtschaftlichen Entwickelung und den freundlichen oder feindlichen, friedlichen oder gewaltsamen Massnahmen fremder Staatswesen, über die wir keine Macht haben.

Freilich werden die Gefahren dieser Abhängigkeit von den wirtschaftlichen Verhältnissen und dem wirtschaftspolitischen Willen fremder Staatswesen von den Gegnern der sogenannten „industriestaatlichen" Entwickelung häufig stark übertrieben. Von diesen werden vielfach die gewichtigen Garantien übersehen, die in der Wechselseitigkeit des Abhängigkeitsverhältnisses der zur Weltwirtschaft verflochtenen staatlichen Gemeinwesen, sowie in den unveränderlichen Naturgrundlagen und in den nur allmählich veränderlichen ökonomischen und kulturellen Bedingungen der internationalen Arbeitsteilung gegeben sind.

Aber wenn wir gegenüber den auf der einen Seite unterlaufenden Übertreibungen der mit unserer Verflechtung in die Weltwirtschaft verbundenen Gefahren die nötigen Einschränkungen machen, wenn wir es ablehnen, uns wegen dieser Gefahren in unser bescheidenes kontinentales Schneckenhaus einkapseln zu lassen, so müssen wir uns doch hüten, in das entgegengesetzte Extrem zu fallen und allein in der wirtschaftlichen Intelligenz und Initiative des deutschen Volkes eine hinreichende Sicherung für die weltwirtschaftlichen Grundlagen unserer nationalen Existenz zu erblicken. Die Freihandelslehre der alten Schule ist geneigt, diesen Fehler zu machen; sie ist geneigt, sowohl die natürlichen Verschiedenheiten in der wirtschaftlichen Machtstellung der auf dem Weltmarkte konkurrierenden Länder, als auch vor allem den enormen Einfluss zu übersehen, den Territorialbesitz und politische Machtmittel für die Gestaltung der weltwirtschaftlichen Verhältnisse auch in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den heutigen Zeiten und künftighin vielleicht mehr denn je auszuüben vermögen.

Auch auf volkswirtschaftlichem Gebiete ist der Wunsch oft der Vater des Gedankens und ein Ideal der Vater einer Theorie. Die praktische Wirtschaftspolitik jedoch hat nicht mit Idealen, sondern mit der Wirklichkeit zu rechnen. Wir leben nicht in einer Welt des freien, durch staatliche Massnahmen unberührten Wettbewerbs zwischen den einzelnen Nationen, in der die Bezugs- und Absatzmärkte ohne Rücksicht auf die politisch-territorialen Herrschaftsverhältnisse allen Völkern in gleicher Weise offen ständen. Wir sehen vielmehr, wie die einzelnen Staaten ihre Territorialhoheit sowohl über das Mutterland, als auch über ihre überseeischen Besitzungen ausnutzen, um im Wege der Gesetzgebung über Zölle, Schiffahrt und Handelsbetrieb die auswärtigen Wirtschaftsbeziehungen zu ihren Gunsten zu beeinflussen.

Angesichts dieser Tatsache ist es eine der wichtigsten und schwierigsten Aufgaben unserer auswärtigen Politik, uns die Absatzmärkte und Bezugsländer offen zu halten, deren wir heute ohne Krisen und Katastrophen nicht mehr entraten können.

Die Wege sind für eine solche Politik klar vorgezeichnet.

Es ist für uns ein vitales Interesse, dass wir die für unsere Wirtschaftsbeziehungen wichtigen Gebiete, soweit sie heute noch nicht der Staatsgewalt der mit uns auf dem Weltmarkte konkurrierenden Nationen unterworfen sind, als selbständige, dem Handel und dem Unternehmungsgeist aller Völker zu gleichen Bedingungen offen stehende Territorien zu erhalten suchen. Aber selbst einer solchen, im eminentesten Sinne freihändlerischen Politik lässt sich ohne ausreichende Machtmittel, ohne den Hintergrund von Kanonen und Panzerschiffen nicht mit irgendeiner Aussicht auf Erfolg Geltung verschaffen.

Wir haben das weitere, in diesem Zusammenhang absolut selbstverständliche Interesse, die unter unserer Herrschaft stehenden überseeischen Gebiete möglichst rasch zu einer möglichst hohen Stufe der Produktions- und Aufnahmefähigkeit zu entwickeln.

Wir haben schliesslich das vitale Interesse einer unsern Bedürfnissen entsprechenden Regelung unserer Wirtschaftsbeziehungen zu fremden Staaten im Wege von Vereinbarungen, die uns möglichst günstige und stabile Konkurrenzbedingungen sichern. Aber auch für diese letztere, ausserordentlich wichtige Aufgabe sind leistungsfähige Kolonien von ganz besonderer Bedeutung. Keine Frage, dass in dem immer noch friedlichen Ringen um die Regelung der internationalen Handelsbedingungen die Position derjenigen Staaten am günstigsten ist, die in ihren Herrschaftsgebieten die verschiedenartigsten Produktionsmöglichkeiten und die weitesten Absatzmärkte vereinigen. Solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Staaten können wenigstens zur Not auf sich selbst stehen; sie vermögen bei einer vertragsmässigen Regelung der Handelsbeziehungen den andern Staaten die grössten Vorteile zu bieten und sie mit den grössten Nachteilen zu bedrohen, und deshalb können sie für sich selbst die grössten Zugeständnisse erreichen. Darin liegt die grosse Bedeutung eines leistungsfähigen Kolonialbesitzes für jede europäische Volkswirtschaft. Je mehr die Produktionsmöglichkeiten der europäischen Länder durch ihr Klima beschränkt sind, je mehr sie durch ihre dichte Bevölkerung auf den Export gewerblicher Erzeugnisse angewiesen sind, desto mehr bedürfen sie zur Stütze ihrer handelspolitischen Position der Ergänzung durch Territorialbesitz in andern Zonen.

Die territorialen Machtgrundlagen und — das muss in diesem Zusammenhang erwähnt werden, obwohl es streng genommen nicht zu meinem Thema gehört — der Schutz unserer auswärtigen Handels-Beziehungen durch maritime Machtmittel werden gerade bei uns in Deutschland in ihrer Bedeutung heute noch von weiten Schichten des Volkes verkannt. Weil wir im letzten halben Jahrhundert wirtschaftlich vorwärts gekommen sind ohne eine starke Flotte und ohne einen entwickelten Kolonialbesitz, deswegen — sagt man — sei für alle Zukunft die Entbehrlichkeit von Kolonien und Seegeltung für unsere Weltstellung erwiesen. Niemals ist ein törichterer und gefährlicherer Gedanke ausgesprochen worden. Wer sich auf diesen Boden stellt, hat keinen Blick für die historische Bedingtheit unserer bisherigen wirtschaftlichen Entwickelung. Wir haben eine lange Periode hinter uns, in der die grösste Kolonial- und Flottenmacht der Welt im Vollbewusstsein ihrer wirtschaftlichen Überlegenheit freiwillig darauf verzichtete, ihre territorialen und maritimen Machtmittel unmittelbar zur Stütze für ihre wirtschaftliche Weltstellung zu machen, wo Grossbritannien die Tür in allen seinen überseeischen Besitzungen weit öffnete und die fremden Nationen im Warenhandel und Schiffsverkehr zu den gleichen Bedingungen zuliess, wie das Mutterland selbst. Damals standen ferner noch weite Gebiete dem deutschen Unternehmungsgeiste offen, die inzwischen unter die wirtschaftlichen Weltmächte aufgeteilt und für Deutschland schwer zugänglich gemacht worden sind. Heute gibt es in England auch unter den strengsten Freihändlern keinen Cobden mehr, der die Kolonien als nutzlose Anhängsel der britischen Volks- und Staatswirtschaft ansah. Das Aufkommen eines unerwartet starken Wettbewerbes von andern Staaten hat vielmehr den britischen Imperialismus ausgelöst, der darauf hinausgeht, die territorialen und politischen Machtmittel des britischen Reiches zugunsten seiner bedrohten wirtschaftlichen Weltherrschaft in Bewegung zu setzen. Und nicht nur in England, auch anderwärts sehen wir den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Willen, die Vorteile eines die verschiedensten Produktions- und Absatzmöglichkeiten umfassenden Territorialbesitzes in den Dienst der nationalen Wirtschaftspolitik zu stellen, den Handel zwischen Kolonien und Mutterland durch allerlei Bevorzugungen zu begünstigen und den fremden Nationen den Zugang zu dem Kolonialbesitz nach Möglichkeit zu erschweren.

Deutschland hat angesichts dieser Entwickelung einen ganz besonders schweren Stand. Während England in seinem Kolonialreich und seiner Flotte einen mächtigen Rückhalt für seine wirtschaftliche Weltstellung besitzt, während die Vereinigten Staaten von Amerika ihre wirtschaftliche Expansion einerseits, die Verstärkung ihrer maritimen Machtmittel und die Erweiterung ihres auswärtigen Kolonialbesitzes anderseits in gleichem Tempo betreiben, während andere Nationen über einen Kolonialbesitz verfügen, dessen Bedeutung diejenige ihrer auswärtigen Wirtschaftsbeziehung weit übertrifft —, ist bei uns in Deutschland aus Gründen unserer historischen Entwickelung die koloniale und maritime Machtentfaltung weit hinter der gewaltigen Ausdehnung unserer weltwirtschaftlichen Interessen zurückgeblieben. An dem Umfange des überseeischen Verkehrs und der Handelsschiffahrt gemessen, ist Deutschland nach Grossbritannien das kolonialbedürftigste Land auf der ganzen Erde. Für die Sicherung unserer künftigen Weltstellung ist es geradezu eine Schicksalsfrage, ob es uns gelingen wird, das bisher Versäumte rechtzeitig nachzuholen, unsern weltwirtschaftlichen Interessen in dem Ausbau unserer maritimen Machtmittel den nötigen Schutz gegen fremde Vergewaltigung und der Entwickelung unseres Kolonialbesitzes die nötige territoriale Grundlage zu geben. Es gibt nichts, was die Gewalttat mehr herausfordert, als die Schwäche. Nur wenn wir unsere Kolonien so weit entwickelt haben, dass ihre Produktions- und Absatzmöglichkeiten unsere Abhängigkeit von dem guten Willen fremder Nationen mildern und dass ihre Offenhaltung auch andern Völkern begehrenswert erscheint, nur dann wird unsere Handelspolitik dauernd in der Lage sein, uns auch auf fremdem Boden erträgliche Bedingungen für einen friedlichen Wettbewerb zu sichern. Ich möchte dabei nicht falsch verstanden werden: Wir brauchen leistungsfähige Kolonien nicht, um sie für andere Nationen abzusperren und uns auf sie zurückzuziehen; sondern wir brauchen sie als wichtige Instrumente für die Erlangung und Sicherung günstiger Handelsbedingungen in der ganzen Welt. Selbst Grossbritannien findet heute in seinem alten, grossen und entwickelten Kolonialreiche für seine weltwirtschaftlichen Bedürfnisse kein Genüge; es deckt seinen Bedarf an Nahrungsmitteln, wie namentlich an Getreide, und an industriellen Rohstoffen, wie namentlich an Baumwolle, nur zum kleineren Teil aus seinen eigenen Besitzungen, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in seinem Gesamthandel nehmen heute noch die vier am nächsten gelegenen europäischen Staaten — Deutschland, Frankreich, Holland und Belgien — einen grösseren Raum ein, als sein gesamtes Kolonialreich einschliesslich Indiens. Selbst für England war in seinen besten Zeiten der enorme Kolonialbesitz nur ein gewichtiges Mittel zur Öffnung aller Türen in der ganzen Welt, und ich habe früher einmal den Gedanken ausgesprochen, dass es zweifelhaft erscheinen kann, ob nicht das „grössere Britannien" der modernen Imperialisten gegenüber der heutigen Weltstellung Englands schliesslich ein kleineres Britannien sein würde. Was für England gilt, das gilt für Deutschland in noch viel höherem Masse. Wir können für alle absehbare Zeit nicht daran denken, mit unsern Kolonien etwas wie einen geschlossenen Handelsstaat bilden zu wollen, sondern wir brauchen leistungsfähige Kolonien als Rückhalt für unsere weltumspannenden Wirtschaftsinteressen, als Pfeiler für das grössere Deutschland, das überall vorhanden ist, wo deutscher Unternehmungsgeist sich regt.

Skeptiker und Pessimisten mögen einwenden: es sei nun einmal unser Schicksal, dass uns die Grundlagen für eine grosse koloniale Entwickelung versagt geblieben seien, dass uns, als den zuletzt Erschienenen, nur das an Kolonialbesitz zugefallen sei, was die glücklicheren Nationen, als einer nutzbringenden Entwickelung nicht fähig, bei Seite geworfen hätten. Wie oft hört man gerade in den schweren Zeiten, die gegenwärtig unsere koloniale Entwickelung infolge des südwestafrikanischen Aufstandes zu bestehen hat, die kleinmütige Frage, ob unsere Kolonien aller dieser Opfer an Arbeit, Geld und Blut überhaupt wert seien, ob sie jemals dahin kommen würden, dass sie alle diese Opfer wieder einbringen.

Hätten diese Zweifler recht, dann allerdings müsste Deutschland sich resigniert in sein Schicksal ergeben und sich nach einem kurzen Aufflammen seiner nationalen Kräfte für die Zukunft mit der Rolle einer Kontinentalmacht, eines Staates zweiter Klasse, begnügen.

Aber die Skeptiker und Pessimisten haben n i c h t recht.

Es ist einem raschen und entschlossenen Zugreifen noch in der letzten Stunde gelungen, für Deutschlands koloniale Betätigung weite und aussichtsvolle Gebiete zu sichern, Gebiete, die nicht etwa die andern Nationen als wertlos verschmäht haben, sondern die in scharfem Wettbewerb mit diesen unter unsere Herrschaft gebracht wurden. Vielleicht werden künftige Geschlechter dieses Zugreifen in letzter Stunde als eine staatsmännische Grosstat des ersten Kanzlers anerkennen, die sich würdig dem Werke unserer nationalen Einigung zur Seite stellt; als eine Grosstat, die um so mehr Bewunderung verdient, als der erste Kanzler seiner Natur und seinem Lebenswerke nach durch und durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontinentalpolitiker war und alle Fragen, vor die er sich gestellt sah, in allererster Reihe aus dem Gesichtspunkte der europäischen Machtstellung Deutschlands betrachtete. Es ist ein staunenswertes Zeichen staatsmännischer Intuition, dass Fürst Bismarck, bei aller Zurückhaltung gegenüber den Fragen der überseeischen Politik, im entscheidenden Augenblick, wie unter dem Einflusse einer höheren Macht, durch die Besitzergreifung in Afrika und der Südsee dem künftigen, über seine eigene Zeit hinauswachsenden Deutschland die Bahnen offen gehalten hat.

Freilich sind nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen, die in jener ersten Zeit unserer kolonialen Initiative in den territorialen Ausbau und eine rasche wirtschaftliche Entwickelung unserer Schutzgebiete gesetzt wurden. Was uns an Territorien in überseeischen Gebieten gesichert wurde, das gehört — anders konnte es nach vier Jahrhunderten der modernen europäischen Kolonisation niemand erwarten — nicht gerade zu denjenigen Kolonialländern, in welchen die Reichtümer an der Oberfläche liegen. Die Teile Afrikas und der Südsee, in denen unsere Kolonien gelegen sind, wurden auch von den älteren Kolonialmächten erst verhältnismässig spät in Angriff genommen, weil ihrer Nutzbarmachung nicht unbeträchtliche Schwierigkeiten in Klima, Bodenbeschaffenheit und Bevölkerungsverhältnissen entgegenstehen. Aber so wenig die älteren Kolonialmächte an der Überwindung dieser Schwierigkeiten verzweifeln, so wenig haben wir einen Grund, die Hände mutlos in den Schoss zu legen.

Wer in Anbetracht dieser Schwierigkeiten die Ergebnisse unserer bisherigen kolonialwirtschaftlichen Arbeit und danach die Entwickelungsfähigkeit unserer Kolonien gerecht und zutreffend beurteilen will, der muss sich vor allem gegenwärtig halten, welche kurze Spanne Zeit uns bisher für die wirtschaftliche Erschliessung unseres Kolonialbesitzes zur Verfügung stand und mit wie geringen Mitteln wir bisher gearbeitet haben. Man kann sagen, dass reichlich das erste Jahrzehnt unserer deutschen Kolonialpolitik der notdürftigen geographischen Erforschung und politischen Unterwerfung unserer Kolonien, sowie einigen schüchternen wirtschaftlichen Versuchen gewidmet war, und dass erst in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre eine planmässige wirtschaftliche Arbeit auf einer etwas breiteren Grundlage begonnen hat. Die Mittel, die das Reich bisher für die Kolonien zugeschossen hat, betrugen, wenn man von Kiautschou absieht, vor dem südwestafrikanischen Aufstande selten mehr als 17 Millionen Mark im Jahr; niemand wird bestreiten können, dass das ein geringfügiger Betrag ist für ein Kolonialreich von der fünffachen Fläche Deutschlands, in dem noch die ersten Grundlagen für eine wirtschaftliche Entwickelung zu schaffen waren. Dabei kam

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von diesem Reichszuschuss ein sehr erheblicher, wenn nicht der grösste Teil nicht auf wirtschaftliche, sondern auf militärische Zwecke.

Von der aufgewendeten Zeit und den aufgewendeten Mitteln können wir nicht mehr erwarten als bescheidene Proben der Entwickelungsmöglichkeit unserer Schutzgebiete. Diese Proben aber zeigen uns, dass in ihren eigentlichen Produktionsverhältnissen unsere Kolonien von der Natur nicht schlechter bedacht sind, als die Nachbarkolonien fremder Staaten. So steht unsere Togokolonie in ihren Produktionsbedingungen hinter der englischen Goldküste und Französich-Dahomey nicht zurück; Kamerun übertrifft in wichtigen Teilen an natürlicher Fruchtbarkeit das benachbarte englische Nigeria und das französische Kongogebiet. Deutsch-Ostafrika hält in seiner Produktionsfähigkeit durchaus einen Vergleich mit Britisch-Ostafrika aus. Selbst das vielgeschmähte Südwestafrika wird von guten Landeskennern dahin beurteilt, dass sein Boden und seine meteorologischen Verhältnisse im ganzen nicht ungünstiger sind, als diejenigen des benachbarten britischen Südafrika. Nicht anders steht es mit unsern Südseekolonien.

So geringfügig die heutige Produktion unserer Schutzgebiete noch ist, so zeigt sie doch, dass hier ein weites Feld für fast alle diejenigen Kulturen ist, welche wir zur Ergänzung der beschränkten Produktionsfähigkeiten des eigenen Vaterlandes brauchen. Die erst seit wenigen Jahren systematisch betriebenen Versuche mit der Einführung einer rationellen Baumwollkultur haben in Togo und Ostafrika bereits überraschend gute Resultate gehabt; in Ostafrika brachte die noch ganz neue Kultur der Sisalagaven bereits im verflossenen Jahre einen Ausfuhrwert von nahezu einer Million Mark an Hanf, der auf dem Weltmarkte ausgezeichnet bewertet wird. Togo und Kamerun verfügen über reiche Bestände an Ölpalmen; Ostafrika und die Südseekolonien bieten ein günstiges Feld für die Kopraproduktion. Die Kautschukausfuhr aus Kamerun und Ostafrika ist heute schon nicht unbedeutend und bei einer rationellen Gewinnungsmethode und einer Verbesserung der Verkehrsverhältnisse noch in erheblichem Masse steigerungsfähig. Über die Aussichten der Tabak- und Kaffeekulturen ist ein endgültiges Urteil noch nicht möglich. Dagegen hat zweifellos der Kakaobau in Kamerun und Samoa einen guten Boden. Der Anbau von Mais und Reis hat in Ostafrika während der letzten Jahre ansehnliche Fortschritte gemacht, die vorläufig allerdings mehr der Versorgung des innern Bedarfs als dem Exporte zugute kommen. Südwestafrika hat — abgesehen von den Aussichten des Bergbaus — für die Viehzucht und namentlich für die Produktion von Schafwolle eine Zukunft, die sich nach dem Beispiel des ähnlich beschaffenen britischen Südafrika beurteilen lässt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Punkt jedoch, in dem unsere Schutzgebiete gegenüber den mit ähnlichen Produktionsfähigkeiten ausgestatteten Nachbarkolonien fast durchweg im Nachteil sind, liegt in den natürlichen Vorbedingungen für den Verkehr. Es ist klar, dass eine Kolonisation in ohnedies schwierigen Gebieten zunächst dort beginnt, wo günstige Landungsverhältnisse zur Niederlassung einladen und wo schiffbare Ströme einen leichten und billigen Verkehr mit dem Hinterlande gestatten. Wir, als die zuletzt Gekommenen, fanden diese Orte eines leichten Zugangs bereits besetzt. Wir brauchen nur an Ostafrika mit seinem Mangel an schiffbaren Strömen zu denken; an Togo mit seinen ungünstigen Landungsverhältnissen, wo die Engländer mit der Mündung des Volta sich den natürlichen Zugang zum Hinterlande gesichert haben; an Kamerun, das mit seinen für die Schiffahrt unbrauchbaren Flüssen eine tote Zone zwischen den schiffbaren Stromgebieten des Niger und Kongo bildet; an Südwestafrika mit seiner nahezu unzugänglichen Küste, die zudem noch ein breiter Wüstengürtel vom Hinterlande trennt und deren einzigen zentral gelegenen Naturhafen, die Walfischbay, die Engländer schon vor unserer Besitzergreifung mit Beschlag belegt hatten.

Aber diese Ungunst der natürlichen Verkehrsverhältnisse, so sehr sie auch die Entwickelung unserer Kolonien erschwert, ist kein Nachteil, der nicht gutzumachen wäre. Die moderne Technik gestattet uns diesen Widerstand der Natur zu überwinden. Was unsern Schutzgebieten an natürlichen Verkehrserleichterungen versagt ist, das können und müssen wir ihnen durch leistungsfähige künstliche Verkehrsmittel, durch Landungsanlagen und Eisenbahnen, ersetzen.

Hier ist der Punkt, in dem vor allen andern die staatliche Initiative und Nachhilfe wirksam werden muss. Hier sind Aufgaben zu bewältigen, die durch die Grösse der erforderlichen Aufwendungen und die Ungewissheit einer baldigen unmittelbaren Rentabilität naturgemäss dem Staate zufallen, dem Staate, dem indirekt durch erhöhte Zoll- und Steuereinnahmen und die Entwickelung der gesamten kolonialen Wirtschaftsverhältnisse diejenigen Vorteile zufliessen, welche den Mangel einer sofortigen privat-wirtschaftlichen Rentabilität auszugleichen geeignet sind. Nur durch den Ausbau der Verkehrswege in unsern Kolonien, durch einen planmässigen Eisenbahn- und Wegebau, kann der Staat den Rahmen schaffen, innerhalb dessen der private Unternehmungsgeist sich erfolgreich zu betätigen und an der wirtschaftlichen Erschliessung und Nutzbarmachung der Kolonien zu beteiligen vermag. Nur auf diesem Wege schliesslich kann diejenige Garantie für die Aufrechterhaltung unserer Herrschaft und diejenige Sicherheit für Person und Eigentum gewährleistet werden, ohne welche eine gedeihliche wirtschaftliche Arbeit überhaupt nicht möglich ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die schweren Ereignisse der letzten Zeit sind für uns gerade in dieser Beziehung eine harte Lehre: sie zeigen, dass der Besitz von Kolonien Pflichten mit sich bringt, die nicht ungestraft vernachlässigt werden dürfen, und dass alles, was unsern Kolonien an den elementaren Bedürfnissen ihrer Entwickelung vorenthalten wird, zehnfach an Geld und Blut gebüsst werden muss. Die bitteren Erfahrungen dürfen uns nicht entmutigen. Sie sollten uns lehren, begangene Fehler zu vermeiden und das Notwendige zur richtigen Zeit zu tun. Sie sollen uns helfen, die Formen und Methoden zu finden, die unsern kolonialen Aufgaben angepasst sind. Vor allem aber mögen sie uns zum Bewusstsein bringen, dass es in den kolonialen Fragen für uns kein Zurück und keinen Stillstand, sondern nur ein Vorwärts gibt. Die Ziele sind uns heute durch die Gestaltung der weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Verhältnisse mit aller Deutlichkeit gewiesen. Es handelt sich um nichts geringeres, als um die Befestigung der Grundlagen unserer Machtstellung im Kreise der Nationen und um die Sicherung der wirtschaftlichen Existenzbedingungen unserer dichten und rasch zunehmenden Bevölkerung. Es wäre beschämend, wollte das deutsche Volk, dessen Ausbreitungsdrang von den Zeiten der Cimbern und Teutonen und der Völkerwanderung an nicht geruht hat, das in den besten Perioden seiner Vergangenheit in den Ostmarken, bis weit hinein nach Polen und Siebenbürgen, sich als kolonisierendes Volk ersten Ranges bewährt hat, das in den Zeiten seiner politischen Ohnmacht den glücklicheren Nationen für ihre Kolonisation ein unschätzbares Menschenmaterial geliefert hat — es wäre beschämend, wenn dieses Volk sich heute die Kraft und Fähigkeit zur Lösung seiner kolonialen Aufgaben absprechen wollte. Es wäre noch mehr beschämend, wenn bei der grossen Mehrung des Wohlstandes, die im letzten halben Jahrhundert für Deutschland aus der Ausdehnung der weltwirtschaftlichen Beziehungen erwachsen ist, das deutsche Volk sich ausser stande erklären wollte, die Opfer zu bringen, die zur Sicherung der Quellen dieses Wohlstandes gebracht werden müssen. Die grossen Aufgaben unserer Zeit dürfen kein kurzsichtiges und kleinmütiges Geschlecht finden. Aller Skeptizismus und Pessimismus muss verstummen, wo keine Wahl bleibt. In den Lebensfragen der Völker hilft nur die Entschlossenheit, die für das grosse Ziel einen grossen Einsatz wagt. Unsere nationale Einigung und unsere kontinentale Machtstellung verdanken wir nur der klaren und zu dem grössten Opfer bereiten Entschlossenheit, die im richtigen Augenblick über den Skeptizismus und Pessimismus, über die Hamletnatur des deutschen Volkes triumphiert hat. Auch heute bleibt uns keine Wahl. Denn das Deutschland der Zukunft wird eine Kolonialmacht sein oder es wird als wirtschaftliche und politische Weltmacht nicht existieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor Dr. **Föhr,** Direktor des Städt. Friedrichs-Polytechnikums, Cöthen: Der geehrte Herr Vorredner hat uns klar und deutlich bewiesen, dass unsere deutsche Weltwirtschaft mit absoluter Notwendigkeit eine Kolonialpolitik erfordert. Leider liegt sie noch zum grossen Teil in der Zukunft; wir müssen daher alles tun, um diese Zukunft sobald wie möglich zur Gegenwart zu machen. Wer für die Zukunft am besten sorgt, der muss für unsere Jugend sorgen. In sie muss die Begeisterung für die koloniale Sache hineingetragen werden, in erster Linie in die studierende Jugend. Ist das geschehen, dann wird es möglich sein, viel rascher vorwärts zu gehen, als das heute noch möglich ist. Wir in Anhalt-Cöthen haben an unserm Polytechnikum dazu wenigstens einen bescheidenen Schritt getan. Wir haben in diesem Frühjahr Ferienkurse für Kolonialtechnik eröffnet, und haben diesen ersten kleinen Versuch mit vollem Erfolg abgeschlossen. Es war geradezu wunderbar, wie diese Vorträge von Kolonialpolitikern aus ganz Deutschland gewirkt haben. Unsere künftigen Ingenieure, die früher der deutschen Kolonialpolitik meist ganz apathisch gegenüberstanden, sie sind nun zum allergrössten Teil ihre begeisterten Anhänger geworden. Ich meine, auf diesem Wege müssten wir überall in Deutschland vorwärtsgehen. Der wichtigste Vorzug, den Deutschland unter allen Kulturländern besitzt, ist der Faktor der Güte der Erziehung seiner Jugend. So lange wir auf die Vorzüglichkeit unseres Unterrichtswesens und für die körperliche Erziehung auf die Güte unseres Heeres und unserer Marine rechnen können, dürfen wir getrost in die Zukunft blicken. Wenn unsere akademische Jugend für die Kolonien begeistert wird, dann ist auch die Kolonialpolitik gesichert. (Bravo!)

Amtsrichter **Lattmann,** M. d. R., Schmalkalden: Nicht gegen den Vortrag, sondern zum Vortrag möchte ich kurz folgendes bemerken.

Wenn der Herr Vortragende bedauert hat, dass der Vortrag nicht um etwa 20 Jahre hätte vertagt werden können, so darf ich vielleicht — ich bitte, mich allerdings dabei richtig zu verstehen — bedauern, dass dieser Vortrag nicht vor 20 Jahren gehalten worden ist (sehr richtig und Heiterkeit), und dass wir noch heute nötig haben, über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft Vorträge zu hören. Meiner Ansicht nach liegt gerade darin, dass solche Vorträge heute und für die Zukunft noch notwendig sind, ein grosser Vorwurf gegen unsere ganze Kolonialbewegung, ein Vorwurf gegen unser ganzes Volk. Leider ist namentlich auch in den Kreisen der Gebildeten, wie auch der Herr Vortragende schon angedeutet hat, das Bewusstsein von der Bedeutung der Kolonien ausserordentlich gering. Ich glaube aber, dass der warme Appell des Herrn Vorredners, die studierende Jugend namentlich in die ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonialgesinnten Kreise hineinzuziehen, etwas zu eng gefasst ist, dass wir vielmehr unsere ganze deutsche Jugend mehr mit dem Gedanken der Bedeutung unserer Kolonien für unsere Volkswirtschaft und auch für unser sittliches Volksleben erfüllen sollen. (Bravo!) Es ist ja gestern schon die Anregung gegeben worden zur Schaffung von Lesestoff, von Karten, von Anschauungsmitteln in höherem Grade als bisher, und diese Anschauungsmittel und diesen Lesestoff in unsern Volksschulen, in Fortbildungsschulen, in Schulen aller Art, höheren und niederen Ranges, aufzulegen und allen Vereinen, die sich mit nationalen Fragen beschäftigen, zugänglich zu machen. Das halte ich für eine der ersten Pflichten aller kolonialfreundlichen Männer und kolonialfreundlichen Vereine. Denn nur dann wird es möglich sein, dass wir nach 20 Jahren einen Vortrag über die Bedeutung der Kolonien für unsere Volkswirtschaft nicht mehr nötig haben. Wenn bis dahin unser ganzes Volk erfüllt ist von der Überzeugung der Bedeutung unserer Kolonien, dann wird sich der Herr Vortragende sicherlich freuen, wenn alsdann ein solcher grundlegender Vortrag nicht mehr nötig ist, wenn vielmehr die Auffassung im Volke von der grossen Bedeutung unserer Kolonien ein Gesamtgut der Mehrheit des Volkes, vor allem aber der gebildeten Kreise geworden ist. (Lebhafter Beifall.)

D. **Oehler,** Missionsinspektor, Basel: Es wurde betont, dass die Jugend für die Kolonien gewonnen werden soll. Was die Bestrebungen, die Jugend für den Dienst und die Arbeit in den Kolonien zu ermuntern, lähmt, sind die grossen sittlichen Gefahren, die das unsittliche Leben vieler Weisser für junge Leute bietet. Viele, die draussen sind, haben für ihr Verhalten keinen andern Grundsatz, als viel zu verdienen und ihrer Lust die Zügel schiessen zu lassen. Die sittlichen Zustände sind zum Teil entsetzlich. Es ist Gefahr, dass junge Leute, die mit sittlichen Grundsätzen herauskommen, die eben deswegen geeignet wären, für die Kolonien Tüchtiges zu leisten, durch den Einfluss der unsittlichen Umgebung sittlich ruiniert werden. Das hindert, die Jugend für Arbeit in den Kolonien zu ermuntern. Will man tüchtige Leute für die Kolonien, so müssen die sittlichen Zustände unter den Weissen besser werden. Dazu ist es notwendig, dass auch die öffentliche Meinung das unsittliche Treiben vieler Weissen in den Kolonien verurteile.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Landwirtschaft in den deutschen Kolonien.

Von Prof. Dr. **O. Warburg**, Berlin.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Immer mehr gelangt die Ansicht zur Geltung, dass unsere Schutzgebiete in erster Linie als Rohstoff-Lieferanten für unsere Industrie von Wert sind, und erst an zweiter Stelle als Abnehmer unserer Fabrikate in Betracht kommen, dass hingegen ihre Bedeutung als Ziel der deutschen Auswanderung eine recht geringe ist, man mag über die Eignung einzelner Kolonien und Distrikte für Siedelungen urteilen, wie man will.

Einige Ziffern mögen das Gesagte erläutern: In unsern tropischen Kolonien leben zurzeit erst etwa 3000 Weisse, darunter gegen 2000 Deutsche; auch ist die jährliche Zunahme derselben ausserordentlich gering, wobei freilich zu beachten ist, dass die Zahl der Deutschen daselbst schneller zunimmt, als die der sonstigen weissen Bevölkerung.

In unserm einzigen subtropischen Schutzgebiet, Südwestafrika, sind die Chancen für die Besiedelung durch Weisse zwar bedeutend besser, aber immerhin gab es doch vor dem Aufstand erst etwa 5000 Weisse daselbst, darunter noch kaum 3000 Deutsche, und dass die dortige weisse Bevölkerung die Zahl von 100 000 erreichen wird, gilt ernsten Kolonialtechnikern schon als kühne Hoffnung, während die Annahme der Besiedelung des Landes in absehbarer Zeit durch 1 Million Weisser schon fast als Utopie betrachtet wird.

Wenn man demgegenüber bedenkt, dass in wenigen Jahren die jährliche Bevölkerungszunahme Deutschlands die Zahl von 1 Million Seelen erreicht haben wird, so ist es klar, dass unsere Schutzgebiete je länger desto weniger in der Lage sein werden, als Auswanderungsgebiet für uns ernstlich in Betracht zu kommen.

Völlig anders liegen die Dinge, wenn man unsere Schutzgebiete von wirtschaftlichen Gesichtspunkten, d. h. als Produzenten und Konsumenten, betrachtet.

In den acht Jahren, 1896—1903, stieg die fast ausschliesslich aus Rohstoffen bestehende Ausfuhr unserer Kolonien von 10 auf 25 Millionen Mark, während in der gleichen Periode die im wesentlichen aus Fabrikaten bestehende Einfuhr von 19 auf 40 Millionen Mark stieg. Die Einfuhr vermehrte sich demnach um etwas über 100 Prozent, die Ausfuhr sogar um 150 Prozent.

Der Anteil Deutschlands an dem Import der Kolonien ist prozentual im Steigen, an dem Export dagegen im Fallen begriffen. Im Jahre 1896 gelangte allein nach Hamburg die Hälfte des gesamten kolonialen Exports (nämlich von der 10 Millionen Mark betragenden Gesamtausfuhr 5 Millionen Mark), im Jahre 1903 gingen nach dem gesamten deutschen Zollgebiet nur noch 40 Prozent (nämlich von der 25 Millionen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mark betragenden Gesamtausfuhr nur 10 Millionen Mark), während in der gleichen Zeit die Beteiligung Deutschlands an der Einfuhr der Kolonien von 25 Prozent auf 55 Prozent oder im Werte von $7^1/_2$ auf 22 Millionen Mark gestiegen ist.

Die Erklärung dieser auffallenden Tatsache ist leicht gegeben. Die kleinen Exporte der früheren Jahre gingen naturgemäss nach den Plätzen der besten Schiffsverbindungen, d. h. nach Hamburg und Bremen, während die steigenden Exporte der letzten Jahre schon mehr die Hauptmärkte der einzelnen Produkte aufzusuchen beginnen, d. h. vor allem London, Liverpool, Antwerpen, Marseille. Umgekehrt wird die steigende Einfuhr der Kolonien jetzt stark durch öffentliche Arbeiten, wie Bauten, Eisenbahnen, Landungsbrücken usw. beeinflusst, deren Material natürlich von Deutschland bezogen wird; anderseits freilich muss man anerkennen, dass die deutsche Industrie sich überraschend schnell den kolonialen Bedürfnissen anpasst, wie die Herstellung tropischer Ausrüstungsgegenstände, sowie die namentlich vom Kolonialwirtschaftlichen Komitee angeregte Fabrikation kolonialer landwirtschaftlicher Maschinen beweist.

Wir dürfen getrost annehmen, dass sich diese Entwickelung auch weiterhin in gleicher Richtung bewegen wird; denn die Aufschliessung der Schutzgebiete wird dauernd grosse Ingenieurarbeiten erfordern, die unsere deutschen Industrien in Anspruch nehmen werden, und ebenso wird die zunehmende koloniale Landwirtschaft in steigendem Masse unsern Maschinenfabriken Beschäftigung geben, die Bedürfnisse der in den Kolonien lebenden Europäer werden auch fernerhin grösstenteils aus Deutschland gedeckt werden, und auch in den mit steigender Kultur schnell zunehmenden Gebrauchsartikeln der Eingeborenen wird Deutschland mit der Zeit immer besser die Konkurrenz anderer Industrieländer zu überwinden vermögen.

Anders liegt die Frage betreffs der kolonialen Rohprodukte. Hier muss es unsere Sorge sein, dem an sich naturgemässen Hinströmen derselben nach fremdländischen Märkten, soweit es möglich ist, Einhalt zu tun, im Interesse unserer Industrie und unserer Handelsemporien.

Freilich muss man bezüglich der einzelnen Produkte Unterschiede walten lassen. Wenn es sich z. B. um den — jetzt freilich durch den Aufstand auf Jahre hinaus lahmgelegten — Export lebender Tiere von Südafrika nach dem Kap und Transvaal handelt — ein Export, der sich im Jahre 1903 auf nicht weniger als 2 338 000 Mark belief, so könnte uns ein solcher Abfluss nach nicht deutschen Gebieten, soweit es sich um normale Verhältnisse handelt, nur erwünscht sein; ebenso ist der Nachteil für Deutschland nicht bedeutend, wenn ein von Jahr zu Jahr sich vermindernder Exportartikel, wie Elfenbein — Export aus den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Kolonien 1896 für $2^1/_2$ Millionen Mark, 1903 für $1^1/_4$ Millionen Mark —, hauptsächlich nach London und Antwerpen geht. Hingegen müssen wir es als einen empfindlichen Nachteil ansehen, wenn die Ölprodukte unserer Kolonien hauptsächlich nach Liverpool und Marseille gehen würden, wenn die deutsche koloniale Baumwolle Bremen meiden, und wenn der Kautschuk unserer Kolonien in Antwerpen oder England bessere Preise erzielen würde, als in Hamburg; brauchen wir doch in Deutschland für nicht weniger als 350 Millionen Mark Baumwolle, für 200 Millionen Mark überseeische Ölprodukte und für 70 Millionen Mark Kautschuk und Guttapercha, von denen unsere Kolonien jetzt für etwa 10 Millionen Mark Ölfrüchte, 5 Millionen Mark Kautschuk und $^1/_2$ Million Mark Baumwolle zu liefern imstande sind, also kaum $2^1/_2$ Prozent des deutschen Konsums der drei Rohstoffe.

Schon herrscht die Tendenz vor, für den Kamerun-Kakao, der in schnell steigendem Masse nach Hamburg exportiert wird — 1901 für $^1/_2$ Million Mark, 1904 schon für über $1^1/_2$ Millionen Mark, bei einem Kakaokonsum Deutschlands von 30 Millionen Mark —, einen andern Markt zu suchen, da die Preise in Hamburg in der letzten Zeit ständig im Sinken begriffen sind. Ob es gelingt, ist fraglich, jedenfalls ist es aber Sache der Nationalwirtschaft, sowie der Hamburger Kaufmannschaft, nach Möglichkeit das Abfliessen dieses Produktes nach andern Märkten zu verhindern; denn jeder Sachverständige wird zugeben, dass es ausserordentlich schwer ist, einen einmal verloren gegangenen Markt wieder zurückzuerobern. Wo es sich um Geldvorteile handelt, werden auch patriotische Appelle ungehört verhallen, genau so, wie es seinerzeit in Java bei den Cinchonapflanzen der Fall war, als England bessere Preise für die chininhaltige Rinde zahlte als Holland.

Handelt es sich auch vorläufig bei jedem einzelnen der genannten Rohstoffe um einen Ausfall von wenigen Millionen Mark, so ist es doch sicher, dass der Wert des Exportes dieser vier genannten Rohstoffe aus unsern Kolonien in absehbarer Zeit in die Hunderte von Millionen Mark steigen wird.

Es ist schon wiederholt angeregt worden, die Kolonien in wirtschaftlicher Beziehung durch Vorzugszölle enger an das Mutterland anzuschliessen. Diese Frage ist aber so komplizierter, allgemein wirtschaftspolitischer Natur, dass es unverständig sein würde, von hier aus einen besonderen Druck auf die Regierung auszuüben. Leichter würde sich wohl eine Förderung unserer kolonialen Landwirtschaft durch Verbilligung der Frachten erreichen lassen, und es würde Sache der Regierung sein, in Erwägung zu ziehen, ob sich nicht bei Erneuerung der Subventionsverträge mit den einzelnen Schiffahrtsgesellschaften Verbilligungen für die Frachten einiger der Hauptexportartikel

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unserer Kolonien würden erzielen lassen. Vor allem liesse sich hierdurch wohl einigen der notleidenden Produkte der Plantagenwirtschaft, wie z. B. Kaffee, etwas Erleichterung schaffen, auch würde man den Anbau anderer, wie Baumwolle, Kakao, Gewürze, Früchte, dadurch in erheblicher Weise fördern können.

Eng hiermit hängt die viel erörterte Frage zusammen, ob man überhaupt in unsern Kolonien den Plantagenbau, d. h. die Grosskultur, fördern soll, oder ob man unsere Schutzgebiete als Domäne der Kleinkulturen der Eingeborenen zu betrachten hat. Einig ist man jetzt wohl darin, dass der Schwerpunkt der kolonialen Landwirtschaft dauernd in der Kleinkultur der Eingeborenen liegen wird.

Momentan liegen die Verhältnisse in unsern Kolonien etwa folgendermassen: Von den 25 Millionen Mark Ausfuhrprodukten des Jahres 1903 sind etwa 7 Millionen Mark als Urprodukte zu bezeichnen, nämlich $4^1/_2$ Millionen Mark Kautschuk, $1^1/_2$ Millionen Mark Elfenbein, Hörner, Felle, sowie 1 Million Mark Guano, Wachs, Federn usw. Ferner ist der Export an Industrieprodukten auf etwa $^1/_2$ Million Mark zu veranschlagen. Es bleibt also ein Export von $17^1/_2$ Millionen Mark für landwirtschaftliche Produkte; hiervon kommen auf die Grosskulturen etwa $2^1/_2$ Millionen Mark (nämlich 1 Million Mark Kakao und je eine halbe Million Mark Kaffee, Faserstoffe und Ölfrüchte), es bleiben demnach 15 Millionen Mark für die landwirtschaftlichen Produkte der Eingeborenen. Der Export der Plantagen verhält sich also zum Export der Kleinkulturen wie 1 : 6.

Noch weit geringer ist die Bedeutung der Plantagen, vom Standpunkt der Kolonialwirtschaft aus betrachtet.

Die Plantagenprodukte werden fast sämtlich exportiert, die Produkte der Eingeborenenkulturen werden grösstenteils in der Kolonie selbst konsumiert. Braucht von den $12^1/_2$ Millionen Einwohnern unserer Kolonien jeder einzelne jährlich nur für 40 Mark Produkte zur Nahrung, Kleidung, Wohnung, Schmuck, Vergnügen usw., so gibt das schon eine Summe von 500 Millionen Mark, danach würde der zum Export gelangende Teil der Produktion der Eingeborenenkultur noch keine 3 Prozent und die Produktion der Plantagenkultur noch nicht $^1/_2$ Prozent der gesamten landwirtschaftlichen Produktion der Kolonien darstellen.

Dieses ungünstige Verhältnis von Export zur Produktion wird sich aber sicherlich schon in wenigen Jahren, besonders infolge des verstärkten Eisenbahnbaues, bedeutend ändern, vor allem aber wird das Verhältnis des Exportes an Plantagenprodukten zu dem Gesamtexport schon binnen kurzem sehr viel günstiger werden. Während im Jahre 1900 für weniger als 1 Million Mark Plantagenprodukte aus unsern Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonien kamen, 1903 schon für $2^1/_2$ Millionen Mark, so werden wir in einigen Jahren schon einem Export von mindestens 10 Millionen Mark Plantagenprodukten entgegensehen können, und zwar selbst in dem unwahrscheinlichen Fall, dass gar keine neuen Plantagen mehr gegründet werden, nur dadurch, dass die schon bestehenden sämtlich ertragfähig werden.

Der Export der Produkte der Eingeborenenkulturen wird hingegen wesentlich langsamer steigen. Infolge der geringen freiwilligen Arbeitsleistung der Eingeborenen erschöpft sich ihre freie landwirtschaftliche Tätigkeit im allgemeinen in der Gewinnung der für ihren Lebensunterhalt nötigen Nahrungsmittel; dazu pflanzt er noch etwas Genussmittel, wie Tabak, Kola, Betel, Haschisch, Kawa, aber nur selten wirkliche Exportartikel, wenn er nicht — z. B. durch die Hüttensteuer — dazu gezwungen wird. Wohl kann man also durch die Ausdehnung der Hüttensteuer und andere Zwangsmassregeln zu grösseren Exporten gelangen, aber dass man hierbei nur ganz vorsichtig und ohne Übereilung weiter gehen darf, zeigt uns leider am deutlichsten der Aufstand in Ostafrika, bei dem wahrscheinlich die Hüttensteuer und der Zwang zur Baumwollkultur sehr stark wirkende Motive gewesen sind. Aber auch die Hüttensteuer wird der Eingeborene im allgemeinen lieber in einem im Lande selbst verkäuflichen Produkt resp. in dem Entgelt dafür entrichten, da er mit einer solchen Ware im Lande selbst Handel treiben kann.

Man wird mir als Beweis, dass die Eingeborenen doch sehr tüchtiges in der Kultur von Exportprodukten leisten, die Kakaokultur der Eingeborenen der Goldküste, sowie die Erdnusskultur der Eingeborenen des Senegal entgegenhalten. In der Tat sind das die auffallendsten Leistungen, die wir von den Negern kennen, hat sich doch der Kakaoexport der Goldküste hierdurch von 71 Tonnen im Jahre 1897 auf 2437 Tonnen im Jahre 1902 erhoben, und hatte er doch im Jahre 1903 etwa einen Wert von 4 Millionen Mark. Ebenso erreichte die Erdnusskultur Senegals in wenigen Jahren die gewaltige Höhe von über 150 000 Tonnen, und der Wert dieses Exportes stieg von 8,3 Millionen Francs im Jahre 1897 auf 34,6 Millionen Francs im Jahre 1903. Aber wir dürfen nicht vergessen, dass dies einerseits die intelligentesten Negerstämme sind, die wir kennen, und dass andererseits die Neger der Goldküste auf den Plantagen von San Thomé eine gute Schulung für die Kakaokultur durchgemacht haben, und die Neger vom Senegal schon seit langer Zeit die Erdnüsse als Volkskultur zu eigenem Konsum anbauten.

Dies ist auch der Grund, warum die Sesam- und Erdnusskultur sich gleichfalls in Deutsch-Ostafrika relativ leicht als Exportkultur für die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Hüttensteuer einführt, und warum auch der Togoneger sowie manche Gebiete in Ostafrika sich schnell an den Baumwollbau wieder gewöhnt haben. Aber es ist sehr unwahrscheinlich, dass die Eingeborenen unserer Schutzgebiete nun aus sich selbst heraus grössere Strecken Landes unter Kultur bringen werden; dazu sind sie, mit wenigen Ausnahmen, vorläufig noch nicht weit genug in der Kultur fortgeschritten, oder besser gesagt, bisher noch zu bedürfnislos. Will man schnell steigende Exporte an Produkten der Volkskulturen, so gibt es nur zweierlei, entweder Zwang oder Beispiel, und zwar durch Belehrung in der landwirtschaftlichen Technik, sowie durch Beibringung von Bedürfnissen. Der erstere Weg ist schnell, aber gefährlich, auch ist der Erfolg nur auf die Zeit der Anwendung des Zwanges beschränkt. Der zweite Weg ist langsam, aber sicher und in seinen Erfolgen andauernd; in gewissem Masse lässt sich durch Schulen, Versuchsstationen usw. auf die Eingeborenen einwirken; viel intensiver wirkt aber die Schulung der Dienstleistung auf Plantagen, zumal dort auch die Beibringung von Bedürfnissen an besserer Kleidung, Wohnung, Schmuck usw. eine notwendige Begleiterscheinung ist.

Wir sind der Ansicht, dass noch für lange Zeit hinaus Plantagenkulturen unter Leitung von Weissen für unsere Kolonien notwendig sind, einerseits, um die Eingeborenen an geregelte Arbeit zu gewöhnen und ihnen die Technik der Exportkulturen, sowie die als Stimulans zur Arbeit nötigen Bedürfnisse beizubringen, andererseits freilich auch, um die Kolonien durch schnelle Vermehrung des Exportes wirtschaftlich zu heben, sowie um neue, den Kolonien bisher fremde Kulturen einzuführen und sie bis zur Rentabilität zu entwickeln, so dass später eventuell auch die Eingeborenen sie mit Erfolg zu betreiben imstande sind.

Zwar ist es nicht ausgeschlossen, dass dereinst eine Zeit kommen wird, wo der Plantagenbau als Grosskultur zu den überwundenen Wirtschaftsformen gehören wird, wie ähnliches ja auch dem Grossgrundbesitz in unserer Landwirtschaft prophezeit wird, wann aber dieser Zeitpunkt eintreten wird, lässt sich nicht im geringsten übersehen; sind doch auch rückläufige Entwickelungen wirtschaftlicher Formen schon wiederholt dagewesen.

Was wir aber verlangen können und müssen, ist, dass sich die Regierung in diesem Wettkampf zwischen Plantagen- und Volkskultur, zwischen Gross- und Kleinbetrieb der kolonialen Landwirtschaft streng neutral verhält; sie soll die Plantagen nicht auf Kosten der Ländereien der Eingeborenen künstlich vermehren, aber sie soll der Grosskultur, ebenso wie jeder andern gesunden Wirtschaftsform nach Möglichkeit die Wege ebenen und den Plantagenbau wie bisher, so auch in Zukunft, nach Kräften unterstützen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wohl ist es uns bewusst, dass es ernste und aufrichtige Gegner jeglicher Art von Plantagenkultur gibt, welche die Art der Anwerbung und die Behandlung der Arbeiter verurteilen, und das enge Zusammenleben derselben ohne ihre Familien als Ursache vieler Missstände ansehen. Das sind aber Fragen, die nicht auf dem volkswirtschaftlichen, sondern auf dem ethisch-sozialen Gebiet liegen. Wir glauben wohl, dass sich in der Behandlung und Ernährung der Plantagenarbeiter noch viele Fortschritte werden machen lassen, und dass die Regierung durchaus das Recht hat, nicht nur für die Innehaltung der Kontrakte zu sorgen, sondern auch die hygienischen und die Ernährung betreffenden Angelegenheiten zu kontrollieren, sowie weitere Schutzbestimmungen zu erlassen, falls die bisherigen nicht genügen sollten. Aber es hiesse das Kind mit dem Bade ausschütten, wollte man wegen der Möglichkeit der Missstände das ganze System der Grosskultur bekämpfen.

Ich denke hier nicht an grosse Landkonzessionen, die sich ja eigentlich nirgends in der Welt bewährt haben. Die Regierung ist sicher durchaus im Recht, wenn sie nach Kräften die ungesunde Landspekulation zu verhindern bestrebt ist. Es handelt sich hier nur um die Frage, soll die Regierung Privatpersonen oder Konsortien nur so viel Land zur Verfügung stellen, wie sie mit ihrem eigenen Kapital zu bewirtschaften imstande sind, oder auch darüber hinaus genügende Ländereien zur späteren eventuellen Vergrösserung ihrer Unternehmungen, resp. zur Gründung von Tochtergesellschaften oder zum Weiterverkauf.

Ich fürchte, man ist jetzt infolge der schlechten Erfahrungen mit den Konzessionsgesellschaften etwas zu engherzig in der Zumessung von Ländereien geworden und vergisst, dass nach den bisherigen Erfahrungen schon ein gewisser Wagemut dazu gehört, solche kolonialen Unternehmungen einzuleiten. Wenn man nicht ein wenig den spekulativen Stimmungen der Menge, sowie dem — ich möchte sagen — romantischen Zuge der Masse nach Landbesitz Rechnung trägt, so fürchte ich, dass die Neubildung von Pflanzungsunternehmungen leicht völlig ins Stocken geraten wird. Auch sind die neuerdings mit dem Landkauf verbundenen weitgehenden Bebauungsverpflichtungen geeignet, jeder Bemühung, ein neues Pflanzungsunternehmen auf Regierungsland zu errichten, im Keime zu ersticken. Wenn es nicht glücklicherweise noch für längere Zeit genügend Privatländereien in den in Betracht kommenden Gegenden gäbe, so wäre eine Vermehrung der Plantagen momentan ziemlich ausgeschlossen.

Oft hört man freilich jetzt die Ansicht aussprechen, nach den bisherigen Erfahrungen sei es als ein Glück anzusehen, wenn durch Erschwerung der Bildung neuer Pflanzungsunternehmen die Möglichkeit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aufhöre, das nationale Kapital in unfruchtbaren kolonialen Unternehmungen zu vergeuden. Die Leute, die so sprechen, gehören aber nicht zu den Kennern der kolonialen Wirtschaftsverhältnisse.

Man mag über die bisherigen Erfolge denken, wie man will, zwei Kulturen gibt es momentan, die im Plantagenbau wirklich guten Erfolg versprechen; es sind das die Sisalhanfkultur, vorläufig nur in Deutsch-Ostafrika, vielleicht später auch in Togo, sowie die Kautschukkultur in unsern sämtlichen tropischen Kolonien, besonders in den regenreichen, wie Kamerun, Neu-Guinea, Samoa.

Was die Sisalkultur betrifft, so legt in Ostafrika eine Pflanzungsgesellschaft nach der andern, soweit sie in der küstennahen Ebene Terrains besitzt, mehr und mehr ihr Hauptgewicht auf dieselbe. Der Sisalhanf wird bald einer der grössten Exportartikel Deutsch-Ostafrikas werden, und so lange die Preise für dies Produkt nicht allzu sehr fallen, wird es eine ausserordentlich rentable Kultur darstellen.

Weit wichtiger für die Kolonien und den Weltmarkt sind jedoch die Ergebnisse der Kautschukkultur in unsern Kolonien, sind doch in denselben schon über eine Million Kautschukbäume gepflanzt, davon fast die Hälfte in Neu-Guinea, der Rest zu gleichen Teilen in Deutsch-Ostafrika und Kamerun. Auch Samoa mit der neu gegründeten Samoa-Kautschuk-Kompagnie und Togo werden bald in die Zahl der Kautschuk bauenden Kolonien eintreten.

Schon haben in Neu-Guinea die beiden Kautschukbäume Ficus elastica (Assamkautschuk) und Hevea brasiliensis (Parakautschuk) vorzügliche Resultate ergeben, brachten doch ältere Ficus elastica bis $2^1/_2$ Kilo (18,75 Mk.) Kautschuk pro Baum; aber auch der schnell und leicht wachsende, überaus anspruchslose Manihot Glaziovii (Cearakautschuk) gibt genügend Kautschuk, um zur weitern Kultur zu ermuntern, nämlich 100 g im Durchschnitt bei achtjährigen Bäumen, das sind 60—70 Pfg. pro Baum, ein Ertrag, der wahrscheinlich noch, wie in Brasilien, bis 350 g in späteren Jahren steigen wird, während schon vierjährige Bäume 60 g Kautschuk pro Baum ergeben, und auch von Kamerun sind soeben recht günstige Resultate der ersten Anzapfungen der dort heimischen Kickxiabäume eingetroffen, die von fünfjährigen Bäumen schon einen Ertrag von 50 g eines recht guten Kautschuks ergeben, während ältere Bäume $^1/_2$ bis $^3/_4$ Pfund Kautschuk pro Baum erwarten lassen.

Ein Kautschukfieber, wie ein solches in Ceylon und auf der malayischen Halbinsel ausgebrochen ist, wo sich enorme Kapitalien auf die Kautschukkultur werfen, ist freilich so leicht nicht für unsere Kolonien zu erwarten, aber es ist fast sicher, dass die Gesellschaften, die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sich rechtzeitig mit Energie und dem nötigen Geschick dieser Kultur zuwenden, eine Reihe glänzender Jahre erleben werden.

Die Kautschukkultur wird in den nächsten Jahren sicherlich grossen Umwandlungen unterliegen, geht doch die Tendenz dahin, die bisher allein übliche Methode der Anzapfung der Bäume durch rationelle chemisch-physikalische Extraktionsmethoden zu ersetzen. Ob man dies mit einem Schälverfahren erreicht, analog wie bei der Cinchonakultur, eventuell unter Umwandlung der Pflanzungen in niedrig gehaltene Schälwaldungen, wie bei der Zimtkultur und den Eichenschälwaldungen, oder ob man eine Art Feldkultur für Kautschuk ausbildet und die gesamten jungen Pflanzen maschinell verarbeitet, das lässt sich vorläufig noch nicht übersehen. Jedenfalls liegen aber Aufgaben vor, die von eminenter praktischer Bedeutung sind, und die unsern Chemikern, Ingenieuren und Landwirtschaftlern eine Fülle interessanter und lohnender Arbeit bieten werden.

Aber auch der Botaniker sieht noch immer neue Aufgaben vor sich, trotz der unglaublichen Menge neuer Kautschukpflanzen, die in den letzten Jahren entdeckt worden sind. Ich möchte Ihnen hier die erste Mitteilung machen von einer ganz neuen Entdeckung, die vielleicht auch praktisch von Bedeutung zu werden berufen ist. Es handelt sich um in Venezuela vorkommende Mistelarten (Loranthaceen), die in ihren Früchten an Stelle des Klebstoffes (Viscin), das unsere Mistel auszeichnet, fast reinen Kautschuk enthalten, und zwar in Mengen von 12 bis 20 Prozent des Trockengewichtes der Frucht. Der Kautschuk ist leicht zu sondern und ist ein für die Technik vorzüglich brauchbares Produkt.

Die Mistel wächst, wie behauptet wird, nicht nur auf hohen Waldbäumen, sondern auch auf Heckenpflanzen (z. B. Jatropha curcas), Schattenbäumen (z. B. Inga), Kaffee und andern gewöhnlichen und weit verbreiteten Pflanzen, wie Papaya, Maniok, Orangen. Angeblich soll die Pflanze schon in 1 bis 2 Jahren reichlich Früchte tragen, und wenn die uns zugekommenen Nachrichten sich bestätigen, müssen die Erträge ihrem Werte nach pro Baum weit bedeutender sein, als die von Kaffeebäumen erzielten.

Da die Kultur der Pflanze ebenso leicht sein wird wie die unserer Mistel, so glaube ich, dass es eventuell eine wichtige Hilfspflanze für unsere notleidenden Kaffeepflanzungen in Ostafrika werden kann. Ich veranlasste deshalb die Hinübersendung eines botanischen Sammlers zum Studium der Lebensverhältnisse dieser Kautschuk-Mistel, sowie zur Beschaffung von Saat für unsere Kolonien.

Hoffentlich ist diese Sendung von Erfolg gekrönt, so dass wir in nicht zu ferner Zeit wissen werden, ob und unter welchen Bedingungen sich diese Mistelkultur empfehlen lässt. Selbst wenn es sich nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lohnen würde, besondere Mistelplantagen anzulegen, so ist der Fall sehr gut denkbar, dass es sich doch rentieren würde, alte oder aus andern Gründen nicht gut tragende und der Abschreibung verfallene Bestände der Kaffeeplantagen hierdurch wieder nutzbringend zu machen.

Um die Frage, ob nicht bald eine Überproduktion an Kautschuk eintreten wird, zu beantworten, müssen wir ein wenig auf die momentane Kautschukproduktion der Welt eingehen.

Es sollen nach einer neuen englischen Berechnung gegenwärtig etwa 60 000 ha mit Kautschuk bepflanzt sein, davon 16 000 in Ceylon, 15 000 auf der malayischen Halbinsel und 4000 in Mexiko.

Rechnet man nur einen Ertrag von 1000 Mark Kautschuk pro Hektar — bei Pflanzungen von Parakautschuk rechnet man auf mehr als doppelt so hohe Erträge — so wird in wenigen Jahren für 60 Millionen Mark Plantagenkautschuk in den Handel kommen, das ist noch nicht einmal der gegenwärtige Konsum Deutschlands an Kautschuk.

Rechnet man den durchschnittlichen Jahresertrag pro Hektar Kautschukpflanzung auf 250 Kilo Kautschuk, so würden die momentan kultivierten 60 000 ha nach etwa 8—10 Jahren etwa 15 000 Tonnen ergeben, also ein Viertel der Weltproduktion. Andererseits ist zu bedenken, dass der Kautschukbedarf enorm steigt, z. B. von 1900 bis 1904 von 50 000 auf 62 000 Tonnen. Sobald aber die Preise durch vermehrten Anbau fallen, wird der Konsum in noch schnellerem Tempo steigen, besonders durch den zunehmenden Bedarf der dann billiger werdenden Automobile. Andererseits wird bei abnehmenden Preisen die schon jetzt kaum mehr zunehmende Produktion wilden Kautschuks schnell und rapide bergab gehen.

Aus diesen Erwägungen geht demnach hervor, dass man noch für geraume Zeit eine Überproduktion an Kautschuk nicht zu fürchten hat.

Weniger günstig würde die Sachlage für die Sisalkultur sein, falls es sich bewahrheiten sollte, dass die Amerikaner in Cuba mit grossen Kapitalien an die Sisalkultur herangehen. Es war nämlich bisher Yukatan fast das einzige Land, welches Sisal im grossen produzierte, bis schliesslich die dort zur Verfügung stehenden Arbeitskräfte und Ländereien nicht mehr die steigende Nachfrage nach dem Produkte befriedigen konnten. Bekanntlich ist Sisalhanf das beste Ersatzmittel des Manilahanfes für Schiffstaue, und ausserdem ist es das wichtigste Bindematerial zu Getreidegarben bei den Mähmaschinen. In Cuba sollen grosse Strecken Landes für die Sisalkultur geeignet sein; freilich fragt es sich, ob die Amerikaner dort mit den über billigere Arbeitskräfte verfügenden deutschen Pflanzungsgesellschaften in Ostafrika werden konkurrieren können.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Gegensatz zu diesen beiden aufstrebenden Kulturen technischer Pflanzen sind die Hoffnungen, die wir an die Gewinnung von Genussmitteln in unsern Kolonien geknüpft hatten, nur in geringem Masse in Erfüllung gegangen.

Der Tabak hat bisher in unsern Kolonien überall versagt, d. h. der Plantagentabak zur Ausfuhr nach Europa, da trotz der guten in Neu-Guinea und Kamerun erzielten Produkte die Pflanzungen mit Verlust arbeiteten.

Der Kaffee hält sich nur gerade eben noch in den Pflanzungen Usambaras, und zwar lediglich deshalb, weil man bisher keine passende Ersatzkultur für jene Berggegenden kennt. Auf Dividenden aus dem Kaffee rechnet momentan kaum eine der Pflanzungen, hingegen haben sich die meisten der Gesellschaften durch Anlage anderer Pflanzungen in tieferen Gegenden zu helfen gewusst. Hoffentlich werden wir aber in dem anscheinend auch in den höheren Lagen gut gedeihenden neukaledonischen Kautschukbaum Ficus Schlechteri, sowie in der erwähnten Kautschuk-Mistel auch für die Kaffeegegenden demnächst eine rentable Kultur erhalten.

Dem Kakao geht es weit besser, sowohl in Samoa, als besonders in Kamerun, wo jetzt nicht weniger als 4 Millionen Kakaobäume stehen, deren Ertrag rapide steigt und sicher in diesem Jahre über zwei Millionen Mark betragen wird, welche Summe freilich im Vergleich zu den 54 Millionen Mark Kakao, die im letzten Jahre nach Hamburg eingeführt wurden, erst 4 Prozent ausmacht. Die ursprünglich erwarteten, überaus glänzenden Resultate dieser Kultur sind freilich infolge von Schädlingen und dauerndem Sinken der Preise nicht eingetroffen, jedoch lassen die sparsamer wirtschaftenden Pflanzungen immerhin recht gute Dividenden erwarten. Mehr und mehr gehen die Pflanzungen zur Kautschukkultur über, bisher mehr versuchsweise, jetzt nach den festgestellten guten Resultaten bei Kickxia wird man zweifellos auf sämtlichen Kakaopflanzungen auch zur Kautschuk-Grosskultur übergehen.

Noch in den Anfängen steht die Kultur der Kolanuss, die besonders in Kamerun und in Togo erprobt wird; namentlich in Kamerun gedeihen die Kolabäume sehr gut und haben jetzt nach 5 Jahren ihre ersten Früchte angesetzt. Man darf grosse Hoffnungen auf diese Kultur setzen, bringt doch z. B. in Lagos ein einzelner Kolabaum mehr ein, als ein Dutzend Kaffee- und Kakaobäume, was man verstehen wird, wenn man hört, dass das Hundert frischer Kolanüsse in Lagos für 2,75 Mark, ausgelesene sogar für 3,75 Mark verkauft werden.

Die Kultur der Öl- und Fettpflanzen hat man bisher, mit Ausnahme der Kokosnuss, die den Südseepflanzungen schon sehr gute Erträge bringt, den Eingeborenen überlassen, vielleicht aber mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unrecht. Es eignet sich z. B. die Erdnuss als Zwischenkultur ausgezeichnet für junge Baumkulturen, und ist besonders den Parakautschuk-Pflanzungen zu empfehlen. Ferner sollte man erproben, ob sich nicht Sesam gut als Zwischenkultur für Ceara-Kautschuk in den ersten Jahren eignet. Auch auf die rationelle Kultur der Ölpalme haben wir schon wiederholt als wahrscheinlich recht lohnend hingewiesen, freilich sollten dazu nur die ölhaltigen und dünnschaligsten Sorten verwendet werden; interessant ist, dass speziell die Versuche in Neu-Guinea ausgezeichnet ölhaltige Produkte ergeben haben.

Seitdem wir durch das Preisausschreiben des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees zu zweckentsprechenden Schäl- und Entkernungs-Maschinen und -Pressen für die Ölpalme gelangt sind, hat diese Kultur wirklich gute Aussichten. Eine darauf begründete Monokultur soll man freilich noch nicht riskieren, jedoch sollte jede grössere Pflanzung in Kamerun und Togo sich einen ausgedehnten Ölpalmenhain anlegen.

Im Vordergrunde sowohl des kolonialen als des heimischen Interesses steht natürlich momentan die Baumwollkultur, und mit Recht betrachtet das Kolonial-wirtschaftliche Komitee es als seine Hauptaufgabe, die Baumwoll-Produktion unserer Kolonien zu vermehren. Unsere Bemühungen, die sich leider bisher nur auf relativ kleine Mittel stützen konnten, haben ja auch schon beachtenswerte Erfolge erzielt, besonders in Togo und Ostafrika. In der Südsee ist vorläufig bei den schlechten Arbeiterverhältnissen und dem für diese Kultur nicht günstigen Klima kaum ein grösserer Erfolg zu erwarten. Hingegen hoffen wir in Südwestafrika, im Owambolande, auf gute Resultate, im grösseren Massstabe freilich erst nach Vollendung der Otawibahn. Weit mehr aber erwarten wir von dem Hinterland von Kamerun, doch ist die Aufschliessung desselben durch eine Eisenbahn die unumgängliche Voraussetzung hierfür. England hat in Nigeria schon bedeutende Erfolge erzielt, und ganz ähnliches, gleichfalls stark bevölkertes Land besitzen auch wir dort in grosser Menge, auch bauen die Eingeborenen schon jetzt dort Baumwolle zu eigenem Gebrauch und zum lokalen Handel.

Dass unsere afrikanischen Kolonien bei einer energisch durchgeführten Verbesserung des Verkehrsnetzes sicher bald imstande sein werden, für viele Millionen Mark Baumwolle zu exportieren, kann einem Zweifel nicht mehr unterliegen. Freilich darf man sich nicht darüber täuschen, dass auch günstigen Falles dieser Export doch nur einen geringen Teil des etwa 350 Millionen Mark (gleich 1,6 Millionen Ballen) betragenden Bedarfes von Deutschland decken wird.

Zum Beweise hierfür möchte ich folgende Schätzung vorlegen. In Togo gelangte kürzlich eine Regierungskommission nach sorgfältiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Untersuchung zu dem auffallenden Resultat, dass von der durchweg landwirtschaftlichen und als relativ fleissig bekannten Bevölkerung der Landschaft Njambo pro Kopf nur 0,22 ha unter Kultur gebracht worden war, so dass man die durchschnittliche Leistung des afrikanischen Negers mit 0,2 ha pro Kopf eher zu hoch, als zu niedrig einschätzt.

Rechnen wir nun, dass von den 12 Millionen Eingeborenen unserer tropisch-afrikanischen Schutzgebiete ein Viertel in Gegenden lebt, wo Baumwolle aus klimatischen und verkehrstechnischen Gründen gebaut werden kann, also 3 Millionen, so würden sie 600 000 ha unter Kultur bringen; hiervon kann man aber, da sie doch vor allem für ihren Unterhalt das Land bebauen und Baumwolle nur als Nebenprodukt, meist in der Form von Zwischenkultur, kultivieren, nur ein Fünftel auf Baumwolle rechnen, das sind 120 000 ha, die im günstigen Falle etwa 100 000 Ballen ergeben dürften, also den 16. Teil des deutschen Konsums, die aber freilich einen Wert von immerhin 20—25 Millionen Mark repräsentieren.

Dehnen wir dieselbe Rechnung auf das ganze tropische Afrika aus, mit seinen 100—120 Millionen Eingeborenen, so ergibt sich die acht- bis zehnfache Produktion, d. h. etwa 1 Mill. Ballen im Werte von 200—250 Millionen Mark, welche Menge also erst zwei Drittel des Konsums Deutschlands decken würde.

Bedenkt man aber, dass die für Baumwollkultur in Betracht kommenden Gegenden Afrikas grösstenteils derart entfernt von der Küste oder schiffbaren Flüssen gelegen sind, dass sie noch für lange Zeit für den Export so viel Raum einnehmender Artikel, wie Baumwolle, nicht in Betracht kommen, so gelangt man zu der Einsicht, dass die europäischen Kolonialmächte schon zufrieden sein müssen, wenn das tropische Afrika nach einer Reihe von Jahren dem Weltkonsum 5—600 000 Ballen liefert, d. h. noch nicht den Mehrbedarf eines einzigen Jahres.

Ich bin mir bewusst, dass diese Auseinandersetzung manchen Widerspruch finden wird und vor allem viele Leute enttäuschen wird, welche bezüglich der Sicherung unserer europäischen Baumwoll-Industrie hoffnungsfreudig nach Afrika ausgeschaut haben. Ich glaube aber, es ist unsere Pflicht, den Tatsachen, selbst wenn sie uns schmerzlich sein sollten, nüchtern gegenüber zu treten und unsere Bemühungen nicht auf die Aufrechterhaltung eines Zustandes der Selbsttäuschung zu konzentrieren, sondern uns zu bestreben, nach Erforschung der ursächlichen Zusammenhänge, die Hindernisse der Ausdehnung der Baumwollkultur sukzessive, wenn auch nur in hartem Kampfe, zu bewältigen. Es kann und darf uns nicht genügen, dass der vierte Teil aller Neger pro Kopf $^1/_{25}$ ha mit Baumwolle bepflanzt. Wir müssen dahin gelangen, dass, wie es in der Baumwollregion Amerikas der Fall

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ist, jede Familie in den für den Baumwollbau geeigneten Teilen des tropischen Afrikas 5 ha, d. h. pro Kopf 1 ha mit Baumwolle bepflanzt; dann kämen wir für das tropische Afrika zu 25 Millionen Ballen pro Jahr, das ist die Hälfte mehr, als die gesamte Weltproduktion momentan beträgt.

Die Erreichung dieses glänzenden und unsere europäische Baumwollindustrie für lange Zeit sichernden Zieles ist zwar schwierig, aber nicht unmöglich.

So lange der Neger Hackkultur betreibt, werden wir von ihm nur schwer eine bedeutende Vermehrung seiner Leistungen erlangen können, und so lange er noch grösstenteils im Zustande der Naturalwirtschaft und des Tauschverkehrs lebt, wird man von ihm nicht erwarten können, dass er sich ausschliesslich auf Baumwollbau wirft, um für die Erträge desselben die Lebensmittel einzutauschen.

Die Verdrängung des Tauschverkehrs durch Geldverkehr hängt eng mit der allgemeinen Verkehrsfrage zusammen, und jede neue Eisenbahn wirkt in dieser Beziehung Wunder. Die Ersetzung der Hackwirtschaft durch Pflugkultur ist ein weit schwierigeres Problem, und hängt aufs innigste mit der wirksamen Bekämpfung der Viehseuchen, besonders der Tsetsekrankheit und des Texasfiebers, zusammen. Ausserdem ist langwierige Erziehung und Belehrung der Eingeborenen dazu nötig, wozu wiederum Lehrfarmen, landwirtschaftliche Versuchsstationen, sowie vor allem von Europäern geleitete Grosskulturen die geeignetsten Hilfsmittel sind.

Der Weg zur Sicherung unserer nationalen Baumwollindustrie führt also über Ausbau des kolonialen Eisenbahnnetzes, Bekämpfung der tropischen Viehseuchen, Anlage von landwirtschaftlichen Versuchsstationen und Lehrfarmen sowie Ausdehnung der Plantagenunternehmungen.

Es ist zwar ein weiter und mühevoller Weg, der viel Geduld, Arbeit und Geldmittel erfordert, es ist aber eine würdige und schöne Aufgabe für ein Kulturvolk, wie es das deutsche ist.

Moritz Schanz, Chemnitz: Ich danke Herrn Warburg im Namen der Versammlung für seinen höchst interessanten und lichtvollen Vortrag. Auch in meinem Vortrag im Plenum hatte ich vor Überschätzung der Baumwollernte Afrikas gewarnt, hoffe aber doch von schneller Zunahme der Bevölkerung bei Befriedung des Landes und zunehmender Arbeitswilligkeit und -fähigkeit der Eingeborenen, dass wir steigende und nennenswerte Erträge allmählich erwarten dürfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auf die Bemerkung des Herrn Referenten, dass der Zwang zur Baumwollkultur ein stark mitwirkendes Motiv des Aufstandes in Deutsch-Ostafrika gewesen sei, möchte ich folgendes erwidern:

Mit den Eingeborenen in Ostafrika steht das Kolonialwirtschaftliche Komitee und seine Angestellten nur in zwei Punkten in Berührung:

1. In der Baumwollschule, wo unter einem Deutsch-Amerikaner etwa 100 Schüler und Arbeiter beschäftigt sind. Die Schüler sind von den verschiedenen Bezirksämtern ausgewählte junge Leute. Das Komitee zahlt den Schülern 32 Pf. Tagelohn, den Arbeitern 22 Pf. Während die Gebiete in nächster Nähe der Baumwollschule von dem Aufstand ergriffen wurden, sind auf der Baumwollschule irgendwelche Unruhen oder Misshelligkeiten nicht zu verzeichnen.
2. Bei der Garantie der Baumwollpreise, die in der Weise besteht, dass Baumwolle, die keinen Käufer findet, von dem Komitee zu den Preisen von 40 bezw. 30 Pfennigen, je nach Qualität, aufgekauft wird. Die Garantie ist sicher kein Grund zum Aufstand gewesen.

Bei dem weitverzweigten Baumwoll-Unternehmen in Deutsch-Ostafrika wirken etwa 30 Kommunen, Stationen, Missionen und Einzelunternehmer mit; von keiner dieser Stellen ist dem Komitee bis jetzt irgendwelcher Übergriff bei der Heranziehung der Eingeborenen zur Baumwollkultur bekannt geworden.

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Die Kickxia-Anzapfungsversuche auf der Molivepflanzung, über die im „Tropenpflanzer" berichtet wurde, bieten keinen genauen Anhalt. Im Kongogebiet habe ich bei Anzapfungsversuchen von 1899 ausgepflanzten Bäumen 75 g pro Baum erhalten. Ich frage nun an, worauf die Rentabilitätsberechnungen der auf Samoa beabsichtigten Kautschukpflanzungen beruhen, und ferner, wieviel Öl mit der Hakschen Palmkern-Schälmaschine pro Tag gewonnen wird. Ich bezweifle die Rentabilität dieser Maschine, da man nach dem bisher üblichen Verfahren bei Anwendung von Pressen das Öl billiger gewinnen kann, verspreche mir aber viel Erfolg von einer zweckmässigen Knackmaschine.

Kommerzienrat **C. R. Stark,** Chemnitz: Ich erachte die Ansicht des in seinen Urteilen von mir hochgeschätzten Professors Warburg etwas zu pessimistisch. Ich weise auf die Südstaaten der Union mit ihrer Negerbevölkerung hin (etwa 7—8 Millionen), die mit den weissen Farmern (hauptsächlich Texas) 14 Millionen Ballen erbauten. Die Hoffnung der afrikanischen Baumwollkultur beruht auf der Qua-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lität, die, wie selbst erprobt, vorzüglich ist. Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen, wenn grosse Ernten Amerikas die Preise zeitweilig drücken. Ich erinnere an die Opfer, die regierungsseitig in Russland und den Vereinigten Staaten für Baumwollbau gebracht werden. Die Wichtigkeit der Frage hat Herr Schanz überzeugend dargelegt. Redner bezifferte vor drei Jahren den amerikanischen Selbstkonsum der Ernte mit 37 Prozent, heute ist er auf 45—48 Prozent gestiegen. England stellt 5 Millionen neue Spindeln auf (60 Prozent der deutschen Zahl). Wo soll die Baumwolle dafür herkommen? Selbst wenn der Gesamtweltkonsum befriedigt würde, erscheint die deutsche Versorgung höchst gefährdet!

Missionsinspektor **Schreiber**, Bremen: Aus meiner Kenntnis der Verhältnisse in Togo, wo das Kolonial-wirtschaftliche Komitee und die Deutsche Togogesellschaft durch Anlage von Baumwollenplantagen und energische Förderung des Baus der Inlandbahn sich dauernde Verdienste erworben haben, bezweifle ich die Richtigkeit der aufgestellten Berechnung über den Umfang der Baumwollenproduktion der Neger. Es ist sehr gewagt, die augenblickliche Produktionsmenge zur Grundlage einer Berechnung zu machen. Jede Steigerung der Absatzmöglichkeit schafft von selbst eine Vermehrung der Produktion. Die Gründung der Missionsstation Amedschowe, auf der jetzt an 300 Schüler untergebracht sind, hat z. B. die 600 Bewohner des gleichnamigen Dorfes veranlasst, durch Ausdehnung ihrer Landwirtschaft die Nahrungsmittel für die Station zu produzieren. Eine rationelle Anleitung zum Baumwollenbau, wie sie bereits in Togo auf den Missions- und Regierungsstationen, sowie auf den Plantagen erfolgt, eine Förderung der Verkehrsmittel, namentlich der Bau von Eisenbahnen, eine Stärkung der Volkskulturen, die neben dem Plantagenbetrieb mit allen Mitteln zu stärken sind, dürfte mit Sicherheit auch eine grössere Steigerung der Baumwollenproduktion zur Folge haben, als jene Berechnung ergibt.

Prof. Dr. **Fesca**, Witzenhausen: Den Ausführungen des Herrn Vortragenden, den Schwerpunkt auf die Förderung der Eingeborenen-Kulturen zu legen, kann ich nur beistimmen. Jedenfalls sind die grossen Landkonzessionen zu verwerfen; anderseits ist aber ebenso wie in europäischen Ländern eine möglichst günstige Verteilung von Kleinbetrieb und Grossbetrieb anzustreben. Nur der Grossbetrieb — worunter in den Tropen die von Weissen geleiteten Pflanzungen zu verstehen sind — kann ein hinreichend kapitalintensiver sein, und nur im Grossbetriebe können die Resultate der wissenschaftlichen For-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schung sowie die Fortschritte der Technik der Landwirtschaft nutzbar gemacht werden. Erstklassige Exportprodukte lassen sich im Kleinbetriebe viel schwieriger erzielen, als im Grossbetriebe. Aus diesen Gründen sind Grossbetriebe in angemessener Ausdehnung für die gesunde Entwickelung unserer Kolonien unentbehrlich. Dieselben müssen von praktisch wie theoretisch gebildeten Landwirten geleitet werden. Junge Leute, welche eine der landwirtschaftlichen Hochschule entsprechende, besonders die tropischen und subtropischen Verhältnisse berücksichtigende Ausbildung auf der deutschen Kolonialschule erhalten haben, dürften, nachdem sie sich hinreichende praktische Erfahrungen als Hilfspflanzer erworben haben, wohl geeignet sein, den Anforderungen und Erwartungen, die an einen Leiter grösserer Pflanzungen auch im Interesse der Erziehung der Eingeborenen zu intelligenten Landarbeitern gestellt werden müssen, zu genügen. Auch die Einführung besserer Arbeitsgeräte und Kulturverfahren in die Kleinbetriebe ist nur durch die Schulung und das Beispiel der Grossbetriebe möglich. Ein richtiges Verhältnis beider Betriebe zueinander, das je nach örtlichen Verhältnissen ein sehr verschiedenes sein kann, ist demnach für die gesunde Entwickelung unserer kolonialen Landwirtschaft von hoher Bedeutung.

J. K. Vietor, Bremen: Herr Professor Warburg hat Zwang oder Erziehung genannt als Mittel, die Eingeborenen zu grösseren Arbeitsleistungen zu veranlassen. Ich rate direkt von Zwang ab, da ich in unsern deutschen Kolonien keine grösseren Fortschritte sehe, wie in den englischen und französischen, die keinen Zwang kennen. Wir wissen aber auch den Weg jetzt schon, denn die Baumwollschule in Notschae des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees ist die beste Einrichtung, die ich in sämtlichen besuchten Kolonien gesehen habe. Dort lernen die Leute nicht nur Baumwollbau, sondern auch Saatwahl, Fruchtfolge usw., so dass sie später zur Beschaffung ihrer Nahrungsmittel nur die halbe Zeit gebrauchen sollen. Gegen Grosskultur kann an sich natürlich niemand etwas haben, so lange sie sich in solchen Grenzen hält, dass genügende Arbeitskräfte freiwillig zu haben sind. Der von Herrn Professor Warburg ausgesprochene Satz, dass Plantagen- und Eingeborenenkultur gleichberechtigt sind, ist richtig. Doch soll Land zu Spekulationszwecken keinenfalls vergeben werden dürfen. Ein hoher Betriebszwang ist in jedem Fall von Landverkauf notwendig nach unsern bisherigen Erfahrungen.

Direktor Dr. **Hupfeld,** Berlin, weist darauf hin, dass die älteren Gesellschaften ein viel grösseres Risiko übernahmen, als die jetzt hinaus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gehenden; deshalb sei es gerechtfertigt gewesen, betr. Landverleihung früher liberaler zu sein, als jetzt. Doch sei es bedenklich, in den Vorschriften zu scharf zu sein, da dann die Unternehmungslust abgeschreckt werde.

Prof. **Warburg**, Berlin, stellt im Schlusswort fest, dass im Prinzip volles Einverständnis über die schwierige Materie erzielt sei. Zuletzt beantwortet er die einzelnen Anfragen des Herrn Schulte im Hofe.

* * *

Die nachstehende Resolution gelangte hierauf zur Vorlage im Plenum einstimmig zur Annahme:

„Von der Nation in ihrer Gesamtheit wird die Notwendigkeit anerkannt:

Deutschland im Austausch mit heimischen Industrieerzeugnissen durch national-wichtige Rohstoffe und Produkte aus den deutschen Kolonien zu versorgen. Zu diesem Zweck fordert der Kongress, grössere Mittel von Reichs wegen zur Verfügung zu stellen:

1. Für wirtschaftliche Vorarbeiten zur Feststellung der Rentabilität bestimmter kolonialer Unternehmungen in den deutschen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

2. Für den Bau von Eisenbahnen, die Verbesserung der Landungsverhältnisse, die Schiffbarmachung von Flüssen, den Bau von Strassen, die Anlage von Telegraphen- und Telephonlinien und für die Bekämpfung von tropischen Pflanzenkrankheiten und Viehseuchen.

3. Für die Förderung von Volkskulturen unter Verwendung des Pflugs und Plantagenkulturen, insbesondere der Baumwollkultur und der Gewinnung und Kultur von Kautschuk und Guttapercha."

Die Kautschuk- und Guttaperchafrage in den deutschen Kolonien.

Von **Louis Hoff**, Harburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich mir gestatte, Ihnen einen Vortrag über die Kautschuk- und Guttaperchafrage in unsern Kolonien zu halten, so bitte ich, vorausschicken zu dürfen, dass ich nur auf Grund meiner praktischen Kenntnisse als Fabrikant und kaufmännischer Leiter eines grossen industriellen Unternehmens spreche, und dass meine Ausführungen aus dem Gesichtswinkel des deutschen Industriellen heraus er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folgen, geleitet von den Interessen unserer nationalen Industrie, die als Glied einer grossen Kette in ihrem Wohlergehen untrennbar ist von dem Wohle unseres grossen deutschen Vaterlandes.

Der Artikel „Kautschuk" ist wohl eines der jüngsten aller bekannten Kolonialprodukte, seine Kenntnis datiert noch nicht ein Jahrhundert zurück und seine praktische Verwendung kennen wir erst seit etwa 60 Jahren; denn erst die epochemachende Erfindung der Vulkanisation durch den Amerikaner Goodyear um das Jahr 1844 hat den Kautschuk für so viele Artikel Verwendung finden lassen.

In Deutschland ist die Kautschukwarenfabrikation ungefähr fünfzig Jahre alt, und zwar sind es die noch heute bestehenden Harburger Fabriken gewesen, welche im Jahre 1855 als mit die ersten deutschen Kautschukwarenfabriken errichtet wurden, und welche sich seit ihrer Gründung zu den grössten der Branche entwickelt haben. Man zählt heute allein in Deutschland über 90 Kautschukwarenfabriken, in denen ein Kapital von wenigstens 100 Millionen Mark investiert ist, und in denen wohl über 30 000 Arbeiter Beschäftigung finden.

Die Kautschuk- und Guttapercha-Industrie hat in verhältnismässig kurzer Zeit in den Hauptkulturstaaten der Erde einen Umfang und eine Bedeutung erlangt, wie sie wohl niemals erwartet worden ist. Kautschukwaren sind heute ein so wichtiger Artikel geworden, dass viele Industrien ohne Kautschuk kaum denkbar sind bezw. zumindest wohl niemals die Ausdehnung erfahren hätten, welche sie heute besitzen.

Ich erinnere hierbei nur an die gesamte Maschinenindustrie, an die Brau-Industrie, chemische Industrie und an die Zucker-Industrie.

Es gibt keine einzige Maschine, weder eine Dampfmaschine, noch sonstige Arbeitsmaschine, bei welcher nicht Kautschuk in irgendeiner Form, sei es als Dichtungsmaterial, sei es als Riemen oder Ventil, Verwendung findet.

Das gesamte Eisenbahnwesen hat erst durch die Westinghouse-, Carpenter- und Hardy-Bremse eine grössere Sicherheit erfahren, und nur durch Verwendung von Kautschuk ward es ermöglicht, diese Bremsen überhaupt zu konstruieren und die Unsicherheit auf ein Minimum herabzudrücken.

Im weiteren erinnere ich an die ausserordentlich hoch entwickelte elektrotechnische Industrie, welche in all ihren Phasen von dem Kautschuk und der Guttapercha abhängig ist, sei es in Gestalt von Isolierband, Isolierröhren, Kabeln, Hartkautschukplatten, Akkumulatorkästen usw.

Als besonders wichtig ist ferner die Fahrrad-Industrie zu erwähnen, welche eigentlich erst aus der Kautschukindustrie hervor-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gegangen ist. Die ersten Fahrräder, welche in den 60er Jahren auf den Markt kamen, hatten gewöhnliche Eisenräder, und das Fahren war natürlich kein besonderes Vergnügen. Als man nun aber zu Kautschukreifen (Vollreifen) und später zu den cushion tyres (eine Art Hohlreifen, die schon eine Annäherung an die bekannten Pneumatiks darstellten) überging, wurden die Fahrräder immer mehr eingeführt; den Pneumatiks, die ein ganz bedeutend ruhigeres, angenehmeres Fahren ermöglichen, blieb es jedoch vorbehalten, den gewaltigen Umschwung in der Fahrradindustrie herbeizuführen und diese Branche auf die jetzige Höhe und zu der jetzigen Bedeutung zu führen.

Als neuesten Industriezweig erwähne ich ferner die Automobilindustrie, die schon heute eine ausserordentlich hohe Bedeutung erlangt hat. Der kolossale Aufschwung, den die Automobilbranche genommen hat, ist in erster Linie der Verwendung von Kautschukreifen zu verdanken; denn nur durch die Neuerrungenschaften auf dem Gebiete der Motorreifenfabrikation konnten die bedeutenden Geschwindigkeiten, verbunden mit dem ruhigeren Lauf der Fahrzeuge erreicht werden.

Die Chirurgie, Krankenpflege und Säuglingsernährung sind ebenfalls Gebiete, wo Kautschuk geradezu unentbehrlich geworden ist.

Aus Vorgesagtem erhellt, welch enorme Bedeutung der Kautschuk in unserm wirtschaftlichen Leben erlangt hat, und man kann getrost behaupten, dass der Kautschuk in allen Industriezweigen — es gibt kaum eine Industrie, die nicht Kautschukwaren in irgendeiner Form gebraucht — überhaupt nicht mehr entbehrt werden kann.

Es ist notorisch, dass durch die mannigfaltige Verwendung von Kautschuk — ich erinnere auch noch an den Artikel Gummischuhe, Gummischläuche und Gummibälle — ein ständig steigender Bedarf und eine fortschreitende Entwickelung der Kautschukindustrie eingetreten ist, die Hand in Hand geht mit der Entwickelung und Ausdehnung anderer Industriezweige.

Die gewaltige Ausdehnung der Kautschuk-Industrie hat natürlich einen ganz erheblichen, ständig steigenden Bedarf an Rohkautschuk zur Folge, aber schon heute ist zu konstatieren, dass selbst die gegen früher ganz beträchtlich gesteigerte Produktion von Rohkautschuk nicht mit dem enormen Konsum Schritt zu halten vermag, und deshalb muss das Augenmerk aller Beteiligten darauf gerichtet sein, rechtzeitig Mittel und Wege zu finden, um die Produktion von Rohkautschuk weiter auszubauen und dementsprechend den steigenden Konsum zu erhöhen.

Das beste Beispiel, in welcher Weise die Produktion an Rohkautschuk, sowie der Konsum zugenommen hat, geben folgende Daten:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Im Jahre 1880 betrug die Gesamtausfuhr des Amazonasgebietes 8680 tons; in der Zeit vom 1. Juli 1904 bis 30. Juni 1905 ist dieselbe auf 33 100 tons angewachsen.

Die Ausfuhr des Kongostaates, welcher überhaupt erst seit dem Jahre 1886 zu den Kautschuk liefernden Ländern zu zählen ist, betrug 1886 im ganzen 18 tons; im Jahre 1903 dagegen hatte der Kongostaat eine Gesamtausfuhr von 5918 tons.

Im Jahre 1899/1900 blickten wir auf eine Gesamt-Weltproduktion von 53 348 tons und einen Konsum von 48 352 tons; 1904/05 ist die Produktion auf 68 879 tons und der Konsum auf 65 083 tons angewachsen.

Dabei sind die Weltvorräte zurückgegangen. Während wir beispielsweise im Jahre 1902 ult. Juni noch sichtbare Vorräte von 6816 tons hatten, betrugen dieselben 1904 nur 4388 tons, also etwa 64 Prozent des Jahres 1902.

Der Konsum hat also ganz rapide zugenommen, während die Vorräte geringer geworden sind, und hieraus erklärt sich denn auch die Hausse im Rohgummimarkte.

Die Art der Gewinnung in den Produktionsländern (es kommen hierfür speziell das Amazonasgebiet, der Kongostaat, die deutschen und fremdländischen Kolonien in Ost- und Westafrika in Betracht), lässt viel zu wünschen übrig, denn es wird in all diesen Gebieten mehr oder minder Raubbau betrieben, und wenn das so weiter geht, dann wird die Zeit kommen, wo die grossen erreichbaren Wälder bald erschöpft sind.

Das Bestreben aller Interessenten sollte deshalb darauf gerichtet sein, in erster Linie auf dem Wege der Gesetzgebung dem Raubbau zu steuern und ferner den plantagenmässigen Anbau von Kautschukbäumen zu fördern und finanziell zu unterstützen.

Über den Raubbau in unsern Kolonien, speziell in Süd-Kamerun, ist ja viel geschrieben worden, und die Kolonial-Zeitung und die Allgemeine Zeitung in München haben längere Artikel darüber gebracht, deren Inhalt ich bei Ihnen als bekannt voraussetze.

Es wurde in diesen Artikeln in scharfen Worten darauf hingewiesen, dass seitens der Batangafirmen grosse Kautschukgebiete durch den Raubbau vollständig vernichtet und entwertet seien.

Ich selbst vermag nicht persönlich zu beurteilen, inwieweit diese Berichte zutreffend sind, indem ich Südkamerun bezw. jene Gegenden nie bereist habe, wohl aber weiss ich durch meine Reisen in Brasilien, dass der Kautschuk in Südamerika (Brasilien, Bolivien, Peru) von grossen mächtigen Bäumen mittels Einschnitten gewonnen wird,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während es sich in Afrika vorzugsweise um Schlinggewächse (Lianen) handelt, bei denen das Anzapfen laut mir seitens meiner Hamburger Freunde gewordenen Mitteilungen auf Schwierigkeiten stösst, weshalb denn diese Lianen meistens abgehauen oder abgeschnitten werden, so dass sie ausbluten. Die hierbei ausfliessende Kautschukmilch wird dann aufgefangen.

Nun erwähnen aber die der Kolonial-Zeitung zugegangenen Berichte, dass durch solches Abhauen auch die kräftigen Kickxiabäume in jenen Gegenden fast ausgerottet seien, und wenn sich das bewahrheiten sollte, so wäre es im höchsten Grade bedauerlich, und es dürfte für unsere Regierung die höchste Zeit sein, durchgreifende Massnahmen zum Schutze der Kautschukpflanzen zu treffen. Das Wohl der Kolonie muss höher stehen, als Einzelinteressen, und wenn der Kautschuk-Export durch Einschränkung des Raubbaues in den ersten Jahren auch zurückgehen wird, so wird sich derselbe durch planmässigen vernünftigen Abbau gar bald wieder heben, und der anfängliche Ausfall wird später reichlich gedeckt werden.

Es müsste in allen unsern Kolonien, inklusive Neu-Guinea, ein Überwachungssystem, ähnlich wie bei uns das Forstwesen, eingeführt werden, durch welches jeder festgestellte Raubbau unter Strafe gestellt wird. Dass dies bei den grossen Länderstrecken, um welche es sich in unsern Kolonien handelt, mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und ausserdem bedeutende Kosten verursachen wird, ist verständlich. Wollen wir uns aber den Wert unserer Kolonien erhalten, so müssen entsprechende Massnahmen getroffen werden, und man darf die nötigen Ausgaben nicht scheuen.

Der Kongostaat hat ziemlich durchgreifende Massnahmen getroffen, um dem Raubbau entgegenzutreten. Die betreffende Verordnung des Königs bestimmt folgendes:

„Zur Verhinderung des Rückganges der Kautschukgewinnung wird beschlossen, dass jeder, der Kautschuk in den Dominialwäldern oder Distrikten erntet, verpflichtet ist, dortselbst jährlich mindestens 50 Stecklinge für je 100 kg ebendort gewonnenen frischen Kautschuks zu pflanzen. Die Staatsangestellten, und in jenen Gegenden, in welchen der Staat auf die Kautschukausbeute verzichtet hat, die Privatleute oder Konzessionäre und ihre Agenten sind verpflichtet, die vorgeschriebenen Pflanzungen zu veranlassen und zu unterhalten. Hierfür können die Distriktskommissäre, soweit sie es für nützlich halten, den in ihrem Bezirk sitzenden Privatleuten einen der unter ihrem Befehl stehenden Agronomen zur zeitweisen Verfügung stellen. Kautschuk darf von Bäumen und Lianen nur vermittelst Einschnitten gewonnen werden. Es ist verboten, Kautschukbäume und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lianen abzuschlagen, sie ihrer Rinde zu berauben, durch Schlagen und Reiben der Rinde den Kautschuksaft auszuziehen, noch auf irgendeine andere Methode zu gewinnen. Den Kontrolldienst über die Kautschukpflanzungen in den Staatsländereien üben aus: 1 Forstinspektor als Chef, 9 Forstkontrolleure, 12 Unter-Forstkontrolleure, deren Wirkungskreise durch den Generalgouverneur bestimmt werden. Diese überwachen in ihren Bezirken die Ausführung obiger Bestimmungen und ordnen nötigenfalls die erforderlichen Massregeln an, um die gute Unterhaltung und normale Entwickelung der eingerichteten Kulturen zu sichern. Diese Agenten des Kontrolldienstes sind Beamte der Gerichtspolizei. Sie forschen nach Übertretungen des vorliegenden Erlasses und stellen sie fest. Der Generalgouverneur bestimmt die Art ihres Vorgehens und die Ausdehnung ihrer Machtbefugnisse bezüglich Festnahme, Untersuchung und Requisition der Staatsgewalt. Die Übertretungen gegenwärtigen Erlasses werden mit einer Geldstrafe von 100 bis 5000 Franken und einer Freiheitsstrafe von 10 Tagen bis 6 Monaten, oder mit einer dieser Strafen allein bestraft. Auf Kosten der Zuwiderhandelnden wird für die Einrichtung und Unterhaltung der Pflanzungen, welche fehlerhaft angelegt sind, von Amtswegen gesorgt. Auch kann ihnen der Generalgouverneur die Ermächtigung zur Ausbeutung des Kautschuks vorübergehend entziehen."

In Deutsch-Ostafrika hat der Gouverneur bereits zum Schutz der Kautschukbaumwaldungen zwei Bekanntmachungen erlassen, nach denen das Anzapfen, Anbohren, Anschneiden, Durchschneiden, Fällen und Beschädigen von Kautschukgewächsen, sowie das Einsammeln von Kautschuk auf den dem Fiskus gehörigen und seinem Aneignungsrecht unterliegenden Ländereien des Bezirks Langenburg und der Landschaft Kipugu auf zwei Jahre verboten ist.

Als Kompensation für die unserer Regierung aus der Einführung eines Überwachungssystems erwachsenden erheblichen Kosten wäre seitens der betreffenden Kolonie ein bestimmter Ausgangszoll auf jedes zur Ausfuhr kommende Kilo Kautschuk zu erheben, wie dies auch in Brasilien und andern Kautschuk produzierenden Ländern geschieht, und meiner Überzeugung nach würde das Deutsche Reich hierdurch in der Folge beträchtliche Einnahmen haben, ganz abgesehen davon, dass die Kolonien, welche unsern Nationalreichtum vergrössern helfen, einen erheblich grösseren Wert bekommen würden.

Bedauerlich ist die Tatsache, dass die Kautschuk-Kultur in unsern Kolonien seither noch keine grössere Ausdehnung genommen hat. Unsere Kolonien stehen, obwohl schon die Leistungen einiger

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Pflanzungsunternehmen sehr beachtenswert sind, hinter denjenigen anderer Kolonialvölker stark zurück.

Man muss einmal Umschau halten, welche Anstrengungen die Amerikaner in Mexiko, die Belgier am Kongo, die Engländer in Assam, auf Trinidad und Westindien und die Holländer in Niederländisch-Indien machen.

Das alles aber wird noch übertroffen durch die Hevea-Pflanzungen der Engländer auf Ceylon und Malakka, die einen Kautschuk vorzüglichster Qualität liefern.

Um Ihnen ein Bild zu geben über verschiedene Qualitäten von Kautschuk, gestatte ich mir, Ihnen vorzulegen:

1. ein Stück fine Para, vom oberen Amazonenstrom, welches die am meisten geschätzte Marke darstellt, für die man heute etwa 12,50 Mk. pro Kilogramm anlegt;
2. ein Stück Haut Congo, eine sehr gute, afrikanische Sorte, welche durch sorgfältiges Anzapfen von Kautschukbäumen und Lianen gewonnen wird, und nur einen geringen Waschverlust von etwa 5 Prozent ergibt. Man bezahlt diese Ware heute mit etwa 9 Mk. pro Kilogramm;
3. ein Stück Djuma, ein Produkt, welches durch den Raubbau gewonnen wird und sehr viel Unreinigkeiten, Holz, Erde usw. enthält. Der Waschverlust dieser Ware beträgt etwa 30 Prozent, und der Preis ist natürlich ein bedeutend geringerer, nämlich etwa 5 Mk. pro Kilogramm;
4. ein Stück Ceylon-Gummi, welches veranschaulicht, was für ein schönes Produkt man durch sorgfältigen Plantagenbau zu gewinnen in der Lage ist. Diese Ware ist ausserordentlich rein und ergibt einen Waschverlust von etwa 2 Prozent. Dieselbe erzielt aber auch einen Preis von etwa 15 Mk. pro Kilogramm, und ist das teuerste was angeboten wird.

Allerdings gibt es zurzeit nur wenige Kautschukplantagen, welche nennenswerte Erträgnisse liefern, und wenn sich das Kapital seither von den Kautschukplantagen mehr oder weniger ferngehalten hat, so ist das auf den Umstand zurückzuführen, dass immer erst eine längere Reihe von Jahren vergeht, ehe die neu errichteten Plantagen ertragsfähig werden, und ferner darauf, dass man bedeutende Kapitalien in Pflanzungsunternehmen anderer Art in unsern Kolonien investiert hat, die bis jetzt zum grossen Teil nur unbefriedigende Resultate gezeitigt haben.

Angesichts des Umstandes aber, dass die Kautschukplantagen, wenn sie einmal ertragsfähig geworden sind, auch eine um so höhere Rente erwarten lassen und eine gute Verzinsung sichern, sind heute

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Befürchtungen irgendwelcher Art kaum noch berechtigt. Andere Nationen, wie namentlich die Engländer und Belgier, haben hierin einen bedeutenden Vorsprung gewonnen, und es bedarf der grössten Kraftanstrengung, wenn wir denselben einholen wollen. Jedes Zögern bedeutet einen schweren Verlust für unser Nationalvermögen in den Kolonien, und anderseits bedeutet jede Tonne Gummi, aus unsern eigenen Kolonien gewonnen, hohen Gewinn für unser Reich, welches dadurch von andern Ländern wirtschaftlich unabhängiger wird.

Die Bestrebungen des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees, welche schon seit länger als zehn Jahren darauf gerichtet waren, die Kautschukkultur in unsern Kolonien zu fördern und zu heben, sind deshalb mit grosser Freude zu begrüssen, und es bleibt nur zu wünschen übrig, dass dieselben von unsern hohen Reichsbehörden in tatkräftigster Weise unterstützt werden. Das Kolonialamt hat diese Unterstützung in sichere Aussicht gestellt, und wenn die gesetzgebenden Körperschaften sich der Bewilligung der geforderten Beihilfe für die geplante Kautschuk- und Guttapercha-Expedition nicht verschliessen, so steht zu erhoffen, dass die so wichtige Kautschukfrage um ein beträchtliches Stück ihrer Entwickelung entgegengeht.

Hand in Hand aber mit der Erschliessung unserer Kolonien als Kautschuk produzierende Gebiete wäre vor allem darauf Bedacht zu nehmen, dass gleichzeitig auch die erforderlichen Kommunikationsmittel: Wege und Strassen, sowie Eisenbahnen gebaut werden, da eine rationelle und intensive Bearbeitung unserer Kolonien eben erst dann möglich sein wird, wenn der Zugang, sowie der Transport von Waren überhaupt nicht mehr den jetzigen Schwierigkeiten begegnet. Bei der grossen Fürsorge, welche das Kolonialamt der Förderung unserer Kolonien zeigt, steht zu erwarten, dass auch dieser Punkt bald näher in Erwägung gezogen werde, und dass dann die Kolonien nicht sich allein, sondern auch dem Mutterlande zum hohen Segen gereichen werden.

Nimmt der Staat die Sache in der angedeuteten Weise in die Hand, dergestalt, dass er einerseits bei Erwerbung von Plantagen in aller Form die Besitztitel garantiert, zweitens den Pflanzungen und Plantagen nach jeder Richtung hin den behördlichen Schutz zuteil werden lässt und vor allen Dingen ein umfangreiches Wachtpersonal anstellt, welches einen strengen und scharfen Überwachungsdienst zur Verhinderung des Raubbaus organisiert, dann sind auch die Vorbedingungen einer kontinuierlichen Verzinsung des investierten Kapitals gegeben, und dann werden sich auch das Grosskapital, sowie die Grossbanken bereitfinden lassen, die Errichtung von Plantagen finan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziell in erforderlicher Weise zu unterstützen; denn sobald die Garantien einer Verzinsung gegeben sind, fällt es auch weiter nicht schwer, grössere Kapitalien aufzubringen.

Hätte man schon vor zwanzig Jahren daran gedacht, überhaupt Kautschukplantagen zu errichten und durch entsprechende Gesetzgebung dem Raubbau zu steuern, so ständen wir heute vor einer grösseren Weltproduktion, genügend gross, um auch den heutigen, gesteigerten Bedürfnissen zu entsprechen. So haben wir aber heute Verhältnisse, die als unhaltbar gelten müssen.

Bei einer Weltproduktion, die nicht mit dem Konsum Schritt zu halten vermag, sind die Rohgummipreise so ungeheuerlich gestiegen, dass die Fabriken, wenn sie sich einigermassen ihren angestammten Kundenkreis erhalten wollen, unmöglich die Verkaufspreise für fertige Fabrikate in gleichem Masse erhöhen können. Hieraus resultiert, dass die Gummifabriken nichts verdienen, viele sich nur mit Mühe über Wasser halten und andere, weniger gut fundierte Fabriken direkt mit Verlust arbeiten und ihrem Ruin entgegengehen.

So sind in Österreich vor Jahresfrist zwei grössere Fabriken falliert und auch in Deutschland hat ein grösseres Werk seinen Betrieb einstellen müssen.

Nicht allein nun, dass eine so ungünstig arbeitende Industrie keine schätzenswerte Steuerkraft sein kann, tritt noch die weit höhere Gefahr hinzu, dass Hunderte und Tausende von Arbeitern brotlos werden, die nur schwer in andern Branchen Aufnahme finden können.

Man ersehe hieraus, wie weittragend sich die Folgen einer solchen Unterlassung gestalten, und wie dringend es erforderlich erscheint, dass auf kolonialem Gebiete der Hebel der Besserung eingesetzt werde, wenn anders unsere nationale deutsche Gummiindustrie nicht eine starke Erschütterung erleiden soll, wovon der Staat als solcher den grössten Schaden haben würde, geradeso, wie der Körper, welcher ein wichtiges Glied einbüsst.

Prof. **Warburg,** Berlin, stimmt den Ausführungen des Vortragenden in bezug auf die Förderung der Kautschukkultur durchaus zu, warnt aber dringend gegen rigorose Verordnungen zwecks Verhinderung des Raubbaues der Eingeborenen bezüglich des Kautschuks der Waldungen; eventuell liesse sich ein Verbot des Abhauens der Kickxiabäume durchführen, ein Verbot des Abhauens der Kautschuklianen würde aber entweder auf dem Papier bleiben oder zu Missbräuchen, Denunziationen, Erpressungen usw. führen, wie im Kongostaat, wahr-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

scheinlich auch zu Aufständen. Auch ein Ausfuhrzoll auf Kautschuk ist vorläufig nicht zu empfehlen, da die Kautschukkultur sich doch erst entwickeln soll und man zwar guten Erfolg erhofft und erwartet, aber doch noch nicht dessen sicher ist; treten die Erfolge ein, so wird die Regierung nicht lange zögern, von selbst Zölle aufzuerlegen, wir brauchen die Regierung nicht dazu zu veranlassen.

Gutsbesitzer **Pogge,** Roggow, legt Wert darauf, die Regierung in der Resolution aufzufordern, für Sicherheit des Lebens und Eigentums vor allem zu sorgen.

Rittergutsbesitzer **Tenge,** Niederbarkhausen, berichtet über das erfreuliche Interesse und die infolgedessen in Angriff genommenen Kautschukpflanzungen in Deutsch-Ostafrika, besonders mit Manihot Glaziovii. Wenn diese Bestrebungen von seiten der Regierung, anstatt zunächst durch Ausfuhrzölle beschränkt, durch Prämien gefördert würden, so dürfte es gelingen, die inländische Industrie alsbaldigst mit dem jetzt sehr knapp gewordenen Rohmaterial reichlicher zu alimentieren.

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Ich stimme mit dem Herrn Vortragenden darin überein, dass in unsern Kolonien mehr Kautschukpflanzungen angelegt werden müssen, möchte aber vor Übereilung warnen. Wir können von der Rentabilität einer Kautschukpflanzung in einem bestimmten Lande erst dann sprechen, wenn in diesem mit den anzupflanzenden Kautschukbäumen zufriedenstellende Resultate erzielt sind. Man kann z. B. nicht von Ostafrika auf Kamerun, von Ceylon auf Samoa schliessen. Für den seinerzeit von der Samoa-Kautschuk-Compagnie versandten Prospekt hat es nach meiner Ansicht an den Grundlagen für eine Rentabilitätsberechnung gefehlt, da die Versuche in Samoa noch nicht so weit gediehen sind, dass auf Grund derselben eine solche Berechnung gemacht werden kann. Ich halte es unter solchen Umständen für bedenklich, Prospekte, wie den der Samoa-Kautschuk-Compagnie, zu versenden.

Direktor **C. v. Beck,** Berlin: In der Erwägung, dass es von der höchsten Wichtigkeit ist, für Kautschukunternehmungen in den deutschen Kolonien Kapital zu gewinnen und für dieselben das nötigste Fundament, nämlich gutes Saatgut, zu erlangen, ist die Regierung zu ersuchen, sie möge die Leitungen der vorhandenen Regierungs-Versuchsgärten anweisen, der Aufzucht von samengebenden Kautschukbäumen die grösste Aufmerksamkeit derart zu schenken, dass neu anzulegende Kautschukunternehmungen gutes Saatgut im Lande vorfinden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gouverneur a. D. **R. v. Bennigsen,** Charlottenburg: Ich möchte mich zunächst gegen eine Ausführung des Herrn Prof. Warburg wenden. Herr Professor Warburg hat uns gesagt, dass der Raubbau in Kamerun sich eigentlich nur im Küstengebiet findet. Das ist aber nach neueren Nachrichten nicht zutreffend. Im Innern Südkameruns sind infolge der Konkurrenz der Händler untereinander, die lediglich aus Eigennutz vorgehen, nicht allein Eingeborenen-Unruhen hervorgerufen worden, sondern die Eingeborenen sind, um schneller Kautschuk zu produzieren, zum Fällen der Kickxiabäume angeleitet. Das ist insbesondere auch durch den Stationsleiter Romberg, der im Auftrage der Regierung in dem dortigen Gebiete den Umfang der Kautschukproduktion und der mit dem Handel verbundenen Übelstände festgestellt hat, berichtet worden. Der Bericht Rombergs wird, so wie ich erfahren habe, von der Kolonialverwaltung zum Gegenstand einer Verhandlung mit den Interessenten gemacht werden.

Meine Herren, nun hat man hier die Mitteilung gemacht, dass in Deutsch-Ostafrika die Verwaltung die Produktion von Kautschuk im Bezirke Langenburg überhaupt für die nächste Zeit verboten hat. Wenn das die Regierung tut, so hat sie jedenfalls auch die Gewaltmittel, um diesem Verbote Nachdruck zu geben. Das führt mich dazu, für möglich zu halten, dass die Kolonialverwaltung Konzessionsgebiete für die Kautschukgewinnung schafft. Gebiete, in denen nur ein Mann oder eine Gesellschaft das Recht hat, Kautschuk zu produzieren und zu erhandeln. Ich will hier nicht für grosse Konzessionsgesellschaften eintreten, obwohl ich stets die Ansicht vertreten habe und vertreten werde, dass man niemand einmal verliehene Rechte wieder rauben darf. Nein, ich habe kleine Konzessionsgebiete im Auge. Auch Herr Graf Götzen hat in letzter Zeit bereits für das Seengebiet in Deutsch-Ostafrika kleinere Gebiete für die Kautschukgewinnung verpachtet. In diesen Pachtgebieten darf man natürlich nicht die Eingeborenen an der Kautschukgewinnung hindern, sondern man muss nur dem Pächter ausschliesslich den Kautschukhandel mit ihnen reservieren, ebenso wie er allein durch seine Angestellten in dem ihm zugewiesenen Gebiete neben den Eingeborenen Kautschuk gewinnen darf. In solchen Pachtgebieten sind alsdann Vorschriften über die Art der Gewinnung des Kautschuks und über die Anpflanzung von Kautschukpflanzen zu erlassen, um auf diese Weise den Raubbau zu verhindern. Mit dem Fortfallen der Händlerkonkurrenz wird auch die Beunruhigung der Eingeborenen aufhören.

Dr. **A. Schulte im Hofe,** Berlin: Ein Exportzoll auf den im Urwald gewonnenen Kautschuk ist schon aus dem Grunde angebracht, weil

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Kautschukbäume oder -lianen nicht von den Eingeborenen angepflanzt wurden, sondern Bestände des Kronlandes bilden. Wie in andern Ländern für die Gewinnung von Urwaldprodukten Abgaben erhoben werden, so kann dies auch beim Kautschuk in Form von Exportzoll geschehen.

Louis Hoff, Harburg, hält eine Beaufsichtigung der Kautschukproduktion nicht für so schwierig; erklärt sich für Ausfuhrzoll, damit diese Ausgaben gedeckt werden. In Kamerun seien grosse Bezirke verwüstet. Der Plantagenkautschuk dagegen müsse zollfrei bleiben und die Anlegung von Kulturen begünstigt werden. Eine Rentabilität dürfe aber erst nach 10—12 Jahren erhofft werden.

Forschungsreisender **E. Ule,** Berlin, macht darauf aufmerksam, dass in dem grössten Kautschukgebiet der Welt, am Amazonenstrom, die Wälder, in denen Kautschukbäume wachsen, an Besitzer verkauft sind, die dafür sorgen, und zwar in ihrem eigenen Interesse, dass kein Raubbau getrieben wird.

Es wäre wohl angebracht, wenn in ähnlicher Weise Distrikte mit Kautschukbäumen im Schutzgebiet an Besitzer verteilt würden.

Ferner hat in Südbrasilien die brasilianische Regierung eine hohe Prämie ausgesetzt für eine wohlangelegte Pflanzung von Hancornia speciosa. Es sind daher für den Anfang Kulturen eher anzuregen, als durch Steuern zu erschweren.

G. Pelizaeus, Bremen, nimmt die Batangafirmen gegen die vielfach erhobenen Vorwürfe in Schutz. Die Schwierigkeiten im südöstlichen Kamerun seien durch die widerstreitenden Rechte der Südkamerun-Gesellschaft einerseits und der Küstenfirmen anderseits hervorgerufen. Übrigens unterschätze man die Kautschukbestände im Hinterland von Kamerun. Der Übergang von der grossen Konzession zur kleinen nach von Bennigsens Vorschlag, sei sehr bedenklich.

Heinrich Hartert, Marburg, weist darauf hin, dass die geforderten Schutzmassregeln gegen das Vernichten bezw. Abschlagen der Kautschukpflanzen gänzlich wertlos seien, da der Händler auf den Faktoreien meistens gar keine Ahnung davon hat, wo denn eigentlich der Gummi gewonnen ist, den er kauft. — Eine Beaufsichtigung der Kautschuksammler lässt sich gar nicht durchführen, da bei der grossen Zahl der benötigten Leute die Kosten ganz enorm wären. — H. ist nicht gegen einen kleinen Ausfuhrzoll, wie ihn z. B. auch die Republik Liberia in Höhe von 4 Cents pro Pfund hat.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Professor **Warburg**, Berlin, tritt für die Samoa-Kautschuk-Compagnie ein, indem er feststellt, dass der Berechnung des zukünftigen Ertrages ein weit geringerer Kautschukpreis zu Grunde gelegt werde, als dem momentanen Marktwert entspricht, dass jetzt 400 000 Heveapflanzen in Wardschen Kisten von Singapore und Ceylon abgesandt worden sind, neben 600 000 Heveasamen, und dass neben Hevea auch Ficus elastica und Kakao daselbst angebaut werden soll. Die Samoa-Kautschuk-Compagnie sei jedenfalls diejenige deutsche Gesellschaft, die sich im grössten Massstabe und am zielbewusstesten der für die deutsche Industrie so wichtigen Kautschukkultur widmet.

Dr. **A. Schulte im Hofe**, Berlin: Es ist ja freudig zu begrüssen, dass die Samoa-Kautschuk-Compagnie so grosse Mengen junger Kautschukbäumchen nach Samoa bringt. Dies kann aber an meiner Ansicht nichts ändern, dass es sich bisher nur um Versuche gehandelt hat, die noch kein abschliessendes Urteil gestatten.

Dr. **Julius Scharlach**, Hamburg: Die persönlichen Verschiedenheiten zwischen den Kaufleuten und der Gesellschaft Südkamerun gehören eigentlich nicht in diese Diskussion, welche ausschliesslich sachlichen Charakter haben soll. Ich will deshalb darauf nicht eingehen, sondern mich nur zur Sache aussprechen. Die Regierung hat die Pflicht, das d a u e r n d e Wohl jeder ihrer Kolonien zum leitenden Gesichtspunkt, wie ihrer gesamten Kolonialpolitik, so besonders auch ihrer Wirtschaftspolitik für jede Kolonie zu machen. Wenn solche Naturschätze, natürliche Kulturen hat, so muss die Regierung dafür sorgen, dass diese erhalten und auf die verständigste Weise entwickelt werden. Sie darf sich dabei weder von augenblicklichen grossen Gewinnen einzelner, noch von eigenen grossen Einnahmen irre machen lassen. Der einzelne, der Kaufmann, hat das Recht, lediglich auf seinen zeitigen grossen Gewinn zu sehen, ihm obliegt die Pflicht der Schonung nicht; er beutet den natürlichen Bestand aus und wendet seine Schritte, die der berechtigte Wille, zu verdienen, lenkt, weiter. Der Staat aber, die Regierung, hat die Pflicht, einzuschreiten und zu veranlassen, dass über die augenblicklichen Erfolge des Handels, auch über zeitweilige grosse Zolleinnahmen hinaus die dauernde Blüte der Kolonie entscheide. Da ist es denn tatsächlich keine Frage, dass dafür die Erhaltung, beziehentlich die rationelle Ausnutzung und gleichzeitige Erneuerung der Kulturbestände oberster Leitpunkt sein muss. Deshalb verletzt die Regierung ihre Pflicht, wenn sie ein Verfahren gestattet, wie es hier mit Raubbau bezeichnet worden ist, während die Kaufleute, die solchen ausüben, keinen besonderen Tadel verdienen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Immerhin möchte ich eine Äusserung eines der Vorredner erwähnen. Er sagte, dem Kaufmann ist es ganz gleichgültig, woher der Gummi stammt, den er erwirbt, er weiss nicht einmal, woher derselbe stammt, wenn der schwarze Händler ihn bringt. Das ist ja gerade, was ich sachlich beanstande, obwohl ich die Handlung des Kaufmanns nicht hindern kann. Davon ist die Folge, dass überall, wohin der freie Handel der Kaufleute, die unbegrenzte Konkurrenz dringt, weite Landschaften verwüstet zurückbleiben, wie das die weiten Strecken zwischen der Küste und der jetzigen Gegend des Handels mit Gummi zeigen und in kürzester Zeit weitere Verwüstungen des Waldbestandes zeigen werden. Ob die Verleihung grösserer oder kleinerer Konzessionen, die Einräumung fester Pachtgebiete oder was sonst das richtige Mittel gegen die Schädigung des dauernden Wohles einer Kolonie durch Verwüstung ihrer Kulturbestände ist, können wir hier nicht entscheiden, sondern werden es der Regierung überlassen müssen. Das aber können wir als von uns allen anerkannten Grundsatz zweifellos aussprechen, was ich folgendermassen formulieren möchte: Pflicht der Regierung ist es, das dauernde Wohl der Kolonien im Auge zu haben und infolge davon die natürlichen Kulturbestände jeder Kolonie zu erhalten und zu entwickeln. Sie muss die dafür geeigneten Massregeln treffen und durchführen, wenn man ihr nicht Vernachlässigung ihrer obersten Aufgaben soll vorwerfen können.

Die Transportverhältnisse in den deutschen Kolonien.

Von Baurat **Gaedertz**, Direktor der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Entsprechend dem späten Zeitpunkt, zu welchem Deutschland seine ersten Kolonien erwarb, und der späteren Besetzung der weiteren Schutzgebiete liegen alle in tropischen oder subtropischen Ländern.

Der umfassende Besitz im Stillen Ozean besteht in der Hauptsache aus einer grossen Anzahl kleiner Inseln mit den Merkmalen einer früheren, hochentwickelten Kultur, welche heute im tropischen Urwald verdeckt erscheint. Der Verkehr zwischen den Inseln der einzelnen Gruppen war nur zu Wasser möglich; die grossen Kanus der Bewohner der Marshall-Inseln und der Samoaner legen Zeugnis dafür ab, wie seetüchtig diese Insulaner waren; die Geschichte der Inseln und teilweise

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die auf den Inseln erhaltenen Sagen reden von weiten Kriegszügen. Auf den kleinen Inseln mit ihrem dichten Walde waren Wege nirgends angelegt; auf schmalen Pfaden wurden die Erträgnisse nach der Küste gebracht, um dort verladen zu werden, wenn nach langen Zwischenräumen ein Schiff anlegte. Die grösseren Inseln, unter ihnen obenan Savaii und Upolu, haben durch die Fürsorge der Regierung bessere und teilweise fahrbare Wege erhalten. Trotzdem aber bleibt der Hauptverkehr auf die Beförderung durch Träger beschränkt. Das grosse deutsche Gebiet des Kaiser-Wilhelmlandes auf Neu-Guinea ist bislang auch nur auf geringe Entfernungen von der Küste aus aufgeschlossen. Die Urwälder, das mörderische Klima, namentlich auf den Südhängen der bis zu 4000 m sich erhebenden Berge, und die reissenden Ströme dieser Seite, haben bis jetzt dem Vordringen die grössten Schwierigkeiten bereitet; es sei nur an die Ehlerssche Expedition erinnert, die unter furchtbaren Leiden so tragisch verlief.

Der Betrieb auf den Plantagen der grösseren Inseln wird in einigen Fällen durch Feldbahnen bewirkt. Bei den bedeutenden Höhenunterschieden wird aber wohl immer der Verkehr mit dem Innern durch Träger vermittelt werden müssen.

Ein anderes Bild bietet sich uns, wenn wir die auf dem Festlande befindlichen Kolonien betrachten. Da sind zunächst in Afrika die Kolonien Togo, Kamerun, Südwest- und Ostafrika, welche unser Interesse besonders dadurch fesseln, dass seit Jahren schon mit allen Mitteln daraufhin gearbeitet wird, die einheimischen Transportmittel der Trägerkarawanen, Lasttiere und Ochsenkarren durch ausgiebigere und damit wirtschaftlichere Verkehrsarten zu ersetzen. Es ist zur Genüge bekannt, wie schwer es uns geworden ist, trotz des Beispiels fast sämtlicher an uns grenzenden fremden Kolonien auch nur den Anfang mit den naheliegenden Verkehrsmitteln zu machen, welche deren Erschliessung beschleunigt und in den meisten Fällen zu einem Erfolge geführt haben. Es würde an dieser Stelle zu weit führen, statistische Nachweise zu geben; ich kann mir aber nicht versagen, anzuführen, wie in den französischen Kolonien, vom Senegal bis zur Goldküste hinunter, bis Ende 1904 fast 1400 km im Betriebe und weitere 850 km Bahnen von 1 m Spurweite im Projekte ausgearbeitet waren, wobei von den Riesenentwürfen der beiden transsaharischen Bahnen Carnotville—Timbuctu—Sahara und der Tunis—Tschadsee-Linie ganz abgesehen werden soll. In den englischen Kolonien an der gleichen Küste sind über 900 km im Betriebe und 400 km im Bau. Portugal hat die 513 km lange, von St. Paolo de Loanda ausgehende Bahn. Der Kongostaat besitzt 440 km Bahnen und hat vom Stanley Pool aus weiter zu bauen begonnen. Ganz im Süden der Westküste liegt dann noch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Port Nolloth aus nach der Ookiep-Mine führende Schmalspurbahn, welche aber hauptsächlich dem Erztransporte dient. Alle diese Linien haben zusammen eine Länge von rund 3350 km; im Bau sind 1250 km, so dass die Gesamtlänge sich auf 4600 km beläuft. Was haben wir nun für unsere Kolonien im Westen Afrikas aufzuweisen?

Für Togo ist im Jahre 1904 vom Reichstage die Verabschiedung der Vorlage, betreffend den Bau einer Linie von Lome nach Palime, erfolgt, wodurch die Bemühungen des Kolonial-wirtschaftlichen Komitees um das Zustandekommen dieser Linie gekrönt wurden. Im Anschlusse an diese 122 km lange Bahn mit 75 cm Spurweite ist die schon vorher in Bau gelegte, 45 km lange Küstenbahn Lome—Klein-Popo umgebaut worden. Die grosse Landungsbrücke, ein Werk der Brückenbauanstalt Gustavsburg, ist vollendet; der Bau der Lome—Palime-Bahn schreitet rüstig vorwärts.

In Kamerun ist von einem Punkt gegenüber Duala eine Bahn nach den Manenguba-Bergen mit 180 km Länge und 75 cm Spur geplant. Die Beratung der für diese Bahn gemachten Vorlage war fast dem Abschluss nahe, als der Reichstag vertagt wurde; nun müssen von neuem die Vorteile, die diese Bahn, wie jeder Schienenstrang in ähnlichen Gebieten, uns bringen wird, verteidigt werden. Hoffen wir, dass die Ereignisse in unserer südwestafrikanischen Kolonie, sowie die örtlichen Erhebungen im Schutzgebiete von Kamerun einem raschen Entschlusse in dieser Frage förderlich sein werden.

Fast ausnahmslos haben alle Kreise Deutschlands während des nun schon 21 Monate dauernden Aufstandes in Südwestafrika sich nach Bahnen gesehnt, die gestattet hätten, die Zufuhren für die weit im Innern, Hunderte von Kilometern von der Küste fechtenden Truppen heranzubringen und eine raschere Bewegung derselben auf der Hauptlinie zu ermöglichen. Für alle Operationen stand aber bis vor kurzem nur die 382 km lange Bahn von Swakopmund nach Windhuk zur Verfügung, welche nicht sowohl durch ihre Spurweite von 60 cm, sondern vor allem durch den schwierigen Aufstieg im Khantal nur beschränkte Leistungen aufweisen konnte. Von Mitte 1905 ab war zwischen Swakopmund und Karibib ein zweiter Schienenweg fertiggestellt. Als erste Teilstrecke der ursprünglich als reine Erzbahn gedachten Linie Swakopmund—Omaruru—Tsumeb, leistete dieselbe für die Abfuhr des grossen, in Swakopmund lagernden Kriegsbedarfs der Truppe neben den Bautransporten fast ebensoviel, wie die Regierungsbahn. Einer völligen Ausnützung dieses günstigen Umstands stand aber im Wege, dass die obere Hälfte der Regierungsbahn die so auf zwei Linien angeführten Güter nicht zu bewältigen vermochte. Es ist unzweifelhaft richtig, wenn gesagt wurde, dass eine Bahn mit grösserer Spur mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

geleistet haben würde; dabei bedenkt man aber dann nicht, welchen Zwecken die Regierungsbahn zunächst zu dienen hatte und welch' begrenzte Mittel seinerzeit für deren Bau zur Verfügung standen. Grosse Transporte aus dem Innern gab es nicht; diese galt es erst zu schaffen. Die Otawi-Bahn ist vorhin schon als Erzbahn charakterisiert worden, um die Kupfer- und Bleierze von den 570 km von Swakopmund entfernten Gruben in Tsumeb und denjenigen in Otawi nach der Küste zu bringen. Den Bemühungen des verstorbenen Geheimrats von Hansemann ist es gelungen, diese Bahn, im Gegensatz zu der früher geplanten Linie, durchzusetzen, welche ihren Ausgangspunkt in der südlich Mossamedes liegenden Tiger-Bai haben sollte. Sein richtiger Blick hat es damals vermocht, die jetzt in strategischer, wie später in volkswirtschaftlicher Hinsicht wichtige Linie ganz in das Schutzgebiet zu verlegen, wodurch die hauptsächlichsten Teile des Nordens mit Windhuk und der Küste verbunden werden.

Die Vorteile, welche dem Schutzgebiet durch die Otawi-Bahn erwachsen, sind noch dadurch vermehrt worden, dass, entgegen der ursprünglichen Absicht, die Linie nach Osten ausgebogen und der Regierungsbahn so genähert worden ist, dass eine bequeme und kurze Verbindung zwischen beiden Linien ermöglicht wird.

Vom Gesichtspunkte des Wohles der Kolonie aus wäre es hoch erfreulich gewesen, wenn der Bau der Bahn von Windhuk nach Rehoboth, für welche die Vorarbeiten aufgestellt waren, schon im verflossenen Jahre begonnen worden wäre. Selbst die grössten Gegner von Kolonialbahnen werden zugeben, dass die genannte Linie, auch nur bis Rehoboth geführt, bedeutende Ersparnisse für die Nachschübe und mit Sicherheit auch eine Abkürzung der Operationen ermöglicht hätte. Auch jetzt ist es noch nicht zu spät, den begangenen Fehler wieder gutzumachen und nicht allein zur endgültigen Befriedigung, sondern auch zur Ansiedelung und Hebung der Bodenschätze diese Bahn als erste Teilstrecke einer Linie Windhuk—Keetmannshoop zu bauen.

Der Schrei aus dem Schutzgebiet nach einer Verbindung von Lüderitz-Bucht aus, ist wohl verständlich; bis jetzt sind diese Ideen alle an der Schwierigkeit der Überwindung des der Küste parallel gelagerten Dünengürtels gescheitert, so dass überhaupt ernstlich an die Aufstellung eines Planes nicht herangegangen worden ist. Bei Annahme stärkerer Steigungen und unter Benutzung des Umstandes, dass die Ochsenwagen in dem Dünengebiete grossenteils auf dem harten Untergrunde fahren, sowie unter Anwendung von Vorrichtungen ähnlich den gegen Schneewehen gebräuchlichen, dürfte es vielleicht möglich sein, hier die grossen entgegenstehenden Schwierigkeiten zu besiegen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mag nun diese Linie oder ein anderer Ausweg aus dem Innern nach der See gebaut werden, so darf füglich gesagt werden, dass, wenn auch nicht in unserer Generation, so doch in einem verhältnismässig kurzen Zeitraum das Land durch weitere Linien erschlossen werden wird, nachdem das Beispiel der ersten, der Privatinitiative entsprossenen Bahn den Nutzen für das Land vor Augen geführt hat.

Im östlichen Afrika wird unsere ostafrikanische Kolonie im Norden von englischem, im Süden von portugiesischem Gebiet, im Westen vom Kongo-Staat begrenzt. Im Norden hat England die 935 km lange Ugandabahn mit 1 m Spur unter grossen Schwierigkeiten rasch zu Ende geführt und vermittelt jetzt schon einen solchen Handel, dass in ihrem ersten Betriebsjahre die Betriebskosten voll gedeckt wurden. Im Süden ist von englischem Kapital die Shire—Zambesi-Bahn von Port Herald über Blantyre nach Fort Johnston mit 360 km Länge und 1 m Spurweite gebaut worden, desgleichen die Bahn Beira—Salisbury mit 670 km Länge und Kapspur. Geplant ist im portugiesischen Gebiet eine 800 km lange Linie von der Pemba-Bai nach dem Njassa-See. In unserer Kolonie müssen wir uns mit der 129 km langen Usambara-Bahn von Tanga nach Mombo und der in Bau gelegten 225 km langen Linie von Daressalam nach Mrogoro begnügen; beide sind, verglichen mit der Uganda-Bahn, nur kurze Stichbahnen, welche der Hebung der durchlaufenen Gebiete nützen werden, welche aber nicht weit genug ins Innere vordringen, um die reichen Gebiete anzuzapfen und deren Bewohner zu einem wirtschaftlichen Betriebe anzuspornen. Von grösster Wichtigkeit wäre es, wenn der vom Kolonial-wirtschaftlichen Komitee vertretene Entwurf der von Kilwa-Kisiwani durch das jetzige Aufstandsgebiet führenden Bahn nach dem Njassasee zur Wirklichkeit würde und im Reichstage Gnade fände. Fällt dieser Plan, so wird der Handel mehr und mehr seinen Weg an unsern Grenzen vorüber nehmen, und die Kolonie wird, anstatt zu gedeihen und sich stetig zu entwickeln, zu einem vegetierenden Zustand verurteilt sein.

Es verbleibt noch das der Flächenausdehnung nach kleinste unserer Schutzgebiete zu erwähnen; ihm steht allerdings ein dicht bevölkertes Hinterland zu Gebote, welches, als altes Kulturland, einen Vorteil darstellt, den unsere andern Kolonien nicht aufzuweisen haben. Eine rege Küstenschiffahrt, ein ausgedehntes, wenn auch schlechtes Wegenetz und in das Innere des Hinterlandes führende schiffbare Flüsse und Kanäle kennzeichnen die Verkehrsmöglichkeiten des Schutzgebiets Kiautschou. Hier ist, nach Abschluss des Vertrags vom 6. März 1898, schon im Jahre 1899 der Beginn eines grossen Hafens in Tsingtau in die Wege geleitet und gleichzeitig die 435 km lange Schantung-Bahn von den führenden deutschen Banken und der deutschen Industrie in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Angriff genommen worden. Der Verkehr im Hafen ist schon ein reger; die grossen Ozeandampfer legen an den Molen an; die vollendete Bahn führt bedeutende Mengen Landesprodukte heran. Die Entwickelung ist eine erfreuliche und vielversprechende, die sich mit dem Wettbewerb aller Nationen um den Vortritt im Handel mit China heben muss, vorausgesetzt, dass Frieden bleibt.

Wenn es auch in Togo, Kamerun, Südwest- und Ostafrika länger währen wird, bis ähnliche Gütermengen, wie in Kiautschou, an die Küste herangeführt werden, so ist doch der Reichtum an ausfuhrfähigen vegetabilischen Produkten, welche zum Teil für unsere Industrie von hohem Werte sind, und bei Südwestafrika an Metallen ein so grosser, dass bei ihnen eine günstige Entwickelung gesichert ist, wenn die Möglichkeit der Ausfuhr geschaffen wird. Darin sind nun zum Glück Anfänge gemacht.

Nachdem die Eisenbahnen in unsern Kolonien besprochen worden sind, muss noch eines Verkehrsmittels Erwähnung getan werden, auf welches in den letzten Jahren viele geistige Arbeit verwendet wurde. Dies Verkehrsmittel, welches als Ersatz für die nicht zu erzielenden Eisenbahnen gedacht war und dessen Feld daher in den Dünen- und Hochländern Südwestafrikas und den weiten Gefilden Ostafrikas sich finden sollte, besteht im Kraftlastwagen mit etwaigen Anhängewagen. Es seien hier die vielfachen Versuche mit dem Troostschen Dampfwagen, sodann diejenigen der Firma Arthur Koppel erwähnt, welche beide für die Vermittelung des Verkehrs zwischen Binnenstationen von grossem Vorteile sein werden. Eisenbahnen sollen und können sie nicht ersetzen, sondern als Zubringer derselben dienen.

Wir müssen es der Einsicht der hohen Körperschaft, in deren Räumen wir hier zu Gast sind, überlassen, unsern Kolonien die Möglichkeit zur Entwickelung zu geben, und können nur wünschen, dass die traurigen Zeiten, welche wir gelegentlich der letzten Aufstände durchgemacht haben, und die noch nicht überwunden sind, im Herzen des Reichstags einen günstigen Boden für die unsern Kolonien so unumgänglich notwendigen Verkehrsmittel bereitet haben werden.

Es ist wahrlich kein Grund, an der Zukunft unserer Kolonien zu verzagen; diejenigen aber, welche, wie die meisten von uns, mit den Kolonien vertraut sind und lange Jahre ihres Lebens ferne von der Heimat gearbeitet haben, müssen gegenüber dem manchmal erwachenden Kleinmut fest zusammenstehen und durch Wort und Schrift den Mut der Zweifelnden an Hand der Erfolge der wenigen bis jetzt uns vergönnten neuen Transportmittel heben. Der endliche Erfolg wird dann bei dem inneren Werte der deutschen Besitzungen auch nicht ausbleiben.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hauptmann a. D. **Paulus,** Nürnberg: Der Herr Vorredner hat uns zu unserer Freude manches Erfreuliche über die Entwickelung des Transportwesens in unsern Kolonien zu berichten gehabt. Verzeihen Sie mir, wenn ich an einem leider sehr dunkeln Punkte anknüpfe: die Transportverhältnisse in Südwestafrika. Sie alle wissen, wie lange schon dort unser Expeditionskorps in einer Stärke, wie noch keines, in unsern Kolonien gefochten, für die Ehre des deutschen Namens sein Blut verspritzt. Meine Herren, an sich halte ich es für ganz gut, dass wieder einmal deutsches Blut für Deutschlands Ehre fliesst, aber nutzlos darf es nicht fliessen, verschwendet darf es nicht werden. Das zu verhüten, ist Pflicht des deutschen Volkes und dessen Vertretung. General von Trotha hat mehrfach erklärt, dass ohne eine bessere Verbindung der operierenden Truppe mit der Küste die Pazifizierung in absehbarer Zeit nicht gesichert sei.

Also muss etwas geschehen, ob von Swakopmund oder Lüderitzbucht aus, wäre an sich vom militärischen Standpunkte aus gleichgültig, wenn nicht die Landungsverhältnisse in Swakopmund in ihrem jetzigen Zustande jede hieran anschliessende Bahnbesserung illusorisch machen würden. Also Lüderitzbucht. Aber dort bildet der Gürtel der Wander-Dünen ein für eine Niveau-Bahn unübersteigliches Hindernis. So wird wenigstens behauptet. Also muss nach einem andern Durchquerungsmittel gesucht werden. Ein solches möchte ich in den bekannten Bleichertschen Seilbahnen sehen. Die Höhe der Stützen kann ohne weiteres so gewählt werden, dass die Dünen-Kämme unter der Seilbahn liegen, also unschädlich sind. Die Leistungsfähigkeit einer solchen Bahn genügt für die Bedürfnisse der Operationsarmee. Eine solche Bahn hat den grossen Vorzug, billig zu sein und rasch hergestellt werden zu können.

Was dann am jenseitigen Dünen-Rande anschliesst, ob Ochsenwagen, Feldbahn, Automobil oder was immer, das können wir für den vorliegenden Zweck, die Niederwerfung des Aufstandes, zunächst ruhig dem Oberkommando überlassen. Diese Erwägung ist sekundärer Natur.

Je rascher geholfen wird, desto weniger unnütz vergossenes Blut muss an die Pazifizierung unseres Schmerzenskindes, Südwestafrika, gewendet werden.

Professor **Rehbock,** Karlsruhe: Herr Baurat Gaedertz hat in seinem Vortrag erwähnt, dass Vorarbeiten für eine Bahn von Lüderitzbucht landeinwärts noch nicht ausgeführt seien, und Herr Hauptmann Paulus hat den Vorschlag gemacht, die das Binnenland vom Meere trennende Dünenstrecke durch eine Drahtseilbahn zu durchqueren. Die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sen Mitteilungen möchte ich hinzufügen, dass doch bereits Vorarbeiten für eine Bahn aus jenen Gebieten vorliegen, und dass ihr Ergebnis ein unerwartet günstiges gewesen ist. Schon im Anfang der 90er Jahre sind einmal Vorarbeiten durch die South West African Territories Compagnie zur Ausführung gekommen. Im letzten Jahre aber sind durch einen sehr tüchtigen Ingenieur der Firma Lenz & Cie., Herrn Regierungsbaumeister Paul, von neuem Studien im Hinterland von Lüderitzbucht ausgeführt worden, die gezeigt haben, dass der Dünengürtel eine Einschnürung auf nur 3 km Breite besitzt. Es wird möglich sein, diese 3 km breite Stelle durch einen Tunnel im gewachsenen Felsboden, der dem Dünensand unterlagert ist, oder durch einen abgedeckten Einschnitt zu durchdringen. Abgesehen von dieser Dünenstrecke bietet der Bahnbau keine andere wesentliche technische Schwierigkeit, als die Überwindung des allerdings bedeutenden Höhenunterschiedes von über 1200 m bis Kubub, wo bereits die Wasserscheide erreicht wird. Nachdem der Nachweis erbracht ist, dass ein Schienenstrang von Lüderitzbucht aus landeinwärts ohne allzu grosse Schwierigkeiten erbaut werden kann, kommt der Notbehelf einer Drahtseilbahn nicht mehr in Frage. Der Bahnbau von Lüderitzbucht, dem einzigen wirklich brauchbaren natürlichen Hafen unseres Schutzgebietes, ist, wie allseitig anerkannt wird, für die Entwickelung des südlichen Teiles unseres Schutzgebietes dringend erforderlich; es kann daher wohl auch kaum daran gezweifelt werden, dass der Reichstag die dazu erforderlichen Mittel bewilligen wird. Geschieht dies aber, so wird die Firma Lenz & Co., die über so ausserordentlich reiche Erfahrungen im Bau aussereuropäischer Bahnen verfügt, den Bahnbau auch zu einem guten Ende führen, und das Namaland wird dann die Verbindung mit dem Meere erhalten, ohne welche eine wirtschaftliche Entwickelung unmöglich ist.

Geheimer Oberregierungsrat **Bormann**, Charlottenburg: Bezüglich der Bahnlinie von der Lüderitzbucht nach Kubub wünsche ich nur, nachdem gerade dieser Linie durch die Herren Vorredner besondere Aufmerksamkeit zugewandt worden ist, dass man den deutschen Technikern die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellt, dann wird zweifellos binnen kurzer Zeit diese Bahn baulich fertiggestellt und durch ihren Betrieb ungeahnten Nutzen bringen. — Die von den Wanderdünen zu erwartenden Schwierigkeiten werden sicherlich überwunden; ist es doch in Deutschland an vielen Stellen gelungen, solche bewegliche Dünen zur Ruhe zu bringen. Ganz ebenso wird dies in Südwestafrika erreicht werden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mir kam es nur darauf an, hier einige Auskunft über den Bau der ostafrikanischen Bahn Daressalam—Mrogoro zu geben, nachdem in dem Vortrage diese Linie Erwähnung gefunden hat. — Zunächst dürfte interessieren, dass die Einrichtungen im Hafen Daressalam wesentlich verbessert sind und bei den durch den Bahnbau erheblich vermehrten Ansprüchen befriedigend wirken. Auch schreitet der Bau selbst ganz nach Wunsch voran, kürzlich sind schon die Vorarbeiten bis Kilometer 120 fertiggestellt. Ein beträchtlicher Teil dieser Strecke ist im Unterbau vollendet und wird das Gleise wacker vorgestreckt. — Jedenfalls ist der Bau bis jetzt durch den Aufstand in keiner Weise aufgehalten.

E. A. Oldemeyer, Bremen: Wenn ich seit langer Zeit in Stadt und Kreis mit aller Energie für den Bahnbau in unsern Kolonien eingetreten bin, so gründet sich dieses auf eine 30—40jährige Erfahrung auf diesem Gebiete in den Tropen-Kolonien anderer Länder, hauptsächlich in Britisch-Indien. Vor 30—40 Jahren war das Bahnnetz in Indien noch sehr mangelhaft ausgestaltet. Man glaubte, dass Bahnbauten auf 1500 bis 1800 Kilometer Länge für minderwertige bezw. geringpreisige Artikel sich niemals bezahlen könnten, und galt z. B. diese Ansicht ganz besonders auch für Getreide, Saaten, Mais und andere Produkte, die im Norden und höchsten Norden in grossen Massen erzeugt werden. Nachdem man sich aber endlich zum Bahnbau nach diesen Distrikten entschlossen, stellte sich nicht allein heraus, dass die vorerwähnten Produkte eine Bahnfracht durchaus zu tragen vermochten, sondern in unerwartet grossen Quantitäten zur Küste gelangten, so dass sich die betreffenden Bahnstrecken sehr bald zu durchaus rentablen Unternehmungen gestalteten. Sogar ganz minderwertige Abfälle, wie Kuhhörner, Klauen, Häute gefallenen Viehes, wurden in enormen Quantitäten zur Küste gebracht, während sie früher einfach auf dem Felde verfaulten und nutzlos verrotteten. Die Erklärung für das Heranbringen dieser Artikel liegt natürlich in dem Umstande, dass die Eisenbahn dafür sehr niedrige Frachtraten berechnete und dieses ermöglichen konnte, weil es nur relativ geringe Mehrkosten erforderte, statt der ursprünglichen drei Züge pro Tag graduell 30 Züge täglich laufen zu lassen. Argument der Kolonialbahngegner, erst die Plantagen im Innern entstehen und Produkte hervorbringen zu lassen, ehe man Bahnen zu deren Beförderung baue, erübrigt sich einfach dadurch, dass man keinem Pflanzer zumuten kann, 300 oder 500 Kilometer im Inlande etwas zu erzeugen, was er entweder auf den Köpfen von Negern transportieren lassen müsste, was für ihn ruinös wäre, oder was er verfaulen lassen müsste, weil es ihm an lokalem Absatz dafür fehlt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Julius Scharlach**, Hamburg: Jeder von uns ist von der Notwendigkeit der Bahnen überzeugt, und bei der Schwierigkeit, die Geldbewilligungen für alle Projekte zu erhalten, müssen wir uns hüten, das Bessere nicht den Feind des Guten sein zu lassen, sondern uns begnügen, nach und nach die Entwickelung geschehen zu lassen. Aber eine Frage muss für Südwest-Afrika noch berührt werden. Die Bedeutung einer Bahn hängt in erster Linie auch von der Leistungsfähigkeit ihres Seehafens, ihres Zufuhrhafens ab. Lüderitzbucht wird für den Süden allenfalls genügen. Bei Swakopmund müssen wir zufrieden sein, wenn es dereinst den Verkehr mit dem mittleren Schutzgebiet bewältigen kann. Für den Norden, den grössten und fruchtbarsten Teil unseres Schutzgebietes, das Owamboland, werden wir immer auf einen der portugiesischen Häfen, auf Port Alexander, angewiesen sein. Da ist es nun ein Glück, dass dieser Hafen gerade im portugiesischen und nicht im englischen Gebiet liegt. Es wird die Aufgabe unserer Regierung sein, durch geeignete Verhandlungen mit der portugiesischen Regierung die Möglichkeit zu schaffen, dass durch eine Eisenbahn von Port Alexander über den Kunene in unser Gebiet hinein das Owamboland für uns erschlossen werde. In einer absehbaren Zeit werden wir an die Lösung der Owambofrage herantreten müssen, wie dies auch die portugiesische Regierung muss. Bei dieser Gleichartigkeit der Interessen wird es wohl möglich erscheinen, zu einem Einverständnis zu gelangen. Dann wird uns im Norden nicht begegnen können, was uns leider jetzt in unserem mittleren und südlichen Gebiete begegnet ist.

Professor **Rehbock**, Karlsruhe: Herr Dr. Scharlach hat sehr richtig darauf hingewiesen, wie die Frage der afrikanischen Bahnen auf das engste verknüpft ist mit der Schaffung leistungsfähiger Häfen, von denen diese Bahnen ausgehen. Auch darin stimme ich mit ihm überein, dass möglicherweise einmal der Schwerpunkt des südwestafrikanischen Schutzgebietes im Norden liegen wird. Namentlich dann wird das der Fall sein, wenn es sich als möglich erweisen sollte, das Wasser des Grenzflusses Kunene zur Bewässerung ausgedehnter Gebiete des deutschen Owambolandes zu benutzen. Es eröffnet sich dann diesem Gebiete eine glänzende Zukunft, auf die Herr F. Gessert verschiedentlich hingewiesen hat, deren Grundlagen aber erst durch technische Untersuchungen festgestellt werden müssten. Werden die Nordgebiete Südwestafrikas einmal einer intensiven Bewirtschaftung erschlossen, so gebrauchen sie aber vor allem eine leistungsfähige Verbindung zum Meere, und diese weist naturgemäss nach dem Nordwesten, nach Port Alexander hin. Es wäre daher sehr erwünscht, wenn dieser Hafen, der auf dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nächsten Wege vom Owambolande nach Deutschland liegt, deutsch werden könnte. Die Regierung wird daher jedenfalls alles aufbieten müssen, bei sich bietender Gelegenheit dieses Ziel zu erreichen. Aber auch dann, wenn Port Alexander ein deutscher Hafen wäre, gebrauchen wir noch einen Hafen für das mittlere Schutzgebiet, der, gestützt durch den bereits fertigen Bahnbau, für die ersten Jahre und jedenfalls auch dauernd eine wichtige Rolle für die mittleren Teile des Schutzgebietes spielen wird. Für diese Teile des Schutzgebietes liegt sowohl Port Alexander als auch Lüderitzbucht zu fern; der weite Landweg ist für den Transport der Waren zu teuer. Für das mittlere Schutzgebiet kommt nur Swakopmund, Walfischbay und Sandwichhafen in Frage. Über den letzten dieser Häfen liegen ganz neue, günstige Berichte der Marine vor, nachdem frühere Berichte von einer vollständigen Versandung des Hafens sprachen. Walfischbay ist englisch und kommt für uns nicht in Frage. Swakopmund, der Endpunkt der bestehenden Bahn, ist zur Zeit der fast ausschliesslich benutzte Hafen. Den Ansichten des Herrn Dr. Scharlach, dass Swakopmund niemals ein erstklassiger Hafen werden könne, vermag ich nicht beizupflichten. Unsere heutigen technischen Mittel gestatten uns die Erbauung auch erstklassiger Häfen an der offenen sandigen Küste. Der Hafen von Ymuiden, der die Zufahrt nach Amsterdam vermittelt, hat zuerst den Beweis dafür erbracht. Die Kosten werden allerdings gewaltige sein, und die Entwickelung des Schutzgebietes rechtfertigt heute noch nicht ihre Aufbringung. Auf Jahre hinaus wird noch für Swakopmund ein Leichterhafen genügen, der allerdings leistungsfähig sein muss und der Leichtern, Seeschleppern und Baggern einen sicheren Liegeplatz bieten muss. In zahlreichen bedeutenden Hafenplätzen mit viel beträchtlicherem Güterumsatz, als ihn Swakopmund voraussichtlich in Jahren besitzen wird, vollzieht sich der Verkehr vom Seeschiff zum Land und umgekehrt nur durch Vermittelung von Leichtern. Nimmt später einmal der Verkehr in Swakopmund so stark zu, dass sich die Anlage eines grossen Seehafens als nötig herausstellt, dann wird dessen Verwirklichung nur eine finanzielle Frage sein; die Technik ist imstande, durch Anlage von zwei Hafendämmen, zwischen deren Köpfen eine schmale Einfahrt für die Schiffe freibleibt, auch dort einen erstklassigen Hafen zu schaffen. Ein solcher Hafen wird meines Erachtens zweifellos durch verhältnismässig geringe Baggerarbeiten brauchbar erhalten werden können. Bis einmal ein solcher Hafen für die unmittelbare Aufnahme von Seeschiffen in Swakopmund hergestellt sein wird, bleibt Lüderitzbucht der einzige Seehafen des Schutzgebietes, der auch als Flottenstützpunkt benutzt werden kann. Lüderitzbucht ist der natürliche Hafen des Namalandes. Hier lassen sich mit verhältnismässig geringen Kosten allen Anforderungen ent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sprechende Hafenanlagen schaffen. Auch die Verbindung mit dem Binnenlande bietet, wie ich vorhin schon ausführte, keine unüberwindliche Schwierigkeit.

Liegen nach dem Gesagten die Landungsverhältnisse an der südwestafrikanischen Küste auch nicht gerade günstig, so lassen sich doch die Hafenverhältnisse bei fortschreitender Entwickelung der Schutz-Gebiete allmählich so gestalten, dass sie dem Bedürfnisse genügen.

Hauptmann **Schwabe**, Berlin: Die Küste des südwestafrikanischen Schutzgebietes wird beherrscht von dem Benguella-Strom, der dauernd gewaltige Sandmassen von Süd nach Nord längs der Küste bewegt und eine Reihe von Häfen und Einbuchtungen, die zum Teil erst im Laufe des vorigen Jahrhunderts aufgefunden wurden, verschwinden gemacht hat, so z. B. den Ogden-Hafen und die Sandwichbucht. Lüderitzbucht allein macht in dieser Beziehung eine Ausnahme, durch die felsige Sturmtaucher-Halbinsel gegen jede Versandung geschützt.

Auf das schöne Zukunftsbild, das uns Herr Dr. Scharlach entrollt hat, eingehend, bin ich ebenfalls der Meinung, dass ohne das Vorhandensein eines nördlichen Hafens das Nordgebiet (Owamboland) in einer späteren Zukunft in der Luft hängen wird, weil bei einer kräftigen Weiterentwickelung des Schutzgebiets Swakopmund auf die Dauer nicht in der Lage sein dürfte, das gesamte Mittel- und Nordgebiet zu versorgen. In Berücksichtigung des oben gekennzeichneten Einflusses des Benguella-Stroms, der erst im portugiesischen Angola die Küsten verlässt, um nach Westen in den Atlantic abzubiegen, würde ein solcher Hafen allerdings wohl nur nördlich der Kunenemündung — in portugiesischem Gebiet — zu finden sein.

Professor **Rehbock**, Karlsruhe: Zu den Ausführungen des Herrn Hauptmann Schwabe möchte ich bemerken, dass ich nicht der Meinung bin, dass die Sandbewegung, die an der ganzen südwestafrikanischen Küste vorhanden ist, es unmöglich macht, aus Swakopmund einen leistungsfähigen Hafen zu machen. Die Hafenanlagen müssen so beschaffen sein, dass der Sand durch die Meeresströmung, möglichst ohne sich abzulagern, an der Hafeneinfahrt vorbeigeführt wird. Ganz ohne Baggerungen wird man allerdings auch bei der zweckmässigsten Form der Hafendämme nicht auskommen. Eiserne Landungsstege allein können dem Bedürfnisse nicht genügen. Neben solchen Landungsstegen muss unbedingt auch ein kleiner gesicherter Hafen vorhanden sein, der den Leichtern, Schleppern und Baggern eine gesicherte Liegestelle und die Möglichkeit zu Reparaturen bietet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Handel der deutschen Kolonien.

Von **I. K. Vietor,** Bremen.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Will man wissen, wie es mit einer Kolonie steht, so fragt man unwillkürlich zunächst: „Wie steht es mit ihrem Handel?" Und diese Frage ist berechtigt. Wir haben unsere Kolonien erworben, um Gewinn aus den reichen Ländern zu ziehen, und wir wünschen alle, dass unsere Schutzgebiete möglichst bald die Kosten ihrer Verwaltung aufbringen möchten. In unzivilisierten Ländern sind aber die auf die Importwaren gelegten Zölle die hauptsächlichste, zuweilen die einzige Einnahme der Regierung. Je mehr es uns also gelingt, unsern Handel zu heben, desto grösser werden die eigenen Einnahmen unserer Kolonien sein.

Ferner verlangt unsere mächtig aufstrebende, sehr leistungsfähige Industrie Absatz für ihre Waren, und in der Tat gewähren in dieser Beziehung unsere Kolonien ein sehr erfreuliches Bild. Dort ist der Handel jetzt ausschliesslich in deutschen Händen. Eine deutsche Dampferlinie, obgleich in Konkurrenz mit zwei englischen und zwei französischen, vermittelt fast den gesamten Verkehr von und nach der Heimat. Wir sind doch heute wohl in der Lage, sagen zu können, dass, mit Ausnahme der billigen, englischen Manufakturen, hauptsächlich deutsche Waren in unsern Kolonien verkauft werden, wo nicht die geographische Lage, wie bei der Südsee, die Zufuhr sehr erschwert. Dies ist um so mehr hervorzuheben, da unsere Regierung verständigerweise allen Nationen dieselbe Handelsfreiheit gestattet wie uns, und weil es in den andern Kolonien oft nicht so aussieht. Fremdlinge sind dort häufig die Träger des Handels, und einige Reiche versuchen durch eine verschiedenartige Zollgesetzgebung den Handel des Mutterlandes zu bevorzugen und zu unterstützen. Sollte es unserer Diplomatie beim Abschluss der neuen Handelsverträge gelingen, unter Hinweis auf unsere Handelsfreiheit, durchzusetzen, dass diese Schranken fallen, und dass die unserm Handel verschlossenen Gebiete, wie der Kongostaat, unserm Wettbewerb geöffnet werden, dann werden wohl bald genug der deutsche Kaufmann und die deutsche Industrie den afrikanischen Markt beherrschen.

Ferner lassen die Zahlen der Ausfuhr auf den Gewerbefleiss der Bewohner schliessen. Vermehren die Quantitäten der ausgeführten Waren sich rasch, so kann man auf einen grösseren Fleiss der Bewohner rechnen, der durch die Bemühungen der Regierung, durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sicherung und Beruhigung des Landes, durch Verbesserung der Verkehrsstrassen usw. unterstützt werden mag. Zeigt die Statistik viele neue Exportartikel, so ist das ein gutes Zeichen für die Intelligenz der Eingeborenen, dass sie in Versuchsgärten und Musterfarmen Gesehenes bald begriffen und nachgeahmt haben. Kurz, die Statistik des Handels lässt uns einen Rückschluss auf die Entwickelung des betreffenden Landes machen. —

Und wie steht es damit nun in unsern Kolonien? Ich glaube, es wird Sie nur ermüden, wenn ich Ihnen hier eine Menge statistischer Zahlen vortrage. Ich nenne deshalb nur die notwendigsten, werde aber, wenn dieser Vortrag gedruckt wird, das gesammelte Material dort ausführlich aufführen, das jeder dann nach Belieben lesen oder überschlagen kann.

Gemäss dem statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich von 1904 betrug die Ein- und Ausfuhr unserer Kolonien 1903:

	Einfuhr:	Ausfuhr:
Ostafrika	ℳ 11 188 000	ℳ 7 054 000
Kamerun	„ 9 426 000	„ 7 139 000
Togo	„ 6 105 000	„ 3 616 000
Südwestafrika	„ 7 931 000	„ 3 444 009
Neu-Guinea	„ 2 914 000	„ 1 207 000
Karolinen und Marianen	„ 853 000	„ 771 000
Marshall-Inseln	„ 498 000	„ 522 000
Samoa	„ 2 681 000	„ 1 335 090
	ℳ 41 596 000	ℳ 25 088 000

Gesamthandel also 66 674 000 Mk., nach der amtlichen Denkschrift sogar 68 954 000 Mk., mit Ausschluss des Handels von Kiautschou, der hier nicht berücksichtigt ist. Das klingt nicht viel, wenn Sie bedenken, dass unser Kolonialbesitz 2 657 364 qkm mit 13,5 Millionen Einwohnern beträgt, nämlich:

Ostafrika	995 000 qkm	6 847 000 Einwohner
Kamerun	495 000 „	3 500 000 „
Togo	87 200 „	2 500 000 „
Südwestafrika	835 000 „	200 000 „
Neu-Guinea, Bismark-Archipel, Salomons-Inseln	240 000 „	380 000 „
Karolinen und Marianen	2 076 „	36 000 „
Marshall-Inseln	400 „	15 000 „
Samoa	2 588 „	33 000 „
	2 657 000 qkm	13 511 000 Einwohner

also fünfmal so gross ist, als Deutschland mit seinen 540 000 qkm.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und doch weiss ich, der ich gerade nach Togo kam, als die deutsche Flagge dort gehisst wurde, was für eine Unsumme von Mühe und Arbeit dazu gehört hat, dieses Resultat zu erreichen. Wir müssen nicht vergessen, dass bei der Erwerbung unserer Kolonien unsere Schutzgebiete fast ganz unbearbeitete, unerforschte und unbekannte Gebiete waren. Die Weissen wagten sich kaum über die Küstenstädte hinaus. Der Handel beschränkte sich auf die nächste Umgebung. Die Gesamteinfuhr ganz Westafrikas nach Hamburg betrug im Jahre 1871 z. B. nur 4 620 000 Mk., 1882, also kurz vor Besetzung unserer Kolonien, 8 588 000 Mk.

Wir können auch eigentlich nicht sagen, dass wir in dem ersten Jahrzehnt unserer Kolonialpolitik wirklich kolonisiert haben. Ich denke immer noch mit Vergnügen daran, wie unser erster Kommissar in Togo an Land stieg. Seine Machtmittel bestanden aus einem Polizeimeister, einer Reihe Gewehren und zwei mächtigen Hunden. Einen Monat später kam dann noch ein Sekretär an. Einige Polizisten wurden angeworben, aber so wenige, dass ich mich erinnere, dass einmal sämtliche Europäer mobil gemacht wurden, um eine, bei der damaligen schmalen Verpflegung mit grosser Sehnsucht erwartete Last Schinken und Wurst, die dem Träger unterwegs gestohlen war, den Räubern wieder abzujagen. So blieb es eine ganze Reihe von Jahren. Unser Volk, der Reichstag, ja selbst unsere hanseatischen Kaufleute, zeigten wenig Interesse und Verständnis für unsere Kolonien. Wer nicht schon vorher in jenen Gebieten ansässig gewesen war, dachte gar nicht daran, dort ein Geschäft zu eröffnen, weil die Länder nun deutsch geworden waren. Der Reichstag bewilligte nur mit Mühe die notwendigsten Gelder, um die minimale Verwaltung aufrecht zu erhalten, und einige Expeditionen ins Innere zu ermöglichen.

Aber seit einem Jahrzehnt hat sich dieses Bild erfreulicherweise sehr geändert. Über das Anfangsstadium sind wir nun hinaus. Und das äussert sich auch in der Statistik unseres Handels.

Der Gesamthandel betrug in Tausenden von Mark:

	1896	1897	1898	1899	1900	1901	1902
Afrika	31 775	32 474	40 830	46 937	50 908	49 526	55 366
Südsee	—	3 580	5 765	6 928	7 661	8 018	9 578
	31 775	36 054	46 595	53 865	58 569	57 544	64 944

Ganz besonderen Wert lege ich darauf, dass die Ausfuhr aus unsern Schutzgebieten in den Jahren 1898 bis 1903 von 14 000 000 Mk. sich auf 25 600 000 Mk. gehoben hat. Er hat sich also annähernd verdoppelt, während in derselben Zeit die Einfuhr sich nur von 32 600 000 Mark auf 43 720 000 Mk. gesteigert hat, sich also nur um zirka ein Drittel vergrösserte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was für eine Arbeitslast ist aber in diesen Zahlen enthalten! Mehr als 55 000 000 kg sind im Jahre 1902 allein aus unsern drei tropischen afrikanischen Kolonien exportiert. Wie wenig ist davon in dem Umkreis einer Tagereise des ausführenden Hafens gewachsen! Das meiste musste auf den Köpfen der Neger oder in gebrechlichen Kanus drei bis vier, wertvolle Waren oft 30 bis 60 Tagereisen weit an die Küste geschleppt werden. Ein Heer von mehr als $1^1/_2$ Millionen Negern war notwendig, um diese Quantitäten zu bewegen. Sie alle haben gewiss schon von den Trägerkolonnen Ostafrikas und Südkameruns gehört, und hieraus allein geht wohl schon zur Genüge hervor, dass wir die Verhältnisse unserer unzivilisierten afrikanischen Kolonien nicht mit den europäischen Verhältnissen vergleichen können.

Im Gegenteil, ich denke, wir haben eigentlich Grund, mit dem erlangten Resultat zufrieden zu sein, in Anbetracht der Unerfahrenheit, mit der wir an die Ausbeutung unserer Kolonien herangehen mussten. Und die Aussichten für die Zukunft sind gut! Vor allen Dingen gebrauchen wir Verkehrserleichterungen, um unsern Handel jetzt in unsern Kolonien weiter zu heben. Die Bahnfrage, in Verbindung mit den Verkehrswegen, ist jetzt wohl die brennendste in unserer Kolonialpolitik. Misstrauisch hat man bisher unsern Schutzgebieten gegenüber gestanden. Man wusste nicht, wie reich unsere Länder sind, und was für ein vorzügliches Material wir im allgemeinen an unsern Eingeborenen haben. Warum sollte man nicht, nach dem Vorbild Togos, von Reichs wegen unsern Kolonien Kapital für Eisenbahnbauten vorstrecken, um die reichen Länder zu erschliessen? Die Kolonien selbst könnten dann durch neue aufgelegte Zölle, die besonders die Spirituosen zu treffen hätten, die Zinsen der Anleihen aufbringen. Ein Anfang ist ja auch bereits gemacht. In Ostafrika und Togo wird eifrig an Bahnen gearbeitet, und wir haben auch noch die Hoffnung, dass unsere Reichsboten ebenfalls eine Bahn für Kamerun bewilligen werden. Ich hoffe aber gleichzeitig, dass unsere Reichstagsabgeordneten noch rechtzeitig zu der Überzeugung kommen, dass es gefährlich ist, ein Machtmittel, wie es der Besitz einer Bahn in unsern Kolonien ist, aus der Hand zu geben und einer Gesellschaft zu überlassen, zumal sie nicht einmal gewillt ist, das ganze Risiko zu übernehmen, sondern die Hauptverantwortung dem deutschen Steuerzahler überlässt.

Aber mit den Bahnbauten allein ist es auch nicht geschehen. Vor allen Dingen muss auch eine richtige Tarifpolitik getrieben werden, und auch in der Beziehung sind wir jetzt bei uns wohl auf dem richtigen Wege. Auf der Usambara-Bahn, der einzigen in Betrieb befindlichen deutschen Tropenbahn, hat am 1. April 1903 eine vollständige Tarifveränderung stattgefunden. Zuerst hatte man die Frachten sehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoch angesetzt, damit die Bahn sich möglichst bald bezahlen solle. Aber die Zunahme des Verkehrs ging nur sehr langsam vonstatten. Die Einnahmen betrugen:

1899 . .	ℳ 77 000	
1900 . .	„ 106 200	bei etwas über ℳ 200 000 Betriebskosten jährlich
1901 . .	„ 101 200	
1902 . .	„ 121 000	

So beschloss man dann, es einmal auf andere Weise zu versuchen. Man reduzierte die Frachten ganz beträchtlich. Ein Waggon Kaffee von Korogwe nach Tanga kostete früher 180 Rupie, nach dem neuen Satz nur 37. Auf jeden Zentner Kaffee, der mit der Bahn verladen war, wird jetzt also mehr als eine Rupie gespart. Wie vorauszusetzen war, scheint sich diese Frachtreduktion gut zu bewähren. Im Jahre 1903 betrug die Frachtzunahme bereits über 10 000 Mk., und im 1. Quartal 1904, der einzigen Zahl, die mir zur Verfügung stand, hatte sich der Verkehr gegen das Vorjahr wiederum um 62 Prozent gehoben, von 26 966 Mk. auf 42 951 Mk. Diese Zunahme, auf das ganze Jahr berechnet, würde eine Einnahme von 213 516 Mk. ergeben, also die Betriebskosten übersteigen.

Der beste Beweis dafür, wie eine gross angelegte und richtig verwaltete Bahn eine Kolonie heben kann und muss, ist die englische Uganda-Bahn in Ostafrika. Sie ist 970 km lang und unterhält einen regelmässigen Dampferverkehr auf dem Victoria-Njansa. Sie war ursprünglich nur für strategische und politische Zwecke erbaut, und wohl niemand hat daran gedacht, dass sie in absehbarer Zeit ihre Betriebskosten decken könnte. Und doch ist das Unerwartete eingetreten. 1900 betrugen die Einnahmen 62 000 Lstr., 1903/4 94 000 Lstr. und im Jahre 1904/5 waren nach Aussage der Direktion die Einnahmen wiederum so gestiegen, dass man hoffte, die Betriebskosten damit bezahlen zu können. Die Verwaltung arbeitet aber auch nach grossartigen Gesichtspunkten. Sie will Verkehr schaffen und Güter zu fahren haben und hat deshalb die Frachten so billig angesetzt, wie es sonst in Afrika nirgends Gebrauch ist. In ganz richtiger Erkenntnis der Verhältnisse hat sie ihr Hauptaugenmerk auf den Transport der Massenproduktion der Eingeborenen gerichtet, um diese doch oft recht billigen Waren dem Weltmarkte zuführen zu können. Ein Doppelzentner Baumwolle von den Seen bis Hamburg kostet etwa 6 Rupie. Eine Tonne Erdnüsse von Schirati am See bis Mombassa kostete bisher 36,9 Rupie, gleich etwa 51 Mk. Fracht. Vom 1. Januar 1905 an ist diese an sich doch schon so ausserordentlich billige Rate auf 30 Rupie, gleich etwa 41,70 Mk., herabgesetzt, wenn in einem Monat 150 tons Erdnüsse oder

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

100 tons Mais von den verschiedenen Plätzen am See verladen werden. Erdnüsse sind in Hamburg aber 200—250 Mk. wert. Rechnet man nun 100—120 Mk. Unkosten vom See bis Hamburg, so wird sich heute von dort aus schon ein gewinnbringendes Geschäft machen lassen, denn der Einkaufspreis am See wird billig genug sein.

So unangenehm die Uganda-Bahn aber auch für uns ist, weil sie einen Teil des Handels aus unserm deutschen Gebiet ablenkt, so hat sie doch unserem Gebiet durch vermehrte Zufuhr europäischer Importwaren in das Innere unserer afrikanischen Kolonien auch Vorteile gebracht. Interessant ist es, zu sehen, dass bei Eröffnung der Bahn im Jahre 1900 die Gesamtzolleinnahme unserer drei Zollstationen am Victoria-Njansa, Muansa, Bukoba und Schirati 50 735 Mark betrug. 1903 war sie bereits schon auf 58 470 Mark gestiegen, und die Einnahmen von 1904, die bis August zur Verfügung standen, werden, aufs Jahr berechnet, 256 391 Mk. betragen haben.

Die Ausfuhr aus Uganda stieg von 1902 auf 1903 z. B. von 9 tons Erdnüsse auf 291, von 171 tons Felle und Häute auf 1316, von 354 tons Kartoffeln auf 1216, von 620 tons diverse Feldfrüchte auf 1553. Die Vermehrung dieser wenigen Artikel betrug also in einem Jahre 3222 tons.

Ich habe mich bei dieser ausländischen Bahn so lange verweilt, um Ihnen einmal ein Bild zu entwerfen, welchen Nutzen eine solche gross angelegte Bahn einer Kolonie bringen kann. Was würden unsere Kolonien in kürzester Zeit darstellen, wenn unsere Abgeordneten sich nur entschliessen könnten, die nötigen Bahnbauten zu bewilligen. Was würden wir heute schon für Zölle dort einnehmen, wenn wir die Erzeugnisse unserer Industrie bis an die Inlandgrenzen unserer Kolonien in grösserem Massstabe absetzen könnten. Dann würde wohl bald genug von Reichszuschüssen keine Rede mehr sein. Und gerade in Ostafrika liegen unsere fruchtbarsten und mit fleissigen Menschen bevölkerten Gebiete in der Nähe der Seen. Der Reichtum der Leute verdirbt und verkommt, weil es keine Möglichkeit gibt, die Erzeugnisse ihrer Produktion, Getreide usw., dem Weltmarkt zuzuführen. Wie kann man es den Leuten verargen, wenn sie keine Lust haben, mehr als ihren notwendigen Bedarf herzustellen, wenn sie jeder Absatzmöglichkeit beraubt sind? Das Kolonial-wirtschaftliche Komitee hat diesen Mangel unserer Kolonialpolitik schon lange erkannt und eine Expedition zur Untersuchung der Bahntrace von Kilwa nach Wiedhafen entsandt, deren Ergebnis in dem Buche „Die wirtschaftliche Erkundung einer ostafrikanischen Südbahn von Paul Fuchs" niedergelegt ist, das ich allen, die sich für diese Frage interessieren, auf das beste empfehlen kann. Hoffentlich veranlassen diese Untersuchungen, wie seinerzeit in Togo, bald diesen so notwendigen Bahnbau. —

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

An die Bahnbauten hat sich dann ein Wegenetz anzuschliessen, so dass die Eingeborenen bequem mit ihren Lasten die Bahnstationen erreichen können. In Togo sind wir in der Beziehung wohl am weitesten. Wir haben schon weit über 500 km mehr oder weniger guter Strassen, an deren Verbesserung fortwährend gearbeitet wird. Für Ostafrika liegt ebenfalls, wie in Togo, ein gross angelegter Wegeplan vor. In Kamerun scheint in der Beziehung nach den Berichten noch am wenigsten getan zu sein. Diese grossen Verkehrsadern fördern aber nicht nur den Handel, sondern sie dienen auch viel zur Sicherheit des Landes. Auf den grossen, viel begangenen Strassen werden Räubereien oder Überfälle selten oder fast nie vorkommen. Je besser aber die Verbindungen sind, desto weniger Soldaten brauchen wir. Das ist ein Glück in allen tropischen Kolonien, denn die schwarzen Soldaten sind im allgemeinen sehr schwer zu regieren, ohne weisse Führung sehr unzuverlässig und zuweilen eine wahre Landplage für die friedlichen Bewohner.

Sehr verschiedenartig sind die Produkte, die unsere Kolonien hervorbringen. Südwestafrika hatte vor dem Aufstande seinen stets wachsenden Viehstand. Ostafrika exportiert vor allen Dingen Elfenbein, Kautschuk, Ölsaaten, Kaffee, Melasse, Mais, Sisalagaven, Häute und Holz; Kamerun: Elfenbein, Kautschuk, Palmöl, Palmkerne, Kakao; Togo: dasselbe, nur statt des Kakao etwas Baumwolle; Neu-Guinea und die Südsee: Kopra. Unsere Schutzgebiete könnten aber alles hervorbringen, was die Tropen produzieren. Deshalb ist es gewiss wünschenswert, dass die Regierung mehr wie bisher Versuchsgärten unter verständiger Leitung von Fachmännern anlegt, um den Bewohnern vor Augen zu führen, was alles in ihrem Lande wächst, und auf welche Weise die besten Resultate erlangt werden können. Durch dieses so einfache Vorgehen hat England seinen gewaltigen Kakao-Export an der Goldküste ins Leben gerufen, und auf dieselbe Weise versucht unser Kolonial-wirtschaftliches Komitee den Baumwollbau in unsern Kolonien einzuführen. Seine Baumwollschule in Nolschae kann für alle solche Unternehmungen als vorbildlich angesehen werden. Ich nehme an, dass sich die Anschauungen soweit inzwischen geklärt haben, dass man nicht immer nur noch auf die faulen, gleichgültigen Schwarzen schimpft, sondern dass man allmählich begriffen hat, dass wir, abgesehen von einigen wilden Stämmen auf den Gebirgen und im Urwalde, die teilweise noch Menschenfresser sein sollen, es mit einer durchweg gutartigen Bevölkerung zu tun haben, die, ebenso wie wir, gern bereit ist, sich durch vermehrte Arbeitsleistung eine verbesserte Existenz zu schaffen. Der erzielte Lohn muss nur, seiner Anschauung nach, der vergrösserten Arbeit entsprechen. Lediglich an uns wird es liegen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einen tüchtigen farbigen Bauernstand in unsern Kolonien zu erziehen. In der Beziehung finden wir die beste Unterstützung bei dem Kolonialwirtschaftlichen Komitee, dessen vortreffliche Leistungen ich vor drei Jahren, auf dem Kolonialkongress 1902, bereits die Ehre hatte, hervorzuheben. Wir Kolonialpolitiker haben alle Veranlassung, desselben hier dankbar und rühmend wiederum zu gedenken. Viele Aufgaben, die zur Hebung unserer Kolonien so notwendig sind, ist die Regierung heute nicht in der Lage in die Wege zu leiten, da es auch heute noch oft schwierig bleibt, die genügenden Summen bewilligt zu erhalten. Da springt dann das Komitee ein. Seine Arbeiten erstrecken sich auf sämtliche Kolonien und auf die verschiedensten Unternehmungen. In seinem Auftrag haben verschiedene Herren Zentral- und Südamerika, Kleinasien, Ägypten, West- und Ostindien bereist, um die dort erworbenen Kenntnisse für unsere Schutzgebiete zu verwerten. Wünschenswert wäre es gewiss auch, wenn unsere Regierung diesem Beispiel folgen wollte und bewährten Beamten Studienreisen in die Kolonien anderer Nationen bewilligen könnte. Der Aufschwung der Baumwollkultur, die Entdeckung des Guttapercha, die Entsendung des Herrn Dr. Busse zur Untersuchung der Baumwoll- und Kakaoschädlinge, die Einführung verbesserter Maschinen für Palmöl-, Palmkern-, Sisalagavenbereitung, die Untersuchungen der Bahntracen in Togo und Südostafrika usw. sind ausschliesslich den Arbeiten dieses Komitees zu danken.

Zum Schluss möchte ich mir nun noch erlauben, auf einen Punkt hinzuweisen, der mir für die befriedigende Entwickelung unserer Kolonien von der allergrössten Wichtigkeit zu sein scheint. Ich ersehe aus den Reichstagsverhandlungen, dass immer wieder Klage darüber geführt wird, dass Kapital für grössere Unternehmungen in unsern Schutzgebieten fehle. Das ist, so allgemein gesagt, jedenfalls wohl nicht richtig. Ich habe vorher schon angedeutet, dass ich unbedingt dafür eintrete, dass unsere Bahnen in unsern Gebieten Staatsbahnen sein und werden sollen. Nur zur Gewinnung unserer offenbar sehr grossen Mineralschätze in unsern Kolonien gebrauchen wir grosser kapitalistischer Unternehmungen, da das Risiko des Abbaus für den einzelnen Privatmann allzu gross ist. Sonst wüsste ich nicht, wo es an Geld fehlen sollte. Wir brauchen vor allen Dingen eine ruhige, allmähliche, stetige Entwickelung. Durch Übereilung ist in unsern Kolonien schon viel verdorben. Es geht nicht so rasch, aus unzivilisierten Schwarzen tüchtige Bauern und geschickte Arbeiter zu erziehen, und unsere Kolonien sind viel zu dünn bevölkert, als dass wir ohne ernste Schwierigkeiten grössere Arbeitermassen für grössere Unternehmungen jetzt schon beschaffen könnten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wir Interessenten haben lediglich den Wunsch, dass die Regierung für Ruhe und Sicherheit sorgt. Zucht hält bei Weissen und Schwarzen und Verkehrsverbesserungen nach Möglichkeit gewährt. Die dadurch geschaffenen Vorteile werden sich die Kaufleute, Pflanzer und Missionare schon zunutze zu machen wissen, und ich hoffe, dass, wenn unsere Entwickelung weiter befriedigend fortschreitet, ein Referent später einmal den Vorzug haben wird, auf einem der nächsten Kolonial-Kongresse über unsern Handel statt in 10-Millionenzahlen zu reden, über Handel von 100-Millionenzahlen Ihnen berichten zu können.

Vorsitzender **Moritz Schanz,** Chemnitz: Ich danke Herrn Vietor, einem der bekanntesten Vertreter der bewährten hanseatischen Firmen, welche schon vor deutscher offizieller Kolonisation nach drüben gegangen sind und dort mit eisernem Fleiss, zäher Ausdauer und erfreulicherweise auch mit Erfolg als wirtschaftliche und Kultur-„Pioniere" tätig gewesen sind.

Besonders erfreut bin ich, Herrn Reichstagsabgeordneten Dr. Arendt begrüssen zu können, Mitglied der ersten parlamentarischen Studienreise in unsern Kolonien, die auf die hochsinnige und weitsichtige Anregung Seiner Hoheit des Herzogs Joh. Albrecht erfolgte und hoffentlich weitere Auflagen erlebt. Die dagegen gerichtete Kritik, die behauptet, in der kurzen Zeit sei so gut wie nichts zu sehen und zu lernen, ist nach eigener Ansicht und Erfahrung des Vorsitzenden in jahrzehntelangen Studienreisen in allen fünf Weltteilen falsch. Beste literarische Verbreitungen sind zuweilen nicht so viel wert, wie auch nur ein Tag eigener Inaugenscheinnahme. So sind auch die Resultate der parlamentarischen Studienreise mit freudigen Hoffnungen, betreffend regerer Anteilnahme des Reichstages an kolonialen Dingen für die Zukunft zu begrüssen.

Gouverneur a. D. **v. Bennigsen,** Charlottenburg: Meine Absicht geht dahin, mich zu einem Punkte zu äussern, in dem ich im Gegensatze stehe zu unserm verehrten Herrn Referenten Vietor. Ich meine die Frage, ob Eisenbahnen als Staatsbahnen oder mit Privatkapital in unsern Kolonien zu bauen sind. Ich bin jahrelang in den Kolonien tätig gewesen, und ich bin auch zuerst Anhänger der Staatsbahnen gewesen, aber ich habe mich zu einem besseren überzeugt. Eisenbahnen brauchen wir so rasch als möglich. Die Frage, wer sie bauen soll, dürfte eigentlich, so wie die Sache liegt, im Augenblicke gar nicht aufgeworfen werden, weil ein Eingehen auf dieselbe den Eisenbahnbau in den Kolonien zu verschieben geeignet ist. Meine verehrten Damen und Herren, Herr Dr. Arendt hat Ihnen gesprochen davon, wie die Bahn in Togo gebaut ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube aber hierauf noch weiter eingehen zu sollen. Die Reichsregierung und der Reichstag hat sich nur deshalb entschlossen, den Eisenbahnbau in Togo durch eine Staatsanleihe zu bewerkstelligen, weil Togo eine Kolonie ist, die sich nach ihrem Etat selbst erhält und voraussichtlich erhalten wird. In dieser Lage wird im Laufe der Jahre vielleicht auch Kamerun sein. Bei Südwestafrika ist ja nun leider hieran für lange Jahre hinaus nicht zu denken. Ostafrika wird wohl noch ein Jahrzehnt gebrauchen, bis es so weit ist. Für unsere Südseekolonien aber kommt die Erbauung von Eisenbahnen für absehbare Zeit, da genügend fruchtbares Land von der Küste zu erreichen ist, kaum in Betracht. Wollten wir uns hier im Prinzip für Staatsbahnen aussprechen, ich bitte Sie alle, dies nicht zu tun, so würde voraussichtlich der Eisenbahnbau in unsern Kolonien in Stockung geraten. Wir aber wollen doch schnell Eisenbahnen, wollen sie suchen, wo wir sie finden können, also sie erbauen mit dem am schnellsten flüssigen Gelde.

Die Zeiten sind vorüber, wo bei uns im Dunkeln Konzessionen erteilt wurden, ohne dass die Bedingungen oftmals und eingehend geprüft wurden. Jetzt werden derartige Angelegenheiten vor aller Welt im Reichstage verhandelt. Der Staat und der Kaufmann sehen sich vor, dass sie nach ihrer Berechnung beide dabei ein gutes Geschäft machen. Sollte aber wirklich einmal eine der späteren Eisenbahngesellschaften ein gutes Geschäft machen, so sollten wir das nicht bedauern. An sich rechnet das Grosskapital, das sich beim Eisenbahnbau in den Kolonien beteiligen will, nicht mit grossem Gewinne. Wir sollten es mit Freuden begrüssen, dass es sich in dieser Richtung hin beteiligen will, und dass ein so hervorragender Mann, wie Geheimrat Lenz, hinter dem tatkräftiges Grosskapital steht, sich an die Spitze dieser Bewegung gestellt hat. Wir wollen doch hier nicht Gewicht legen auf die bedauerliche Idee, die sich bisher im grossen kolonialfreundlichen Kreise verbreitet hat, auf die Idee, dass die Betätigung des Grosskapitals in den Kolonien schädlich ist.

Die Erfahrungen, die wir mit dem Staatseisenbahnbau gemacht haben, sind keine günstigen gewesen. Sehen Sie sich die Eisenbahn Swakopmund—Windhuk an, eine Eisenbahn, mit unzulänglichen Mitteln schlecht gebaut, deren Betriebskosten ungeheuerliche sind, und die nach wenigen Jahren des Betriebs kaum noch brauchbar ist. Ich bedaure auch nicht, dass die Eisenbahn Lüderitzbucht—Kubub nicht schnell während des Aufstandes als Regierungsbahn ausgebaut ist, als minderwertige Kleinbahn. Die Anfangs-Linie Lüderitzbucht—Kubub, die einstmals in Kimberley endigen muss, ist ein Teil einer Weltlinie, die wir als gute Vollbahn mit Capspur ausbauen müssen. Der Gewinn, der dem Staate dadurch entgehen kann, dass er Eisenbahnen in den Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nicht selbst baut, ist sicherlich viel geringer, als die Summen, die er beim Betriebe und Bau von Eisenbahnen in den Kolonien erfahrungsgemäss unnütz ausgibt.

Eisenbahnen wollen wir bauen möglichst rasch, und das Geld dazu nehmen, wo wir es unter günstigen Bedingungen finden.

Gerichtsassessor Dr. **Kliemke,** Berlin: Die Kolonien können aus ihren Mitteln erst Bahnen bauen, wenn sie Überschüsse ergeben, das ist aber erst möglich, wenn sie weiter entwickelt sind, und zur Entwickelung brauchen sie Bahnen. Die Aufbringung von Mitteln durch Reichsgarantie ist nicht so belastend für die Steuerzahler, wie es nach der formellen Garantie scheint. Denn z. B. bei der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft lautet sie zwar auf 87 Jahre, aber wenn die Bahn, selbst erst in 10 Jahren, genügende Betriebsergebnisse erzielt, fallen die Reichszuschüsse weg, und da nach Ablauf der Konzession die ganze Bahn umsonst dem Reiche zufällt, so hat das Reich für etwa 7 Millionen Mark ein Unternehmen erworben, für das jetzt 21 Millionen aufgewendet werden und das zur Zeit der Übernahme natürlich noch beträchtlich mehr wert sein wird. Aber auch bei der Garantie des Reiches braucht man das Publikum zur Aufbringung der Mittel, und da genügt es nicht, bloss theoretisch Kolonialfreund zu sein. Dass ein so sicheres und gutes Kolonialpapier, wie die Anteile der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, nicht besser im Kurse steht, ist ein bedauerliches Zeichen für die geringe Nachfrage. Wenn die Kolonialfreunde sich auch praktisch an der Aufbringung der Mittel beteiligen, dann werden sich auch grössere Kolonialunternehmungen leichter finanzieren lassen, die Unternehmungslust wird zum Nutzen der Kolonien wachsen, und schliesslich wird auch der Reichstag bewilligungsfreudiger werden. Wie jedes bedeutendere Ereignis sich an der Börse bemerkbar macht, so möchte ich hoffen, dass bei dem nächsten Kolonialkongress von der Börse telegraphiert wird: Grosse Hausse in Kolonialwerten wegen des Kongresses.

J. K. Vietor, Bremen: Es ist ein wichtiges Prinzip, um das es sich hier handelt. Die Verhältnisse in Amerika verschlechterten sich beständig, weil die Bahnen in Privatbesitz sind. Eine der grössten Taten Bismarcks war die Verstaatlichung der Bahnen. Sollten, wie wir es wünschen, Staatsbahnen gebaut werden, dann wird man sie nicht wieder minderwertig bauen.

Lattmann, Mitgl. d. R., Schmalkalden: Von der Notwendigkeit des Bahnbaues in den Kolonien für eine gesunde Entwickelung unseres Han-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dels sind wir alle überzeugt. Der Streitpunkt, ob Staatsbahn, d. h. Kolonialbahn mit Anleihe der Kolonie und Haftung der Einnahmen der Kolonie und event. Reichsgarantie, oder ob Bau durch Privatgesellschaften. Wenn dies letztere nur Eisenbahngesellschaften wären, wären die Ansichten nicht so weit auseinandergehend. Dass aber diese Gesellschaften zugleich Konzessionsgesellschaften auf dem Gebiet des Handels und des Grundbesitzes sind, darin liegt die Gefahr. Die Behauptung, die Anhänger der Kolonialbahnen und Gegner der Konzessionen wollten das Grosskapital nicht in den Kolonien, ist unrichtig. Einen Kolonialfreund, der das will, habe ich noch nicht gefunden, aber das Grosskapital soll nicht Herrscher der Kolonie sein, der Herr im Land soll die Regierung sein. Das liegt namentlich im Interesse der Entwickelung des freien Handels, der durch die Monopolstellung der Gesellschaften gefesselt wird. Das ist doch keine graue Theorie, sondern eine Ansicht, die vertreten wird gerade von den sachverständigsten Männern, von der gesamten unabhängigen Kaufmannschaft der Kolonie. Wenn gesagt wurde, Kamerun sei Zuschusskolonie und deshalb könne keine Staatsbahn gebaut werden, so hat Herr Gouverneur v. Bennigsen ausgeführt, dass gerade Kamerun seiner Überzeugung nach in den nächsten Jahren, namentlich nach einem Bahnbau, aus dem Kreise der Zuschusskolonien kommen würde. Nun, das ist erst recht ein Grund, ähnlich wie in Togo zu handeln. Aber nicht nur die gesamte unabhängige Kaufmannschaft, sondern auch eine andere Gruppe von Männern, die die Verhältnisse der Kolonien genau kennen, stimmen dem zu. Die Missionare sollen und wollen sich nicht in politische Fragen mischen, aber auch sie glauben, dass die Schaffung von Handels- und Landmonopolen gegen das Interesse der Eingeborenenbevölkerung, gegen einen doch auch auf der Arbeitskraft der Schwarzen begründeten Handel ist. Da sollten wir hier diese Ansichten der zwei sachverständigen Gruppen, der Kaufleute und der Missionare, zum klaren Ausdruck bringen, und damit täten wir auch der Regierung einen grossen Gefallen, denn sie wird im Interesse der Gesamtentwickelung der Kolonien den Bahnbau ohne Gesellschaften lieber sehen.

Gouverneur a. D. **v. Bennigsen,** Charlottenburg: Wenn ich sagte, Kamerun wird sich in den nächsten Jahren vermutlich selbst erhalten können, so habe ich damit gerechnet, dass die Bahn dort in der nächsten Zeit gebaut werde. Als Staatsbahn aber wird sie, das halte ich nach den bisherigen Verhandlungen des Reichstages für zweifellos, nicht bewilligt werden. Deshalb sollten wir diese Frage auch gar nicht in die Debatte werfen. Bei allen Konzessionen sollte der Staat sich vorsehen, dass keine Bedingungen in den Vertrag gelangen, die später die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

waltung einer Kolonie schädlich einengen. Eine gute Verwaltung muss in der Lage sein, die Bedingungen derart abzuschliessen.

A. Pohlmann, Hohenaspe: Es kommt vielmehr darauf an, dass gesunde Verhältnisse geschaffen werden, als dass man à tout prix schnell entwickelt, wie Herr v. Bennigsen verlangt. Der Wunsch auf schnelle Entwickelung hat seinerzeit auch zu den grossen Land-Konzessionen geführt, die wir in der Mehrzahl heute beklagen.

Eine Eisenbahn bildet ein Monopol, und es ist sehr schwer, seitens des Staates so sichere Kautelen zu schaffen, dass das Monopol nicht zu Missbräuchen führt. Was manche der Klauseln wert sind, sieht man bei den vorhandenen grossen Konzessionsgesellschaften, denen gegenüber der Staat nahezu machtlos ist. Es ist nicht einerlei, ob von vornherein die Verhältnisse auf ein richtiges Prinzip gestellt werden oder nicht.

Der Staat hat sich durchaus als fähig erwiesen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens, und wenn ein grosses Volk, wie das deutsche, Kolonialpolitik treiben will, muss es selbst auch den Mut haben, die nötigen Schritte zu tun, um den Landbesitz zu erschliessen.

Wirtschaftliche Studien in Deutsch-Ostafrika, 1905.

Von Dr. Joachim, Graf von **Pfeil,** Kammerherr, Friedersdorf i. Schl.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Vor wenigen Tagen von Ostafrika heimgekehrt, empfinde ich lebhafte Genugtuung, alsbald vor dieser hervorragenden Versammlung Bericht über die Kolonie erstatten zu können. Wenn mir erlaubt sein soll, meine Eindrücke in chronologischer Reihenfolge wiederzugeben, wie ich sie empfangen habe, so werde ich mit der Schule beginnen. Ich landete an einem Tage schweren Regens in Tanga und wurde bei einem nur kurzen Umgange durch die Töne einer wirklich vorzüglichen Musik angelockt, bis zu einem Schuppen, unter dem etwa 40 Schwarze ein schwieriges Stück übten. Wenn diese Leistung zeigt, was aus unserm Negermaterial gemacht werden kann, so beweist sie doch auch die Geschicklichkeit der Hand, die hier am Werke sich befindet. Mein Interesse wurde indessen noch weiter in Anspruch genommen, als ich einen kleinen Knirps von etwa zehn Jahren an einer Schreibmaschine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sitzen sah, mittels der er ein neben ihm liegendes Manuskript fehlerfrei abschrieb. Eine nur von Negern bediente Buchdruckerei und Buchbinderei besichtigte ich, und in einer Schreinerei konnte ich Möbel aus einheimischem Holze sehen, die bei gefälligem Äusseren jedenfalls zweckentsprechend waren. Diese Tatsachen bedeuten Errungenschaften, die gar nicht hoch genug angeschlagen werden können. Wir lösen in dieser Weise die Aufgabe, die Neger zur Arbeit zu erziehen, und machen aus ihnen nützliche Glieder menschlicher Gesellschaft. Schon jetzt ist es in unserer Schule in Tanga möglich, dort erzogene Knaben in allerhand Berufen unterzubringen, wo Lesen und Schreiben notwendige Erfordernisse sind. Auf der Post sieht man zwölf- bis vierzehnjährige Knaben mit dem Sortieren von Briefen beschäftigt, ein niedlicher kleiner Kerl steht mit kindlicher Würde am Telephon, in das er „hier Amt" hineinruft, während er mit der andern am Schaltbrett hantiert. Wir begegnen Negern im Jünglingsalter als Bahnbeamte, die uns das Billet abnehmen oder unser Gepäck registrieren; ja, wenn europäische, der Sprache nicht kundige Reisende nach Tanga kommen, kann ihnen von der Schule ein geweckter Knabe gegeben werden, der, Deutsch fast beherrschend, als Diener und Dolmetscher benutzt werden kann. Erwähne ich ausserdem, dass bei dieser Erziehung ihnen auch gelehrt worden ist, bescheiden zu bleiben, so ist das für den Kenner das höchste Lob, welches man der Tätigkeit der Leiter jener Schule, Herrn Rektor Blank und Lehrer Ramlow, spenden kann.

Einen sehr angenehmen Eindruck empfängt der Reisende von dem Äusseren der Hafenstädte unserer Küste. Wo früher wilder Pori das Land bedeckte, dehnen sich breitstrassige, durch weitausladende Schattenbäume gezierte Städte aus. Schon findet man im Durchschnitt nette, freundliche Häuser, vereinzelt sogar schon solche, die auf die Bezeichnung Villa mit Recht Anspruch erheben dürfen. In der Abendkühle sieht man eine elegante Welt sich umherbewegen, und als bezeichnenden Umstand für den gesellschaftlichen Verkehr möchte ich erwähnen, dass ich von den 16 Tagen, die ich in Daressalam verweilte, nur zweimal zu Hause speiste, vierzehnmal dagegen in Gesellschaften eingeladen war. An der Stelle, wo noch vor 20 Jahren mein Lagerfeuer im dichten Busch brannte, erhebt sich heute ein schönes Gotteshaus, und wo ich damals meine Dhau auf den Strand schob, liegen heute die Werkstätten der Flottille, die, wenn erforderlich, imstande wären, ein vollständiges Kriegsschiff zu bauen. Entlang der den Hafen umkreisenden Kaiserstrasse ragt eine Reihe stattlicher Gebäude, in ihnen vollzieht sich die Verwaltung des Schutzgebiets. Obwohl wir uns in den Tropen befinden, ist von tropischer Lässigkeit keine Spur zu finden, überall gewinnt man den Eindruck, dass anhaltend ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

arbeitet wird. Das nimmt nicht wunder, wenn man den Gouverneur selbst um 6 Uhr morgens schon durch das Fenster seines Arbeitszimmers am Schreibtische beobachten kann. Und wo der höchste Beamte sich keine Musse gönnt, da darf auch der letzte Schreiber nicht seine Zeit vergeuden. Aber nicht nur unter den Augen des Herrn wird die Zeit ausgenutzt, auch auf den Stationen im Innern herrscht die gleiche Betriebsamkeit. Ich habe niemanden gesehen, der sich die Zeit vergönnte, Jagdausflüge zu unternehmen, und die meisten Gewehre stehen unbenutzt in der Ecke.

Diese Sachlage weist ein schönes und erfreuliches Bild der Verwaltung in unserer Kolonie auf, allein ich werde sogleich den Wurmstich in dem schönen Apfel zeigen. Die überall zu beobachtende Tätigkeit am Schreibtische hat etwas beängstigendes an sich. Man kann sich des Empfindens nicht erwehren, als sei sie fieberhaft, Selbstzweck, als fehle ihr jede produktive Eigenschaft, als bekomme der Arbeiter nie die Resultate seiner Anstrengungen zu sehen. Es kann unmöglich gut sein, dass in einem Lande, wo es bis jetzt noch viel weniger darauf ankommt, wie geschaffen wird, als dass überhaupt etwas geschieht, die leitenden Persönlichkeiten ihre Bezirke nur vom Fenster ihres Schreibzimmers aus zu sehen bekommen. Nicht mit der Feder sollte verwaltet werden, sondern mit dem Auge und dem Munde.

Wie kann ein Beamter seinen Bezirk und dessen Bedürfnisse kennen lernen, wenn er im Wege der Berichterstattung sich über kleinste Kleinigkeiten auslassen muss, wenn kaum die Möblierung eines Zimmers auf den Stationen geändert werden darf ohne die Zustimmung des Gouverneurs. Wo mit derartigem Kleinkram die Aufmerksamkeit in Anspruch genommen, die Gedanken erfüllt sind, da kann keine grosszügige Verwaltungspolitik Platz finden. Wir werden also auf ein Mittel zu sinnen haben, dieses Schreibwerk zu vermindern. Dieses wäre zu finden in einer grösseren Dezentralisation, als sie jetzt üblich ist. Anstatt von ihnen über Kleinigkeiten zahllose Berichte zu fordern, deren Lesung den Zentralbeamten auch nur Arbeit macht, ohne das Gesamtwerk wirklich zu fördern, sollte man innerhalb eines gewissen Rahmens und Umfanges den Bezirksamtleuten weit grössere Selbständigkeit geben. In vielen Dingen sollten sie nicht vermittelnde, sondern verfügende Behörden sein, denen die Richtung des Marsches zwar von oben her vorgeschrieben wird, die aber selbst die Wege aussuchen dürfen, auf denen sie am bequemsten und raschesten zum Ziele gelangen. Unter dieser Voraussetzung würden die Schreibereien sich vermindern, die Leistungsfähigkeit und Resultate sich verdoppeln, denn jeder wirkliche Mann schafft um so lieber und um so mehr, je selbständiger er sich fühlt. Als völlig gegenstandslos möchte ich das Bedenken

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bezeichnen, dass bei grösserer Dezentralisation die Einheitlichkeit der Verwaltung leiden würde. Eine solche Einheitlichkeit ist bei der ungeheuren Ausdehnung unserer Kolonie und den unterschiedlichen physikalischen Verhältnissen verschiedener Teile darin an sich schon ebensowenig möglich, wie sie das im kleineren Deutschen Reiche ist. Dass Fehler gemacht werden würden, ist selbstverständlich, dazu sind Fehler da, und sie laufen unter dem gegenwärtigen System auch unter. Mit vollem Vertrauen aber können wir zwecks Dezentralisation die geforderte Selbständigkeit in die Hände unserer Beamten legen. Soweit ich den Vorzug gehabt habe, deren Bekanntschaft zu machen, habe ich überall das ernsthafte Bestreben wahrnehmen können, nach bestem Wissen und Gewissen den Bedürfnissen der Kolonie gerecht zu werden, ihr politisches und wirtschaftliches Wohl aufs eifrigste zu fördern. Man habe hier in Deutschland mehr Zutrauen zu dem Charakter unserer Beamten und weniger Bedenken gegen ihre Urteilskraft und Zuverlässigkeit, dann wird man der Kolonie wesentlich nützen.

Handel und Verkehr haben in den letzten Jahren eine stark aufsteigende Tendenz bewiesen. Man darf das zurückführen auf das Erscheinen von zwei neuen Handelsobjekten: Ziegenfellen und Wachs. Im Umkreise der Seen haben die Eingeborenen erkannt, dass das Fell der Ziege bis jetzt noch wertvoller ist, als ihr Fleisch, und mit dem sie auszeichnenden Mangel an Voraussicht alsbald begonnen, all ihren Ziegen das Fell abzuziehen. Wenngleich der Zeitpunkt kommen wird, wo diesem Raubbau Einhalt getan werden muss, so darf man auf der andern Seite nicht befürchten, dass der Bestand an Kleinvieh ausgerottet werden wird. Den Vorteil haben unsere Stationen gehabt, von denen ganz bedeutende Werte an Fellen ausgeführt werden. Bukoba allein erhob im Finanzjahre 1904/5 86 000 Rup. Zölle, gegen 5000 Rup. im Vorjahre, und zwar in der Hauptsache von ausgeführten Ziegenfellen. Der andere Artikel ist Wachs. Der Vorrat ist fast unerschöpflich, und in Tabora lagerten letzthin 9000 Lasten, der Beförderung zur Küste harrend. Es wird sich nur darum handeln, die Eingeborenen in den von Europäern unbewohnten Gegenden in stärkerem Masse zum Sammeln anzuhalten, um diesen Handelszweig zu hoher Blüte zu bringen. Die grösseren Einnahmen der Eingeborenen führen zu reichlicheren Einkäufen, durch die sich der Küstenhandel in merkbarer Form steigert. Zu bedauern ist, dass uns der Inder als Mittelsmann noch unentbehrlich ist und wir nicht verhindern können, dass er den grössten Teil seiner Waren aus Indien bezieht, seine Barbestände dahin abführt. Er ist ein Schädling unserer Industrie und unserer Eingeborenen.

Auch der Verkehr und die Verkehrsmittel weisen eine wesentliche Steigerung auf, wenngleich auf diesem Gebiete noch am

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meisten zu wünschen bleibt. In den Distrikten Njassaland, Usambara und Kilimandjaro sind schon mehrere tausend Kilometer Wege ausgelegt. Namentlich das früher so unwegsame Usambara kann jetzt in allen Richtungen auf guten Reitwegen bereist werden. Von Mombo nach Moschi ist ein guter Weg gebaut worden, der dem Verkehr mit Ochsenwagen vollständig gewachsen ist, und der Reisende kann jetzt schon vielfach gewisse Strecken rasch und bequem zurücklegen, durch die er früher sich mühsam seinen Weg bahnen musste. Überall, wo Europäer weilen, vermag die Post ihnen zu folgen, S. H. der Herzog Friedrich von Mecklenburg vermochte aus der Steppe bei Schirati binnen zwei Tagen nach Schwerin zu telegraphieren und von dort Antwort zu erhalten. Der Marsch von dort bis an die Küste erfordert heute noch im günstigen Falle acht Wochen. Leider sind wir mit den Bahnen noch sehr im Rückstande. Ich muss bekennen, dass sich meine Anschauungen über Bahnen in Kolonien wesentlich geändert haben. Aus vielen, sehr wohl zu rechtfertigenden Gründen glaubte ich früher annehmen zu müssen, dass nur unter ganz bestimmten Voraussetzungen koloniale Bahnen lebensfähig sein könnten. Ich glaubte deswegen, dass man besser tue, die für den Bahnbau nötigen Summen für andere, nach meiner Ansicht rentablere Unternehmungen zu verausgaben. Seither habe ich die Ugandabahn gesehen und wahrgenommen, dass sie Erscheinungen gezeitigt hat, die unter keinen Umständen vorauszusehen waren, die auch von den Befürwortern des Bahnbaus nicht vorausgesehen wurden, die aber in ihrer Gesamtheit dazu beitragen, Bahnen nicht nur lebensfähig zu erhalten, sondern sie zu einem wesentlichen Faktor im Entwickelungsgange einer Kolonie zu machen. Auf die Einzelheiten hier einzugehen, würde zu weit führen. Jedenfalls hat sich in mir die Überzeugung gefestigt, dass wir die Ausgabe der zum Bahnbau nötigen Gelder nicht mehr zu fürchten brauchen. Wir können im Gegenteil unbesorgt den Ausbau unseres Bahnnetzes in die Hand nehmen, der Erfolg kann nicht ausbleiben, denn wir haben keinen Grund, anzunehmen, dass die Erscheinungen, die die Uganda-Bahn hervorrief, sich bei uns nicht wiederholen würden. Wir sollten daher unter diesen Umständen uns angelegen sein lassen, die Korogwe-Bahn über Moschi bis Aruscha zu verlängern, es unterliegt gar keinem Zweifel, dass binnen kurzem auch diese Bahn mindestens den Anlass zu einem bedeutenden Aufschwunge des Landes geben, ja, sich bei der zunehmenden Bevölkerung des Landes sogar selbst rentieren wird.

Auch die Besiedelung des Landes schreitet vorwärts. Die Distrikte, denen nach dem Grade ihrer Besiedelung zurzeit die grösste Bedeutung zukommt, sind Tanga, Usambara und Kilimandjaro-Meru. Rund um Tanga springen seit kurzem die Plantagen über Nacht empor,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und zwar nicht zum wenigsten, seit wir wie im Handel so auch im Plantagenbau uns zwei neuen Betriebsobjekten zugewandt haben, dem Sisalhanf und dem Gummibaum Manihot Glaziovii. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, so darf man aus dem jetzigen Stande dieser Betriebe folgern, dass wir uns mit der Kultur dieser beiden Gewächse auf dem rechten Wege befinden, namentlich, wenn so ungemein energische Hände sie pflegen, wie einige der Pflanzer, die wir das Glück haben, in unsern Kolonien zu besitzen. Derartige Kräfte sollten auf das weitgehendste unterstützt werden, selbst auf die Gefahr hin, Ausnahmefälle konstruieren zu müssen. Kraftvolle Menschen sind nicht so dicht gesät, dass wir deren im Überfluss hätten. Sie sollten der Kolonie erhalten werden durch Gewährung ausgedehnter Möglichkeiten der Betätigung, nicht beengt werden durch Steuerlasten oder Anwendung kleinlicher Gesetzesparagraphen, die in einem Lande aller denkbaren Unregelmässigkeiten noch keine allgemeine und absolute Gültigkeit beanspruchen können noch dürfen. Man hat leider nur zu oft das Empfinden, dass bei den Behörden eine wahre Todesangst vorherrscht, irgend ein Kolonist könnte wirklich guten Verdienst haben, ohne dass die Regierung sofort wesentlich dabei beteiligt werde. Das ist falsch. Die Kolonisten sind nicht dazu da, dass die Regierung aus ihrer Tatkraft Nutzen ziehe, sondern die Regierung ist allein für das Interesse und den Nutzen der Ansiedler da. Die Tatkraft und den Erfolg der Kolonisten zu besteuern, ist eine falsche Politik, viel eher wäre es richtig, den Erfolg wenigstens in den Anfangsstadien kolonialer Entwickelung zu prämiieren. Zur Besteuerung eignet sich die Faulheit und freiwillige Tatenlosigkeit des Eingeborenen, der zunächst noch in steigendem Grade die Steuerlast des Landes zu tragen haben sollte, bis er zur Arbeit erzogen sein wird. Ich verkenne keinen Augenblick die Gefahr, die darin liegt, den Neger in dieser Form unserm Kulturwerk dienstbar zu machen. Allein wo Holz gehauen wird, fallen Spähne, und wenn wir den Neger zivilisieren wollen, wenn wir jene Länder unserer wirtschaftlichen Tätigkeit erschliessen wollen, so können wir der Mitarbeit des Negers nicht entraten und müssen ihn dazu heranziehen, selbst auf die Gefahr hin, dass er hin und wieder gegen den Stachel löckt.

Da die Fasergewächse hohe Rentabilität zu versprechen scheinen, wäre es eine dankenswerte Aufgabe für deutsche Ingenieure, eine Maschine herzustellen, mittels derer die grossen wildwachsenden Bestände von Sanseviera ausgenutzt werden könnten. Ihre Brauchbarkeit ist einwandsfrei erwiesen, nur haben die amerikanischen Maschinen vollständig versagt. Eine chemische Methode zur Aufbereitung der Faser ist gefunden, aber wohl noch nicht ganz betriebsbereit. Über ganz Usambara sind Kaffeeplantagen zerstreut. Auch auf ihnen fehlt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es nicht an eifriger Arbeit. Der Erfolg wird durch zwei Umstände beeinträchtigt. Usambara ist wohl immer ein wenig überschätzt worden. Es ist kein reiches, eher ein armes Land, dessen Boden nur an wenigen Stellen die für Kaffee erforderliche Tiefgründigkeit und hinreichende Fruchtbarkeit aufweist. Man darf daher nicht erwarten, dass alle die heute bestehenden Kaffeeplantagen von Dauer sein werden, und auch die besten werden den berühmten Kaffeegegenden der Welt niemals ernstlich Konkurrenz machen. Eine späte Zukunft dürfte Usambara als eines der Forstländer unserer Kolonie erblicken, in dessen einzelnen Teilen kleinere Farmer durch Ackerbau in europäischem Sinne die dünne obere Ackerkrume des Bodens ausnutzen. Dies geschieht heute schon in vorzüglicher Weise in Kwai. Der andere Nachteil, unter dem der Plantagenbauer in Usambara leidet, ist der Arbeitermangel. Dieses schwierige Thema kann hier nicht behandelt werden. Nur so viel sei angedeutet, dass es sich um den Mangel an Qualität, sowie Quantität der Arbeit handelt. Ferner stellt sich heraus, dass die Produktion von Nahrungsmitteln im Lande nicht hinreicht, die zusammengezogenen Arbeitermengen genügend und billig genug zu ernähren.

An diesem Punkte kann ich nicht umhin, Äusserungen entgegenzutreten, die heute früh von einer Stelle ausgegangen sind, wo sie nur zu leicht einen ungebührlich nachhaltigen Eindruck hinterlassen könnten. Man hat unsere Ansiedler als Leute von zweifelhafter Moral hinstellen wollen, deren Einfluss auf die Schwarzen verderblich wirke. Es werden selbstredend auch unsern Kolonisten die allgemeinen menschlichen Schwächen anhaften. Der Nachweis müsste indessen geführt werden, dass sie deren mehr aufweisen, als die Durchschnittsmenschen daheim oder mehr als ihre Ankläger, die vielleicht nur durch äussere Umstände besser davor geschützt sind, sie in die Erscheinung treten zu lassen. Dass aber ihr Einfluss auf die Schwarzen verderblich wäre, ist eine paradoxe Behauptung. Nichts schädlicher als der Einfluss derjenigen, die solche Paradoxien aussprechen. Es ist unvermeidlich, dass im Kontakt mit den Weissen die Neger deren Laster annehmen. Vor diesen kann keine Gewalt der Erde sie schützen, auch dann würden sie sie lernen, wenn alle Weisse nur Missionare wären, denn auch diese sind Menschen. Wenn aber der Neger nur ein so nützliches Mitglied menschlicher Gesellschaft wird, wie der Durchschnittseuropäer produktiven Standes, so wollen wir das als ausreichendes Resultat unserer Erziehung betrachten und uns nicht wundern, wenn wir mit unsern Vorzügen auch unsere Fehler verpflanzen. Unsere Ansiedler aber sind anständige Menschen, deren Leistungen uns Wertschätzung abringen muss, die man nicht schmälern sollte, indem man ihnen vorhält, dass auch ihnen allgemeine menschliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwächen anhaften. Weiter im Innern, an den Abhängen des Meruberges, gelangen wir zu unsern jüngsten Ansiedlern, den noch in Bewegung begriffenen Boeren. Wer zurzeit des Krieges für sie schwärmte, braucht nur hinzugehen, um sich zu überzeugen, dass sie von dem Ideal, zu dem man sie erhob, noch immer so weit entfernt sind wie früher. Für uns bedeutet aber jeder weisse Ansiedler ein Kapital von Geld, Arbeitskraft und sittlichem Wert, und da wir keine deutschen Ansiedler herbeiziehen können, dürfen wir die Ankunft der Boeren ohne Rückhalt mit Freuden begrüssen. Zwar darf man die von ihnen zu erwartende Arbeitsleistung nicht mit dem Massstabe messen, den man an die Tätigkeit deutscher Ansiedler legen würde, allein man muss anerkennen, dass wirkliche nutzbringende Arbeit geleistet worden ist. Es wird uns obliegen, diese in keiner Richtung erzogenen Menschen zu lehren, dass es ausserhalb des Kreises Boerischer Begriffsfähigkeit Dinge und Personen in der Welt gibt, denen Respekt gebührt, denen er bezeugt werden muss. Und wenn ich auch den Eindruck gewonnen habe, dass die Boeren durch den Krieg wenig oder nichts gelernt haben, so bin ich doch der Überzeugung, dass der deutsche Leutnant und Beamte auch als Lehrmeister sich bewähren und selbst aus arroganten, unwissenden Boeren brauchbare deutsche Ansiedler erziehen wird. Das den Boeren überwiesene Land ist wunderbar herrlich. Ich glaube mit Sicherheit annehmen zu dürfen, dass die Ländereien jener Gegend im Gegensatz zu Usambara unterschätzt wurden, dass sie mit der Zeit sich zum fruchtbaren Ackerbaulande entwickeln werden.

Wegen mangelnder Absatzmöglichkeit können aber jene Gegenden zunächst nur der Viehzucht dienen. Ziegen, Fettschwanzschafe, Esel, Maultiere, stellenweise Kamele, Pferde und Strausse gedeihen trefflich. Leider steht der Rindviehzucht die zur Verbreitung neigende Seuche des Küstenfiebers entgegen. Unsere Unkenntnis des Charakters dieser Krankheit hat uns eine Menge Fehler begehen lassen, die der Verbreitung der Krankheit Vorschub leisteten. Geheimrat Koch ist der Ansicht, dass dieser drohenden Gefahr Halt geboten werden könnte. Gestützt auf seine hohe Autorität möchte ich eine Reihe von Massnahmen in Vorschlag bringen, die zwar, ungemein rigorös, zeitweilig vielleicht sich sehr empfindlich fühlbar machen würden, die aber die Seuche, wenn nicht ganz auslöschen, so doch so weit eindämmen dürften, dass Viehzucht wieder in ausgedehntem Umfange betrieben werden könnte.

Angesichts der jüngsten Ereignisse im Süden unserer Kolonie, darf ich nicht unterlassen, die Aufstandsgefahr kurz zu streifen. Jedesmal wenn Völker verschiedener Kulturart und -grades im Wettbewerb um die Existenzmöglichkeit aufeinander stossen, müssen Differenzen sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ergeben, die nur im Wege der Kraftprobe ausgetragen werden können. Es ist selbstverständlich, dass das schwächere Volk endlich unterliegt, wobei jedoch nicht gesagt ist, dass deshalb seine Weiterexistenz gefährdet werden muss. Die Kraftproben werden höheren oder niederen Grades sein, je nach Massgabe des Wertes der den Kampfpreis bildenden Güter und der durch rassliche Gründe bedingten Kampfesbefähigung der Völker. Die höchste Kraftanspannung wird eintreten, wenn ein Volk erkennt, dass seine ganze weitere Existenz auf dem Spiele steht, die nächsthöchste, wenn ein Volk wahrnimmt, dass die Formen seines Daseins eine völlige Umwandlung erleiden sollen. Mit letzterer Erscheinung haben wir es in Südwestafrika zu tun, daher der heftige Widerstand. Keine von beiden Bedingungen trifft zu an irgendeiner Stelle in Ostafrika. Schon längst haben die Eingeborenen erkannt, dass ihr Fortbestand gesichert, ihr Lebensmodus keiner grundlegenden Veränderung unterworfen werden soll. Ein Grund zu äusserster Kraftanspannung liegt mithin nirgends vor. Wohl aber empfindet der Eingeborene es als unbequem, geführt von unserer Hand, seinen Pfad zum Ziele der Kultur wandern zu sollen, und wir dürfen uns nicht wundern, wenn er seine Gewohnheit beibehält und, anstatt rasch und entschlossen geradeaus zu gehen, im Zickzack hin- und hertaumelt und uns dabei manchmal an der Hand zerrt, dass uns das Schultergelenk schmerzt. Für uns gilt es daher, gut aufzupassen, damit wir erkennen, wenn wieder ein Ruck kommen soll. Wir ersparen uns Schmerzen, wenn wir selbst gleich ordentlich zufassen, am besten so stark, dass der Bengel einige Male auf die Nase fällt, bis sie blutet. Dann wird er anständig gehen lernen. So steht es zurzeit draussen. Wir brauchen nicht nervös zu werden, wir würden damit nur Schwäche verraten, und der Zeitpunkt, wo wir uns werden mit dem Äthiopismus auseinanderzusetzen haben, liegt noch in weiter Ferne. Er kann erst dann kommen, wenn wir die Verbreitung unserer Rasse so weit ausgedehnt haben, dass sie die Existenzmöglichkeit des Negers beeinträchtigt, oder dieser vor die Aufgabe gestellt wird, sich bedingungslos unserm Kultursystem anzuschliessen.

Wer Afrika seit seinen ersten Anfängen nicht gesehen hat, für den sind die dort gemachten Erfahrungen höchst staunenswert, und ich bekenne, dass meine Erwartungen weit übertroffen sind. Auf keinen Fall hat die sich heute breit machende Unlust an kolonialen Dingen Berechtigung. Wir hier in der Heimat sollten über Einzelheiten in den Kolonien besser unterrichtet werden, in der Kolonie sollte Berlin etwas weniger merklich sein, und beide Teile würden besser stehen. Wie ich selbst aber zurückgekehrt bin voll Stolz und Freude an dem Wachstum der Kolonie, die ich ja auch als mein Kind bezeichnen kann, so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde es mir eine besondere Genugtuung sein, wenn ich in Ihnen die Überzeugung hätte wachrufen können, dass Ostafrika mit kräftigen Schritten einer wirtschaftlich und politisch bedeutungsvollen Zukunft entgegengeht.

Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.

M. Schanz, Chemnitz: Vor Eintritt in die Tagesordnung des dritten Tages möchte ich ordnungshalber eine Erklärung betreffs einer vom Grafen Pfeil beabsichtigten Resolution ‚zu seinem gestrigen Vortrag: „Wirtschaftliche Studien in Deutsch-Ostafrika" geben. Diese Resolution sollte 1. die Fortsetzung der Tangabahn, 2. die Bewilligung von 25 000 Mark aus Reichsmitteln zur Bekämpfung von Viehseuchen fordern. Auf Veranlassung des Obmanns von Sektion V machte ich Herrn Grafen Pfeil darauf aufmerksam, dass beide Punkte bereits in der am Vortage in der Sektion angenommenen allgemeinen Resolution mit enthalten seien und dass es erfahrungsgemäss wohl zweckdienlicher erscheine, die vorzulegenden Leitsätze möglichst in grossen Zügen und ohne Eingehen auf Details abzufassen. Ich war unter dem Eindruck, dass Herr Graf Pfeil in Anerkennung dieser Auffassung auf Einbringung seiner besonderen Resolution verzichtet habe; tatsächlich wollte er aber nur den e r s t e n Teil seiner Resolution zurückziehen, betreffs des zweiten Teils jedoch bei der speziellen Forderung von 25 000 Mark verbleiben.

Ich bedaure, dass durch ein Missverständnis die Einbringung und Besprechung dieser Resolution gestern unterblieb und stelle anheim, auf den Punkt heute noch einmal zurückzukommen.

Wilckens, Hamburg: Im Anschluss an die Ausführungen des Herrn Schanz möchte ich doch darauf hinweisen, dass die von Herrn Grafen Pfeil beantragte Resolution schon in dem Punkt 2 der am ersten Verhandlungstage gefassten Resolution zum Ausdruck gelangt. In diesem Punkt ist die Forderung aufgestellt, grössere Mittel u. a. für die Bekämpfung von Viehseuchen bereitzustellen. Bei den im allgemeinen in grossen Zügen gehaltenen Resolutionen glaube ich, dass wir auch in diesem Falle von der Beschlussfassung einer Resolution, welche die Forderung einer doch immerhin verhältnismässig kleinen Summe für einen speziellen Zweck enthält, Abstand nehmen sollten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der wirtschaftliche Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas.

Von Dr. **Georg Hartmann**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die mir gestellte Aufgabe ist so gross und umfassend, dass es unmöglich ist, im engen Rahmen eines Vortrags ein vollständiges Programm für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas zu entwerfen. Auch wäre es vermessen, Ihnen ein grosses theoretisches Gebäude hier aufzuführen, das sich in die Praxis gar nicht umsetzen lassen würde.

Dazu sind auch die elementaren Grundlagen, die unsere südwestafrikanische Steppenkolonie bilden, viel zu gross und zu gewaltig, und die dort herrschenden Naturkräfte, die Deutsch-Südwestafrika zu dem gemacht haben, was es ist, nämlich zu einem subtropischen Steppenlande, viel zu mächtig, als dass der einzelne kleine Menschenwille etwas daran ändern könnte. Wie es seit Jahrtausenden gewesen ist und heute noch ist, so wird es weitere Jahrtausende fortdauern. Die gewaltigen Luftmassen, die fast das ganze Jahr hindurch vom Ozean her gegen das Land bewegt werden und dessen Wüstenhaftigkeit an der ganzen Küste entlang hervorrufen, werden sich auch in der Zukunft durch Menschenhand nicht ablenken lassen; die Regenmassen, die jährlich in der kurzen Regenzeit, aus dem Kongobecken kommend, im Lande niederfallen und ihm seinen Steppencharakter verleihen, werden sich durch menschliche Beihilfe weder vergrössern noch vermindern lassen. Ebenso wird der gewaltige Benguelastrom, jene kalte Wassermasse, die unter dem Einfluss der über sie hinweg wehenden Südwestwinde dauernd nach Norden an der Küste Südwestafrikas sich entlangbewegt und ihr rauhes Klima verursacht, durch menschliche Kraft keine Veränderung erfahren.

Alles, was wir Menschen tun können, ist, uns an diese gegebenen Grundlagen a n z u p a s s e n, und die in diesem gewaltigen Naturobjekt liegenden Werte, die oberirdischen, wie die unterirdischen Schätze, uns wirtschaftlich nutzbar zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Aufgabe dieses Vortrages kann also nur sein, die Hauptgesichtspunkte hervorzuheben, wie man diese Werte realisieren kann, wobei ich es mir versagen muss, diese Gesichtspunkte in dem engen Rahmen dieses Vortrages auch nur einigermassen ausführlich zu begründen.

Der jetzige grosse Aufstand kann auch als ein solcher elementarer Naturvorgang betrachtet werden, der alle unsere wirtschaftlichen Unternehmungen, die wir in dem für menschliche Begriffe schon langen Zeitraum von 20 Jahren daselbst errichtet haben, mit einem Schlage vernichtet und wie ein Orkan alles hinweggefegt hat. Hier hat sich der Einzelwille unserer nationalen Betätigung schwach und ohnmächtig erwiesen, und es hat sich für uns die grosse Erfahrung ergeben, dass wir diesen schwachen Einzelwillen nicht nur in sich stärken, sondern auch organisieren und zusammenfassen müssen zu einer mächtigen Kraftresultante, die wir in die Richtung der grossen Aufgabe des wirtschaftlichen Wiederaufbaus Deutsch-Südwestafrikas stellen müssen. Das neue Gebäude, welches wir wirtschaftlich in Deutsch-Südwestafrika errichten wollen, muss in seinen Grundmauern so stark und so kräftig sein, dass es nicht wieder durch einen Sturm, wie den jetzigen Aufstand, erschüttert oder gar in Trümmer gelegt werden kann. Es ist dies der erste grosse Gesichtspunkt, den ich als Einleitung zu meinem Vortrag in den Vordergrund stellen möchte.

Nachdem der Aufstand nun schon jahrelang tobt und uns mehr als 300 Millionen Mark gekostet hat, liegt die Frage nahe, warum er noch immer nicht beendet ist und wie lange er denn noch dauern wird? Die Antwort auf diese Frage ist sehr einfach und lässt sich in den wenigen Worten zusammenfassen, dass das Ziel sehr hoch ist, welches wir uns zur Niederwerfung dieses Aufstandes gesteckt haben, und die Mittel zur Erreichung dieses Zieles zu unzulänglich sind.

Es liegt mir fern, mit diesen Worten eine Kritik an unserer Kriegführung draussen in Südwestafrika üben zu wollen, denn ich halte es überhaupt nicht für richtig, hier aus weiter Ferne, gewissermassen vom grünen Tisch aus, Massnahmen zu beurteilen, deren Beweggründe man nur an Ort und Stelle richtig verstehen und würdigen kann. Ich bin sogar überzeugt, dass an Stelle des Generals v. Trotha ein anderer Mann, der als Neuling ins Land gekommen wäre, es kaum besser, vielleicht aber viel schlechter gemacht haben würde. Und der beste Wille, der den General v. Trotha beseelt, die Schneidigkeit und Tapferkeit, die er überall bewiesen, das unentwegte Drauflosgehen auf das hohe Ziel, das er sich gesteckt hat, sind doch im höchsten Masse anzuerkennen. Dieses Gefühl hat er zu entfachen verstanden bei allen seinen Unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gebenen bis herab zum einzelnen Mann, obwohl sie alle, gleich ihm, neu und unerfahren in das Land gekommen waren. Aus diesem Gefühl heraus sind auch die grossartigen Leistungen zu erklären, die unsere Truppen trotz der grossen Schwierigkeiten und Hindernisse und all den Gefahren, die sich ihnen entgegenstellten, fertig gebracht haben. Es sind diese Leistungen ja schon aus hohem Munde, durch Seine Hoheit den Herrn Präsidenten, bei der Eröffnung des Kongresses in vollstem Masse gewürdigt worden, und auch Seine Exzellenz der Herr Staatssekretär Graf Posadowsky, sowie Herr Ministerialdirektor Dr. Stuebel haben ihrer in ehrendster Weise gedacht. Ich glaube aber, dass man diese Leistungen an persönlicher Aufopferung gar nicht genug hervorheben und rühmen kann, gerade weil zum Teil der äusserliche Erfolg ausgeblieben und sie in den Schatten gestellt hat. Es sind nicht diese Leistungen allein, die wir so bewundern müssen, sondern die brave Gesinnung des einzelnen Mannes, diese hohe und heldenhafte Gesinnung, die hinter diesen Leistungen steckt und an der jeder Widerstand zerschellt.

Da hat kürzlich ein britischer Oberst in einer kritischen Zeitschrift eine Kritik über die letzten Kaisermanöver und die einzelnen deutschen Truppengattungen geschrieben. Zunächst spricht er dabei von der deutschen Kavallerie, die er zum Teil sehr günstig, zum Teil indes auch ungünstig beurteilt. Auch an der deutschen Artillerie hat er einiges auszusetzen. Dann spricht er von der deutschen Infanterie, von der er sagt, dass sie über jedes Lob erhaben sei. Ich glaube, dass dieser britische Oberst, wenn er die Leistungen unserer Truppe draussen in Südwestafrika gesehen hätte, ohne Unterschied der Waffengattungen ihnen dasselbe uneingeschränkte Lob ausgesprochen hätte, dass sie über jedes Lob erhaben seien. Mit Tränen in den Augen muss man daran denken, wie diese braven Leute mit ruhiger Freudigkeit und gelassener Festigkeit, als ob es selbstverständlich sei, die gewaltigen Strapazen an Hunger und Durst und die heimtückischen Gefahren, die ihnen täglich und stündlich allerorten entgegenlauerten, ertragen und bezwungen haben, und wie viele von ihnen schon ins Grab gesunken sind, ruhig und fest, wie es Helden tun, zur Wahrung der Ehre ihres Vaterlandes.

Dieser Aufstand in Deutsch-Südwestafrika hat den Beweis erbracht, dass die Eingeborenenfrage die Grundlage jedweder wirtschaftliche Entwickelung ist, und dass an eine wirtschaftliche Betätigung im grossen Stile erst gedacht werden kann, wenn die Eingeborenenfrage gründlich und ein für allemal beantwortet sein wird. Da ergibt sich von allein Frage, bis zu welchem Grade sie beantwortet werden muss. Ihre Antwort aber kann nur darin bestehen, dass kein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

neuer Aufstand wieder möglich sein darf. Es muss also ein Zustand geschaffen werden, der jeden neuen Aufstand ausschliesst.

Diesen Zustand kann man nur erreichen:

1. durch vollständige Entwaffnung der Eingeborenen und durch Massnahmen, welche eine Wiederbewaffnung und Versorgung der Eingeborenen mit Munition verhindern;

2. durch Schaffung einer weissen, und zwar deutschen, Bevölkerung als Gegengewicht gegen die Eingeborenen. Es ergibt sich hieraus eine Grenze — ich möchte sie die untere Grenze bezeichnen — in der Beantwortung der Eingeborenenfrage, bis zu welcher man unbedingt gehen muss. Ich würde es für verfrüht halten, uns heute schon des näheren darüber zu unterhalten, wie man im einzelnen die Massnahmen zur Beantwortung der Eingeborenenfrage treffen müsste. Der Aufstand muss erst beendet sein und die neue Lage vollständig klar vor Augen liegen, bevor man an solche Pläne bis ins einzelne denken kann. Auch müssen wir das Vertrauen zum neuen Gouverneur haben, dass er zur rechten Zeit das Richtige schon treffen wird. Indessen heisse ich es sehr willkommen, wenn gewisse Fragen, wie z. B. die Frage der Eingeborenen-Reservate, öffentlich besprochen werden, und ich empfehle an dieser Stelle zur Lektüre einen Artikel in der letzten Kolonialzeitung über „Reservat-Lokationspolitik in Deutsch-Südwestafrika", mit dem ich mich ganz einverstanden erklären möchte, zumal, da er sich auf zwei vorzügliche Kenner Südwestafrikas, Schwabe und Dove, beruft.

Dass die weisse Bevölkerung, die wir uns als Gegengewicht gegen die Eingeborenen schaffen müssen, möglichst deutsch sein muss, lehren die Erfahrungen der letzten Tage, die uns über ein Burenkomplott in Windhuk berichteten. Wir wollen hoffen, dass diese Gerüchte sich nicht bestätigen. Mögen sie aber wahr oder unwahr sein, so beweisen sie doch, dass man in der Frage der Ansiedelung von weissen Elementen, die nicht deutsch sind, grösste Vorsicht walten lassen muss. Es wird sich auch hier wieder die alte Erfahrung bestätigen, dass man sich schliesslich nur auf sein eigen Fleisch und Blut verlassen kann.

Solange wir aber in Deutsch-Südwestafrika ein deutsches Ansiedlerelement in hinreichender Stärke noch nicht besitzen, werden wir nach dem Aufstande zunächst noch eine starke Schutztruppe im Lande halten müssen. Wie stark diese Truppe sein muss, braucht heute ebenfalls noch nicht erörtert zu werden. Sie mag 2000 Mann stark oder auch noch stärker sein müssen. Wir können die Entscheidung auch dieser Frage vertrauensvoll dem neuen Gouverneur überlassen, der das richtige Mass zum Schutze unserer Kolonie schon finden wird.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich glaube, genügend klar hervorgehoben zu haben, dass ich auf dem Standpunkte einer exemplarischen Bestrafung der aufständischen Eingeborenen stehe, und ich möchte nochmals betonen, dass sie wegen der entsetzlichen Greueltaten, der bestialischen Grausamkeit und der heimtückischen Kriegführung weder Nachsicht noch Schonung verdienen.

Das hindert mich aber nicht, die Eingeborenenfrage und ihre Beantwortung auch vom praktischen Standpunkte aus zu beleuchten und diejenige Grenze zu finden, die ich die obere Grenze nennen möchte, bis wie weit man in der Beantwortung dieser Frage gehen darf.

Fraglos stellen die im Lande lebenden Eingeborenen ein Wertobjekt, eine Kapitalgrösse dar, die man dem Lande aus Nützlichkeitsgründen als Arbeiter erhalten muss. Es wäre töricht und kurzsichtig, wenn wir in der Beantwortung der Eingeborenenfrage bis zur vollständigen Vernichtung der Eingeborenen gehen würden. Welche Folgen es hat, wenn ein Land über ungenügende eingeborene Arbeitskräfte verfügt, ersieht man in der Transvaal-Kolonie, wo man für die Goldminen von Johannisburg fremde Arbeiter, und zwar Chinesen, zu Tausenden hat einführen müssen. Ganz abgesehen von den ungeheuren Kosten, die ein solcher Menschentransport im grossen Stile mit sich bringt, sind es auch Verwickelungen und Schwierigkeiten aller Art, die sich durch ein solches neues und zugleich fremdes Bevölkerungselement ergeben, und es erheben sich heute schon gewichtige Stimmen in Britisch-Südafrika, die laut gegen die Chineseneinfuhr protestieren. Es besteht also kein Zweifel, dass wir in Deutsch-Südwestafrika danach trachten müssen, dem Lande seinen Reichtum an Eingeborenen zu erhalten. Wir dürfen hierbei — ohne unserer Waffenehre etwas zu vergeben — sogar so weit gehen, auch von den aufständischen Elementen alles das zu schonen, was dem Lande in Zukunft wirtschaftlich von Nutzen sein kann. Wir dürfen hierbei nicht vergessen, dass nicht alle Aufständische die gleiche Schuld an dem Aufstand und ihren schrecklichen Begleiterscheinungen trifft, dass ein beträchtlicher Teil, von den Führern verleitet, nicht einmal aus unedeln Motiven, sondern aus dem Pflichtgefühl heraus, die eigene Rasse gegen die Invasion der Weissen verteidigen zu müssen, gehandelt hat, und dass eine ganze Anzahl Aufständischer sogar gezwungen, also unfreiwillig, sich ihren Stammesgenossen haben anschliessen müssen. Wenn man diese Momente gerecht und vorurteilslos prüft, wird man — eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen vorausgesetzt — zugeben müssen, dass man in dieser Bestrafung nicht zu weit gehen darf, um dem Lande seinen Reichtum an Eingeborenen nicht unnötig zu verringern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Fassen wir die eben angestellten Erwägungen zusammen, so ergibt sich als zweiter grosser Gesichtspunkt, dass die Eingeborenenfrage und ihre endgültige Beantwortung die Grundlage jedweder wirtschaftlichen Entwickelung in Deutsch-Südwestafrika bildet.

Bei den ungeheuren Ausgaben, die uns der Aufstand bisher gekostet hat, liegt auch die Frage nahe, ob denn das Land diese Kosten rechtfertigt, ob sein wirtschaftlicher Wert wirklich so gross ist, dass man Ausgaben in solchem Umfange allein schon für die eine Frage der Niederwerfung des Aufstandes verantworten kann. Wird man hieraus nicht schliessen müssen, dass man das Land wirtschaftlich für wertvoll genug hält, noch weitere grosse Geldsummen in dasselbe hineinzustecken? Denn darüber muss man sich doch klar sein, dass es mit der Niederwerfung des Aufstandes allein nicht getan ist, und dass die eigentliche Kulturarbeit erst beginnt, nachdem der Aufstand niedergeworfen ist, ja, dass es gerade dann erst endlich einmal richtig losgehen soll, grössere Geldmittel für positive wirtschaftliche Zwecke in der Kolonie auszugeben. Wer A sagt, muss auch B sagen. Und nachdem wir uns einmal in die Beantwortung der Eingeborenenfrage eingelassen haben, bleibt uns gar nichts anderes mehr übrig, als auch die wirtschaftlichen Konsequenzen daraus zu ziehen.

Es ist ungeheuer schwer, ein im rohen Naturzustande befindliches Steppenland wie Deutsch-Südwestafrika seinem wirtschaftlichem Werte nach zu taxieren und in einigermassen zuverlässigen Zahlen auszudrücken, wie sich seine wirtschaftliche Entwickelung gestalten wird. Hier kann man nur durch Vergleiche mit andern Steppengebieten der Erde, die unserer südwestafrikanischen Kolonie gleich oder ähnlich sind, und in denen bereits Kulturarbeit der weissen Rasse geleistet worden ist, einen Massstab für den Wert unserer eigenen Kolonie finden. Ich habe dies schon in meiner kleinen Broschüre „Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas" zu beweisen versucht, die ich unmittelbar vor Ausbruch des grossen Aufstandes im Dezember 1903 geschrieben hatte, und auf die ich mich heute mit vollem Recht berufen kann, weil noch heute alles das gilt, was ich vor Ausbruch des Aufstandes in dieser Broschüre gesagt habe.

Als Vergleichsobjekte kommen für uns in Betracht: in erster Linie das übrige Südafrika, dann Australien, die südamerikanischen Steppengebiete und der ganze subtropische Ring von Steppengebieten auf der Nordhemisphäre, der in Nordamerika mit Kalifornien und Mexiko beginnt, in Nordafrika das ganze Saharagebiet von Marokko bis Ägypten umfasst und als zentraler Streifen durch ganz Asien vom Mittelmeer bis zum Stillen Ozean reicht. Ich muss es mir versagen, auf die Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gleiche mit all diesen Steppengebieten hier einzugehen. Das wichtigste Vergleichsobjekt für uns bleibt das übrige Südafrika, denn Deutsch-Südwestafrika ist nur ein Teil von Südafrika, innig mit ihm verwachsen, nach allen Richtungen hin in dasselbe übergehend. Vergleicht man unsere südwestafrikanische Kolonie mit dem ganzen übrigen Südafrika, und zwar nicht nur mit seinen britischen, sondern auch mit seinen portugiesischen Teilen, mit Hinsicht auf die natürlichen Grundlagen und ihre wirtschaftlichen Entwickelungsmöglichkeiten, so wird man finden, dass Deutsch-Südwestafrika nicht besser, aber auch nicht schlechter ist, wie das übrige Südafrika, und dass man ihm eine gleiche oder ähnliche Perspektive wirtschaftlicher Entwickelung eröffnen kann, wie sie Südafrika hat.

Man wird wirtschaftlich zwei Hauptentwickelungsmöglichkeiten zu unterscheiden haben, eine bergbauliche und eine landwirtschaftliche.

Zwar besteht die Landwirtschaft in Südafrika schon seit mehr als zwei Jahrhunderten, und doch ist sie von dem relativ jungen Bergbau, der eigentlich kaum älter als 40 Jahre ist, weit überflügelt worden.

Nach dem Handbook der South African Colonies betrug der Export im Jahre 1904 aus dem Bergbau 800 Millionen Mark, aus der Landwirtschaft 113 Millionen Mark.

Der Export bergbaulicher Produkte übertraf also denjenigen landwirtschaftlicher Produkte um mehr als das 7fache, und man muss aus diesem Grunde schon den Bergbau in den Vordergrund stellen.

Man wird dies aber um so mehr tun müssen, wenn man den grossen Einfluss erkennt, den der Bergbau auf die gesamte wirtschaftliche Entwickelung Südafrikas, insbesondere auf die Landwirtschaft ausgeübt hat.

In der vorhin genannten Zahl von 113 Millionen Mark für den Export landwirtschaftlicher Produkte ist allein für Wolle ein Anteil von 42 Millionen Mark enthalten. Man sieht also, dass die Wollproduktion bei weitem den Hauptanteil der landwirtschaftlichen Ausfuhrwerte stellt.

Blicken wir in der Wirtschaftsgeschichte Südafrikas zurück, wie sich die Wollproduktion entwickelt hat, so ergibt sich folgendes Bild:

1850	6	Millionen	Pfd.	engl.	im	Werte	von	6	Millionen	Mk.
1860	23	„	„	„	„	„	„	28	„	„
1870	37	„	„	„	„	„	„	33	„	„
1872	fast 50	„	„	„	„	„	„	über 60	„	„

Es betrug der Wollexport im Jahre 1830 nur 33 000 englische Pfund.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Während in den Jahren von 1850 bis 1870 der Wollexport stetig und fast gleichmässig steigt, sehen wir innerhalb zweier Jahre, von 1871 bis 1872, ein plötzliches Emporschnellen dieser Entwickelungskurve, indem der Wollexport in diesem kurzen Zeitraum fast um das Doppelte im Werte gestiegen ist.

Es ist kein Zufall, dass zur selben Zeit die ersten Eisenbahnen in Südafrika eröffnet worden waren, die das Innere Südafrikas mit der Küste in Verbindung brachten. In der Tat dürfen auch die Eisenbahnen als eine der mächtigsten Ursachen für den Aufschwung der landwirtschaftlichen Entwickelung Südafrikas betrachtet werden, denn nun waren dem Lande die modernen Verkehrsmittel gegeben worden, um die landwirtschaftlichen Produkte billig zur Küste und preiswert auf den Weltmarkt zu bringen.

Und forschen wir weiter nach der Ursache, welche die Eisenbahnen ins Leben gerufen hat, so erkennen wir zugleich die Hauptursache für den allgemeinen grossen Aufschwung der gesamten wirtschaftlichen Lage Südafrikas, nämlich die Entdeckung des ersten Diamanten.

Über die gewaltige Bedeutung dieser Entdeckung lesen wir in dem 1893 erschienenen „Official Handbook of the Cape" p. 323 folgendes:

„Während der vier Jahrhunderte, die seit der Zeit der portugie-
„sischen Seefahrer verstrichen sind, die gen Süden steuerten, um einen
„Seeweg nach Indien zu finden, und das Kap der Guten Hoffnung ent-
„deckten, hat kein wichtigeres Ereignis in Südafrika stattgefunden, als
„die Entdeckung des ersten Diamanten durch Mr. John Reilly im März
„1867. Die wohltätigen Wirkungen dieser Entdeckung zeigen sich
„heute in jedem Winkel Südafrikas. Sie hat neues Leben und neue
„Energie durch alle Staaten-Kolonien entfacht, die vor 25 Jahren in
„einem Zustande des Hinsiechens und der Verarmung sich befanden,
„und hat die verachtetsten Besitzungen Grossbritanniens in Einnahme-
„quellen für das Mutterland und in Gebiete immer grösser werdender
„Unternehmungslust verwandelt."

Dem Diamantbergbau schuldet also Britisch-Südafrika seinen heutigen Wohlstand. Er hat die ersten Eisenbahnen hervorgerufen von den drei Küstenpunkten Capstadt, Port Elisabeth und Durban nach dem Zentrum des Diamantbergbaus in Kimberley, hat neue Märkte für die Landwirtschaft innerhalb Südafrikas geschaffen und hat es der Landwirtschaft ermöglicht, durch billigen Transport an die Küste auf dem Weltmarkt zu konkurrieren.

Es ist deshalb selbstverständlich, dass man in Britisch-Südafrika den Bergbau vor der Landwirtschaft in den Vordergrund stellt, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass man mit vollem Rechte auch analog für Deutsch-Südwestafrika annehmen darf, dass hier eine grosse wirtschaftliche Entwickelung erst dann eintreten wird, wenn abbauwerte Minen vorhanden sein werden.

Nun sind solche Minen in den Otawi-Minen bereits vorhanden. Es sind die bekannten wertvollen Kupferminen im Norden unseres Schutzgebiets, deren Abbauwürdigkeit keinem Zweifel mehr unterliegt. Im Mittelgebiet sind es die Otjosongati-Minen, unweit Okahandja, deren Abbauwert ebenfalls festgestellt sein soll. Und im Südgebiet berechtigen die dort entdeckten Blaugrundstellen mit dem Muttergestein des Diamanten zu den besten Hoffnungen. Von den zahlreichen andern Mineralfundstellen will ich ganz schweigen, da ihre Abbauwürdigkeit noch nicht erwiesen ist. Es handelt sich dabei aber nicht nur um Kupfer und andere unedle Mineralien, sondern auch um wertvolle Gold- und Silberfunde. Und wenn man bedenkt, dass in diesem ungeheuren Gebiet, welches das Deutsche Reich um ein Drittel seiner Grösse übertrifft, die Summe der bisher geleisteten Schürfarbeiten nur als ganz minimal bezeichnet werden kann, wird man zugeben müssen, dass man nicht voreilig in das Urteil vieler Pessimisten einstimmen darf, dass unsere südwestafrikanische Kolonie einen bergbaulichen Wert gar nicht besitze. Die Hauptsache ist, dass erst einmal ordentlich und planmässig im grössten Stile über das ganze Land hin geschürft werde. Nur in den seltensten Fällen verraten sich die unterirdischen Mineralplätze durch leise und feine Spuren, die sie als äusserste Ausläufer bis an die Erdoberfläche entsenden. Dem gewöhnlichen Auge ganz unauffällig, werden sie erst durch das kundige Auge des Schürfers und Fachmannes, der auch aus andern Anzeichen des Bodens aufmerksam wird, ans Tageslicht gebracht. Und welche grosse Rolle spielt auch hierbei der Zufall, der dem Suchenden zu Hilfe kommen muss. Vor allem muss aber fleissig gesucht und immerfort gesucht werden, und dann wird sich auch bei uns in Südwestafrika die alte Erfahrung bestätigen, dass, wie dem Tapferen das Glück, so dem fleissig Suchenden der Zufall hilft.

Aber auch jetzt schon werden wir in Deutsch-Südwestafrika bei den bereits vorhandenen Minen die Erfahrung machen, dass der Bergbau im Vordergrund, die Landwirtschaft erst in zweiter Linie stehen wird. Es ist dies der dritte grosse Gesichtspunkt, den wir festhalten müssen.

Es soll damit aber nicht gesagt werden, dass Deutsch-Südwestafrika nur einen geringen landwirtschaftlichen Wert habe, der nicht gross genug sei, um im Haushalte einer grossen Nation beachtet zu werden. Es muss deshalb auch an dieser Stelle hervorgehoben werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dass unsere südwestafrikanische Kolonie einen ganz bestimmten landwirtschaftlichen Wert in sich als subtropische Steppe hat, der bei der ungeheuren Grösse dieses Gebiets entsprechend hoch bewertet werden muss. Der Wert dieser subtropischen Steppe besteht darin, dass sie sich für Viehzucht jeder Art im grössten Massstabe eignet. Die subtropischen Steppen sind die Viehzuchtländer unserer Erde, und so wird auch Deutsch-Südwestafrika seine Aufgabe als Viehzuchtland noch erfüllen.

Wie in den übrigen Steppenländern wird auch bei uns die Wollschafzucht in den Vordergrund treten, und wenn wir berücksichtigen, dass Deutschland fast seinen gesamten Bedarf an Wolle im jährlichen Werte von mehr als 500 Millionen Mark heute noch aus fremden Steppengebieten (Argentinien, Australien, Südafrika) bezieht, wird man unserer südwestafrikanischen Kolonie eine hoffnungsreiche Zukunft auch auf landwirtschaftlichem Gebiete prophezeien dürfen, wenn es ihr gelingen sollte, einen erheblichen Teil dieser Wolle dem Mutterlande zu liefern. Aber auch alle andern Viehzuchtarten werden bei uns möglich sein: Rindvieh-, Pferde-, Kleinvieh- und Straussenzucht.

Ferner wird auch Garten- und Ackerbau mit künstlicher Bewässerung oder bei vorhandenem Grundwasser in beschränktem Masse möglich sein, und der Farmer wird darauf rechnen können, alles, was er an Gemüse und Feldfrüchten für den Hausbedarf braucht, selbst ziehen zu können. Ob im Nordgebiet, und zwar schon im Otawigebiet, der Ackerbau in grösserem Umfange, allein abhängig von dem jährlichen Regen, möglich sein wird, wie es Dr. Rohrbach annimmt, bedarf noch der Bestätigung, und ich warne hier vor allzu sanguinischen Hoffnungen. Mögen die letzten Jahre gute Regenjahre gewesen sein, so liegt doch keine hinreichend lange Reihe jährlicher Regenbeobachtungen vor, um den Schluss zu rechtfertigen, dass man auf derselben Farm auch jedes Jahr auf hinreichende Regenmengen für einen Ackerbau im grösseren Massstabe wird rechnen können. Eine einzige Dürre kann aber hinreichen, um einen Farmer, der seine Landwirtschaft vorwiegend auf den Regenackerbau gründet, zu ruinieren.

Es ist selbstverständlich, dass man heute noch keine Angaben darüber machen kann, wie sich die einzelnen Zweige der Landwirtschaft auf das Land verteilen werden. Man kann hier nicht theoretisch und schablonenmässig verfahren. Die praktischen Verhältnisse werden diese Entwickelung in allen ihren Abarten selbst hervorrufen. Nur soviel wird man heute schon sagen können, dass sich in der Nähe der Minen und anderer Märkte im Schutzgebiete, wo Menschen zahlreich beisammen wohnen, Gross- und Kleinviehzucht zur Produktion von

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schlachtvieh, Milch, Käse, Butter, Eiern usw., sowie auch Gartenwirtschaft zur Produktion von Gemüsen, Obst und Feldfrüchten aller Art in lohnendster Weise entfalten wird.

Die Wollschafzucht wird mehr auf Gebiete angewiesen sein, die vom Dornbusch frei sind und nicht zu fern von der Eisenbahn liegen, während die Pferdezucht solche Gebiete bevorzugen wird, wo die sogenannte Pferdekrankheit wenig oder gar nicht auftritt. Und, wie überall im kaufmännischen Leben, wird — abgesehen von den natürlichen Bedingungen, die im Lande selbst liegen — das Gesetz des Angebots und der Nachfrage und die sich daraus ergebende Frage der Rentabilität entscheidend sein für die Entwickelung der verschiedenen landwirtschaftlichen Betriebe.

Fassen wir diese Resultate, die wir hinsichtlich des wirtschaftlichen Wertes Deutsch-Südwestafrikas als Bergbau- und Viehzuchtland gewonnen haben, zusammen, so ergibt sich als vierter grosser Gesichtspunkt, dass Deutsch-Südwestafrika in der Tat den hohen wirtschaftlichen Wert hat, den wir voraussetzen müssen, wenn wir die gewaltigen Geldausgaben verantworten wollen, die uns das Land bisher gekostet hat und in der Zukunft noch kosten wird.

In der kleinen Broschüre „Die Zukunft Deutsch-Südwestafrikas" habe ich auch die Bedeutung der Landwirtschaft für unsere südwestafrikanische Kolonie und ihr Mutterland ins helle Licht zu rücken versucht. Ich verweise ferner auf die Schriften unserer bedeutendsten Kenner Südwestafrikas, von denen ich nur Hindorf, Schinz, Rehbock, Dove, Gürich und Schenck hervorheben will.

Sie alle betonen fast ausnahmslos, ebenso wie ich es tue, dass man einer solchen Steppenlandwirtschaft wie in Deutsch-Südwestafrika alle Begünstigungen zuteil werden lassen muss, die man ihr erweisen kann: durch Einrichtung von Musterfarmen, wie es die Siedelungs- und Schäfereigesellschaften schon getan haben, zur Versorgung der Farmer und Klein-Ansiedler mit Muttervieh, durch Geldvorschüsse und Versorgung der Ansiedler mit landwirtschaftlichen Geräten, Ackerwerkzeugen, mit Sämereien, Stecklingen u. a. m.

Die Hauptbegünstigung wird aber immer in der Wasserbeschaffung und Wassererschliessung liegen. Deutsch-Südwestafrika ist nun einmal ein wasserarmes Steppenland; die Regen, die in einigen Gebieten in gleicher Menge wie hier in Deutschland fallen, sind im Laufe des Jahres zu ungleichmässig verteilt, drängen sich in einer kurzen Jahreszeit zu heftigen Niederschlägen zusammen, und ihr Wasserreichtum geht durch raschen Abfluss dem Meere zu, durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Versickern in den Boden und durch Verdunsten zum Teil wieder verloren. Das verdunstete Wasser kann man natürlich nicht wieder fangen, wohl aber kann man das abfliessende und versickernde Wasser, welches zuletzt als Grundwasser sich weiterbewegt, bis zu einem gewissen Grade dem Lande wieder dienstbar machen. Hier werden Stauanlagen, artesische Brunnen und Wasserbohrungen aller Art am Platze sein. Es ist hier nicht der Ort, mich darüber auszusprechen, wo am besten die eine oder die andere Form der Wasserbeschaffung angewandt werden müsse. Auch hier lassen sich keine festen Prinzipien aufstellen. Abgesehen von den örtlichen Verhältnissen wird auch der Grad der wirtschaftlichen Entwickelung, die schliesslich in der Frage der Rentabilität ihren Ausdruck findet, massgebend sein. In den Terrassengebieten nach der Küste zu, wo die Rivierbildung ihren ausgesprochenen Charakter hat und dem Lande seinen Stempel aufprägt, wie z. B. im Kaokofelde, im ganzen Damaralande bis östlich Windhuk, und im Gross-Namalande, mit Einschluss des ganzen Fischflusssystems, wird wohl vorwiegend die Stauanlage verwendet werden, während auf dem flachen Hochplateau, wo so gut wie keine Rivierbildung vorhanden ist, z. B. dem Amboland, dem Otawigebiet und der ganzen Omaheke, vom Okawango angefangen, bis herab zum Oranjefluss, vorwiegend Brunnenanlagen und Wasserbohrungen zur Anwendung kommen werden.

Es ist aber verkehrt, sich von vornherein prinzipiell mehr für die eine oder die andere Form zu entscheiden. Die praktischen Verhältnisse selbst werden lehren, welche Form die geeignetste ist, und es wird viele Fälle geben, wo man beide Formen: Stauanlage und Brunnenbohrung nebeneinander verwenden kann.

Auch halte ich es nicht für richtig, sich heute schon im Prinzip darüber zu äussern, ob man grosse oder kleine Stauanlagen anwenden will. Im allgemeinen kosten grosse Stauanlagen sehr viel Geld und rechtfertigen mit Bezug auf Rentabilität nicht die grossen Hoffnungen, die man auf sie setzt. Man kann im Gegenteil eine ganze Reihe von Fällen anführen, wo sich die grossen Stauanlagen als direkt unrentabel erwiesen haben. Man wird auch hier mit grosser Vorsicht vorgehen und die Grösse der Einrichtung im richtigen Verhältnis zur Stufe der wirtschaftlichen Entwickelung wählen müssen. In dem rohen Naturzustand, in welchem sich Deutsch-Südwestafrika zurzeit noch befindet, mit seinen Tausenden von Wasserstellen, an denen das Grundwasser nur an wenigen Orten stark, an einer ganzen Anzahl von Orten mittelstark, aber in sehr vielen Orten nur schwach zutage tritt, — in diesem Zustande scheint es mir das richtigste zu sein, dass man die Geldmittel zur Wasserbeschaffung und Wassererschliessung auf brei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tester Grundlage zunächst darauf verwendet, im ganzen Lande möglichst viel neue Wasserstellen zu erschliessen und möglichst viel schwache Wasserstellen in starke zu verwandeln. Deshalb scheint es mir auch, das man den kleinen Staudämmen, die man überall im Lande für billiges Geld anlegen kann, vor den grossen Staudämmen zunächst noch den Vorzug geben muss. Ich neige hier ganz der Ansicht Dr. Hindorfs zu, der sich ja auf dem letzten Kolonialkongress im Jahre 1902 in seinem vorzüglichen Vortrag: „Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika" in ähnlichem Sinne ausgesprochen hat.

Jedenfalls ergibt sich aber als fünfter grosser Gesichtspunkt für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas die dringende Notwendigkeit der Wasserbeschaffung und Wassererschliessung, wenn man seine oberirdischen und unterirdischen Werte im vollen Masse realisieren will.

Bei den ungeheuren Kosten, die die südwestafrikanische Kolonie ihrem Mutterlande bereits verursacht hat, liegt es nahe, auch die Frage zu prüfen, ob denn die Kosten nicht deshalb vielleicht vergeblich sein werden, weil uns die Kolonie eher oder später verloren gehen wird. Die Frage ist sehr berechtigt, denn die Gefahr des Verlustes dieser Kolonie ist gross. Liegt sie doch mehr als 10 000 Kilometer von ihrem Mutterlande entfernt, von dem sie allein Hilfe erwarten kann! Sie ist ferner ohne irgendwelchen natürlichen Schutz, mit offenen Grenzen auf drei Seiten, in einer Länge von fast 3000 Kilometern von fremdem Besitz umgeben, und auch in ihr wird die pan-südafrikanische Idee, die nach einem vereinigten Südafrika strebt, ihren Einzug halten. Es liegt also nahe, und es ist sogar Pflicht, zu erwägen, wie gross diese Gefahr eines möglichen Verlustes ist, ob es sich überhaupt lohnt, eine Kolonie mit gewaltigen Opfern festzuhalten, deren Schicksal es ist, ihrem Mutterlande verloren zu gehen, und welche Massnahmen man treffen kann, sie dem Mutterlande treu zu erhalten.

Eine Kolonie, für die man nur geringe oder gar keine Opfer gebracht hat, wird der Nation viel weniger ans Herz gewachsen sein, als eine solche, für die die Nation ihr Herzblut hergegeben hat, für die ihre Söhne ihr Leben gelassen und für die sie grosse Opfer an Geld und Gut gebracht hat. In diesem — ich möchte sagen — herzlichen Verhältnis befinden wir uns zu dem einfachen Steppenlande Deutsch-Südwestafrika.

Sven Hedin, der berühmte Erforscher der Wüste Gobi und der zentral-asiatischen Steppen, hat einmal gesagt: „ich liebe die Wüste."

Ich kann dasselbe mit Bezug auf Deutsch-Südwestafrika sagen. Ich habe es in einer fast zehnjährigen Tätigkeit kennen gelernt, ich habe

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es durchquert nach allen Richtungen hin, habe in seinen unwirtlichsten und unbekanntesten Teilen mich monatelang aufgehalten, und habe jahrelang fast ausschliesslich mit seinen Eingeborenen zu tun gehabt. Und wenn ich heute an diese Zeiten zurückdenke, so bleibt trotz der gewaltigen Strapazen an Hunger und Durst und der vielen Gefahren, die man durchlebt hat, doch das eine Gefühl bestehen der Liebe und Sehnsucht nach diesem eigenartigen Lande. Zwei Eigenschaften sind es, die es charakterisieren: Grösse und Einfachheit. Gross und einfach sind alle seine Formen. Und diese Eigenschaften sind es, die in dem Menschen, der die endlosen Steppen dieses Landes einsam durchwandert, ein Gefühl andächtiger Bewunderung und unendlicher Freiheit erweckt. So steht das Bild von Deutsch-Südwestafrika noch heute vor meiner Seele.

Und alle Südwestafrikaner, die ich kenne, fühlen in gleicher Weise wie ich. Es ist selbstverständlich, dass man bei einer Kolonie, die man wie seine Heimat liebt, auch alle Kraft einsetzt, sie dem Mutterlande treu zu erhalten. Und so hat unsere ganze wirtschaftliche Betätigung in Deutsch-Südwestafrika lediglich unter dem Gesichtswinkel zu erfolgen, inwieweit sie den nationalen Interessen dienen wird. Wir haben hierbei nicht nur allgemeine Humanitätsbestrebungen zu verfolgen, sondern in erster Linie nationale Interessen wahrzunehmen. Das würde doch gerade noch fehlen, dass wir mit all den Opfern an Gut und Blut zur Niederwerfung des jetzigen grossen Aufstandes gerade gut genug gewesen sein würden, für Fremde den Boden zu bereiten, auf dem sie die Früchte unserer Arbeit ernten würden.

Es ergibt sich somit als neuer, und zwar als sechster grosser Gesichtspunkt die Forderung: dass die wirtschaftliche Entwickelung unserer Kolonie nur unter voller Wahrung der nationalen Interessen geschehen darf.

Bedenken wir doch, dass es nicht allein die Opfer sind, die wir in den letzten zwei Jahren zur Niederwerfung des Aufstandes gebracht haben. Wir müssen auch der Opfer gedenken, die wir seit nunmehr zwanzig Jahren, seitdem wir die Kolonie in Besitz genommen haben, an Geld und Blut aufgewendet haben. Rechnen wir alle diese Opfer zusammen, so wird sich eine Zahl ergeben, die unsern jetzigen Opfern für den Aufstand kaum nachstehen dürfte. Wir müssen auch an die Opfer erinnern, die hier in der Heimat von patriotisch gesinnten Männern, einzeln und in Körperschaften, durch Arbeit und sonstige Beihilfen gebracht worden sind. Sie dürfen nicht zu gering veranschlagt werden und verdienen deshalb besondere Beachtung und Anerkennung, weil sie die Basis und die Brücke bilden als Anlehnung und Vermittelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwischen dem Mutterlande und der Kolonie. Ich denke hier an die grossartige Tätigkeit der Deutschen Kolonialgesellschaft mit ihren zahlreichen Abteilungen unter ihrem erlauchten Präsidenten, an das kolonialwirtschaftliche Komitee, an den Alldeutschen Verband, an die Missionsgesellschaften, an die vielen kolonialen Erwerbsgesellschaften, die bisher nur Opfer gebracht und wenig geerntet haben, und an die selbstlose Tätigkeit einzelner bedeutender Kolonialpolitiker, sei es im Reichstag, in der Presse oder bei sonstigen Gelegenheiten, wie Prinz Arenberg, Graf Arnim, Moritz Schanz, Lattmann u. a. m.

Nur eines ist zu bedauern, dass in diesen Bestrebungen hier in der Heimat die gegenseitige Unterstützung zu gering, die gegenseitige Anfeindung zu gross ist. Es liegt nun einmal in unserm deutschen Charakter begründet, immer und überall Kritik zu üben und nicht das Vereinende, sondern das Trennende in der Kritik hervorzuheben. Es ist in hohem Masse zu bedauern, dass durch das gänzliche Ausseracht-lassen derjenigen Momente, die die eine Partei mit der Gegenpartei gemeinsam hat und die beide Parteien verbinden, und durch das scharfe Betonen der Unterschiede der Meinungen der Zwiespalt in den kolonialen Kreisen verschärft und die Kluft, die die verschiedenen Parteien trennt, immer grösser wird.

Es ist nun meine felsenfeste Überzeugung, dass jede Sache, welcher Art sie auch sei, nicht nur ihre schlechte, sondern auch ihre gute Seite hat. Und es kommt schliesslich nur darauf an, welchen Standpunkt ich zu ihr einnehme. Diese Erwägung allein aber sollte uns dazu führen, auch in der gegnerischen Ansicht zunächst erst einmal das Gute zu erkennen, und dann den Versuch zu machen, den gegnerischen Standpunkt zu verstehen. Wenn die Kritik auf kolonialem Gebiete in dieser wohlwollenden Weise geübt werden würde, würde sie auch den sachlichen Boden nicht verlassen und würde nicht in die hässliche persönliche Form ausarten, in die sie heute schon geraten ist, und die heute bereits so weit geht, dass sie sich gegenseitig der vaterlandslosen Gesinnung zeiht. Das ist doch das mindeste, was ich vom Gegner verlangen kann, dass er nicht an meiner Gesinnung zweifelt, solange er nicht bündige Beweise für meine vaterlandslose Gesinnung in den Händen hat. Es wird in dieser Beziehung ausserordentlich gesündigt, und blinder Fanatismus ist noch lange kein wahrer Patriotismus, wie umgekehrt freie liberale Ansichten noch weit von der Vaterlandslosigkeit entfernt sein können. Ich habe mir deshalb in dem heutigen Vortrag als Aufgabe gesetzt, keine negative, sondern einmal positve und wohlwollende Kritik zu üben und den Versuch zu wagen, eine gegenseitige Verständigung anzubahnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich erinnere hier beispielsweise an die Tätigkeit der deutschen Direktoren der South West Africa Co., die als vaterlandslos und als international gesinnt verschrien worden sind, nur weil sie der South West Africa Co. angehören. Mag man es mit Recht als unrichtig bezeichnen, dass der South West Africa Co. jene grosse Damaraland-Konzession im Jahre 1891 verliehen worden ist — und ich bin überzeugt, dass sie eine solche Konzession heute nicht wieder erhalten würde —, so darf man doch anderseits nicht vergessen, dass britische Interessen bereits im Lande investiert waren, bevor wir daran dachten, unsere Flagge in diesem Lande zu hissen. Im Otawigebiet waren bereits britische Bergleute im Solde britischen Kapitals tätig gewesen, die das Gebiet von den dortigen Eingeborenen erworben hatten. Ich erinnere auch daran, dass vor 1884, ehe wir von dem Lande Besitz genommen haben, dasselbe bereits einmal britisches Schutzgebiet gewesen ist, und dass ein britischer Regierungskommissar, namens Palgrave, in Okahandja bereits einmal residiert hat. Auch im Süden des Schutzgebiets waren solche britische Interessen vorhanden. Man konnte über sie nicht einfach zur Tagesordnung übergehen, sie annullieren und beiseite schieben. Erstens hindern uns internationale Verträge an einem solchen Vorgehen, und zweitens gebietet es die Klugheit und die Gerechtigkeit, sich in solchem Falle zu verständigen. Bedenken wir doch, dass die deutschen Interessen, die in britischen Kolonien angelegt sind, vielleicht das Tausendfache der geringfügigen Summe britischer Interessen betragen, die in unsern Kolonien vorhanden sind. Zu welchen Repressalien könnte es aber uns gegenüber führen, wenn wir die britischen Interessen in unsern Kolonien nicht mit dem gleichen Masse messen und auf der gleichen Basis behandeln würden, wie wir es für die deutschen Interessen in den britischen Kolonien verlangen. Jeder verständige Mensch wird das einsehen. Es erscheint so selbstverständlich, dass darüber eigentlich gar nicht diskutiert werden müsste. Es leuchtet deshalb auch ein, dass man auf der Basis der Verständigung die bereits vorhanden gewesenen britischen Interessen anerkennen musste. Nur musste man zugleich sorgen, deutsche Interessen mit diesen britischen Interessen zu verbinden, deutsches Blut in Form deutschen Kapitals in diesen britischen Organismus einzuführen. Wenn letzeres nicht gleich von Anfang an so gelungen ist, als es vom nationalen Standpunkte aus wünschenswert war, so lag dies zum allerwenigsten an den deutschen Einflüssen innerhalb der South West Africa Co., vielmehr einzig und allein an der Zaghaftigkeit und Zurückhaltung des deutschen Kapitals. Erst nach zehn Jahren war es den deutschen Einflüssen der South West Africa Co. gelungen, den verstorbenen Geh.-Rat v. Hansemann und die Diskontogesellschaft zur Beteili-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gung an dem Otawi-Unternehmen zu gewinnen. Und es ist als eine grosse patriotische Tat, als ein grosser kolonial-nationaler Fortschritt zu bezeichnen, dass aus der South West Africa Co. heraus als deutsche Tochtergesellschaft die Otawi-Minen- und Eisenbahngesellschaft hervorgegangen ist, deren Kapital bereits vorwiegend deutsch ist.

Wollen wir hoffen, dass die britische South West Africa Co. als Muttergesellschaft, angeregt durch ihre deutschen Väter, noch mehr solchen blühenden Töchtern, wie der Otawi-Gesellschaft, das Leben geben möge. Wollen wir aber auch eingedenk sein der schwierigen Aufgabe, die die deutschen Direktoren der South West Africa Co. zu erfüllen haben, wollen wir ihnen mehr Vertrauen entgegenbringen und ihnen ihre Aufgabe erleichtern, nicht aber durch gehässige Verdächtigungen und Verleumdungen verekeln.

In gleicher Weise möchte ich für die deutschen Direktoren der South African Territories Co., die im Süden des Schutzgebiets ihren Sitz hat, eine Lanze brechen. Auch hier waren britische Interessen vorhanden, noch ehe wir von dem Gebiete Besitz genommen hatten. Und das Resultat der Verständigung, die kein Geringerer, als der damalige Staatssekretär des Auswärtigen Amts, Herbert Bismarck, herbeiführte, war die South African Territories. Es hat nicht an Bemühungen gefehlt, diese Geselischaft zu verdeutschen, und Dr. Scharlach war sogar einmal nahe daran gewesen, das Geld zum Erwerb der Aktien dieser Gesellschaft hier in Deutschland zu finden. Man hätte sie damals für ein Butterbrot haben können. Aber alle Bemühungen, so heiss sie auch waren, scheiterten immer wieder an der Zurückhaltung des deutschen Kapitals. Auch hier ist niemand anders als uns selbst der Vorwurf zu machen, wenn diese Gesellschaft heute noch vorwiegend britisch ist. Und wir müssen es geradezu mit Dank begrüssen, wenn sich überhaupt noch deutsche Männer finden, die trotz aller Anfeindungen und Schmähungen sich bereit finden lassen, die deutschen Interessen innerhalb einer solchen Gesellschaft zu vertreten und in der Hoffnung mutig auszuharren, dass es doch vielleicht noch einmal gelingen wird, aus dieser britischen Gesellschaft eine wirklich deutsche Gesellschaft zu machen oder, analog der Otawi-Gesellschaft, deutsche Tochtergesellschaften aus ihr erstehen zu lassen. Wollen wir doch froh sein, wenn wir überhaupt noch deutsche Interessen in einer solchen Gesellschaft besitzen, auch wenn sie bis zu einem äussersten Rest zusammengeschrumpft sein mögen, gerade dann müssen wir sie erst recht benutzen, gewissermassen als Brücke oder als Röhre, um über sie und durch sie neue deutsche Interessen einzuführen, und um das letzte glimmende Lebensfünkchen deutscher Interessen allmählich anzufachen zur hellen Flamme.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch die Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika hat in letzter Zeit manche ungerechtfertigte Angriffe erfahren müssen. Es ist auch hier tief zu bedauern, dass der Kampf der verschiedenen Meinungen das sachliche Gebiet verlassen und auf das persönliche Gebiet übertragen worden ist. Zunächst ist doch der Patriotismus derjenigen, die sich zusammengefunden haben, um diese Gesellschaft ins Leben zu rufen, und die à fonds perdu ihr Geld dazu hergegeben haben, in hohem Masse anzuerkennen. Und dass die Leiter dieser Gesellschaft bestrebt sind und pflichtgemäss bestrebt sein müssen, von dem ihnen anvertrauten Gelde, welches sie in die Unternehmung hineingesteckt haben, wieder etwas herauszubekommen, ist doch ganz selbstverständlich. Als die Gesellschaft nichts verdiente, wurde sie gescholten, und als sie zuletzt Gewinne erzielte, war es wieder nicht recht. Und als sie gar die Absicht äusserte, ihre gesamten Aktiva an die Regierung zum Selbstkostenpreise abzutreten, wurde sie erst recht gescholten. Wie in aller Welt soll sie es rechtmachen? Es würde eine grosse patriotische Tat bedeuten, wenn es Herr Konsul Vohsen fertigbringen würde, den zuletzt genannten Plan der Gesellschaft auszuführen und ihr gesamtes Eigentum der Regierung zum Selbstkostenpreis zu überlassen, denn das Prognostikon kann man ihr heute schon stellen, dass sie — wenn erst einmal der Aufstand vorüber sein wird — einen grossen geschäftlichen Aufschwung nehmen und noch grösseren Gewinn als bisher erzielen wird.

Die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika ist ebenfalls als ein Beispiel mancher ungerechtfertigter Angriffe anzuführen. Wir müssen aber in Betracht ziehen, dass doch sie es war, die in dem Augenblick der grossen Entscheidung, als das Lüderitzsche Unternehmen zugrunde ging und die Gefahr des sicheren Verlusts unserer ersten deutschen Kolonie vor aller Augen stand, mit klarer Entschiedenheit und festem Willen einsprang, diese Kolonie uns zu retten. Diese Tat allein reicht hin, der Deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und ihren Schöpfern ein Ruhmesblatt in der Geschichte Deutsch-Südwestafrikas zu sichern.

Auch der Mission ist hierbei zu gedenken. Waren es doch deutsche Missionare, die als Träger deutscher Kultur zuerst deutsche Interessen in Südwestafrika festgelegt haben. Es ist die Rheinische Missionsgesellschaft zu Barmen, die bereits zu Anfang des vorigen Jahrhunderts ihre Sendlinge nach Südwestafrika gesandt hat; und die von diesen deutschen Missionaren auch in nationalem Sinne geleistete Arbeit muss doch gerechterweise gewürdigt werden. Ist es doch ganz erheblich auch der Anwesenheit dieser deutschen Mission und ihrer deutschen Kulturarbeit in Deutsch-Südwestafrika zu verdanken, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wir uns auf sie berufen konnten, als wir 1884 von dem Lande Besitz nahmen.

Ich bin überhaupt kein prinzipieller Gegner der Mission. Ich betrachte sie vom rein praktischen Standpunkte aus als eine sehr nützliche und notwendige Institution in dem allgemeinen Verwaltungsapparat einer Kolonie, nämlich als den gegebenen Anwalt der Eingeborenen. Wenn die Eingeborenenfrage endgültig beantwortet sein wird, werden die Eingeborenen trotz alledem noch nicht zum Sklaven des Weissen geworden sein; sie werden ihr bestimmtes Mass von Rechten und Pflichten zugewiesen erhalten und werden sich auf der Basis dieser Rechte und Pflichten als deutsche Untertanen fühlen dürfen. Nun besteht aber kein Zweifel, dass der dumme Eingeborene, des Lesens und Schreibens unkundig und überall im Abhängigkeitsverhältnis von seinem weissen Brotgeber, Gefahr läuft, in einzelnen Fällen vom Weissen ausgenutzt und ungerecht behandelt zu werden. Es ist deshalb geradezu Pflicht der Regierung, auch für die Eingeborenen zu sorgen, dass sie zu ihrem Rechte kommen, und dass sie — nach den Jahrhunderten schrankenloser Freiheit — allmählich lernen, unter dem Zwange europäischer Kultur und Arbeit sich wohlzufühlen. Man wird auch hier die Erfahrung machen, dass das Wohlbefinden der untersten Klasse zugleich das Wohlbefinden der übrigen Bevölkerungsschichten bis hinauf zur obersten Klasse bedingt und somit das Glück der Gesamtheit fördert, und dass in wirtschaftlicher Beziehung das Höchste schliesslich nur dadurch erreicht wird, dass man sich gegenseitig versteht und zusammen arbeitet, nicht aber sich bekämpft, ausnutzt und gegeneinander anarbeitet. Diese gegenseitige Erkenntnis zwischen Weissen und Eingeborenen zu fördern, erachte ich als eine der wichtigsten Aufgaben der Mission. Man macht mit Unrecht der Mission den Vorwurf, dass sie immer auf seiten der Eingeborenen stehe. Ich kann aus meiner eigenen Praxis aus einer Zeit, als die Eingeborenen noch die unumschränkten Herren des Landes waren, eine Reihe von Beispielen anführen, in denen der Missionar mit grossem Erfolge zugunsten des Weissen zwischen letzterem und dem Eingeborenen vermittelt hat.

Es ist bedauerlich, dass auf kolonialem Gebiete die Meinungen hier in Deutschland so sehr auseinandergehen und sogar bis zur persönlichen Bekämpfung ausarten. Wir haben in Deutschland wahrhaftig genug antikolonial gesinnte Elemente, so dass es schon den letzteren gegenüber dringend geboten erscheint, sich in der gegenseitigen Kritik die grösste Mässigung aufzuerlegen. Vor allem aber verlangt die Unglückslage in Deutsch-Südwestafrika und neuerdings auch in Deutsch-Ostafrika, den festen Zusammenschluss aller, die es mit unsern Kolonien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gut meinen und Hand anlegen wollen, um ihre unglückliche Lage zu bessern. Jetzt, wo der Wagen im Strassengraben liegt, heisst es, „alle Mann heran" und zufassen, um den Wagen wieder flott und bewegungsfähig zu machen. Erst hinterher wollen wir uns überlegen, wohin gefahren werden soll. Und so ergibt sich als siebenter grosser Gesichtspunkt die Forderung: dass wir angesichts der Notlage in Deutsch-Südwestafrika die gegenseitige Kritik einschränken und alle Kräfte zusammenfassen müssen, denn nur „Einigkeit macht stark!"

Wir haben gesehen, dass der bergbauliche Wert der Kolonie vor der Landwirtschaft in den Vordergrund gestellt werden muss, und ich habe schon zum Ausdruck gebracht, dass man im ganzen Lande ordentlich und planmässig schürfen solle, bevor man sich ein endgültiges Urteil über den Mineralwert des Landes erlauben darf. Das Hauptziel muss also sein: Förderung der Bergbau-Interessen und Entdeckung abbauwerter Minen.

Eine solche Wirtschaftspolitik fordert aber, dass der landwirtschaftliche Grundbesitzer nicht allzusehr auf Kosten des Bergbau-Interessenten begünstigt werde.

Fraglos muss auch der Grundbesitzer in Deutsch-Südwestafrika den Schutz der Regierung gegen Übergriffe aller Art, insbesondere auch gegen Übergriffe der Bergbau-Industrie, geniessen. Es fragt sich aber, bis wie weit man in dieser Beziehung gehen darf, und ob man beispielsweise unsere agrarische Auffassung hier in Deutschland ohne weiteres auf unsere südwestafrikanische Kolonie übertragen darf.

Erstens gibt es in Deutsch-Südwestafrika noch keine Agrartradition, wir haben dort keine alteingesessene Bevölkerung, die an der Scholle hängt, und für welche jeder Fuss breit Landes mit alten Erinnerungen getränkt ist. Es sind alles homines novi, denen es schliesslich ganz gleichgültig ist, welches Stück Land sie besitzen, wenn sie nur tüchtig vorwärts kommen und ordentlich Geld verdienen können. Zweitens ist der Grundbesitz durchschnittlich viel grösser, als hier in der Heimat. Was macht es denn aus, wenn bei einer Farm von 5000 bis 6000 Hektar einige Hektar — und wenn es einige hundert sein mögen — für bergbauliche Zwecke abgetreten werden?

Drittens ist der Grundbesitz in Deutsch-Südwestafrika auch kulturell noch gar nicht entwickelt. Er befindet sich noch in rohem Naturzustande, und die Zeit liegt noch fern, bis die wilden Dornbuschbestände durch nützlichere Anpflanzungen ersetzt oder die natürlichen Grasweiden durch künstliche Futteranpflanzungen verbessert worden sind. Eine Gefahr, dass wertvoller Kulturboden durch Bergbauarbeiten zerstört werden wird, ist also auch kaum zu befürchten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Viertens ist der Grundbesitz sehr billig. In vielen Fällen erhält der Farmer, nämlich, wenn er ehemals der Schutztruppe angehört hat, den Grund und Boden fast geschenkt und wird mit einem Schlage nach unsern heimatlichen Begriffen Grossgrundbesitzer. Ein solcher Farmer muss sich auch gewisse Bedingungen zugunsten der Förderung der Bergbau-Interessen gefallen lassen.

Fünftens — und das ist die Hauptsache — hat eine abbauwerte Mine, die auf einer Farm entdeckt wird, eine ganz andere Bedeutung für ihre Rentabilität, als es hier in Deutschland der Fall ist. Eine solche Mine kann geradezu ausschlaggebend sein für die Rentabilität nicht dieser Farm allein, sondern auch der Nachbarfarmen, ja, des ganzen Distrikts, und kann die Ursache werden für den Wohlstand einer ganzen Provinz. Derselbe Farmer, der infolge von Dürren, Heuschrecken oder Viehseuchen heute noch ein armer Mann ist, kann sich morgen schon sehr reich nennen, wenn plötzlich eine abbauwerte Mine auf seinem Grund und Boden entdeckt worden ist. Es gibt solcher Beispiele in Südafrika eine ganze Menge, und ich selbst kenne mehrere Buren, die ihre Farm ursprünglich für ein Spottgeld gekauft, die jahrelang ein entsagungsreiches Farmerleben geführt und plötzlich durch einen wertvollen Minenfund auf ihrer Farm schwer reiche Leute geworden sind. Aus diesen Erwägungen geht also hervor, dass wir den Bergbau mit allen Mitteln unterstützen müssen und den Grundbesitzer auf Kosten des Bergbaus nicht allzusehr begünstigen dürfen.

Indessen birgt die Bergbau-Industrie eine grosse nationale Gefahr in sich. Das ist die Kehrseite der Medaille.

Diese Gefahr liegt erstens in den Kapital-Interessen und zweitens in den Menschen-Interessen begründet, die mit dem Bergbau zusammenhängen.

Betrachten wir Deutsch-Südwestafrika im Zusammenhang mit dem übrigen Südafrika vom Standpunkt der Mineninteressen aus, so sehen wir, das es rings umgeben ist von britischem Kapitalbesitz: Im Süden die Kapkolonie, im Osten das British-Bechuanaland, im Nordosten das Barotse-Gebiet, welches heute ebenfalls in britischen Händen ist, und im Norden die Companhia de Mossamedes mit ihrer britischen Tochtergesellschaft, der South African Co. Überall ist es das britische Grosskapital, früher unter der Leitung ihres genialen Gründers und Führers Cecil Rhodes, und heute noch direkt oder indirekt unter dem Einfluss der De Beers Co. stehend.

Auch in unserer Kolonie sind starke britische Interessen vorhanden. Ich erwähnte schon die South West Africa Co. Ld. und die South Africa Territories, und es darf nicht vergessen werden, dass von der dem Namen nach deutschen Kaoko-Land- und -Minen-Gesellschaft mehr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als 90 Prozent ihrer Aktien der South West Africa Co. gehören, und dass bei der Hanseatischen Land-, Minen- und Handelsgesellschaft und der Damara- und Namaqua-Handelsgesellschaft die South West Africa Co. je zur Hälfte beteiligt ist. Überall unterliegen die Minenrechte in diesen Gebieten ganz oder teilweise der Kontrolle des britischen Kapitals.

In der richtigen Erkenntnis des ungeheuren Wertes der Bergbau-Industrie für die ganze wirtschaftliche Entwickelung einer an sich armen Steppenkolonie strebt der Brite überall nach dem Besitz oder zum wenigsten nach der Kontrolle der Minenrechte. Ich habe vorhin schon auseinandergesetzt, dass wir in Deutsch-Südwestafrika, als wir von diesem Lande Besitz nahmen, auf diese britischen Interessen schon stiessen, und dass sie nicht mehr zu umgehen waren. Daraus erklärt sich eben die Existenz dieser Interessen noch heute in Form der South West Africa Co. und aller ihrer Beteiligten. Fraglos sind grosse Fehler auf unserer Seite gemacht worden, die aber einzig und allein in der Zurückhaltung und Zaghaftigkeit des deutschen Grosskapitals ihre letzte Ursache haben. Ich verkenne die grosse Gefahr durchaus nicht, die in dem Vorhandensein gerade britischer Interessen in unserer südwestafrikanischen Kolonie liegen, und wir müssen alle Mittel anwenden, zu verhindern, dass diese britischen Kapitalinteressen weiter zunehmen und zuletzt die Oberhand gewinnen.

Gleich wichtig in nationaler Beziehung ist die Frage der Menschen-Interessen, die mit dem Bergbau zusammenhängen.

Ich habe diese Frage eingehend in meiner kleinen Broschüre besprochen, wo ich auf Seite 12 folgendes sage:

„Es ist eine allgemeine Erfahrung, dass — wo immer abbauwerte Mineralschätze entdeckt worden sind — im Handumdrehen Menschen aus aller Herren Länder zusammengeströmt, dass über Nacht Städte entstanden sind und eine schnelle Entwickelung hervorgerufen worden ist. Es ist aber anderseits auch eine häufige Erscheinung, dass dieses plötzliche Aufflammen eines wirtschaftlichen Kulturlebens ebenso schnell in sich versank, sobald die grosse Anziehungskraft der vermeintlichen kostbaren Erdschätze aufhörte, weil sie nicht reich genug waren oder auf Täuschung beruhten.

In dem grossen Risiko des Gewinnes und Verlustes liegt es begründet, dass diese ihr Schicksal an das Vorhandensein von Mineralschätzen knüpfenden Menschen nach Art der Globetrotter frei und unabhängig werden, unsern ganzen Planeten als ihr Wirkungsfeld betrachten, heute in den Goldfeldern des polaren Alaska und morgen in den Tropengebieten der afrikanischen Goldküste ihr Glück suchen. Frei von allem Nationalgefühl und ähnlichen „Sentimentalitäten", stehen sie mehr oder minder ausserhalb des Kreises der zu Nationen zusammen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gefügten Menschen, was zur Folge hat, dass sich kein Land und insbesondere keine Kolonie auf sie verlassen und im Falle der Not — im Kriegsfalle —, wo die Existenz des betreffenden Landes auf dem Spiele steht, auf sie rechnen kann. Der Krieg in Südafrika hat dies schlagend bewiesen. Der Jameson raid sollte dadurch gelingen, dass er sich auf die Minenbevölkerung von Johannesburg und Kimberley stütze, welche der landeingesessenen Bevölkerung der beiden Buren-Republiken an Zahl kaum nachstand. Aber er gelang nicht und endete mit einem schmählichen Fiasko. Als dann der Krieg in Südafrika ausbrach, zerstob die Minenbevölkerung, auf die man seine Hoffnung gesetzt hatte, in alle Winde, und es hat ganzer Armeekorps bedurft, um die beiden Bauernstaaten von 400 000 Köpfen mit ihren 60 000 waffenfähigen Leuten endgültig niederzuwerfen. Dieser langwierige Krieg in Südafrika hat die alte Erfahrung bestätigt, dass nur die landeingesessene Bevölkerung, die Bauernbevölkerung, die an der Scholle hängt, weil sie jeden Fussbreit ihres Landes mit ihrem Schweiss und ihrer Arbeit gedüngt, die ihren Besitz von den Vätern ererbt erhalten hat und wieder an ihre Kinder ungeschmälert weiter vererben will, die in stetiger langsamer Arbeit im zähen Kampfe mit einer rauhen Steppennatur und ihren drei grossen Kulturfeinden: den Viehseuchen, den Heuschrecken und den Dürren, aus dem Unland ein Kulturland geschaffen hat, dass nur eine solche Bauernbevölkerung für eine Kolonie von dauerndem Werte ist."

Es ist also ganz klar, dass uns in Deutsch-Südwestafrika mit einer Minenbevölkerung allein nicht gedient ist, dass eine solche vielmehr die grosse Gefahr in sich birgt, vermöge ihrer kosmopolitischen Auffassungen eher zum Abfall, zur Absonderung der Kolonie beizutragen, als umgekehrt, zu ihrem festeren und innigeren Anschluss ans Mutterland. Schliesslich entscheidet auch in einer Kolonie, wie ich vorhin schon sagte, das eigene Fleisch und Blut, ob sie dem Mutterlande treu bleiben wird oder nicht.

Dass wir in Deutsch-Südwestafrika besonders vorsichtig sein müssen, erhellt schon aus der Tatsache, dass vor dem jetzigen Aufstande die Zahl der Ausländer fast die Hälfte der weissen Gesamtbevölkerung betrug, und dass sich im Süden des Schutzgebiets bereits jetzt schon Bewegungen zugunsten eines lebhaften Zuflusses fremder Bevölkerungselemente bemerkbar machen. Das neuerdings durch die fabelhaften Diamantfunde im Transvaalgebiete hervorgerufene Diamantfieber hat bis in unser Schutzgebiet übergegriffen und hat infolge der bei uns gemachten Blaugrundfunde — das Muttergestein des Diamanten — ein ähnliches Fieber unter der Bevölkerung, ich will es Blaugrundfieber nennen, entfacht. Es ist zu befürchten, dass ähnliche Zustände entstehen, wie vor sieben bis acht Jahren, als das Goldfieber

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unser Schutzgebiet erfasst hatte, hervorgerufen durch wahre und falsche Goldfunde. Die Ursache dieser Bewegung waren südafrikanische und australische Digger, die das Land geradezu heimsuchten, die unerfahrenen deutschen Neulinge zu den unsinnigsten Spekulationen verleiteten und mit gefüllten Taschen das Land verliessen. Wer sich über das damalige gewissenlose und gemeingefährliche Treiben dieser fremden Digger überzeugen will, lese das Kapitel „Auf der Goldsuche" in dem ausgezeichneten Buche Dr. Georg Gürichs über „Deutsch-Südwestafrika" nach.

Nun werden wir unser Schutzgebiet, weder jetzt noch in der Zukunft gegen den Zufluss solcher Elemente abschliessen können. Indessen werden wir doch — wie ich gleich weiter auseinandersetzen werde — in der vollen Erkenntnis dieser Gefahr eine solche Bewegung kontrollieren und bis zu einem gewissen Grade auch einschränken können.

Ganz werden wir jedoch nicht auskommen können ohne diese fremden Elemente, denn wir werden zur weitgehendsten Förderung des Schürfens im ganzen Lande auf sie angewiesen sein und deshalb mit ihnen rechnen müssen.

Hier gibt es nur ein Radikalmittel, uns die nationale Vorherrschaft zu sichern, dass wir nämlich — genau so wie bei der Eingeborenenfrage — als Gegengewicht gegen das Ausländerelement eine deutsche Bauernbevölkerung schaffen müssen.

Wir haben aber noch ein zweites Hilfsmittel zur Verfügung, dieser Gefahr rechtzeitig zu begegnen, das ist die richtige Handhabung unserer neuen Bergwerksordnung für Deutsch-Südwestafrika.

Ich betrachte diese neue Verordnung im Vergleich zur bisherigen als einen grossen Fortschritt und begrüsse es mit Freude, dass auch die neue Verordnung die Schürfscheine beibehalten hat. Der Schürfschein, den jeder Schürfer lösen muss, ist das einzige Hilfsmittel, um das Schürfen gerade mit Bezug auf diejenigen, die es ausüben, zu kontrollieren. Ohne dieses Mittel kann sich die Regierung ja gar kein Bild davon machen, wo überhaupt im Lande geschürft wird, in welchen Teilen am meisten geschürft wird, ob unter den Schürfern das deutsche oder das Ausländer-Element überwiegt usw. Nur der Schürfschein ermöglicht es der Regierung, den Stand des Schürfens im ganzen Lande zu kontrollieren.

Auch noch andere Handhaben bietet die neue Bergverordnung, um das Schürfen zu beeinflussen, z. B. die Bestimmungen über Erhöhung oder Erniedrigung der Schürffeldgebühr und über Entziehung des Schürffeldes.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Vor allem muss auch verhindert werden, dass Schürfer jahrelang auf ihren Schürfrechten sitzen können, wie es bisher möglich war, und, wie es vielfach vorgekommen ist, indem sie sich darauf beschränkten, jedes Jahr pro forma ein wenig die Erde aufzukratzen, um damit den Nachweis der Fortsetzung ihrer Schürfarbeiten zu liefern und sich das Recht auf Verlängerung ihres Schürfscheins zu sichern. Es ist im Interesse des Schutzgebiets dringend notwendig, dass mit dieser beliebten Manier, Schürfrechte jahrelang ohne ernstliche Schürfarbeit im Besitz zu halten, gründlich aufgeräumt wird, damit keine Stagnation im Schürfen eintritt, und damit nach dem gleichen Grundsatze, wie hier bei uns in Deutschland, verfahren wird: Bahn frei für neues Kapital und neue Unternehmer, wenn die alten Unternehmer abgewirtschaftet haben. Jeder Schürfer und jeder Kapitalist muss eben von vornherein klar darüber sein, dass mit allen Minenunternehmungen immer ein Risiko verbunden ist, und dass man nicht klagen darf, wenn man sein Geld dabei verliert.

Als achten grossen Gesichtspunkt wollen wir festhalten, dass man das Schürfen und den Bergbau in Deutsch-Südwestafrika zwar mit allen Mitteln fördern, dabei aber die nationalen Interessen auf das sorgsamste hüten kann.

Wir gelangen somit zu der wichtigsten Frage in dem wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas: der Besiedelungsfrage.

Der deutsche Kolonialkongress hat ja schon im Jahre 1902 zu dieser Frage einmütig Stellung genommen, und im Anschluss an den von mir schon vorhin erwähnten Vortrag des Herrn Dr. Hindorf: „Die weisse Einwanderung nach Südwestafrika", eine Resolution angenommen, die heute noch ihre volle Geltung besitzt, und auf deren Boden wir uns deshalb heute noch stellen müssen.

Bei der Kürze der Zeit ist es mir natürlich nicht möglich, diese wichtige Frage heute eingehend zu besprechen. Sie ist ein ganzes Kapitel für sich und würde allein hinreichen, einen ganzen Vortrag auszufüllen.

Ich kann mich aber um so kürzer fassen, als ich gerade diese Frage schon vor Ausbruch des jetzigen grossen Aufstandes in meiner Broschüre, die ich heute schon mehrfach zitiert habe, eingehend behandelt habe, und auf die ich mich berufen möchte. Mein damaliger Standpunkt war, kurz gesagt, der folgende:

Als Ziel hatte ich gesetzt, in Deutsch-Südwestafrika innerhalb der nächsten zwanzig Jahre eine deutsche Bauernbevölkerung zu schaffen von mindestens 10 bis 15 000 Familien mit 50 bis 60 000 Köpfen und 15 bis 20 000 waffenfähigen Männern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Über diese Zahlen kann man ja streiten. Es kommt hierbei auch gar nicht darauf an, zu untersuchen, welche Maximalziffern an weisser Bevölkerung unser Schutzgebiet fassen kann. Bei Ausnutzung aller Hilfsmittel der modernen Technik wird das Land vielleicht einmal mehrere hunderttausend Menschen weisser Bevölkerung tragen können. Heute kommt es doch lediglich darauf an, eine Mindestzahl zu finden, die wir als Gegengewicht gegen die uns drohenden nationalen Gefahren festhalten müssen. Auch über diese Mindestzahl wird man streiten können, je nachdem man die uns drohende Gefahr des Verlustes der Kolonie mehr oder weniger gross annimmt. Wichtig ist es aber, dass man zunächst das Prinzip einer Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas im grossen Stile anerkennt und sich auf ein bestimmtes Mass des jährlich anzusiedelnden weissen Elements einigt. Ich glaube, dass das von mir vorhin skizzierte Ziel einer deutschen Bauernbevölkerung von 10 bis 15 000 Familien mit 50 bis 60 000 Köpfen und 15 bis 20 000 waffenfähigen Leuten als das Mindeste betrachtet werden muss, was wir in zwanzig Jahren zu erreichen versuchen müssen.

Die grosse Frage ist natürlich die, ob und wie es am besten gelingen wird, eine solche Bevölkerung dort zu schaffen. Mit der natürlichen Auswanderung werden wir kaum rechnen können. Wir haben aber ein anderes Hilfsmittel, welches wir in den Dienst dieser grossen Aufgabe stellen können, ein Hilfsmittel, das z. B. der Brite nicht zur Verfügung hat, das ist die allgemeine Wehrpflicht. Es ist die grossartigste Institution, die unser Vaterland besitzt. Sie hat dem Deutschen Reiche seine Entstehung gegeben und muss auch unserer südwestafrikanischen Kolonie ihre Wiedergeburt verheissen. Es wäre töricht von uns, wenn wir diese herrliche und schöne Einrichtung nicht auch für die Besiedelung unserer in Not und Gefahr geratenen Kolonie ausnützen würden.

Wollen wir denn auf viele Jahre hinaus eine starke Schutztruppe im Lande unterhalten, die uns jährlich viele Millionen kosten wird? Ist es nicht Pflicht, zu erwägen, wie man diese Truppe allmählich durch die eigene Kraft einer im Lande angesessenen Bevölkerung ablösen und ihre jährlichen grossen Ausgaben vermindern kann?

Ist es nicht besser, wir geben einen Teil dieser Geldmittel für Besiedelungszwecke aus und lösen damit zugleich eine grosse wirtschaftliche Aufgabe?

Als ich vor Ausbruch des Aufstandes mit meiner Idee, die Schutztruppe zur Besiedelung im grossen Stile heranzuziehen, zum ersten Male in die Öffentlichkeit trat, erregte ich allgemeines Kopfschütteln, und starke Zweifel wurden laut, ob der Reichstag jemals die Mittel da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu hergeben würde, eine Schutztruppe von 2000 Mann, aus der das Besiedelungselement genommen werden sollte, dauernd für die Kolonie zu schaffen.

Heute hat das Schicksal die Antwort selbst gegeben durch den gewaltigen Aufstand, der über das Land dahin gebraust ist, einen Aufstand, wie ihn selten eine Kolonie erlebt hat. Heute haben wir dort 15 000 Mann deutscher Truppen, gegen 800 Mann vor Ausbruch des Aufstandes, und heute wird niemand mehr zweifeln, dass der Reichstag die Mittel für eine starke Schutztruppe auch nach der endgültigen Niederwerfung des Aufstandes bewilligen wird und bewilligen m u s s, und mag sie auch 3—4000 Mann stark sein müssen.

Es ist doch das natürlichste und selbstverständlichste, dass wir diese Truppen für Besiedelungszwecke ausnutzen, und es ist zugleich auch aus praktischen Gründen das klügste, j e t z t s c h o n anzufangen, die geeigneten Elemente davon herauszusuchen. Es wäre unklug, nach dem Aufstand die ganze Truppe erst wieder in die Heimat zurück zu transportieren, anstatt alle Elemente, die sich zur Ansiedelung eignen und auch gern im Lande bleiben wollen, in der Kolonie festzuhalten.

Über die Ausführung dieses Besiedelungsplanes mit Hilfe der Schutztruppe sage ich in meiner Broschüre folgendes:

„Ich halte es ferner für möglich, dass aus unserm deutschen Heer von 500 000 Mann sich jährlich 2 pro Mille bereitfinden lassen, ein bis zwei Jahre in der Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika zu dienen — wo sie als Rekruten eingestellt und ausgebildet werden — und dann sich als Farmer oder Bauern ansiedeln zu lassen. Ihre ein- bis zweijährige Militärdienstzeit ist zugleich ihre afrikanische Lehrzeit. Der Regierung muss das Recht verbleiben, sich die geeigneten Elemente auszusuchen. Wer nicht angesiedelt wird, kann nach zweijähriger Dienstzeit nach Hause zurückkehren. Die Regierung kann auf diese Weise jährlich mindestens 500 Ansiedler gewinnen, die, über das ganze Schutzgebiet verteilt, den Grundstock der Bauernbevölkerung bilden müsste.

Auch zur Entstehung von Familien muss die Regierung die Hand bieten, was vor allem durch kostenlose Beförderung der Soldatenbräute geschehen muss. Endlich muss die Regierung durch einen Vorschuss dem angesiedelten Soldaten die Mittel zur Einrichtung eines Farmbetriebes gewähren, was billig und vorteilhaft für die Regierung und für den Farmer in natura, und zwar in Muttervieh aus grossen einzurichtenden Musterfarmen geschehen kann.

Als Mindestbetrag rechne ich 10 000 Mk. pro Ansiedler, wobei die Farm, die ich durchschnittlich auf 2000—3000 ha bemesse, und die er auf Abzahlung erhält, nicht mit eingerechnet ist. Es würde sich dem-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach eine jährliche Mindestausgabe von 5 Millionen Mark für Besiedelungszwecke ergeben, welche das Deutsche Reich als Schuld oder Darlehn der südafrikanischen Kolonie gewähren müsste."

So weit mein damaliger Plan, auf dessen Boden ich heute mehr denn je stehe. Ich frage mich sogar, ob heute, nach dem grossen Aufstand, angesichts der uns auch sonst noch drohenden Gefahren, das jährliche Mass von 500 Mann auch wirklich hinreichend sein wird, und ob man es nicht mindestens auf das doppelte Mass erhöhen müsste. Dann würde aber auch die jährliche Mindestausgabe des Reiches für Besiedelungszwecke sich von 5 Millionen auf das doppelte, auf 10 Millionen erhöhen.

Hier handelt es sich um die grosse Frage, ob wir uns die Kolonie erhalten wollen oder nicht. Es steht also die Existenzfrage auf dem Spiele, und ich bin fest überzeugt, dass wir bei den vielen feindlichen Kräften, die im antinationalen Sinne sich geltend machen und offen und heimlich weiterarbeiten, uns diese Kolonie kein Menschenalter lang treu erhalten werden, wenn wir nicht ihre Besiedelung mit einer deutschen Bevölkerung im grossen Stile vornehmen.

Ich weiss sehr wohl, dass es eine gewaltige Aufgabe ist, die es mit der Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas zu lösen gilt. Hierzu ist ein grosser einheitlicher Plan und ein Zusammenfassen aller Kräfte nötig, die in den Dienst dieser Aufgabe gestellt werden müssen. Vor allem aber gehört dazu ein Organisator ersten Ranges, mit klarem Kopf und festem Willen, der den Plan auch durchführen wird, nach dem englischen Sprichwort: where is a will there is a way.

Eng verknüpft mit der Besiedelungsfrage ist auch die Frage der Entschädigung der Ansiedler.

Es könnte überflüssig erscheinen, dass heute nochmals auf diese Frage eingegangen werden muss, nachdem die deutsche Kolonialgesellschaft durch einen einmütigen Beschluss bereits Stellung dazu genommen hat.

Indessen halte ich es für richtig, dass auch dieser Kolonialkongress seine Meinung hierzu kundgibt, denn es kann nicht laut und oft genug gesagt werden, dass den geschädigten Ansiedlern volle Entschädigung gewährt werden müsse.

Ich habe mich auch über diese Frage gleich nach Ausbruch des Aufstandes öffentlich geäussert und kann nur wiederholen, was ich damals gesagt habe:

„Die vom Reichstag gewährten Mittel halte ich — und viele Südwestafrikaner mit mir — nicht für hinreichend, um den Schaden auch nur einigermassen wieder gut zu machen, der in Südwestafrika durch den Aufstand entstanden ist. Wenn beispielsweise eine Firma, wie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wecke & Voigts, fast ihr gesamtes Eigentum im Werte von 500 000 Mk. verloren hat, so wird ihr der volle Schaden nicht einmal ersetzt, wenn ihr die 500 000 Mk. in bar zurückerstattet werden. Die ganze Summe der Handelsbeziehungen, der im Gange befindliche Betrieb, mit einem Worte, die ganze Maschinerie der Firma ist zerstört, und auch die Zurückerstattung des gesamten Wertes des vernichteten Eigentums wiegt diesen Verlust noch nicht auf. Die nach jahrelanger, mühevoller Arbeit gezüchteten ausgezeichneten Viehbestände lassen sich nicht im Handumdrehen wieder ersetzen, auch nicht durch Geld. Diese ganze jahrelange Arbeit ist unwiederbringlich verloren, und die Firma muss einfach wieder von vorn anfangen. In derselben oder ähnlichen Lage befinden sich — ich kann wohl sagen — ausnahmslos alle Geschädigten des Schutzgebiets. Diese grosse Summe an verlorener Arbeit und verlorener Energie, deren Wert vielleicht selbst viele Millionen betragen würde, wird nicht ersetzt, und es wird ja auch kein Anspruch erhoben, dass sie ersetzt werde. Die Geschädigten haben nur die bescheidene Bitte, dass ihnen wenigstens das verloren gegangene Eigentum, seinem vollen Werte nach, zurückvergütet werde. Ich bin überzeugt, dass die meisten von ihnen dann gern wieder mit ihrer Arbeit von vorn anfangen würden, auf eine bessere Zukunft hoffend. Glaubt man denn, dass demjenigen, der auf den Trümmern seines Hauses steht, angesichts seiner verwüsteten Farm, wo noch die Leichen seiner Diener oder seiner Angehörigen liegen und wo nicht ein Stück Vieh mehr vorhanden ist, mit einigen tausend Mark geholfen ist, die ihm als ‚Beihilfe' in die Hand gedrückt werden? All die überstandene Not, der Kummer, die Trauer, die Mutlosigkeit, die seelische Depression lässt sich nicht mit einer kleinen Barabfindung wieder gut machen. Um einen solchen Mann, den das Schicksal so schwer gebeugt hat, aufzurichten, gehört, dass man ihm ordentlich unter die Arme greift und ihm in generöser Weise reichlich und ausgiebig hilft. Darunter verstehe ich aber, dass man ihm wenigstens den vollen Wert des geschädigten Eigentums ersetzt."

Fassen wir die eben angestellten Erwägungen zusammen, so ergibt sich als 9. grosser Gesichtspunkt, dass wir angesichts der uns drohenden Gefahr eines möglichen Verlustes unserer südwestafrikanischen Kolonie eine planmässige deutsche Besiedelung im grossen Stile durchführen müssen, und dass es der Deutsche Kolonialkongress 1905 als eine Ehrenpflicht des Reiches erachtet, den durch den Aufstand geschädigten Ansiedlern vollen Schadenersatz zu leisten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was helfen aber schliesslich alle unsere Bemühungen und alle unsere Opfer an Arbeit und Geld für den wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas, was hilft es, abbauwerte Minen zu entdecken, den landwirtschaftlichen Wert durch eine Viehzucht im grossen Stile zu realisieren, das Land zu besiedeln und überall Wasser zu erschliessen, was hilft das alles, wenn nicht zugleich auch dem Lande das Mittel gegeben wird, die in Bewegung und Umlauf gesetzten Kräfte und Säfte in Gestalt von Menschen und Gütern auf bequemste, schnellste und billigste Weise kursieren zu lassen. Dieses modernste Verkehrsmittel, ohne das heutzutage auch eine Kolonie sich nicht mehr rentabel entwickeln kann, sind Eisenbahnen.

Nun sind uns zwei Eisenbahnen schon sicher, die im Bau begriffene Otawibahn fürs Nordgebiet und die schon im Betrieb befindliche Windhuk-Bahn fürs Mittelgebiet von Deutsch-Südwestafrika.

Dringend notwendig bleibt aber eine solche fürs Südgebiet von Lüderitzbucht nach Kubub. Ich verweise hierbei auf einen interessanten Artikel von Herrn Dr. Schultze, der kürzlich in der „Täglichen Rundschau" veröffentlicht worden ist und mir ganz aus der Seele gesprochen ist. Ich habe der darin ausgesprochenen Idee schon vor mehr als einem Jahre Ausdruck gegeben, dass man die jetzige Kriegslage ausnützen müsse, diese auch für militärische Zwecke dringend notwendige Bahn unverzüglich in Angriff zu nehmen. Es liegt doch auf der Hand, dass keine Lage günstiger ist und auch jemals wieder so günstig sein wird, dem Lande diese Eisenbahn zu verschaffen, als die jetzige Notlage, in der sich unsere Kriegführung im Süden des Schutzgebietes befindet. Auch muss doch unser ganzes Streben darauf gerichtet sein, von den ungeheuren Geldausgaben, die uns die Niederwerfung des Aufstandes kostet, einen Teil für bleibende wirtschaftliche Einrichtungen zu retten. Was macht es jetzt aus, statt den 300 Millionen, die uns der Aufstand schon kostet, noch 10 Millionen mehr für einen Eisenbahnbau zu opfern? Ist es nicht besser, dass nach dem Aufstand nicht nur ein Trümmerhaufen und eine Brandstätte übrig bleiben, sondern dass schon die Anfänge neuer wirtschaftlicher Unternehmungen aus diesen Ruinen hervorblühen?

So müsste die Gelegenheit jetzt ebenfalls benutzt werden, den Hafen von Swakopmund zu verbessern. Es besteht kein Zweifel mehr, dass die Mole dort ganz versandet ist, und es ist nur der genialen Leistung des Majors Bauer zu verdanken, dass durch die von ihm unglaublich schnell gebaute Holzbrücke der Landungsverkehr in Swakopmund nicht gänzlich ins Stocken geraten ist. Hier hat einmal die militärische Technik glänzend gezeigt, was sie leisten kann.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist ja ein Rätsel, wie es hat kommen können, dass die Mole von Swakopmund so gänzlich versanden konnte, ohne dass man es voraussah und rechtzeitig verhinderte. Ich glaube, dass es zum Teil auch darauf zurückzuführen ist, dass die Kenntnis dieser Küste mit ihren Sandbewegungen und Küstenversetzungen zu mangelhaft gewesen ist, um als Grundlage für einen Molenbau dienen zu können. Es sind schliesslich geographische Probleme, auf die es hier ankommt, und die bei der Frage berücksichtigt werden müssen, wo und wie man die Mole baut. Ich stimme deshalb ganz Herrn Professor Hans Meyer zu, der uns bereits auf dem letzten Kolonialkongress 1902 in seinem grosszügigen Vortrag über „die geographischen Grundlagen und Aufgaben in der wirtschaftlichen Erforschung unserer Schutzgebiete" den Weg klar gewiesen hat, den wir durch die geographische Forschung hindurch zur wirtschaftlichen Betätigung gehen müssen.

Als letzten grossen Gesichtspunkt wollen wir aber hinstellen, dass als eine Hauptbedingung für eine gesunde und rentable Wirtschaftsentwickelung die Ausstattung der Kolonie mit den notwendigsten modernen Verkehrsmitteln, und zwar vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse in Swakopmund und der Eisenbahnbau Lüderitzbucht-Kubub, betrachtet werden muss.

Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Und nun, verehrte Anwesende, möchte ich nochmals an Sie alle und auch an alle andern kolonialgesinnten Leute den Appell richten, uns einmütig zusammen zu schliessen und Schulter an Schulter zu stehen, um unsere ins Unglück geratene Kolonie wieder aufzurichten. Möge der diesjährige Kolonial-Kongress unter dem Zeichen der Einigkeit stehen!

Im Anschluss an meinen Vortrag erlaube ich mir die folgende Resolution in Vorschlag zu bringen:

„Der Deutsche Kolonial-Kongress 1905 betrachtet für den wirtschaftlichen Aufbau Deutsch-Südwestafrikas die endgültige Beantwortung der Eingeborenenfrage als die Grundlage jedweder wirtschaftlichen Entwickelung.

Er erachtet die bergmännische und landwirtschaftliche Erschliessung der Kolonie als die beiden Hauptaufgaben ihrer wirtschaftlichen Entwickelung bei voller Wahrung der nationalen Interessen, die nur durch eine planmässige deutsche Besiedlung im grossen Stile möglich ist. Er steht deshalb noch ganz auf dem Boden der Resolution IX des Kongresses 1902, und betont von neuem die dringende Notwendigkeit einer Wasserbeschaffung und Wassererschliessung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Er erachtet es ferner als eine Ehrenpflicht des Reiches, den durch den Aufstand geschädigten deutschen Ansiedlern vollen Schadenersatz zu leisten, und betrachtet als Hauptbedingung für eine gesunde und rentable Wirtschaftsentwickelung die Ausstattung der Kolonie mit den notwendigsten modernen Verkehrsmitteln, und zwar vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse und den Eisenbahnbau Lüderitzbucht—Kubub."

Dr. **Julius Scharlach,** Hamburg: Ich will die Mahnung des Herrn Vortragenden beherzigen und gegen die vielen Punkte, in denen ich mit ihm einverstanden bin, die wenigen, in denen ich von ihm abweiche, zurückstellen. Nur halte ich es für meine Pflicht, eine Frage zu erörtern, von der ich allerdings hoffe, dass wir durch das Entgegenkommen, welches ich am Schlusse von ihm erbitten werde, ebenfalls zu einer Einigung gelangen werden.

Es handelt sich dabei um die von dem Herrn Vortragenden empfohlene Besiedelung der Kolonie. Darüber kann selbstverständlich keine Meinungsverschiedenheit herrschen, dass die Besiedelung, und zwar in erster Reihe mit Deutschen, das wichtigste Erfordernis für die kulturelle Erschliessung des Landes und seine dauernden glücklichen Beziehungen zum Mutterlande ist. Aber die Schwierigkeiten, welche diese Besiedelung bietet, darf man gerade wegen ihrer Wichtigkeit nicht übersehen, noch unterschätzen.

Darin bin ich mit dem Herrn Vortragenden einverstanden, dass es ein besseres Material für Ansiedler nicht geben kann, als es ein grösserer Teil der Schutztruppler bis zum Offizier aufwärts sein dürfte, welche nach ihrer Entlassung im Lande bleiben wollen. Sie haben für das Land gekämpft und geblutet, auf ihren vielfachen Zügen die Natur des Landes in ihren Vorzügen und Nachteilen kennen gelernt, und so ein gewisses Verhältnis, ich möchte fast sagen, Heimatsgefühl, zum Lande gewonnen. Wenn sie nach dem Urteile ihrer Vorgesetzten geeignet sind, dass man ihnen Land und Unterstützung für die Bewirtschaftung gewähre, so dürfte hier tatsächlich ein Stamm vorzüglicher Ansiedler gewonnen werden können.

Wenn Misserfolge auch hier nicht ausbleiben können, so dürfte doch im grossen und ganzen auf einen Erfolg zu rechnen sein. Wenn aber der Herr Vortragende von einer Siedelung im grossen Stile spricht, welche vom Mutterlande aus nicht nur in die Wege geleitet, sondern tatsächlich von der Regierung selbst betrieben werden solle, so glaube ich, dagegen eine ablehnende Haltung unbedingt empfehlen zu müssen. Hierbei sind die Schwierigkeiten übersehen, welche sich jeder plan-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mässigen Ansiedelung, in gehäuftem Masse einer vom Staate geleiteten, in den Weg stellen. Von den verfassungsmässigen Bedenken, welche ohne weiteres sich für das Deutsche Reich, einen parlamentarisch regierten Staatenbund, ergeben, will ich schweigen, aber auf die für eine Regierung kaum zu tragende Verantwortung der staatlichen Besiedelung verweisen.

Die Regierung muss alle Reflektanten nach einer gewissen Schablone gleichmässig behandeln. Die Auswahl der geeignetsten Bewerber ist für sie formell und mehr noch materiell schwierig. Die zur Ansiedelung erforderlichen Geldmittel wird sie drüben den des Landes Unkundigen zum Teil kaum in Bar gewähren dürfen, sondern ihnen anfänglich Vieh, Saatgut, Ackergerät liefern. Die Siedler, bei denen ein Fehlschlag eintritt, werden immer die Schuld auf die Regierungsorgane, auf ungerechte Verteilung des Landes und der Hilfsmittel schieben. Unzufriedenheit gegen die Regierung wird in der Kolonie genährt werden. Sowohl aus rechtlichen, wie aus ethischen Gründen wird die Regierung Ansiedler, welche sie selbst eingesetzt hat, wenn sie gescheitert sind, des Landes nicht verweisen können. Nichts aber ist gefährlicher, als ein Proletariat in der Kolonie, welches die Schuld seines Missgeschicks mit einem scheinbaren Recht auf die Regierung des Mutterlandes werfen kann.

Dabei ist eines besonders zu beachten, was man kaum erwähnen hört. Wir besitzen nicht das Ansiedlermaterial mehr, welches unser Volk vor 100, ja sogar noch vor 50 Jahren darbot, ehe Deutschland überwiegenderweise ein Industriestaat wurde. Früher konnte man Tausende von Kleinbauern und landwirtschaftlichen Arbeitern finden, welche bereit waren, in harter Arbeit um eine kleine selbständige Existenz zu ringen, und dankbar waren für jede ihnen dabei gewährte Unterstützung. Heute — ich muss dies, wenn auch vorsichtig, erwähnen — geht durch die Kreise, aus welchen die Siedler entnommen werden müssen, ein sozialistischer Grundzug und gleichzeitig damit ein erheblich grösserer Anspruch auf Berücksichtigung der Einzelpersönlichkeit.

Sie müssen mir gestatten, aus meiner Erfahrung zu sprechen.

Ich stehe seit über acht Jahren als Präsident an der Leitung der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft m. b. H., welche in dieser Zeit über 3000 Personen im Staate Santa Catharina, Südbrasilien, angesiedelt hat. Diese Siedelung geschieht auf Grund der sorgsamen Vorschriften einer von der deutschen Regierung erteilten Auswanderer-Konzession; über 600 000 ha, zum grössten Teil fruchtbaren Urwaldlandes, stehen der Gesellschaft zur Verfügung. Dieses Land ist und wird noch jetzt ohne Anzahlung und für die ersten Jahre zinsfrei in Kolonien von 25—50 ha vergeben. Die Kosten der Reise, namentlich der Landreise in die Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonie, werden den Ansiedlern ausserordentlich billig gestellt. In den ersten Jahren wird ihnen ihr Unterhalt durch Gewährung von Arbeit an den öffentlichen Wegebauten erleichtert, die erforderlichen Nahrungsmittel in die entlegeneren Kolonien geschafft und zu mässigen Preisen abgegeben. Eine fleissige Familie kann bereits im zweiten oder dritten Jahre ihr gutes Auskommen finden, und alle gutwilligen Kolonisten können zwar keine Wohlhabenheit, aber auskömmliches Leben auf eigener Scholle erreichen. Von einer Unsicherheit des Lebens der Ansiedler, wie solche in unsern Kolonien noch besteht, kann nicht annähernd die Rede sein, und trotz alledem bietet die Leitung dieser Kolonie grosse Schwierigkeiten, weil die Kolonisten diese Leitung wie ein Fremdes ansehen und häufig nicht mit ihr, sondern gegen sie arbeiten. Trotz der sorgfältigsten Auswahl, welche die Gesellschaft unter denen, welche sich bei ihr melden, trifft, hat sich sehr schnell eine Art von sozialdemokratischer Partei auf der Kolonie gebildet, welche nur durch ernstes Entgegentreten in der notwendigen Ordnung gehalten werden kann.

Sie werden mir zugestehen, dass solches Beispiel bedenklich machen muss. Ich bin der Meinung, dass erfolgverheissend nur diejenige Besiedelung ist, welche gewissermassen aus dem gemeinschaftlichen Bedürfnis der Kolonie und der Ansiedler hervorwächst, und stimme deshalb darin mit dem Herrn Vortragenden vollkommen überein, dass, wenn sich erst der Bergbau in Südwestafrika entwickelt und mit den daran sich schliessenden Arbeiten Tausende von Händen erfordert, eine gesunde Besiedelung ganz von selbst entstehen wird.

Ich stimme auch, wie oben schon gesagt, vollkommen mit dem Herrn Vortragenden darin überein, dass unsere jetzigen Truppen in der Kolonie ein vielleicht nach Hunderten zählendes treffliches Material von Ansiedlern bilden werden. Aber ich warne dringend davor, weitergehend in der Resolution die Worte von der Ansiedelung „in grossem Stile" beizubehalten, und würde dem Herrn Vortragenden aufrichtig verbunden sein, wenn er sich durch meine Bedenken insoweit hätte überzeugen lassen, dass er in die Streichung dieser Worte willigt, womit, wie ich annehme, Sie alle, geehrte Anwesende, einverstanden sein würden.

Dr. **Bail,** Windhuk: Nicht zum wenigsten zum wirtschaftlichen Wiederaufbau Deutsch-Südwestafrikas wird es beitragen, wenn man den draussen in der Kolonie arbeitenden Ansiedlern ihre harte Pionierarbeit erleichtert. Nach nahezu fünfjähriger Tätigkeit als praktischer Arzt in Windhuk halte ich die Notlage unserer deutschen Frauen auf den Farmen und kleineren Plätzen für so schwer, dass ich die Einrichtung eines Frauenheims aus Wohltätigkeitsmitteln in der Kolonie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als ein segensreiches und viel Unglück verhütendes Werk der Kultur und als dringend nötig empfehle.

I. K. Vietor, Bremen, stimmt mit Dr. Hartmann meistens überein. Bergbau ist gut, wenn er ausgeübt wird. Eine zu scharfe Kritik ist nicht wünschenswert, aber Missstände müssen klar ausgesprochen werden. Die Gesellschaften sind nicht patriotische, sondern Privatunternehmungen. Man kann ihnen gönnen, wenn sie verdienen, so lange sie das Reich und die Kolonien nicht schädigen. Wenn sie aber nichts tun, dann schädigen sie das Allgemeininteresse. Durch die kolossalen Opfer, die das Deutsche Reich gebracht hat, müssen die Gesellschaften sich moralisch gebunden fühlen. Unsere Kolonie ist ausserordentlich wertvoll, aber es muss gearbeitet werden. Man soll tüchtigen deutschen Bauern nur unter Auferlegung eines Betriebszwanges kostenlos die Farmen auf 10, 15 bis 25 Jahre überlassen, unter der Bedingung, dass nach dieser Zeit eine den Verhältnissen entsprechende Rente aufgelegt wird. Allmählich, mit zunehmender Entwickelung, wird sich diese Rente etwas steigern lassen, ebenso wie die Abgaben auf den Bergbau, wenn er erst in gutem Gang ist. Dann wird unsere Kolonie aufblühen und gedeihen und auch die schweren Lasten aufbringen können, die wir heute dafür zu tragen haben.

Missions-Inspektor **Haussleiter**, Barmen: Mit grosser Freude begrüssen wir vom Missionsstandpunkt aus eine Reihe von Äusserungen des Herrn Vortragenden. Es ist eine gemeinsame Erkenntnis aller Kolonialfreunde geworden, dass das wertvollste Gut unserer Kolonien die eingeborene Bevölkerung ist. Diese Erkenntnis hat man jetzt vom wirtschaftlichen Standpunkt aus gewonnen. Aber eine idealistisch-sittliche Betrachtungsweise, deren man sich heute in manchen Kreisen immer noch meint schämen zu müssen, hat schon längst darauf hingewiesen. Die Geschichte bestätigt es, dass oft in den entscheidendsten Fragen die spätkommende wirtschaftliche Einsicht von den Vertretern idealistischer Standpunkte schon längst vorausgeahnt wurde.

Will man nun wirklich die Eingeborenen als das wertvollste Gut der Kolonien erhalten, so ist dies gegenwärtig nur möglich auf dem Weg der G n a d e. Die Reste des Volkes können nicht dadurch einer besseren Zukunft entgegen geführt werden, dass man sie sozusagen aufzüchtet. Man muss die Gefangenen und Zugelaufenen als M e n s c h e n anerkennen, um sie zu gewinnen und wieder aufzurichten. Bei aller Bewunderung der beispiellosen Energie, welche in der Niederwerfung des Aufstandes entfaltet wurde, darf man doch nicht verschweigen, dass es

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zuweilen aussah, als habe man vergessen, dass jede kriegerische Operation im Dienste des künftigen Friedens stehen muss.

Wenn eine exemplarische Bestrafung der überführten Mörder und Anstifter des Aufstandes gefordert wird, so wird die Mission der Gerechtigkeit nicht hindernd in den Arm fallen; aber für die grosse Menge des Volkes können manche erklärende und mildernde Umstände angeführt werden. Viele Christen waren einfach genötigt, den Aufstand mitzumachen; sie hatten keine andere Wahl. In Otjihaenena sagten die Eingeborenen zum Missionar, der sie vom Anschluss an ihre heidnischen Landsleute zurückhalten wollte: „Kannst Du uns schützen, wenn die Deutschen kommen und uns niederschiessen? Sie werden Dir nicht glauben, dass wir friedlich sind."

Wenn es bei dem elementaren Ausbruch des Aufstandes eines erst zu acht Prozent seiner Glieder christianisierten Volkes zunächst aussieht, als ob die Mission ganz vergeblich gearbeitet habe, so ist dies nicht zu verwundern. Zwar haben unsere bis zum äussersten auf ihren Posten aushaltenden Missionare über eine ganze Reihe von Erfahrungen berichtet, die das Gegenteil beweisen. Aber nicht auf sie, sondern auf das Zeugnis der geretteten Frauen und Kinder, auf die Aussagen der Herren Bergrat Duft und Dr. Maass, vor allem auf das Telegramm des damaligen Gouverneurs Leutwein vom 9. Mai 1904, möchten wir uns hier berufen. Es lautet: „Gerechtigkeit gebietet, hinzuzufügen, dass Rettung weisser Frauen durchweg durch eingeborene Christen erfolgt ist."

Doch sehen wir von dem allem ab. Die gegenwärtige jammervolle Lage des verzweifelnden Volksstammes gebietet uns, für seine Zukunft zu sorgen. Sie haben im Kriege alles verloren: Menschen, Vieh, Land. Ihre frühere Freiheit ist dahin, ihr Stolz ist gebrochen. Die Überlebenden sind grösstenteils krank und kraftlos. Sie sind genug gestraft. Darum möge jetzt, in Befolgung des alten Rechtsgrundsatzes: ne bis in idem, der Gnade Raum gegeben werden!

Wenn eine so grosse und urteilsfähige Versammlung ihre Zustimmung zu dieser Auffassung erklärt, so wäre für die Zukunft viel erreicht. Darum möchte ich herzlich bitten: „Gehen Sie auf unsere Gedanken ein!"

In Swakopmund, unter den mehr als 1000 eingebrachten Herero, hat ein Missionar unter den Kindern 45 Prozent Doppelwaisen festgestellt, 40 Prozent waren einfache Waisen, und nur 15 Prozent haben beide Eltern noch. Wer soll hier die grosse Aufgabe der Fürsorge in die Hand nehmen ausser der Regierung und der Missionsgesellschaft, die seit 60 Jahren Sprache und Sitte der Eingeborenen kennt? Es ist unmög-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich, diese Kinder in Anstalten zu erziehen. Die Zahl wird zu gross. Die Trümmer der Hererofamilien müssen in die Lage gebracht werden, ihre verwandten Waisenkinder zu beherbergen, und in den Missionsschulen sollen sie dann erzogen und gespeist werden. Dazu gehört, dass die Unterworfenen in irgendwelcher Weise an ihren alten Plätzen zu Gartenbau und Viehzucht zurückkehren dürfen. Nur so werden die vielen Schwachen und Arbeitsunfähigen sich allmählich erholen und wieder selbst für ihren Lebensunterhalt sorgen können, wodurch die jetzt vom Gouvernement geübte Versorgung mit Nahrungsmitteln nach und nach in Wegfall käme. Ich möchte mich dabei auf die mündliche Äusserung eines weitblickenden Kolonialmannes berufen. Als das Gespräch die Alternative berührte: Schonung oder Vernichtung? sagte er: „Wir stehen jetzt in Gefahr, das Nest zu zerstören, in dem die Eier der Zukunft liegen!"

Die Möglichkeit einer gesunden Fortpflanzung des Hererostammes ist durch die furchtbaren Enbehrungen der Frauen auf der Flucht und durch anderes sehr herabgesunken; das Familienleben der sich Unterwerfenden bedarf einer weisen Fürsorge. Man muss in ihnen wieder die H o f f n u n g beleben. Sie haben seit der Schlacht am Waterberg ohne Hoffnung gelebt. Nehmen Sie einem Menschen jede Hoffnung auf Umkehr und Besserung seiner Lage, so werfen Sie ihn in die Hölle und machen ihn zum Satan. Dann darf man sich hernach nicht wundern, wenn die Eingeborenen immer schwierig und verräterisch bleiben und allmählich degenerieren, so dass wir zuletzt vor der Notwendigkeit stehen werden, fremde Kuli als Arbeitskräfte einzuführen.

Betreffs der so energisch gewünschten Besiedelung der Kolonie durch Deutsche müssen wir erklären, dass die Mission trotz aller Kränkung, die sie von seiten unserer Landsleute erfahren hat, auf dem Standpunkt steht, das Kommen tüchtiger deutscher Handwerker, Kaufleute und Ansiedler zu begrüssen. Wir sind Männer der Hoffnung. Wir hoffen, dass die Zeit kommt, wo viele, die uns zuvor missverstanden haben, unsere Arbeit anerkennen werden. Die Verständigung mit den verschiedenen Berufskreisen in den Kolonien ist freilich zurzeit noch ziemlich erschwert. Aber wir wollen nichts nachtragen; wir stellen uns auf den Boden der Gegenwart. Wir bieten auch den Ansiedlern, aus deren Mitte erst vor einigen Monaten in Windhuk wieder ein unbegründeter Angriff auf die Mission geschah, abermals die Hand, die sie im vorigen Jahre durch den Sprecher ihrer Kommission in so schroffer Weise zurückgewiesen haben. Wir tun es im Blick auf das Gedeihen der ganzen Kolonie. Es ist nicht gut, wenn unter dem weissen Element eine Absonderung nach Ständen um sich greift und sich befestigt; dadurch gerade wird die demokratisch-sozialistische Strömung erzeugt, über die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorhin geklagt wurde. Alle unsere Landsleute sollten bei dem Betreten des afrikanischen Bodens von dem einen Gedanken sich erfüllen lassen: „Wir treten ein in die Klasse der berufenen Führer und Vorgänger unserer eingeborenen Stämme. Wir sind durch unser Tun und Lassen mit verantwortlich für die Kolonie vor Gott und Menschen." Dadurch entstände ein rechter Arbeitsadel, und dieser Adel müsste unter sich selbst Zucht üben gegen solche Glieder, die etwa nicht taugen. Dann würden wir zu gesunden sozialen Zuständen kommen. Dann würden die Eingeborenen in kurzer Zeit wieder Vertrauen zum deutschen Volke gewinnen. Und hierfür ist die Mission das unentbehrlichste Bindeglied; denn sie ist die einzige Klammer, die nicht zersprungen ist. Dann würde eine Mauer geschaffen, die den Ansturm der gefährlichen Elemente abwehren kann, die durch die Hebung der Minenindustrie unvermeidlich herbeifluten werden!

Man schätzt den Wert eines Landes nach den wertvollen Bodenschätzen, die man findet, und datiert von der Entdeckung des ersten Diamanten in Südafrika eine neue Epoche der Entwickelung. Vom wirtschaftlichen Standpunkte aus ist das unanfechtbar. Wir gönnen auch unserer Kolonie jeden Fortschritt nach dieser Seite hin und wünschen ihr allerlei kostbare Diamanten. Der kostbarste Diamant aber, den es gibt, ist seit sechs Jahrzehnten von der Mission in die Kolonie hineingetragen worden. Es ist der Glaube, dass jeder einzelne Mensch darauf angelegt ist, einen ewigen und unendlichen persönlichen Wert und Inhalt zu erhalten durch das Evangelium.

Das ist die Arbeit der Mission. Stören Sie diese Arbeit nicht, sondern lassen Sie sich herzlich bitten, sie auch an Ihrem Teile zu verstehen und zu fördern.

Missionar **Judt**, Hoachanas, Deutsch-Südwestafrika: Der Vortragende hat ein Gemälde in grossen Strichen gezeichnet. Es gilt, das umzusetzen in klein gemalte Bilder dessen, was tatsächlich geleistet wird und geleistet werden kann. Ich kann aus 22jähriger Erfahrung auf meiner Station Hoachanas ein wenig mitsprechen. Ist doch diese Station häufig auch von Offizieren und Farmern besucht worden; bei der vielfachen Kurzsichtigkeit und den scharfen, verkehrten Urteilen in der Mission ferner stehenden Kreisen müssen sie durch Anschauung eines besseren belehrt werden; und sie haben sich häufig mit hoher Anerkennung darüber ausgesprochen. Unsere Mission hat bei der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Windhuk verschiedene erste Preise erhalten. Wohl wollen auch wir die Eingeborenen zur Arbeit erziehen, aber unsere erste Aufgabe bleibt, das Evangelium in einer ihnen verständ-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichen Weise auszubreiten. Wir sind jetzt im Begriff, ein zweites Erziehungshaus für die Bastardkinder unserer Kolonie in Hoachanas zu errichten.

Damaschke, Herausgeber der „Deutschen Volksstimme", Berlin: Auch auf die Gefahr hin, die hier viel genannte Einheit der Anschauungen zu durchbrechen, muss ich auf einen Teil der Rede des Herrn Referenten mit einem Wort der Kritik antworten. Als Vertreter des Bundes deutscher Bodenreformer, der den Kampf gegen die grossen Konzessionsgesellschaften als eine nationale Pflicht auffasst und als solche führt, darf ich die Ausführungen nicht unwidersprochen lassen, die für diese Gesellschaften im allgemeinen Duldung und Anerkennung fordern.

Die mächtigste hier in Betracht kommende Gesellschaft ist die South West Africa Company. Was diese Gesellschaft mit ihrem angeblich 40 000 000 Mark betragenden Aktienkapital für die Besiedelung tut, zeigt am besten die Tatsache, dass sie 1902 in der Kolonie einen Stamm von Angestellten unterhielt von: 1 Weissen und 3 Farbigen! — Der Bremer Grosskaufmann Vietor hat im Oktoberheft des „Jahrbuchs der Bodenreform" (Jena, G. Fischers Verlag) meiner Meinung nach den schlüssigen Beweis geführt, dass die South West Africa Company, die als eng verbunden mit den De Beers-Minen gilt, nur ein Ziel hat: Die Edelsteingewinnung in unserm Schutzgebiet unmöglich zu machen, um eine gefährliche Konkurrenz zu töten. Auch die Otawi-Minengesellschaft, die empfehlend genannt wurde, musste ausdrücklich auf die Gewinnung von Edelsteinen verzichten. Besser als lange Ausführungen zeigt den unhaltbaren Zustand der Weg, auf dem die South West Africa Company das Edelsteinmonopol im Owambolande erreicht hat: 1897 war das Land unruhig; Rinderpest herrschte. Eine Eisenbahn Swakopmund—Windhuk war eine Notwendigkeit. Die South West Africa Company hatte das ausschliessliche Recht auf den Eisenbahnbau zu erlangen gewusst. Trotzdem das Reich nun bat und drängte, weigerte sie sich beharrlich: da baute das Reich die Schienen. Die South West Africa Company verbot den Eisenbahnbetrieb, und das stolze Deutsche Reich spannte Maultiere vor seine Züge! Endlich liess sich die South West Africa Company herbei, uns Lokomotiven zu erlauben — gegen das Edelsteinmonopol im Owambolande!

„Staat oder Gesellschaften in unsern Kolonien?" so hat der erste Landeshauptmann des Schutzgebiets, Major v. François, die Entscheidungsfrage über die Zukunft formuliert (Berlin, Verlag von J. Harrwitz Nach., 1900). Und die Pflicht aller derer, die es ehrlich meinen, ist, sich mit den Fragen der Landkonzessionen, der Bodenreform ernst und nachhaltig zu beschäftigen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Schluss will ich nur dem Bedauern darüber Ausdruck geben, dass der Herr Referent Landgesellschaften und Missionsgesellschaften in einem Atem genannt hat. Kein Bodenreformer denkt daran, diese Gegensätze zusammenzubinden!

Will man aber den wirtschaftlichen Aufbau Südwestafrikas wirklich planmässig in Angriff nehmen, so muss man zuerst verhängnisvolle Monopole beseitigen, und so freie Bahn schaffen für ehrliche deutsche Arbeit aller Art!

Dr. **Katz,** Arzt, Berlin: Ein Punkt hat in dem Vortrage des Herrn Referenten keine Erwähnung gefunden, der mir in Bezug auf den wirtschaftlichen Aufbau der Kolonie von Wichtigkeit zu sein scheint, nämlich die Berücksichtigung der für Lungenleidende so günstigen klimatischen Verhältnisse. Dass Vorzüge nach dieser Richtung von wirtschaftlicher Bedeutung für ein Land sein können, liegt bei der ungeheuren Verbreitung der Lungenkrankheit auf der Hand. Die vielen Millionen, die den Kurorten der Riviera, der Schweiz, Ägyptens und Madeiras durch Lungenleidende jährlich zufliessen, sprechen eine beredte Sprache, und wenn nur ein Teil der Tausende von Deutschen, die diese Kurorte bevölkern, sich nach der Kolonie wenden würden, so wäre das von zweifellos grossem wirtschaftlichem Wert. Dass aber Südwestafrika, wenigstens zum grossen Teil, für Lungenleidende ausserordentlich günstige klimatische Verhältnisse hat, darüber kann nach den Berichten der massgebenden Sachverständigen kein Zweifel sein. All die Faktoren, die für Tuberkulöse besonders wichtig sind, finden sich in der Kolonie, wie vielleicht in keinem andern Lande der Welt. Dass man in medizinischen Kreisen der Angelegenheit grosses Interesse entgegenbringt, erhellt eine Resolution, die auf der Naturforscherversammlung in Kassel gefasst worden ist und die lautet: „Die Unterzeichneten halten es nach den vorliegenden Berichten für im höchsten Grade wichtig, dass die Kolonie Deutsch-Südwestafrika auf ihre Bedeutung für die Therapie der Tuberkulose hin untersucht werde." Es ist daher meines Erachtens Sache der Kolonialkreise, dieses Interesse der Ärzte wachzuhalten, und daher empfehle ich folgende Zusatz-Resolution zur Annahme:

„Der Kongress richtet die Aufmerksamkeit der Regierung auf die für Lungenleidende günstigen klimatischen Verhältnisse Deutsch-Südwestafrikas. Er empfiehlt angelegentlichst, geeignete Massnahmen zu treffen zur Ausnützung dieses für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Kolonie wichtigen Faktors."

Konsul a. D. **Ernst Vohsen,** Berlin: Die Schaffung von Verkehrsmitteln und Wasser ist grundlegend für die Entwickelung des Landes. Schon vor zehn Jahren ist die Siedelungsgesellschaft durch die Begrün-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dung des Syndikats für Bewässerungsanlagen dafür eingetreten, und es war ihr nachmaliger Vertreter, Herr Marinestabsarzt a. D. Dr. Sander, der in seinen Vorschlägen zur Erschliessung von Südwestafrika die ganze Besiedelungsfrage abhängig machte von der Lösung des Bewässerungsproblems. Ohne die praktische Lösung dieses Problems ist an eine umfangreiche Besiedelung des Schutzgebiets nicht zu denken, und dahin gehen auch die Ausführungen Dr. Rohrbachs. Bei der wirtschaftlichen Erschliessung Deutsch-Südwestafrikas kann man keine Energie, die vorhanden ist im Lande, entbehren, auch die Gesellschaften nicht. Eine Staatssiedelung im grossen Stile ist vielleicht möglich in Ländern, wie Argentinien und Brasilien, wo der einzelne aus seiner Hände Kraft bestehen kann, nicht aber in einem Lande, in dem als Ansiedler nur solche Leute in Betracht kommen können, die über ein immerhin ziemlich erhebliches Kapital, nach Angabe des Reichsansiedelungskommissars, von 25 000 Mark, verfügen. Auch dann vermag der Ansiedler nur mit der Eingeborenen Hilfe seine Erfolge zu erzielen. So ist in Deutsch-Südwestafrika an die Ansässigmachung mittelloser Bauern ohne Bewässerungsanlagen in grossem Stil praktisch nicht zu denken.

Das Auswärtige Amt hat zum Studium der Ansiedelungsfrage Herrn Dr. Rohrbach nach Südwestafrika gesandt. Was bisher von seinen Vorschlägen bekannt geworden ist, bezieht sich immer wieder auf die Bewässerungsfrage, also auf einen eigentlich als praktisch gelöst zu betrachtenden Teil des Programms.

Den praktischen Arbeiten der Siedelungsgesellschaft, ihren Musterfarmen und ihren Zuchtviehherden, hat die Regierung bisher nichts Entsprechendes an die Seite zu stellen. Ein eigentliches Regierungssiedelungsprogramm, zu dessen Aufstellung Herr Rohrbach nach Deutsch-Südwestafrika entsandt worden, fehlt noch immer.

Es ist nun von den Herren Vorrednern auch von Militärsiedelung gesprochen worden. Da ist es nützlich, auf die Verhältnisse in Südafrika zu verweisen, wo trotz der Aufwendungen von 60 Millionen Mark durch den Gouverneur Milner seitens der dortigen Regierung, und trotz der bei ihr vorauszusetzenden grossen Erfahrung in Siedelungsangelegenheiten, bei der Ansiedelung von Soldaten und englischen Kolonisten ein Erfolg nicht erzielt worden ist. Ich verweise dabei auf das jüngst erschienene Werk des Herrn Professors Samassa: „Das neue Südafrika". Herr Professor Samassa sagt darin über die englischen Siedelungsversuche mit Soldaten, „dass von diesem Stadium des Kolonisationswerkes nur das heitere Lächeln auf den Gesichtern derer übrig geblieben sei, die einem davon erzählen". Von den andern An-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

siedlern sagt er: „ein Teil der Ansiedler sei schon bankrott geworden, und man rechne damit, dass etwa 80 Prozent dieses Schicksal ereile, falls die Regierung die Pachtschillinge eintreibe. Die ganze Ansiedelungspolitik der Regierung sei ein grosser Fehlschlag. Den 60 Millionen Mark, die dafür ausgegeben worden seien, stehe kein nennenswerter Erfolg gegenüber!"

Und da spreche man von der Möglichkeit einer Staatskolonisation in Deutsch-Südwestafrika in grossem Stil!

Was die Eingeborenenfrage anbelangt, so kann auch die Arbeit der Eingeborenen nur mit Erfolg für unsere Interessen nutzbar gemacht werden, wenn man ihnen die Aussicht für eine bessere Zukunft nicht verschliesst. Der Eingeborene darf nicht zu einem reinen Ausnutzungsobjekt der Europäer werden.

Wenn von einem der Vorredner ein Beschluss des Verwaltungsrats der Siedelungsgesellschaft, der Regierung die Frucht ihrer zehnjährigen Tätigkeit durch Übergabe ihres ganzen Vermögens gegen Rückerstattung lediglich des bisher eingezahlten Kapitals abzutreten, als eine patriotische Tat bezeichnet wurde, so kann ich das so nicht gelten lassen. Ich erachte persönlich das Anerbieten des Verwaltungsrats — obgleich ich es mit empfohlen habe — im Bewusstsein dessen, dass die Siedelungsgesellschaft stets nur im Interesse des Schutzgebiets gearbeitet hat, und dass beinahe einzig und allein von ihr und aus ihrer Initiative heraus die wirtschaftliche Aufgabe durch Einrichtung von Musterfarmen, das Studium der Bewässerungsfrage, die Einführung von Zuchttieren usw. gefördert wurde, sowie im Hinblick auch auf die während zehn Jahren aufgewendete Energie und Arbeit als eine Art von Fahnenflucht, eine Konzession an eine irregeleitete öffentliche Meinung.

Nur unter Zusammenfassung aller vorhandenen Kräfte, des Staats, der Gesellschaften und aller derer, die im Lande sonst tätig sind, werden wir Fortschritte in diesem schwierigen Kolonisationsgebiet erzielen können.

Professor Dr. **Ballod,** Halensee: Um Kolonisation grossen Stils zu ermöglichen, sind grosse Auslagen à fonds perdu erforderlich. Militärische Siedelung ist sehr zu empfehlen! Sibirien wäre nicht ohne militärische Siedelung von den Russen erobert worden.

Professor Dr. **Rehbock,** Karlsruhe: Es ist als eine patriotische Tat der Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika bezeichnet worden, dass sie beschlossen habe, ihren Besitz gegen Rückerstattung der baren Auslagen dem Reiche zur Verfügung zu stel-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

len, weil dadurch der Regierung freie Bahn für die Besiedelung des Schutzgebiets geschaffen werde.

Ich bin nicht der Meinung, dass die Besiedelung des Schutzgebiets durch die Siedelungsgesellschaft verzögert wurde oder wird, schon aus dem Grunde nicht, weil die Regierung noch über ziemlich ausgedehnte, für die Besiedelung geeignete Gebiete verfügt, das in den Händen der Siedelungsgesellschaft befindliche Land aber nur 8500 qkm oder rund nur 1 Prozent der Oberfläche des ganzen Schutzgebiets ausmacht.

Die Siedelungsgesellschaft ist in den letzten Jahren heftigen Angriffen ausgesetzt gewesen. Es ist ihr sogar zum Vorwurf gemacht worden, dass sie gut gewirtschaftet und hohe Gewinne erzielt habe. Ich würde es für die Entwickelung Deutsch-Südwestafrikas nur für sehr förderlich halten und es daher geradezu als eine patriotische Tat betrachten, wenn die Leitung der Gesellschaft tatsächlich dazu imstande wäre, durch ihre Arbeit und durch Ausnutzung der ihr zustehenden Rechte ihren Teilhabern reichliche Dividenden auszuzahlen. Die Besitzer der Anteilscheine sind ausser der Deutschen Kolonialgesellschaft weit über hundert deutsche Männer, die in einer Zeit, als Geld für die Erschliessung Deutsch-Südwestafrikas schwer erhältlich war, zum grossen Teil aus patriotischen Rücksichten Opfer für das Schutzgebiet gebracht haben. Wenn diesen Männern, die jetzt schon mehr als zehn Jahre keine Dividende erhalten haben, in Zukunft, wie von gegnerischer Seite angegeben wurde, wirklich einmal ein Gewinn von zusammen einer Million Mark zufallen würde, so wäre das meines Erachtens nur erfreulich. Es ist an der Zeit, dass nach so zahlreichen wirtschaftlichen Misserfolgen auf kolonialem Gebiete einmal auf einen deutlich erkennbaren Erfolg hingewiesen werden kann. In England und Holland ist die ganze Nation stolz auf diejenigen kolonialen Unternehmungen, die wirklich glänzende Erfolge zu erzielen vermochten. Auch wir müssen so weit kommen, dass glänzende Gewinne nicht mit Neid, sondern im ganzen Vaterlande mit Stolz aufgenommen werden.

Koloniale Unternehmungen sind unsichere Unternehmungen, die mit einem erheblichen Risiko verknüpft sind. Diesem Risiko gegenüber muss die Aussicht auf einen ungewöhnlich hohen Gewinn stehen, wenn immer und immer wieder die bedeutenden Kapitalien aufgebracht werden sollen, welche die Voraussetzung für die Erschliessung ausgedehnter Kolonialgebiete sind. Gerade in der augenblicklichen kritischen Zeit, in der die deutschen Kolonien stehen, würde es die Aufbringung des für die Nutzbarmachung der Naturwerte unserer Kolonien für die deutsche Volkswirtschaft erforderlichen Kapitals wesentlich erleichtern, wenn wenigstens in einzelnen Fällen schon erhebliche Gewinne aus den deutschen Kolonien gezogen worden wären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die unablässigen Angriffe gegen die rein deutsche Siedelungsgesellschaft, die nach der Ansicht der überwiegenden Mehrheit unserer kolonialen Kreise seither von allen Gesellschaften am erfolgreichsten für die Besiedelung Deutsch-Südwestafrikas gewirkt hat, sie schrecken nicht nur das deutsche Kapital von der kolonialen Betätigung ab, sondern werden auch die besten und energischsten Elemente, die seither für unsere Kolonien gewirkt haben und zum Dank für ihre uneigennützige Tätigkeit sich schweren Angriffen ausgesetzt sehen, in ihrer Arbeitsfreudigkeit erlahmen lassen. Auch wenn daher die Angriffe gegen die Siedelungsgesellschaft guten Motiven entspringen mögen, so wirken dieselben doch über den engeren Rahmen dieser Gesellschaft hinaus schädlich, indem sie Kapital und Arbeitskraft von der kolonialen Betätigung abhalten.

Professor **Samassa,** Berlin: Redner verwahrt sich dagegen, von Herrn Konsul Vohsen als Zeuge für die Unzweckmässigkeit der Staatssiedelung angerufen zu werden. Der Misserfolg der englischen Besiedelungsversuche in den früheren Burenrepubliken beruht zum Teil auf der übertriebenen Steigerung der Bodenpreise. Redner schliesst sich der Meinung des Gouverneurs Leutwein an, dass bei der Besiedelungsarbeit überhaupt nichts zu verdienen sei; darin sei er durch Beobachtung der Verhältnisse im englischen Südafrika bestärkt worden.

Graf **von Deym,** Sigmaringen, drückt sein Bedauern darüber aus, dass in der Diskussion keiner von den Kennern Deutsch-Südwestafrikas die Frage behandelt hat: Wie hat sich bisher der Schutztruppler als Ansiedler bewährt? Er bittet noch jetzt um Belehrung über diese hochwichtige Frage durch Kenner des Schutzgebiets.

Konsul a. D. **Vohsen,** Berlin: Gegenüber den Ausführungen des Herrn Prof. Samassa möchte ich doch noch darauf hinweisen, dass er am Schlusse seines Buches in dem Kapitel „Wirtschaftliche Zukunftsaussichten" darauf hinweist, dass der Versuch, Kleinbauern in Südafrika lebensfähig zu erhalten, wiederholt gemacht wurde, aber in den meisten Fällen gescheitert sei." Die Verhältnisse in Deutsch-Südwestafrika liegen mit Bezug auf Kleinsiedelungen, die ja zum Teil auch nur an ganz wenigen Stellen in Südafrika gelungen sind, noch viel ungünstiger. Sie sind höchstens in Klein-Windhuk, wo Quellen vorhanden, im Norden des Schutzgebiets an einzelnen Stellen und dann nur nach Schaffung grosser Stauanlagen möglich. Am Schlusse des Kapitels „Deutschtum und deutsche Arbeit" gibt Herr Professor Samassa selbst an, dass, wie er bereits geschildert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

habe, die Bedingungen für den Erfolg kleinwirtschaftlicher Siedelungen nur an wenigen Stellen in Südafrika gegeben sind, und dass die Aussicht, ordentlich vorwärts zu kommen, sich nur für Leute ergibt, die ein Vermögen von 60 000 bis 80 000 Mark haben. Allerdings würde man sagen, dass, wer sich im Besitz eines solchen Vermögens befände, nicht auswandern wird.

Wie kann man unter solchen Verhältnissen, die in Deutsch-Südwestafrika nicht anders liegen, von einer Staatssiedelung im grossen Stil sprechen! —

Dem Herrn Grafen von Deym erwidere ich, dass die Schutztruppler, die nach ihrer Dienstzeit in Deutsch-Südwestafrika verblieben sind, in erster Linie nicht durch die Farm-Wirtschaft ein Vorwärtskommen gefunden haben. Durch Frachtfahren und Handel haben sie sich ein kleines Vermögen erworben und sich dann im Lande niedergelassen. Mir sind nur wenige Fälle bekannt, in denen sich frühere Schutztruppler zu einer lukrativen Farm-Wirtschaft durchgearbeitet haben.

Professor **Samassa,** Berlin, weist nochmals falsche Schlüsse aus seinem Buche gegenüber Herrn Vohsen zurück; Deutsch-Südwestafrika sei heute in dem wirtschaftlichen Zustand, in dem sich Englisch-Südafrika vor 60 Jahren befunden habe; die gegenwärtigen Verhältnisse seien nur bedingt zu vergleichen.

Damaschke, Berlin: Ich will Herrn Konsul Vohsen und Herrn Professor Rehbock gegenüber nur konstatieren, dass ich ihre Gesellschaft nur beiläufig erwähnt und meine Angriffe lediglich gegen die South West Africa Company gerichtet habe. Ich würde es für glücklich halten, wenn eine feste und klare Scheidung zwischen dieser Gesellschaft und den grossen englischen Konzessionsgesellschaften auch von denen scharf betont würde, die zuerst dazu berufen sein sollten. Die Worte „unpatriotisch" und „Neid", die gefallen sind, berühren mich nicht. Ich bedaure sie aber, denn in einer ernsten Aussprache sind sie gewiss nicht nötig. Ob mein Wort „Spekulationsgesellschaften" berechtigt ist, zeigt Ihnen im einzelnen die schon erwähnte Arbeit Vietors: „Der deutsche Handel und die Monopole in unsern westafrikanischen Kolonien" im neuesten Heft unseres „Jahrbuchs der Bodenreform".

Professor Dr. **Rehbock,** Karlsruhe: Ich möchte mein Bedauern darüber aussprechen, dass Herr Damaschke mich so falsch verstanden hat. Ich habe auch nicht im entferntesten daran gedacht, bei Nennung des Wortes „Neid" auf ihn anzuspielen. Ich habe gar nicht zugunsten der grossen englischen Landgesellschaften gesprochen, gegen die Herr Da-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

maschke aufgetreten ist und denen gegenüber ich einen ähnlichen Standpunkt einnehme, wie er. Meine Äusserung war gegen eine allerdings weit verbreitete Ansicht gerichtet, dass es nicht patriotisch ist, aus den Kolonien grosse Gewinne zu ziehen. Das ist eine gefährliche und unrichtige Auffassung, der ich allerdings scharf entgegentreten möchte. Die Kolonien haben für das Mutterland sehr wesentlich auch den Zweck, dass seine Bewohner in ihnen Geld verdienen. Der Nutzen wird nicht nur dem einzelnen, sondern mittelbar auch der ganzen Nation zugute kommen.

Dr. **Georg Hartmann**, Berlin: Was die Anfrage des Herrn Grafen Deym anbelangt, wie sich ehemalige Angehörige der Schutztruppe als Ansiedler usw. bewährt hätten, so kann ich mich durchaus den Ausführungen des Herrn Konsul Vohsen anschliessen. Es ist heute sehr schwer, sich ein Urteil über die ehemaligen Angehörigen der Schutztruppe zu bilden, da in dieser Beziehung statistisches Material nicht vorliegt. Solches Material würde auch nicht viel bedeuten, da die Grundlage zu einer gesunden wirtschaftlichen Entwickelung in der Kolonie, nämlich die Beantwortung der Eingeborenenfrage, ja noch gar nicht vorhanden war. Es gibt sicher eine ganze Reihe ehemaliger Schutztruppler, die famos vorwärts gekommen sind und vor dem Aufstand als wohlhabende Leute gelten konnten, es gibt aber auch fraglos eine ganze Anzahl, die nicht gut vorwärts gekommen sind, indessen ist die Ursache hierzu, wie ich schon andeutete, weniger in der Qualität der Leute selbst, als vielmehr in den unnatürlichen wirtschaftlichen Verhältnissen zu suchen, in denen sich die Kolonie in den letzten 20 Jahren befunden hat. Unnatürlich müssen aber die Verhältnisse genannt werden, wenn 20 Jahre lang als Haupteinnahmequelle für die Weissen des Landes fast allein die Regierungsschüssel mit ihrem jährlichen Budget von 8—9 Millionen Mark in Frage kam, aus der alles mitessen wollte, nicht aber die aus dem Lande heraus erzeugten landwirtschaftlichen und bergbaulichen Exportartikel.

Was den Antrag des Herrn Doktor Scharlach anbetrifft, die Worte „im grossen Stile" hinter den Worten „eine planmässige deutsche Besiedelung" zu streichen, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Die Hauptsache ist ja, dass der Erfolg verbürgt wird, wie ja überall im Leben der Erfolg entscheidet. Wenn die verehrten Anwesenden, die über die Resolution abzustimmen haben, glauben, dass der Erfolg auch ohne diese Worte eintreten wird, können sie aus der Resolution besser wegbleiben.

Ich möchte mich dann den Äusserungen der Herren Vietor und Damaschke zuwenden. Herr Vietor hat gesagt, dass

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ich die britischen Gesellschaften, und zwar die South West Africa Company als patriotisch bezeichnet habe, und Herr Damaschke hat sogar behauptet, ich habe die Anerkennung der South West Africa Company „gefordert". Meine verehrten Anwesenden, ich habe genau das Gegenteil gesagt. Ich habe ausdrücklich hervorgehoben, dass ich in den britischen Gesellschaften in unserm Schutzgebiet eine politische Gefahr sehe, und dass wir verhindern müssen, dass diese britischen Interessen noch mehr zunehmen. Das hindert mich aber nicht, gerecht zu sein und anzuerkennen, was diese Gesellschaften auch gutes geleistet haben. Ich habe nichts weiter als den bescheidenen Wunsch geäussert, dass endlich einmal auch die Tätigkeit der deutschen Direktoren der South Africa Company ein klein wenig Anerkennung erfahren möge, dass die Äusserung des Misstrauens gegen sie endlich einmal aufhören möge, und dass es unrecht sei, an ihrer Gesinnung zu zweifeln. Ich mache gar kein Hehl daraus, dass ich in gleicher Weise, wie Herr Damaschke, jenes Abkommen der South West Africa Company Ltd. mit der De Beers Co. hinsichtlich der Minenrechte auf Edelsteine bedaure und der Ansicht bin, dass es besser gewesen wäre, es wäre nicht geschehen.

Ich erachte es aber für unrichtig, das Kind mit dem Bade auszuschütten und von dem extremen Standpunkte aus, den Herr Damaschke einnimmt, alles zu verurteilen, was die South West Africa Co. getan hat oder noch tut, bloss weil sie britisch ist. Denken wir doch an die deutschen Interessen in den britischen Kolonien, die wir ausserordentlich gefährden, wenn wir die Briten zu Repressivmassregeln gegen uns reizen. Zu welchen Gegensätzen man gelangt, wenn man immer nur von seinem extremen Standpunkt aus urteilt, ersieht man auch aus der heutigen Diskussion wieder. Da ist es natürlich gar nicht möglich, zu einer gegenseitigen Verständigung und zu einem gemeinsamen Zusammenarbeiten zu gelangen und die grosse Aussenwelt, die weder den einen noch den andern extremen Standpunkt auf seinen Wert hin prüfen kann, zu einer grossen einmütigen kolonialen Begeisterung mit fortzureissen. Wohin die radikalen Ansichten führen können, haben wir auch vorher aus den mit entsprechendem Beifall aufgenommenen Ausführungen des Herrn Professor Ballod entnehmen können. Wenn wir seine mit vollem Ernst vorgetragenen Pläne durchführen wollten, sämtliche Eingeborenen aus unserm Schutzgebiet hinauszuweisen, würden wir ganzer Armeekorps bedürfen. Es ist mir ganz schleierhaft, wie sich der geehrte Herr Vorredner die praktische Ausführung seines Planes denkt, wenn er berücksichtigt, dass wir den jetzigen Aufstand mit 15 000 Mann noch nicht einmal beendet haben und dabei an die äusserste Grenze der Leistungsfähigkeit mit Bezug auf Ernährung und Fortbewegung unserer Truppen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in diesem Lande gelangt sind. Nein, meine verehrten Anwesenden, mit solchen radikalen Ansichten kommen wir nicht vorwärts. Wir müssen uns erstens einmal gegenseitig verstehen lernen, wir müssen uns ferner an die bestehenden Verhältnisse anschliessen, und können schliesslich nichts weiter tun, als to make the best of it.

Vor allem können wir nicht verlangen, dass die Regierung sich auf einen solchen extremen Standpunkt stellt. Sie kann sich nicht von vornherein für die eine oder die andere extreme Seite entscheiden. In gewissem Sinne habe ich gar nichts einzuwenden, wenn sich Ansichten in radikaler Weise äussern. Nur ist es erklärlich, dass zur Herstellung des Gleichgewichts sich dann auch die entgegengesetzte Ansicht in gleich energischer Weise geltend macht. Es ist wie beim Tauziehen, wo die eine Seite zu stark zieht und die andere Seite entsprechende Kraft anwenden muss, um das Gleichgewicht wieder herzustellen. Diese Gegensätze dürfen nur nicht zu weit gehen, dürfen den sachlichen Boden nicht verlassen und zu persönlichen Anfeindungen ausarten. Die Regierung aber kann hier nichts weiter tun, als in der Mitte stehen und erst einmal nach beiden Seiten prüfen, was sie zum Wohle des Ganzen aus den verschiedenen Ansichten herausnehmen muss.

Ich möchte aber nochmals die dringende Bitte an Sie alle und auch an alle kolonialgesinnten Leute draussen im Lande richten, die gegenseitige Kritik einzuschränken und sich einmütig zusammenzuschliessen, denn wir wollen doch im Grunde alle dasselbe, nämlich das Wohl unserer Kolonie!

* * *

Die Resolution Hartmann wurde sodann von der Sektion mit grosser Majorität nach Streichung der Worte „im grossen Stile" und Zufügung der Zusatzresolution Dr. Katz, dem Plenum zur Annahme empfohlen. Siehe auch die Abteilung „Die Resolutionen" am Schlusse des Werkes.

Die Baumwollfrage in den Kolonien.

Von **Moritz Schanz**, Chemnitz.

(Plenarsitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Wenn bisher die deutsche Kolonialbewegung in unserm Volke nicht die Beachtung und Förderung gefunden hat, welche zu ihrem Gedeihen notwendig ist, so liegt ein Hauptgrund dafür wohl daran, dass wir bis vor kurzem nicht in der Lage waren, auf ein Ziel unserer kolonial-wirtschaftlichen Betätigung hinweisen zu können, welches für unsere gesamte Bevölkerung und für den ungestörten Betrieb einer unserer grössten Industrien von hervorragender Bedeutung ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erst die in den letzten Jahren eingetretene Baumwollnot und die dadurch erfolgte Bedrohung überaus wichtiger Interessen haben einem grossen Teile der deutschen Industrie und des deutschen Handels in einem besonders ernsten Einzelfall greifbar nahe gelegt, von welch grosser Wichtigkeit es unter Umständen ist, auf die natürlichen Hilfsmittel unserer Kolonien rechnen zu können.

Ist doch die Baumwoll-Industrie eine der wichtigsten und, soweit Europa in Frage kommt, leider eine derjenigen, welche völlig auf Einfuhr ausländischer Rohstoffe angewiesen ist, da Klima und andere Produktionsverhältnisse den grossen europäischen Industriestaaten die Erzeugung der Baumwolle im eigenen Lande versagen.

So steht in unserer deutschen Einfuhr Baumwolle dem Werte nach an erster Stelle, im Jahre 1904 z. B. für eigenen Gebrauch mit 420 Millionen Mark, und zwar dient sie nicht nur dem heimischen Konsum, dem sie eine billige und reichliche Kleidung sichert, sondern sie bietet auch als Rohmaterial für eine unserer wichtigsten Ausfuhr-Industrien einem grossen Teile unserer Bevölkerung Arbeitsgelegenheit und damit das tägliche Brot, da Baumwollwaren immer an erster oder zweiter Stelle unseres Exports stehen, im Jahre 1904 z. B. mit 367 Millionen Mark.

Deutschland gebraucht jährlich etwa 1 800 000 Ballen = 8 Millionen Zentner Rohbaumwolle, und der Konsum steigt mit jedem Jahre um reichlich 3 Prozent. Der Gesamtproduktionswert der Baumwollindustrie in Deutschland beläuft sich jährlich rund auf 1 Milliarde Mark, und die Zahl der in ihr und ihren Nebenbetrieben direkt und indirekt beschäftigten Arbeiter auf nahe an 1 Million.

Diese wenigen Zahlen schon zeigen deutlich, wie überaus wichtig es für unser Wirtschaftsleben ist, jederzeit Rohbaumwolle in genügender Menge und zu hinreichend billigen Preisen beziehen zu können.

Wie steht es nun mit unsern bisherigen Bezugsländern?

Nachdem Produktionsgebiete wie Westindien, Südamerika und die Levante relativ mehr und mehr in den Hintergrund getreten sind, konzentriert sich die Baumwollerzeugung, soweit sie für den Welthandel in Frage kommt, heute überwiegend auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika, Ostindien und Ägypten.

Ägyptens Baumwolle ist berühmt durch die Länge und Feinheit des Stapels und ihren seidenartigen Glanz, aber das dort zur Verfügung stehende Areal ist klein und nur geringer Ausdehnung fähig. In Ostindien ist die Produktion seit 1890 ins Stocken gekommen; auch ist die dort erzeugte Baumwolle meist kurzstapelig und dementsprechend nur für geringere Stoffe zu verwenden. Ausschlaggebend für Europa ist also Nordamerika, für dessen Baumwolle die euro-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

päische Industrie überwiegend eingerichtet ist und die zirka 80 Prozent ihres Bedarfs dort deckt.

Aber auch in Nordamerika war seit 1899 ein Stillstand oder eine Stockung in der Baumwollproduktion eingetreten, verursacht durch Erschöpfung des Bodens, Verschlechterung der Saat, verheerende Pflanzenschädlinge und teilweise auch durch Arbeitermangel.

Dieser Stillstand, ja Rückgang in der Welternte wurde für Europa weiter verschärft durch eine starke Entwickelung der eigenen Baumwoll-Industrie in den beiden wichtigsten Baumwoll-Produktionsländern: Nordamerika und Ostindien, die damit einen stetig wachsenden Anteil ihrer Baumwollernte im eigenen Lande verarbeiten. Nordamerika braucht jetzt bereits über ein Drittel seiner heimischen Ernte selbst, und es besteht das Streben und die unaufhaltsame Tendenz, die Verarbeitung der Baumwolle zu Garnen und Geweben mehr und mehr in den Produktionsländern der Rohbaumwolle zu konzentrieren und das wertvolle Material in Zukunft, wenn überhaupt, nicht mehr als Rohprodukt, sondern in veredeltem Zustande, als Garne und Gewebe, zu exportieren.

Erzeugten die knappen Baumwollernten einerseits und der gesteigerte Weltbedarf anderseits einen natürlichen Mangel an Rohmaterial und gaben somit Anlass zu einer natürlichen Preissteigerung, so benutzte eine Gruppe von kapitalkräftigen und skrupellosen Spekulanten in Nordamerika diese Verhältnisse, um 1903/4 die Preise dieses so wichtigen Rohmaterials ins Ungemessene in die Höhe zu treiben und eine so wilde Preisbewegung herbeizuführen, wie sie die Welt seit den Zeiten des nordamerikanischen Bürgerkrieges niemals auch nur annähernd gesehen hat. Notierte man das Pfund amerikanische Baumwolle 1899 vorübergehend mit 28 Pfennigen, so war es im Februar 1904 auf 85 Pfennige, also auf das Dreifache gestiegen, und Fachleute bezeichneten das Ganze bereits als Vorspiel zu einem den Welthandelsartikel Baumwolle monopolisierenden Trust.

Unter dieser gewaltigen und unvorhergesehenen Steigerung der Preise litten alle europäischen Industriestaaten schwer, am meisten aber die beiden Länder, welche in der alten Welt die höchstenwickelte Baumwollindustrie besitzen: England und Deutschland; die Knappheit des Rohmaterials führte zu namhaften Betriebseinschränkungen und zu Arbeiterentlassungen in grossem Massstabe; die heftigen Preisschwankungen machten jede Kalkulation unsicher, und die Gesamtlage gab zu den ernstesten Bedenken für die Zukunft der Baumwollindustrie Veranlassung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sind nun die hohen Baumwollpreise der Letztzeit zum Teil auch auf die skrupellosen Machenschaften verwegener Spekulanten zurückzuführen, so wäre es doch durchaus unrichtig, zu behaupten, dass die Preistreiberei ausschliesslich auf der Einwirkung der Spekulation beruhe; das ist sicherlich nicht allein der Fall, sondern der Hauptgrund ist in der jetzt feststehenden Tatsache zu suchen, dass während der letzten Jahre die Baumwoll-Erzeugung nicht mit dem Verbrauche Schritt gehalten hat, und auch das Faktum, dass die letzte amerikanische Ernte von rund 13,5 Millionen Ballen nach einer fünfjährigen Periode von Unterproduktion eine überraschend grosse, eine Rekord-Ernte war, ändert daran kaum etwas. Die Baumwollpreise haben dadurch im vorigen Jahre einen jähen Sturz erlitten, und so aufs neue eine grosse Beunruhigung in die Industrie getragen, welche auf die für ihre gesunde Entwickelung nötige grössere Stetigkeit der Preise nicht rechnen kann, so lange Nordamerika infolge seines unbedingten Übergewichts in der Baumwollproduktion die Preise diktiert und seine wilde Spekulation jede Berechnung illusorisch macht.

Nichts kann uns aus dieser unerträglichen Position erretten, als eine wesentliche Erhöhung der Rohstofferzeugung, und die Ereignisse der Jüngstzeit haben deutlich erwiesen, wie erstrebenswert es ist, nicht nur auf fremde Bezugsländer angewiesen zu sein, wie es gerade Deutschland mit seiner Riesen-Baumwollindustrie ist.

Am ungünstigsten in bezug auf seine Baumwollbeschaffung ist nämlich bislang Deutschland gestellt. Unsere beiden grossen Konkurrenten in der Baumwollindustrie, England und Amerika, haben ihre eigene Baumwolle. Die Amerikaner im eigenen Lande, und die konkurrenzlosen Fabriken der Südstaaten häufig sogar eigene Plantagen direkt vor der Spinnerei; England besitzt seine grossen Baumwollkulturen in Indien und Ägypten; Russland vermag, dank seiner durch die Regierung seit 25 Jahren planmässig geförderten Baumwollkulturen in Zentralasien, heute bereits ein Drittel seines Baumwollbedarfs selbst zu decken; nur Deutschland mit seiner Riesenindustrie ist gänzlich auf fremde Rohbaumwolle angewiesen, und es ist deshalb natürlich, dass das Thema einer grösseren Sicherung der Baumwollzufuhr zunächst in Deutschland auf die Tagesordnung gesetzt wurde, und zwar nicht erst gelegentlich der jüngsten Krisen.

Schüchterne Versuche mit Baumwollanbau waren in verschiedenen unserer Kolonien bereits kurz nach ihrem Erwerb unternommen worden, und Fürst Bismarck, dem der Anbau von Baumwolle als eins der wichtigsten Mittel zur wirtschaftlichen Entwickelung überseeischer Gebiete erschien, suchte 1889 diese Bestrebungen praktisch und rationell auch von Amts wegen zu fördern, allerdings ohne Erfolg. Im Jahre

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

1892 unternahm die Regierung einen erneuten Versuch, den Zentralverband deutscher Industrieller und den Verein Süddeutscher Baumwoll-Industrieller zur Mitwirkung an einem weiteren Vorgehen auf dem Gebiete des Baumwollanbaus in unsern Kolonien zu gewinnen; aber angesichts der damals reichlichen Versorgung durch Amerika rieten die Interessenten an, das geplante Vorgehen auf spätere Zeiten zu verschieben, und erst um die Wende des Jahrhunderts traten sächsische und Elsässer Baumwoll-Industrielle wieder mit Wünschen und Projekten in dieser Angelegenheit an die Regierung heran. Das Verdienst, die Bearbeitung des Problems praktisch und mit zäher Ausdauer in die Hand genommen und methodisch durchgeführt zu haben, gebührt jedoch dem wirtschaftlichen Ausschuss der Deutschen Kolonialgesellschaft, dem Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee, welches nach vorbereitenden Aufsätzen in seinem Organ in den Jahren 1898 und 1899 am 20. Januar 1900 die Entsendung einer Baumwoll-Expedition zwecks Einführung rationeller Baumwollkultur in unsern Kolonien endgültig in seinen Arbeitsplan aufnahm, und zwar zunächst für Togo, wo die Verhältnisse besonders günstig zu liegen schienen.

Als Grundbedingungen für einen lohnenden Baumwollbau sind nämlich hinzustellen: Geeignete klimatische und Bodenverhältnisse, genügendes Angebot eingeborener farbiger Arbeiter, und schliesslich leistungsfähige und billige Transportmittel. Ein üppiger Boden ist dabei weniger wichtig, als ein gesichertes Klima mit ausgesprochener Regen- und Trockenzeit; ohne billige eingeborene Arbeiter aber, wie sie in Nordamerika, Indien und Ägypten in reichem Masse vorhanden, bleibt jede Baumwollkultur im Grossen ein Ding der Unmöglichkeit; und ohne leistungsfähige und billige Transportmittel würde das erzeugte Produkt nicht auf dem Weltmarkt konkurrieren können, so dass also fast überall auch Eisenbahnbau nötig ist, um Baumwollpflanzungen möglich, praktisch und nutzbringend zu machen, und endlich eine grosszügige Tarifpolitik der Dampferlinien.

Die günstigsten Vorbedingungen bietet nun in weiten Teilen Afrika, das von manchen geradezu als das „Baumwollland der Zukunft" bezeichnet worden ist, und zwar haben Boden-, Klima- und Arbeiterverhältnisse zunächst auf Westafrika hingewiesen, welches neben einem ungeheuren, für Baumwollbau geeigneten Areal, das in Kauf oder Pacht wesentlich billiger als in den Vereinigten Staaten ist, den Vorteil billiger Arbeitskraft besitzt.

Schon seit alten Zeiten sind Baumwollbau und Webstuhl, wenn auch überall nur in Kleinbetrieben, wohlbekannte und weitverbreitete Kulturförderer Westafrikas gewesen, und man findet dort auch heute noch an vielen Stellen Baumwolle, überwiegend allerdings in einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mehr oder weniger verwilderten Zustande, darunter aber auch in Varietäten, die der amerikanischen „middling" gleich oder überlegen sind, und gerade solche sind für Deutschlands Massenkonsum erforderlich.

Für Togo aber sprach von Anfang an der günstige Umstand mit, dass sich besonders das Innere durch unbedingte Sicherheit des Eintretens der Regenzeit und der Trockenheit auszeichnet und die friedliche, fleissige und verhältnismässig dichte Bevölkerung in beiden Geschlechtern von Jugend auf an Feldarbeit gewöhnt ist.

Auf dieser Basis setzten die Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees ein, welches, unterstützt durch die Erträgnisse der Wohlfahrtslotterie, durch Beiträge der deutschen Baumwollinteressenten und der Deutschen Kolonialgesellschaft, im November 1900 seine erste Baumwoll-Expedition nach Togo entsandte, um dort mit Hilfe von amerikanischen, theoretisch und praktisch in der Baumwollkultur ausgebildeten Negern eine Volkskultur in die Wege zu leiten und die Eingeborenen allmählich zu Baumwollpflanzern zu erziehen. In Paranthese sei hier eingeschaltet, dass auch in den Vereinigten Staaten die Durchschnittsgrösse der Baumwollfarmen laut letztem Zensus von 1899 nur 6,87 ha beträgt und die Baumwolle auch dort nicht von Plantagenbesitzern in Grossbetrieben gebaut wird. Vor allem galt es in Togo, den Eingeborenen klar zu machen, dass die Baumwollkultur auch in ihrem Interesse liegt und nicht nur, wie sie im allgemeinen glauben, wie alles, was der Europäer tue, nur für dessen alleinigen Nutzen und auf Kosten der Eingeborenen gehe. Zu diesem Zwecke, d. h. um sie zum Anbau zu stimulieren und vor den eventuell abschreckenden Schwankungen und Preisstürzen des Weltmarkts zu bewahren, wird ihnen von seiten des Komitees vorläufig ein bestimmter fester Preis für alle von ihnen gebaute Baumwolle garantiert, nämlich 30 Pfennige für je drei Pfund unentkernter Baumwolle frei Lome bezw. Küstenbahn.

Über den seit nunmehr fünf Jahren mit bewunderungswerter Methode durchgeführten Arbeitsplan des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees hier im einzelnen zu berichten, ist durch die beschränkte Zeit ausgeschlossen, es muss genügen, festzustellen, dass die Baumwollkultur als Volkskultur in Togo heute gesichert erscheint, dass im Agu-Bezirk schon im Herbste vorigen Jahres etwa 90 Prozent aller Eingeborenenfelder von Bohnen, Mais und Yams mit Baumwolle als Zwischenkultur bestellt waren, und dass auch die Verknüpfung von Baumwollkultur mit dem Anbau von Kokospalmen an der Togo-Küste nach Versuchen der Pflanzungsgesellschaft Kpeme als durchführbar und aussichtsreich erscheint.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei erheblicher Vergrösserung der Anbauflächen haben sich die Erntemengen bislang von Jahr zu Jahr verdoppelt, und diese progressive Zunahme berechtigt zu guten Hoffnungen für die Zukunft, so klein die Mengen vorläufig auch noch sind; schätzt man doch die in Togo vorhandenen, für Baumwollbau geeigneten Gebiete auf ungefähr denselben Umfang, wie die Baumwollanbaufläche Ägyptens. Was die Qualität der Togo-Baumwolle anbetrifft, so geben die bisher erzielten Resultate der Kreuzung zwischen einheimischer und amerikanischer Saat begründete Aussicht, hier mit der Zeit eine einheitliche hochwertige Marke amerikanischen Charakters zu erzielen.

Die Organisation des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in Togo weist heute eine Baumwoll-Inspektion mit Sitz in Lome auf, die unter einem deutsch-amerikanischen Baumwollfarmer steht und die Erzielung eines möglichst einheitlichen Vorgehens bezweckt; daneben wirkt ein Spezialkommissar im Gebiet der im Bau begriffenen Inlandbahn im Interesse der Einführung rationellen Baumwollbaus und einer sachgemässen Erntebereitung; und eine Baumwollschule in Nuatschä unterrichtet durch farbige Amerikaner intelligentere junge Leute aus den verschiedenen Bezirken des Schutzgebiets in ein- oder zweijährigem Kursus; die ausgebildeten Schüler finden dann in ihren Heimatsdistrikten als Lehrmeister Verwendung.

Aufkauf, Entkernung und Vertrieb der Togo-Baumwolle liegen jetzt noch zum grössten Teile in den Händen des Komitees, sollen aber allmählich auf die in der Kolonie ansässigen Erwerbsfirmen übergeführt werden, und die Deutsche Togogesellschaft und die Pflanzungsgesellschaft Kpeme haben als erste die dafür nötigen technischen Einrichtungen mit Kraftbetrieb bereits getroffen.

Was die so wichtige Transportfrage anbetrifft, so reicht das vorhandene und zu Trägerdiensten bereite Menschenmaterial schon jetzt kaum zur Bewältigung des Frachtverkehrs hin; Zugtiere aber sind bislang — solange noch kein wirksames Immunisierungsverfahren existiert — der Tsetsefliege wegen in weiten Strecken ausgeschlossen, und so gilt es denn, die modernen Transportmittel der Eisenbahn und des Fracht-Selbstfahrers auszunützen. Die 45 Kilometer lange Togo-Küstenbahn ist in diesem Jahre bereits in Betrieb genommen worden; die 120 Kilometer lange Hinterlandbahn Lome—Palime, welche mit der Einführung der Baumwollkultur in engstem Zusammenhange steht und deren wirtschaftliche und technische Tracierung vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee geleistet wurde, ist im Bau, und wegen Beschaffung eines leistungsfähigen Tropenautomobils hat dasselbe Komitee ein Preisausschreiben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erlassen; die bislang gesammelten Erfahrungen scheinen zugunsten von Last-Selbstfahrern mit Dampfantrieb und Holzfeuerung zu sprechen, wie sie für den Kongostaat ausprobiert wurden. Dem weiteren Ausbau des Wegenetzes und der Zufuhrstrassen aber wird nach Massgabe der vorhandenen Mittel und Arbeitskräfte von seiten des Gouvernements Rechnung getragen, wie der jetzige Gouverneur Graf Zech den wirtschaftlichen Aufgaben überhaupt ein ebenso eifriger, als verständnisvoller Förderer ist.

Was unsere beiden andern westafrikanischen Kolonien anbelangt, so wird im Hinterland von Kamerun die Baumwollkultur stellenweise bereits in recht nennenswertem Masse von den Eingeborenen betrieben, und das bislang nur dem einheimischen Bedarf dienende Produkt könnte vielleicht auf dem Wasserweg des Niger-Benuë ausgeführt werden. Neuerdings sind auch seitens der Regierungsstationen, der Missionen und der Pflanzungsgesellschaft „Viktoria" an verschiedenen Orten Versuche mit Baumwollanpflanzungen vorgenommen und vom Kolonial-Wirtschaftlichen Komitee unterstützt worden, und letzteres nimmt jetzt auch Kulturversuche in Bamum vor; könnte der dort von den Eingeborenen in kleinem Massstabe betriebene Baumwollbau nennenswert ausgedehnt werden, so wäre dies für die Rentabilität einer Eisenbahnfortsetzung in dies Gebiet hinein von ausschlaggebender Bedeutung.

In Südwestafrika unternommene kleinere Versuche ergaben eine Baumwolle von erstaunlicher Länge und Feinheit des Stapels, der berühmten Sea Island gleich bewertet, und es lag auch bereits ein durch den Aufstand zurückgestellter Plan von Farmern vor, in einem geschlossenen, an der Otavi-Bahn liegenden Gebiet Baumwollbau zu treiben. Ob es aber gelingen wird, in dieser Kolonie eine der Grundbedingungen einer lohnenden grösseren Kultur, genügende Anzahl billiger Arbeiter, zu realisieren, erscheint mir doch fraglich.

Dagegen sind die Aussichten wieder recht gute in der grössten unserer Kolonien, in Deutsch-Ostafrika, auf welches 1902 die Baumwoll-Unternehmungen des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees ausgedehnt wurden, nachdem 1886/88 hier bereits von deutscher Seite in Kikogwe vorgenommene Anbauversuche keine befriedigenden Ergebnisse geliefert hatten, hauptsächlich wohl deshalb, weil es an einem systematischen Vorgehen und einer planmässigen Zusammenfassung und Sichtung der Resultate gemangelt hatte. Klimatische und Bodenverhältnisse eignen sich aber auch hier für Baumwollanbau, und zwar scheinen die klimatischen Bedingungen im allgemeinen günstiger im Süden unseres ostafrikanischen Schutzgebietes zu sein, als in dem betreffs seiner Niederschläge unsicheren Norden; nur galt es,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

entsprechend den abweichenden lokalen Verhältnissen, die Organisation der Baumwoll-Unternehmungen wesentlich anders zu gestalten, als in Togo. Da der Stand der Bevölkerung in Ostafrika für die Nächstzeit von einem selbständigen Kleinbetrieb der Eingeborenen nicht allzuviel erwarten lässt, so suchte man hier hauptsächlich die plantagenmässig betriebenen Kulturversuche der Regierungs- und Militärstationen, der Kommunen, Pflanzungsgesellschaften und Missionen lebensfähig zu machen, und zwar wird es sich hier nicht um ein Produkt amerikanischen, sondern ägyptischen Charakters handeln.

Während nämlich in Ostindien und Amerika alle Versuche, dort die hochwertige ägyptische Baumwolle zu akklimatisieren, scheiterten, hat in Ostafrika bemerkenswerterweise die ägyptische Baumwolle ihre charakteristische und besonders wertvolle Eigenschaft des langen und seidenartigen Stapels behalten, und man führt deshalb dort von ausländischen Saaten seit 1904 überhaupt nur noch ägyptische in verschiedenen Sorten ein.

Die Versuche erstrecken sich in Deutsch-Ostafrika auf die verschiedensten Gegenden, und zwar zunächst auf sämtliche Küstendistrikte, aber auch am Kilimandscharo, am Victoria Njansa und am Njassa sind bereits grössere Versuche mit Eingeborenen- und Plantagenkulturen unternommen worden, und das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee hat vorläufig auch hier die Garantie dafür übernommen, jedes im Schutzgebiet produzierte Quantum Baumwolle in Deutschland ohne Anrechnung einer Kommission bestmöglich zu verkaufen, oder aber jedes Quantum frei Küste Ostafrika zu einem bestimmten Preise abzunehmen, nämlich zu 40 bezw. 30 Pfennigen für das Pfund entkernter Baumwolle, je nachdem sie der ägyptischen gleichwertig ist oder nicht.

Auch verschiedene Erwerbsgesellschaften Deutsch-Ostafrikas befassen sich bereits mit dem Aufkauf von Baumwolle, und laut jüngsten Berichten haben sich auch die indischen Händler schon lebhaft für das Geschäft interessiert und bezahlen gute Preise für Baumwolle, wie für Baumwollsaat. Eine besondere Baumwollbau-Genossenschaft hat sich im Frühjahr 1905 für den Tanga-Bezirk gebildet, um eine Organisation der Interessenten für Anbau, Vertrieb, Finanzierung und billige Verfrachtung der Baumwolle anzustreben.

Die Oberleitung der Arbeiten des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees in Ostafrika untersteht bislang dem in diesem Jahre erstmalig entsandten ständigen wirtschaftlichen Kommissar des Komitees in Dar es salam, und das weitere Personal setzt sich zusammen aus deutsch-amerikanischen Baumwoll-Inspek-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

toren, einem Experten für ägyptische Baumwolle und den Schülern und den Arbeitern der vom Komitee geschaffenen Baumwollschule Rufiyi, welche einheimische Schüler in Kultur und Erntebereitung ausbilden soll. Der Kommissar hat auch die spezielle Aufgabe, die Besiedelung der dünn bewohnten Küstengebiete aus dem volkreichen Innern zum Zwecke der Selbstproduktion der Angesiedelten anzustreben.

Was die Transportfrage anbetrifft, so hat bereits die kurze Usambara-Bahn (129 km) zur Ausbreitung der Kultur günstig gewirkt, und die jetzt in Angriff genommene Mrogoro-Bahn wird in ihrem Bereiche von 230 km dasselbe tun; die Errichtung von Aufkaufsmärkten und Entkernungsstationen längs der Strecke ist bereits vorgesehen. Am Victoria Njansa ist Vieh vorhanden und dann bequeme Dhau-Verbindung über den See hinüber nach Port Florence, von wo aus die Uganda-Bahn Anschluss an den Weltverkehr vermittelt. Im Rufiyi-Gebiet, wo nach Angabe von Sachverständigen 700 000 ha vorzüglichen Baumwoll-Landes zur Verfügung stehen, dient auf 150 km der schiffbare Strom selbst, und was schliesslich das Njassa-Gebiet anbelangt, so hat das Kolonial-Wirtschaftliche Komitee 1904/05 eine Expedition entsandt, um den wirtschaftlichen Wert des Interessengebiets einer etwa 670 km langen Bahn zu erkunden, die den Verkehr von dem zentralafrikanischen Seengebiet an die deutsche Küste lenken und gleichzeitig der Förderung der Baumwollkultur im Süden unserer Kolonie dienen soll. Ein grosszügiger Plan betreffs allmählichen Ausbaus eines Wegenetzes ist bereits vor einiger Zeit von dem verdienten Gouverneur, Graf Goetzen, aufgestellt worden.

So steht denn, wie Togo, so auch Deutsch-Ostafrika, aber mit der Möglichkeit einer weit grösseren Flächenausnutzung, heute im Zeichen der Baumwolle, und das hier erzeugte Produkt hat auf der Weltausstellung in St. Louis 1904 die goldene Medaille, die höchste für Baumwolle verliehene Auszeichnung, erhalten.

Der Vollständigkeit halber sei erwähnt, dass durch Vermittelung des Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees sowohl, wie von anderer Seite, auch Baumwoll-Anbauversuche in Neu-Guinea und in verschiedenen andern Ländern gemacht wurden, die deutschem Einflusse indirekt zugänglich sind.

Mit der fabrikatorischen Prüfung der Togo- und Ostafrika-Baumwolle befassten sich in Deutschland etwa 50 der bedeutendsten Spinnereien und Webereien, und alle Urteile stimmen darin überein, dass die deutsche Kolonial-Baumwolle sich von Lieferung zu Lieferung verbessert hat und eine für die deutsche Industrie durchaus marktgängige Ware darstellt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Natürlich kann man nicht auf den Tag voraussagen, wann unsere Kolonien in der Lage sein werden, nennenswerte Quantitäten zu liefern, und est ist gut, vor Überschätzung zu warnen; es sind noch gar viele Schwierigkeiten zu überwinden. Ist es in Europa schon schwer, Heim-Industrien zu verpflanzen, wie viel mehr in Afrika. Aber dass der dunkle Erdteil in etwa zehn Jahren unter den Baumwolle liefernden Ländern eine Rolle spielen wird — auch abgesehen von Ägypten — darf man wohl mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen.

Steht Deutschlands Vorgehen in Afrika doch keineswegs vereinzelt da, sondern dem deutschen Beispiel folgend, sind sämtliche europäische Kolonialmächte in den „Baumwoll-Kulturkampf" eingetreten, um in bisher vernachlässigten Gebieten, und zunächst natürlich in den eigenen Kolonien, die Baumwollkultur auf möglichst breiter Basis einzuführen. Mit Ausnahme von Russland, Spanien und Portugal, wo der Staat für Förderung der Baumwollkultur eintritt, ist diese Bewegung überall aus der Privatinitiative der unmittelbar beteiligten Kreise hervorgegangen und in grossen Vereinigungen organisiert, welche die Mittel überwiegend im Wege von freiwilligen Beiträgen aufbringen und von den amtlichen Stellen wohlwollend unterstützt werden.

In erster Linie steht natürlich, entsprechend seiner hervorragenden Baumwoll-Industrie und seinem Reichtum verschiedenartigster Kolonien, England, wo sich 1902 die British Cotton Growing Association bildete, die, von der opferwilligen englischen Textil-Industrie und bemerkenswerter Weise auch von den einsichtigen Gewerkschaften Lancashires unterstützt, 1904 ihr Kapital auf 10 Millionen Mark zu erhöhen beschloss und von der Regierung mit einem Königlichen Charter belehnt wurde. Neben Ostindien, einigen Teilen Australiens, Fidschi, Borneo, Cypern und Westindien konzentrieren sich auch die englischen Versuche im wesentlichen auf Afrika, und zwar einesteils den Sudan, Uganda, Britisch-Ost- und Zentralafrika und Rhodesia, insbesondere aber auf Westafrika, wo die Verwaltungen von Sierra-Leone, Lagos und Nigeria der Association für eine Reihe von Jahren grössere Beiträge zugesichert haben.

Auch in Frankreich gründete man Anfang 1903 eine Association Cotonnière Coloniale, welche ihre Tätigkeit, um sich nicht zu zersplittern, vorläufig gleichfalls auf Afrika konzentriert und dort mit Aussicht auf Erfolg angefangen hat zu arbeiten im sudanesischen Hinterland von Senegambien, in Dahomey, Madagaskar und Algerien, während die Regierung den Baumwollanbau seitens der Eingeborenen in Indochina auszudehnen sucht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gesellschaften zur Förderung der Baumwollkulturen wurden ferner gegründet in Belgien für den Kongostaat; in Holland für die niederländischen Kolonien; in Italien für Erythräa, während die Interessenten der Schweiz, Österreichs und Russisch-Polens die Bestrebungen des Deutschen Kolonial-Wirtschaftlichen Komitees finanziell unterstützen, ebenso wie das sämtliche Bezirke der deutschen Baumwollindustrie tun. Selbst in Tokio hat sich vor kurzem eine Japanische Baumwollplantagen-Gesellschaft für Korea gebildet, welche von der Regierung unterstützt wird.

Das Deutsche Kolonial-Wirtschaftliche Komitee steht betreffs der erzielten Erfahrungen in regelmässigem freundschaftlichen Meinungsaustausch mit allen und besonders mit den englischen und französischen Schwestergesellschaften, mit denen die denkbar besten Beziehungen bestehen, da die Interessen der verschiedenen europäischen Nationen in zielbewusster Ausdehnung des Baumwollbaus zusammenfallen und man davon überzeugt ist, von der gleichen Gefahr bedroht zu sein und sich unterstützen zu müssen.

Die Vorgänge im Baumwollmarkt während der letzten Jahre haben es nötig erscheinen lassen, neben den Vereinigungen in den verschiedenen Baumwolle konsumierenden Ländern selbst auch einen internationalen Verband zur Vertretung gemeinsamer Interessen zu schaffen, und dieser 1904 erstmalig in Zürich, 1905 in Manchester zusammengetretene Internationale Baumwollkongress hat an alle Nationen Europas das dringende Ersuchen gerichtet, das äusserste zur Förderung des Baumwollbaus in ihren Kolonialbesitzungen zu tun.

Man kann diese internationalen Zusammenhänge nicht genügend stark betonen und kann sogar weiter gehen und behaupten, dass auch die nordamerikanischen Baumwoll-Industriellen ein Interesse an Erschliessung neuer Baumwoll-Gebiete ausserhalb der Vereinigten Staaten haben; denn wenn es wahr ist, dass für eine erhebliche Ausdehnung der Baumwoll-Produktion in den Südstaaten für die nächsten Jahre nur geringe Aussichten bestehen, so müssen die Amerikaner froh sein, wenn anderswo Baumwolle gepflanzt wird und ihnen ihre Bezugsquellen möglichst ungeschmälert erhalten bleiben. In der Tat haben sich 1905 erstmalig auch die Amerikaner an dem Internationalen Baumwollkongress beteiligt.

Der Dank der Nation aber gebührt den Männern, welche in Anbahnung und Ausübung dieser eminent praktischen Kolonialpolitik unserm Wirtschaftsleben dienen und dadurch weitere Kreise unseres Volkes, die den Kolonien bislang noch fremd und kühl gegenüberstehen, zum Interesse und zur Mitarbeit heranziehen. Sympathisieren doch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

selbst sonst kolonialfeindliche Gruppen, wie unsere Sozialdemokraten, mit Unternehmungen, deren Doppelziel es ist, eine Riesenindustrie, wie die deutsche Baumwoll-Spinnerei und Weberei, im Bezuge ihres Rohmaterials wenigstens einigermassen vom Auslande unabhängig zu machen und den Eingeborenen unserer Tropenkolonien eine neue und lohnende Export-Kultur zu schaffen.

Im Interesse der so wichtigen deutschen Baumwoll-Industrie sowohl, wie der wirtschaftlichen und finanziellen Entwickelung unserer Schutzgebiete ist zu wünschen, dass die im Gange befindlichen Versuche auch fernerhin von Erfolg gekrönt und stets mit den nötigen Mitteln und von dem Wohlwollen der Behörden unterstützt sein mögen. Und da wir uns gerade in den Räumen des Reichstags befinden, so möchte ich mit einem warmen Appell an dessen geehrte Herren Mitglieder schliessen: Auch mit Reichsmitteln nicht geizen zu wollen, wenn es sich um weitere Förderung dieser grossen Aufgabe handelt!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VI.

Die deutsche Auswanderung und die Einwanderung in den deutschen Kolonien.

Obmann: Regierungsrat a. D. und Privatdozent Dr. **Leidig,** Wilmersdorf-Berlin.

Vorsitzender: Regierungsrat a. D. Dr. **Leidig,** Wilmersdorf-Berlin.
v. Hermann-Schorn, Kammerherr, Schloss Schorn (Bayern).
Kommerzienrat **Cahensly,** M. d. R., Limburg.

Schriftführer: Assessor **Ramelow,** Berlin.
Referendar **Lacmann,** St. Johann i. E.

Wirtschaftliche Regsamkeit in den deutschen Kolonien Süd-Brasiliens.

Von Dr. **Herrmann Meyer,** Leipzig.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

In dem Wettbewerb der Länder, die für eine deutsche Auswanderung in Frage kommen, steht Südbrasilien mit an erster Stelle. Diese Erkenntnis, die auf gründlicher Beobachtung der Verhältnisse, auf praktischen Erfahrungen vieler Tausender von Landsleuten beruht, die dort eine sichere Existenz gefunden haben, hat schon vor drei Jahren den Kongress zur Resolution geführt, die Auswanderung nach Südbrasilien zu fördern und alle Unternehmungen durch deutsches Kapital,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deutschen Unternehmungsgeist und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu unterstützen. Südbrasilien ist aber kein Land, in dem den Kolonisten die Früchte in den Mund wachsen, es ist ein Land der Arbeit für jeden, der vorankommen will, und oft ein Land der Entbehrungen für die erste Zeit, bis der neue Kolonist das alte Gewand des an allerhand Bequemlichkeiten gewöhnten Europäers ausgezogen hat und mit Axt und Pflug, mit Holzhaus und Urwald vertraut wird. Freilich geht weder drüben, wie hier, das wirtschaftliche Leben immer den gleichen stetigen Gang aufwärts. Auch Brasilien hat seine Krisen, veranlasst namentlich durch Komplikationen von Wechselkursschwankungen, Zollmanövern einer noch nicht fest fundierten Finanzwirtschaft und von zeitweiligen Missernten. Aber das Land ist stark genug, um solche Schwierigkeiten immer wieder überwinden zu können, und der Kolonist, auch wenn er zeitweise für seine Produkte nur schlechte Preise erzielt und in seiner Kasse die Barmittel fehlen, hat doch nie Hunger zu leiden, denn sein fruchtbares Feld bietet ihm stets so viel reichliche Nahrung, dass er auch schwere Zeiten überwindet. Es ist für ihn kein Rückschritt, sondern nur ein Aufenthalt in der Entwickelung zu verspüren. Wohl gibt es Leute genug, die die Flinte ins Korn werfen, sobald nicht alles nach ihren Wünschen geht, und Gott und die Welt und das Land verfluchen. Besser wäre es, sie hielten Einkehr in sich selbst und suchten auch eigene Fehler zu entdecken, um aus ihnen eine Lehre zu ziehen und einen Halt zu gewinnen in unvermeidlichen Schwierigkeiten. Aus der Not heraus bildet sich der Verstand und der Mut, das haben die letzten zehn Jahre in Brasilien so recht erwiesen.

In keiner Periode haben sich so viel wirtschaftliche Regungen im Lande gezeigt, wie in dem für Handel und Landwirtschaft gleich schweren Anfang des Jahrhunderts. Auf die Gründe, die dem Lande trotz seiner Fruchtbarkeit und reichen Erträge einen wirtschaftlichen Aufschwung erschwerten, will ich hier nicht eingehen, sie liegen in der durch die Kaffeeüberproduktion der Mittelstaaten beeinflussten Finanzlage Brasiliens begründet, deren Aufbesserung nur mit gefährlichen Zoll- und Steueroperationen zu ermöglichen war, unter denen Handel und Landwirtschaft sehr litten. Diese beiden stehen aber in Südbrasilien enger als irgendwo in direktem Zusammenhange, denn der Importeur versorgt durch Reisende die zahlreichen Geschäftshäuser in den Kolonien mit Waren auf Kredit, der Geschäftsmann in der Kolonie gibt sie dem Kolonisten in der gleichen Weise oder erhält dafür Produkte. Tritt nun Überproduktion ein, was bei der durch die Kaffeepreisdepression in den Mittelstaaten eingetretenen Konkurrenz im Anbau der landläufigen Produkte, Bohnen, Mais u. a., sowie in der Herstellung von Butter usw., in den letzten Jahren geschah, so dass es dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Koloniekaufmann schwer fällt, die übernommenen Produkte zu einem angemessenen Preise in den Häfen loszuwerden, so fällt auch wenig Bargeld für den Kolonisten ab, und anderseits erhält der Importeur für seine Warenlieferung nur schwer Deckung. Die Kredite für die Koloniekaufleute sind darum sehr lange und gefährden das Importgeschäft, das an prompte Zahlungen an seine Lieferanten in Europa gebunden ist, sehr. Es galt darum, hier durch energische Eingriffe gründlich Wandel zu schaffen.

Von der Regierung war in dieser Richtung wenig Hilfe zu erwarten, da der Brasilianer in der Lösung wirtschaftlicher Probleme sehr wenig Geschick zeigt und alle Regungen in Parteipolitik und privaten Interessen untergehen. Das Ungeschick, das in Rio Grande do Sul die Regierung in der berüchtigten Landbereinigungsfrage gezeigt hat, die Einführung der Grundsteuer zur Entlastung der Importsteuer, die von der Bundesregierung dekretierte Wirtschaft der Klebesteuern und dergleichen, haben der Regierung bei den deutschen Kolonisten das Vertrauen verscherzt, und wenn man auch hofft, dass jetzt durch den Rücktritt des sehr wenig beliebten und dem Deutschtum nicht sehr freundlichen Staatssekretärs der öffentlichen Arbeiten ein Systemwechsel eintreten wird, so ist dies doch noch nicht erwiesen.

Die Initiative zur wirtschaftlichen Hebung musste jedenfalls von privater Seite kommen. Da ist es nun vor allem der Riograndenser Bauernverein, der nunmehr auf eine fünfjährige Tätigkeit zurückblickt und in der kurzen Zeit sehr viel Gutes bewirkt hat. Er setzt sich zusammen aus Kolonisten und landwirtschaftlichen Interessenten des ganzen Koloniegebiets und gliedert sich in eine grosse Zahl Sektionen, die eine gemeinschaftliche Vertretung in den alljährlichen Hauptversammlungen finden. Sein Bestreben ist in erster Linie, die Kolonisten zu einer intensiven und sachgemässen Kultivierung gewohnter Produkte und namentlich zur Einführung neuer oder bisher noch wenig geübter Produktionen zu bringen, die infolge ihres höheren Wertes auch die teueren Transportspesen zur Küste und zum Export vertragen, so dass sie sowohl in den Hafenstädten, wie weiter in den Plätzen Mittel- und Nordbrasiliens die Konkurrenz mit fremden Importprodukten aufnehmen können. Da für den Bezug geeigneten Saatgutes, guter Rassetiere, landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen zur Verarbeitung und Fertigstellung der Produkte dem einzelnen Kolonisten meist die Barmittel und gewöhnlich auch die Sachkenntnis und die Initiative fehlen, zielt der Bauernverein auf die Einführung ländlicher Genossenschaften hin, die die Besorgung und Verarbeitung auf gemeinsame Kosten übernehmen, aber auch — und dies ist ein sehr wichtiger Punkt — den Verkauf der genossenschaftlich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

verarbeiteten Produkte, z. B. fermentierten Tabak, raffiniertes Schmalz, Butter in Blechdosen u. a., direkt an den Fabrikanten bzw. Exporteur in den Hafenstädten besorgen und damit den Zwischenhandel des Vendisten, der die Waren nur verteuert und durch langes Lagern oft nicht verbessert, umgehen. Die genossenschaftlich mit guten Apparaten betriebene Verarbeitung muss naturgemäss ein viel besseres Produkt erzielen, als die Arbeit des einzelnen; die Arbeit ist ausserdem eine viel ökonomischere. Kein Wunder, wenn diese Produkte einen höheren Preis und besseren Ertrag erzielen, als das Einzelprodukt, zumal die Verfrachtung grösserer Partien ausserdem auf der Bahn einen erheblichen Rabatt geniesst. Es hält schwer, zuerst dieses den stets für sich weiterwurstelnden Bauern, die den tiefsten Grund alles Unheils immer nur im Boden, in der Kolonieverwaltung und namentlich im Vendisten sehen, in der richtigen Weise beizubringen. Der Bauer ist über alle Massen misstrauisch, glaubt stets, er werde übervorteilt und verhält sich, so lange ihm nicht in blanken Talern, bzw. in schmutzigen Banknoten, der Erfolg ad oculos demonstriert wird, meist zuerst ablehnend. Schuld daran tragen oft aber auch in hohem Masse die Vendisten, die durch Eingreifen der Genossenschaft ihren Verdienst an der Vermittelung zu verlieren fürchten und gegen die Einführung von Genossenschaften agitieren. Sie bedenken nicht, dass der Bauer durch den genossenschaftlichen Vertrieb namentlich besser bewerteter Produkte leichter zu Bargeld kommt und dann seine Bedürfnisse in der Vende bar bezahlt. Die Genossenschaften denken gar nicht daran, dem Vendisten das Wasser abzugraben. Es wird stets, wenn auch die Genossenschaft direkte Bezüge von einzelnen Waren, namentlich Geräten, vornimmt, noch sehr viel Gelegenheit, den Bedarf des Kolonisten zu decken, auch für den Vendisten übrig bleiben. Es gibt aber dann ein reinlicheres Geschäft gegen Barzahlung — auch an den Importeur —, die Waren werden durch Aufhebung der langen Kredite billiger, und jeder hat seinen Vorteil davon. Um die Produkte der Genossenschaften sofort kenntlich zu machen und ihre bessere Qualität zu dokumentieren, wird vom Bauernverein eine Vereinsschutzmarke eingeführt, die den Waren eine höhere Bewertung gegenüber nicht gezeichneten Waren zusichert.

Derartige Produktiv- und Bezugsgenossenschaften gibt es bereits mehrere, z. B. in S.-Cruz, Theewald und in meiner Kolonie eine Tabaksgenossenschaft, in Theewald eine gemeinsame Flachsproduktion, in Neu-Petropolis eine Malzgenossenschaft. Andere Genossenschaften zur Verarbeitung von Ölpflanzen (Erdnuss, Rizinus und Leinsamen), Seidenbau, der bereits in den italienischen Kolonien floriert, Molkerei, Schweinezucht und Schmalzsiederei, Reisbau und -schälerei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dergleichen werden nicht lange auf sich warten lassen. Wie nötig die Aufbesserung dieser Produktionen ist, möge daraus hervorgehen, dass z. B. Reis, und zwar eine auf dem Handelsmarkt schlechter bewertete Qualität aus Ostindien, jährlich noch in grossen Mengen eingeführt wird, während im Lande der Bedarf von ganz Brasilien und weit darüber gedeckt werden könnte. Noch eklatanter ist der Fall mit Butter, die, obwohl 6—7 Millionen Rinder die weiten Fluren Rio Grandes bevölkern, frisch in Porto Alegre doppelt so teuer ist als in Rio de Janeiro und nicht in Konkurrenz mit importierter dänischer und französischer Konservenbutter, das halbe Kilo zu 2,50 Mk., treten kann. Auch S.-Catharina verliert mit seiner primitiv hergestellten Butter in Rio de Janeiro immer mehr Terrain gegen die von Minenser Grossbetrieben gelieferte Ware. Doch ist die Minenser Produktion im Verhältnis zum Konsum noch sehr gering. Wenn man bedenkt, dass allein für 7 Millionen Mark Butter in Brasilien jährlich aus Europa eingeführt wird, kann man einer Entwickelung dieser Produktion bei rationellem Betriebe in den Südstaaten gewiss eine günstige Prognose stellen. Desgleichen wird ein gut raffiniertes Schmalz bald den nordamerikanischen Konkurrenten aus dem Felde schlagen. Auf der Weltausstellung in S. Louis wurde Rio Grandenser Schmalz von 14 Ausstellern mit goldenen Medaillen prämiiert, wie überhaupt Rio Grande als Produktionsland durch den Grand Prix ausgezeichnet wurde. Die Vorbedingung für Schmalzproduktion ist die Aufbesserung der Schweinezucht. Es haben sich darin bereits mehrere Privatunternehmen verdient gemacht, so vor allem der in meiner Kolonie tätige Herr v. Waldow auf seiner Fazenda Setta Branca, deren Yorkshirezucht im Lande bereits einen guten Namen hat. Diese wenigen Hinweise auf die Produktionen mögen genügen, um darzutun, dass die Bewegung des Bauernvereins nach dieser Richtung eine sichere Zukunft hat. Jeder Kolonist wird gut tun, diesem segensreichen Verbande beizutreten.

Aber auch nach einer andern Richtung ist der Bauernverein tätig — in der Gründung von Kreditgenossenschaften und der Errichtung von Sparkassen. Welchen Vorteil diese nach Raiffeisensystem einzurichtenden Verbände für die wirtschaftliche Bewegungsfreiheit des einzelnen haben, ist ja hier aus langjähriger Praxis sattsam bekannt. Es bestehen z. B. bereits elf derartige Sparkassen, eine mit etwa 30 000 Mark Umsatz. Am 25. September sollten — nach dem Beschlusse der Generalversammlung vom März, alle Sparkassen als eigene Vereinigung innerhalb des Bauernvereins unter Oberaufsicht des Zentralvorstandes zu stellen — die gemeinschaftlichen Statuten geschaffen und Vorschläge über Geldaustausch zwischen den einzelnen

Kassen, über Gründung einer Zentralkasse und dergleichen, gemacht werden. Wie die letzten Zeitungen melden, beginnt nun auch die Regierung dem Genossenschaftswesen Interesse entgegenzubringen. Die offizielle „Féderação" berichtet, dass der Staatspräsident eine Versammlung von Interessenten des Genossenschaftswesens berufen wolle, um speziell den Raiffeisenschen Sparkassen gebührende Aufmerksamkeit zu schenken.

Es ist diese Betätigung gewiss der Anregung des Centro Economico zu verdanken, des grossen wirtschaftlichen Verbandes, den Professor Jannasch im vorigen Jahre gelegentlich seines Besuches in Porto Alegre ins Leben gerufen hat, und der sich aus einer grossen Zahl für das Allgemeinwohl sich interessierender Männer, Deutsche und Brasilianer, unter diesen der Staatspräsident, zusammensetzt. Sein Ziel ist die allgemeine wirtschaftliche Hebung des Landes durch Zusammenwirken aller Kreise des Handels, der Industrie, der Landwirtschaft und der Behörden mit Hintansetzung aller Parteiinteressen. Den Bestrebungen des Bauernvereins schenkt der Centro Economico grosse Aufmerksamkeit, und in der Märzversammlung desselben kam es zu einem engeren Anschlusse der beiden wichtigen Institutionen. Die erste praktische Betätigung des Centro Economico war die „Erste Landwirtschaftliche Ausstellung" in Porto Alegre in diesem Frühjahre.

Es war ein gewisses Wagnis, eine derartige Veranstaltung zu treffen, bei der Schwerfälligkeit der Kolonisten und den schlechten Verkehrsverhältnissen, die das Risiko der Transporte wertvoller Ausstellungsobjekte erhöhten. Von Einzelheiten abgesehen, kann man aber wohl sagen, dass der Versuch geglückt ist. Die Ausstellung war recht gut beschickt und gab teilweise ein sehr gutes Bild von der Leistungsfähigkeit des Landes. Wenn man das nächste Mal die Vorbereitungen etwas früher trifft und den diesmal zur Erscheinung gekommenen Schwierigkeiten zu begegnen suchen wird, würden sich die Kolonisten sehr bald des Vorteils dieser Ausstellungen bewusst werden. Die Ausstellungen müssen sich aber in bestimmten Abständen wiederholen, auch wäre es wünschenswert, bei der Prämiierung stets grössere Quantitäten einer Produktion zu bevorzugen, um die Kolonisten zu einer intensiveren Kultur anzuregen; sonst sind es häufig nur die Resultate vorübergehender kleiner Versuche, die eine Auszeichnung erhalten. Auch in Bagé und Pelotas haben kurz darauf kleine landwirtschaftliche Ausstellungen der Sociedade Agricola Pastorial stattgefunden, die, wenn sie auch im allgemeinen kein anderes Bild boten als die Porto Alegrenser, doch beweisen, dass das Interesse für derartige Veranstaltungen sich entwickelt. Ebenso fand in Desterro in S. Catha-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rina am 1. Mai eine landwirtschaftliche Ausstellung statt, die sehr instruktiv gewesen sein soll.

Sehr wertvoll ist aber die Anregung des Rio Grandenser Bauernvereins, auch ein dauerndes Musterlager von Kolonieprodukten in Porto Alegre zu unterhalten, um in freier Konkurrenz den Einkäufern stets einen Überblick über die erzielten Qualitäten zu ermöglichen. — Sollte es glücken, in Deutschland eine Dauerausstellung landwirtschaftlicher Produkte ins Leben zu rufen, wie es der Centro Economico im Sinne hat, so würde manches Vorurteil gegen dieses Land im Volke schwinden und der guten Sache sicherlich viel gedient werden.

In neuerer Zeit begint man, namentlich auch seitens des Bauernvereins, dem Schutz des Waldes mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Raubwirtschaft der Italiener im Nordosten des Staates hat ein warnendes Beispiel gegeben. Namentlich sollen die Bauern dazu angeregt werden, die Bestände an den Flussufern und den Berghalden zu schonen, um einerseits ein Austrocknen, anderseits ein Vermuren zu verhindern. Solange kein allgemeines Forstgesetz, das jetzt nur den Schutz der Herva-Matébestände berücksichtigt, besteht, wird es eine Hauptaufgabe der Wirtschaftspolitik des Landes sein, dem unrationellen Abholzen Einhalt zu tun.

In der rationellen Bodenkultur und Saatpflege berühren sich die Bestrebungen des Bauernvereins mit denen der landwirtschaftlichen Versuchsstationen, und ein Hand in Handgehen kann nur Segen bringen. Derartige Versuchsstationen gibt es mehrere in Rio Grande und auch in S. Catharina. Ich erwähne die Fazenda Progresso, die staatliche Agronomische Versuchsstation, die besonders in Futtergräsern arbeitet, die Companhia Horticola in S. Cruz, speziell mit Obstbäumen, und als neueste Anlage die von mir in meiner Kolonie Neu-Württemberg ins Leben gerufene Wirtschaftliche Versuchsstation die durch Pflanz- und Bearbeitungsversuche aller Art, sowohl in schon bestehenden, wie neuen Kulturen belehrend auf die Kolonisten des Landes wirken und ihnen den Bezug von erprobten, für das Land passenden Sämereien zu billigen Preisen ermöglichen soll. In zweiter Linie wird sie auch der Viehzucht und später der Molkerei ihre Aufmerksamkeit zuwenden. Die Anlage ist fertiggestellt und steht unter der Leitung eines in Sumatra erprobten Tabakpflanzers, dem ein deutscher Landwirt als Assistent beigegeben ist. Das Hauptaugenmerk ist zunächst auf die Tabakskultur gerichtet, weil ich in ihr den Hauptfaktor für die Hebung des Landes erblicke. Es sind Sämereien aus allen renommierten Tabaksgebieten der Welt bezogen worden, deren Entwickelung in dieser Pflanzperiode erprobt wird. Gleichzeitig wird im

Schuppen der Genossenschaft unter der Leitung des Stationsleiters die Fermentierung der Ernte, sowohl der Station wie der Genossenschaft vorgenommen werden. Daneben werden zunächst Versuche angestellt mit Reis verschiedener Herkunft, Weizen, Gerste, Pyrethrum, Rizinus, Erdnuss, Ramie, Hopfen, Baumwolle, Hanf, Seidenzucht u. a. Auch Versuche mit Düngung und in der Bewirtschaftung des Kampbodens, die viele Freunde und Feinde hat, werden gemacht werden. Die Resultate dieser Versuche werden, soweit sie nicht von den Kolonisten selbst in Augenschein genommen werden können, in Wort und Schrift im Lande Verbreitung finden, wobei der Bauernverein aus eigenem Interesse seine Unterstützung nicht versagen wird.

Aus dem Zusammenwirken des Bauernvereins, des Centro Economico, der Versuchsstationen und privaten Initiative, wie sie in mannigfaltiger landwirtschaftlicher Industrie und in Kolonisationsunternehmen zum Ausdruck kommt, und der nun hoffentlich regeren Betätigung der Regierung, wird sich die Lage der Landwirtschaft Südbrasiliens und damit des Handels sicherlich bald kräftigen und stetig bessern, so dass sie nicht von temporären Erschütterungen, wie sie schlechte Ernten, Kursstürze usw. bringen, in Mitleidenschaft gezogen werden kann.

Diesen erfreulichen landwirtschaftlichen Regungen kommt nun auch von anderer Seite Hilfe, durch die der Blutkreislauf des ganzen wirtschaftlichen Organismus des Landes in schnellere Bahnen geführt und dem bisher in natürliche Fesseln geschlagenen Körper freiere Bewegung verliehen wird. Es ist dies eine gründliche Besserung des Verkehrswesens.

Bei einem Lande wie Rio Grande, das durch unglückliche Naturbedingungen von dem grossen Weltverkehr bisher nur mittelbar berührt werden kann, da den grossen Seedampfern die Barre an der Mündung der Lagoa dos Patos und diese selbst den Zugang zu den Haupthandelsstädten nicht erlaubt, ist zur Erschliessung des Handels vor allem eine Besserung der Schiffahrtsverhältnisse von nöten. Die unselige Barre ist daher stets das Schmerzenskind der Rio Grandenser Wirtschaftspolitik gewesen, und viel Geld ist im Laufe der Jahre zur Vertiefung und Sicherung des Fahrkanals verausgabt worden, ohne dass ein nennenswerter dauernder Erfolg erzielt worden wäre. Es ist deshalb mit Freuden zu begrüssen, dass die Bundesregierung sich nunmehr der Kalamität annehmen will und für die Schaffung einer auch tiefer gehenden Seeschiffen zugänglichen Fahrrinne die Summe von 24 Millionen in diesem Jahre ausgeworfen hat, die durch eine mit 4 Prozent zu verzinsende Anleihe gedeckt werden sollen, deren Aufbringung durch eine Erhöhung des Importzolles um zwei

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Prozent per Tonne und der Tonnengelder ermöglicht wird. Da die 1904 die Barre passierenden 844 Schiffe einen Gehalt von 377 000 Tons hatten, so ist die Anlage eine recht gute zu nennen, zumal zu bedenken ist, dass der Verkehr nach Eröffnung des neuen Weges noch ein viel regerer wird, da die erhöhten Importspesen und Tonnengelder auch nicht annähernd die durch das bisherige Umladen der Waren vom Überseedampfer auf flachgehende Schiffe entstehenden hohen Frachtspesen von 10 Mk. pro Tonne für die Strecke Rio Grande—Porto Alegre erreichen. Es scheint, als ob die Nordamerikaner sich hier eines der wichtigsten Geschäfte im Lande sichern wollten. Wenigstens hat der nordamerikanische Ingenieur Curthell der Bundesregierung das Angebot gemacht, binnen fünf Jahren Porto Alegre zu einem Seehafen zu machen. Seine Hintermänner, ein amerikanisches Konsortium, das im vorigen Jahre eine Expertenkommission auf eigener Jacht nach den Hauptwirtschaftsgebieten Brasiliens sandte, sind kapitalkräftig genug, um die Arrangements mit der Regierung zu treffen, aber auch um sich durch die Regelung der Schiffahrt eine recht erhebliche Einnahmequelle zu verschaffen. Für das Land wird diese tätige Hilfe ein grosser Segen sein; nur schade, dass diese Weisheit nicht von Deutschland kommt, das sich die besten Bissen wieder einmal wegschnappen lässt.

Hand in Hand mit der Hereinziehung Porto Alegres in den Weltverkehr müssen aber auch die Einrichtungen besserer Verbindungen mit den andern Häfen der brasilianischen Küste, sowie mit den Nachbarländern, Uruguay, Argentinien und natürlich auch Europa gehen. Bisher liefen alle grossen, von Europa über Rio de Janeiro nach Buenos Aires oder direkt gehenden Dampfer ohne Halt an Rio Grande vorüber, und nur die Hamburg-Südamerika-Linie lässt ungefähr alle zwei Wochen einen Dampfer von Hamburg mit vielen Zwischenstationen und langsamer Fahrt bis zur Stadt Rio Grande laufen, während an die schnellen direkten Linien nach Rio de Janeiro und Buenos Aires ein sehr unregelmässiger Küstendienst des Lloyd brasileiro und der Lageskompagnie anschloss, der in seiner Nachlässigkeit, Unzuverlässigkeit und Teuerkeit aller Beschreibung spottet. Es ist deshalb schon sehr mit Freuden zu begrüssen, dass dieser Gesellschaft in dem deutschen Unternehmen „Cruzeiro do Sul" von Th. Wille & Co. eine nachdrückliche Konkurenz erwächst, wenn seitens der Bundesregierung die dem Lloyd immer wieder — aber erfolglos — auf die Beine helfen will, dem neuen Unternehmen auch sehr viele missliche Klauseln in die Konzession eingepfropft worden sind. Die Sympathie der Rio Grandenser wendet sich sehr schnell dem Cruzeiro do Sul zu, der eine wöchentliche Verbindung mit Rio de Janeiro einerseits und Montevideo-Buenos Aires anderseits ermöglicht und auch nach Porto Alegre in

regelmässigem Anschluss rasche Verbindung schafft. Auch für den Reisenden ist auf diesen Dampfern endlich ein menschenwürdiger Aufenthalt geschaffen. — Von Süden her hat auch der Buenos Aireser grosse Reeder Mihanovich einen neuen regelmässigen Dienst mit Rio Grande in Aussicht genommen, so dass Rio Grande und Porto Alegre wenigstens mit den Haupthäfen des südwestlichen Atlantic gut verbunden werden. Dass nach Eröffnung der Barre für Tiefseedampfer auch mehrere der grossen direkten Überseelinien an diesem wichtigen Handelsplatze Südamerikas nicht vorbeifahren werden, ist selbstverständlich.

Kann somit der Entwickelung regerer und besserer Seehandelsbeziehungen ein günstiges Prognostikon gestellt werden, so ist nun auch die Möglichkeit, dem Produzenten im Inland den Absatz nach der Küste zu erleichtern, nähergerückt durch eine systematische und zielbewusste Eisenbahnpolitik. Die Rio Grandenser Eisenbahnen haben in ihren Besitzern so manche Wandlungen erfahren, und viel Geld ist verloren gegangen, z. B. in der wertvollen Bahnkonzession der Rio Grande-Nordwestbahngesellschaft, die aus Mangel an finanzieller Unterstützung in Deutschland vor zwei Jahren liquidieren musste. Das Bestreben der Bundesregierung, alle Bahnen Brasiliens in ihre Hand zu bekommen, ist auch in Rio Grande do Sul durch ein Dekret vom 6. Juni d. J. zum Ausdruck gebracht worden. Die Bundesregierung kauft alle Linien im Lande, soweit sie ihr noch nicht gehören, auf, teils von der Staatsregierung, teils von Privatkonsortien, und verpachtet den gesamten Betrieb den sehr regsamen, bereits im Lande tätigen belgischen Kompagnien Auxiliaire de Chemin de Fer und Secondaire de Chemins de Fer, die sich ad hoc zu einer neuen Gesellschaft vereinigt haben, mit der Verpflichtung, die noch ausstehenden Strecken des bestehenden Bahnneztes und spätere Erweiterungen auszuführen. Wenn man weiss, wie bisher z. B. an dem Ausbau der wichtigsten Bahn, die Porto Alegre mit dem Uruguay im Westen verbinden soll, getrödelt worden ist, so dass seit zehn Jahren ein grosses Stück noch mit der Diligence zurückgelegt wird, und wer diese Reise schon von Porto Alegre aus in einem elenden kleinen Dampfer bis zur Anfangsstation Margem do Taquary beginnen musste, wird den Segen einer direkten Bahnverbindung unmittelbar von Porto Alegre aus nach der Westgrenze und ins wirtschaftliche Zentrum des Landes verstehen. Der Schwerpunkt dieser Bahn liegt in der Führung der Strecke Margem bis Neu-Hamburg, wo sie die Bahn Porto Alegre—Taquara trifft. Es wird also nicht mehr nötig sein, in Margem wieder alle Waren mit erheblichen Umladespesen noch mehr zu belasten, und es ist auch zu erwarten, dass die Expedierung alsdann schneller erfolgt, so dass we-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

niger Gefahr für leicht verderbliche Produkte entsteht. Durch diese Bahn gewinnt Porto Alegre auch wieder an Terrain in der wirtschaftlichen Konkurrenz mit der Hafenstadt Rio Grande, das bereits direkte Bahnverbindung in der Southern Brasil mit Bagé, S. Maria und Cruz Alta, drei Hauptzentren der landwirtschaftlichen Produktion, hat. Namentlich ist Bagé für die Prosperität dieser Bahn von grosser Bedeutung, weil dort die Produkte einer intensiven Viehwirtschaft, die höhere Frachten vertragen, zur Verladung nach der Küste kommen, von wo sie nach dem Norden und nach Europa verfrachtet werden. Die gewöhnlichen Ackerbauprodukte, Bohnen, Mais, Mandioka usw., halten auch hier die hohen Spesen auf weiteren Strecken nicht aus, ebensowenig das in den nördlichen Koloniebezirken so reichlich zur Verfügung stehende treffliche Bauholz, das im Süden und an der Küste fehlt und dort von Finnland importiert wird. Weitere Bahnstrecken, deren Ausbau nun in absehbarer Zeit erfolgen muss — denn die neue Gesellschaft hat die Verpflichtung, bis Ende 1908 diese Strecken fertigzustellen bei hohen Geldstrafen — sind die Führung einer Stichbahn von Neu-Hamburg durch das fruchtbare Cahytal in das Herz der italienischen Kolonie Caxias und die Fortführung der Bahn S. Maria—C.-Alta — Passo Fundo nach dem Uruguay im Nordosten, wo sie mit der von S. Paulo kommenden, im Bau befindlichen Itararébahn zusammentreffen wird. Professor Jannasch macht mit Recht darauf aufmerksam, dass diese grosse Durchgangsbahn, wenn sie fertig ist, für Porto Alegre den Nachteil bringen muss, dass sie ihm die Zufuhr der Produkte aus dem Herzen des Landes nach Norden, dem ackerbauarmen Hinterlande S. Catharinas, Paranas und S. Paulos entzieht und deshalb eine Abzweigung von Passo Fundo über Lagoa Vermelha nach Caxias, etwa so, wie sie für die alte Rio Grande-Nordwestbahn-Trace vorgesehen war, nötig wird. Dadurch wird auch Porto Alegre in direkte Bahnverbindung mit S. Catharina und dem Norden gebracht. — Als letzte, sehr wichtige Strecke ist die Verbindung von der Bagébahn nach S.-Anna do Livramento an der uruguayschen Grenze vorgesehen, zum Anschluss an die dort endende, von Montevideo kommende Linie, so dass dadurch Rio Grande auch mit Uruguay in direkte Verbindung kommt. Die von der Rio Grande-Nordwestbahn beabsichtigte Erschliessung des Uruguaybogens und die Verbindung von Pelotas mit Porto Alegre wird alsdann nur eine Frage der Zeit sein.

Auch S. Catharina bekommt nun endlich durch die von Blumenau über Hammonia durch das Gebiet der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft bis zum Rio-Negro führende Bahn, die jetzt hoffentlich in Angriff genommen wird, einen Zufuhr- und Abfuhrweg der Kolonialprodukte aus den namentlich zur Regenzeit sehr schwer zugänglichen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Waldtälern der tieferen Hansakolonien. Für die Entwickelung der Hansa bildete diese Bahn eine Lebensfrage, zu deren Lösung man die Gesellschaft beglückwünschen muss.

Alle diese Bahnen können aber nur dann von Nutzen für das Land sein, wenn sie für die Produkte des Innern, speziell der Landwirtschaft, angemessene Frachten einführen. Denn bei den heutigen Frachtsätzen kann man es keinem Bauern zumuten, an einen Export nach der Küste zu denken, so lange er nicht Produkte erzielt, die einen höheren Preis haben, als sein Mais und seine Bohnen, und einige Milreis Fracht vertragen, ohne deshalb aus der Konkurrenz mit Importprodukten aus den Nachbarstaaten, Argentinien und andern Ländern, ausscheiden zu müssen. Die Bahnen wiederum sind auf ihre Frachten angewiesen, um bestehen zu können, haben doch alle bestehenden Linien ausser der Southern-Brasil im Jahre 1903 mit einem Defizit abgeschlossen. Es ist wohl zu erwarten, dass die neue belgische Gesellschaft dadurch, dass sie alle Bahnen in die Hand bekommt und bessere Verbindungen herstellt, den Betrieb verbilligen wird und damit auch die Frachten reduzieren kann. Der durch die Weiterführung der Linien erreichte Anschluss an den Durchgangsverkehr muss aber auch den Verkehr ganz bedeutend vergrössern, nicht unmittelbar, aber sicher, und die weitsehende Politik der Belgier ist daher sehr anzuerkennen, allerdings mit dem bitteren Beigeschmack, dass auch hier Deutschland wieder ins Hintertreffen kommt.

Die Regsamkeit der Belgier ist in Rio Grande do Sul überhaupt eine grosse, obwohl sie keinerlei ideelle Interessen, wie uns, an das Land fesseln, die uns zu einer regeren materiellen Betätigung anspornen sollten. So haben sie mehrere sehr rentable Kupferminen bei Caçapava in Betrieb, deren eine vor ungefähr 8 Jahren deutschen Industriellen wie sauer Bier angeboten wurde. Auch nach diesen Minen soll eine Bahn demnächst gebaut werden. Im Minenfach, namentlich Kupfer, konkurrieren auch noch andere Nationen, Engländer und Franzosen, letztere als Société anonyme de Cuivre du Seibol seit 1903. Noch ist eine sehr wichtige Kupferkonzession in Caçapava. Hoffentlich gelingt es, wenigstens für diese deutsches Kapital zu interessieren.

Bis 1904 war die Ausbeutung der Kohle eine sehr schwache, denn die in S. Jeronymo gebohrte Kohle zeigte geringe Qualität, so dass sie nur sehr beschränkte Verwendung fand. Auf Veranlassung des Verkehrsministers hat man dem Kohlenvorkommen in Süd-Brasilien aber nun erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt, und Mr. C. White, Chef des geologischen Dienstes in Washington, hat sowohl die Lager in Tubarão in S. Catharina, wie die von S. Jeronymo untersucht, und nach den von ihm in Deutschland an eingesandten Proben veranlassten Ana-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lysen die S. Jeronymokohle als geeignet für Briketts von der gleichen Qualität wie Cardiffbriketts und die Tularäokohle für noch gehaltreicher erklärt. Es ist zu erwarten, dass bei tieferen Bohrungen, die zum Teil von einem deutschen Konsortium jetzt ausgeführt werden, weit bessere Qualitäten erzielt werden. Auch Mr. White wird wohl nicht verfehlen, seine Landsleute auf diesen Punkt aufmerksam zu machen.

Von England aus wird ein grosses industrielles Unternehmen ins Leben gerufen: die Installierung einer grossen Schlächterei mit Fleischgefrieranstalt, in der Nähe Porto Alegres; auch ein Geschäft, das ebenso wie ähnliche Anstalten in Argentinien und Uruguay gut prosperieren wird.

Wenn somit das deutsche Kapital sich, abgesehen von den beiden Hauptkolonisationen, der Hanseatischen und der meinigen, der S. Catharinabahn und einigen Regungen im Minenwesen, fast auf der ganzen Linie in Süd-Brasilien viel zu ablehnend verhält und andern Nationen das Feld für zielbewusste industrielle und verkehrstechnische Unternehmen überlässt, und nur sein Handel das Feld behauptet, so ist es für das deutsche Volk doch nunmehr an der Zeit, durch eine intensive Kolonisation das von deutschen Pionieren der Arbeit geebnete Terrain zu besetzen und durch Ableitung der Auswanderung von Nord-Amerika nach Süd-Brasilien den vor 3 Jahren hier einstimmig zum Ausdruck gebrachten Willen, Südbrasilien erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, auch durchzusetzen. Die Konjunkturen sind günstige. Süd-Brasilien wird dank der Regsamkeit auf land- und verkehrswirtschaftlichem Gebiet in wenigen Jahren einen grossen Aufschwung nehmen. Lassen wir nicht die Zeit verstreichen und in andern Nationen, wie z. B. den Italienern, auch in der Landwirtschaft scharfe Konkurrenz erwachsen, unsere Enkel würden uns mit Recht diese Indolenz nie verzeihen können.

Patagonien, ein deutsches Kolonisationsgebiet.

Von **Arent,** General à la suite der argentinischen Armee, Charlottenburg.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Der Deutsche Kolonial-Kongress zu Berlin im Oktober 1902 hatte unter No. 6 folgenden Artikel zum Beschluss erhoben:

„Der deutsche Kolonial-Kongress ist der Ansicht, dass sowohl das ideelle Kulturinteresse und das Interesse der deutschen Auswanderung, als das Interesse des deutschen Handels und der deutschen Industrie die Ableitung der deutschen Auswanderung nach den mit gemässigtem Klima ausgestatteten Ländern von Südamerika, insbesondere nach Süd-Brasilien, und die Sammlung derselben in diesen Gegenden als notwendig erscheinen lässt. Daher ist die Ansiedelung von Deutschen daselbst durch deutschen Unternehmungsgeist, deutsches Kapital und deutsche Handelspolitik tatkräftig zu unterstützen."

Zunächst möchte ich vorausschicken, dass es absolut nicht meine Absicht ist, der Auswanderung als solcher überhaupt das Wort zu reden und unser Deutsches Reich dadurch entvölkern zu wollen.

Da unsere Bevölkerung aber beständig wächst und in Europa durch die bestehenden politischen Verhältnisse einer weiteren Ausdehnung des Deutschtums vorläufig Grenzen gezogen sind, so müssen wir unsern Volksüberschuss übers Meer ziehen lassen. Seit vielen Jahrzehnten ist derselbe hauptsächlich nach Nordamerika gezogen, wo er fast ausnahmslos schon in der zweiten Generation seine Muttersprache vergessen hat und ausserdem zu unserm wirtschaftlichen Gegner wird. Unsere eigenen Tropen-Kolonien werden hoffentlich unsern wirtschaftlichen Reichtum vermehren, jedermann aber weiss, dass ihr Klima ihre Kolonisierung durch europäische Ackerbauer unmöglich macht, und Südwestafrika ist ja leider vorläufig für die Hinleitung einer stärkeren Auswanderung nicht in Rechnung zu ziehen.

Aus welchen Gründen die Auswanderung stattfindet, gehört nicht hierher zu untersuchen, jedenfalls ist sicher, dass ein ständiger Auswanderungsstrom vorhanden ist, den ich auch nicht verstärkt wissen möchte, was dem Vaterlande nur noch mehr Arbeitskräfte rauben und seine Wehrkraft schwächen würde. Dass aber dieser Strom von seinem jetzigen hauptsächlichsten Ziel, Nordamerika, abgelenkt werden muss, liegt nur zu sehr in unserm nationalen Interesse, und dies hat den obengenannten Beschluss des ersten Kolonial-Kongresses veranlasst. Dieser Beschluss hat nur den Fehler, dass er rein platonisch ist und daher in drei Jahren keinerlei praktische Resultate gehabt hat. Hätte man diesem Beschluss vielleicht durch Ernennung einer Kommission zum Studium der einschlägigen Verhältnisse eine praktische Folge gegeben, so würde uns heut der Bericht dieser Kommission vorliegen und uns über die Aussichten einer deutschen Auswanderung nach den südamerikanischen Ländern aufklären.

Die in dem Artikel 6 getane Erwähnung von Süd-Brasilien als besonders für die deutsche Auswanderung geeignetes Land, hat seinen Grund darin (und das ist ja auch ganz gerechtfertigt), dass daselbst deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sche Kolonien seit längerer Zeit bereits existieren, denn zu den mit einem gemässigten Klima ausgestatteten Ländern gehört es nicht. Es ist im Gegenteil dort recht heiss (Jahres-Isotherme 22) und der Sommer in den Tälern, besonders für Norddeutsche, recht drückend, ebenso wie in den unter gleichem Breitengrade liegenden Provinzen des nördlichen Argentinien. Das beste über Südamerika erschienene geographische Werk von Latzina sagt darüber folgendes:

„Es ist sicher, dass in den zentralen und noch mehr in den nördlichen Provinzen Argentiniens das heisse Klima ein Hindernis für die Akklimatisierung der europäschen Rasse ist und infolgedessen auch für die Arbeitstätigkeit der Bewohner und die ökonomische Entwickelung des Landes."

Von dem Gesichtspunkt des Klimas aus, das doch einen wesentlichen Faktor für Wohlbefinden und Arbeitsmöglichkeit der Bewohner bildet, wäre daher weder Süd-Brasilien noch Nord-Argentinien als besonders geeignet für die deutsche Auswanderung zu empfehlen. Etwas anderes ist es mit den südlichen Teilen Argentiniens, d. h. Patagonien. Warum seitens des Kolonial-Kongresses nicht Patagonien als besonders für die Auswanderung geeignet genannt worden ist, soll hier nicht erörtert werden, es ist jedoch sicher, dass es zum Teil in der gänzlichen Unbekanntschaft mit diesem Lande liegt.

Man hält Patagonien in Deutschland fast allgemein für ein unwirtliches, nur von wilden Indianerstämmen von abnormer Körpergrösse bewohntes Land. In Wahrheit aber gibt es in Patagonien, einem Lande, das mit seinen 800 000 Quadratkilometern grösser ist als Deutschland, Dänemark, Holland und Belgien zusammengenommen, überhaupt fast gar keine Indianer mehr, mit Ausnahme von Feuerland, und diese letzteren, die Pescheräs, sind eher Zwerge als Riesen. In dem ganzen übrigen Patagonien trifft man jetzt nur noch wenige, kümmerlich ihr Dasein durch Jagd und Fischfang fristende, nomadisierende Familien, oder einzelne als „Peone" auf den spärlichen Estancias oder in den wenigen Marktflecken vermietete Individuen. Die letzte Expedition des Generals Roca im Jahre 1878/79 hat alle wehrfähigen Indianer bis weit südlich des Rio Negro ausgerottet, bis auf wenige Reste in der Pampa central, die sich freiwillig unterwarfen und deren Kaziken jetzt eine Pension von der Regierung beziehen. Die Männer wurden getötet, die Weiber und Kinder nach Buenos Aires geschleppt, wo sie von den argentinischen Damen als willkommenes und wohlfeiles Dienstbotenmaterial in Empfang genommen wurden.

Nach der Zählung von 1895 betrug die ganze zensierte Bevölkerung von Patagonien überhaupt nur 28 000 Seelen, wozu noch einige

tausend Indianer, hauptsächlich in Feuerland, kommen. Seitdem hat sich die Bevölkerung wohl höchstens um 5000 Seelen vermehrt.

Ebenso wie über die Bevölkerung, sind in Europa allgemein falsche Ansichten über das Klima Patagoniens verbreitet.

Am Rio Negro ist das Klima dasselbe wie in Oberitalien und Süd-Frankreich (Isotherme plus 15). Schnee ist selten, seltener als in Oberitalien. Nachtfröste im Frühjahr kommen gar nicht vor. Daher geben Obst und Wein immer ausserordentliche Erträge.

Im Chubut-Territorium ist das Klima wie in Mittel-Deutschland (Isotherme plus 10—12), also sehr günstig für alle Getreidesorten.

In Santa Cruz ist es wie in Pommern (plus 8), erst in Feuerland kommt das Klima dem von Bergen in Norwegen (plus 5) gleich.

In den Kordilleren im Westen ist das Klima, je nach der Höhenlage, natürlich kälter, in den für eine Kolonisierung aber allein in Betracht kommenden Tälern des Rio Negro-Gebietes sehr angenehm, zumal geschützt gegen den „Pampero" (kalten Südwind), der im Winter zeitweise die ganze patagonische Ebene durchfegt.

Hervorgehoben muss werden, dass das Klima in Patagonien im allgemeinen äusserst trocken und daher sehr gesund ist. Es herrscht, wie auch im allgemeinen in ganz Argentinien, infolge der geringen Vegetation Regenmangel und daher Trockenheit vor. Nur in den Kordilleren-Tälern finden vom Stillen Ozean her häufiger feuchte Niederschläge statt, die eine üppige Vegetation zur Folge haben. Der allzu grossen Trockenheit wird mit der späteren Kultivierung des Landes durch Anlage von Kanälen mit Hilfe der grossen Ströme Rio Negro und Rio Colorado, sowie durch Anschonung von Wäldern abgeholfen werden können.

Was die geologische und agrarische Beschaffenheit Patagoniens betrifft, so sind drei verschiedene Gruppen zu unterscheiden:

1. Die Kordillerentäler. Der Boden an der Kordillere ist vulkanisch, gebröckelt, gemischt mit Sand, bis 40° s. B. sehr günstig für Weinbau. Die Täler auch zum Ackerbau geeignet, zum Teil ausserordentlich fruchtbar und bis zum 45.° s. B. überhaupt sehr kolonisationsfähig.

2. Das Plateau von Patagonien. Dies ist mit Ausnahme der Flussläufe und der an den grösseren Seen liegenden Strecken von etwa 38° südlicher Breite bis zur Südspitze ein steiniges, unfruchtbares, durch niedrige Tafelgebirge gebildetes Hochland, weder für Ackerbau, noch für Viehzucht geeignet, scheint überhaupt kulturunfähig, ist aber noch sehr wenig gründlich erforscht. Nur Guanacos und Strausse bevölkern diese grosse Wüste.

3. Die Flusstäler. Dieselben sind ausserordentlich fruchtbar, und wenn auch nur die drei grössten Ströme, der Rio Colorado, Rio Negro

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Rio Chubut, hierbei in Betracht kommen, so geben dieselben bei ihrer Ausdehnung doch ein grosses Kolonisationsfeld ab. Der Boden am Rio Negro und südlich desselben ist der beste Humus, zum Teil mit Sand gemischt, zum Teil auch die reinste Gartenerde.

Am Rio Negro und Rio Colorado finden zweimal jährlich grosse Überschwemmungen des niedrigen, angrenzenden Landes statt, im Mai nach dem ersten Schneefall im Gebirge, und im Dezember und Januar nach der Schneeschmelze. Daher würde für spätere, ausgedehntere wirtschaftliche Unternehmungen die Anlage eines regelmässigen Kanalsystems notwendig werden.

Der Boden in den Flusstälern eignet sich nicht nur zum Weizen-, Mais- und Alfalfa- (eine Art Luzerne) Bau, sondern am Rio Negro auch zum Wein- und Obst-Bau in ganz hervorragendem Masse. Das nördliche Ufer des Rio Negro ist erhöht, und die 50—100 Meter gegen das Flusstal abfallenden Kalkstein-Abhänge würden einen vortrefflichen Wein liefern. Auf der Insel Choële-Choël chica im Rio Negro habe ich bei einem seit 17 Jahren dort angesiedelten Italiener Weintrauben von einer Riesengrösse gefunden, die den allerbesten französischen und spanischen Trauben Konkurrenz machen. Alle Jahre ist infolge der Gunst des Klimas, weil die Nachtfröste im Frühjahr wegfallen, die Ernte dieselbe.

Die Weide ist eine ganz vorzügliche, die Gräser sind sehr nahrhaft, die am Rio Negro-Ufer weidenden Schafe waren die fettesten, die ich in ganz Argentinien gesehen habe. Während der Rio Colorado, dessen Ufer meist 1—2 m hohe, steil ins Wasser fallende Böschungen bilden, fast in seinem ganzen Laufe kahl und öde, ohne jeglichen Baumwuchs ist, abgesehen von einigen, selten genug anzutreffenden verkümmerten Trauerweiden, und daher den traurigen Eindruck starrer Wildheit gewährt, ist der Rio Negro in seinem ganzen Laufe von den herrlichsten schattenspendenden Bäumen, grösstenteils grossen Weiden, begleitet, die sich an vielen Stellen, besonders auf den Inseln, zu ganzen Wäldern erweitern und für eventuelle Ansiedelungen das beste Bau- und Brennholz liefern.

Der Rio Chubut, dessen Ufer im allgemeinen denselben traurigen vegetationslosen Charakter haben, wie die des Rio Colorado, ist der kleinste der drei grossen, auf den Kordilleren entspringenden, Patagonien durchquerenden Ströme. Er wird nicht viel über 100 m breit, während der Rio Negro nach dem Zusammenfluss des Rio Limay und des Neuquén, von wo ab er den Namen Rio Negro annimmt, 350 m breit ist, diese Breite bis Choële-Choël im allgemeinen beibehält, um dann im unteren Laufe noch bedeutend breiter zu werden. Er hat, wie auch der Rio Colorado, im allgemeinen eine recht starke Strömung, zeigt

aber eine Merkwürdigkeit, nämlich, dass er in seinem ganzen Laufe keinen einzigen Nebenfluss hat.

Was die Vegetation anlangt, so ist dieselbe, von der Kordillere abgesehen, in Patagonien ausserordentlich armselig. Mit Ausnahme der schon erwähnten Waldungen am Rio Negro existieren Wälder in unserm Sinne in Patagonien gar nicht. Der häufigste Baum ist nächst den Weiden am Rio Negro die sogenannte Algaroba, eine verkrüppelte, zum Teil buschartige Akazienart, mit welcher das Land südlich des Rio Negro viele Meilen weit bedeckt ist. Diese Algaroba gibt ein gutes Brennmaterial und bei stärkeren Stämmen auch ein gutes Bauholz. Sonst sind die flachen Plateaus der patagonischen Tafelgebirge, so auch besonders das Gelände zwischen den beiden Strömen Rio Negro und Colorado, mit dem über ganz Argentinien verbreiteten Dornbusch „Espinnillo" und dem sogenannten „Salzbusch" vielfach bedeckt. Diesem Mangel an wirklichem Baumwuchs ist die im ganzen Lande mit Ausnahme der Küstenstriche herrschende Trockenheit zuzuschreiben.

Von wilden Tieren existiert in Patagonien, wenn ich von Füchsen, Kondors, Geiern absehe, nur der den Schafherden sehr gefährliche, gegen Menschen aber völlig inoffensive Puma. Aus der Rio Negro-Gegend ist er aber seit den Indianer-Razzias des General Roca fast völlig verschwunden.

Das Guanaco findet sich ebenso wie der amerikanische Strauss in grossen Scharen in ganz Patagonien vom Atlantischen Ozean bis an die Kordilleren, am Rio Negro und Colorado sind dieselben aber, seitdem die Eisenbahn diese Ströme berührt, seltener geworden.

Sehr schöne starke Hirsche bevölkern die Kordilleren-Täler, den patagonischen Hasen oder Mara, der grösser und viel hochbeiniger ist wie unser Hase, trifft man schon am Rio Negro sehr häufig, ebenso wie Rebhühner und Martinetten, eine Art Fasan, im Überfluss. Grosse Scharen wilder Schwäne, Gänse, Enten, Reiher, Flamingos beleben die Flussufer, ganz abgesehen von den verschiedenen Gattungen von Schnepfen und Möwen, von denen die letzteren die besten Vertilger der Heuschrecken sind. Im übrigen tritt diese, im nördlichen Argentinien für den Ackerbau höchst gefährliche Plage in Patagonien wegen des kälteren Klimas nur äusserst selten auf. Aus demselben Grunde ist Patagonien auch von den vielen giftigen Schlangen, an denen im übrigen in Argentinien sonst kein Mangel ist, verschont.

Der Rio Negro ist ganz ausserordentlich fischreich, namentlich an Truchas, einer Art grosser Lachsforelle.

Politisch zerfällt Patagonien in fünf National-Territorien, und zwar: Neuquén, Rio Negro, Chubut, Santa Cruz und Feuerland, ein jedes unter einem vom Präsidenten ernannten (nicht wie bei den Provinzen er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wählten) Gouverneur, der meistens weniger das Wohl und Wehe des seiner Obhut anvertrauten Landstrichs, als seinen eigenen Vorteil im Auge hat und grösstenteils ganz willkürlich verfährt.

Kolonisation.

Aus dem bisher gesagten geht hervor, dass Patagonien infolge seiner ausserordentlich dünnen Bevölkerung ein noch fast ganz unkultiviertes, sozusagen jungfräuliches Land ist, das sich aber infolge seines zum Teil vorzüglichen Bodens und der geringen Schwierigkeiten seiner Urbarmachung, da keine Urwälder, keine Fieber erzeugenden Sümpfe, keine unüberwindlichen reissenden Ströme vorhanden sind, sehr zur Kolonisierung eignet, soweit das Klima für Ackerbau und Viehzucht günstig ist, d. h. in den drei nördlichen Territorien Neuquén, Rio Negro und dem Norden von Chubut. Das in diesen drei Territorien herrschende, gemässigte, Frankreich und Deutschland ähnliche Klima macht dieselben besonders geeignet für deutsche Ansiedler, und weit angenehmer, als das mit einem subtropischen Klima ausgestattete Süd-Brasilien.

Das Land am Rio Negro ist nun nach Ausrottung der Indianer durch General Roca im Jahre 1878 von der Regierung grösstenteils an Offiziere oder der Regierung befreundete Herren in Losen von 1 Quadratlegua (25 Quadratkilometer) verteilt oder verkauft worden. Einzelne Offiziere haben sich auch einfach Land angeeignet. Einiges Land am Flusse selbst ist auch heute noch „Regierungsland". In einer Entfernung von im allgemeinen mehr als 20 km südlich des Flusses ist das Land noch nicht verteilt und alles noch „Regierungsland". Der Preis, zu welchem die Ländereien anrechnete resp. sich bezahlen liess, betrug durchweg 400 Pesos oro (1600 Mk.) pro Quadratlegua oder 2500 ha. Nach den mir zugegangenen neuesten Nachrichten über die Preise der patagonischen Ländereien betrug im Juli d. Js. der Durchschnittspreis für eine Quadratlegua im Rio Negro-Territorium 8200 Pesos Papier, d. h. 6 Mk. pro Hektar. Im Territorium Neuquén war der Durchschnittspreis nur 2900 Pesos oder 2 Mark pro Hektar. Es waren dies Verkäufe von Staatsländereien, die von der Regierung früheren Konzessionären, die ihren Verpflichtungen nicht nachkamen, wieder abgenommen worden waren. Die Verhältnisse für den Ankauf sind also noch nicht ganz ungünstige.

Was die Preise für Vieh und Pferde anlangt, so waren dieselben im Jahre 1902 am Rio Negro in Patagones, Viedma, Choële-Choël, im Durchschnitt folgende:

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kühe 30—40 Mk., Pferde 25—40 Mk., Schafe 5—8 Mk., für gut gefüttertes Vieh.

Die Verkaufspreise auf dem Markte von Buenos Aires waren im Januar 1898 für Prima-Ochsen 120—150 Mk., Kühe (gekreuzt) 70 bis 100 Mk., Kühe (eingeborene) 60—80 Mk., Hammel 10—16 Mk., Schafe 8—10 Mk.

Die Viehzucht ist dadurch sehr erleichtert, dass alle Tiere jahraus, jahrein, Sommer und Winter, im Freien bleiben, Ställe zu bauen also nicht nötig ist. Die jährliche Vermehrung stellt sich beim Rindvieh auf 25—30, bei den Schafen auf 50—60 Prozent. Der Wollertrag ist durchschnittlich — gering gerechnet — auf $1^1/_2$ Kilo pro Schaf und Jahr anzunehmen.

Die deutsche Kolonialzeitung vom Oktober 1904 bringt eine Übersicht über die Handelsbeziehungen Deutschlands zu den südamerikanischen Ländern. Aus derselben geht hervor, dass Argentinien mit 336 Millionen Mark Einfuhr, 102 Millionen Mark Ausfuhr, gegen Brasilien mit nur 156 und 56 Millionen, das wichtigste Land Südamerikas für den deutschen Handel ist. Das genannte Blatt knüpft daran eine Notiz, nach welcher die argentinische Republik als Ziel deutscher Auswanderung populärer geworden ist, als vordem. Doch es würden Stimmen laut, die der argentinischen Regierung zum Vorwurf machten, dass sie wirtschaftlich eben nicht wertvolle Territorien der Kolonisation erschliesse. Nach dem im Monat Mai dieses Jahres im Deputierten-Kongress zu Buenos Aires entwickelten Programm des Präsidenten Quintana ist diese Befürchtung allerdings insofern nicht ganz ungerechtfertigt, als die Regierung möglichst selbst die ihr passenden Territorien zur Kolonisierung auswählen will. Wenn ich nun auch durchaus nicht behaupten will, dass man mit Absicht ganz wertlose Ländereien neu eingewanderten Kolonisten anbieten wird, so dürfen wir uns doch durch solche Angebote nicht täuschen lassen, sondern müssen uns die für eine eventuelle deutsche Kolonisation günstigsten Territorien selbst aussuchen. Diese Gegenden sind das Flussgebiet des Rio Negro und die Kordillerentäler im nördlichen Patagonien aus den angeführten Gründen, und weil sie bereits durch eine grosse Eisenbahnlinie mit Bahia blanca und Buenos Aires verbunden sind, eine Verwertung der in ihnen gewonnenen Produkte also vom ersten Moment ermöglichen.

Herr Kapitän Dr. Vallentin hat kürzlich von der Regierung eine Konzession von 90 Quadratleguas (225 000 Hektar) im Chubut-Territorium „zur Kolonisierung mit germanischen Einwanderern" erhalten und damit hoffentlich den Anstoss zu einer deutschen Einwanderung nach Patagonien gegeben. Leider sind diese Ländereien vorläufig noch sehr entlegen — 600 km Luftlinie vom Rio Negro durch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wasserarme Wüste hindurch, und 400 km bis zur nächsten Bahnstation zur Verbindung mit dem Atlantischen Ozean — so dass trotz der Vorzüglichkeit des Bodens in diesem Kordillerental und seiner grossen Geneigtheit zur Kolonisierung auf eine rentierende Verwertung der Produkte der Kolonie so bald noch nicht zu rechnen ist. Diese Verhältnisse sind am Rio Negro günstiger, weil von dort aus eine grosse Bahnlinie direkt nach den Haupthandelsplätzen des Landes und ein schiffbarer Strom nach dem Atlantischen Ozean, an den der östlichste Teil der Kolonie überhaupt anstossen würde, führt.

Eine Auswanderung und Ansiedelung einzelner Familien auf eigene Rechnung und Gefahr, wie dies in Nordamerika meist geschieht, kann aber in Argentinien überhaupt nicht angeraten werden, nicht nur, weil die Ansiedler gewissenlosen Spekulanten in die Hände fallen würden (was übrigens in Nordamerika auch oft genug geschieht), sondern weil einzelne Kolonisten ohne einen höheren Schutz der Willkür der unteren Behörden und kleinen Beamten preisgegeben wären.

Einen wirksamen Schutz gegen solche Willkürlichkeiten und administrative Nörgeleien kann dem Einwanderer nur eine Gesellschaft gewähren, die das zu kolonisierende Land für sich erwirbt und die angesiedelten Kolonisten den argentinischen Behörden gegenüber vertreten kann.

Eine solche Gesellschaft könnte in Patagonien einen grösseren Landstrich zu einem verhältnismässig billigen Preis erwerben, an einzelne Kolonisten-Familien verpachten oder verkaufen, durch Anlage von Kanälen und Eisenbahnen in grösserem Masse nutzbar machen, und so nach einigen Jahren der Einrichtung des Betriebes selbst den grössten Nutzen aus der Unternehmung ziehen.

Zunächst würde also für ein solches Unternehmen das Flusstal des Rio Negro in Betracht kommen. Dasselbe ist im ganzen ungefähr 700 Kilometer lang, und wenn man von dieser Länge (sehr reichlich) ungefähr 100 km auf bereits angebaute Strecken und unbrauchbares Land abrechnet, so bleibt eine Strecke von 600 km am Fluss zur Besiedelung übrig. Nimmt man die Breite dieser Strecke im Durchschnitt zu 15 km an, so ergibt dies einen Flächenraum von 9000 Quadratkilometern, also mehr als die Hälfte des Königreichs Sachsen. Das ganze Rio-Negro-Territorium hatte nach der Zählung von 1895 nur 10 000 Einwohner, die zum grössten Teil in den am Rio Negro liegenden Ortschaften Roca, Choële-Choël, Viedma und Patagones wohnen. In den letzten Jahren sind viele Chilenen eingewandert, was die Regierung zu Befürchtungen einer späteren Annektierung des Landes durch Chile veranlasst und daher sehr geneigt macht, europäischen Einwanderern die günstigsten Konzessionen zu machen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Was die für das Ansiedelungsgebiet zu empfehlende Produktion anlangt, so würde in erster Linie Vieh- und Schafzucht zu betreiben sein.

1. Viehzucht.

Die Weide ist, wie oben erwähnt, vorzüglich, die Gräser sind sehr nahrhaft, gefährliche wilde Tiere nicht vorhanden, denn der Puma ist, wie ich schon erwähnt habe, am Rio Negro fast gänzlich ausgerottet, und wenn später ein rationelles Kanalsystem angelegt wird, so gibt es kaum auf der Erde ein günstigeres Land für Viehzucht, wie das Rio Negro-Tal.

Ganz besonders eignet sich dasselbe zur Pferdezucht, weil Weide, Boden und Klima für das Nervensystem des Pferdes noch günstiger sind als in der Pampa. In dieser richtigen Erkenntnis hat die argentinische Regierung die Insel Choële-Choël im Rio Negro als Remonte-Depot für die Armee eingerichtet, wenn man von einem Depot in unserm Sinne reden kann; es weiden dort einfach jahraus, jahrein mehrere hundert Pferde, fast ohne jede Aufsicht, um nach Bedarf mit dem Lasso eingefangen und an die Regimenter verschickt zu werden.

2. Ackerbau.

Weizen, Mais und Alfalfa (Luzerne-Klee) in erster Linie. Der Boden braucht gar keine Düngung und ist so ertragsfähig, dass man zehn Jahre lang Weizen auf derselben Stelle bauen kann, ohne dass der Ertrag geschmälert wird.

Ebenso günstig ist derselbe für alle Gemüse; für Kartoffeln, weil zu fett, ist er weniger geeignet. In ganz Argentinien gedeiht überhaupt die Kartoffel nicht besonders.

3. Obstbau.

Nicht nur Pfirsiche, Aprikosen, Birnen, Pflaumen und Ananas, sondern auch Kirschen und Äpfel, die im nördlichen Argentinien schlecht fortkommen, gedeihen vorzüglich. Der Ertrag ist jedes Jahr fast der gleiche, weil im Frühjahr keine Nachtfröste die Blüten vernichten. Die Erzeugnisse der Obstplantage eines Oberst Bellisle bei Chimpay am nördlichen Ufer des Rio Negro kann man getrost den besten französischen Obstsorten zur Seite stellen. Und dieses alles ohne Düngung.

4. Weinbau.

Die Resultate der in dieser Richtung bereits gemachten Erfahrungen habe ich schon erwähnt. Auch hierbei muss ich betonen, dass dieselben ohne jede Düngung erreicht sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die einzige Plage für den Ackerbauer bilden eventuell die Heuschrecken, die aber hier, wie schon angedeutet, weit seltener wie in den nördlichen Provinzen sind und auch nie in so grossen Scharen erscheinen. Ebenso wie die Möwe, ist auch der rotbrüstige Star (Pecho colorado) ein ganz vorzüglicher Heuschreckenvertilger und daher von den Ansiedlern nach Kräften zu schützen.

Für das Gedeihen eines grösseren Kolonisations-Unternehmens am Rio Negro wäre der Bau einer Eisenbahn, die ungefähr von der Insel Choële-Choël in gerader Linie nach dem Hafen San Antonio am Golfo Mattias führt, von grösster Bedeutung. Da sich diesem Bahnbau gar keine Bodenschwierigkeiten bieten, und da das zu durchschneidende Land der Regierung gehört, so würden die Kosten dieser Bahn die denkbar geringsten sein. Es ist auch anzunehmen, dass die Regierung einer deutschen Bahngesellschaft dieselben Konzessionen erteilen würde wie der englischen Südbahn, d. h. 10 km Terrain längs der Bahnstrecke als Eigentum zuweisen. Diese Bahn, zunächst nur in einer Länge von 150 km, würde von der grössten Wichtigkeit für den Export der Wolle, Häute und des Getreides aus dem Kolonisations-Gebiet und den Import aller europäischen Gebrauchsartikel sein und in späteren Zeiten durch Verlängerung bis an die Kordillerentäler ausserordentlich rentabel werden. Dieselbe ist um so wichtiger, als die Schiffahrt auf dem Rio Negro vorläufig noch eine sehr unregelmässige ist und die Regierung an eine Regulierung dieses Flusslaufes wegen der damit verbundenen Kosten sobald nicht denken wird.

Der Hafen von San Antonio ist einer der besten an der patagonischen Küste, weit besser selbst als der von Bahia blanca. Da schon jetzt Hamburger Dampfer unter argentinischer Flagge die patagonischen Häfen Puerto Madryn, Santa Cruz und manchmal San Antonio anlaufen, so würde das letztere bald ein wichtiger deutscher Stapelplatz werden und der Export, sowohl der toten Erzeugnisse, als auch des lebenden Viehes der Rio Negro-Kolonie nach Europa sich viel billiger gestalten, als über Bahia blanca oder gar über Buenos Aires.

Im übrigen muss ich erwähnen, dass in richtiger Erkenntnis der zukünftigen grossen Bedeutung einer Eisenbahn von Puerto—San Antonio nach dem Rio Negro, wie ich bei meinem Aufenthalt in der dortigen Gegend in Erfahrung gebracht habe, das Gelände von englischen Ingenieuren in dieser Beziehung bereits rekognosziert worden ist.

Zum Schluss muss ich hier aber das Vorurteil bekämpfen, das in Deutschland im allgemeinen gegen die Auswanderung nach Argentinien herrscht. Dasselbe datiert von dem grossen, von einer blutigen Revolution gefolgten Finanzkrach des Jahres 1890, und gipfelt in einem grossen Misstrauen gegen die dortige Regierung. Der Finanzkrach

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war hauptsächlich durch die Operationen gewissenloser europäischer Spekulanten herbeigeführt, wenn auch die Regierung des damaligen Präsidenten Juarez-Celman dabei eine grosse Schuld trägt. Seitdem werden aber systematisch bei uns Nachrichten verbreitet, die die allgemeinen politischen Zustände im Lande in den schwärzesten Farben schildern. Unglaubliche Geschichten werden über die argentinische Rechtspflege erzählt. Diebe, Mörder und Betrüger sollen dort völlig straffrei ausgehen, und die Bestechung der Richter und Beamten gehöre zu den alltäglichen Erscheinungen. Das ist denn doch nun ganz ausserordentlich übertrieben. Ich habe drei Jahre im Lande gelebt und grundsätzlich auch alle Gesetzwidrigkeiten, Beamten-Bestechungen und sonstige Unregelmässigkeiten beachtet. Danach kann ich nur sagen, dass es in Argentinien in dieser Beziehung keineswegs schlimmer zugeht, als in allen Ländern jüngerer Kultur, wie Brasilien, Chile, Peru oder Bolivien, jedenfalls nicht annähernd so schlimm, als in dem uns benachbarten Russland, ja auch kaum schlimmer, als in dem gepriesenen „hochkultivierten" Nordamerika. Es ist bekannt, welche Zustände in dieser Beziehung in den Vereinigten Staaten herrschen, dass dort Deputierte und Senatoren von den Grosskapitalisten „Geschenke" empfangen, um ein diesen Milliardären genehmes Gesetz durchzubringen, sowie dass die Wahlen vielfach durch Bestechung gemacht werden. In Argentinien geschieht letzteres wenigstens nur durch Einschüchterung, was doch immer noch vorzuziehen ist, da es von den Wählern abhängt, ob sie sich einschüchtern lassen. Auch auf die nordamerikanischen Rechtszustände möchte ich hinweisen, wo Lynchjustiz auch heute noch in einer oft Abscheu erregenden Weise ausgeübt wird. Trotz dieser allgemein bekannten Tatsachen ist Nordamerika das Ideal aller Europamüden, besonders der Deutschen, während ihnen Argentinien als ein Land erscheint, in dem niemand seines Lebens noch seines Vermögens sicher ist.

Demgegenüber kann ich aber für Argentinien durchaus konstatieren, dass die jetzige Regierung wenigstens den besten Willen hat, mit den Betrügereien und Bestechungen der Beamten aufzuräumen, und dass sie hierin von der Presse in Buenos Aires, und zwar nicht nur von der dortigen fremdsprachlichen — deutschen, französischen und englischen —, sondern auch von der eigenen spanischen, die alle bekannt werdenden Fälle zur öffentlichen Kenntnis bringt und aufs schärfste geisselt, lebhaft unterstützt wird. Die oben erwähnten, in Deutschland verbreiteten ungünstigen Nachrichten über die inneren politischen Zustände des Landes haben aber nur den Zweck, den deutschen Kaufleuten und Industriellen den Verkehr mit Argentinien zu ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ekeln, um das Land möglichst der englischen Exploitation offen zu halten. Dass in England selbst die argentinischen Verhältnisse durchaus nicht ungünstig beurteilt werden, davon ist der beste Beweis, dass englische Kapitalisten mit nicht weniger als 150 Millionen Pfund Sterling, oder 3 Milliarden Mark in Argentinien engagiert sind. Sämtliche Eisenbahnen, mit Ausnahme einer einzigen Linie, die französisch ist, sind in englischen Händen. Ebenso gehören riesige Land-Komplexe englischen Privaten oder Gesellschaften. Obwohl England in erster Linie der leidtragende Teil der finanziellen Katastrophe von 1890 war, hat es doch immer wieder, in richtiger Würdigung der grossen ungehobenen Schätze des Landes, neue Kapitalien in Argentinien angelegt. Und wenn auch die Zahl der im Lande befindlichen Engländer die der Deutschen nicht sehr übersteigt, so übertrifft das von ihnen vertretene Kapital das deutsche wohl um das hundertfache. Dass vorläufig noch keine stärkere Einwanderung von englischer Landbevölkerung nach Argentinien stattfindet, liegt einfach darin, dass England genügende Kolonien englischer Zunge hat und vor allem Kanada mit Einwohnern versehen werden muss. Von Kanada, dessen Klima nordeuropäischen Einwanderern günstiger ist als das brasilianische, werden neuerdings auch Einwanderern anderer als englischer Nationalität die vorteilhaftesten Bedingungen gemacht. Wollen wir aber unsern Bevölkerungs-Überschuss nach Kanada ziehen lassen, wo er, wie in Nordamerika, schon in der zweiten Generation seine Muttersprache vergisst und zu unserm wirtschaftlichen Feinde wird?

Da bietet uns Patagonien andere Aussichten für die Zukunft. Von einer politischen Annektierung und Gründung einer reichsdeutschen Kolonie Patagonien kann hier nicht die Rede sein. Aber der Beginn einer Einwanderung von anfänglich vielleicht nur 5000—10 000 Deutschen in dieses Land der Zukunft, würde, wenn es den Leuten dort gut geht, mit der Zeit grössere Massen Auswanderer, die sonst wahrscheinlich nach Nordamerika gegangen wären, nach sich ziehen, die mit der Bewahrung ihrer Sprache und Sympathien das Interesse an ihrer Zugehörigkeit zu Deutschland nicht verlieren, und so ein vorzügliches Absatz- und Austauschgebiet für das Mutterland bilden würden.

Generalkonsul **R. v. Fischer-Treuenfels,** Dresden: In der Plenarversammlung wurde von Herrn Professor Dr. Helfferich die Ansicht aufgestellt, dass infolge höherer Wirtschaftsentwickelung die Auswanderung abgenommen habe. Das ist nicht ganz richtig, denn die Abnahme der grösseren Auswanderung hat zum sehr grossen Teil ihren Grund in der schärferen Überwachung der Auswanderung durch ein weise ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ordnetes Einwanderungsgesetz, und ferner darin, dass heute allen Auswanderungslustigen, die nicht bemittelt sind, die Auswanderung ernstlich abgeraten wird.

Bezugnehmend auf General Arents Bemerkung, dass Argentinien nördlich vom 28. Grade sich infolge klimatischer Verhältnisse nicht zur deutschen Einwanderung eigne, ist zu entgegnen, dass die Sterbeziffer selbst nördlich jenes Breitegrades, in Paraguay und im südlichen Brasilien eine viel günstigere als in Deutschland ist; sie ist in der Hauptstadt Paraguays 16,1 pro Mille, während sie im Deutschen Reiche 21,1, in Schlesien 25,4, in Chemnitz 35,0 und in Bochum sogar 46,4 war; das Klima ist also auch nördlich des 28. Breitengrades ein gesundes.

Schriftsteller **C. Bolle,** Berlin, wies darauf hin, dass das Klima in Südbrasilien mindestens ebensogut sei, wie in den besten Gegenden Deutschlands. Patagonien habe zwar ein ähnliches Klima wie Deutschland und gleiche Produkte, darin liege aber sein einziger, allerdings bedeutender Vorzug. Sobald sich der Deutsche an südbrasilianische Produkte gewöhnt habe, verschwinde der Unterschied. Redner erinnert an die deutsche Kolonien S. Lourenço, Santa Cruz, Santo Angelo, Blumenau, sämtlich mit sehr günstigem Klima. Sehr günstig seien ferner die Gesundheitsverhältnisse des Hochlandes von S. Paulo, Minas Geraes und Espirito Santo, wo ebenfalls viele Deutsche wohnten. In Brasilien werde viel zur Bekämpfung des gelben Fiebers getan, besonders in Rio de Janeiro, wo 1904 nur noch 250 Personen daran gestorben seien. Er führt aus, dass deutsche Auswanderer und Kolonisatoren in der neuen Welt r e i n w i r t s c h a f t l i c h e Ziele verfolgen.

Dr. **Jul. Wolff,** Buenos Aires, betonte, dass die Deutschen in Argentinien keineswegs die deutsche Auswanderung von Südbrasilien und Paraguay abgelenkt wissen wollten, sondern nichts anderes wünschten, als Argentinien nicht ungünstiger behandelt zu sehen, als diese Länder. Zu den Ausführungen des Vortragenden bemerkte Redner, dass die Kolonisation in Patagonien über kurz oder lang versagen müsse und die Beteiligung des deutschen Elements durchaus wünschenswert sei, dass aber am Rio Negro zunächst vielleicht nur die Viehzucht mit Vorteil betrieben werden könne, der Ackerbau aber einstweilen die Konkurrenz mit den argentinischen Weizenprovinzen wohl nicht aufnehmen könne. Die Mängel der Rechtspflege, die der argentinischen Regierung so oft zum Vorwurf gemacht würden, hätten zum Teil ihren Grund nicht im Fehlen des guten Willens der Nationalregierung, sondern vielfach an den Hemmnissen, die ihr die Föderativverfassung und die Unmöglichkeit, auf die Gerichte der Einzelstaaten einzuwirken, in den Weg legen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Direktor **A. W. Sellin,** Hamburg: Die Rivalität zwischen Südbrasilien und Argentinien als Auswanderungsziel für Deutsche sollte aufhören, namentlich die Verleitung bereits in Südbrasilien angesiedelter Deutscher zur Auswanderung nach Argentinien, wie sie auch in neuester Zeit vorgekommen.

Nach meiner Ansicht bilden alle gemässigten Länder Südamerikas ein für die Einwanderung von Deutschen geeignetes Gebiet, und ist es also nur die Frage, wo in diesen Ländern zeitweilig die besten Bedingungen für die Aufnahme der deutschen Auswanderung dargeboten werden.

Mit den Ausführungen des Herrn Dr. Meyer, dass die wirtschaftliche Krisis in Südbrasilien bald überwunden sein wird, erkläre ich mich auch betreffs des Staates St. Catharina im Einverständnis.

Vorbedingung dazu ist allerdings die Verbesserung der bisherigen, höchst mangelhaften Wirtschaftsmethoden, und namentlich die Einführung neuer Kulturen zwecks Erzeugung exportfähiger Produkte, sowie die Herstellung besserer Verbindungen zwischen den Kolonien und der Küste durch Eisenbahnen.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Südbrasilien ist gut für Ansiedler, aber auch Argentinien, insbesondere Patagonien. Indessen man kann das eine tun und braucht das andere nicht zu lassen. Es ist Raum genug für den deutschen Auswanderer. Diese Auswanderung muss in ihrer Eigenart erhalten und vom Reich aus unterstützt werden. Die Unterstützung darf zum Druck werden. S t a a t l i c h e r Druck schreckt gerade die südamerikanischen Republiken vor Gewalttätigkeiten gegen die deutschen Siedler. Es ist unklug, verhängnisvoll, unsere Abneigung vor I n t e r v e n t i o n stets zu betonen.

Journalist **Joseph Winiger,** Charlottenburg, steht auf dem Standpunkt von Direktor Sellin, dass Argentinien, Chile und Brasilien ein gesamtes grosses Gebiet bilden, das in vorzüglicher Weise durch sein Klima und seinen Reichtum sich für die germanische Kolonisation eignet. Gerade deshalb hat Argentinien das Recht, zu verlangen, dass die ihm auf dem vorigen Kolonialkongress zugefügte Zurücksetzung beseitigt und ihm dieselbe Rangstufe wie Brasilien eingeräumt wird. Dies um so mehr, da Argentinien noch eine Reihe von Vorzügen Südbrasilien gegenüber aufweist: 1. Während Südbrasilien einen schwer bearbeitbaren Urwaldboden hat, verfügt Argentinien über weite Flächen fruchtbaren Wiesenbodens, der sogleich umgepflügt und besät werden kann. 2. Argentinien hat eine Anzahl wertvoller Ausfuhrprodukte, Südbrasilien hingegen fast nur Kolonialprodukte, deren Absatz auf den einheimischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konsum beschränkt ist. 3. Argentinien besitzt ein grosses Netz bequemer Verkehrswege, Schiffahrtslinien nach aussen, Eisenbahnen im Innern, mit mässigen Tarifen, die Südbrasilien nur in geringem Umfange und nur mit fast unerschwinglichen Frachtsätzen hat. 4. Argentinien hat zwar auch einen Nativismus, der aber nur aus dem Kraftgefühl und dem Selbstbewusstsein des Argentiniers hervorgeht, während der brasilianische Jacobinismus eine Ausgeburt der Furcht und des Schwächegefühls ist und deshalb den Fremden befeindet, indessen Argentinien die Vorzüge des Fremden anerkennt und sich zunutze macht. Übrigens hat der brasilianische Nativismus seine tiefen Wurzeln in der brasilianischen Geschichte, die voll ist von Angriffen fremder Nationen auf das brasilianische Territorium. Wenn sich früher auch Deutschbrasilianer auf derartige Pläne verirrten, so kommen doch heutzutage solche deutsch-imperialistische Anwandlungen nur noch bei Leuten vor, die niemals selbst inmitten der südamerikanischen Verhältnisse gestanden, sondern sich stets weit vom Geschütz gehalten haben. Eine Antipathie der argentinischen Regierung gegen Deutsche hat niemals existiert. Auch zwischen den Deutschen in Chile, Argentinien und Brasilien und ihrer Presse herrscht die beste Harmonie; derartige Rivalitäten kennt man nur unter den „Südamerikanern" hier in Deutschland. Damit müssen wir endgültig aufräumen. Argentinien und Brasilien gebührt für die germanische Auswanderung die gleiche Stufe, und Südamerika der erste Rang unter den Kolonisationsländern.

Professor Dr. **Jannasch**, Berlin: Die politischen Äusserungen des Herrn Wirth dürfen nicht ohne Widerspruch in die Welt hinausgehen. Durch dieselben erschweren wir unnötig unsere Stellung im Auslande. Es wäre solches Verfolgen politischer Interessen geradezu illoyal. Das deutsche Kapital kann durch die Folgen, die derartige politische Erörterungen im Auslande hervorrufen müssen, von Unternehmungen im Auslande abgeschreckt werden.

v. Strantz, Berlin: Die politische Ängstlichkeit vor einer selbstbewussten deutschen Siedelungsförderung ist zu verwerfen, da die etwaigen Folgen politischer Verwickelungen und deren Lösung Sache unserer doch sicher vorsichtigen Reichsregierung ist. Die Gefahr einer volklichen Aufsaugung durch die spanisch-portugiesisch-indianische Mischbevölkerung mangelhafter Gesittung ist für die Deutschen nicht geringer als in Nordamerika, und tatsächlich die Zahl der abgefallenen deutschen Volksgenossen, besonders nach Verlust der Reichsangehörigkeit, beträchtlich. Das fehlende Selbstbewusstsein schadet der Erhaltung unserer Eigenart, die sogar schon von polnischen und italienischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siedelungskonkurrenten bedroht ist. Den Übergriffen der gelegentlich willkürlichen Regierungen und deren wechselnder Machthaber müssen die Siedler unter dem Schirm der Reichsregierung bei Betonung ihres Deutschtums ganz anders und tatkräftiger als bisher und als geschlossenes Volkstum entgegentreten. Die schwachen südamerikanischen Freistaaten sind keine ewigen Schöpfungen und lassen Raum auch für deutsche Staatswesen. Die nordamerikanische Union hat spanische Inseln des Erdteils vergewaltigt, ohne dass die südamerikanischen Stammesgenossen den Mut der Abwehr zugunsten des spanischen Mutterlandes gefunden haben.

Dr. **A. Wirth,** München-Thalkirchen: Die Engländer versuchten, Argentinien zu erobern, das hindert nicht, dass britisches Kapital in Argentinien und Brasilien mächtig ist. Ebenso gehen die Vereinigten Staaten mit staatlichem Druck in Südamerika vor. Auch Deutschland muss Druck, wo nötig, gebrauchen.

Assessor **Ramelow,** Berlin: Den Ausführungen des Herrn Professor Jannasch wird jeder beitreten, der Südamerika kennt. An politische Eroberungen dortselbst zu denken, ist Widersinn. Abgesehen davon, dass es absolut unklug wäre, wäre die Realisierung derartiger Pläne auch tatsächlich unmöglich. Es ist ein Widersinn, den jungen Sprossen südamerikanischer Republiken unsere europäischen alten Institutionen und politischen Anschauungen, die das Resultat einer tausendjährigen Geschichte sind, aufzupfropfen. Das ist eben unser grösster deutscher Fehler auf kolonialem Gebiet, dass wir stets an politische Eroberungen, an militärische Machtentfaltung und ein Regieren denken, und dass wir deshalb unter dem Banne dieser „kontinentalen" Anschauungen Assessoren und Soldaten nach jungen Ländern zur Kolonisation schicken. Der richtige Pionier für das Deutschtum über See ist aber vielmehr der deutsche Kaufmann und der deutsche Auswanderer.

Dr. phil. **Julius Wolff,** Buenos Aires, führt aus, dass er aus den Äusserungen einiger Vorredner ersehe, wie wenig man in Deutschland von Argentinien und dem dortigen Deutschtum wisse, und legt an der Hand von Beispielen dar, wie tüchtig das Deutschtum in La Plata gedeihe und wie sehr Argentinien als Produktionsgebiet und als Markt der deutschen Industrie die aufmerksamste Beachtung verdiene.

Professor Dr. **Ballod,** Halensee: In Patagonien ist fruchtbares Terrain sehr beschränkt, und es ist fraglich, ob selbst das Rio Negrogebiet in sei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nem grossen Umfange noch fruchtbar ist. Fraglich auch, ob das fruchtbare Terrain billig genug zu erhalten ist. Südbrasilien ist klimatisch durchaus für nordische Einwanderer geeignet, auch im Norden, in Blumenau, trotz 22 Grad Jahreswärme.

Die Deutsch-Russen in Südamerika.

Von P. **Bodems**, Rektor in St. Wendel.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Vormittag.)

Durch Errichtung der VI. Sektion hat das vorbereitende Komitee des Kolonialkongresses das Programm derartig erweitert, dass auch nichtdeutsche Kolonisationsgebiete im Rahmen der Vorträge einen entsprechenden Platz finden. Deshalb dürfte es gerechtfertigt sein, unserer ehemaligen Landsleute, der Deutsch-Russen in Südamerika, zu gedenken.

Geschichte.

Im Jahre 1762 erliess die Kaiserin Katharina von Russland mehrere Manifeste, durch welche vorzüglich Deutsche eingeladen wurden, sich in den unbewohnten Gebieten im Süden und Südosten ihres Reiches niederzulassen. Bedeutende Vorrechte wurden den Ansiedlern in Aussicht gestellt. Freiheit vom Militärdienste und selbständige Verwaltung wurden gewährleistet; eine Tutelkanzlei zur Sicherstellung der Kolonisten wurde errichtet.

Gegen 500 000 Deutsche, vornehmlich aus den Südstaaten, aus Gebieten, die gegenwärtig Bayern, Württemberg und Baden zugehören, folgten dem Rufe Katharinas. In grossen Scharen trafen die Auswanderer in Regensburg ein, von wo aus sie gemeinschaftlich die Siedelreise ins Zarenreich antraten.

Unter unsagbaren Schwierigkeiten gründeten sie zahlreiche Kolonien am Schwarzen Meere, an der unteren Wolga und beim Kaukasus. Hier verlebten sie in konfessionell voneinander geschiedenen Dörfern zwar sorgenvolle, aber doch auch glückliche Tage bis zu den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Damals waren manche der ihnen zugestandenen Privilegien, wie z. B. die Befreiung vom Militärdienste, erloschen; auch hatten sich durch das starke Anwachsen der Bevölkerung, wie durch politische Konstellation die Verhältnisse in nicht we-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rigen Gegenden verschlechtert: Gründe genug, um manchen Kolonisten den Wanderstab ergreifen zu lassen, sich jenseits des Atlantischen Ozeans ein neues Heim zu suchen. In nicht unbeträchtlicher Anzahl wandten sie sich dem damaligen „Gelobten Lande", den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu. Die wenig günstigen Nachrichten, die von dort herüberkamen, veranlassten jedoch manche, gleich vielen deutschen Auswanderern, in Südamerika ihr Glück zu suchen. Ein Teil wandte sich nach Brasilien, ein anderer nach Argentinien.

Im Jahre 1878 landete im brasialianischen Hafen Paranagua eine bedeutende Anzahl russischer Auswanderer. Auf der Hochebene von Parana, in der Umgebung von Palmeira, Lapa und Ponta Grossa, wurde ihnen von der Staatsregierung Land angewiesen. Doch den meisten wollte es in Brasilien nicht behagen. Angelockt durch die glänzenden Berichte ihrer Landsleute in den Ländern des La Plata, die im Norden und Süden der argentinischen Republik, in den Provinzen Entre Rios und Buenos Aires hoffnungsvolle Kolonien gegründet hatten, zogen auch sie nach Argentinien. In dem von zahlreichen Bächen durchzogenen Hügellande Entre Rios, unfern der die Provinz durchquerenden Bahn Concepcion-Parana, wie in den endlosen Pampas der Provinz Buenos Aires, an der Bahnlinie nach Olavarria-Bahia Blanca, haben bis heute die von Russland eingewanderten Kolonisten sich erhalten.

Deutsch-Russen, russo alemanes, und russo allemoes, werden die in Rede stehenden Auswanderer genannt.

Deutsche sind sie ihrer Abstammung nach, Deutschland preisen sie heute noch als ihr Vaterland; die deutsche Sprache ist ihnen trotz des mehr als hundertjährigen Aufenthaltes im Auslande Muttersprache geblieben. Deutsche Gesittung und Denkungsart finden sich scharf bei ihnen ausgeprägt.

Den Namen „Russen" verdanken sie dem Lande ihrer unmittelbaren Herkunft.

Nach diesem geschichtlichen Überblick kehren wir zurück zu den russo allemoes in Brasilien.

Der Deutsch-Russe in Brasilien.

Eine nennenswerte Zahl von Deutsch-Russen finden wir nur im Staate Parana. Dort leben noch etwa 250 bis 300 Familien. Manche haben sich in den Städten Palmeira, Ponta Grossa und Lapa als Kleinhändler oder Handwerker ein Heim gesucht. Die Mehrheit verteilt sich auf die ehedem bedeutenden Kolonien Lago, Puggas, Guero-Guero, Papagaios Novos, Marienthal, Johannesdorf, Pullado. Mit Ausnahme

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einiger Handwerker, vornehmlich Wagenbauer, und weniger Geschäftsleute, sind sie alle Fuhrleute. Die Bestellung des wenig fruchtbaren Ackerlandes überlassen sie den Frauen, die auch das Vieh besorgen.

In Begleitung eines zehn- bis vierzehnjährigen Buben oder, in Ermangelung desselben, einer gleichaltrigen Tochter, führt der Vater die von 5—9 Ochsen oder Pferden bespannte Carossa in zwei- bis dreiwöchentlicher Fahrt nach Curytiba und zurück. Zwei gewaltige Räder, die unter schrillem Getön um ihre hölzerne Achse sich drehen, tragen das mit geteertem Segeltuche überspannte Fuhrwerk. Die unglaublich verwahrlosten Wege, wie die lebensgefährlichen Brücken machen die Tour zu einer wahren Bussfahrt. Vor dem Bau der Eisenbahn Curytiba—Ponta Grossa erzielte man ein ansehnliches Jahreseinkommen durch den Transport von Lebensmitteln zur Hauptstadt und der Herva mate zum Hafen Paranagua. Aber die Vollendung der Bahnstrecke schädigte den Transport per Achse in sehr empfindlicher Weise. Diese wenig erfreulichen Verhältnisse verschlechterten sich in den letzten Jahren noch bedeutend durch die gemeine Ausbeutung von seiten der habgierigen Grossgrundbesitzer. Von Jahr zu Jahr wurde ein steigender Pachtzins für die Viehweiden verlangt, die das einzig hinreichende Futter den zahlreichen Zugtieren liefern. Allem Anscheine nach gehen die Kolonien einer allmählichen Auflösung entgegen. Die Deutsch-Russen werden gezwungen sein, entweder fruchtbarere Gegenden aufzusuchen oder ihren Landsleuten nach Argentinien zu folgen.

Fragen wir nun nach den Gründen, auf die hin die meisten Deutsch-Russen den brasilianischen Boden verliessen, so werden sich folgende geltend machen:

An erster Stelle musste das geringe Entgegenkommen der Regierung schon entmutigend einwirken; dann aber gebrach es ihnen auch an jener Energie, die jeder Kolonist zur Überwindung der Anfangsschwierigkeiten bei einer Neugründung benötigt. Den Hauptgrund werden wir jedoch zu suchen haben in der grossen Verschiedenheit der Agrikulturverhältnisse Brasiliens und Russlands.

Das brasilianische Klima erwies sich wegen der zu grossen Niederschlagsmenge wenig geeignet für den Getreidebau. Gerade aber hiermit ist der Deutsch-Russe voll und ganz vertraut, während der Kolonist des südlichen Brasiliens sich hauptsächlich auf die Anpflanzung von Feijão (schwarze Bohne) — des Nationalgerichts der Brasialianer — sowie der Mandioka und des Milho verlegen muss.

Zudem war die Wahl des Bodens keine glückliche. Ihr Unverstand liess sie russische Verhältnisse auf Brasilien übertragen.*) So hiel-

*) Zwei in Puggas und Guero-Guero lebende, jetzt 70—80 jährige Greise, ehedem Mitglieder der Ansiedlungskommission (in Russland waren von den Auswanderern einige

ten sie die mit hohem Gras bestandene Hochebene von Parana für ausgezeichneten Weizenboden, bis der Ausfall der Ernte sie eines besseren belehrte.

Um guten Boden zu gewinnen, muss der Kolonist in Brasilien die Rodehacke zur Hand nehmen und dem Urwald das zu bebauende Terrain abgewinnen. Die im Erdreich zurückbleibenden Baumstöcke machen dann bis zu ihrer völligen Vermoderung oft noch lange Jahre die weitere Bearbeitung des Bodens mittels Hacke notwendig. Selbst nachher verbietet gar vielerorts das steile Gelände der Roça die Anwendung von Pflug und Egge und noch mehr den Gebrauch grösserer landwirtschaftlicher Maschinen.

An den Ufern der Wolga war es für unsern Deutsch-Russen keine geringe Freude, die weitausgedehnten und fruchtbaren Ebenen mit vielscharigem Pfluge zu bebauen, sie mit Weizen, Roggen, vielleicht auch mit Mais zu besäen. Mit grossen, von zahlreichen Pferden gezogenen Maschinen begab er sich an das Abmähen des Getreides, um es nachher auf der Dampfmaschine zu dreschen. Nach Deckung des eigenen Bedarfes brachte er das Korn auf den Weltmarkt. Diese Verhältnisse suchte er vergebens in Brasilien, fand sie aber vollständig kopiert in Argentinien, wohin wir ihm in unsern Ausführungen jetzt folgen wollen.

Der Deutsch-Russe in Argentinien.

Zwischen dem Parana und dem Uruguay, in dem fruchtbaren Entre Rios und in den Pampas der Provinz Buenos Aires finden wir über 20 000 Deutsch-Russen, grösstenteils in geschlossenen Kolonien.

Man muss es als eine Frucht der Zähigkeit und Ausdauer der Deutsch-Russen bezeichnen, das es ihnen gelungen ist, auf argentinischem Boden in so grosser Zahl geschlossene und von andern Nationalitäten fast völlig freie Kolonien gegründet zu haben. War es doch ein von der argentinischen Staatsregierung mit seltener Energie befolg-

Vertrauensmänner mit der Bereisung Nord- und Südamerikas behufs Ansiedlung beauftragt worden) machen kein Hehl daraus, dass sie sich durch den hohen Graswuchs haben betören lassen. In Russland schliesse man von der Höhe des Grases auf die Ergiebigkeit des Bodens. So hätten sie den Kamp dem von den Polen, Italienern und Brasilianern viel höher bewerteten Waldland vorgezogen. Gegen tausend Familien wurden damals auf verschiedenen von Privaten gekauften Kamp-Fazendas von $^1/_2-1$ Quadratmeile angesiedelt. Die Fazenda erhielten sie zu „unentgeltlicher" Nutzniessung, wahrscheinlich aber unter der stillschweigenden Bedingung einer gelegentlichen Bezahlung analog den Bedingungen anderer Kolonien. Die Einwanderer waren bald sehr enttäuscht (die Weiber weinten über die „steilen Berge" Palmeiras), und der grössere Teil siedelte nach kurzem Aufenthalte nach Argentinien über oder kehrte in die russische Heimat zurück.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tes Prinzip, Einwanderer derselben Nationalität möglichst weit voneinander zu trennen, und sie auf auseinanderliegenden Gehöften zu verteilen. Wenngleich die Regierung in Durchführung dieses Prinzips bei wohl sämtlichen Einwanderern auf gewisse Schwierigkeiten stiess, so ging sie doch stets als Siegerin aus diesem Kampfe hervor. Nur vor den Deutsch-Russen musste sie die Waffen strecken.

Blick auf ein Deutsch-Russendorf.

Die Russenkolonien lassen in ihrer Anlage einen gemeinsamen Grundplan erkennen. Mitten in den von einer Anzahl Familienväter angekauften Ländereien wird von Sachverständigen der Dorfplatz bestimmt. In demselben werden je zwei aufeinander senkrechte, meist nordsüdlich und ostwestlich orientierte Strassen festgelegt. Das von den Strassen eingeschlossene Quadrum dient als Bauplatz für die Kirche, Schule und Wohnung des Priesters. An den Strassen ringsum bauen die Kolonisten ihre Wohnungen.

Die Häuser sind meistens recht einfach. Bei den hohen Preisen des Holzes, das in Ermangelung der Waldungen aus weiter Ferne transportiert werden muss, werden die Wohnungen gebaut entweder aus lufttrockenen oder mit dürrem Gras und Stroh und trockenen Kuhfladen gebrannten Ziegelsteinen und mit Eisenwellblech gedeckt.

Nach diesem Plane ist vor einigen Jahren von dem um die argentinischen Deutsch-Russen so sehr verdienten P. Becher aus der Steyler Missionsgesellschaft eine Kolonie gegründet worden. Es gelang ihm, in etwa zwei Jahren gegen 1000 Kolonisten zu sammeln. — Zweck und Ziel des Gründers war Vereinigung der zerstreut lebenden und Unterstützung der durch die schlechten Ernten in Not geratenen Deutsch-Russen.

In Entre Rios, an der Bahnlinie von Gualeguaychu nach Concordia, südlich von der durch Baron von Hirsch angelegten Kolonie aus Russland vertriebener Juden, die, nebenbei bemerkt, zum grossen Teil die Ackerwirtschaft aufgeben und sich als Kleinhändler gerne in der Nähe von Deutsch-Russen niederlassen, liegt Santa Anita, die so üppig aufblühende Kolonie des Herrn P. Becher.

Unter Beibehaltung des oben skizzierten Grundplanes ist Sorge getragen, dass jeder Kolonist neben seiner Wohnung einen genügend grossen Garten hat zum Anbau der gewöhnlichen Küchengewächse. Die nächste Peripherie des Dorfes bildet ein ausgedehnter, allseitig mit Draht umzäunter Weideplatz, auf den jeder Kolonist gegen Vergütung sein Vieh treiben kann. Weiter draussen liegt das sehr fruchtbare Ackerland, von rechtwinkelig sich schneidenden Wegen durchkreuzt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Erstaunt ist wohl jeder Besucher eines Russendorfs über die grosse, wohltuende Reinlichkeit, der er in fast allen Häusern begegnet. Um so mehr verdient dieselbe unsere Bewunderung, da die wohl nirgends chaussierten Strassen durch den Aufenthalt und Verkehr einer Menge von Haustieren, zumal der Schweine, die vielfach ohne Stallung heranwachsen, der Gänse, des Rindviehs und der Pferde von Schmutz und Unrat strotzen. -- Der Fussboden in den Zimmern ist gewöhnlich mit schneeweissem, eigens zu diesem Zwecke gewaschenen Sande bestreut. Aufgabe der Töchter des Hauses ist es, den Streusand zu besorgen und den schon einmal verwendeten durch Auswaschen in gebrauchsfähigen Zustand zurückzuführen.

Ein gewaltig hohes Bett, nur vom Stuhle aus in kühnem Sprunge erreichbar, ist mit fein gehäkelter bunter Decke, einer Arbeit der Mutter oder Tochter, verhängt. An den Wänden erblicken wir, geschmackvoll geordnet, den kupfernen Schaumlöffel neben dem selbstverfertigten Schöpflöffel, die einfachen, blank geputzten Tassen und Teller wie Schüsseln und sonstige Küchen- und Tischgeräte. So reinlich und sauber ist es selbst beim ärmsten Kolonisten, dass auch der schon anspruchsvolle Europäer die ihm vom gastfreundlichen Hausherrn angebotenen Leberwürste mit Appetit verzehren würde.

Das religiöse Leben.

Wenden wir jetzt dem Bewohner des Russen-Dorfes unsere Aufmerksamkeit zu.

Was das Leben und Treiben des Deutsch-Russen beseelt, ist seine tiefe Religiosität. Sie allein trieb und treibt ihn an, nur in geschlossenen Kolonien sich niederzulassen, um in der Nähe der Kirche zu wohnen. Sie war es, die ihn fremdsprachige Kolonisten fernhalten liess, um sich einen Priester seines Idioms zu sichern. Sie auch war der tiefere Grund, weshalb in demselben Dorfe nur Kolonisten des gleichen Bekenntnisses wie in Russland so in Argentinien sich ansiedeln durften.

Sogar die draussen auf dem Kamp wohnenden Kolonisten, deren Felder weit von der Kirche abliegen, besitzen in der Nähe des Gotteshauses vielfach ein zweites Heim. Hier halten sie sich auf an Sonn- und Feiertagen und während jener Jahreszeit, die keine besondere Feldarbeit erheischt.

Hier nimmt nicht selten die Mutter mit den Kindern ihren ständigen Aufenthalt, um ihnen, wie auch sich selbst den täglichen Besuch der Kirche bezw. der Schule zu ermöglichen.

Die tiefe Religiösität der Deutsch-Russen spricht auch aus seiner Wohnung. Jede Familie hat wenigstens ein Zimmer mit der sogenann-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten „Herrgottsecke". In einer mit buntem Tuch und noch bunteren Bildern gezierten Ecke des besten Zimmers hängt ein mächtiges Kruzifix. Hier verrichtet der „Russe" mit den Seinen die Morgen- und Abendandacht; hier müssen der ungehorsame Sohn, wie die eigensinnige Tochter um ihre Besserung beten; hier endlich gibt der Vater seinen Ermahnungen an unfolgsame Kinder mit einer hinter dem Kreuze hierzu reservierten Rute den notwendigen Nachdruck.

Auch beim Gottesdienst wird der aufmerksame Beobachter das religiöse Fühlen des Deutsch-Russen wahrnehmen. Fast alle Gebete werden gemeinschaftlich gesprochen. Der Gesang, sogar der gregorianische Choral, wird vom ganzen Volke vorgetragen, zuweilen einstimmig, meist aber „zweistimmig". Bei diesem „zweistimmigen" Gesange singen einige „grob", andere „fein". Man muss einen Russenchor gehört haben, um die ganze Kraft, Einfachheit und Schönheit dieses Gesanges würdigen zu können. Schöner Kirchengesang ist des „Russen" Freude. Wie ist er so stolz, wenn er selbst, seine Frau und seine Kinder gut singen. Die ganze Gemeinde tut sich nicht wenig zugute auf ihren Schulmeister — so wird der Küster allgemein genannt — wenn er ein tüchtiger Sänger ist. Vor allem aber wünscht der Russe einen Pfarrer mit „harter" Stimme. Eine noch so vollendete Predigt, vorgetragen ohne überreiches Stimmmaterial, würde den Russen wenig befriedigen.

Die Seelsorge bei den katholischen „Deutsch-Russen" — etwa 15—17 000 an der Zahl — wurde bis 1892 in Argentinien von einigen deutschen Jesuiten ausgeübt, seit dieser Zeit von Mitgliedern der Steyler Missionsgesellschaft. Augenblicklich wirken dort zwölf Priester, von einigen Laienbrüdern unterstützt. Für die etwa 3—5000 evangelischen Deutsch-Russen sind ein deutscher und einige nordamerikanische Seelsorger tätig. Von Deutschland ihnen zur Verfügung gestellte Geistliche sollen sie zurückgewiesen haben.

Nationales Leben.

Auch das nationale Leben zeigt eine auffallende Frische. Nach mehr als anderhalbhundertjähriger Trennung vom Vaterlande, von einem Vaterlande, das weder in Russland, noch in Argentinien ihnen ein Zeichen fürsorglicher Liebe erwiesen, haben sie ihm doch kindliche Anhänglichkeit bewahrt. Sitte, Charakter, wie die Sprache ihrer Väter finden sich in der Ursprünglichkeit. — Gar vielerorts beklagt man es mit Recht, dass gerade der deutsche Kolonist so bald seiner Muttersprache, der früheren Heimat, sogar seines Vaterlandes vergisst, es sei denn, dass er etwa in ganz ausgedehnte deutsche Kolonisationsgebiete

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gelangt, wie solche in Rio Grande do Sul sich finden. Dass der Deutsch-Russe hiervon eine rühmliche Ausnahme macht, ist auch seiner tiefen religiösen Veranlagung zuzuschreiben. Das nationale Leben findet ja seine beste Stütze in der von den Vätern ererbten Religion. Zeitigt doch sie die schönsten und edelsten Früchte dort, wo Gott gewollte Vaterlandsliebe gepflegt wird. Ich sage: von Gott gewollte Vaterlandsliebe, denn der Patriotismus nimmt im christlichen Tugendkatalog eine ehrenwerte Stelle ein; sein Mangel würde das religiöse Leben eines Christen nicht wenig verunstalten.

Dieselbe Beobachtung machte ich bei den deutschen Kolonisten im brasilianischen Staate Espirito Santo, in den Kolonien Santa Izabel und Tirol.

Liebe zur Religion veranlasste dort die katholischen wie evangelischen Ansiedler, in konfessionell geschiedenen Niederlassungen sich zusammenzufinden. Dort begegnen wir rein deutschsprachigen Ansiedelungen, von protestantischen Preussen, Bayern und Schweizern bewohnt, wie auch deutschsprachige katholische Kolonien, gebildet von Westphalen, Rheinländern, Bayern und Tirolern. Treue haben auch sie bewahrt ihrer Religion, Liebe und Anhänglichkeit dem Vaterlande und der Muttersprache. Vir religiosus amat patriam.

Schule.

Neben der Religion ist die Schule zur Erhaltung des nationalen Bewusstseins kein zu unterschätzender Faktor. In Russland muss das Schulwesen freilich im argen gelegen haben. Die nicht unerhebliche Zahl der Analphabeten und der Bildungsgrad der „studierten" Deutsch-Russen beweist dies.

In Schätzung und Bewertung der Schule scheint den Deutsch-Russen sein im allgemeinen gesundes Urteil etwas im Stiche zu lassen. Ihren hohen Wert vermag er mit Händen nicht zu greifen, ihr Nutzen ist nicht so augenfällig, wie der Ertrag seiner Felder. Dazu fühlt er, dass der Unterhalt einer Privatschule ihm nicht unbedeutend höher zu stehen kommt, als die Erhaltung seiner „Gäul", des höchsten Gutes der Russen, die auf dem grossen Kamp ihre Nahrung suchen müssen. Dass das Studium der Besserung seiner Weizenfelder oder der Vermehrung seines Viehstandes Nutzen bringen könne, scheint seine Fassungskraft zu übersteigen. Endlich betrachtet er es als ein ganz verkehrtes Verhältnis, dass die jungen Leute mehr wissen oder lernen sollen, als die alten, und der Sohn noch gescheiter sei, als der Vater.

Trotz all dieser Schwierigkeiten ist es dem zielbewussten Arbeiten der deutschen Priester, allerdings nur unter grossen persönlichen und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

pekuniären Opfern gelungen, in den meisten Russendörfern deutsche Privatschulen einzurichten und zu erhalten.

Ich war erstaunt, bei Durchsicht des 1904 erschienenen Werkes: „Handbuch des Deutschtums im Auslande", herausgegeben vom allgemeinen deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande, von all diesen Schulen auch nicht eine einzige erwähnt zu finden. Deshalb darf ich es mir wohl gestatten, eine auf meinen Reisen in Südamerika selbst gesammelte Statistik hier vorzuführen. Sie enthält die Schülerfrequenz der meisten Deutsch-Russenschulen, denen ich persönlich näher zu treten Gelegenheit hatte. Die Angaben stammen aus den Jahren 1902 und 1903.

	Name der Kolonie	Zahl der Lehrer	Schülerzahl		Seelenzahl
			Knaben	Mädchen	
Provinz Entre Rios	Crespo (Bergseiter)	2	60	55	600
	Auli	1	28	25	250
	St. Raphael	1	15	22	150
	San Juan II	1	25	23	400
	Santa Maria	1	35	30	500
	Valle Maria (Wiesenseiter)	3	100	120	
	Campo Maria (Spatzenkutter)	1	28	32	1 800 bis 2 000
	San José (Brasilier)	1	45	50	
	Santa Cruz	1	27	25	
	San Francisco (Pfeifer)	1	18	22	
	Santa Anita	2	45	50	700
Provinz Buenos Aires	Hinojo	2	40	60	600
	Sauce Corto I	1	17	15	1 400 bis 1 600
	Sauce Corto II	2	70	60	
	Sauce Corto III	2	45	42	
	Summa	22	598	631	6 400 bis 6 800

Betrachten wir diese Zahlen neben den andern deutschen Schulen in Buenos Aires, Rosario, Sta. Fé, San Geronimo, Humboldt usw. mit ihren 1400—1500 Schülern, dann dürfen wir der Hoffnung leben, dass in Argentinien das Deutschtum immer mehr zu berechtigtem Ansehen sich erschwinge.

Nachdem ich mir diese kleine Abschweifung erlaubt, möge mir aus demselben Grunde eine weitere gestattet sein, nämlich auf die von Deutschen geleiteten höheren Schulen in Südamerika. Sind doch sie

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

es, die die Achtung vor dem deutschen Namen noch wesentlicher heben. Füllt der Lehrer seinen Posten voll und ganz aus, so sind die Schüler nicht nur für seine Person begeistert, sondern auch für alles, was in naher Beziehung zu ihm steht, und das ist an erster Stelle die Nationalität.

Wiederholt referierten mir gebildete Brasilianer mit Stolz, dass sie zu São Leopoldo in Rio Grande do Sul deutsche Jesuiten als Lehrer gehabt hätten. Mit Vorliebe suchten sie die noch nicht vergessenen deutschen Brocken an den Mann zu bringen.

Übertragen so die Schüler die Liebe und Hochachtung, die sie ihren deutschen Lehrern entgegenbringen, auf deren Landsleute, so ergibt sich daraus von selbst, dass auch dem deutschen Kaufmann der Weg des Handels sich öffnet und deutsche Ware leicht Eingang findet.*)

Wirtschaftliche Lage.

Es erübrigt mir nur noch, die wirtschaftlichen Verhältnisse der Deutsch-Russen zu kennzeichnen.

Jeder, der mit der Sachlage vertraut ist, wird zugeben, dass Argentinien dem Deutsch-Russen das bietet, was er sucht: grosse, fruchtbare, für den Getreidebau geeignete Felder, wie geschaffen zur Anwendung landwirtschaftlicher Maschinen. In der Tat wäre der Ansiedler bald ein gemachter Mann, wenn sich nur nicht einstellten die grossen Heuschreckenschwärme, abwechselnd mit nassen und dürren Jahren. Doch gar zu häufig wird durch eine dieser Plagen die ganze Hoffnung des Einwanderers schonungslos vernichtet.

Indes fällt es auch in schlechten Jahren in Argentinien sowohl wie in Brasilien dem fleissigen Kolonisten nicht allzu schwer, seine Familie zu ernähren. Wie oft hatte ich nicht Gelegenheit, aus dem Munde alter Ansiedler die Versicherung zu hören: „Wenn wir auch schon sechs schlechte Jahre hinter uns haben — und wir stehen schon wieder vor einer Missernte —, so ist es immer noch leicht möglich, auch einer kinderreichen Familie gutes Brot zu geben."

Doch schliesst dies nicht aus, dass schlechte Jahre für den Kolonisten eine schwere Heimsuchung bedeuten. Anderseits haben diese Missernten auch ihr Gutes. Sie haben sich als die erfolgreichsten Lehrmeister, wenn nicht als notwendige Übel erwiesen. In guten Zeiten gelang es manchem Ansiedler, der als Bettler den argentinischen Boden

*) Hier dürfte folgende Mitteilung zweckdienlich sein. Von Südamerikanern wurde mir gegenüber des öfteren der Wunsch ausgesprochen, es möchten die Deutschen doch jene Druckwaren (Zeitungen und Zeitschriften), die auch für die romanischen Länder bestimmt seien, mit lateinischen Lettern drucken. Die deutsche Lektüre würde ihnen dadurch bedeutend erleichtert.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

betreten hatte, nach kurzem Aufenthalte einen Jahresgewinn von 5000, 10 000, ja 20 000 Pesos (1 Peso gleich 1,80 Mark) und noch mehr zu erzielen.

Solche Summen Geldes hatte der Deutsch-Russe noch nie gesehen, geschweige sein eigen genannt. Ihm wurde der Reichtum zum Verderben. Sein religiöser Eifer wie sein wirtschaftliches Streben erlahmten. Bisher schlummernde Leidenschaften wurden geweckt. Genusssucht und kindischer Hochmut stellten sich ein und rissen ihn zu unglaublichen Dummheiten fort.

Im Frühjahr bestellte unser Russe seine Äcker und überliess bis zur Ernte der Mutter Natur alles weitere. Gärten legte er nicht an. Sein sämtliches Gemüse, ja in vielen Fällen sogar das Fleisch, kaufte er um teures Geld auf der Bahnstation, wo strebsame Italiener sich als Gärtner niedergelassen hatten. Vergeblich bemühten sich die deutschen Priester, ihn zur Anlage eines Gartens zu vermögen. Mit dem materiellen Nutzen wollten sie ihren Pfarrkindern einen höheren Vorteil bieten, nämlich sie dem Müssiggang entziehen. Vergebliche Mühe. Immer wieder mussten sie die hundertmal ad absurdum geführte Antwort hören: „Herr Pater, das Gärtnern han wir in Russland auch nicht getan." Wie hier, so fanden auch in anderer Hinsicht die Ratschläge ihrer Seelsorger taube Ohren. Neben Weizen auch andere Feldfrüchte anzubauen, um beim Missraten desselben an andern Fruchtarten eine Entschädigung zu finden, fiel unsern Russen nicht ein.

Ebensowenig verstanden sie sich bei dem grossen Mangel und dem hohen Preise des Brennholzes zum Waldbau. Dass der Eukalyptus und Paraiso in wenigen Jahren nicht nur reichliches und brauchbares Brennholz liefern, sondern auch vor Heuschrecken ziemlich sicher gestellt seien, wurde in den Versuchsanlagen ihrer Priester ad oculos demonstriert.

Erst die Not zwang den Deutsch-Russen zum Gartenbau. Er liess sich, durch das Beispiel der Priester ermuntert, herbei, wenigstens einige Bäume anzupflanzen. Nach und nach merkte er denn auch, wie angenehm es sei, im eigenen Garten die nötigen Gemüse zu ziehen und im heissen Sommer erfrischende Melonen aus demselben holen zu können.

So hat der unbeugsame Lehrmeister, „die schlechten Jahre", wie das Wort und Beispiel ihrer Priester das wirtschaftliche Leben der Deutsch-Russen gefördert. Es wäre aber ein grosser Irrtum, anzunehmen, dass jetzt von den Deutsch-Russen rationell gewirtschaftet werde. Wohl haben sie gelernt, in etwa Wechselwirtschaft zu treiben, wenigstens ausser Weizen auch Lein und Mais, ja, hier und da sogar Gras und Alfalfa zu säen. Aber von einem wirklich rationellen Wirtschaftssystem kann immer noch keine Rede sein. Wie die übrigen Ko-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lonisten Argentiniens, so trieb und treibt auch der Deutsch-Russe einen unverzeihlichen Raubbau. Er nimmt dem Boden, was er ihm nur abgewinnen kann, und gibt ihm gar nichts zurück. Wohl lässt sich der ausserordentlich produktive Boden, zumal in Entre Rios, schon viel gefallen. Trotz jahrzehntelanger Misswirtschaft folgt dort bei günstiger Witterung eine ergiebige Ernte der andern. In der Provinz Buenos Aires dagegen zeigt vielerorts nach vier bis fünf Ernten der Boden eine solche Erschöpfung, dass der Kolonist gezwungen ist, sich nach neuem Ackerland umzusehen. Wenn auf diese Weise der Boden selbst unter einer solchen Verschlechterungsmethode seufzt, da er in seiner chemischen und physikalischen Güte tief geschädigt wird, so sollte man meinen, dass der Deutsch-Russe nach und nach zu Verstand käme. Wer daran gewöhnt ist, die sorgfältig gepflegten, bis zum letzten Quadratmeter von emsiger Hand besäten Felder in Deutschland zu sehen; wer weiss, mit welcher Mühe der Landmann seinen Acker pflügt, vor und nach dem Winter von Unkraut reinigt, die Ackerkrume mit Walze und Egge zerkleinert, den Dünger aufs Land bringt, hoch oben auf des Berges Spitze und ins tiefe Tal hinab, der kann sich nicht genug wundern, dass der Deutsch-Russe von all diesen Arbeiten sich fast vollständig dispensiert. Es wäre ja nicht möglich, die ausgedehnten Quadras in den argentinischen Kampos mit derselben Sorgfalt zu bearbeiten, wie der deutsche Landmann seine Felder pflegt, aber etwas mehr müsste der Deutsch-Russe in dieser Beziehung leisten.

In jüngster Zeit hat die argentinische Regierung durch Errichtung landwirtschaftlicher Versuchsstationen in Entre Rios das Wirtschaftssystem zu bessern gesucht. Möge es ihr gelingen, die Kolonisten zu vernünftiger und sorgfältiger Pflege des von Natur so gesegneten Landes zu bringen.

Ich eile zum Schlusse. Als Resümee meines Vortrages erlaube ich mir folgende Punkte hervorzuheben. In wirtschaftlicher Hinsicht sind die Deutsch-Russen dieselben Irrwege gegangen, welche fast alle Kolonisten einschlagen. Ermahnungen und Belehrungen allein waren nicht imstande, sie zu einem rationellen Wirtschaftssystem zu führen. Erst die zahlreichen Missernten vermochten einige Besserungen anzubahnen.

In religiöser und nationaler Beziehung jedoch verdienen die Deutsch-Russen unsere Bewunderung. Sie nehmen geradezu eine Ausnahmestellung ein unter vielen Tausenden deutscher Auswanderer. Dank der Bildung national und konfessionell einheitlicher Kolonien, haben sie stets fest und unentwegt gestanden zur Religion ihrer Väter. Deutsches Fühlen und Denken, Liebe zum deutschen Vaterlande und die Muttersprache haben sie stets treu bewahrt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Assessor **Ramelow,** Berlin: Der Herr Vortragende hat die kulturellen Verhältnisse Südbrasiliens ausführlich berührt.

Ich möchte hierzu nur bestätigend meine Erfahrungen dortselbst hinzufügen.

Im allgemeinen, abgesehen von den Zentren der alten Kolonien, sind die Bildungs- und Kulturverhältnisse in den deutschen Kolonien dortselbst sehr schlecht; diejenigen Elemente, welche in der Rodung des Urwaldes nicht vorwärts kommen, werden zum Teil dort Lehrer und Geistliche; Sie können sich also vergegenwärtigen, aus welchem Material sich dort die Geistlichkeit rekrutieren muss. Von Deutschland erfolgt leider nur eine schwache Unterstützung, die einzige Hilfe gewährt die „Deutsche Evangelische Gesellschaft in Barmen" und der „Allgemeine deutsche Schulverein". Auch in dieser Hinsicht könnte und müsste für die Erhaltung des Deutschtums unendlich viel mehr getan werden; hierfür sollte jeder patriotisch denkende Deutsche ein offenes Herz haben! Auch die deutsche Industrie ist sehr lebhaft daran interessiert, dass das Deutschtum dort erhalten bleibt. Sehr erfolgreich arbeitet für das Deutschtum die katholische Kirche. Ich habe eine unbedingte Hochachtung vor der katholischen Geistlichkeit in Rio Grande do Sul gewonnen. Sie hat in S. Leopoldo, Porto Alegre und Santa Cruz Klöster und Erziehungsanstalten gebaut; dort werden bei den Schwestern vom Herzen Jesu die Töchter des Landes erzogen. Ich war in Santa Cruz in einem solchen Kloster. Es befanden sich dort 250 junge Mädchen, auch viele Brasilianerinnen; aber alles spricht dort deutsch; es wurde nur deutsch gesprochen. Desgleichen tragen die Franziskaner unter den Jünglingen des Landes viel zur Erhaltung des Deutschtums und Erhaltung der deutschen Sprache bei. Es wäre zu wünschen, dass wir in Deutschland in gleicher Weise für die Erhaltung des Deutschtums dort sorgen, und dass die Regierung ein gleiches Verständnis für die Wichtigkeit der Erhaltung der deutschen Sprache in Rio Grande do Sul hätte.

Direktor **A. W. Sellin,** Hamburg: Ich kann ebenfalls meiner Anerkennung für die Leistungen der katholischen Geistlichen um das Schulwesen in Südamerika Ausdruck leihen.

Die Russen habe ich als höchst rückständig in der Kultur bei ihrer Einwanderung in Brasilien kennen gelernt, und freue mich, zu hören, dass sie sich jetzt in Argentinien besser zu entwickeln begonnen haben.

Dr. **Meyer,** Leipzig: Auch in der Tätigkeit des Bauernvereins treten die katholischen Geistlichen rühmlich hervor, sie sind die eigentliche Seele dieser wirtschaftlichen Bewegung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Lacmann,** Kolmar i. E.: Auch ich bestätige die bedeutsame kulturelle Tätigkeit der katholischen Geistlichkeit in Südbrasilien. Sie besteht nicht nur in dem Gebiet der deutschen Kolonien, sondern auch im wilden Kamplande. Das Franziskanerkolleg in Lages hat sich grosse Verdienste und die hohe Anerkennung der Regierung erworben.

P. **Joh. Bodems,** St. Wendel: Zu den Ausführungen des Herrn Sellin kann ich bestätigend hinzufügen, dass die geschilderten Sitten resp. Unsitten bei den Russen in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Argentinien noch mächtig zu florieren suchten, dass aber heute dieselben längst abgeschafft sind und die Russen zu viel höherer Kulturstufe sich erhoben haben.

Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet.

Von Prof. Dr. **R. Jannasch,** Berlin.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Es mag jetzt an die dreissig Jahre her sein, dass der deutsche Gelehrte, Professor Burmeister in Buenos Aires, welcher die Grundlage für die naturwissenschaftliche Erforschung Argentiniens gelegt hat, die mehr merkwürdigen als denkwürdigen Worte aussprach: „Argentinien ist kein Getreide erzeugendes Land." Es hätte daher auch kein Getreide exportieren können.

Ich will sogleich hinzufügen, dass diese Ansicht damals vielfach in Argentinien selbst geteilt wurde. Man glaubte die Zukunft des Landes nicht im Ackerbau, sondern vielmehr in der Weide- und Viehwirtschaft suchen zu sollen. Die Tatsachen haben das Irrtümliche dieser Anschauung dargetan und weit überholt. Wenn Mitte der 70er Jahre in Argentinien etwa 85 000 ha mit Weizen bebauten Landes vorhanden waren, so stieg die Weizenanbaufläche Mitte der 80er Jahre bereits auf etwa 700 000 ha, um jetzt nunmehr den Umfang von etwa 4 Millionen Hektar zu erreichen — allerdings eine kleine Fläche im Vergleich zu dem gesamten weizenfähigen Boden Argentiniens, dessen Umfang nach den vorliegenden Mindestschätzungen auf 50 Millionen ha anzunehmen ist. Vergleichsweise sei bemerkt, dass die grösste mit Wei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zen bestandene Fläche in Deutschland im Jahre 1900 vorhanden war und einen Raum von 2 049 160 ha bedeckte.

Der Weizenexport Argentiniens ist seither ausserordentlich gestiegen; er betrug vor 2 Jahren etwa 1 672 000 t (à 1000 kg), im Vorjahre etwa 3 341 886 t, und wenn klimatische Rückschläge nicht eintreten, so dürfte der Weizenexport nach der nächsten Ernte, also zu Ende dieses und Anfang des nächsten Jahres, ungefähr rund 3 000 000 t ausmachen.

Damit ist Argentinien in die Reihe der „Weizenländer par excellence" getreten. Es folgt unmittelbar auf die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Seine Konkurrenzkraft wird immer grösser werden. Bereits ist die Zeit gekommen, in welcher Chicago nicht mehr allein die Weizenpreise diktiert. Buenos Aires wird mehr und mehr der ausschlaggebende Faktor bei den Preisbestimmungen des Weltmarktes werden. Die Grenzen des weizenfähigen Bodens in Nordamerika werden immer schneller erreicht, und es erscheint keineswegs ausgeschlossen, dass, namentlich im Hinblick auf die starke Zunahme der Bevölkerung in den Vereinigten Staaten, in etwa einem Jahrzehnt Weizen und Mehl aus Argentinien nach Boston und New York verfrachtet werden.

Wie die Exportziffern von Weizen und Mehl, so hat auch die Ausfuhr von Mais, Leinsaat, Häuten, Haaren, Talg, Wolle, Knochen usw. zugenommen. Bezüglich dieser Angaben sei auf die Tabelle am Schlusse des Vortrages verwiesen.

Aus den oben mitgeteilten Ziffern geht hervor, dass die Entwickelung der Vieh- und Weidewirtschaft von der Ackerbauwirtschaft überholt worden ist. Ich halte es für geboten, dies hier hervorzuheben, weil gerade diese Tatsache noch kürzlich in Deutschland angezweifelt worden ist. Die Verlegung des Schwerpunktes der wirtschaftlichen Entwickelung Argentiniens in der gedachten Weise ist aber nicht nur wirtschaftlich von weittragenden Folgen begleitet, sondern diese Folgen greifen auch tief in die Gestaltung der sozialen Verhältnisse ein.

Lassen Sie mich zunächst die Ursachen, welche diese Änderung der **wirtschaftlichen Verhältnisse** zur Folge gehabt haben, etwas eingehender erörtern.

Zunächst ist ein weitgehender Einfluss durch die Entwickelung des Eisenbahnbaues zu konstatieren. Wenn vor 30 Jahren die argentinische Republik etwa 2000 km Eisenbahnen aufwies, so zählt sie jetzt deren an die 20 000 km. Es ist ohne weiteres verständlich, dass mit Hilfe dieser modernen Verkehrsmittel die Ackerbauprodukte aus dem fernen Westen mit verhältnismässig geringen Kosten nach den grossen Märkten und Verschiffungsplätzen geschafft zu werden vermögen. Das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

war früher nicht der Fall, wogegen das Schlachtvieh Hunderte von Kilometern weit aus dem Innern nach den Märkten und Verschiffungsplätzen mit geringen Kosten getrieben werden konnte. Des Ferneren fehlte es früher an genügenden Arbeitskräften, die den Übergang zum Ackerbau hätten erleichtern können. Noch vor einigen Dezennien waren etwas über 2 Millionen Einwohner in Argentinien vorhanden, während deren jetzt etwa 5 300 000 gezählt werden. Das Angebot von Arbeitskräften in der Landwirtschaft ist also beträchtlich gestiegen.

Ferner darf nicht verkannt werden, dass die Papiergeldwirtschaft der Ausdehnung des Ackerbaues ausserordentlich förderlich gewesen ist. Vor Ende der 80er Jahre d.vor. Jahrh. herrschte die Goldvaluta,und die auf Grund dieser gezahlten Arbeitslöhne waren dementsprechend sehr hohe. Mit der Herrschaft der Papiervaluta sank der effektive Wert der Löhne in stärkerer Progression als ihr Nennwert, welcher längere Zeit für die Löhne stabil blieb. Diese verringerten Preise, welche für die inländische Arbeit und für inländische Produkte bezahlt wurden, waren sowohl eine Prämie für den Anbau von Getreide, wie für den Export ackerwirtschaftlicher Erzeugnisse nach dem Weltmarkte.

Die tiefgreifenden sozialen Folgen des Überwiegens der Ackerwirtschaft richten sich zunächst gegen die Latifundienwirtschaft. Es leuchtet ohne weiteres ein, dass die Grenzen derselben durch die Weide- und Viehwirtschaft weiter hinausgeschoben werden, während sie bei der Ackerwirtschaft, wegen der Höhe der Betriebskosten, und insbesondere wegen der grossen Zahl der zu beschäftigenden Arbeiter, eine baldigere Grenze erreichen. Es ist deshalb auch sehr wohl verständlich, dass gerade in den sogenannten Weizenprovinzen, d. h. in Buenos Aires, Esperenza de Santa Fé, Entre Rios, Cordoba, bereits ein bäuerlicher Mittelstand sich gebildet hat und etwa 22 000 bäuerliche Wirtschaftsbetriebe im Umfange von 50 bis 300 ha vorhanden sind.

Ferner haben sich in der Nähe der zahlreichen Eisenbahnstationen und Eisenbahnkreuzungspunkte zahlreiche Ortschaften gebildet, welche die Ansiedelung sowie die Entstehung eines bürgerlichen gewerblichen Mittelstandes begünstigt haben.

Wie durch den Transport der Ackerbauprodukte die Entwickelung des Eisenbahnverkehrs beschleunigt wurde, so auch der Wassertransport, insbesondere der Seeverkehr. Ohne den Transport der Ackerbauprodukte hätten diese schönen Städte und Plätze, wie Buenos Aires, Rosario, Bahia Blanca u. a. m., nicht in so grossartiger Weise sich entwickeln können, wie es geschehen. Insbesondere nicht Buenos Aires, dieses prachtvolle Emporium des Handels, diese Stadt der Paläste und schönen Anlagen, das sich mit seinem Luxus und Reichtum vollberech-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigt neben die schönsten europäischen Haupt- und Weltstädte zu stellen vermag. Während noch vor einigen Jahrzehnten die grösseren Schiffe mehrere Meilen vom Ufer entfernt ankern mussten, bewegen sich jetzt Ozeandampfer von 6000 tons mit 22 Fuss Tiefgang frei nach allen Seiten in den grossen Docks von Buenos Aires, um die Ladung aus den endlos sich dahinstreckenden Silos aufzunehmen. Die Seefrachten bestehen zumeist aus ackerwirtschaftlichen Produkten, neuerer Zeit auch aus den Produkten der Müllerei, die sich in ihrer Tätigkeit eng an die Weizenproduktion angeschlossen hat.

Wie war es möglich, dass in so kurzer Zeit diese rapide Entwickelung der wirtschaftlichen Verhältnisse Argentiniens Platz greifen konnte? Welches waren die inneren treibenden Ursachen?

Es scheinen mir, wenigstens nach meinen persönlichen an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen und Erfahrungen, hauptsächlich zwei Faktoren hervorgehoben und gekennzeichnet werden zu müssen. Zunächst der eine: der Einfluss und die energische Arbeit des europäischen Unternehmungsgeistes! Es existiert kaum ein einziges Volk in Europa, welches in Argentinien nicht durch zahlreiche Angehörige vertreten wäre. Es existiert kein Beruf in der Welt, der nicht seine Angehörigen nach Argentinien gesandt hätte. Ingenieure, Techniker aller Art, Kaufleute, insbesondere auch Bankiers, ferner Handwerker, Landwirte, Arbeiter, die sogenannten gelehrten Berufe, alle, alle sind sie vertreten. Und da die betreffenden Personen des Erwerbes halber dahin gegangen sind, so stehen sie in engster Verbindung mit dem gesamten wirtschaftlichen Leben des Volkes. Sie sind die Pioniere, welche die Kultur immer weiter nach dem Westen bis hin nach der Cordillera getragen haben. Durch ihre energische Arbeit ist auch der Ackerbau gehoben worden und der Gaucho dem Pfluge gewichen. Die Ingenieure und Techniker vertreten die grossen europäischen und nordamerikanischen Werke. Die Kaufleute bieten den Warenkredit von aller Welt an, denn hier in Argentinien regiert das Angebot des Welthandels und Weltmarktes, — mangels einer einheimischen Industrie — und alle Völker der Erde können ihre Waren unter den gleichen Marktbedingungen anbieten. Die Vertreter der grossen und grössten Finanzgruppen gewähren dem Lande alle Vorteile der modernen Kreditwirtschaft. Die Handwerker sind die Lehrer der weniger geübten einheimischen Arbeiter und Tagelöhner. Sie sind die berufenen Leiter in den zahlreichen Reparaturwerkstätten, die europäischen Landarbeiter aber haben in hohem Grade den Übergang zur Ackerwirtschaft beschleunigen helfen und sind dabei zu Lehrmeistern der eingeborenen Bevölkerung geworden.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Allen andern voran in dieser Pionierarbeit — man wird es neidlos oder neidvoll anerkennen müssen — stehen die Engländer. Sie sind es im wesentlichen gewesen, welche das 20 000 km lange Eisenbahnnetz geschaffen haben und dasselbe auch jetzt noch nach dem schier unbegrenzten Südwesten des Landes weiter vorschieben. Ihnen gebührt auch die Initiative zur Herstellung des 50 000 km langen Telegraphennetzes. Und was für Eisenbahnen haben sie in Argentinien gebaut! Eisenbahnen, die sich getrost neben die besten europäischen Anlagen gleicher Art stellen können! Das sind keine Eisenbahnwaggons mehr, das sind fahrende Salons, ausgestattet mit den grössten Bequemlichkeiten, wie man sie auf keiner Bahn in Europa findet, bei einer Verpflegung, wie sie in gleicher Güte und Billigkeit nirgends in Europa vorhanden ist. Die Schlafräume sind von einer Bequemlichkeit, wie solche unseren deutschen Staatsbahnen nur als unerreichtes Ideal vorschweben, ganz abgesehen davon, dass die Schlafwagenpreise sehr erheblich billigere sind, als bei uns. Allerdings haben selbst die Schnellzüge nicht mehr als 42 km Geschwindigkeit die Stunde. Im übrigen ist der Betrieb gut geregelt, und nur selten kommen Unfälle vor.

Aber die Engländer haben sich nicht begnügt, die Bahnen zu bauen, sie sind auch klug genug gewesen, in der Nähe der Bahnen ausgedehnten Grundbesitz zu erwerben, um auf diese Weise von der gesteigerten Grundrente Vorteil zu erzielen. So sind sie auch als Grundbesitzer, als Ackerbauer wie als Viehzüchter, Pioniere und Reformatoren geworden. Das konnte man nicht besser und trefflicher gewahren, als auf der grossen land- und viehwirtschaftlichen Ausstellung, die im September 1904 in Buenos Aires abgehalten wurde. Ich habe die reichhaltigsten und besten Tierschauen in fast allen Ländern von Europa besucht, aber ich kann versichern, dass ich nirgends eine solche Fülle edler Tiere ausgestellt gesehen habe, wie im vorigen Jahre auf der gedachten Ausstellung in Buenos Aires. Die Pferde der alten Welt waren durch alle Rassen und Schläge vertreten. Kein Wunder, denn die edelsten Zuchttiere waren von den Engländern zu den höchsten Preisen für Argentinien gekauft worden. Und was von den Pferden gilt, das gilt auch von den Zuchtstieren, von den Fleisch- und Wollschafen. Und wenn man bei uns Dutzende und selbst Hunderte von hervorragend schönen Tieren ausgestellt sieht, so konnte man solche in Buenos Aires zu Tausenden finden. Es liegt mir hier ein Katalog der Ausstellung vor, in welchem man sich leicht über die reichhaltige Beschickung der Ausstellung zu orientieren vermag. Die englischen Viehzüchter und Aussteller überwiegen weitaus. Selbst die argentinischen Aussteller treten zurück, und deutsche Namen unter den Ausstellern findet man nur wenige.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Als unparteiischer Berichterstatter will ich gleich hinzufügen, dass die Beteiligung der Deutschen am argentinischen Wirschaftsleben auf einzelnen Gebieten neuerer Zeit sehr viel stärker hervortritt. So u. a. auf den Gebieten der Elektrotechnik, bei Hafenbauten, auch deutsches Kapital ist bei dem Bau des Kriegshafens von Bahia Blanca, allerdings unter der Leitung des italienischen Ingenieurs Luiggi, beteiligt. Auch auf dem Gebiete des Bankwesens ist Deutschland jetzt nicht nur in Buenos Aires, sondern auch in Bahia Bianca, Rosario, Córdoba, gut und solid vertreten. Im Seeverkehr sind es namentlich die Hamburger Linien, welche prächtige und schöne Passagier- wie Frachtdampfer in regelmässiger Fahrt die argentinischen Häfen anlaufen lassen.

Grosses haben auch die Belgier geleistet, aber allen andern voran steht doch der englische Unternehmungsgeist, der hier in Argentinien, wie so vielfach in der Welt, Grossartiges geleistet hat. Freilich hat England gute Gründe dafür. Es strebt bei Zeiten dahin, den nordamerikanischen Provenienzen Konkurrenz und Ersatz zu schaffen, denn an dem Tage, an welchem die stark zunehmende Bevölkerung der Vereinigten Staaten den Export von nordamerikanischem Getreide unmöglich macht, werden notwendigerweise an Stelle des nordamerikanischen Weizens und Fleisches argentinische Erzeugnisse treten müssen.

England hat hier die Grundlage zu einer grossartigen Kultur-Entwickelung schaffen helfen. Und das ist es, was im allgemeinen Kulturinteresse den Engländern hohe Anerkennung sichert. Wer ausser ihnen wäre in der Lage, gleiches zu leisten, und wer hätte bisher gleiches mit ähnlicher Liberalität geleistet?! Vermöchte der Kulturgeist irgendeines andern Volkes diese englischen Kulturleistungen jetzt zu ersetzen?! Könnten wir wünschen, dass an Stelle des englischen Kulturgeistes etwa der exklusive industrielle und handelspolitische Geist der Nordamerikaner an den fernen Küsten und Inseln träte? Oder läge es in unserem Interesse, die Tätigkeit der Engländer auf den andern Kontinenten durch den französischen Geist ersetzt zu sehen? Haben speziell wir Deutsche nicht überall die Erfahrung gemacht, dass, wo die Franzosen die Herrschaft erlangt haben — gleichviel ob in Algier, Tunesien, Madagaskar oder Cochinchina — die deutsche Ware so gut wie ausgeschlossen ward?! Und nun gar die Kulturtätigkeit Russlands — wäre sie in der Lage, auch nur annähernd das zu schaffen, was die Engländer im Interesse der ganzen Kulturwelt geleistet haben, trotz aller Mängel und Fehler, die dabei mit untergelaufen sein mögen?! Und fragen wir uns, wären wir Deutsche in der Lage, jetzt ähnliches zu leisten? Abgesehen davon, dass wir nicht über die nötigen Mittel verfügen, so behindert uns auch die kontinentale Lage unseres Landes, hindern uns unsere kontinentalen politischen Interessen, den Schwer-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

punkt unserer wirtschaftlichen wie politischen Tätigkeit nach ausserhalb von Europa zu verlegen! Und sind unsere kolonisatorischen Taten und Erfolge etwa so vielversprechender Art, dass wir zu behaupten vermöchten, es den Engländern gleichtun zu können?!

Ich bin der Ansicht, dass, insbesondere im Hinblick auf die Gegensätze, welche neuerer Zeit zwischen Deutschland und England hervorgetreten sind, es an der Zeit sei, gerade jetzt ein anerkennendes Wort für die Engländer in diesem Hause rückhaltlos auszusprechen. Mit Rücksicht auf das Gesagte haben die Engländer keinen Grund, unsere Tätigkeit über den Wassern mit Misstrauen zu beobachten. Die Konkurrenz unserer Ware werden die Engländer freilich hinnehmen müssen, so gut wie die der nordamerikanischen oder französischen Ware, ebenso gut wie sie, als auch wir, künftighin auf dem Weltmarkte die wachsende Konkurrenz der mächtig fortschreitenden italienischen Industrie werden gelten lassen müssen. Je bevölkerter und wohlhabender die Länder werden, um so mannigfaltiger und zahlreicher auch ihre Bedürfnisse, wie die Mittel der Produktion und damit die Kaufkraft der Völker! Die Konkurrenz lässt sich nicht vermeiden, aber schliesslich wird sie mit Hilfe der internationalen Arbeitsteilung gemildert werden.

Neben der Initiative des europäischen Unternehmungsgeistes sind es die natürlichen Vorzüge und Anlagen Argentiniens, welche die rapide Entwickelung des Landes veranlasst haben und weiter veranlassen werden, und welche dort die Grundlage zur Entwickelung eines grossen Kulturlebens für alle Zeiten geschaffen haben, eines Kulturlebens, welches an individueller Kraft und Selbständigkeit die Entwickelung aller andern südamerikanischen Staaten überragen wird.

Vergegenwärtige man sich die geographische Lage des Landes. Im Norden reicht dasselbe durch die Provinz Jujuhy weit in die Tropen hinein, im Süden grenzt es an die kalte Zone; von Osten erhebt es sich — mit geringen Unterbrechungen — in sanfter mählicher Steigung vom Atlantic bis nach dem Fusse der Cordillera, um alsdann in steilen Terrassen bis zu den höchsten Teilen dieses Planeten hinaufzusteigen. Alle Klimate sind in diesem Lande vertreten, und dessen mittlere Gebiete — in gemässigtem Klima gelegen — umfassen ein Areal von etwa 1 200 000 qkm, also mehr als doppelt so gross wie das Deutsche Reich. Und durch das Land strömt dieser wunderbare Strom, fälschlich Silberstrom genannt, der eigentlich Goldstrom, Rio de Oro, heissen sollte, weil er die Reichtümer eines halben Kontinentes nach seiner Mündung trägt. Er erschliesst für Buenos Aires ein Hinterland, welches diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stadt notwendigerweise zu einem der wichtigsten und hervorragendsten Handelsemporien der Erde für alle Zeit erheben muss.

Und nun der Boden des Landes. Die mittleren Provinzen waren früher zum grössten Teil submarin, sind dann gehoben worden, zum Teil bedeckt mit fruchtbarem Alluvialboden. Ich habe in diesen mittleren Teilen des Landes etwa 33 Brunnen genauer untersucht. Überall dieselben Erscheinungen! Je nach der Höhenlage 5 bis 8 und 10 m Lehmboden. Dann wasserführende Schicht, nach Durchstossen derselben 12 bis 20 m Lehmboden, darunter wasserführende Schichten beziehungsweise Grundwasser. Und in diesem Lehmboden war überall Kalkmergel (Tosca), teils in Nestern, teils zerstreut eingelagert. Infolge der ausserordentlichen Capillarität des Bodens steigt das Wasser in demselben in die Höhe, den Kalkmergel lösend, und so den oberen Schichten des Bodens unausgesetzt Nährbestandteile zuführend. Kein Wunder, dass dort diese ausgedehnten Luzernefelder (Alfalfares; Alfalfa-Luzerne) in prachtvoller Üppigkeit gedeihen. Die Wurzeln der Pflanze greifen fünf und mehr Meter tief und ruhen nicht eher, als bis sie die wasserführenden Schichten erreicht haben, selbst wenn diese 20 m tief liegen, so dass diese Pflanze kaum noch ausgerottet zu werden vermag. In Jahren genügender Niederschläge lässt die Pflanze fünf und mehr Schnitte zu, und wenn in den ausgedehnten Koppeln das Vieh seinen Weidegang beendet hat, so ist im Anfang des Weidegebietes die Luzerne wieder so kräftig emporgewachsen, dass das Vieh den Weidegang von neuem beginnen kann.

Infolge der bedeutenden Kalkvorräte des Bodens zeichnen sich auch die Futterpflanzen durch grossen Kalkgehalt aus. Dieselben enthalten bis an die 16 Prozent Kalk, und demnach ist es nicht erstaunlich, dass in der prähistorischen Zeit dieses Landes Riesentiere, wie Grypotherien, Riesengürteltiere usw., vorhanden waren, welche, wie die im Museum zu La Plata ausgestellten Knochengerüste erkennen lassen, die Grösse der heutigen Elefanten erreichten. Das zum Bau ihres Körpers nötige Material fanden sie in reichlichen Mengen im Boden vor und waren auch imstande, Riesenpanzer von etwa $^5/_4$ Zoll Stärke zu bilden, von welchem hier ein kleines Bruchstück ausgelegt ist. Die aus Europa eingeführten Tiere, wie Rinder und Pferde, profitieren begreiflich gleichfalls von diesen Vorteilen des Bodens. Sie entwickeln sich sehr kräftig und dürften mit der Zeit hervorragende Spezialitäten erzeugen.

Im Süden und Südwesten der Pampa überwiegt das kristallinische Gestein. Die hier ausgestellten Proben stammen aus artesischen Brunnenbohrungen, welche bis zur Tiefe von 220 m reichen. Diese kristallinischen Gebilde enthalten grosse Mengen von Feldspath, mithin das Material für einen vorzüglichen Boden. Auf diese kristallinischen

Bildungen ist sehr häufig Tosca in der Mächtigkeit von 1 bis 2 m gelagert — ein vorzügliches Material für Weizen- und Luzernebau. Auf der Fahrt von Bahia Blanca nach General Acha fuhr ich, bei einer Geschwindigkeit des Eisenbahnzuges von 38 km die Stunde, 70 Minuten durch eine Alfalfabreite, deren Grenzen weder rechts noch links von der Bahn zu erblicken waren.

Also die materiellen Bedingungen für eine grossartige wirtschaftliche Entwickelung des Landes sind, abgesehen von seinen unfruchtbaren Steppengebieten und dem Hochgebirge, gegeben, und zweifellos wird Argentinien eines der bevölkertsten, wenn nicht überhaupt das dichtest bevölkerte Land von Südamerika werden.

Die Bevölkerung nimmt stark zu und beziffert sich zurzeit auf rund 5 300 000 Seelen. In 10 bis 12 Jahren kann sie leicht das Doppelte, in 25 Jahren das Vierfache zählen. Was wollen aber diese Ziffern für ein Land bedeuten, welches auf Grund seiner klimatischen und tellurischen Vorzüge 100 Millionen von Menschen zu ernähren vermag. Ernährt doch Deutschland auf einem Flächenraum von 540 752 qkm an die 60 000 000 Menschen.

Wo in der ganzen Welt befindet sich jetzt noch ein so dünn bevölkertes Land wie Argentinien, welches unter den geschilderten Verhältnissen der europäischen Einwanderung und Siedelung gleich günstige Aussichten bietet?! In den Vereinigten Staaten von Nordamerika sind die besten Ländereien bereits besetzt, und bei der starken Einwanderung und Zunahme der Bevölkerung werden die Ansiedelungsbedingungen erschwert werden, ganz abgesehen davon, dass jetzt bereits der Einwanderung alle möglichen Hindernisse in den Weg gelegt werden. Will man die europäische Auswanderung nach Südafrika leiten, wo die Grenzen des Acker- und speziell des Körnerbaues sehr enge sind, oder nach Australien, wo die Grenzen des Weizenbaues infolge klimatischer Einflüsse bereits erreicht sind; oder will man gar die europäische Auswanderung nach Kanada in den 8 bis 9 Monate langen Winter dieses Landes hinüberlenken?! Ich kenne überhaupt nur noch ein grosses Siedelungsgebiet, welches künftig in der Lage sein würde, den ganzen gewaltigen Exodus in kulturförderlicher Weise aufzunehmen: Kleinasien und die Euphratländer, sowie Syrien! Aber dort sind doch noch viele Vorfragen und Bedingungen zu erledigen und zu erfüllen, um eine gedeihliche Kolonisation zu ermöglichen. Momentan gibt es keine für die Auswanderung geeigneteren Gebiete als die mit gemässigtem Klima ausgestatteten Länder von Südamerika, also hauptsächlich die südlich vom 28. Breitengrade gelegenen. Und das ist es, was nicht nur unsere Auswanderungspolitik zu berücksichtigen hat, sondern was wir

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auch im Interesse unseres Kapitals, unseres Handels dauernd ins Auge zu fassen haben.

Die Bevölkerung von Argentinien ist gesund und kräftig, es ist eine schöne Rasse, die dort im Enstehen begriffen ist. Hellblaue Augen im dunkeln Gesicht, sowie auch blondhaarige Menschen mit tiefen schwarzen Augen. Diese Mischung zwischen den Südromanen und Germanen ist eine bevorzugte Menschenart. Kein Wunder, dass dort ein gesundes Volk emporwächst. Haben die Leute doch Licht und Sonne in Hülle und Fülle, sind doch die wichtigsten Nahrungsmittel billig und im Überfluss vorhanden, und die Arbeit dort in der Pampa, im Far West, ist eine gesunde und kräftigende.

Überall, wohin ich in Argentinien gelangte, waren die Leute von der Notwendigkeit einer starken Einwanderung überzeugt, insbesondere sehnten sie die Einwanderung von Personen germanischer Abstammung herbei. Kapital und Arme! Das wünschen alle aus Europa herbei, ausgenommen beschränkte Nativisten!

Ein reicher und vornehmer Argentinier sagte mir eines Tages folgendes: „Nous avons tous les vices de la race latine, et il nous faudrait une forte immigration de la race germanique qui nous donnerait des garanties réelles et durables pour une évolution saine sociale et politique."

Andere dachten materieller und blickten weniger weit! In zahlreichen Zusammenkünften, die ich mit Grossgrundbesitzern hatte, erklärten auch diese, dass ihnen die Einwanderung deutscher Arbeiter ausserordentlich angenehm und nützlich sein werde, worauf ich erwiderte: „Wenn Sie denken, dass wir in Deutschland ein Interesse daran haben, den Strom der Auswanderung, der sich jetzt nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ergiesst, nach Argentinien abzulenken, um Ihnen billige Peone und Tagelöhner zu verschaffen, dann täuschen Sie sich. Wir verlangen im Interesse unserer deutschen Auswanderer, dass ihnen die Möglichkeit geschaffen werde, selbständige, unabhängige Menschen zu werden, und deshalb sind hier unantastbare Besitztitel und soziale Einrichtungen zu schaffen, welche die Begründung eines Kleinbesitzes und Mittelstandes ermöglichen. Das ist es, was wir im Interesse unserer Industrie verlangen müssen, denn unsere Auswanderer sollen kaufkräftige Konsumenten unserer Ware bleiben; das liegt auch im Interesse unserer Landwirtschaft. Diese kann nur dann sich gedeihlich entwickeln, wenn unsere Industrie eine gesunde Entwickelung zeigt, so dass ein zuverlässiger und kaufkräftiger Markt unmittelbar vor den Toren unserer Landwirtschaft gelegen ist!"

Die Bevölkerung Argentiniens hat durch ihre starke agrikole Produktivität naturgemäss eine zunehmende Konsumtivkraft und Kaufkraft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gewonnen. In den letzten 18 Jahren sind die Handelsbilanzen des Landes überwiegend günstig gewesen. Infolge derselben ist der ungeheure Betrag von etwa 2 Milliarden Mark aus Europa nach Argentinien geströmt. Einen besseren Beweis für die Kaufkraft dieses Landes kann es nicht geben. Und schon dies muss ein Grund sein, uns mit aller Energie auf diesem Markte zu betätigen. Nirgends existiert ein Land, dessen Landwirtschaft eine gleich grossartige Zukunft erkennen lässt, nirgends ein Land, dessen Kauffähigkeit entwickelungsfähiger ist und zugleich ein Gebiet, welches, gestützt auf seine klimatischen und tellurischen Vorteile, bestimmt ist, eins der wichtigsten Kulturländer in der künftigen Entwickelung unserer Erde zu werden. Grund genug, uns mit reger Tätigkeit an dieser Entwickelung zu beteiligen.

Was immer wir künftig an landwirtschaftlichen Produkten in Deutschland gebrauchen werden, können wir in Argentinien billiger kaufen als irgendwo. Wenn die Vereinigten Staaten fortfahren, uns in den beiderseitigen Handelsbeziehungen die Gegenseitigkeit zu versagen, so sind wir geradezu gezwungen, uns andere Absatzgebiete zu erschliessen. Wir werden gedrängt, in Südamerika, und speziell in Argentinien, Ersatz für das zu schaffen, was wir in Nordamerika einbüssen. Auf den südamerikanischen Märkten können wir, mit Ausnahme genügender Mengen von Baumwolle, a l l e s eintauschen, was wir nötig haben. Und wenn dies durch eine entsprechende, den südamerikanischen Staaten entgegenkommende Handelspolitik den Vereinigten Staaten von Nordamerika unserseits klar definiert wird, so erblicke ich in einer derartigen Politik ein wirksames Mittel, die Union handelspolitisch zu einem versöhnlichen Entgegenkommen zu veranlassen.

Wenn ich Ihnen bisher die Lichtseiten der Entwickelung Argentiniens schilderte und zeigte, welcher gedeihlichen Zukunft dieses Land entgegengeht, so ist es zugleich die Pflicht einer unparteiischen Berichterstattung, auch auf die Nachteile der bisherigen Entwickelung hinzuweisen:

W a h r ist es, dass die politischen Verhältnisse des Landes noch nicht genügend konsolidiert erscheinen, um die Wiederkehr von Militärrevolutionen und andern politischen Gewaltakten zu verhindern,

w a h r ist es ferner, dass die Finanzgebahrung der Verwaltungen nicht immer den Forderungen entspricht, die notwendigerweise ein moderner Staat an dieselben zu stellen berechtigt ist,

aber w a h r ist es auch zugleich, dass in demselben Masse, in welchem Kapital und Arbeit aus Europa in Argentinien einströmen, die allgemeine Wohlhabenheit wächst, die Bildung eines bäuerlichen und gewerblichen Mittelstandes fortschreitet und dadurch die Reste jener

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alten, verrotteten Caudillo- und Cazikenwirtschaft immer mehr an die Wand gedrückt werden. —

Mit Rücksicht auf das Gesamtergebnis meiner Ausführungen, glaube ich, Ihnen folgende Resolution *) zur Annahme vorschlagen zu sollen:

„Im Hinblick auf seine hervorragend günstigen Entwickelungsbedingungen erscheint Argentinien als ein Wirtschaftsgebiet, welches sowohl dem Unternehmungsgeiste des deutschen Kapitals, wie auch der deutschen Siedelung als in hohem Grade erfolgversprechend bezeichnet werden kann. Insbesondere empfiehlt sich die Bildung deutscher Siedelungsunternehmungen auf dem von der argentinischen Regierung unter noch günstigen Bedingungen erhältlichen Lande. Die Hinleitung und grössere Konzentration deutscher Interessen in Argentinien sichert zugleich den deutschen Waren daselbst einen zahlungsfähigen und stets wachsenden Markt, dessen dauernde Gewinnung und Erweiterung durch eine geschickte Handelspolitik zu fördern ist."

Ich bemerke hierzu, dass dieses Ergebnis im wesentlichen eine Ergänzung der Resolution ist, welche ich bereits auf dem vor drei Jahren stattgehabten Kongresse vorgeschlagen habe und welche besagte, dass das deutsche Kapital und die deutsche Auswanderung nach Südamerika, und zwar nach den Ländern südlich vom 28. Grad südlicher Breite, also hauptsächlich nach Südbrasilien, den La Plata-Ländern und Chile, zu leiten sei.

Seit jener Zeit habe ich Gelegenheit gehabt, diese Länder zum Teil aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und ich glaube in ehrlicher Überzeugung, Ihnen auch die heute von mir vorgeschlagene Resolution als wohlbegründet zur Annahme empfehlen zu können.

Professor Dr. **Brackebusch**, Hannover: Ich habe mir erlaubt, zu dem Vortrag des Herrn Vorredners einige kleine Nachbemerkungen zu machen, die ich Ihnen nicht vorenthalten will. Die Schattenseiten, die der Herr Vortragende am Schlusse erwähnte, sind in mancher Beziehung doch nicht ganz so einfacher Art. Namentlich die inneren Provinzen, welche von Europäern weniger bereist werden, sind zum grossen Teil von Steppen und Sandwüsten erfüllt, welche, wenn sie nicht bewässert werden, der Kultur immer verschlossen bleiben werden. Ferner gibt es dort grosse mächtige Gebirge, die nicht den geringsten Pflanzenwuchs aufweisen, es sind nur Felsen und Steine, so dass auch hier von

*) Die von dem Referenten Prof. Dr. Jannasch vorgeschlagene Resolution hat in der Sektion VI durch Herrn Dr. Grothe eine Erweiterung, sowie im Arbeitsausschuss des Kongresses eine Abänderung erfahren, wie solche am Schluss der Diskussion zum Abdruck gelangt. Massgebend hierbei ist der Wunsch gewesen, Südbrasilien wie die La Plata-Länder als gleichwertige Siedelungsgebiete zu bezeichnen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Ackerwirtschaft, worauf ja auch der Herr Vortragende das Hauptgewicht legte, niemals wird die Rede sein können. Ich habe bei meiner fünfzehnjährigen Anwesenheit im Lande Gelegenheit gehabt, alle diese Verhältnisse kennen zu lernen. Ich hatte dazu noch eine besondere Veranlassung. Ich war seinerzeit durch den Professor Burmeister an die Universität Cordoba berufen, zunächst zum Studium der geologischen Verhältnisse, und habe mein Hauptaugenmerk auf die Bergwerke gerichtet, da dieselben in der Kultur des Landes eine sehr bedeutende Rolle zu versprechen schienen. Leider befinden sich diese Bergwerke in einem so traurigen Zustande, dass die Produktion am heutigen Tage so gut wie null ist. Es kommt das daher, dass die Bergwerke in den höchsten, ödesten Distrikten, welche unserer Kultur unzugänglich sind, liegen, und dass die grossen Ströme, welche von den Gebirgen herabkommen, durch ihre mächtigen zeitweiligen Anschwellungen nicht geeignet sind, um dort Stauungen herbeizuführen, welche Mühlen- oder Wasserwerke für Bergwerksverhältnisse usw. treiben könnten.

Da liegt jetzt ein Fall vor, der für Argentinien und seine Zukunft die Sachlage in vollständigstem Sinne verändert. Der arme Bergmann kommt dorthin — früher waren es hauptsächlich Engländer, die zuerst die Bergwerke einführten, wie auch die Landwirtschaft — später ist der Deutsche der Kulturträger der Bergwerke geworden. Aber leider hat er fast beständig unter den traurigsten Verhältnissen sein Dasein zu fristen. (Hört! Hört!) In der Einsamkeit musste er auf der Höhe, ohne Feuer und ohne Wasser zum Teil, seine schwere Tagesarbeit erfüllen. Wenn er nass aus der Grube herauskam, teilweise im ewigen Schnee — wir haben in einem gestrigen Vortrag gehört, welch ungeheure Einwirkung das Weib auf den Mann ausübt — fehlte ihm auch dort die weibliche Stütze. Die Gründung einer Familie ist dort unmöglich, und wenn er auch weiter drunten eine Familie gegründet hat, so vergehen Wochen, ja Monate, ehe er in die tieferen Gefilde zurückkehren kann, wo er Weib und Kind hat. Dort drüben ist er allein, ganz allein. In der Einsamkeit hat er nichts um sich als starres Gestein, keine Blume der Heimat leuchtet ihm entgegen, keine Tanne, keine Buche, keine Eiche, nur trostlos ödes Gestrüpp, Kakteen, dazwischen vielleicht exotische Pflanzen, die er in seinen Heimatsgärten gezogen hat. Traurig ist es um ihn her; er denkt zurück an seine Gefilde, wo er glücklicher Bergmann in der Heimat war, wo nach der Tagesarbeit ihm von dem Weibe die Kleider getrocknet wurden, wo er sich mit der Pfeife im Munde aus dem Fenster hinauslehnen konnte oder wo er abends in die Bergmannkneipe gehen konnte. Und wenn er anfing zu singen — und was sagt nicht das deutsche Lied! — so sang er: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hoch da droben". (Heiterkeit.) Schliesslich aber ging er fort, er ging in die Ebene und erlangte als gelernter Maurer oder Zimmermann oder Ingenieur eine andere Stellung, teilweise auch eine Stellung als Musiker, wozu er geeignet ist, denn die Bergleute sind in der Musik sehr bewandert.

Auf diese Weise haben sich die argentinischen Bergleute in die Ebene zurückgezogen, wo sie einer neuen Zukunft warten, und diese beruht auf der Elektrotechnik. Sie wird die grossartige Wasserhilfe, die in den Kordilleren liegt und in dem Vorgebirge, nutzbar machen, und dann werden die vorhandenen Mängel, zu denen der vollständige Mangel an Steinkohle gehört, eine Kompensation erfahren. Deshalb liegt auf dem Gebiete der Technik in Argentinien eine grosse Zukunft.

Kommerzienrat **Cahensly**, Limburg: Ich habe nicht die Absicht, mich gegen die so interessante Rede des Herrn Dr. Jannasch zu wenden, Ich meine nur, es könnte aus seinen Ausführungen vielleicht der Schluss gezogen werden, als ob, was unsere Auswanderung betrifft, Argentinien Südbrasilien vorzuziehen wäre. Daselbst haben sich bisher schon mehr als 50 000 deutsche Auswanderer niedergelassen und, obschon sie mit ausserordentlichen Schwierigkeiten zu kämpfen hatten, haben sie es dort zu einer geachteten Stellung und vielfach zu einem hohen Wohlstand gebracht. Ich weise z. B. darauf hin, dass im Staate Rio Grande ein Bauernverein gegründet worden ist, der 20 000 Mitglieder zählt, der nach europäischem System ein Genossenschaftswesen eingeführt hat. Er verkauft seine Produkte ohne Zwischenhändler und hat durch Einführung von Maschinen die dortige Landwirtschaft ausserordentlich gehoben. Gestern hat Herr Dr. Meyer, Leipzig, in der 6. Sektion ausführlich darüber gesprochen, es wurde dabei auch die Kolonie Neu-Württemberg im Staate Rio Grande erwähnt. Ausserdem hat die Gesellschaft H a n s a in Hamburg im Staate S. Catharina Land erworben, worauf etwa 3000 Deutsche angesiedelt worden sind. Die kirchlichen und Schulverhältnisse sind geordnet. Falls also Deutsche auswandern wollen, dann mögen sie nicht nach den Vereinigten Staaten gehen, sondern nach Südbrasilien oder nach Argentinien, wo sie ihr Deutschtum bewahren können.

Dr. **A. Wirth**, München: Herr Dr. Jannasch hat den Wunsch ausgesprochen, dass die deutschen Interessen in Argentinien etwas besser geschützt werden möchten, als bisher. Ich erinnere mich, dass vor acht Jahren die deutsche Gesandtschaft in Buenos Aires zwei Tage lang förmlich belagert wurde, ohne dass dies eine entsprechende Sühne gefunden hätte. Ferner erinnere ich an die be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rühmte lé Aulas-Affäre, die immer noch nicht befriedigend geordnet ist. Sehen wir doch, wie die andern es machen; Brasilien versuchte vor drei Jahren sein Zollsystem zu ändern, es wollte höhere Ausfuhrzölle auf den Kaffee legen, was geschah. Der Gesandte der Vereinigten Staaten Amerikas erhob formellen Protest, verbot die Massregel und hatte Erfolg, die Zollerhöhung wurde zurückgezogen. Wenn das keine Einmischung in die Verhältnisse fremder Staaten ist, dann weiss ich nicht, was eine Einmischung sein soll. (Sehr richtig!)

Man hat nicht erlebt, dass der amerikanische Handel in Brasilien deshalb zurückgegangen wäre. Man legt uns häufig feindselige Absichten, insbesondere gegen Brasilien, unter. Diese Absichten bestehen im Auswärtigen Amte nicht. Deshalb aber haben wir noch keinen Grund, uns alles von Brasilien und manches von Argentinien gefallen zu lassen. Wir haben keine brasilianischen oder argentinischen Interessen zu vertreten, sondern lediglich deutsche. (Bravo und Heiterkeit.)

Dr. **Julius Wolff**, Buenos Aires: Das Bild, das Ihnen Herr Professor Jannasch von Argentinien entrollt hat, stimmt in jedem Zuge, kann man sagen, bis auf Kleinigkeiten mit der Wirklichkeit überein. Ich darf Ihnen das, was Herr Professor Jannasch auf einer leider nur kurzen Studienreise in Argentinien kennen gelernt und gesehen hat, aus einer fünfzehnjährigen Erfahrung in Argentinien heraus nur vollständig bestätigen. Wenn ich in Einzelheiten mit dem, was Herr Professor Jannasch ausgeführt hat, nicht immer übereinstimme und auch da, wo er nur Licht sieht, einige Schatten sehe, dagegen bei den tiefen Schatten, die er nachher zeigte, auch kleine Lichtpunkte bemerke, so kann ich hierauf bei der kurzen Rededauer nicht eingehen. Ich werde morgen in der Sektion darauf zurückkommen.

Dann werde ich mir erlauben, auf das, was Herr Dr. Wirth gesagt hat, in bezug auf einen Punkt, einzugehen. Ich bin vom Jahre 1889 bis 1904 ununterbrochen, mit Ausnahme kurzer Reisen, in Buenos Aires gewesen; von der berühmten „Belagerung der deutschen Gesandtschaft" ist aber weder mir noch irgend einem andern in der deutschen Kolonie auch nur das geringste bekannt. (Heiterkeit.) Das einzige, was vielleicht die Möglichkeit einer Verwechselung annehmen lässt, könnte sein, dass im Jahre 1900 eine kleine Anzahl deutscher Arbeitsloser auf der deutschen Gesandtschaft vorsprechen wollte, wie sie sich auch bei uns auf der „Deutschen La Plata-Zeitung" etwas tumultuarisch vorgestellt haben (Heiterkeit), dass aber die Polizei, die in Buenos Aires eine sehr gute ist, dies verhindert hat, um selbst der Möglichkeit einer Belästigung des deutschen Gesandten vorzubeugen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich möchte das hier erklären, um Irrtümern vorzubeugen. Derartige Sachen, wie Herr Dr. Wirth sie vorbrachte, kommen in Argentinien nicht vor.

Johannes Wilda, Lübeck: Einige Bedenken eines der Herren Vorredner gegen Argentinien mögen Berechtigung haben; aber im grossen und ganzen möchte ich jedem Worte, das Herr Professor Jannasch gesprochen hat, beistimmen. Ich bin auch kürzlich in Argentinien gewesen und habe Gelegenheit gehabt, dort Einblick in die Verhältnisse zu tun, und aus dieser persönlichen Anschauung heraus kann ich Sie versichern, dass es für uns in Deutschland kein wichtigeres Land in Südamerika gibt, als Argentinien, und dass wir alles tun sollten, unsere Regierung zu veranlassen, unsere Beziehungen zu Argentinien in jeder Weise möglichst auszugestalten. Deshalb, meine verehrten Anwesenden, möchte ich Sie bitten, die Resolution des Herrn Professor Jannasch einstimmig anzunehmen.

* * *

Die vom Redner beantragte, durch die von Dr. Grothe eingegangenen Vorschläge (s. S. 785/6, 792/3) erweiterte und von dem Arbeitsausschuss in die nachfolgende Form gebrachte, in der Plenarsitzung am 7. Oktober einstimmig angenommene Resolution lautet:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erklärt es für dringend wünschenswert, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach unseren deutschen Kolonien zu lenken, soweit dies aber nicht möglich ist, dahin zu wirken, dass die deutschen Auswanderer sich nicht, wie bisher, in ihrer grossen Mehrzahl denjenigen Ländern zuwenden, in denen sie dem deutschen Volkstum verloren gehen, vielmehr denjenigen Gebieten den Vorzug geben, wo sie bereits deutsche Pioniere, deutsche Sprache und Kultur und deutsche Schulen vorfinden.

Der Kolonialkongress hält es daher für richtig, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach Ländern wie Südbrasilien und den La Plata-Staaten zu leiten.

Es erscheint erwünscht, die Auswanderungsverhältnisse nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und ihrem derzeitigen Stande von einer Zentralstelle eingehend zu untersuchen und durch Monographien auch der weiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen. Zur Übernahme dieser Aufgabe soll die Auskunftsstelle für das Auswanderungswesen entsprechend ausgebaut werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ergänzende statistische Angaben zum Vortrage des Dr. R. Jannasch über „Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet".

Ueber die betreffenden Angaben vergleiche u. a.:
das vorzügliche Werk: La Argentina considerata en sus aspectos fisico, social y economico por Francisco Latzina, Buenos Aires. Anuario de la dirección general de Estadistica República Argentina. Buenos Aires 1904. — Der argentinische Weizen im Weltmarkt, von Max Becker, Jena 1903. — Hofkalender. Gotha, Justus Perthes. — Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich. Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht.

Die Bevölkerung Argentiniens in ihrer Verteilung auf die Provinzen.

Provinzen	1860	1870	1880	1890	1900
Stadt Buenos Aires	119 303	196 052	312 421	511 786	807 680
Provinz Buenos Aires	219 615	322 148	505 092	764 166	1 042 217
„ Santa Fé	47 417	92 751	153 982	274 482	506 923
„ Entre Rios	90 474	138 299	185 863	249 775	322 412
„ Corrientes	94 737	132 120	167 365	212 159	259 411
„ Córdoba	152 423	214 929	264 577	325 803	378 367
„ San Luis	41 089	54 147	63 460	74 377	88 178
„ Santiago	88 780	133 895	144 282	155 462	167 647
„ Mendoza	51 427	66 852	83 101	103 301	129 811
„ San Juan	51 107	61 103	69 533	79 223	89 869
„ La Rioja	38 954	49 428	56 794	65 262	74 503
„ Catamarca	67 184	80 321	83 999	87 857	92 206
„ Tucumán	89 811	111 885	145 817	190 330	235 869
„ Salta	73 821	89 911	100 305	111 900	124 649
„ Jujuy	33 917	40 702	44 077	47 730	51 733
Territorios Nacionales	67 587	100 572	112 198	125 167	140 867
Zusammen	1 327 646	1 885 115	2 492 866	3 378 780	4 512 342

Die Fremdenbevölkerung von Argentinien 1895.

	Hauptstadt	Provinz Buenos Aires	Provinz Santa Fé	Provinz Entre Rios	Provinz Córdoba	übrige Provinzen	Insgesamt
Deutsche	5 297	3 154	4 475	1 794	1 061	1 362	17 143
Australier	3 057	2 458	2 896	2 189	993	1 210	12 803
Spanier	80 352	70 003	21 163	6 421	5 442	15 304	198 685
Franzosen	33 185	35 139	10 272	4 828	2 747	7 927	94 098
Engländer	6 838	8 764	2 944	660	465	2 117	21 788
Italiener	181 693	140 249	109 634	21 043	22 230	17 787	492 636
Schweizer	2 829	2 699	5 622	2 134	722	783	14 789
Sonstige Europäer	6 806	6 962	3 240	11 576	799	1 442	30 825
Amerikaner	23 611	14 665	5 692	13 187	858	60 119	118 132
Zusammen	343 668	284 093	165 938	63 832	35 317	108 051	1 000 899

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Aussenhandel Argentiniens.

Die wichtigsten Artikel in 1000 Pesos Gold (à 4 Mk.) (16 256 = 16 256 000).

Einfuhr	1902	1901	1900	1899	1897	1896	1895	1894
Baumwollengewebe	16 256	16 925	19 537	18 319	14 381	20 519	19 557	9 112
Eisen	9 459	11 798	?	?	?	?	?	?
Eisenwaren	8 457	7 480	19 054	18 077	16 986*	17 754*	9 801*	14 251*
Kohle	6 890	5 573	4 634	6 536	4 661	5 197	5 100	7 478
Holz	5 647	5 795	5 500	6 008	4 986	6 949	3 812	5 388
Wollstoffe	4 917	6 181	7 141	8 252	6 555	8 481	5 297	9 703
Wein	4 077	5 475	5 637	5 732	6 108	6 866	7 304	5 851
Pack- und Segeltuch	4 035	5 046	3 688	6 682	3 086	5 702	4 395	4 694
Yerba (Maté)	3 967	3 623	3 466	3 863	3 932	3 976	3 934	2 632
Chemikalien, Drogen	3 698	4 115	3 761	3 343	1 862	6 954	4 830	4 234
Metallwaren	2 734	2 047	?	?	?	?	?	?
Papier	2 557	2 083	1 924	1 919	2 643	2 952	2 237	3 195
Maschinen u. Ackergeräte	2 232	2 437	?	?	?	?	?	?
Seidenwaren	1 444	1 733	?	?	?	?	?	?
Holzwaren	1 209	1 604	?	?	?	?	?	?
Töpfer- und Glaswaren	1 018	1 754	?	?	?	?	?	?
Ausfuhr								
Wolle	45 811	44 666	27 991	71 284	37 450	33 516	31 930	28 949
Getreide	44 910	45 252	73 045	59 919	23 336	36 963	39 085	32 520
Häute	25 678	23 250	23 386	25 629	20 022	17 272	22 091	18 000
Leinsamen	17 841	?	?	?	?	?	?	?
Fleisch	16 055	13 161	9 391	5 904	5 436	6 288	6 253	6 966
Fett	6 209	3 903	2 805	2 206	2 656	3 184	3 808	2 809
Tiere	5 618	3 085	5 942	9 028	7 208	8 653	9 053	5 684
Zucker	3 336	?	?	?	?	?	?	?
Quebracho	2 457	?	?	?	?	?	?	?

*) Einschliesslich Maschinen und Instrumente.

Argentiniens Handel mit dem Deutschen Reiche

nach den Angaben der deutschen Reichsstatistik.

	Wert in Millionen Mark (336,5 = 336 500 000)							
	1904	1903	1902	1901	1900	1899	1898	1897
Einfuhr in Deutschland	336,5	270,6	201,3	200,8	234,6	194,5	145,9	109,3
Ausfuhr aus Deutschland	102,7	71,0	47,2	54,2	64,0	52 3	44,7	35,8
Gesamthandel	439,2	341,6	248,5	255,0	298,6	246,8	190,6	145,1

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Argentiniens Aussenhandel mit den wichtigsten Absatz- und Bezugsgebieten
nach argentinischen Quellen.

	Wert in 1000 Pesos Gold (à 4 Mk.) 44 827 = 44 827 000)			
	Einfuhr		Ausfuhr	
	1903	1902	1903	1902
England	44 827	36 995	35 601	35 084
Frankreich	12 708	9 243	34 295	29 587
Belgien	5 449	5 484	20 143	13 760
Deutschland	17 009	13 229	26 813	22 940
Italien	14 702	12 265	4 339	4 216
Spanien	3 575	3 167	2 036	2 025
U. S. A.	16 685	13 303	8 126	10 038
Brasilien	5 351	4 584	8 545	8 369
Uruguay	761	745	4 189	3 674
Chile	200	213	1 171	684
Paraguay	1 060	1 469	174	212
Bolivien	125	122	451	600
Sonstige Länder	8 755	2 220	75 102	48 298
Zusammen	131 207	103 039	220 985	179 487

Flächenraum und Verteilung der Bevölkerung Argentiniens.

	Bevölkerung 1895		
	Quadratkm.	absolute	pro Quadratkm.
Hauptstadt der Republik	181,41	663 854	3664
Provinz Buenos Aires	305 128,92	921 168	3
„ Santa Fé	130 879	397 188	3
„ Entre Rios	78 957	292 019	4
„ Corrientes	86 879	239 618	3
„ Córdoba	174 767	351 223	2
„ San Luis	75 467	81 450	1,7
„ Mendoza	160 813	116 136	0,7
„ San Juan	97 542	84 251	0,9
„ La Rioja	89 030	69 502	0,8
„ Catamarca	90 644	90 161	1
„ Santiago	102 353	161 502	1,5
„ Tucumán	24 229	215 742	9
„ Salta	128 266	118 015	0,9
„ Jujuy	45 300	49 713	1,1
Territorios nacionales	1 272 115	103 369	—
Gobernación de los Andes	90 000	1 149	—
Zusammen	2 952 551	3 956 060	1,3
Berechnete Einwohnerzahl 1905	2 952 551	5 300 000	1,8
Vergleichsweise Deutschland 1895	540 483,6	52 246 589	97

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wert des argentinischen Aussenhandels in den Jahren 1876 und 1903 in Mark.

	Einfuhr	Ausfuhr	Gesamt-Aussenhandel	Mehr-Ausfuhr	In Prozenten
1903	524 826 400	883 938 096	1 408 764 496	359 111 696	69
pro Kopf der Bev. (Bevölk. 5 191 000)	101	170	271		
1876	144 280 088	192 362 848	336 642 936	48 082 760	33
pro Kopf der Bev. (Bevölk. 2 248 765)	64	85	149		
Zunahme von 1876/1903	380 546 312	691 575 248	1 072 121 560		
Zunahme in Proz.	264	360	319		

Jahre	Einfuhr	Ausfuhr	Zusammen	Ausfuhr +
	in 1000 Mark (524 826 = 524 826 000)			
1903	524 826	883 938	1 408 764	+ 359 112
1902	412 156	717 948	1 130 104	+ 305 742
1901	455 840	670 864	1 126 704	+ 215 024
1900	453 940	618 400	1 072 340	+ 164 460
1899	467 404	739 672	1 207 076	+ 272 268
1898	428 716	535 316	964 032	+ 106 600
1897	392 156	404 676	796 832	+ 12 520
1896	448 232	462 680	910 912	+ 14 448
1895	380 384	480 272	860 656	+ 99 888
1894	371 156	406 752	777 908	+ 35 596
1893	384 896	378 176	763 072	— 6 720
1892	364 852	450 772	815 624	+ 85 920
1891	268 828	412 876	681 704	+ 144 048
1890	568 964	403 276	972 240	— 165 688
1889	658 280	491 260	1 149 540	— 167 020
1888	513 648	400 448	914 096	— 113 200

Ausfuhr von 1888/1903: 1 815 626 000 Mark
Einfuhr von 1888/1903: 452 628 000 „
Mehrausfuhr: 1 362 998 000 Mark

Mitteilungen über das Klima von Argentinien.

Januar	März	Mai	Juli	September	November
Februar	April	Juni	August	Oktober	Dezember
Ushuaia.	T. E.* + 26°,8	y — 10°,5		Jahresmittel 6°,0	
11°,38	8°,10	2°,98	0°,90	4°,62	9°,12
10,17	5,18	1,10	1,02	6,99	9,65
Chubut.	T. E.* + 39°,07	y — 10°,2		Jahresmittel 13°,21	
21,26	17,36	8,31	6,09	10,13	17,65
20,12	11,47	5,32	6,85	14,39	19,52
Bahia Blanca.	T. E.* + 41°,07	y — 5°,0		Jahresmittel 15°,26	
23,07	19,34	11,24	7,97	12,00	18,53
22,12	14,88	8,11	9,48	14,96	21,37

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Buenos Aires.	T. E.* + 39°,5	y — 2°,0	Jahresmittel 17°,16		
24,07	21,36	13,43	10,16	13,84	20,24
23,23	16,93	11,16	12,05	16,86	22,63
Rosario.	T. E.* + 38°,7	y — 2°,8	Jahresmittel 17°,50		
23,85	21,63	13,89	11,71	14,35	20,33
23,64	17,49	10,86	12,56	17,47	22,23
Mendoza.	T. E.* + 41°,5	y — 7°,5	Jahresmittel 15°,99		
23,21	20,02	10,55	7,85	12,87	20,99
22,83	15,18	7,63	9,78	17,04	23,65
Córdoba.	T. E.* + 44°,0	y — 8°,9	Jahresmittel 16°,85		
23,01	20,32	12,85	10,00	15,03	20,23
22,37	15,86	9,91	12,68	17,62	22,27
La Rioja.	T. E.* + 42°,6	y — 0°,0	Jahresmittel 19°,95		
27,14	23,94	13,71	12,16	18,90	25,23
25,42	17,75	11,17	15,18	22,37	26,38
Santiago.	T. E.* + 44°,9	y — 2°,6	Jahresmittel 21°,49		
27,85	24,52	16,77	14,06	19,63	26,44
27,00	20,78	13,65	16,05	23,11	27,97
Corrientes.	T. E.* + 37°,1	y — 5°,0	Jahresmittel 21°,44		
26,56	25,21	18,01	15,71	19,12	24,02
26,17	21,20	15,80	17,79	21,52	26,19
Tucuman.	T. E.* + 40°,0	y — 1°,1	Jahresmittel 19°,5		
25,3	22,6	15,3	12,3	18,2	23,2
24,1	19,6	12,6	15,0	20,6	24,6
Salta.	T. E.* + 43°,0	y — 5°,8	Jahresmittel 17°,55		
22,13	19,84	14,12	11,41	16,73	21,57
21,48	16,90	10,58	14,21	19,19	22,47

* T. E. = Temperatura extremas.

Die deutsche Kolonisation und der Orient.

Von Dr. jur. et phil. **Hugo Grothe,** Generalsekretär der Orient-Gesellschaft. München.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Vom westlichen Eingang zum Mittelmeer, vom Sultanat Marokko entlang der nordafrikanischen Küste und von der Balkanhalbinsel quer durch Vorder- und Zentralasien zu den Gestaden des Stillen Ozeans dehnt sich die Welt des Morgenlandes, erstrecken sich die Gebiete orientalischer Völker. Weniger wissenschaftlich präzisierte Defi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nitionen vermögen das zu erfassen, was man den „Orient" zu nennen gewohnt ist, es umschliesst ihn vielmehr eine tiefe Einheitlichkeit, welche die Natur den Menschen ihrer Zone, ihrem Empfinden, Denken und ihren Handlungen aufprägte. Ähnliche Grundlagen der Lebensführung, des Familien- und Staatslebens, des Verkehrs und Handels, gewisse gleichartige Veranlagung des Geistes schlingen das Band der Zusammengehörigkeit und Verwandtschaft.

Welche Gebiete nun eines nicht in feste geographische Grenzen zu bannenden, vielmehr nur „begrifflich" zu umschreibenden Orients kommen für eine Untersuchung in Betracht, die geschehene Betätigung und erzielte Erfolge, künftige Aussichten und Bedingungen einer deutschen Kolonisation einer Prüfung unterzieht. Fassen wir die Kolonisationsformen ins Auge, die als Ackerbau-, Pflanzungs-, Handels- oder Eroberungskolonien in Erscheinung treten, so schrumpft das deutscher Kolonisationsarbeit unterstehende Feld innerhalb unserer Grenzen beträchtlich zusammen. Den ferneren Orient, die Gebiete des weiteren Ostens, haben wir bei unserer Betrachtung zum grössten Teile auszuschalten. Die Verteilung von Kolonisationsländereien an andere Kulturvölker, bei denen der Expansionstrieb sich früher entwickeln konnte, an Engländer, Franzosen, Holländer, hat sich bereits abgespielt. Ferner: Klima und Dichtigkeit der Bevölkerung, so insbesondere in Indien und China, verbieten auch für jede Zukunft die wichtigste und folgereichste Art der Kolonisation, diejenige, die deutschen Volksangehörigen neue Wohnsitze schafft und sie den frisch gewonnenen Boden bei innigem Zusammenschluss und unter Rückhalt am heimatlichen Staat behaupten lässt.

An Besitzungen altersschwacher Kolonialmächte, deren Erben wir im fernen Osten werden könnten, ist kein Überfluss mehr vorhanden, nachdem Spanien, teils gezwungen, teils freiwillig, der Philippinen und Karolinen sich entäusserte. Da die vorderindischen Kolonialreste der Portugiesen, der einst ruhmreichen Herren des indischen Handels, durchaus innerhalb englischer Interessensphäre liegen, so bleibt nur die Ostseite von Timor im indischen Archipel, sowie Macao, von ihrem heutigen Bestand als derjenige, der eines Tages in andere Hände, als englische, möglicherweise übergeht. Es sind Stimmen, die auf Grund von Augenschein Macao infolge des dortigen Verwaltungsmarasmus für die Gegenwart die Bedeutung eines in die Wagschale fallenden südchinesischen Handelsemporiums absprechen. Die kürzlich gemeldete Konzessionierung einer 100 Kilometer langen Eisenbahn von Macao nach Canton an eine portugiesiche Gesellschaft wäre ein Schritt zur Hebung dieser durch ihre geographische Lage für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Verkehr mit Ostasien überaus günstig gelegenen kleinen Halbinselkolonie.

Zukunftsreich für unsere Kapitalien und unsere Kaufleute wären regere Verbindungen mit Borneo, Java, Sumatra. Engere Fühlung mit den Holländern, denen schon 1609 mein Namensvetter Hugo Grotius mit seiner Schrift: „Mare liberum sive de jure quod Batavis competit ad Indicana commercia", das freie Meer und die kolonisatorische Macht des überseeischen Handels erstritt, wäre imstande, uns mehr denn eine nützliche Lehre zu bescheren. Hervorragend war bei den Holländern in kolonialen Dingen stets der finanzielle Opfermut, die straffe Organisation in Überwachung der Produktion auf den Inseln, die freilich oft bis zum Brutalen sich verstieg. (Wurden doch Bestände von Nutzpflanzen an ihnen nicht vorteilhaft gelegenen Stellen niedergesengt, bei reichen Ernten zur Hochhaltung der Preise gewaltige Massen der Erträgnisse niedergebrannt.) Kommt für die Holländer der Augenblick, da sie ihren überseeischen Besitz durch Anlehnung an eine Grossmacht zu sichern genötigt sind, so kann kein Zweifel sein, dass der Staat, der Ober- und Mittellauf ihrer ersten Handelsader, des Rheins, beherrscht, die natürlichste und sicherste Stütze bietet.

Ein freies Staatsgebilde ohne bedeutende innere treibende und erhaltende Kräfte und mit geringer Aussicht auf langes Bestehen ist im weiteren Orient gegenwärtig nur noch Siam. Es frägt sich, ob Deutschland verpflichtet ist, in steter Gleichgültigkeit zu verharren, wenn England und Frankreich im Westen und Osten durch einen Vertrag nach dem andern neues Territorium in friedlicher Weise abnagen, bis ein siamesisches Reich von der Oberfläche verschwunden ist. Die Stellung, die deutsches Kapital und deutsche Beamte im neu gestalteten Verkehrswesen Siams, namentlich im Eisenbahnbau, sich erobert haben, die jüngst gewonnene Vorherrschaft der deutschen Schiffahrt in der Verbindung zwischen Singapore und Bangkok beanspruchen von seiten Deutschlands steigende Beachtung.

Wir sehen, koloniale Erweiterung ist in Süd- und Ostasien für Deutschland auf ein geringes Mass beschränkt. Zudem sind zwei neue, im Sinne ihrer Emsigkeit und bewusster Kraftanspannung „gefährliche" Wettbewerber auf dem Schauplatz erschienen: die Amerikaner und die Japaner. Ist auch die „gelbe Gefahr" eher Schemen als eine drohende Erscheinung von Fleisch und Blut, so werden doch die selbstverständlichen Folgen des von Japan erkämpften Prestiges nicht auf sich warten lassen. Das Selbstbewusstsein der Mongolen hat neue Nahrung erhalten. China holt sich seine Lehrmeister für Volksbildung und zur Eroberung der praktischen Vorteile europäischer Zivilisation künftig aus Japan. Dieselben Japaner, die ihre Kultur aus China empfingen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die ihre Intelligenz, wie heute nach Europa, so damals nach China und Korea zu weiterer Ausbildung sandten, sind heute in der Rolle der Gebenden. Geographische Lage und Landesnatur und die aus solchen Bedingungen sich herleitende Bewegungsleichtigkeit und geistige Elastizität der Rasse hat Japan davor bewahrt, in Stillstand und so in Rückschritt zu verfallen, wie China, das Land der kontinentalen Ausdehnung, der grossen Entfernungen, des ungezählten starren Menschenmaterials und somit das Land des Beharrungsvermögens. Ein weltgeschichtliches Schauspiel wickelt sich ab, das für ein ostasiatisches Volk den hohen ethischen und politischen Wert expansiver Kultur und kolonisatorischen Wollens überzeugend vor Augen führt.

So haben sich unsere Betrachtungen hinsichtlich Wesen und Zukunft deutscher kolonisatorischer Tätigkeit mit verdoppelter Aufmerksamkeit nach dem näheren Osten zu richten, vorzugsweise nach den Ländern, um die das Mittelmeer ein einigendes Band legt. Hier haben seit den Zeiten, die mit der Entwickelung unserer kaukasisch-abendländischen Gesittung im Zusammenhange stehen, die Völker, die als Kulturträger auftreten, Phönikier, Griechen, Römer, bei ihrer Arbeit zu geistigem Fortschritt und zur Verwebung der Mittelmeerländer zu kultureller Einheit ihre höchsten Leistungen als Kolonisatoren gezeigt. Die räumliche Ausdehnung des Schauplatzes der Geschichte deckt sich durch das ganze Altertum mit der immer weiter um sich greifenden Wirkung der kolonisatorischen Kräfte.

Der nähere Orient, vor allem die Randländer des Mittelmeers, müssen darum reicheres Interesse fordern, weil hier auch die Angehörigen germanischer Rasse Fuss zu fassen vermögen, bei planmässig geleiteter Kolonisation heute in der Lage sind, eins zu werden mit dem Boden, den sie bebauen, ohne dass auf ihre physischen und geistigen Fähigkeiten das Klima seine zerstörende oder lähmende Macht übt, ohne dass bei der Stufe der Gesittung und Erziehung, die ihnen heute zu eigen ist, wie ehemals ein Untertauchen in fremde Völker zu befürchten wäre. Kein Wunder ist, dass in den Zeiten der grossen Wanderungen, die in dem breiten Becken des Mittelmeers auslaufen und da ihr Ende und ihre Ruhe finden, die Germanen, da weder im Besitz ausgebildeter Schriftsprache noch reicher Literatur, bei entstehender Völkermischung in den intellektuell höher stehenden Unterworfenen aufgingen. So sagt Helmolt in seiner nach ethnographischen Gesichtspunkten gruppierten Weltgeschichte (im vierten, die Randländer des Mittelmeers behandelnden Bande) bezeichnend von ihnen, dass sie nur als die Sturmböcke erscheinen, welche die alte Welt zertrümmern und durch die Wucht des Stosses, losgerissen vom grossen Stammbaum, abbröckelten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Für die zwischen dem Schwarzen Meere und der Ostsee sitzenden germanischen Stämme bot die Balkanhalbinsel den vor allen von den Goten beschrittenen Weg zum Vormarsch in die Gebiete des Mittelmeers. Als slavische und mongolische, wie tatarische Völkerschaften in diesen weiten Tiefebenen sich einnisten und die hier Ansässigen nach Westen schieben, wird diese bequeme Brücke nach dem Osten gesperrt.

Aber schon nach wenigen Jahrhunderten beginnt wieder ein Rückfluten der germanischen Stämme gegen Osten hin. Die Bayern eröffnen dasselbe, indem sie sowohl die Donau abwärts, wie im Alpenland, in den Tälern der Drau, Mur und Enns sich vorwärts schieben. Und die Bewegung steht nicht an den Reichsgrenzen still. Sie greift hinüber in die Gebiete slavischer und anderer fremder Fürsten. Von diesen selbst begünstigt und gerufen, entsteht im Osten die Arbeit friedlicher deutscher Kolonisation. Seit König Geisa II. von Ungarn in der Mitte des 12. Jahrhunderts dem Fleisse der Sachsen die fruchtbaren Gefilde von Hermannstadt, Mediasch und Schässburg überlässt, ergiessen sich durch die Jahrhunderte, sogar bis zum Beginn des verflossenen, bald grössere, bald kleinere Ströme deutscher Auswanderer nach dem Osten, so lange, bis die häufiger werdenden Schiffahrtsverbindungen nach Amerika und die um sich greifende Kunde dort leicht zu erwerbender Reichtümer nach der neuen Welt immer lebhafter locken, die Flut nach Osten dünner und dünner werden und endlich ganz versiegen lassen. So sitzen denn heute in Osteuropa in mehr oder minder scharf sich abtrennenden Siedelungszentren in Galizien, Ungarn, Rumänien, Bulgarien, Wolhynien, in Südrussland, an der Wolga $2^1/_4$ bis $2^1/_2$ Millionen Abkömmlinge deutscher Einwanderer, eine Bevölkerung, die ein stattliches deutsches Kolonialreich füllen könnte, aber dem Untergang geweiht, sicher, doch langsam, wenn auch unter tapferer Gegenwehr, verbluten muss.

Die überschüssige deutsche Volkszahl aus Südrussland, Bewohner evangelischer, römisch-katholischer und mennonitischer Dörfer tasteten von dem Dnjepr und Djnestr wie von der Krim hinüber übers Asowsche Meer an die Ufer des Kubanflusses und von dort nach Ciskaukasien. Ihre Ortschaften gruppierten sich im Gouvernement Stawropol um die gleichnamige Stadt, im Wassergeäder des Kumá N. und NW. von Pjätigorsk, im Flussland des Terek N. und NW. von Wladikawkas. Wir stehen hier schon in den Vorbergen der Ketten des grossen Kaukasus, unweit des Elbrus und Kasbeckgipfels, im Gebiet von Wasserläufen, die bereits dem Kaspischen Meer zurinnen.

Wir sind im einzelnen noch wenig über die ciskaukasischen Kolonien unterrichtet. Während die Deutschen Südrusslands mit grossem

Eifer die Materialien zur Geschichte ihrer Volksinseln sammeln — erst kürzlich wieder erschien zur Feier des hundertjährigen Bestehens des ältesten deutschen Kolonistenbezirkes Grossliebental ein anziehendes Büchlein des Titels: „Die deutschen Kolonien in Südrussland" — haben die ciskaukasischen Dörfer, wie solche an der Wolga, wenig Sinn und Geschick für ähnliche Bestrebungen bewiesen.

Auch nach der asiatischen Zone hinüber drängt sich das deutche Volkstum. Selbst oberhalb Taschkent in Turkestan trifft man heute auf eine Niederlassung schwäbischer Bauern.

Bemerkenswert und lehrreich zur Beurteilung der kolonisatorischen Kräfte unseres Volkstums im Orient ist die Besiedelung, die jenseits der hohen Bergbarrieren in Transkaukasien sich abgespielt hat.*) Sie setzt früher ein, so dass wir über drei Jahrzehnte ihrer Entwickelung zurückblicken können, sie geschieht mittels eines grossen einheitlichen Stroms aus Württemberg selbst, und sie hat die ganze Stetigkeit deutscher Arbeit, die volle Reinheit deutscher Aneinanderkittung gewahrt. Inmitten der Sitze von Grusinern, Armeniern, Tataren leben dort gegenwärtig im Tal der Kura und ihrer Nebenflüsse wie in den Hochlandshalden der nordarmenischen Gebirgsausläufer in elf meist blühenden Dörfern reichlich 9000 Deutsche, die Nachkommen der einstigen schwäbischen Auswanderer in der dritten Generation.

Die Ansiedler dieser Ansiedlerkolonien behandelte ich bereits des näheren an verschiedenen Stellen unter Zugrundelegung meines im Sommer 1900 unternommenen Besuches.**) Zur Veranschaulichung der transkaukasischen Besiedelungsarbeit wende ich mich hier zu einer Skizzierung der geographischen Lage und der wirtschaftlichen Basis dieser Niederlassungen.

Wir haben drei Gruppen vor uns, Dörfer der Steppe, solche am Fusse oder innerhalb des Mittelgebirges, und drittens solche auf dem armenischen Hochplateau. Die Dörfer der erstgenannten Gruppe liegen in der östlich von Tiflis sich stark erweiternden Senke zwischen grossem und kleinem Kaukasus, die durch die Kura bewässert wird, die hier, ein echter Steppenfluss, mit niedrigen, lehmigen Ufern in zahllosen kleinen Schlingen durch kahle Hügel-

*) Vom Gesichtspunkte des Landwirts betrachtete kürzlich Paul Hoffmann die gegenwärtige Lage und Zukunft der Ansiedler („Die deutschen Kolonien in Transkaukasien", Berlin 1905), vgl. auch v. Déchys „Kaukasus, Reisen und Forschungen im kaukasischen Hochgebirge", Bd. I und II, Berlin 1905.

**) Siehe: „Zur Geschichte der schwäbischen Ansiedlungen in Transkaukasien" (Beilage der „Münchner Allgemeinen Zeitung" 1901, No. 152 und 160); „Die Bagdadbahn und das schwäbische Bauernelement in Transkaukasien und Palästina", München 1902; „Am deutschen Herd in Transkaukasien" (in meinem Buch „Auf türkischer Erde", 2. Aufl., Berlin 1903) und „Deutsche Besiedelungsarbeit in Transkaukasien" („Asien", 1902, II, 3).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landschaft sich bewegt. Am Südostende der Karajassteppe breiten sich Annenfeld, Georgsfeld und Helenendorf, in einer Höhenlage von 500, 550 und 750 Metern über dem Meere, während der Flussspiegel der Kura hier sich wenig unter 450 Metern befindet. In dieser Zone, mit ihren trockenen und heissen Sommern, gedeihen keine Kulturpflanzen ohne emsige Bewässerung. Das Vieh ist geringwertig, wird auch wenig gezogen. Hauptbeschäftigung ist der Weinbau, der, in den Tälern der Flüsse durch vielfache Rinnsale gespeist, mit grosser Sorgfalt und günstigem Erfolge betrieben wird.

Orte, dem Ufer der Steppenflüsse zu nahe und in einer Höhenlage, dass die Winde keine reinigende Wirkung zu üben vermögen, sind von Sumpffiebern heimgesucht. Die ursprünglich unglückliche Wahl der Ansiedelungsstätte hat bei mehreren Dorfschaften zu Fieberepidemien und schliesslich zu Platzwechsel geführt. Der Gesundheitszustand ist jetzt ein leidlicher. Fieber treten nur vereinzelt auf. Alle Dörfer haben das Gepräge der Wohlhabenheit. Grössere Schuldenlasten, durch Umsiedelung und neue Bewässerungsanlagen verursacht und, da das Geld aus den Händen von Armeniern entliehen war, infolge von Wucherzinsen schwer abtragbar, hat nur Annenfeld. Industrielle Betätigung ist in den Kolonien selten. Nur in Helenendorf finden sich einige Kolonisten, die sich der Kognakbrennerei und der Fabrikation von Fleischwaren zugewandt und bei diesem einträglichen Geschäft sich zu Millionären emporgeschwungen haben.

Am Nordwestende der Karajassteppe, da, wo die Berge des nördlichen Kachetiens sich gen Süden abdachen, an den Ufern der zur Kura eilenden Jora, breiten sich in ziemlicher Nachbarschaft zueinander drei Ortschaften aus Marienfeld, Petersdorf und Freudenthal. Erstere beiden befinden sich bereits in einer Höhenlage von 800—900 Metern. Das am niedrigsten gelegene Freudenthal weist allein, wohl infolge hohen Grundwasserstandes, schlechte hygienische Verhältnisse auf. Diese Ortschaften liegen, wie auch Alexandersdorf, unweit Tiflis, am Fusse des Mittelgebirges. Die Nähe der Gebirgsketten bringt reichere Niederschläge und grösseren Feuchtigkeitsgehalt der Luft mit sich, so dass Cerealien, Gemüse- und Futterpflanzen meist ohne künstliche Berieselung angebaut werden können. Doch nimmt ausser in Alexandersdorf der Weinbau immer noch die erste Stelle im Erwerbsleben ein. Dies ist auch in den eigentlichen Ortschaften des Mittelgebirges, in Elisabethtal und Katharinenfeld der Fall. Namentlich Katharinenfeld, das im breiten Tale des Muschawer sich erstreckt, hat eine ausgedehnte Rebenkultur, die schon bei Durchschnittsernten einen hohen Ertrag sichert. Gute Gewinnchancen und vorzügliche Gesundheitsverhältnisse haben somit diese beiden Kolonien zu den bevölkertsten werden lassen, denen nur Helenendorf gleichkommt. Die jährliche

Niederschlagsmenge erreicht hier bereits die Höhe von 500—600 mm, während sie in der Steppe nur 250—300, in den Dörfern am Südabhang des grossen Kaukasus mindestens die für Tiflis feststehende Höhe, also 450—500 mm aufweisen dürfte.

Die Kolonien der dritten Gruppe lagern auf der armenischen Hochebene. Es sind Petrowka und Alexanderhilf in Höhe von 1700 und 1800 Metern. Oberhalb der Grenze des Weinbaus befindlich, die in Kaukasien zwischen 1000 und 1200 Metern schwankt, bildet Cerealienbau und Viehzucht die erste Nährquelle. Vorzügliches Weideland besitzt insbesondere Alexandershilf. Genossenschaftlicher Zusammenschluss, eine Organisation, die von den Kolonisten bisher für Kreditwesen und Wirtschaftsleben sehr zu ihrem Schaden vernachlässigt wurde, hat den Alexandershilfern bei Verwertung der Molkereiprodukte ansehnlichen Gewinn gebracht. Die Nachbarschaft von Kars begünstigt auch für Petrowka den Absatz ihrer Erzeugnisse der Viehzucht. Die Niederschläge sind auf der Hochebene nicht unbeträchtlich. Auf dem Karsplateau beträgt die Jahresmenge etwa 550 mm. Doch fällt der meiste Regen im Gegensatz zum mittleren Kaukasien nicht in die Zeit vom April bis Juni, sondern in die vom Februar bis April, so dass Missernten in trockenen Jahren, über die das junge Petrowka schon zu klagen hatte, nur durch künstliche Wasserspeisung vermieden werden können.

Von Wert ist eine Übersicht über die Bevölkerungsbewegung in den Kolonien; die ermittelbaren Zahlen beleuchten äusserst deutlich, wie diese sich seit der Einwanderung gestaltete. Die 540 Familien, die sich 1818 in 9 Dörfern niederliessen, zählten 2617 Seelen. Die Jahre harten physischen und wirtschaftlichen Kampfes lichteten bis 1831 die Reihen der Ansiedler auf 2001. 1836, also wenige Jahre später, sind es wieder 2902. Der Tod hat Auslese gehalten, indem er die weniger Widerstandsfähigen hinwegraffte. Steigende Wohlhabenheit und Kenntnis der Gefahren des Klimas lässt von nun an eine ständige, wenn auch langsame Vermehrung zu. Moritz Wagner findet 1843 in den damals 8 bestehenden Dörfern 648 Familien, was einer Bewohnerschaft von 3200—3300 Seelen entsprechen würde. Pastor Schenk 1869 verzeichnet ausschliesslich der mit Tiflis inzwischen vereinten Kolonie von Neutiflis 3785 Seelen, so dass man mit dieser in diesem Jahre die Zahl der deutschen Kolonisten auf 4100 beziffern darf. In ganz anderm Massstab greift, ein Beweis der sich immer günstiger gestaltenden hygienischen und wirtschaftlichen Verhältnisse, die Vermehrung in den letzten Jahrzehnten um sich. Ein Zeichen der Erstarkung ist auch die Anlage von Tochterkolonien. Die Elisabeththaler gründen 1858 Alexandershilf, die Helenendorfer 1888 Georgsfeld. 1889 ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zeichnet die russische Provinzialverwaltung 6282 Seelen und für das Jahr 1900 haben wir unter Berücksichtigung der Nachkommen der Kolonisten von Neutiflis und der aus den Heimatsdörfern Ausgewanderten, die namentlich in den Städten als Handwerker ihren Lebensunterhalt suchten, 9000—10000 Seelen an Stelle der 1818 Eingewanderten 2617 zu zählen. Wir sehen also, wie hier eine Bevölkerung ohne Spur von Degeneration wirkt und sich im Verlauf von ziemlich drei Menschenaltern zu prächtiger Lebenskraft durchgerungen hat.

Das erörterte starke Bevölkerungswachstum hat jedoch bereits eine ziemlich unangenehme Folgeerscheinung gezeitigt. Für die wirtschaftliche Beihilfe mehrerer Söhne ist oft nicht genügend Land vorhanden. Nur in den reichen Weinbaudörfern, wie Helenendorf, Katharinenfeld, fällt der Überschuss arbeitskräftiger Nachkommen weniger ins Gewicht, da sich hier infolge der aufgesparten Barmittel der Ankauf von benachbarten Privatländereien aus den Händen verarmter grusinischer Edelleute ermöglichen und somit die Bildung neuer Gutshöfe auf anderm denn auf Kronterritorium erzielen lässt.

Vereinzelt wohl lassen die für den landwirtschaftlichen Betrieb überzähligen Kräfte sich als Kaufleute oder Handwerker nieder. Jedoch nur wenigen lässt diese Tätigkeit im Heimatsorte Platz. So wenden sie sich nach den grösseren kaukasischen Städten, wie Batum, Kutais, Baku, vorzugsweise aber Tiflis.

Für die gemeinsame Ansiedelung in neu zu gründenden Dorfschaften, wie dies noch 1892 von seiten der Alexandershilfer mit Petrowka geschah, ist die Gelegenheit verwehrt, nachdem die russische Regierung sich von der Zähigkeit der Schwabensiedelungen überzeugt hat. Sie sichert ihnen nur dann die Überlassung von Staatsländereien zu, wenn sie sich entschliessen, zur Hälfte russische Bauern unter sich aufzunehmen. Regierungsagenten haben leider mit diesen Angeboten schon unter den Elisabeththalern Erfolg gehabt, als ich dort im Juli 1900 verweilte. Ist die Verbindung mit dem heimatlichen Herde erst gelöst, dann fallen zu bald nur auch das deutsche Stammestum, die deutsche Sitte und Sprache, die bis heute in jenen Schwabenkolonien selbst meisterlich gewahrt blieben.

Es wird im Laufe einiger Jahrzehnte die gleiche Erscheinung wie bei den südrussischen Kolonien und denen der Wolga sich einstellen, dass die jüngeren überzähligen Kräfte Amerika zur neuen Heimat wählen. Nach Gebieten mit geschlossener deutscher Siedelung gelenkt, so z. B. nach Südamerika, hätten diese unstreitig tüchtigen Elemente an der Seite der Angehörigen des alten Mutterlandes neuen Rückhalt und Spielraum.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus dem Gebiete des vorderasiatischen Faltengebirgsgürtels wenden wir uns in den Bereich der vorderasiatischen Wüstentafel. In Palästina bietet sich uns ein zweites Zeugnis deutscher Kolonisation. An Volkszahl wie an Flächenraum, den die palästinensischen Schwaben beherrschen, stehen sie ihren transkaukasischen Landsleuten erheblich nach. Sie fesseln uns jedoch darum lebhafter, weil sie bis auf den heutigen Tag deutsche Staatsbürger geblieben sind und bleiben konnten. Pietistischen Regungen verdanken auch die deutschen Volksherde Palästinas ihre Entstehung. Von den 2000 heutigen Insassen der Kolonien Haifa, Jaffa, Sarona und Rephraim-Jerusalem, die 1869, 1871 und 1873 entstanden, gehörten mindestens zwei Drittel der Tempelgemeinde an. Fleiss und Beharrlichkeit liessen auch diese palästinenser Schwaben harte und schwere Jahre überwinden. Ursprünglich waren die Ansiedelungen vorwiegend Ackerbaudörfer. Seit einem Jahrzehnt ist der Weinbau zu hoher Blüte gekommen, für den der Boden Palästinas sich als recht geeignet erweist. In ziemlich 30 Jahren der Rebenpflanzung hatte man keine einzige Missernte zu verzeichnen.

Die Markungen der palästinensischen Dörfer inmitten des braunen, von Verwitterungsschotter bedeckten Bodens muten an wie kleine glückliche Inseln. Prächtige Weinberge und Ackerfelder wechseln mit Hainen von Orangen-, Oliven- und Mandelbäumen. Wendet man der Araberstadt Haifa den Rücken und pilgert vom Berge Karmel zum Meere durch die lange breite Dorfstrasse mit ihren schattigen Obstbäumen und den sauberen, von zierlichen Gärten umzogenen zweistöckigen Häusern, so fühlt man sich wie mit einem Schlage in die deutsche Heimat versetzt.

Geistige Regsamkeit, durch stets aufrecht erhaltene Verbindung mit dem Mutterlande gestärkt und geführt, hat zahlreiche wirtschaftliche Grossbetriebe geschaffen und die Kolonisten nicht müde werden lassen, ständig nach neuen Absatzquellen Umschau zu halten. Wir finden denn in den Kolonien Keltereien und Kellereien, Brennereien und Küfereien, Schaumwein- und Likörfabriken, Bierbrauereien, Dampfmühlen, Seifen- und Zementwarenfabriken.

In schmaler, dem palästinensischen Tafelland vorgelagerter Ebene gelegen, sind Jaffa und Sarona recht hohen Temperaturen ausgesetzt. Das Julimittel zeigt hier 28,6 C., das des Oktober noch 26, das Januarmittel 12,2, Temperaturen, denen in den kaukasischen Städten Tiflis, Elisabethpol und Kars solche von 12 bis 13, 24 bis 25 und 0 Grad gegenüberstehen.

Mildernd wirkt für Jerusalem die Höhenlage. Doch die hier in den Wintermonaten eintretenden niedrigen Temperaturen haben bei weitem nicht für die Ansiedler die erfrischende Wirkung wie diejenige Trans-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kaukasiens. Die absoluten Minima betragen für Tiflis 9 Grad C. unter Null, für Bjeli-Kljutsch, eine Beobachtungsstation unweit Elisabeththal —13, für Elisabethpol —16,5, für das auf offenem Hochplateau befindliche Kars gar —33,8.

Jaffa und Sarona sind die Punkte, die hygienisch keinen glänzenden Stand zeigen. Doch ist die Überwindung der klimatischen Schwierigkeiten, wie der ständige Geburtenüberschuss beweist, durch die dortigen Ansiedler bereits überstanden.

Genaue Daten über die Bevölkerungsbewegung liegen bisher nicht vor. Die Archive der Tempelgesellschaft und die Kirchenbücher vermöchten allein über Einzelheiten Auskunft zu geben, namentlich darüber, welchen Anteil an dem Wachstum der Kolonien eigene Vermehrung und neue Zuwanderung haben. Nach mir von einem Mitgliede der Templergesellschaft gemachten Mitteilungen zählten ihre Angehörigen 1869 in Jaffa und Haifa etwa 300 Seelen, 1875 in allen vier Kolonien 1000, 1880 bereits an 1400 Seelen. Unbestreitbar also ist eine starke Zunahme der Bevölkerung. Dieselbe Erscheinung wie in Transkaukasien zeigt sich: der junge Nachwuchs hat nicht genügend Land zur Verwertung seiner Kräfte. Haifa allein hat gegenwärtig sechzig unternehmungslustige, nach Betätigung drängende Burschen im Alter von 15 bis 25 Jahren.

Die Aufmerksamkeit, die sich gelegentlich des Palästinabesuchs Sr. Majestät den dortigen deutschen Niederlassungen zuwandte, hat ausser dem verstärkten politischen Schutz einen bedeutenden Vorteil nach sich gezogen. Deutsches Kapital, das bisher so selten und zaghaft im Gefolge deutscher Siedelungen aufgetreten ist, begann dem dortigen Ausdehnungsbedürfnis zu Hilfe zu kommen. Eine Gesellschaft zur Förderung der deutschen Ansiedelungen in Palästina wurde in Stuttgart begründet, die den Ansiedlern Kapitalien zum Ankauf von neuem Land und zu wünschenswerten wirtschaftlichen Unternehmungen gegen mässige Verzinsung und jährliche Amortisierung vorzustrecken beschloss und dieses Vorhaben, soweit die Mittel bisher ausreichten, schon auszuführen imstande war. Teils die Zentralleitung des Tempels, teils in den Kolonien besonders geschaffene Genossenschaften wurden die Darlehnsnehmer. So konnte in der Nähe der Bahnlinie Jaffa—Jerusalem zwischen den Stationen Lydda und Ramleh eine Kolonie des Namens Hamidie Wilhelma vor zwei Jahren gebildet werden, die heute 130 Bewohner aufweist. Dass sich diese Gesellschaft zum Nutzen weiterer deutscher kultureller Arbeit, die in Palästina über Kräfte verfügt, die nur der entsprechenden Barmittel harren, in allen deutschen Gauen kräftigen Boden erobern möge!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Und noch aus einem dritten, der subtropisch-mediterranen Zone angehörigen Gebiete bieten sich die Merkmale deutscher Bauerntätigkeit, und zwar aus Algerien, wo nach dem Naturalisationsgesetz von 1889 in den Statistiken die Zahl der Deutschen fast vollkommen verschwunden ist, während diese an der Besiedelungsarbeit Algeriens keinen unerheblichen Anteil haben. Ein Franzose hat kürzlich im Bulletin de la Société de Géographie d'Alger et de l'Afrique du Nord (1902) auf Grund ihm zu Gebote stehenden historischen und statistischen Materials eine Studie über eine kleine Kommune der Provinz Oran geschrieben, die bis zum heutigen Tage deutschem Wesen treu geblieben ist. Da es sich um eine wenig bekannte Episode eines Einwandererzuges handelt, der nicht planmässig geschah, sondern seine Richtung nach einem Punkte der Mittelmeerküste lediglich dem Zufall verdankte, so verlohnt sich ein kurzes Eingehen auf denselben.

Im Jahre 1846 war eine grössere Schar in der Rheinprovinz bei Trier Beheimateter nach Dünkirchen gezogen, um nach Brasilien auszuwandern. Die Versprechungen der Agenten, billige Überfahrt zu verschaffen, waren trügerische gewesen. So hatten 63 ärmere Familien, im ganzen 339 Seelen, zurückbleiben müssen. Da sie von französischen Kolonisationsabsichten hörten, die in Algerien zur Verwirklichung kommen sollten, so wandten sie sich mit dem Gesuche an das Kriegsministerium, sie dort auf Staatskosten ansässig zu machen. Marschall Bugeaud, der von einer Kolonisation Algeriens durch gediente Mannschaften schwärmte, stellte sich diesem Vorhaben wenig sympathisch gegenüber. Die französischen Behörden hätten sicher französische Bauern in Algerien als wirtschaftliche Pioniere lieber gesehen als deutsche, waren aber auch der Überzeugung, dass Franzosen als Kolonisten sich nicht so schnell finden würden. So beschloss man die Überführung der in Dünkirchen Harrenden. Die Kunde von der kostenlosen Niederlassung in Algerien hatte sich in der Rheinprovinz rasch verbreitet und die Schar der Afrikalustigen vermehrt. 869 Seelen wurden denn auf fünf Schiffen nach Algerien geführt, und zwei Punkte in der Provinz Oran zwischen Mostaganem und Arzew für ihre Ansiedelung ausersehen. Der grössere Teil der Ankömmlinge, 58 Familien mit 467 Seelen, wurde nach La Stidia gebracht. Als Marschall Bugeaud die von Entbehrung und Strapazen Entkräfteten prüft, bringt er dem Gedeihen der Kolonie wenig Hoffnung entgegen. Soldaten werden abkommandiert, das Dorf abzustecken und beim Häuserbau behilflich zu sein.

Der Tod hält die ersten Jahre reiche Ernte. Zehn Jahre nach Begründung weist La Stidia statt der ehemaligen 468 nur 436 Seelen auf. Doch mit alter Zähigkeit gehen die Kolonisten daran, sich ihre Existenz

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zu erringen. Ein offizielles Dokument aus jener Zeit sagt bereits: „Les Prussiens, établis à la Stidia, sont d'infatigables travailleurs. Sobres et possédant à un haut degré l'esprit de famille, ils devaient triompher de tous les obstacles."

Bei der Betrachtung der Entwickelung Stidias erachtet Demontès als wesentlichsten Punkt die Beantwortung der Frage: vermag sich auf afrikanischem Boden die germanische Rasse zu akklimatisieren, büsst sie ihre Widerstandsfähigkeit ein und — für den Franzosen ein besonders wichtiges Moment — wie gestaltet sich der Kinderzuwachs? Ist die Zahl der Kinder so stark wie in der Heimat, oder nimmt sie auf fremdem Boden, unter andern Lebensbedingungen ab?

Das Ergebnis, zu dem Demontès auf Grund der Zivilstandsregister gelangt, ist überraschend. Er findet, dass die Zahl der Geburten wächst, sogar bedeutender als in Deutschland sich darstellt, und dass, wenn auch zugleich die Sterblichkeit grösser wird, die Überschüsse doch recht erhebliche sind. (Für die Dezennien 1856—1865, 66—75, 76—85 berechnet, würde sich für je 1000 Bewohner im Jahre eine Zunahme von 17, 14,4 und 15 Seelen ergeben.) Demontès betont zugleich, dass die physische Erscheinung dieselbe geblieben ist, dass die Rekruten durchaus noch die „haute taille" der germanischen Rasse aufweisen. So lautet sein Urteil, wie es durch Beobachtung der Entwickelung von La Stidia gewonnen wird: „La population s'est fixée au sol, s'est habituée au climat, elle prospère et elle s'accroit. La race allemande en Afrique loin de dépérir, loin de dégénérer, elle fait souche de nombreux enfants vigoureux et forts, et malgré une forte mortalité infantile, elle compense ses décés par une natalité plus abondante encore."

Seine Schlussbetrachtungen sind betrübend für den Franzosen, aber ehrenvoll für unsere ehemaligen Landsleute. Er bekundet, dass die Naturalisation wenig an der Physiognomie der Kolonie geändert habe. Die jungen Leute lernen fleissig Französisch, leisten willig ihren Militärdienst, aber, heimgekehrt, verheiraten sie sich mit den Töchtern ihrer Dorfschaft und bleiben Deutsche. Blutsmischung durch Heirat sei selten. Wenn Franzosen, namentlich gediente Soldaten, deutsche Mädchen gefreit haben und im Orte sich festsetzten, so sind diese eher zu Deutschen geworden. La Stidia sei eine grosse deutsche Familie, die jeden Fremden, sogar französische Beamten, mit scheelen Augen ansehe. Ehre diesem beharrlichen Festhalten am heimatlichen Volkstum. Freilich, wenige Jahrzehnte mögen vergehen, dann wird dieses kleine Häuflein Deutscher, dieses allein stehende Inselchen, hinweggespült sein.

Es wäre verdienstlich, die Materialien zur Geschichte aller unserer grossen und kleinen Auswandererströme an einer Zentralstelle zu sam-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

meln, eine Vorarbeit, für die schon durch die von Prof. Langhans herausgegebene „Deutsche Erde" wertvolle Bausteine gesammelt sind. Die einzelnen herauszugebenden Monographien würden eine klärende Übersicht geben über die Beweggründe der Auswanderung, über Bedingungen, Fehlschlagen und Gelingen, und möchten wertvolle Fingerweise für eine nationale Arbeit liefern, die sich der zielsicheren Leitung unserer Auswanderung widmet.

Dass eine solche Aufgabe, von Reichs wegen unternommen oder doch wenigstens gefördert, zu einem geradezu brennenden Bedürfnis geworden ist, eröffnet sich der Erkenntnis eines jeden, der die Tatsache prüft, dass wir noch heute jährlich, wenn auch keine Hunderttausende mehr, so doch immer noch Zehntausende von Seelen dem Auslande abgeben. Am 21. Februar 1856 beantragte bereits der bayrische Gesandte am Bundestag eine gemeinsame Organisation der deutschen Auswanderung, um dieselbe nach Gegenden zu lenken, wo die Auswanderer nicht der Spekulation und dem blossen Zufall preisgegeben würden, sondern Aussicht auf eine sichere Existenz gewännen, wo sie ferner ihre Nationalität bewahren und mit dem Vaterlande in Beziehung bleiben könnten. Die Zweckmässigkeit und Ausführbarkeit des Antrages erkannte der diesbezüglich gewählte Ausschuss wohl an, erklärte jedoch nach länger denn zweijährigen Beratungen, dass, „er zurzeit noch nicht imstande zu sein glaubt, irgend ein Land zu dem Zwecke in Vorschlag zu bringen und dass es demzufolge dermalen noch nicht an der Zeit ist, die Mittel näher ins Auge zu fassen, die zur Erreichung des gedachten Zieles anzuwenden sein dürften." Die Kolonialpolitik des nun ein Menschenalter bestehenden Deutschen Reiches hat sich bisher die Lösung solcher Aufgaben ebenso wenig angelegen sein lassen, wie der selige deutsche Bund!

Konnten meine Beobachtungen, die ich an Ort und Stelle in Transkaukasien, Palästina und Algerien zu verschiedenen Zeiten zu machen Gelegenheit hatte, auch nicht von umfassender Gründlichkeit sein, so geben sie doch der Anschauung begründeterweise Raum:

Die Vitalität des deutschen Volkstums im Bereich der subtropisch mediterranen Zone ist an verschiedenen Punkten eine derartige, um den Gedanken erweiterter künftiger Kolonisation aufkeimen zu lassen.

Die Frage drängt sich somit auf, in welchen Gebieten, die ähnliche physikalische Beschaffenheit wie die Transkaukasiens, Palästinas und Algeriens zeigen, in der Zukunft sich eine deutsche Bauernansiedlung entwickeln könnte.

Als dünnbevölkerte Länder unserer Zone lenken den Blick auf sich: Kleinasien, Mesopotamien, Cyrenaika, Marokko.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei theoretischer Betrachtung der Ansiedelungsmöglichkeit, soweit Lage, Natur, Klima, Chancen der Bodenbebauung in Frage kommen, bietet jede dieser Landgruppen verlockende Aussichten.

Über die verschiedensten Kolonisationsideen, die von deutscher Seite an Kleinasien sich knüpften, berichtet Ihnen Professor Zimmerer als Kenner und Beobachter aller deutschen, dem Orient sich zuwendenden Bestrebungen.

Die Inangriffnahme eines grösseren organisierten Besiedelungswerkes auf dieser Halbinsel verbieten jedoch Erwägungen, die unsere Politik dem Osmanischen Reich gegenüber zu treffen hat. Dieselben sehen gerade in Kleinasien das letzte und festeste Bollwerk ihres nationalen und politischen Daseins und sind für Massenansiedelungen fremden Volkstums bei aller Freundschaft für deutsches Wesen und deutsche Vorzüge schwerlich zu bestimmen.

Weniger Widerstand dürfte die Erstrebung kleinerer Landkonzessionen zu Dorfanlagen in Mesopotamien, in der Nähe der Städte, wie Aleppo, Urfa, Damaskus, ähnlich wie in Palästina, finden, wenn die Bahntracen erst in das innere Mesopotamien eingedrungen sind. Dichtere Besiedelung dieser Gebiete, in denen türkisches Volkstum nicht mehr vertreten ist, Schaffung neuen Kulturlandes läge nur im Vorteil der Türkei, indem es ihrer Herrschaft und Verwaltung festeren Halt schafft, neue Hilfsquellen in Fluss bringt. Die Hauptaufgabe der Diplomatie wäre es, den Türken den Gedanken deutscher territorialer Erwerbsabsichten zu benehmen.

Freilich, einem Besiedelungsplane, wie jeder lebhafteren Betätigung wirtschaftlicher Art in den Zweistromlanden fehlt bis heute die rechte Basis: eine genügende naturwissenschaftliche Kenntnis des Landes. Die bisher vorliegenden Beobachtungen über das Klima Mesoptomiens und Babyloniens (Temperaturen, Winde, Niederschläge) sind äusserst unzureichend. Und gerade auf den Ergebnissen solcher durch eine Reihe von Jahren fortgesetzter regelmässiger Beobachtungen müssen wirtschaftliche Massnahmen grösseren Stils (Anbau von Baumwolle, Cerealien, Errichtung von Plantagen) fussen. Dieselben sind auch von grösster Bedeutung zur Erforschung der Wasserbestände der Flüsse und der darauf begründeten Berieselungsanlagen.

So hat eine von mir angeregte und zu leitende Expedition nach Vorderasien die Errichtung von meteorologischen Stationen in Marasch, Mesereh am Euphrat, Bagdad, Buschehr, wie eine Vervollständigung der schon bestehenden, durch das Kgl. Preuss. Meteorologische Institut zu Berlin errichteten, von Urfa, Diarbekir und Kalat Schergat bei Mossul in Aussicht genommen, ein Plan, dessen sich die Deutsche Seewarte der Kaiserl. Marine zu Hamburg, weiterhin das Kolonialwirtschaftliche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Komitee, der Verein für Erdkunde zu Leipzig und die Münchener Geographische Gesellschaft in entgegenkommender Weise annahmen.

Leider haben gerade diejenigen Stellen, die durch ihre kapitalistische Betätigung am Werke der Bagdadbahn in hervorragender Weise interessiert sind, wissenschaftlichen Arbeiten zur Aufhellung des türkischen Vorderasien bisher nur in geringem Masse Teilnahme entgegengebracht. Das internationale Kapital verlangt Rücksichten, nicht minder die türkische Regierung, der die Schreckgestalt einer drohenden Okkupation mit Waffengewalt von unsern Wettbewerbern in kräftigen Strichen an die Wand gemalt wird. So hat innerhalb der betreffenden Bankkreise eine übertriebene Ängstlichkeit und durch diese verursachte Zurückhaltung, die sich jedem Wollen hindernd in den Weg stellt, in den letzten Jahren immer stärker Platz gegriffen und eine Auffassung von den kolonisatorischen Aufgaben und Pflichten des deutschen Kapitals im Zweistromlande nicht aufkommen lassen. Die Entsendung von Spezialkommissionen, wie z. B. zur Erkundung der Aussichten auszubeutender Petroleumquellen, sind vom Standpunkte etwaiger Geschäftsspekulationen ohne Zweifel sehr nützlich, aber wenig grosszügig gedacht. Die Engländer haben uns auch wieder in unserm sogenannten Interessengebiet den Rang abgelaufen. Ohne Furcht vor ihren Rivalen und ohne Scheu vor türkischem Misstrauen haben sie das gewaltige Kolonisationsproblem der Alluvialebenen des Euphrat und Tigris in Fluss gebracht. Wilcocks, der bekannte Erbauer der Stauwerke des Nils, der erst in einer Schrift des Titels: „The restoration of the ancient irrigation works of the Tigris or the Recreation of Chaldea" sich mit dieser Idee befasste, machte jüngst, von englischen Kapitalien unterstützt, ergänzende Studien an Ort und Stelle, an deren Ausnutzung die englische Politik es nicht wird fehlen lassen. Die auf dem letzten Kolonialkongress von Dr. Rohrbach angekündigte Wasserwirtschaftliche Expedition nach Mesopotamien ist mangels tatkräftiger finanzieller Unterstützung interessierter Kreise ins Wasser gefallen!

Dieselben Bedenken einer deutschen Massenansiedelung, die gegen Kleinasien und Mesopotamien als türkisches Territorium sprechen, richten sich auch gegen die Cyrenaika, von dessen hoher, schon von Herodot geschilderter Fruchtbarkeit ich mit eigenen Augen staunend mich überzeugen konnte. Ein Schüler des Marburger Geographen Theobald Fischer ist unter dem Titel „Cyrenaika als Gebiet künftiger Besiedelung" dem wertvollen Problem mit einer verdienstvollen Studie näher getreten. Ein Hemmnis deutscher, nach der Cyrenaika zielender Bestrebungen wäre auch die Notwendigkeit, den italienischen Kolonialehrgeiz zu schonen, der hier seit längerem, allerdings ohne jeden Er-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

folg, kolonisatorische, nach Nordafrika gerichtete Absichten einzuleiten versuchte.

So bleibt Marokko als aussichtsreichstes Feld, sofern es gelingt, Südmarokko, das von Rabat oder mindestens von Casablanca an südlich sich dehnende Land, einschliesslich Marrakesch und der Landschaft Sûs mit dem vorzüglichen Hafen von Agadir, einer deutschen Interessenzone einzubeziehen. Die Gliederung von politischen Interessensphären der einzelnen Mächte würde die Zuteilung dieser südlichen Striche an Deutschland durchaus ermöglichen. Die Kolonisationsmöglichkeit grosser Teile Marokkos durch ländliche Siedelung haben zu verschiedenen Malen berufene Kenner, vor allem Th. Fischer und Graf Pfeil, in überzeugender Weise vor Augen geführt. Graf Pfeil in seiner Flugschrift: „Warum brauchen wir Marokko?" glaubt, dass innerhalb einer deutschen Interessenphäre von 200 000 qkm, einem Drittel der Gesamtoberfläche Marokkos, unter Zugrundelegung der gegenwärtigen Bewohnerzahl (3 bis 4 auf den Quadratkilometer) und der Volksdichte Deutschlands, 20 Millionen Ansiedler Raum haben würden. Ist diese Zahl auch allem Anscheine nach mit voller Absicht zu hoch gegriffen, um das hier freistehende, räumlich so gewaltige Feld in seiner ganzen Bedeutung zu charakterisieren, so lässt sich doch ohne jede Übertreibung behaupten, dass ohne Schwierigkeiten ein bis zwei Millionen Menschen hier sesshaft zu machen wären. Sowohl im Küstengebiet, wie in den einzelnen Stufenlandschaften des Schwarzerdegürtels, wie auch im Bereich der subatlantischen Berieselungsoasen, vermöchten deutsche Bauern ohne Gefahren für ihre Gesundheit dem Ackerbau obzuliegen. Das Klima bietet kein Hindernis. Marokko eignet sich für europäische Ansiedler in höherem Grade als Algerien und Tunesien, da Fieber und Typhus nirgends häufig auftreten. Die westlich des hohen Atlas sich breitenden Landschaften von Abda, Dukkala, Schauija sind ziemlich malariafrei. Die Jahresmittel wie die Maxima sind namentlich an der Westküste bei weitem nicht so hohe, wie in Transkaukasien und Palästina. Das Jahresmittel für Mogador beträgt 19, das des August 21,5, die Temperaturextreme 11 und 30 Grad Celsius.

Erstaunliche Fruchtbarkeit bedingt, nach den Untersuchungen Th. Fischers, für die unterste Stufe des Atlasvorlandes die charakteristische Schwarzerde, für welche die Marokkaner ein besonderes Wort tirs geprägt haben. Der Boden an den Westabhängen des Atlas kann es nach den von Graf Pfeil veranlassten Analysen mit den besten Teilen des Wesermarschgebiets aufnehmen.

In der Küstenzone des Atlantischen Ozeans von Mogador an nordwärts sind die winterlichen Niederschläge durchaus hinreichend, um

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Getreidebau ohne Berieselung zu ermöglichen. Sie betragen in Mogador zirka 400 mm; in Casablanca wird diese Niederschlagsmenge bereits überschritten. Saffi weist 450 bis 500 mm auf, Tanger hat bereits 800 mm. Wo an der Westküste weiter im Innern die Niederschläge geringer sich einstellen, da werden sie durch starken Taufall ersetzt, der, wie Mohr schildert, in den Morgenstunden geradezu den Charakter eines leichten Frühjahrsregens hat. Selbst die Steppe, mit einem Niederschlage unter 400 mm, schliesst bei Benutzung des Wassers der Flussläufe einen Anbau nach den Ansichten von Fischer keineswegs aus. Wie wir sahen, wird in der kaukasischen Steppe diese Niederschlagshöhe nicht einmal erreicht. Die subatlantischen Berieselungsoasen haben den gleichen Vorteil durch die Nähe des Hohen Atlas, den die kaukasischen Ketten bedingen, der in Palästina jedoch mangelt. Die Schneeschmelze sichert den Flussläufen bis in den Sommer hinein beträchtliche Wassermengen.

Die Erträgnisse der Nutzpflanzen sind durchaus befriedigende. Mais bringt nach Mohr in der Landschaft Abda das 60fache, Bohnen das 15- bis 20fache, Korn das 4- bis 5fache der Aussaat. In regenreichen Jahren wird dieses Mass überschritten. Bei verbesserten Arbeitsmethoden wären ohne Zweifel noch höhere Erträge zu erzielen. Eine Fülle von Erzeugnissen könnte Marokko hervorbringen, die das Mutterland zu verwerten vermöchte. Zu den neuen Nutzpflanzen, deren Anbau von deutschen Kaufleuten an der marokkanischen Westküste eingeführt wurde, so Flachs und Hanf, dürften unter besten Aussichten sich Baumwolle und Erdmandel zugesellen.

Angesichts solchen hohen kolonialpolitischen Wertes, den Marokko für Deutschland gewinnen kann, heisst es jede Zagheit bannen und ein Stück marokkanischer Erde für die Zukunft sichern, auf dem deutsche Arbeit, Kraft und Befähigung sich zu entwickeln vermag. Durchaus nicht ausser dem Bereiche der Möglichkeit wäre es, in Verbindung mit den deutschen Kaufleuten der Westküste, auf geeigneten Territorien landwirtschaftliche Versuchsstationen in Gestalt von Pflanzungen mit Hilfe deutscher Landwirte einzurichten und so Pioniere und Lehrmeister heranzubilden. Die volle Freiheit des Erwerbs von Grundeigentum, die nach der Madrider Konvention durch die marokkanische Regierung beschränkt ist, müsste Deutschland unbedingt auf der Konvention von Algeciras durchzusetzen wissen. Stellt die französisch-deutsche Vereinbarung auch ein Zurückweichen gegenüber dem kaiserlichen Programm von Tanger dar, so wäre Verzagen vom grösstem Übel. Je entschlossener wir unsere wirtschaftlichen Kräfte in Marokko noch zu betätigen wissen, desto sicherer ist es, dass wir eines Tages nicht mit leeren Händen vor verschlossenen Toren stehen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Noch ein Wort unserm Interessenfeld im Mittelmeer im allgemeinen. Nachdem durch die Auflösung des römischen Grossreiches und das Vorrücken tatenfrischer östlicher Völker die Mittelmeerwelt in zwei Hälften zerrissen war, wurde im Osten und Süden der Islam die Vormacht. Und unleugbar erwacht in diesen vom Islam beherrschten Gebieten uns Deutschen die Zukunft kultureller Einwirkungen. Im türkischen und arabischen Orient ist das deutsche Ansehen in überraschender Weise gestiegen, nicht zum mindesten infolge der mannigfachen Besuche mohammedanischen Bodens durch Seine Majestät. Jeder deutsche Kaufmann spürt im vorderen Orient die praktischen Resultate der Kaiserreisen. Eine französische Zeitschrift erkannte diese Situation, indem sie schrieb, der Deutsche Kaiser sei der erste und geschickteste Geschäftsreisende des grossen Hauses „Deutschland".

Nutzen wir nun diese Sympathie nicht nur in den Formen wirtschaftlicher Ausbeutung, sondern auch in humanitärem Sinne durch Verbreitung unseres Wissens und Könnens nach Muster der Franzosen und Italiener in der Levante, durch Errichtung von Schulen, Akademien, Wohltätigkeitsanstalten, Krankenhäusern, ärztlichen Missionen, üben wir werktätige Liebe, wie sie die Rede Seiner Majestät zu Bethlehem im Auge hatte, reger, planvoller, opferwilliger, denn bisher, so wird die moralische Eroberung jener Lande nicht ausbleiben. Und im Gefolge solcher Kulturmission werden sich manche koloniale Taten erfüllen, die heute wie müssige Träume anmuten.

Joachim Graf Pfeil, Friedersdorf: Die Besiedelungsfähigkeit Marokkos besteht nicht so sehr in seinen südlichen Gegenden als in denen, die nördlich des Um Er Rebbia-Flusses sich erstrecken. Sie sind nicht so heiss wie der Süden, und an der Küste parallel läuft der „Tirs" genannte Gürtel einer unglaublich fruchtbaren Schwarzerde; dieser würde in der Tat gestatten, auf kleinem Areal und nur mit Hilfe der ständigen Niederschläge genügend Getreide zum Unterhalt des Kleinsiedlers zu gewinnen. Diese Gegenden sind aber schon heute von zahlreichen maurischen Landbauern bewohnt, die eine ausgedehnte und sehr erfolgreiche Landwirtschaft betreiben. Ebensoviel Aussicht auf Erfolg und mehr Platz für den Ansiedler fände sich in der etwa die Grösse des Herzogtums Braunschweig umfassenden Sebu-Ebene. Sie ist weniger dicht bewohnt, und ihr reicher Alluvialboden lieferte die Proben zu den chemischen Analysen, die der Herr Vortragende erwähnte, in denen die Erde von Fachmännern als gleichwertig mit unsern besten Wesermarschböden bezeichnet wurde. Diese Ebene weist noch den eigentümlichen Vorzug auf, dass ihr Boden ausserordentlich tief liegt, durchschnittlich etwa 20 Fuss, wodurch sich die Möglichkeit ergibt, die etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

abgebaute Oberkrume unterzupflügen und aus beliebiger Tiefe gleichwertigen Boden heraufzubringen. Leider sind indessen alle unsere Erwägungen akademischer Natur, denn wir können nicht mit der Möglichkeit rechnen, Auswanderungen in absehbaren Zeiten nach Marokko zu bewirken. Internationale Missgunst und der Widerstand der Marokkaner macht die Sache unmöglich. Stellen wir die Frage indessen rein theoretisch, könnten Ansiedler in Marokko leben und gedeihen, so muss sie entschieden mit ja beantwortet werden.

Die höchste von mir erlebte Temperatur in Marokko betrug 52° C., sie fand sich in einem Tale am Um Er Rebbia, doch darf nicht der Schluss gezogen werden, dass ganz Marokko derartige Temperaturen aufweist.

Regierungsrat **v. Hake,** Mittelhufen, glaubt, dass die von dem Vorredner als so ausserordentlich aussichtsfähig bezeichnete europäische Ansiedelung marokkanischer Gebiete dadurch ermöglicht werden muss, dass von der demnächst zusammentretenden Konferenz der freie Erwerb von Grund und Boden durch Ausländer endlich sichergestellt wird; er führt weiter aus, dass der Haupthinderungsgrund der wirksamen Betätigung von Handel und Gewerbe in der Abneigung der marokkanischen Regierung gegenüber jeder Verkehrsbesserung liegen, und dass es Sache der marokkanischen Konferenz sein werde, Handhaben sicher zu legen, dass wirklich endlich an die Verbesserung der Hafen-Schiffahrt und Binnenverkehrs-Verhältnisse gegangen werde.

Dr. **A. Wirth,** München: Klimatisch ist Marokko, abgesehen von Malaria, gut. Der Südwesten ist insofern geeigneter, als dort die Bevölkerung europäerfreundlicher ist und viel neuer Boden durch künstliche Bewässerung gewonnen werden kann.

Forstmeister **Kessler,** Eberswalde: Ich rate dringend davon ab. deutsche Ackerbausiedelungen in Marokko zu machen. In Marokko kommt es nicht darauf an, neue Kolonisten einzuführen, sondern rechtliche und geordnete innerpolitische Verhältnisse zu schaffen. Hierzu müssen wir Deutsche helfen und als Organisatoren und Lehrer, als Gewerbetreibende und Kaufleute unsern Teil zu der Belebung und Gesundung des von der Natur so reich ausgestatteten Landes beitragen.

Regierungsrat Professor **Zahn,** Berlin: Herr Dr. Grothe machte die Anregung, die Auswanderungsverhältnisse in bezug auf die für Deutschland in Betracht kommenden Länder an einer Zentralstelle näher verfolgen zu lassen und durch Monographien auch für die weitere Öffent-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lichkeit klar zu stellen. Soweit ihm dabei eine vom Reich zu gründende Anstalt vorschwebt, habe ich Bedenken, da dieser Zentralstelle eine freiere, mit amtlichen Rücksichten nicht zu viel belastete Betätigung gewahrt werden muss, wenn anders ihre Arbeiten dem gewünschten Zweck entsprechen sollen. Besser lassen sich diese Ziele mit Hilfe der bereits vorhandenen Zentralstelle für Auswanderer erreichen, und insofern erscheint mir die Anregung ungemein sympathisch, man braucht nur die genannte vorhandene Zentralstelle weiter auszubauen, und das wird nicht schwer fallen und hoffentlich auch geschehen.

Der Vortragende, Dr. Grothe, beantragt hierauf eine Resolution,*) die in der Sektionssitzung des 7. Oktober Annahme findet und nach Beschluss der Sektion dem Antrage des Herrn Prof. Dr. Jannasch eingegliedert wird (siehe Seite 768).

Kolonisation in Kleinasien.

Von Professor Dr. **H. Zimmerer,** Ludwigshafen a. Rh.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Mein Vortrag hiesse richtiger „Keine Kolonisation in Kleinasien". Ursprünglich war der Titel als „Auswanderung nach dem Orient" vorgesehen gewesen. Wenn ich das Thema vorwiegend negativ behandle und einer Ansiedelung deutscher Kolonisten in der asiatischen Türkei nur ganz bedingungsweise das Wort reden kann, so stütze ich mich nicht nur auf meine eigenen Erfahrungen im Orient, sondern auf die Ausführungen der bedeutendsten Kenner der anatolischen Verhältnisse. Für mich kann schlechterdings nur eine erhöhte wirtschaftliche Ausnützung der gegenwärtigen und zukünftigen Verkehrslinien in der Levante für den Import und Export und damit natürlich auch ein weiteres Eindringen deutscher Bevölkerungselemente in Betracht kommen. Für eine Kolonisation, als einer festen Ansiedelung deutscher Bauern und Handwerker, fehlen zurzeit die politischen, wirtschaftlichen und klimatischen Grundlagen. Unsere guten Freunde am goldenen Horn sind unermüdlich bestrebt, die deutsche Reichsregierung und die Leitung der anatolischen Eisenbahnen in den Verdacht zu bringen, als ob wir in Asien eine Provinz erobern möchten. Es wäre politisch unklug, den Samen des Misstrauens auch nur im geringsten zur Reife kommen zu lassen. Es sind der wirtschaftlichen Schwierigkeiten genug, welche den Ausbau der Bagdadbahn immer wieder verzögert haben. Klimatisch kämen überhaupt nur die Küstenländer und einige Hochebenen des Innern der anatolischen Halbinsel in Betracht. Von den Wüstengegen-

*) Siehe auch Schlusskapitel „Die Resolutionen".

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den am mittleren Euphrat und Tigris müsste auch wegen der Unsicherheit derselben und vom subtropischen Gebiete des mesopotamischen Tieflandes schon aus klimatischen Gründen abgestanden werden, ganz abgesehen davon, dass unser deutscher Arbeiter ganz andere Löhne und Lebenshaltung verlangt, als der bedürfnislose mühselige Fellah am Euphrat und am Nil.

Seitdem Moltke in seinen „Briefen aus der Türkei" 1841 auf die unerschöpfliche Kraft des Landes hingewiesen hat, ist die Begeisterung der Deutschen für diese „Völkerbrücke" nicht mehr zur Ruhe gekommen. Darauf gestützt, stellte Ludwig Ross 1850 mit seinen „Reisebriefen und Aufsätzen über Kleinasien und Deutschland mit Bezugnahme auf die Möglichkeit deutscher Niederlassungen" offen die patriotische Forderung einer Kolonisation durch die Deutschen auf. Und in welch eindringlicher Sprache!

Der Gedanke einer Kolonisation Kleinasiens durch Deutsche wurde aber erst wieder 1888 in der Zeit der orientalischen Eisenbahnen aufgegriffen, und zwar vom deutschen Handelsverein in Berlin. Nach den Kolonisationsprojekten des Ingenieurs Pressel befürwortete H. Löhnis in seinen Beiträgen zur Kenntnis der Levante den Wiederaufbau von Anatolien durch Belebung und Organisation der nationalen Arbeit, Hand in Hand mit dem Bau von Eisenbahnen aus dem Innern an die Küste, mit der Hebung des Rebenbaues und der Weinfabrikation. Pressel kam zu dem Schluss, dass ein Eisenbahnunternehmen für sich allein, ohne Verbindung mit einer Kolonisation, nicht bestehen kann. Er schlug deshalb die Errichtung einer Sektion für Kolonisation vor. Dieser Plan kam niemals zur Ausführung. Pressel trat aus der Direktion der Anatolischen Eisenbahngesellschaft aus und wurde später ihr heftigster Gegner. Seine Vorschläge nahm in anderer Form 1892 Karl Kärger auf, damals Privatdozent an der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin, in seiner Schrift „Kleinasien, ein deutsches Kolonisationsfeld". Der deutsche Kolonist würde sicher den Boden besser bearbeiten und sich dabei besserer Pflüge und der Egge bedienen. Das Sommergetreide wird nur zwei Wochen später reif, als das Wintergetreide; der Boden ist ungemein dankbar für eine gute Behandlung. Indem Kärger alle schwebenden Fragen bis ins einzelnste durchspricht, kommt er zu dem Schluss, sollen wir den deutschen Auswanderungslustigen raten, nach Kleinasien auszuwandern, so ist diese Frage energisch zu verneinen. Ganz anders aber müsste die Antwort lauten, wenn wir von vornherein nur an eine geregelte und geschützte, durch eine kapitalkräftige Gesellschaft geleitete Kolonisation denken. Denselben Gedanken hat ein Jahr später Regierungsrat Menz in seiner Reiseskizze und Wirtschaftsstudie „Deutsche Arbeit in Kleinasien" zum

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausdruck gebracht. Auch Friedrich Dernburg, „Auf deutscher Bahn in Kleinasien", warnt 1892 einstweilen vor einer Besiedelung durch einzelne Kolonisten. Sie scheint ihm einstweilen durch die politischen Verhältnisse ausgeschlossen, die Gegenwart ungenügend und die Zukunft unsicher. Aber zu einer ausgedehnten Plantagenwirtschaft hielt er die Gebiete am Pursak und nach Angora hinauf wie geschaffen. Dem Grossbetriebe gehöre hier die Zukunft. Denselben Standpunkt vertrat Josef Grunzel 1897 in Wien, in seiner Schilderung der wirtschaftlichen Verhältnisse Kleinasiens. General Colmar Freiherr v. d. Goltz, einer der gründlichsten Kenner der Türkei, spricht sich 1896 in seinen „Anatolischen Ausflügen" in dem Kapitel V für Kolonisten und Landwirte (deutsche Kulturarbeit in Anatolien) entschieden gegen eine Heranziehung fremder Kolonisten aus Europa aus. Es wäre unter allen Umständen ein schwieriges Ding gewesen, das viele Misshelligkeiten heraufbeschworen hätte und dessen Erfolg unsicher blieb. Zudem waren die Kolonisten ja auch vorhanden. Wer die langen Wagenzüge gesehen hat, die jahraus, jahrein von Skutari und Kadiköi auf der alten Bagdadstrasse nach Osten zogen, dessen Gedanke musste unwillkürlich auf die Bedeutung dieser mohammedanischen Einwanderer aus Bosnien und Bulgarien für die Wiederbevölkerung des Innern gelenkt werden. Schritt für Schritt, in langsamem Büffeltempo, ging der Marsch Hunderte von Kilometern weit, bis endlich der Platz erreicht war, den die Kommission für die Ansiedelung der „Muhadschirs" den einzelnen Gruppen oder Familien angewiesen hatte. Regierungsrat Richard Herrmann, Generalinspektor der Landwirtschaft im Ministerium für Landwirtschaft, Minen und Forsten und im Ministerium der Kaiserlichen Zivilliste in Konstantinopel, hat seine Erfahrungen anatolischer Landwirtschaft in einem Gutachten niedergelegt, das vor allem auf den Bemühungen fusste, die er selbst während 6 Jahren der Ansiedelung dieser „Muhadschir" an den Strecken der anatolischen Eisenbahnen zugewendet hatte. Er kommt zu dem Schlusse, Anatolien mit seiner spärlichen Bevölkerung, mit seinen umfangreichen, kultivierbaren Gebieten, müsse zwar als ein Kolonisationsgebiet erster Ordnung bezeichnet werden, würde er aber um seine Meinung befragt, ob es dem deutschen Auswanderer anzuraten sei, in Anatolien sich niederzulassen, so könnte er diese Frage nur ganz bedingungsweise bejahen. Nur in solchen Teilen des Landes wird der deutsche Auswanderer Aussicht auf Erfolg haben, wo es Wald und Wasser gibt, wo das Fieber seltener auftritt, und wo endlich durch Eisenbahnen, Meer oder schiffbare Flüsse ein Verkauf der Produkte begünstigt wird. Die deutsche Einwanderung in das entwaldete, trockene und zum Teil vom Fieber heimgesuchte Hochland (Vilajet Angora und Konia) zu leiten,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hält er für unverantwortlich; denn wir sehen dort, mit welchen endlosen Schwierigkeiten selbst der muselmanische Kolonist (Muhadschir) dort zu kämpfen hat, der doch der Landessprache mächtig ist und mit beispielloser Enthaltsamkeit einen beharrlichen Fleiss verbindet. Aber gibt es in Anatolien noch Gebiete, die jene Bedingungen erfüllen, und die einer grösseren Zahl von Einwanderern ausreichend Platz bieten? Ja, allein es wird ihr Ankauf nicht unerhebliche Geldopfer fordern. In dem Bosporusgebiete zum Beispiel finden sich noch grosse unbebaute Flächen, die zum grössten Teil der Zivilliste des Sultans gehören. Bei der Sympathie, die dieser Monarch den Deutschen entgegenbringt, würde er bei dem Landankauf wohl zweifellos manche Erleichterung gewähren. Ferner bieten die Gegenden von Ismid, Brussa und Smyrna Gelegenheit zum Ansiedeln. Die zwei in Asien bestehenden Kolonien, die der Württemberger in Jaffa-Sarona in Syrien und die der Polen am Bosporus, liefern den Beweis, dass, wenn die Ansiedelungsbedingungen günstig sind, die Kolonisten auch gute Erfolge haben. Es ist wohl zu beachten, dass diese Erfolge nur durch eine grössere Zahl von Ansiedlern, die sich gegenseitig schützen konnten, erreicht wurden. Dem einzelnen ist unter allen Umständen abzuraten, hier sein Glück mit der Kolonisation zu versuchen. Die Zionisten in Palästina bilden eine Frage für sich.

Aber noch in einer andern Weise könnte nach Herrmanns Ansicht deutsches Kapital und deutsche Intelligenz gerade in dem anatolischen Hochlande, wo das Land sehr billig ist, reiche Zinsen tragen, und zwar in folgender Weise: Eine sich bildende Finanzgruppe müsste, je nach der Grösse des Kapitals, Ländereien in dem anatolischen Hochlande kaufen oder für einen längeren Zeitraum pachten. Solches Land ist dabei zu bevorzugen, das bewässert und aufgeforstet werden kann. Wenn auch Bewässerungen und Aufforstungen, in grossem Stil ausgeführt, Geld kosten, so wird dadurch der Gewinn nicht allein mindestens verdoppelt, sondern auch, was das wichtigste ist, die Ernten werden gesichert. Um nun den höchstmöglichen Gewinn zu erzielen, sollten die Ländereien in der extensivsten Weise bewirtschaftet werden. Entweder man sucht sich durch Verwendung der modernsten Maschinen von der Arbeit durch Menschenhand und Zugvieh nach Möglichkeit frei zu machen, oder wenn man grössere Kapitalien in die Anschaffung von Maschinen nicht stecken will, gibt man den vielen einwandernden Muhadschirs das Land in Halbpacht, d. h. sie erhalten das Saatgut, sie bebauen das Feld nach ihrer Weise und geben die Hälfte der Ernte an die Gesellschaft. Natürlich müsste diese den Einwanderern Häuser, wenn auch nur in primitivster Form, bauen. Ob das eine oder das andere einen höheren Gewinn verspricht, ist eine Sache der Kalkulation;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

jedenfalls aber sollte man zu der unentbehrlichen Handarbeit nur die Bewohner des Landes oder türkische Einwanderer nehmen. Denn welcher Deutsche oder überhaupt europäische Einwanderer, Bauer, Handwerker oder Fabrikarbeiter würde sich herablassen, um den billigen asiatischen Tageslohn die mühselige Arbeit des Bauern aufzunehmen? Sehen wir es doch täglich bei unserer Landflucht in unserm Vaterlande, wie Tausende in die Städte und Fabriken strömen, wo sie der höhere sichere Lohn, das freie Leben und die Genüsse der Grossstadt locken. Und wenn sie dann mit ihren neuen Verhältnissen noch so unzufrieden sind, das mühselige Leben des anatolischen Bauern würden sie um keinen Preis für ihre Fleischtöpfe eintauschen. In demselben Sinne haben sich ungefähr später auch Dr. Hugo Grothe, Major Max Schlagintweit und Dr. Paul Rohrbach, meine hochverehrten Freunde, ausgesprochen. Der verewigte Georg von Siemens ist seinerzeit in der Kolonialgesellschaft in Berlin solchen Ausführungen entgegengetreten, allein seine Warnungen entsprangen vornehmlich der Furcht, es möchte durch das Misstrauen der Pforte vor aller Art von Ansiedelungen der Ausbau der anatolischen Bahnen hintangehalten werden. Jetzt, wo die Verhandlungen mit der Bagdadbahn zum Abschluss gelangt sind, liegen vielleicht die Wechsel günstiger. Seitdem Karl Ritter, Tschichatscheff, Heinrich Barth, Kiepert, Kotschy, Mordtmann, Köler, Perrot, Curtius, Schliemann, Dörpfeld, Humann, Benndorf, Conze, Bohn, Virchow, Gelzer, Hirschfeld, Radde und Sievers archäologische, historische und naturwissenschaftliche Reisen in der Halbinsel unternommen haben, ist immer wieder die wirtschaftliche Saite mitangeschlagen worden. Wir haben es allmählich den Engländern und Russen abgelernt, die keine wissenschaftliche oder militärische Expedition aussandten ohne wirtschaftliche Ziele und Zwecke. Seitdem folgten — eine Ehrentafel deutscher Forschung — die Reisen von Niemann, Edmund Naumann, Steffen, Puchstein, v. Luschan, Domaszewski, Sester, Fabricius, Zimmerer, Roman und Eugen Oberhummer, Graf Götzen, v. Flottwell, Kannenberg, Märcker, v. Prittwitz und Gaffron, Belck und Lehmann, Friedrichsen, von Diest, Anton, Ruge, Weber, Bohn, Schuchardt, Wolters, Thrämer, Strecker, Buresch, Hauser, Petersen, Löwy, Lanckoronski, Bara, v. Hartel, Sockolowski und Malanski, Heberdey und Wilhelm, Judeich, Österreicher und deutsche Gelehrte, die alle, soweit sie überhaupt wirtschaftliche Probleme berührten, darin einig waren, dass man von einer Kolonisation Kleinasiens im Sinne einer Besiedelung durch Deutsche absehen müsse.

Eine glänzende Frucht dieser Reisen und ihrer geographischen und topographischen Ergebnisse waren die klassischen Kartenwerke Heinr. Kieperts, die jetzt von seinem Sohne Richard Kiepert

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in der monumentalen Karte Kleinasiens in 24 Blatt im Massstabe von 1 : 400 000 bei Dietrich Reimer in Berlin fortgesetzt und vollendet werden. Damit ist auch für die wirtschaftliche Bereisung und Besiedelung des Landes eine sichere Grundlage geschaffen. Die krönende Frucht all der wissenschaftlichen Bestrebungen, die den Orient dem Abendlande zinsbar machen sollten, waren und blieben die türkischen Eisenbahnen. Schon J. Seiff hatte in seiner Reise durch Nordsyrien 1872 die Notwendigkeit einer Bahn von Aleppo nach Bagdad betont. Die genauen Nivellierungen und topographischen Aufnahmen, wie sie von Ingenieur Cernik für die syrisch-mesopotamische Linie vorgenommen wurden, boten vorerst wenigstens ein schätzbares topographisches Material. Bald folgte der Ausbau der anatolischen und syrischen Eisenbahnen durch deutsche, französische und englische Gesellschaften, die Inangriffnahme der Bagdad- und der Hedschas-Mekkabahn. Es steht zu erwarten, dass wenn dieses weitverzweigte und zerstückelte Eisenbahnnetz, das vorerst naturgemäss immer der Küste und den Hafenplätzen zustrebt, erst einmal unter sich verbunden, und den Nachbarstaaten, d. h. den geplanten russischen, persischen und ägyptischen Bahnen, angeschlossen ist, dem Welthandel ganz neue ungeahnte Wege erschlossen werden.

Die Namen Pressel, Holzmann, Kapp, v. Kühlmann, Kaula, Siemens, Zander, Hugenin, Gwinner, Mackensen stehen wie Marksteine auf diesen Ehrenpfaden deutscher Technik und Industrie. Einer der ersten Vorkämpfer in Schrift und Wort für diese Mission des deutschen Volkes war Philipp Fallmereyer, ihm folgten mit flammenden Worten Paul Dehn, Karl v. Scherzer, Edmund Naumann, Friedrich Sarre, Alfred Körte, Fitzner und ein ganzer Stab von Gelehrten, Kaufleuten, Offizieren und Missionaren, die ihre Erfahrungen in den wirksamsten Zeitungen und Zeitschriften in praktischen Vorschlägen niederlegten. Ich nenne nur den „Christlichen Orient" von Johannes Lepsius, die Zeitschrift „Asien", das Organ der Deutschasiatischen Gesellschaft in Berlin von Dr. Vosberg-Rekow, das Organ der Münchener Orientalischen Gesellschaft von Mayer und Grothe, die Monatsschrift „Der Orient", das Organ des Orient-Handelsmuseums und des deutsch-österreichischen Orient-Klubs Berlin, die deutsche Monatsschrift für Kolonialpolitik und Kolonisation, Organ der marokkanischen Gesellschaft in Berlin, von Dr. P. Mohr, die „Kolonialzeitung", den „Tropenpflanzer" — (Prof. Dr. M. Fesca hat 1902 im „Tropenpflanzer" eine kurze Skizze über die landwirtschaftlichen Verhältnisse Anatoliens mit den Worten gegeben: „Mag auch zurzeit die Ansiedelung deutscher Bauern in Anatolien nicht empfehlenswert erscheinen, so dürfte doch der Erwerb möglichst weitgehender Landkonzessionen durch kapitalkräftige deutsche Gesellschaf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten dringend geboten sein. Auch wenn dieselben das erworbene Land mit Asiaten und Muhadschirs besiedeln, würde dies zur Erweiterung und Festigung des deutschen Einflusses in Kleinasien wesentlich beitragen") — mit seinen ausgezeichneten Beiheften und Abhandlungen beispielsweise von Warburg, Wohltmann, Soskin, Endlich, Treidel, Rohrbach, v. Oppenheim, Fitzner, Sir William Willcoks, Hahn, Feska, in denen sie sich über Import und Export und über die Anbau- und Besiedelungsfrage Kleinasiens äusserten; aber alle stimmen darin überein, dass zwar die Grundbedingungen für die Ein- und Ausfuhr gehoben und verbessert werden können, dass dagegen der Kolonisation nur ganz bedingt zugestimmt werden könne.

Eine Hebung des Seiden- und Baumwollbaues verspricht einen erheblichen Gewinn für den europäischen Markt. Die anatolische Braugerste ist der europäischen und amerikanischen gleichzusetzen, eine Förderung des Flaschenbierhandels verspricht bei dem Verbote des Weins für den Islam bedeutenden Absatz trotz der Konkurrenz der Brauereien in Saloniki, Athen und Smyrna. Dank der Tätigkeit des Kolonialwirtschaftlichen Komitees in Berlin, das unter der Leitung der Herren Supf, Graf Dürckheim und Professor Dove auf grosse Erfolge hinzuweisen hat, sind wir für die Schaffung von national-wichtigen Rohstoffen, Förderung des Absatzes deutscher Industrieerzeugnisse, Vorarbeiten für deutsche Siedelung und für öffentliche Transportmittel, auch hinsichtlich der Levante auf das beste unterrichtet; der Aufschwung der deutschen Reedereien und Dampfschiffahrt ist auch den Häfen des Mittel- und Schwarzen Meeres zugute gekommen; ein immer regerer Seeverkehr verbindet unsere heimischen Küstenplätze mit denen der Levante, die Hamburg-Amerikalinie, der Norddeutsche und Österreichische Lloyd, die deutsche Levantelinie und die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft entsendet immer mehr Schiffe und Frachten nach dem Orient; über kurz oder lang werden sie gleich den Engländern auch den Persischen Golf befahren. Wie wir gesehen haben, sind die Aussichten für die Ausdehnung des Baumwollbaues, speziell im Vilajet Aidin (Smyrna) günstig zu nennen. Es wäre daher wünschenswert, dass kapitalkräftige deutsche Gesellschaften bald die Hebung der kleinasiatischen Baumwollproduktion energisch in Angriff nähmen. Die Bedeutung dieser Massnahmen liegt einmal in den Vorteilen unserer Textilindustrie, zum andern aber in den praktischen Erfahrungen, die als eine wertvolle Grundlage für weitere grosse Unternehmungen zu betrachten sind. Das Endziel der deutschen Pionierarbeit muss dann die Erschliessung der grossen Baumwollgebiete Babyloniens und Mesopotamiens bilden. Ein grosses Arbeitsfeld erblüht auch dem deutschen Kaufmann in der weiteren Erschliessung und technischen Beeinflussung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der orientalischen Teppichindustrie. Gründliche Kenner der Teppichfabrikation, wie Karl Hopf in Stuttgart, haben überzeugend auf die Gefahren hingewiesen, die dieser uralten Hausindustrie des Morgenlandes durch das Eindringen europäischer Technik, Muster und Färbemittel drohen. Es fehlen mir leider Raum und Zeit, um diese wichtige Reformarbeit ausführlich zu begründen, aber es genüge einstweilen, auf den ausgezeichneten Beitrag des genannten Herrn aufmerksam zu machen, den ich meinem Reisewerke „Durch Syrien und Kleinasien" (Berlin 1898, Dietr. Reimer) über den orientalischen Teppich einverleibt habe.

Exkurs:

Stellt man die Frage auf, ob der orientalische Teppichhandel noch unserer heimischen Teppichindustrie gewachsen ist, so ergeben sich nach Hopf folgende Vergleiche und Aufgaben:

In Indien werden handgeknüpfte Teppiche gemacht, welche bezügl. ihrer Dauerhaftigkeit und Farbechtheit weit unter dem stehen, was ein guter mechanisch gewebter deutscher Teppich bietet. Die Handknüpfung lässt es aber zu, dass die Anordnung der Zeichnung und die Mannigfaltigkeit der Farbengabe reicher und bunter gegeben werden können, als bei mechanischer Herstellung. Hierin liegt die Ueberlegenheit auch des geringsten handgeknüpften Orientalen, allerdings nur dem auf mechanisch arbeitenden Webstuhl hergestellten Europäer gegenüber; denn am Handknüpfstock ist der inländische Fabrikant in dieser Hinsicht ebenso frei, wie der morgenländische. Soll also die Frage entschieden werden, ob einer jener allerbilligsten indischen Teppiche, welche en gros schon um 7 Mk. pro Quadratmeter in Deutschland zu haben sind, oder ein in ähnlicher Preislage stehender mechanisch gewebter, also ein sogenannter Brüssel oder dergl., vorzuziehen sei, so ist ohne weiteres dem letzteren der Vorrang einzuräumen, sobald die gewisse schematische Entwickelung der Zeichnung und Farbengabe, die er naturgemäss hat, mit in den Kauf genommen werden will. Handelt es sich aber um die Frage, ob ein im Orient von der Hand geknüpfter oder bei uns ebenfalls von der Hand hergestellter Teppich den Vorzug verdient, so liegt die Sache nicht mehr so einfach. Es ist wahr, dass bei uns im Inlande sehr schöne, sehr solide, auch in der Farbe den höchsten Anforderungen genügende Teppiche geknüpft werden, aber ihre Textur ist immer verhältnismässig weit, der einzelne Faden dementsprechend dick und in der Folge davon der Flur im Aussehen bei weitem weniger fein und samtartig, als beim Orientalen, der wegen der ungleich billigeren Arbeitslöhne im Osten eine viel engere Struktur haben kann und auch immer hat, wenigstens vergleichsweise mit dem Preis. Die Überlegenheit der billigen Hände wird der Orient noch auf

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unübersehbare Zeit haben, vielleicht für immer. Eine geübte Knüpferin in Kleinasien verdient pro Tag rund 15 bis 20 Pfg., und kann damit auskommen, ebenso gut wie unsere Arbeiterin der gleichen Branche mit dem zehnfachen Lohn. Die Orientalin beginnt mit Tagesanbruch und hört erst spät am Abend mit der Arbeit auf. Schon vom 5. bis 6. Jahr an beginnen die Mädchen mit der Kunst des Knüpfens, und wenn sie alte Frauen sind, so haben sie neben ihrer kleineren häuslichen Arbeit nichts anderes getan ihr ganzes Leben lang, als Teppiche geknüpft. Sie sind ebenso geschickt wie fleissig und genügsam. Belastungen durch Beschränkungen der Arbeitszeit oder Beiträge an Krankenkassen und dergleichen gibt es bei dieser ganz und gar auf den Hausfleiss gegründeten Industrie natürlich nicht. Die ganze Familie, soweit sie weiblich ist, hilft nach Kräften zusammen. Aber abgesehen von diesen Vorteilen, die unsere Industrie nicht mehr haben kann und nie mehr bekommen wird, wir dürfen vielleicht sagen „glücklicherweise", verfügt der Orient über ein Hauptmittel, das wir in dieser Vorzüglichkeit entbehren, das ist die schöne, starke und glänzende Wolle. Ich sehe hierbei von der indischen Wolle ab, welche spröde und trocken ist. Wenn die Orientalen nicht mehr imstande wären, die nötige Teppichwolle selbst zu produzieren, so käme dies einem schweren, ihre ganze Teppichindustrie gefährdenden Stosse gleich. Diese herrliche Wolle ist es, die den Farben die Leuchtkraft und dem ganzen Flur des Teppichs den Glanz gibt, kurz, das gewisse, jedem Auge leicht bemerkbare Etwas, das den Orientteppich so geschätzt macht. Aber es liegt nicht nur an der Wollfaser selbst, sondern auch an der schonenden Art ihrer Bearbeitung. Am Brunnen wird sie von den Männern oder Frauen gewaschen und an der Sonne getrocknet und gebleicht. Von der Hand kämmen und spinnen sie das gereinigte Material und geben es dem Färber, der sehr häufig ein Künstler seines Faches ist, noch häufiger aber leider das Alte vergessen und das Neue nicht recht erlernt hat.

Wenn ich ausgesprochen habe, dass die billige Arbeit und das schöne Material der orientalischen Teppichindustrie Vorteile von grosser Bedeutung liefern, so muss ich bezügl. der Färberei einräumen, dass viel gesündigt wurde und noch wird, und dass sie gerade den schwachen Punkt darstellt. Es ist selbstverständlich, dass die orientalischen Teppiche ihren Ruf verlieren werden, wenn es hier nicht besser kommt. Aber es wird und muss besser kommen. Die armen unschuldigen Leute, welchen unsere modernen Färbmittel in die Hände geliefert wurden, hatten ja keine Ahnung davon, dass sie etwas Schlechteres bekamen, als sie vorher hatten. Die bequeme Herstellung gewisser Nüancen und das höhere Feuer gewisser Farben der Anilin-Skala verführten die Unerfahrenen. Wo sie es noch nicht eingesehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

haben, da werden sie es bald tun, dass ihre ganze Industrie ruiniert wird, wenn sie nicht entweder zurückkehren zu den alten Rezepten und Praktiken, oder es lernen, mit den modernen Farben echt zu färben. In einer gewissen Einschränkung kann man also wohl behaupten, dass die Orientalen schlechter färben als wir. An vielen Orten aber, wie z. B. in Kleinasien und in gewissen westlichen Gebieten Persiens, steht die Färberei mindestens auf der Höhe von uns, oder noch auf der alten ihrer Tradition, wie z. B. bei den Kaschkai und Karagösli in der Schiras-Gegend Persiens, und es werden Anstrengungen gemacht, die Färber wieder zu ihren früheren Mitteln und Verfahren zurückzuführen. Ob mit durchgreifendem Erfolg, ist zweifelhaft, aber für die feineren Qualitäten wird anders eine gute Zukunft nicht möglich sein. Den schlimmsten Feind aber für die ganze orientalische Teppichindustrie erkenne ich in der unseligen Praxis, die neuen Teppiche durch künstliche Mittel alt aussehend zu machen. In der Hauptsache wird dazu Chlorwasser genommen, das allerdings die Farben derart zerstört, dass der neue Teppich sein ganzes Leben verliert und nicht mehr bloss wie ein alter aussieht, sondern wie eine Leiche. Was vorher an den einzelnen Farben echt war, also lichtbeständig, das ist nun verdorben und ohne Widerstandskraft. Auch die Wolle selber hat gelitten, ihr Glanz ist dahin und häufig auch ihre Dauerhaftigkeit. Trotzdem werden tausend Orientteppiche dieser Art in den Handel gebracht und willig gekauft, williger als die unprägnierten, deren leuchtende, ungebrochene Farben in unsern verwaschenen, farbscheuen, modernen, auch für andere Gebiete des Kunstfleisses ruinösen Geschmack, nicht mehr passen. Hier muss ein Umschwung geschehen, sonst wird der ganze Handel mit Orientteppichen vernichtet. Wird aber von allen berufenen Seiten daran gearbeitet, dass die Produkte der vielen Tausende fleissiger Frauen des Ostens wieder ihre Vorzüge bekommen, durch die der Orientteppich seinen alten und ausgezeichneten Ruf bekam, so kann es gar nicht fehlen, dass diese alte Kunst des Webens weiterblüht. Carl Hopf arbeitet seit Jahren daran, die Leute im Innern Kleinasiens zu ihren alten Mustern und Farben und zu gediegener Arbeit zurückzuführen, und kann wohl sagen, mit Erfolg. Ganz werden wir die frühere Höhe nicht mehr erreichen. Die Traditionen sind abgerissen, vieles ist dadurch für immer verloren gegangen, und der abendländische Auftraggeber ist ein ganz anderer, als es seinerzeit der orientalische war, der die Einfachheit und Schönheit eines Teppichs zu schätzen wusste und gerne entsprechende Preise bezahlte. Zahlreiche Völkerhorden, besonders Turkestans, sind in ihren Lebensbedingungen dermassen gestört worden, dass aus der Arbeit des Zeltes oder Hauses für den eigenen Bedarf eine Hausindustrie werden musste, die ernähren muss, während es sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

früher nur darum handeln konnte, die beim Nomadenleben den Frauen so reichlich freibleibende Zeit auszufüllen. Was also früher ohne Rücksicht auf den Zeitaufwand mit ganzer Hingabe, z. B. mit der Liebe eines Mädchens für ihren zukünftigen Gatten, in allerfeinster Art hergestellt wurde, das muss nun um des täglichen Brotes willen erzeugt werden; denn die Leute wurden an feste Wohnsitze gebunden, und damit an die Notwendigkeit, ihren Unterhalt im Rahmen neuer Verhältnisse zu verdienen. Durch diese und andere Einwirkungen seitens unserer einseitigen Kultur wurde schon und wird eine ganze grosse herzerquickliche Welt der Erscheinungen vollends zerstört werden, die wir in den orientalischen Kleinteppichen, d. h. also in jenen auf alter Tradition hergestellten vielen Tausenden von Geweben, lieben und bewundern gelernt haben. Was an Stelle derselben treten soll, ist noch ein Rätsel. Aber wo seit Jahrhunderten schon und in zunehmender Ausdehnung bis auf diese Stunde eine wirkliche Hausindustrie floriert hat, da muss und soll sie weiter bestehen. Die billigen Hände sollen durch die Kunst des Teppichwebens ernährt werden, und zwar zunehmend besser; denn nur dadurch werden sie fähig sein, nach unsern abendländischen Erzeugnissen zu greifen. Schon jetzt finden wir fast in jedem türkischen, armenischen, griechischen, persischen Hause unsere Industrieprodukte, wie Uhren, Werkzeuge, Toilettegegenstände usw. Jedem Volke soll die Möglichkeit eingeräumt bleiben, mittels seiner natürlichen Kräfte und Mittel in den Wettkampf des grossen Erwerbslebens zu treten und seine Existenz zu sichern und zu einem lebendigen Faktor in den Wechselbeziehungen der Länder und ihrer Bewohner zu werden. In diesem Sinne müssen wir es wünschen, dass auch die orientalische Teppichindustrie wachse und blühe, wenngleich sie gegen unsere inländische eine Konkurrenz darstellt; diese aber ist nicht so gefährlich, wie sie aussieht; denn die grosse Entfernung jener Länder im Osten hängt ihr wie Blei an und lähmt ihren Gang. Der Händler vermag den inländischen Teppich von mittlerer Grösse in sechs Wochen zu liefern, während er für den orientalischen sechs Monate braucht. Daher wird immer die grössere Zahl von Knüpfteppichen, die nach Extrawünschen geliefert werden müssen, im Inlande hergestellt werden. Bis hierher Carl Hopf.

Noch ein Moment muss meines Erachtens in die Wagschale geworfen werden, wenn es sich um die Frage handelt, ob wir etwa unsere Auswanderer als kulturell überlegenes Bevölkerungselement in den „lethargischen, indolenten und phlegmatischen Orient" entsenden wollten, weil ja unsere Leute ein höheres Mass von Intelligenz darstellen würden. Ganz abgesehen davon, dass der Orientale, soweit er für den Erwerb ungehindert von Steuerdruck und Paschawirtschaft in Betracht kommt, durchaus nicht indolent ist, lebt im ganzen Orient

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ohnehin schon ein Volk, das die Vermittlerrolle zwischen Orient und Okzident mehr als wünschenswert spielt: das sind die Rajavölker der Griechen, Armenier und Juden. Diese intelligenten, rührigen und genügsamen Händler, Agenten und Kaufleute sind jetzt schon und seit langer Zeit unentbehrliche, der Landessprachen kundige Förderer des europäischen Marktes geworden. Diese durch unsere einheimischen Kräfte zu verdrängen oder gar auszuschalten, dürfte ungemein schwer fallen. Es ist aber ein Glück für uns Deutsche, dass gerade wir die Sympathien dieser drei Völkersplitter des Orients in hohem Grade besitzen.

Einstweilen genüge daher für uns der Schluss: K e i n e Kolonisation mit deutschem Blut in Kleinasien, aber Zivilisation des Orients, möglichst intensive und extensive Ausnützung und Ausdehnung unserer wirtschaftlichen Beziehungen zur Türkei durch Stärkung ihrer strategischen und finanziellen Unternehmungen und der Spruch des Korans zweiter Sure: „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen".

Dr. **A. Wirth,** München: In der Teppichfabrikation ist der schlechte Geschmack des Okzidentes auch am Niedergange schuld. Konkurrenz macht neuerdings die marokkanische Fabrikation.

Hermann Graf v. Schweinitz, Charlottenburg: Es ist behauptet worden, dass Malaria in diesen Gegenden vorkomme. Diese Behauptung kann sich nur auf kleine Teile der Vilajete Konia und Angora beziehen; die Hauptteile des anatolischen Hochlandes sind malariafrei und ausserordentlich gesund, wie ich mich in diesem Sommer während einer mehrmonatlichen Reise überzeugt habe. Bei Angora, Konia und Eregli liegen allerdings Fieberherde; in dem Gebiete aber zwischen Konia und Kaisseri sowie zwischen Kaisseri und Angora bin ich wochenlang mit meiner Frau gereist, ohne dass wir jemals unter Fieber zu leiden gehabt hätten, und ohne dass uns irgendwie erhebliche Klagen über Fieber seitens der Bevölkerung zu Ohren gekommen wären.

Sehr wertvoll für eine Siedelung wird in kurzem die Koniaebene werden, die durch ein gewaltiges Irrigationsunternehmen in ein fruchtbares Gebiet verwandelt werden wird. Das Bewässerungsunternehmen wird von der Anatolischen Bahn ausgeführt werden und handelt es sich dabei um die Ableitung der Gewässer des Beschehir- und des Sogla-Göls durch den Sogla und den Tschartschembefluss nach der Koniaebene.

Ich stehe auf dem Standpunkt, dass aus politischen Gründen von einer Siedelung in Kleinasien jetzt nicht die Rede sein kann; wenn aber das Land klimatisch und wirtschaftlich für eine Siedelung günstig ist — und dies ist der Fall — dann wird es die Aufgabe der Diplomatie sein,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den Augenblick abzupassen, wo sich die politische Lage zugunsten einer Siedelung geändert hat.

Dr. **Hertzberg,** Halle a. S., empfiehlt den Baumwollenbau in Kilikien, der ein Produkt liefern könnte, ähnlich wie in Ägypten. Zugleich weist er hin auf die Ausbeutung der Taurus-Zedern und auf die Verwertung der Wasserkräfte des Taurus-Gebirges.

Landtagsabgeordneter **Schulze,** Dresden: Die vom Referenten gewünschte deutsche Förderung des anatolischen Baumwollbaues ist von der soeben begründeten Deutsch-levantinischen Handelsgesellschaft in Dresden geplant. Weitere Förderung des Handels mit dem Orient wird der Umstand bringen, dass die 1908 fertige Tauernbahn den Weg von Triest nach Mitteldeutschland um 200—300 km kürzt und dadurch namentlich die Frachten für asiatische oder ägyptische Baumwolle wesentlich verbilligen wird, so dass ihre Konkurrenzfähigkeit gegen amerikanische wachsen wird. Erwünscht wäre im Anschluss an jene grossartigste europäische Alpenbahn Linz—Triest eine Besserung der Dampferverbindungen zwischen dem Orient und Triest.

Stabsarzt Dr. **Arning,** Hannover: Ich habe 1900 in Akserai an der Grenze der Ebene von Konia, in Eskischehir, im Troglodytengebiet Malariafälle gefunden. Im Süden des Erdschias-Dagh waren ausserordentlich viel Malariakranke. Kilikien, in der Umgegend von Mersina, Tarsus und Adana, ist ein recht schlimmes Fieberland.

Ottomar Beta, Schriftsteller, Steglitz, verweist auf seine ausgelegte Schrift „Querfeldein" und bemerkt, dass eine Vorfrage zu jeder kolonialen Unternehmung in der Untersuchung der besonderen Umstände liege, wie die Kapital-Bildung in dem betreffenden Mutterlande vor sich gehe. Die günstigsten, und zwar juridischer Natur, habe England, und englisches Kapital treibt daher auch, weil es das billigste (nicht vorbelastete) ist, stets das Kapital anderer kolonisierenden Völker aus ihren Kolonien hinaus. Auch die deutschen Unternehmungen stünden derselben Gefahr gegenüber, und dies nötigt alle Freunde einer energischen Kolonialpolitik, zu untersuchen, warum das deutsche Kapital dem deutschen Unternehmer nicht in gleicher Weise zur Seite stehe, wie das englische denen Englands.

Professor **O. Warburg,** Berlin, stimmt durchaus mit den Ausführungen des Herrn Professor Zimmerer überein. Auf Grund seiner fünfjährigen Erfahrungen bezüglich praktischer landwirtschaftlicher Kolonisation im Hochland von Kleinasien, rät er von jeder Bauernkolonisation daselbst

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ab, sowohl wegen der tatsächlich daselbst stark herrschenden Malaria, als auch wegen der Schwierigkeiten, welche durch die türkische Regierung jeder Bauernkolonisation seitens Europäer entgegengesetzt wird. Hingegen ist die Ansiedelung einzelner Landwirte in der Nähe grosser Städte denkbar und, wie einzelne Fälle zeigen, auch rentabel. Weit wichtiger ist aber die kommerzielle und industrielle Kolonisation des vorderen Orients, die Inangriffnahme grosser Ingenieurarbeiten, die Errichtung von Fabriken usw., welche der deutschen Energie und dem deutschen Kapital grosse Aufgaben stellen.

Major a. D. **Max Schlagintweit,** München. Wenn ich mich kurz zum Worte melde, hat dies darin seinen Grund, dass ich mich selbst vielfach mit den deutschen Kolonisationsbestrebungen in Kleinasien auf Grund meiner Reisen daselbst beschäftigt habe. Ich habe immer darauf hingewiesen, dass eine Masseneinwanderung deutscher Ackerbauer in Anatolien nur dann durchführbar ist, wenn die türkische Regierung einem solchen Unternehmen aus freiem Antriebe die weitgehendsten Zugeständnisse machen würde, wie Bildung grosser selbständiger Gemeinden, eigene Gerichtsbarkeit, eigene Polizei, Steuerfreiheit für lange Jahre usw. Dazu ist aber wenig Aussicht vorhanden.

Wir müssen nur bedenken, dass Kleinasien den Kern des türkischen Staates bildet, dass es die Hochburg des Islam ist und dies immer mehr der Fall sein wird, je mehr der türkische Einfluss und Besitzstand auf europäischem Boden schwinden wird. Wir haben aber jetzt schon eine feste wirtschaftliche Stellung in Kleinasien durch die Anatolischen Bahnen, die mit der Verlängerung der Hauptlinie zu der im Bau begriffenen Bagdadbahn ein Kulturwerk ersten Ranges bildet. Durch diese Bahn sind unserer Industrie und unserm Handel neue Absatzgebiete erschlossen, und es handelt sich für uns jetzt darum, diese günstige Stellung gegen jeden Einfluss Dritter zu behaupten und immer mehr zu erweitern.

Unsere berufenen Kolonisatoren in Kleinasien sind nicht die deutschen Bauern, sondern die deutschen Ingenieure und Techniker, die deutschen Kaufleute und Ärzte und nicht zuletzt der deutsche Schulmeister!

Herr Dr. **Grothe,** München, betont in seinem Schlusswort, dass die klimatologischen Einzelheiten über Marokko einer Arbeit Theobald Fischers in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde entstammen, die derartige absolute Maxima, wie sie Graf Pfeil nennt, nicht kennt. Die genannten Versuchsstationen sollen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nach seiner Ansicht weniger der Untersuchung der Erfolge des Bodenbaues dienen, wie Graf Pfeil annimmt, als vielmehr zur Ausbildung von Landwirtschaftern, deren Kenntnisse von Land und Leuten bei künftiger Siedelung zu verwerten wären. Hinsichtlich der von der Kolonialgesellschaft zu verfolgenden Massnahmen im Interesse der deutschen Auswanderung beantragt Redner eine Resolution, die bei der Auswanderungszentralstelle die Sammlung von Materialien zur Geschichte und Entwickelung der deutschen Auswanderung, wie ihre Veröffentlichung, anregen möge. Hinsichtlich der Anatolischen Bahnen konstatiert der Vortragende, im Gegensatz zu ausgesprochenen Ansichten, dass die Deutsche Bank durchaus der deutschen Industrie reichen Spielraum gebe und gegeben habe, wie er erst jüngst wieder bei Besichtigung der neuen Hafenanlagen von Haidar-Pascha festgestellt hat. Dem Kolonialkongress wünscht Dr. Grothe mehr Optimismus, weniger Beschwichtigungsarbeit. Gerade die kolonialpolitische Freudigkeit einer solchen grossen Versammlung müsse dazu beitragen, der Kolonialpolitik der Reichsregierung mehr positive Kraft und nachhaltige Stütze zu geben.

Professor **Zimmerer,** Ludwigshafen, dankt nochmals den Herren Rednern zur Diskussion für die wirksamen Ergänzungen seines Vortrages und betont nicht seinen „vorsichtigen oder ängstlichen", sondern seinen realpolitischen Standpunkt, den er als ein Gebot der Klugheit betrachte.

Die Besiedelungsfähigkeit der deutschen Kolonien.

Von Stabsarzt Dr. **Arning,** Hannover.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Ich sehe mich veranlasst, Stellung zu nehmen zu einer Diskussionsäusserung, die nach dem Vortrage des Herrn Geh.-Rats Helfferich gestern von Herrn Dr. Oehler von der Baseler Mission gemacht worden ist.*) Ich habe die Worte nicht selber gehört, aber ich bin von zahlreichen Herren in für uns Afrikaner nicht gerade erfreulichem Sinne darauf angeredet worden. Die Äusserung bezog sich auf die Moralität der Deutschen, die länger in den Kolonien gewesen sind, und verdammte sie insgesamt. Stimmte das, was da gesagt worden ist, so

*) Siehe auch die Ausführungen des Herrn Missionsinspektors Oehler, S. 537 und 586.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dürfte keiner von uns sich hier sehen lassen, und keiner wäre wert, Ihnen hier einen Vortrag zu halten. Der von dem betreffenden Herrn selbst niedergeschriebene Wortlaut seiner Äusserung ist schon sehr belastend, denn er spricht mit Nachdruck von vielen, die nur nach den Kolonien gehen, um dort schnell viel Geld zu erwerben und um ausserdem ihren Lüsten zu fröhnen. Im stenographischen Bericht ist der Ausdruck noch viel allgemeiner gefasst, und trifft geradezu die Gesamtheit. Der Ton sei, das ist mir von vielen Leuten gesagt, ein solcher gewesen, dass davon die Gesamtheit getroffen worden ist. Viele Herren, die nicht ohne Entbehrung, ohne Mühe und Gefahr dort draussen gearbeitet haben, haben mir gegenüber ihren Unmut geäussert. Engel sind die Afrikaner gewiss nicht, aber es wird intra und extra Africam gesündigt und ich glaube, es wird prozentmässig sich die Wage halten, selbst wenn wir weniger lebhafte Städte als Berlin zum Vergleich heranziehen.

Vielleicht hat der betreffende Herr diesen Eindruck nicht hervorrufen wollen, diesen tatsächlichen Erfolg aber hat er gehabt. Die Lust an kolonialer Mitarbeit wird durch solche Mittel nicht gehoben, und man sollte sich ganz gewiss etwas in acht nehmen, mit so weitgehenden Äusserungen.

Der Titel des Vortrages, den ich hier halten soll, ist etwas weiter gefasst, als ich beabsichtigte, den Inhalt auszudehnen. Tatsächlich wollte ich mich, wie es in der an mich gerichteten ersten Aufforderung ausgedrückt war, nur mit der Besiedelungsfähigkeit Deutsch-Ostafrikas eingehender befassen. Schon dieses eine Kapitel ist so umfangreich, dass man in einem kurzen Vortrage nur ein Gerüst geben, nur die Hauptmomente der Angelegenheit streifen kann. Die Beschäftigung allein mit Ostafrika dürfte auch wohl dem Zwecke der mir für diesen Kolonialkongress gestellten Aufgabe genügen, denn vor drei Jahren hat Herr Dr. Hindorf hier die südwestafrikanischen Verhältnisse eingehend erörtert, und dieses ist meines Erachtens das einzige Schutzgebiet, das ausser Ostafrika vorläufig für Besiedelung in Betracht kommt. Togo hat in seinem geringen Umfange, bei dichter Bevölkerung, keine nennenswerten Gebiete, die einer europäischen Besiedelung zugängig wären; Kamerun ist in dieser Beziehung noch nicht genügend durchforscht, um ein einigermassen sicheres Urteil zu gestatten; die Gebiete des Stillen Ozeans aber liegen zu weit entfernt; schon die Länge und Kostspieligkeit der Reise nach dorthin wird eine nennenswerte Einwanderung von Deutschland aus verhindern. Es bleibt heute also nur Deutsch-Ostafrika für eine Erörterung übrig.

Von vornherein will ich feststellen, dass ich weite Teile dieses Landes für besiedelungsfähig halte, und dass ich wünsche, es möge eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auswanderung nach dort stattfinden. Zugleich aber will ich ausdrücklich betonen, dass ich der Ausdehnung des Deutschtums in Südamerika nicht etwa entgegen zu arbeiten gedenke, denn ich bin der festen Überzeugung, dass ein starkes Deutschtum in jenen Gegenden für die politische und kommerzielle Entwickelung der nächsten Zukunft von ungeheurer Bedeutung sein wird. Wohl aber kann die Arbeit, welche dort geleistet worden ist, vorbildlich werden für das, was wir in Ostafrika schaffen wollen.

Es gibt tatsächlich und unzweifelhaft in dieser rein tropischen Kolonie Landstrecken, die sich in klimatischer Beziehung für eine Ansiedelung eignen. Als vor einem Jahrzehnt etwa diese Angelegenheit zuerst erörtert wurde, haben die Vertreter der Besiedelungsfähigkeit wenig Freude erlebt. Heute, nachdem wir die Kolonie genau kennen gelernt haben, ist es kaum noch nötig, in eine Beweisführung einzutreten, so allgemein ist die damals meist bestrittene Behauptung durch die Erfahrung bestätigt worden. Jeder Privatmann, Offizier, Beamte, Missionar, welcher in den Höhengebieten des Kilimandscharo oder der Njassagebirge, von Usambara, Uhehe oder Ruanda gelebt hat, ist der lebende und sprechende Beweis für die Tatsache, sprechend in des Wortes vollster Bedeutung, denn ich habe noch nie von einem solchen gehört, der in jenen Ländern gelebt hätte, ohne nachher den Ruhm ihrer klimatischen Verhältnisse zu verkünden. Am Kilimandscharo haben Offiziere drei Dienstperioden ununterbrochen gewirkt, ohne auf Urlaub zu gehen, weil sie sich dort oben ausserordentlich wohl fühlten und fürchten mochten, dass nach beendigtem Urlaub ihr Platz von einem andern dauernd besetzt sein könnte. In Usambara leben deutsche Familien, deren Kinder prächtig gedeihen. Es kommt dort vor, dass die Eltern aus irgendwelchen Ursachen nach der alten Heimat reisen, ihre Kinder aber unter sicherer Obhut in dem ewigen Frühling der Usambarahöhen zurücklassen, weil sie eine Veränderung der klimatischen Verhältnisse ganz und gar nicht für nötig halten und in einer Reise nach Deutschland eine Verbesserung nicht erblicken können.

Diese tatsächlichen Erfahrungen, deren Zahl beliebig vermehrt werden könnte, sind von grosser Wichtigkeit, aber trotzdem allein nicht völlig geeignet, jedes Bedenken gegen Siedelungsversuche in grösserem Massstabe zu entkräften. Dazu gehört ein auf wissenschaftlicher Grundlage beruhender Nachweis, welcher uns heute an die Hand gegeben wird durch die jetzt länger als ein Jahrzehnt fortgesetzten meteorologischen Beobachtungen; diese versetzen uns in die Lage, unsere Hochlandsgebiete zu vergleichen mit andern tropischen und subtropischen Ländern, welche seit Generationen mit arbeitender deutscher Bevölkerung besetzt sind. Eine ganz vorzügliche Zusammenstellung in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

diesem Sinne findet sich in einer neuerdings erschienenen kleinen Schrift von H. Pohl „Zur Besiedelung unserer Schutzgebiete im tropischen Afrika". Sie kann nicht dringend genug empfohlen werden, und ein Teil der folgenden Angaben ist ihr entnommen.

Ich will zwei Plätze Deutsch-Ostafrikas, Kwai in Usambara und Tossamaganga in Uhehe, in ihren Temperaturverhältnissen schildern, um sie alsdann in einen Vergleich mit solchen tropischen Gegenden zu stellen, in welchem der Beweis der Besiedelungsfähigkeit bereits erbracht ist. Ersteres liegt etwa 1600 Meter hoch in Küstennähe, das zweite findet sich etwa 300 Kilometer von der Küste des Indischen Ozeans entfernt in einer Höhe von etwa 1150 Metern. Ich greife wahllos die Jahre der Beobachtungen heraus und stelle unter anderm fest, dass die mittlere Jahrestemperatur in Kwai 16,4 Grad, in Tossamaganga 17,6 Grad ist bei verhältnismässig sehr grossen Schwankungen.

In Tovar in Venezuela, unter 16° 26 n. Br. 1802 Meter über dem nahen Meere, bearbeiten seit 1843 deutsche Kleinbauern mit eigener Hand das Feld. Sie leben bei einer Durchschnittstemperatur des Jahres von 14,4°; der wärmste Monat hat bei ihnen einen Durchschnitt von 15,3°, der kälteste einen solchen von 12,5°. Pozuzo in Mexiko, unter 10° 2' s. Br. bei 900 Metern Meereshöhe, beherbergt seit 1857 eine grössere Anzahl Familien deutscher Herkunft, die sich bei persönlicher Feldarbeit gut gehalten und weiter entwickelt haben unter einem jährlichen Temperaturmittel von 23° C. und höchsten Tagestemperaturen, die auf 37,5° steigen. Wir haben also hier Wärmegrade, mit denen Kwai und Tossamaganga sehr wohl wetteifern können.

Wesentlich günstiger noch stellen sich diese beiden ostafrikanischen Gegenden, wenn man ihnen die von Deutschen besiedelten Plätze des tropischen Queensland gegenüberstellt: Für Cairns und Charters Towers berechnet nämlich H. Pohl die Durchschnittstemperatur des Jahres auf rund 23°, und doch gedeiht und vermehrt sich hier die selbstarbeitende Landwirtsbevölkerung deutscher Herkunft.

Interessant aber ist es, gerade mit Rücksicht auf Uhehe, Matto Grosso in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Diese zentralbrasilianische Provinz liegt zwischen dem 10. und 15. Grade, Uhehe mit seinem Zubehör zwischen 7. und 10. Grade s. Br. Wissenschaftliche Beobachtungen aus jenem schwach bevölkerten Staate (etwa 100 000 Einwohner auf 300 000 Quadratkilometer) stehen mir leider nicht zur Verfügung, doch dürfte bei der fast gleichen Lage beider Gebiete ein grosser Unterschied in den Temperaturverhältnissen nicht vorhanden sein, um so weniger zu ungunsten Uhehes, als seine Meereshöhe ungleich bedeutender ist, als diejenige Matto Grossos. Nach anonym erschienenen Reisebeschreibungen eines mir persönlich bekannten deut-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen Kolonialbeamten muss auch die äussere Gestaltung und Bewachsung der von ihm durchzogenen brasilianischen Provinz grosse Ähnlichkeit mit dem genannten deutsch-ostafrikanischen Gebiete haben. Wir haben also keine Ursache, an der Gleichartigkeit beider Länder zu zweifeln, und doch schildert der Reisende — offenbar ohne jede Nebenabsicht — seine Freude über den Anblick der frischen, blondhaarigen, jungen Landsleute, die heranreiten, um ihn in ihrer neuen Heimat zu empfangen — man sieht ihnen nicht an, dass sie schon die zweite im Lande geborene Generation darstellen.

Andere tropische Gebietsteile Brasiliens, wie Espirito Santo 17 bis 21°, Rio de Janeiro 21—23°, Minas Geraes 15—20° und Sao Paulo 23° s. Br. sind durchaus tropischer Natur, beherbergen aber doch seit einer Reihe von Jahrzehnten eine gut gedeihende, ackerbautreibende, deutsche Bevölkerung. Selbst Blumenau — ausserhalb der Wendekreise etwa unter dem 27. Grade s. Br. gelegen — wohl die blühendste deutsche Siedelung in Brasilien, hat ein Jahresmittel von 20,8°, einen kältesten Monat von 15,4°, einen wärmsten von 26,6°, und steht demnach in dieser Beziehung ungünstiger als Kwai und Tossamaganga mit ihren Jahresmitteln von 16,4° bzw. 17,6°.

Zur Erfrischung des Körpers und der Nerven sind ferner grosse Wärmeschwankungen erforderlich; auch diese finden sich in genügender Ausdehnung, denn Unterschiede von 14 und mehr Grad sind in Tossamaganga das gewöhnliche, und schon mancher hat die Nichtbeachtung dieser Tatsache mit unangenehmen Erkältungen zu büssen gehabt.

Die Sonnenbestrahlung des Schädeldaches ist in ihrer Wirkung in jenen Höhen ganz wesentlich geringer, als es in den tropischen Tiefebenen der Fall ist; ich habe in der heisseren Zeit bis 11 Uhr mittags ohne jede Unannehmlichkeit in einfacher Mütze gehen können. Lediglich die Mittagszeit, von 11 bis 2 Uhr etwa, wäre zu fürchten, doch das ist ja auch bei uns der Zeitraum, in dem man mehr oder weniger nicht zu arbeiten pflegt.

Malaria, welche, wenn endemisch, die Besiedelung unmöglich machen würde, kommt in keiner der hochgelegenen Gegenden vor; Mücken werden überaus selten angetroffen. Diejenigen Fälle von Tropenfieber, die beobachtet wurden, waren unzweifelhaft in den Tieflanden erworben und blieben, einmal durch eine energische Chininkur geheilt, später ohne Rückfall, und zwar nicht nur bei den unter täglicher Beobachtung stehenden Beamten und Militärs, sondern auch bei den Ansiedlern, die, sich selbst überlassen, unter weniger günstigen Bedingungen leben und schwer arbeiten müssen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diesen klimatischen Forderungen entsprechen, wie schon eingangs erwähnt, eine ganze Reihe von Gebieten; solche, die mehr oder minder in der Küstennähe liegen und solche, die wir im tiefen Innern, hauptsächlich in dem Winkel finden, der durch den Tanganjika-, Viktoria- und Kivusee gebildet wird. Diese letzteren sollen zunächst ausserhalb der Betrachtung bleiben, obgleich sie klimatisch hervorragend günstig sind und mit der Zeit noch eine grosse Bedeutung erlangen können. Nur mit denjenigen wollen wir uns beschäftigen, welche infolge ihrer Lage einer rascheren Entwickelung entgegen sehen können. Es sind dieses in der Hauptsache Ost- und West-Usambara, Pare, der Kilimandscharo, Uruguru, Mahenge und das Gebiet, welches das Kondeland, Ubena und Uhehe mit ihrem Zubehör umfasst.

Diese klimatisch durchaus brauchbaren Landstriche haben vor allem noch der grundlegenden Forderung zu entsprechen, dass ohne besondere kostspielige Veranstaltungen eine Ackerbau treibende Bevölkerung ihr Fortkommen finden kann; um eine einmalige reichliche Ernte zu erlangen, darf eine künstliche Bewässerung nicht vonnöten sein, und ferner muss Viehzucht in mehr oder minder grossem Masse durchgeführt werden können.

Diese Möglichkeiten sind in all den angeführten Gebieten gegeben. Überall ist von den Eingeborenen bereits von jeher Gross- und Kleinvieh gehalten worden. Es ist ferner durchaus festgestellt, dass jede europäische Fruchtart gut gedeiht. Es sind Erträge erzielt worden in Hafer, Weizen, Kartoffeln und andern Aussaaten, die diejenigen eines guten Bodens in der Heimat übertreffen, und zwar überall ohne künstliche Bewässerung lediglich unter Ausnützung der periodischen Regen. Ausserdem gedeihen in den mittleren gesunden Höhen auch noch tropische und subtropische Fruchtarten; insbesondere ist da der Kaffee zu nennen, der, was noch unbekannt, auch in Uhehe und Mahenge recht gute Erträge geliefert hat. Es war ein eigenartiges Bild, welches ich in Mahenge am Ende des vorigen Novembers sah: ein goldgelbes Haferfeld, im Hintergrunde überhöht von einem tiefgrünen Garten von Kaffeebäumen, die überreich mit Früchten behangen waren.

Die Regenmengen sind für tropische Verhältnisse nicht übermässig gross, genügen aber den notwendigen Ansprüchen; in Usambara, Kondeland, auch im östlichen Randteile Uhehes sind die Niederschläge bedeutender als in Deutschland, das flache, westlicher gelegene Hochland von Uhehe hat dagegen bestimmt nicht mehr Regen als Mitteleuropa. Trotzdem ist der Reichtum an fliessendem Wasser erstaunlich; selbst in der allertrockensten Zeit habe ich manchmal, besonders im Süden Uhehes, 40 bis 50 fliessende Bäche während eines mässigen Tagemarsches gekreuzt. An diesen Wasserläufen steht üppiges grünes

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gras zu jeder Jahreszeit, indes die dichten Grasbestände der trockeneren Flächen als Heu auf dem Halme das Jahr überdauern.

Auf Einzelheiten, verschiedene Fruchtbarkeit der Böden, Viehkrankheiten und dergleichen will ich hier nicht eingehen, auch die vorhandenen landwirtschaftlichen Zustände nicht näher, als geschehen, beleuchten; es genügt festzustellen, dass die landwirtschaftlichen Grundbedingungen gegeben sind; alles andere ist für diese Beweisführung nebensächlich und muss der weiteren praktischen Erfahrung vorbehalten bleiben.

Weit weniger Übereinstimmung und Klarheit besteht über die soziale und kommerzielle Seite der Besiedelungsfrage.

Am meisten zu wünschen ist in Ostafrika wie überall eine vom Lande kommende Zuwanderung. Aber beschränkt kann sie darauf nicht bleiben, da die Kolonie nach Möglichkeit für jeden Teil unserer auswandernden Volksangehörigen eine Stätte der Unterkunft bieten soll. Wollen wir eine wirkliche Besiedelung, so müssen wir sorgen, dass gerade die am wenigsten vom Glück begünstigten, gewissermassen die Enterbten unseres Volkes, auf deutschem Boden bei ihrem Deutschtum erhalten werden können.

Unsere gesamte Kolonialbewegung ist heute noch viel zu wenig ein Gemeingut des Volkes geworden, obwohl selbst hier und da eine sozialdemokratische Stimme gewagt hat, im Interesse des imaginären Zukunftsstaates für den Kolonialbesitz einzutreten. Wir müssen dafür sorgen, dass nicht allein einige wenige Kaufleute und Pflanzer den direkten Vorteil des Kolonialbesitzes einsehen, sondern dass auch die weiten Schichten des Volkes an der Entwickelung einen greifbaren Nutzen haben. Nur dann werden wir vielleicht einmal einen Reichstag erhalten, der kolonialen Forderungen rechtzeitig und reichlich nachkommt, ohne das Amt des Kolonialdirektors zu den dornenvollsten im Reiche zu machen.

Es ist unter den jetzigen Umständen wohl zu verstehen, wenn das Gouvernement von Deutsch-Ostafrika von jedem Einwanderer den Nachweis von 9000 Mark fordert, denn es sind keine Mittel vorhanden, um arme Leute so lange durch Darlehen zu unterstützen, bis sie selbständig sich erhalten können.

Wir können uns aber nicht in dieser Beziehung mit den Engländern vergleichen, die in Britisch-Ostafrika ähnliche und höhere Summen nicht gerade verlangen, aber wünschen. In England kann kein Mensch mit 500 Pfund sich eine landwirtschaftliche Existenz gründen. Wo aber sollen wir viele Leute herbekommen, die auswandern wollen mit einem Barbesitz von 9000 Mark und dann noch dazu in eine der von vielen Seiten so sehr geschmähten deutschen Kolonien gehen wollen? Solche

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auswanderer werden überhaupt sehr selten sein, denn der Besitz eines so grossen baren Kapitals gewährleistet auch in Deutschland für den kleinen Landwirt ein nicht unangenehmes Dasein.

Wir müssen also im Interesse unserer Heimat, wie der Kolonien dahin wirken, dass die Geldansprüche an etwaige Einwanderer herabgesetzt werden. Ich fürchte, dass privates Kapital, wie es in Südbrasilien geschehen ist, in Ostafrika nicht an die Gründung umfangreicher Siedlerkolonien herangehen wird. Die Deutsche Kolonial-Gesellschaft mit ihrem Siedelungskomitee kann nur in sehr kleinem Massstabe wirken. Es bleibt also nichts anderes übrig, als sich in Geduld zu fassen, bis der Reichstag sich zu energischen Massnahmen entschliesst. England hat für Südafrika, Brasilien für seine südlichen Provinzen grosse Geldopfer gebracht, um deutsche Ansiedler in Mengen anzulocken, und ich denke, es muss die Zeit kommen, in der das Deutsche Reich für seine eigenen, gleich guten Kolonien ähnliche Aufwendungen machen wird. Die zu gewährenden Unterstützungen brauchen nicht hoch zu sein und sollten vor allen Dingen nicht als Geschenk, sondern nur als Darlehn gewährt werden, allerdings unter möglichst billigen und leichten Bedingungen, denn der Einwanderer muss wissen, dass er nicht zu seinem Vergnügen, sondern zu anstrengender Arbeit seinen neuen Wohnsitz aufsucht.

Es ist sehr bemerkenswert in dieser Hinsicht, was ich bei den deutschen Siedlern in Englisch-Südafrika, sowohl in Kaffraria, wie in den Cape Flats immer wieder zu hören bekam: Leute, die zu reichlich unterstützt wurden und ganz ohne Mühe in den Besitz ihres Landes kamen, versagten vollständig. Von den Angehörigen der deutschen Legion, die als englische Soldaten ohne jede Aufwendung von Kosten im Jahre 1856 Landbesitz in Kaffraria bekamen, haben nur wenige in der harten Arbeit ausgehalten. Die ersten Einwanderer in den Cape Flats im Jahre 1878 wurden nach freier Überfahrt in überreichlicher Weise mit allem versehen, aber sie verkamen in kürzester Zeit. In Kaffraria langten alsdann 1858, in den Cape Flats 1880 neue deutsche Emigranten an; auch sie waren angeworben worden, doch alle Unterstützungen wurden ihnen nur leihweise gewährt und die meisten Versprechungen noch nicht einmal gehalten; aber aus ihnen hat sich unter harter Arbeit ein wohlhabender Farmerstand entwickelt, der besonders in Kaffraria eine ganz hervorragende Stellung einnimmt.

Unter ihnen sind selbstverständlich auch einzelne verkommen; es wurde mir aber immer betont, dass gerade diejenigen es nicht weiter gebracht hatten, die, im Besitze von etwas Geld, geglaubt hatten, dass sie weniger arbeiten müssten, als die andern.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Darin besteht eben die grosse Gefahr, die in der Forderung eines Vermögens von 9000 Mark liegt; in den meisten Fällen wird ein Mann mit diesem Besitze mit andern Gedanken in die Kolonie kommen, als derjenige, welcher weiss, dass lediglich seiner Hände Arbeit ihm seine neue Heimat erwerben kann.

Kommt jemand mit so grossen Mitteln, so will er zumeist den Herren spielen und mit wenig Arbeit schnell viel Geld verdienen. Ein besserer und angenehmerer Ansiedler wird der sein, der zuvor weniger als nichts hatte, jetzt aber froh ist, auf eigener Scholle sitzen zu können, und der nicht klagt und jammert, wenn er zunächst nicht mehr erwirbt, als zu seinem Unterhalt nötig ist.

Auf einen reichen und schnellen Erwerb kann der Einwanderer in Deutsch-Ostafrika zunächst gewiss nicht rechnen; danach sind die Verhältnisse keineswegs angetan. Das ist aber auch in Südbrasilien und in Südafrika nicht der Fall, sondern auch dort führt nur langjährige angestrengte Arbeit allmählich zu einem mässigen Wohlstande, und so wird der Gang der Dinge auch in Deutsch-Ostafrika sein.

Nur wenige der nutzbaren Gebiete haben eine einigermassen bequeme Verbindung mit der Küste, eine Sachlage, die vielfach als vollständiger Hinderungsgrund für eine sofort beginnende kolonisatorische Entwickelung angesehen wird: Die Absatzmöglichkeit auf dem Weltmarkt wird als erste und notwendigste Bedingung gefordert.

Von grossem Werte ist es natürlich, wenn die Siedelungsgebiete so gelegen sind, dass sie Absatz haben können nach der Küste und darüber hinaus, auch für solche Erzeugnisse, deren Wert ein nicht besonders hoher ist.

Bislang ist aber lediglich Usambara mit Pare und der Kilimandscharo, erstere durch die Tangabahn, letztere durch die englische Ugandalinie mehr oder weniger gut mit der Küste verbunden. Uruguru wird in wenig Jahren von den Schienen erreicht sein, wenn auch leider an der für die Erschliessung ungünstigsten Seite. Das Kondeland hat zum wenigsten für sein Vieh einen nicht gerade allzu unbequemen Absatz nach Rhodesia. Mahenge aber und Uhehe sind in dieser Beziehung weniger günstig gestellt, denn auch die neue Südbahn, wie sie von Kilwa aus projektiert wird, kann diesen Gebieten eine sonderliche Erleichterung nicht gewähren. Wohl aber könnten beide einen ausserordentlichen Vorteil davon haben, wenn der Ulanga-Rufidschi-Fluss für die Flussschiffahrt hergerichtet würde, eine Arbeit, die ohne Aufwendung von gewaltigen Kosten ausführbar ist und eine Wasserstrasse von stattlicher Ausdehnung schaffen würde. Besser und wertvoller würde es selbstverständlich sein, wenn auch für diese Gebiete eine direkte Bahnverbindung vorhanden wäre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So, wie die Verhältnisse heute liegen, werden wir leider auf beides noch recht lange Zeit vergeblich warten müssen; diejenigen, welche die Gelder oder Zinsgarantien für Bahnbaugesellschaften bewilligen sollen, behaupten — und zwar nicht ganz mit Unrecht — es sei gänzlich zwecklos, eine Bahn in solche Gebiete zu führen, in denen nichts zu holen sei. Nach der Meinung der einen soll der Anfang der Besiedelung die Ausführung des Bahnbaues abwarten; anderseits wird nie eine Bahn gebaut werden, ehe nicht der praktische Nachweis der Siedelung erbracht ist.

Auf diese Weise laufen wir im Kreise und kommen nie zu etwas.

Nach dem, was ich ausgeführt habe, ist es durchaus nicht gewagt und unberechtigt, schon jetzt in ruhigem und schrittweisem Vorgehen die Ansiedelung in die Wege zu leiten, zumal die Einwanderer in der guten Jahreszeit die gesunden Hochlande erreichen können, ohne fieberkrank zu werden.

Eine Bahn aber haben sie zunächst für ihre Erzeugnisse ganz gewiss auch gar nicht nötig.

Die kleinen Ansiedler, von denen der Aufschluss und die spätere Blüte der Kolonie zu erwarten ist, werden im Verlauf der ersten Jahre ihrer Ansiedelung gar nicht in die Lage kommen, für ein grösseres Absatzgebiet zu arbeiten; sie werden genug damit zu tun haben, wenn sie ihren jungen Besitz in einen ordentlichen Zustand bringen und für ihren eigenen Unterhalt genügende Mengen erzeugen. Das wenige, was etwa mehr hervorgebracht wird, werden sie vorläufig ganz sicher noch verkaufen können, und zwar an die kaiserlichen Stationen und die Angehörigen der Truppe.

Sicher ist es, dass die Siedler in Uhehe trotz günstiger Ernten heute für diesen Zweck noch nicht genügend liefern können, denn bei meinem letzten Durchmarsch war es mir nicht möglich, Kartoffeln, Weizenmehl und dergleichen zu erwerben, obwohl ich das dringende Bedürfnis hatte, und auch die Station war auf den Bezug von auswärts angewiesen.

Bevor der Ansiedler sich aber in Zukunftsträume wiegen darf, muss er mit der rauhen Wirklichkeit rechnen, denn zunächst muss so viel bares Geld erworben werden, als notwendig ist, die unabweisbaren Bedürfnisse zu befriedigen. Die Erzeugnisse des Ackerbaues werden nur in sehr beschränktem Masse dazu dienen können; eher schon wird es möglich sein, den Überschuss der Herden auf einen grösseren Markt zu bringen — auch ohne Bahn —, da die Tsetsegefahr nur an einzelnen Stellen vorhanden ist, die in der guten Jahreszeit auf einen sehr geringen Umfang zusammenschrumpfen.

Mehr darf in den ersten Jahren der Ansiedelung vom Gouvernement erwartet werden. Soll eine Besiedelung wirklich durchgeführt werden,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

so ist es mit einer späteren Bahn allein nicht getan, sondern es müssen Zufuhrwege für diese Linie geschaffen werden. In Afrika kann man ohne ein Wegenetz ebensowenig eine Bahn mit Frachtgütern versorgen, wie anderswo in der Welt. Die in der ersten Zeit nicht sehr zahlreichen Ansiedler können deshalb vollauf ihren Geldbedarf verdienen, wenn man sie beschäftigt bei dem Bau der Wege und Brücken, indem sie die Aufsicht über die schwarzen Arbeiter führen oder ihre etwaigen Handwerkskünste dabei betätigen. So wird in andern Ansiedelungskolonien verfahren, und auch unsere Behörden werden sicher in ausgedehntem Masse davon Gebrauch machen.

Vor allem aber muss im Interesse der Kolonie und der Besiedelung dahin gearbeitet werden, dass der Ansiedler fähig ist, durch Kleinhandel im Verkauf europäischer Erzeugnisse an die Eingeborenen Geschäfte zu machen. Das ist für diejenigen, die es durchführen können, wesentlich wertvoller, als die Arbeit am Wegenetze, weil sie weniger gezwungen sind, ihren Besitz auf längere Zeit zu verlassen.

In Südafrika ist fast jeder zweite der verstreut wohnenden Farmer zugleich ein derartiger Händler; von den Reservaten der Eingeborenen, die überall zwischen den Siedelungen der Weissen zerstreut liegen, kommen diese, ihren Bedarf bei jenen zu decken.

In Ostafrika ist vorläufig der gleich günstige Zustand leider nicht zu erwarten, aber er kann geschaffen werden, wenn dem indischen Kleinhandel ein Riegel vorgeschoben wird. Jeder hergelaufene Inder wird heute in der Kolonie zugelassen und beginnt sofort sein einziges Gewerbe, das der Aussaugung des Landes. Er ist so bedürfnislos, dass ein weisser Händler gar nicht mit ihm in Wettbewerb treten kann; denn seine Hautfarbe macht ihn dem Eingeborenen sympathisch; sein kriechendes Wesen sagt dem Schwarzen zu und lässt ihn vergessen, wie oft und schwer er von dieser Gesellschaft betrogen und geschädigt wurde.

Dieser Zustand muss und kann geändert werden, denn die Engländer selbst sind in Südafrika wesentlich vorsichtiger ihren indischen Untertanen gegenüber. Sie verlangen von jedem dieser Einwanderer peinlich genaue Pässe, den Nachweis und die Deponierung einer nicht geringen Geldsumme und die Kenntnis einer europäischen Sprache, sowie von jedem Händler die Führung von Geschäftsbüchern in dieser Sprache. In der Orange-Kolonie und dem Transvaal haben sie ohne weiteres die alten Buren-Gesetze übernommen, durch die eine derartige Einwanderung praktisch fast unmöglich gemacht wird. Australien aber wehrt grundsätzlich jeden derartigen Zuzug ab.

Wir sind also in der Lage, mit gleichen Waffen gegen die Inder vorgehen zu können. Die grossen Firmen werden allerdings dagegen ein-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wenden, dass sie ohne Inder nicht auskommen können, und dass der Handel der Kolonie unendlich geschädigt werden würde. Ich glaube aber, dass die Vorliebe für diese saubere Gesellschaft mehr mit den grossen Krediten zusammenhängt, die man ihnen gewährt hat und nun zu verlieren fürchtet. Der Handel wird in andern afrikanischen Kolonien, in deutschen und fremden, ohne Inder betrieben, also wird es auch wohl in Deutsch-Ostafrika denkbar sein. Möglich, dass zunächst ein mässiger Rückgang sowohl für die Geschäftshäuser wie auch für die Statistik eintreten würde; das wird sich rasch ausgleichen, und die grössere Sicherheit, die ein deutscher Kreditnehmer den Firmen bietet, wird sie entschädigen.

Es ist also zu wünschen und durchaus notwendig, dass ein Vorgehen in dieser Richtung erfolgt, wenn man daran denkt, dem weissen Element jemals gesicherte Daseinsbedingungen in Deutsch-Ostafrika zu schaffen; ich bin auch dessen gewiss, dass ich mit dieser Forderung die weitaus grössere Mehrheit der heutigen weissen Bewohner Deutsch-Ostafrikas auf meiner Seite habe, obwohl unter diesen nur eine ganz verschwindend geringe Anzahl dem Ansiedlerstande angehört. Die Forderung ist demnach eine allgemeine und wird jedem Teile der Kolonisten Nutzen bringen, sie kann deshalb nicht zugunsten einiger weniger Geschäftsleute dauernd zurückgestellt werden.

Zusammengefasst möge noch einmal festgestellt werden, dass der Siedler auch bei heutigen Verhältnissen keine Not an barem Gelde haben wird, selbst wenn er nur eine geringe Menge seiner vorläufig überhaupt noch nicht umfangreichen Erzeugnisse in seiner nächsten Umgebung absetzen kann, denn die letztgenannten Erwerbsmöglichkeiten müssen ihm unbedingt eröffnet werden. Ausserdem aber wird der Bedarf im Lande gerade jetzt wesentlich steigen, denn die Unruhen in Ostafrika haben es auch wohl dem harmlosesten Gemüte klar gemacht, dass wir eine bedeutende Verstärkung der Schutztruppe dauernd nötig haben.

Bei wachsender Zahl der Ansiedler werden sich ferner Mittelpunkte mehr städtischer Natur bilden, die von dem sich vergrössernden Ergebnis des Ackerbaus einen grossen Teil aufnehmen können. Das ist überall der Gang der Dinge gewesen.

Als Beispiel führe ich die Entwickelung der deutschen Emigrantensiedelung in Kaffraria an, im Hinterlande von East-London. Als diese Deutschen 1858 auf fünf Schiffen dort landeten, fanden sie weder das heutige East-London noch Kingwilliamstown vor, beide Plätze wiesen einige wenige Häuser englischer Behörden auf, genau wie heute etwa Iringa in Uhehe. Die Männer gingen mehrere hundert englische Meilen weit, um Arbeit zu suchen, die ihnen mit ein paar Schafen oder einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kuh bezahlt wurde, glücklicher waren diejenigen, denen man die Tagesarbeit mit 9 d., also 75 Pfg., lohnte.

Die Frauen blieben an der überwiesenen Siedelungsstelle, um das Land zu bebauen, und die Kinder gingen mit einem Korb Eier 30 bis 50 Kilometer weit, um 50 Pfg. dafür einzunehmen. Schliesslich hatten die Männer so viel erworben, dass sie Vieh züchten und den Acker energischer in Angriff nehmen konnten. 200 und mehr englische Meilen weit sind sie dann mit einer kleinen Wagenladung gefahren, um ihre Erzeugnisse absetzen zu können gegen ganz kümmerliches Entgelt. Allmählich aber wuchs Kingwilliamstown heran; das blosse Vorhandensein der deutschen Ansiedler war der Grund der energischeren Stadtbildung; die zahlreicher werdenden Städter, die an der Landbevölkerung verdienen wollten, gaben dieser durch ihren Bedarf wiederum Verdienst. Die alten deutschen Farmer, die ich sprach, aber sagen noch heute mit Stolz: Kingwilliamstown ist unser Werk; ohne uns wäre es heute noch eine blosse Militär- und Beamtenstation. Noch ehe Bahnen gebaut waren, und ehe die Diamantfelder entdeckt wurden, hatten es diese mittellos angekommenen Menschen schon zur Wohlhabenheit gebracht; das betonen sie immer wieder, trotzdem sie als einziges Ausfuhrgut Schafwolle, und diese noch nicht einmal in grossen Mengen, auf den Markt brachten.

Seit Kimberley seine Diamanten gab und die Bahn von East-London aus das Land durchzieht, sind sie allerdings zu reichen Leuten geworden, die ihren Söhnen Farmen im Werte von 80 000 und 100 000 Mk. zu kaufen vermögen.

Auf eine ähnliche Entwickelung, wie sie die Emigranten in Kaffraria durchlebt haben, können und müssen wir auch in Deutsch-Ostafrika rechnen. Ob ein glücklicher Zufall, wie dort, dereinst auch bei uns nach Wohlhabenheit Reichtum bringen wird, das liegt in der Zeiten Schosse begraben. Versagt aber ist uns diese Hoffnung keineswegs, denn auch der bisher so spröde Boden Deutsch-Ostafrikas lässt sich schon hier und da kostbare Bodenschätze abgewinnen.

Im Laufe der Zeit werden die aufblühenden Siedelungsgegenden die Erschliessung durch Bahnbau infolge ihres blossen Vorhandenseins gewissermassen erzwingen, denn ich habe trotz allem das Zutrauen zur Volksvertretung, dass sie handgreiflichen Beweisen gegenüber sich nicht der nötigen Erkenntniss verschliessen wird; bislang sind sogar noch alle Bewilligungen erfolgt, ohne dass derartige Nachweise geliefert wurden.

Von Anfang seiner Tätigkeit an soll der Siedler den Eintritt dieses Zeitpunktes im Auge behalten. Er muss, soweit ihm die Zeit dafür bleibt, Anlagen schaffen, die ihm alsdann die Ausfuhr wertvoller Erzeug-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht die Arbeit mit der eigenen Hand auf dem Felde setzt das Ansehen der Weissen herab, wohl aber der dauernde intime Verkehr der beiden Rassen, der aus gemeinsamer Missionskirche und Schule sich ergeben würde.

Unbedingt aber muss die Regierung bei grösserer Zahl der Ansiedler für Kirche und Schule sorgen, damit das die Eintracht zersetzende Sektenwesen vermieden wird, dessen Vertreter überall da sich festsetzen, wo geordnete Einrichtungen dieser Art fehlen. Auch das lehrt uns ein Blick auf die Deutschen Südafrikas.

Damit ist selbstverständlich noch lange nicht alles gesagt, was zu einer dauernden und erspriesslichen Besiedelung unserer Kolonien beitragen kann.

Etwas eigenartig mag der Zeitpunkt vielleicht manchem erscheinen, gerade in dem Augenblick über die Ansiedlerfragen zu sprechen, in dem ein wilder Sturm über die beiden Siedelungskolonien hinbraust, der manchen schönen Trieb vernichtet hat. Trotzdem ist es der rechte Augenblick, denn mit vollem Recht kann man die Behauptung aufstellen: Nie wäre es zu solchen Aufständen gekommen, hätte man rechtzeitig für eine starke, selbstbewusste Besiedelung des Landes gesorgt. Die Hunderte von Millionen, die heute in Südwestafrika vor allem verschlungen werden, würden erspart worden sein, hätte man frühzeitig genug einige wenige davon für den zugleich nützlichen und edeln Zweck der Besiedelung ausgegeben.

Dr. **Hindorf**, Charlottenburg: Ich halte es für meine Pflicht, mich gegen die künstliche Beförderung der Siedelung auszusprechen. Für die Ansiedelung von Weissen im grösseren Stil in Deutsch-Ostafrika sind die gesundheitlichen Verhältnisse dorten noch nicht genügend bekannt; wir wissen z. B. noch gar nicht, ob sich die Weissen mehrere Generationen hindurch dort halten können, und ob also nicht nur die eingewanderten Nordländer, sondern auch deren Kinder und Kindeskinder dauernd in Deutsch-Ostafrika gedeihen können. Auch ist die wirtschaftliche Entwickelung des Landes noch längst nicht derartig, dass es weisse Ansiedler in etwas grösserer Zahl aufnehmen könnte; den Ansiedlern würde vor allem der notwendige Absatz für ihre Erzeugnisse fehlen. Ansiedler mit grösserem Kapital wird man nur wenig bekommen; ausserdem machen diese in der Regel zu grosse Ansprüche an das Leben und eignen sich aus diesem Grunde nicht für die Uranfänge der Siedelung. Siedelt man aber, wie der Vortragende es will, die „Enterbten" unseres Volkes in Ostafrika an, so kommen diese aus Mangel an Mitteln nicht vorwärts. Sie sinken sozial herab und werden nicht nur den Schwarzen nicht als erziehliches Beispiel dienen, sondern im

Gegenteil den Eingeborenen häufiger ein böses als ein gutes Beispiel sein und ausserdem ganz allgemein das Prestige der weissen Rasse schwer schädigen. Die künstliche Förderung der weissen Siedelung in Deutsch-Ostafrika ist daher verfrüht; man soll die weisse Siedelung dort sich selbst überlassen, und wenn und wo sie dann aus eigener Kraft festen Fuss fasst, dort ist sie dann um so gesunder und widerstandsfähiger, und kann als gute Grundlage für eine grössere weisse Siedelung dienen, die nach Schaffung der nötigen Vorbedingungen ja vielleicht in 50 oder 100 Jahren erfolgen mag.

Freiherr **v. Hermann-Schorn,** Schloss Schorn, Oberbayern, tritt den Ausführungen des Dr. Hindorf entgegen und bedauert, dass unsere Kolonie immer so schlecht gemacht wird. Der Beweis ist erbracht, dass Deutsche über zehn Jahre lang gesund, tatkräftig und lebensfroh in Deutsch-Ostafrika leben können. Auch ist es Tatsache, dass jährlich eine grosse Zahl junger, energischer Leute unseres Volkes sich eine neue Heimat suchen müssen, weil sie nicht alle bei Muttern bleiben können. Warum soll man nicht diese Leute anspornen, in unsere Kolonien zu gehen und ihr Glück zu versuchen. Wir brauchen nicht gleich für deren Kinder und Kindeskinder zu sorgen und können es den Ansiedlern selbst überlassen, dafür zu sorgen, ob sie heiraten und ihre Kinder in der Kolonie lassen wollen oder nicht. Es ist ganz begreiflich, dass weder die Regierung noch die Kolonialgesellschaft die Sache im grossen in die Hand nehmen kann, aber es genügt, wenn man nur Schritt für Schritt vorgeht und den freien Kräften freien Lauf lässt.

Warum bekommen unsere Bauern in den kleinen Provinzblättern immer nur zu lesen von amerikanischen Landanpreisungen und verlockenden neuen Heimstätten im Auslande, und nie von den freien, fruchtbaren, gesunden Landstrecken in unsern Kolonien?

Dr. **Arning,** Hannover: Wollte ich die Ausführungen des Herrn Dr. Hindorf widerlegen, so müsste ich meinen Vortrag noch einmal halten, und das würde für alle Beteiligten etwas langweilig werden. Einige Sachen möchte ich aber trotzdem im einzelnen beleuchten. Ich glaube nicht an eine Entwickelung Südwestafrikas in der Weise, dass dort Millionen Ansiedler werden sitzen können, dazu sind die Wasserverhältnisse nicht angetan. Wohl aber ist es sicher, dass nicht nur ein paar Hundert Familien in Deutsch-Ostafrika Unterkommen finden können, denn allein in Uhehe, Ubena und zugehörigen Gebieten gibt es Zehntausende von Quadratkilometern, die besiedelungsfähig sind. Wollen wir aber gar keine Verantwortung übernehmen, so werden wir auch nicht

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nisse möglich machen, denn mit europäischer Körnerfrucht allein wird es nicht getan sein. Pferde-, Esel-, Maultierzucht können neben Frachtfahren zu einer guten Erwerbsquelle werden. Der Wollschafzucht, die in Englisch-Ostafrika gut gedeiht, hat er sein Augenmerk zuzuwenden, und vor allem muss der Kaffeebau betrieben werden. Ich glaube, dass sogar schon heute Kaffee von Uhehe aus mit Erfolg durch Träger ausgeführt werden könnte, trotzdem die Preise nicht sehr hoch sind. Die schlechten Erfahrungen in Usambara sind dabei nicht massgebend, denn hier stehen die Anlagen viel zu teuer zu Buche, um eine günstige Verzinsung bringen zu können. Anders ist es mit dem Ansiedler, der in seiner freien Zeit ohne grossen Kostenaufwand sich allmählich einige tausend Bäume pflanzt und mit wenigen Ernten das ganze Anlagekapital, das hauptsächlich in seiner Arbeitskraft bestand, amortisiert haben wird.

Alles dieses, was im Kleinbetrieb gewonnen wird, ist nicht leicht zu verwerten, weil die Erzeugnismenge des einzelnen zu gering ist, um sich dauernden Platz auf dem Markte zu erwerben. Dem aber kann abgeholfen werden durch genossenschaftliche Organisationen. Bleiben wir bei dem Kaffee, so müssen die Genossenschaften gemeinsam die Aufbereitungsmaschinen anschaffen und betreiben und gemeinsam ihre Ware auf den Markt bringen. Gelingt es dieser Gemeinschaft, Anschluss an eine der grossen Organisationen im Reiche zu erlangen, so wird dadurch ihr Vorgehen ausserordentlich erleichtert werden, sowohl im Einkauf des Notwendigen, wie im Verkauf des Erzeugten.

So lange nur ein halb Dutzend Siedler in einem Gebiete vorhanden sind, ist allerdings eine derartige Verbindung nicht auszuführen, und schon deshalb muss man einer Vergrösserung des Ansiedlerbestandes das Wort reden.

Mit dieser Frage bin ich auf einem Gebiete angelangt, welches einen weiteren Ausblick in die fernere Entwickelung der Gemeinschaft der Ansiedler erfordert. Zunächst kann man danach fragen, ob den schon vorhandenen eine Zuwanderung überhaupt erwünscht ist; bestände bei ihnen die zu Hause oft geäusserte Befürchtung, dass weiterer Zuzug einen unabsehbaren Überfluss an Erzeugnissen hervorrufen müsste, so würden sie selbst sich dagegen verwahren. Das ist aber nicht der Fall; im Gegenteil, eine Vermehrung wird dringend gewünscht. Jetzt sind sie ihrer eigenen Aussage nach darauf angewiesen, sich an eine Mission oder an eine kaiserliche Station anzuklammern, da es ihnen, und wie die letzten Ereignisse lehren, mit Recht, etwas unheimlich ist, ganz allein unter den Schwarzen zu wohnen. Vor allem aber wollen sie ihre Angehörigen nicht einsam zurücklassen, wenn sie des Erwerbes halber ihr Heim verlassen müssen. Sie würden, wenn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nachbarn vorhanden wären, gern an andern Orten sich niederlassen, denn nicht immer ist in der Nähe der Stationen das beste Land noch frei.

Damit geben diese einfachen Leute instinktiv an, was ihnen nottut. Ohne die Gemeinschaft mit ihresgleichen fühlen sie sich nicht wohl, sie wollen miteinander in ihrem Bildungsstande sich unterhalten, sie wollen Teilnehmer an ihren Freuden haben, sie wollen sich streiten und sich vertragen können.

Darum muss diese Kolonisation dort einsetzen, wo Ansiedler in grösserer Anzahl untergebracht werden können. Dann wird der Wunsch, der neuen Heimat bald wieder untreu zu werden, wie er jetzt sich noch manchmal äussert, ganz von selbst ersterben, denn gerade die heutige Vereinsamung macht den Leuten das Dasein unerträglich.

Nur bei einer zahlreichen Ansiedelung ist die Bildung eines Gemeinwesens möglich, das seinen Halt in sich selbst findet und nicht immer wieder nach Hilfe von aussen ruft. Dann werden sich in der landbebauenden Bevölkerung die städtischen Mittelpunkte bilden, die gegenseitig aufeinander anregend und befruchtend einwirken, die durch ihren Wechselverkehr den Bedarf nach Ausfuhr teilweise decken werden.

Wichtig aber ist es für das zufriedene Dasein dieser Gemeinwesen, dass man sie ohne Reglementieren und Verordnungen gewähren lässt, und zwar vor allem in der Entscheidung ihrer eigenen Angelegenheiten. Gerade dieses ist es, was den Deutschen in Südafrika ihre neue Heimat so ausserordentlich lieb und wert gemacht hat; die Abneigung unserer Auswanderer aber, in unsere eigenen Kolonien zu gehen, ist unzweifelhaft eine Folge von dem mehr oder minder berechtigten Glauben, dass sie das Polizeiregime der Heimat dort in verstärktem Masse wiederfinden.

Man soll den Ansiedlern daher gestatten, an der Verwaltung des betreffenden Bezirkes mitzuwirken, vor allem aber Kirchen- und Schulangelegenheiten, soweit nur möglich, ihrem besonderen Gemeindeparlamentarismus überlassen.

Ein Anschluss an die Missionen ist nicht gut, sondern sollte vermieden werden, weil dadurch die Ansiedler notwendigerweise auf die gleiche Stufe gestellt werden müssten, wie die bekehrten Eingeborenen. Nirgendwo in Südafrika würde ein Weisser zusammen mit einem Farbigen die gleiche Schule oder Kirche besuchen, und man kann sich darauf verlassen, dass diese englischen Praktiker wissen, warum sie so handeln. Es ist die Notwendigkeit, dass der Europäer, um sich halten zu können unter der Überzahl der Eingeborenen, auf einem höheren Standpunkt verharre.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

weiter kommen. Wollen wir erst, wie Herr Dr. Hindorf will, in 100 Jahren mit der Siedelung beginnen, so hätten wir besser getan, auch die Erwerbung der Kolonien so lange hinauszuschieben. Dann noch einmal die Absatzfrage. Ich habe mich im Vortrage darüber ausgesprochen, dass diese Frage und wie sie sich in Ostafrika lösen wird. Aber auch in Deutschland ist es noch nicht gar so lange her, dass Absatz in manchen Dörfern kaum vorhanden war. Ich kenne grosse Bauernhöfe in der Lüneburger Heide, in denen vor 30 Jahren ein Taler bares Geld ein seltenes Ding war. Erst in den letzten Jahrzehnten hat sich das geändert. Es wird also auch in Ostafrika gehen.

Herrn Dr. v. Hermann danke ich für seine Ausführungen und bemerke, dass auch ich nur Schritt für Schritt und nicht in unbesonnener Eile vorgegangen wissen will.

Der Einfluss der Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes.

Von Gerichtsassessor **Ramelow**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

„Si nous ne colonisons pas, dans deux ou trois siècles nous tomberons au-dessous des Espagnoles eux-mêmes et des Portuguais!"

Diese ernste Mahnung richtet Leroy-Beaulieu an sein Vaterland; sie gilt in noch höherem Masse für Deutschland. Wir haben vor einem Menschenalter den Gipfel der kontinentalen politischen Machtstellung erklommen und uns in dieser Zeitspanne politisch und wirtschaftlich konsolidiert; heute ist Deutschland mit innerer Notwendigkeit dazu gedrängt, seine Blicke von dem europäischen Kontinent weg auf die Welt zu lenken, um dort unter den neu entstehenden und neu entstandenen Weltreichen seine wirtschaftliche Expansionskraft zu betätigen. Bei einer jährlichen Bevölkerungszunahme von über 900 000 Seelen ist Deutschland nicht annähernd imstande, die von seiner Industrie erzeugten Produkte selbst zu verbrauchen. Nur durch eine derartig intensive industrielle Betätigung auf allen Gebieten, wie sie die letzten Jahrzehnte Deutschland gebracht haben, ist es aber überhaupt möglich geworden, eine Bevölkerung von über 60 Millionen Seelen auf dem Areal Deutschlands zu ernähren. Daher ist Deutschland ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zwungen, im Auslande seine Erzeugnisse abzusetzen und sich an der wirtschaftlichen Eroberung der Märkte der Welt zu beteiligen.

Aus diesen Gründen beruht das Bekennen Deutschlands zur Weltmachtspolitik nicht auf momentaner Zufälligkeit oder Laune, vielmehr ist es das Ergebnis der Erkenntnis der politischen Forderungen der Zukunft seitens einer weitschauenden Staatsleitung.

In Menschenaltern und Jahrzehnten ändern sich die Machtsphären und politischen Einheiten auf dem Erdglobus; fast allen erkenntlich, wenn die Verschiebung der Machtverhältnisse unter dem Donner der Geschütze geschieht, wie im spanisch-amerikanischen und russisch-japanischen Kriege; nur wenigen erkennbar, wenn in langsamem, stetem Kulturfortschritt sich aus dem unzivilisierten und halbkultivierten Völkergemisch anderer Weltteile allmählich wirtschaftlich starke Nationen entwickeln. Bei dem Ringen um die wirtschaftliche Beherrschung und Eroberung der Märkte der Welt ist es ein wohl zu berücksichtigender Faktor, dass die Kulturarbeit nur eines halben Jahrhunderts genügte, um in Südafrika, Australien und Kanada aus dem Nichts blühende Gemeinwesen entstehen zu lassen, welche wirtschaftlich ihrem Mutterlande die grössten Vorteile bieten, dass nur Jahrzehnte erforderlich waren, um auf den unkultivierten Pampas Argentiniens lachende Weizenfluren erstehen zu lassen, deren Erzeugnisse heute für die gesamte Weltwirtschaft von grösster Bedeutung sind.

Den grossen Überschuss der Bevölkerung Deutschlands aufzunehmen, hierfür dürften die noch nicht besiedelten Teile Afrikas wegen ihrer klimatischen Bedingungen und das dicht bevölkerte Asien wegen der eigenen Bevölkerungsmasse nur bedingt in Betracht kommen. Australien und das nördliche Amerika sind anglisiert und haben bereits einen ausgesprochen nationalen Charakter. Es bleibt daher nur noch der weite südamerikanische Kontinent, dessen wunderbare natürliche Hilfsquellen noch so gut wie gar nicht erschlossen sind, und welcher geradezu nach Kolonisation dürstet. Möge diesmal das germanische Element bei diesem einzigen aussereuropäischen Weltteil, welchem, abgesehen von dem asiatischen Länderkomplex, noch nicht das Gepräge der englischen Kolonisation und der englischen Kultur aufgedrückt ist, sich durch die wirtschaftliche Erschliessung Südamerikas ein Denkmal für die Ewigkeit schaffen!

Es scheint von der Vorsehung bestimmt zu sein, dass das romanische Element, welches seit Jahrhunderten bei der Aufschliessung Südamerikas sich betätigt, selbst in seinen besten Teilen unter den klimatischen Einflüssen jener Zonen erschlafft und degeneriert. In gleicher Weise ist es zu beobachten, wie in den südlichen Teilen der Vereinigten Staaten allmählich die germanische Rasse sich an die Stelle der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wirtschaftlich erschlafften romanischen Rasse schiebt und stetig weiter nach Süden vordringt.

Die mit Neger- und Indianerblut vermischten portugiesischen und spanischen Völker Südamerikas haben wirtschaftlich ihren Bankrott erwiesen, eine wirtschaftliche Hebung und Aufschliessung jener weiten Gebiete kann und muss von der germanischen Rasse ausgehen.

Die Mittel hierzu bestehen für Deutschland in dem grossen Überschuss seiner Bevölkerung; der Weg ist die planmässig organisierte Auswanderung, die Kolonisation.

„Get population, and all else shall be added unto you!" Die ist das Programm des Kolonialpolitikers Chamberlain.

Nicht durch politische Eroberung und Beherrschung, sondern durch staatlich organisierte Auswanderung, durch Kolonisation werden in den kulturell noch unentwickelten Weltteilen in langsamer stetiger Arbeit freie selbständige Gemeinwesen erschaffen, welche kaufkräftige Abnehmer der Produktion ihres Mutterlandes sind. Die Entwickelung des wirtschaftlichen Zusammenhanges und die Pflege der ideellen Bande zwischen dem Mutterlande und dem jungen Gemeinwesen über See, dies müssen die Grundgedanken der Kolonialpolitik sein.

Welche Erfolge eine Politik, welche von diesen Prinzipien ausgehend, kolonisiert, aufzuweisen hat, das lehrt die grossartige Entwickelung des englischen Kolonialreiches.

Wir Deutschen sind leider bis jetzt noch etwas zu sehr in den kontinentalen Anschauungen befangen, um uns von dem Ideenkreise, welchen uns eine 1000jährige kontinentale Entwickelung und Politik anerzogen und aufgedrückt hat, soweit freizumachen, um die Grossartigkeit der englischen Kolonisationsgeschichte und die Grundprinzipien der englischen Kolonisationspolitik vollauf zu würdigen resp. uns anzueignen; daher haben wir auch das bittere Lehrgeld in unsern jungen Kolonien zahlen müssen. Nicht dort ist das „grössere Deutschland", wo die deutschen Grenzpfähle errichtet sind und die schwarzweiss-rote Flagge weht, sondern vielmehr überall da, wo in urdeutschem Wesen und deutscher Sitte ein kräftiger deutscher Bauernstamm sich seit Generationen erhalten hat, wo in stillen Nächten das deutsche Lied zum sternenhellen Himmel erschallt, und in strenger deutscher Zucht und Sitte die Jugend deutsch erzogen wird. Nicht politische Eroberungen muss Deutschland jenseits der Meere suchen, sondern wirtschaftliche Kulturarbeit leisten durch Erschaffung starker deutschsprachlicher Gemeinwesen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dies sind die Grundgedanken der englischen Kolonialpolitik gewesen, und hierdurch hat sich das Wirtschaftsleben des Mutterlandes die bewunderungswürdigen ökonomischen Vorteile erschaffen, welche ihm eine Vorzugsstellung fast in der ganzen Welt vor den nichtenglischen wirtschaftlich konkurrierenden Nationen bieten. Das gesamte englische Kolonialreich ist ein Beweis dafür, welchen Einfluss die organisierte Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes hat. In den Kolonien liegen die Wurzeln der Kraft und des Reichtums des heutigen englischen Wirtschaftslebens.

„Kolonisation, nicht Emigration!" Dies war im Jahre 1830 das Schlagwort der „National Colonisation Society". Beeinflusst durch die Ideen Wakefields, begann in jenen Jahren die planmässige organisierte Auswanderungspolitik Englands, als deren Folge Kanada, Südafrika, Australien und Neuseeland als blühende Gemeinwesen entstanden sind, ein grossartiger Markt für die Fabrikate des englischen Gewerbefleisses.

Welche Bedeutung heute die Kolonien als Absatzgebiete für das englische Wirtschaftsleben haben, lehrt die Statistik des englischen Exports nach seinen Kolonien.

Während der Gesamtexport Englands nach der übrigen Welt sich auf fast 189 Millionen Pfund Sterl. beläuft, beträgt der englische Export allein nach seinen Kolonien etwa 12 Millionen Pfund Sterl. An dem gesamten über 6 Milliarden Mark an Wert betragenden englischen Export sind allein die Kolonien demnach mit fast zwei Fünftel beteiligt.

Die Grundgedanken der Wakefieldschen Schule, welche für die Kolonisationspolitik Englands in den nächsten Jahrzehnten massgebend werden sollten, gehen dahin: Im Mutterlande fehlt es an der zur freien Kräfteentfaltung des Individuums erforderlichen Ellbogenfreiheit; es ist nicht genügend Raum vorhanden für die gewinnbringende Verwertung der Kräfte. Daher besteht im Mittelstande die übermässige Konkurrenz in allen Erwerbszweigen und die allgemeine Klage wegen Überfüllung aller Berufe, in den unteren Klassen aber die furchtbare Konkurrenz um lohnende Arbeitsgelegenheit, die Unzufriedenheit, die im Sozialismus ihren Ausdruck findet. Anderseits liegen jenseits der Meere weite Strecken des fruchtbarsten Ackerbodens brach, Mineralien und andere überaus wertvolle Güter harren der Auferschliessung durch die kulturbringende Arbeit des Menschen. Was ist natürlicher als der Gedanke, die im Mutterlande überflüssigen und sich gegenseitig erstickenden und in der Entwickelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hemmenden Arbeitskräfte auf das Neuland zu überpflanzen, und so für das Mutterland jenseits der See neue Werte zu schaffen? Diese Aufgabe kann aber nur der Staat erfüllen, der deshalb eine kräftige planvolle Auswanderungspolitik verfolgen muss. Er hat daher durch Unterstützung die Auswanderung zu fördern; hierdurch schafft er dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes die grössten Vorteile.

Diese Wakefieldschen Ideen wurden jahrzehntelang massgebend für die englische Kolonisationspolitik: Die bedeutendsten englischen Kolonien sind sämtlich durch vom Staate geleitete und unterstützte Auswanderung geschaffen worden. Ende der 20er Jahre des vorigen Jahrhunderts wurden von der Regierung 20 und später 30 Pfund Sterl. an die Auswanderer vorschussweise als Unterstützung gezahlt, und in den Jahren 1831—1836 wurde der als Vorschuss gewährte Betrag den Auswandernden schenkungsweise erlassen. In der letzten Zeitspanne wurden 7849 Personen in der angegebenen Weise vom Staate unterstützt, von 1837—1842 war die Zahl der staatlich unterstützten Auswanderer auf 71674 angewachsen, und betrug in den folgenden Jahren 1843—1846 alsdann 8423. Naturgemäss will ich nicht so weit gehen, um in Deutschland eine staatliche Subvention der Auswanderung zu fordern; jedoch ein wie weiter Weg ist von jener Kolonisationspolitik Englands bis zu der Stellungnahme unserer Regierungen zu der Auswanderung.

Nicht will ich für eine Förderung der Auswanderung seitens der Regierung plädieren, aber für eine planmässige Organisation und eine Unterstützung derjenigen Auswanderer, welche für die Auswanderung entschlossen sind, nach den Gegenden, wo sich Angehörige des deutschen Stammes ihr Deutschtum seit Generationen erhalten haben.

Auch die landwirtschaftlichen Kreise Deutschlands können verständigerweise einer Förderung der deutschen Auswanderung seitens der Regierung in diesem Sinne nicht widerstreben, denn die landwirtschaftlichen Bezirke Nordost-Deutschlands werden dadurch nicht entvölkert werden, da dort bereits heute schon Polen und russische Saisonarbeiter fast ausschliesslich die Arbeit verrichten. Der Grund für die Auswanderung besteht aber bei dem Auswandernden darin, dass er nach wirtschaftlicher Selbständigkeit trachtet, selbst auf der kleinsten Scholle will er Eigentümer und freier Besitzer sein. Ob mit Recht oder Unrecht, steht hier nicht zur Erörterung; aber aus diesen Motiven zieht er die scheinbare wirtschaftliche Unabhängigkeit des Industriearbeiters in der Gross-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stadt der abhängigen wirtschaftlichen Stellung auf dem flachen Lande vor. Die Landarbeiter dieser Kategorie werden sich allemal von dem flachen Lande abwenden; es fragt sich nur, ob es im allgemeinen Interesse nicht förderlicher ist, diese Arbeitskräfte zur Arbeit für Deutschlands Kultur über See zu leiten, statt dass sie das grossstädtische Proletariat vermehren helfen und dort auf den schon überlasteten Arbeitsmarkt drücken. Man halte mir nicht entgegen, dass heute die deutsche Auswanderung nur etwa 30000 Seelen beträgt! Wenn von diesen 30000 nur 10 Prozent nach den Gegenden geleitet würden, die sich in Deutschlands Interesse für die Auswanderung eignen, so wäre das schon genügend. Aber im Jahre 1903 sind nur 190 Deutsche nach Rio Grande übergesiedelt. Ein wie verschwindender Bruchteil der gesamten Auswandererzahl! Ich fürchte, im Gegensatz zu dem von Herrn Professor Rathgen heute morgen geäusserten Standpunkt, dass auch für unser Vaterland wieder Zeiten kommen werden und müssen, wo die Industrie nicht mehr in der Weise, wie im letzten Jahrzehnt, den Überschuss unserer Bevölkerung an sich zieht. Denn bei der jährlichen Bevölkerungszunahme von etwa 900000 Seelen, wie wir sie jetzt in Deutschland haben, muss auch einmal der Punkt kommen, wo die industrielle Entwickelung zum mindesten nicht in dem bisherigen Tempo weiterschreiten kann, um den gesamten Bevölkerungsüberschuss mit lohnender Arbeit zu versorgen.

Ich glaube daher, dass die deutsche Kolonisationspolitik Veranlassung hat, die aus dem vorigen Jahrhundert übernommenen, die Auswanderung betreffenden Anschauungen einer Revision zu unterziehen. Dies dürfte meines Erachtens ein Studium der englischen Kolonisationsgeschichte nahe legen. Denn dass die englische Kolonisationspolitik der deutschen Auswanderungsgesetzgebung überlegen ist, dafür sprechen eine deutliche Sprache die angegebenen Zahlen der Handelsstatistik zwischen England und seinen Kolonien.

Diese Zahlen lehren uns aber noch die weitere Tatsache, dass der Auswanderer, wenn ihm die geistige Verbindung mit dem Mutterland erhalten bleibt, so dass er sich das Erbteil seines nationalen Charakters erhält, ohne dass er politisch hierbei sich notwendig seine Staatsangehörigkeit zu bewahren braucht, ein Abnehmer der Erzeugnisse in erster Linie des Mutterlandes bleibt. Durch die planmässig geleitete Auswanderung werden der Produktion des Mutterlandes neue, sichere, an Ausdehnungsmöglichkeit fast unbegrenzte Märkte geschaffen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind für den Handel des Mutterlandes die Vorteile, welche gleiche Abstammung und dadurch bedingte gleiche Sitte und gleicher Geschmack, gleiche Sprache und gleiche Religion, verwandtes politisches und Rechts-Empfinden des jungen Gemeinwesens bieten.

Wenn der Satz seine Bedeutung hat, dass der Handel der Flagge folgt, so lässt sich mit noch weit grösserer Richtigkeit der Grundsatz aufstellen: „Der Handel folgt dem Blute und der gleichen Abstammung!"

Diese Vorteile, welche für England sich aus der Blutsverwandtschaft mit den jungen überseeischen Gemeinwesen ergeben, hat der Handel der übrigen konkurrierenden Nationen empfindlich zu fühlen, und es bedarf der ganzen Energie und des Anpassungsvermögens des deutschen Exporteurs, um dieselben nur einigermassen auszugleichen. Trotz alledem sind die englischen Tochterstaaten in erster Linie Abnehmer der Erzeugnisse der englischen Industrie und werden es bleiben.

Die englische Kolonialpolitik des vorigen Jahrhunderts hat dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes durch seine weitschauende Organisation der Auswanderung die grossartigsten Erfolge gesichert.

Wie gross diese Vorteile für den englischen Exporteur den fremden Konkurrenten gegenüber in den Staaten sind, welche in erster Linie durch die englische Auswanderung geschaffen sind, erkennt man besonders, wenn man die Vereinigten Staaten und den südamerikanischen Kontinent als Absatzmärkte für die englische Industrie den englischen Kolonien gegenüberstellt. In den Vereinigten Staaten nimmt England nur bedingt eine Vorzugsstellung ein, soweit gleiche Sprache und ähnliche politische Konstitutionen eine solche zu schaffen in der Lage waren. Die Bevölkerung der Vereinigten Staaten hat sich neben dem bedeutenden Anteil der englischen Einwanderer aus den Zugewanderten anderer Nationen und Rassen zusammengesetzt.

Vor allem erkennt man die Vorzugsstellung, welche die Kolonien dem englischen Kaufmann geben, daran, wenn man diese Absatzgebiete mit den nicht „anglisierten" Absatzmärkten des Weltmarktes vergleicht. Abgesehen von den Märkten, welche die europäischen Staaten und das chinesische Reich bieten, kommen vor allem die zentral- und südamerikanischen Staaten in Betracht.

Diese Staaten verdanken ihre bisherige, wenn auch bisher nur sehr dürftige Kultur hauptsächlich der romanischen Rasse. In diesen lateinischen Staaten spielt der deutsche Kaufmann die erste Rolle. Durch Beherrschung der Sprache und Anpassung an das anders geartete Fühlen und Empfinden dieser romanischen Völker, hat er einen grossen Vorsprung vor dem englischen Kaufmann, welcher ein

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

derartiges Sich-Anpassen an die Forderungen seiner Abnehmer bisher zu erlernen nicht nötig gehabt hat, und welcher auch nur in den seltensten Fällen die Landessprache beherrscht. Wenn trotzdem, obwohl dort der Engländer als Einzelkaufmann dem deutschen nachsteht, Englands Export nach jenen Gebieten sehr hohe Zahlen aufweist, so liegt dies, abgesehen davon, dass für einige Exportartikel, wie namentlich Steinkohlen und Textilwaren, Englands Export ganz besonders stark begünstigt ist, daran, dass Milliarden englischen Kapitals im Ausland arbeiten, und dass die Wucht dieser überall arbeitenden Kapitalien auch dem englischen Kaufmann, wo er als einzelner andern Nationen als Konkurrent gegenübertritt, den Rücken deckt, und ihn überall bestens einführt.

Besonders deutlich ist jedoch zu erkennen, wie der deutsche Auswanderer Abnehmer in erster Linie der Erzeugnisse des Mutterlandes bleibt, wenn wir den deutschen Export nach Rio Grande do Sul betrachten. In letzterem Staate ist der deutsche Import an der Gesamtsumme der eingeführten Güter mit nahezu 50 Prozent beteiligt, während England an demselben nur in Höhe von etwas über 15 Prozent partizipiert.

Wenn es sich bei diesem Beispiel auch nur um relativ kleine Ziffern handelt, — der gesamte Import nach Rio Grande do Sul belief sich im Jahre 1903 auf ungefähr 25 Conto de Reis, gleich etwa 30 Millionen Mark bei dem heutigen Kurs —, lässt die hohe Beteiligungsziffer Deutschlands an dem Export nach jenen Gebieten doch mit voller Bestimmtheit ersehen, welche grossen Vorteile es der Produktion des Mutterlandes schafft, falls die Auswanderung in Gegenden geleitet wird, in welchen sich der Auswanderer sein Deutschtum bewahrt, und falls durch organisierte Auswanderung dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes neue Märkte geschaffen werden.

Es sei mir gestattet, noch ein weiteres Beispiel dafür anzuführen, welche Bedeutung die organisierte Auswanderung für den Export des Mutterlandes hat: Wie überhaupt in Gesamtbrasilien, so hat auch speziell im Staate Rio Grande do Sul seit Ende der 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts eine starke italienische Einwanderung eingesetzt. Die Folge davon war, dass auch die Erzeugnisse der italienischen Industrie, vor allem die der Textilbranche, in welcher Italien besonders leistungsfähig ist, dort stark Eingang gefunden und den deutschen und englischen Export in dieser Branche ganz empfindlich zurückgedrängt haben. Recht handgreiflich ist zu erkennen, wie der italienische Auswanderer Abnehmer der Erzeugnisse der italienischen Industrie geblieben ist, und wie sein Geschmack dieselben vor den Fabrikaten anderer Nationen bevorzugt. Der beste Pionier für

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den deutschen Kaufmann auf den fremden Märkten ist daher der deutsche Auswanderer, welcher seine Vorliebe für die Erzeugnisse des Mutterlandes mit über das Meer nimmt; Voraussetzung hierfür ist jedoch, dass die Auswanderung, wie ausgeführt, in bestimmte Gegenden geleitet wird.

Die deutsche Industrie und der deutsche Handel sind daher auf das allerlebhafteste daran interessiert, dass dem deutschen Auswanderer sein Deutschtum erhalten bleibt, daher wäre es sehr zu wünschen, wenn die wirtschaftlichen Vertretungen Deutschlands allen Bestrebungen, die auf dieses Ziel hinarbeiten, wie es z. B. der „Allgemeine deutsche Schulverein" tut, aufs allernachdrücklichste ihre Unterstützung zuteil werden liessen. Desgleichen ist eine Regierung, welche der deutschen Industrie die Auslandsmärkte sichern will, verpflichtet, allen Bestrebungen, welche durch Unterstützung der deutschen Schulen und Kirchen im Aulande dafür arbeiten, das Deutschtum über See zu erhalten, ihre Hilfe angedeihen zu lassen.

Auch hier möchte ich die italienische Regierung als Beispiel anführen, welche, veranlasst durch die überaus starke italienische Auswanderung aufs energischste die Auswanderung leitet und organisiert. Ich will hier nur die Tatsache erwähnen, dass die italienische Regierung nach Porto Alegre einen besonderen Kolonialsachverständigen entsandt hat — Dr. Salenci Pace —, welcher die heimische Regierung über alle die Kolonisation betreffenden Fragen in jenem südlichsten der brasilianischen Staaten auf dem laufenden hält. Wie eingehend auch sonst die italienische Regierung über alle für seine Auswanderung in Betracht kommenden Gebiete unterrichtet ist, das lehrt ein Blick in den „Bulletino dell Emigrazione". Dieses Blatt wird vom Auswärtigen Amt und speziell dem „Commissariato dell Emigrazione" publiziert; es beweist durch seine authentischen, die italienische Auswanderung betreffenden Abhandlungen das grosse Verständnis, welches das Auswärtige Amt dieser für die Volkswirtschaft so überaus wichtigen Frage entgegenbringt.

Als Ergebnis möchte ich mich daher dahin zusammenfassen, dass die deutsche Handelspolitik, welche in richtiger Würdigung der Aufgaben des deutschen Wirtschaftslebens, der heimischen Industrie und dem Handel neue Absatzgebiete zu schaffen sucht, dies nicht wirksamer tun kann, als durch eine Auswanderungspolitik, welche planmässig die deutsche Auswanderung in Gegenden leitet, in welcher die Auswanderer sich ihr Deutschtum erhalten. In diesem Falle bleibt der Auswanderer Abnehmer der Erzeugnisse der heimischen Produktion; dies ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Weg, durch welchen England sich grosse, weite Absatzgebiete durch eine auf die Zukunft gerichtete planmässige Auswanderungs- und Handelspolitik geschaffen hat.

Abgesehen von diesen Vorteilen, welche eine organisierte Auswanderung dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes in kommerzieller Hinsicht bietet, hat die Auswanderung ferner in sozialer Beziehung für das Heimatland tiefgehende Bedeutung.

Zum Inventar der älteren Schule von Nationalökonomen, welche sich mit den Fragen der Auswanderungspolitik beschäftigt haben, gehört das unglückliche Bild von Say, nach welchem 100000 Auswanderer, welche die Heimat verlassen, mit einem wohlausgerüsteten Heere verglichen werden, welches zum Feinde übergeht, nachdem das Mutterland die Erziehung und Ernährung der Auswanderer bis zum arbeitsfähigen Alter übernommen. Dieser Vergleich würde nur zum Teil zutreffen, wenn die Auswandernden dem Wirtschaftsleben des Mutterlandes verloren gehen würden; dass dies eine weitschauende Kolonisationspolitik durch Organisation der Auswanderung verhindern kann und muss, glaube ich gezeigt zu haben.

Aber selbst für den Fall, dass organisierte Auswanderung nicht stattfindet, und dass der Auswandererstrom sich in Staaten ergiesst, welche wirtschaftliche Konkurrenten des Mutterlandes sind, dürften die Nachteile, welche sich für das Wirtschaftsleben des Mutterlandes aus der Auswanderung ergeben, nicht annähernd derartige sein, dass jenes Bild, welches die Auswanderung als den Übergang einer kampfbereiten Armee zum Feinde malt, zutrifft. Allerdings würde das Hauptkontingent der Auswanderer sich aus arbeitsfähigen Männern und Frauen im besten Alter zusammensetzen, und zwar im allgemeinen nicht aus den schwächsten und schlechtesten Kindern des Mutterlandes, da erfahrungsgemäss ein bedeutendes Teil von Energie und eigenem selbstbewussten Wollen dazu gehört, die unsichere Zukunft, die ferne Welten bieten, mit den bequemen, wenn auch vielleicht noch so drückenden heimischen Verhältnissen zu vertauschen. Dennoch ist es schablonenhaft, diesen Verlust der heimischen Volkswirtschaft zahlenmässig umrechnen zu wollen, und auszurechnen, dass jeder der Hundertausende im Durchschnitt etwa 500 Mark an Wert mit sich über die Grenze nehme, wozu dann mindestens noch die gleiche Summe für die Erziehungs- und Ernährungskosten komme, die das Mutterland bis zur Erreichung des kräftigen arbeitsfähigen Alters aufgewendet hat. Nach dieser falschen zahlenmässigen Umwertung der Auswanderung in pekuniären Verlust für die nationale Volkswirtschaft, würde das Mutterland bei der angegebenen Zahl der 100000 Auswanderer die kolossale Summe von 100 Millionen Mark verlieren.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bei dieser ziffernmässigen Berechnung sind jedoch die Erziehungskosten zu Unrecht in Ansatz gebracht worden, da die nationale Volkswirtschaft die betreffenden Kosten doch allemal aufgewendet hätte für die andern vielen Millionen, welche im Lande aufgezogen werden. Hierbei hätte es keine Ersparnisse gegeben, wenn einige Tausende weniger an den von der Allgemeinheit aufgewendeten Erziehungskosten teilgenommen hätten. Ferner ist zu berücksichtigen, dass, wenn man annimmt, dass jeder Auswanderer 500 Mark an Kleidung, Gerätschaft und barem Gelde mit über die Grenze nimmt, in sehr vielen Fällen eine Rückerstattung dieser Summe mit Zinsen stattfindet, durch die Gelder, welche die Ausgewanderten ihren in der Heimat gebliebenen Verwandten zusenden, vor allem aber auch dadurch, dass viele Ausgewanderte, nachdem sie sich auf der fremden Scholle ein oft beträchtliches Vermögen erworben haben, nicht selten dies im Alter in der einstigen Heimat verzehren. Daher führt eine derartig schablonenhafte ziffernmässige Berechnung zu einem durchaus falschen Bilde. Umgekehrt müsste alsdann in das Credit gesetzt werden, was das Mutterland an Altersversorgung und Armenunterstützung erspart, wenn ein Teil der überzähligen Arbeitskräfte die Heimat verlässt.

Aber sehen wir von einer zahlenmässigen Berechnung des angeblichen Schadens ab, den eine starke Auswanderung dem Mutterlande bringt; es mag sogar zugegeben werden, d a s s in besonderen Fällen eine starke Auswanderung das Wirtschaftsleben des Mutterlandes s c h ä d i g t: So hat z. B. in den 60iger Jahren des vorigen Jahrhunderts die in einzelnen Jahren überaus starke Auswanderung aus M e c k l e n b u r g geradezu zu einer Entvölkerung des flachen Landes und einem Mangel an Arbeitskräften dortselbst geführt. Es fragt sich nur, ob die sozialen und wirtschaftlichen Gründe, welche zu jenen Zeiten eine derartig starke Auswanderung veranlasst haben, nicht derartig zwingende waren, dass trotzdem unter allen Umständen die Auswanderung stattfinden musste.

Ein anderer besonders markanter Fall, in welchem die Auswanderung das Wirtschaftsleben des Mutterlandes auf das allerschwerste schädigte, ist die Auswanderung der H u g e n o t t e n aus Frankreich, am Ende des 17. Jahrhunderts. Jene französischen Auswanderer haben dem damals im Vergleich zu Frankreichs Kultur noch tiefstehenden Brandenburg eine auserlesene Schar der intelligentesten und fleissigsten Einwanderer gebracht, welche die Kultur und entwickelte Industrie ihres Heimatlandes dorthin verpflanzten. Dies erkannt zu haben, ist eins der Verdienste des Grossen Kurfürsten, welcher durch Begünstigung aller Art die vertriebenen Hugenotten in sein spärlich bevölkertes Brandenburg zu ziehen wusste.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Jedoch sind derartige Auswanderungen Fälle spezifischen Charakters; für die Frage des Einflusses der Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes sind sie nicht zu verallgemeinern. Den Nachteilen, welche die Auswanderung, solange sie nicht organisiert ist, der heimischen Volkswirtschaft bringt, stehen anderseits bedeutende Vorteile gegenüber, welche sowohl die organisierte wie die nicht organisierte Auswanderung für das Mutterland im Gefolge hat. Mit Recht hebt schon im Jahre 1606 Lord Bacon hervor, dass die Auswanderung segensreich für das Mutterland wirke, da sie ein Ventil und ein Präservativ gegen den Überschuss der Bevölkerung schaffe, ohne welches das Mutterland schweren Krisen und Erschütterungen ausgesetzt sei. Ich habe bereits darauf hingewiesen, wie neben der Schaffung neuer Märkte für die heimische Industrie gerade der Gedanke der Entlastung des Arbeitsmarktes des Mutterlandes zur Verhütung der sozialen Unzufriedenheit, einer der Grundgedanken der Wakefieldschen Schule in England war. „Staatliche Organisation der Auswanderung als Abhilfe gegen die wirtschaftliche Not", dies war eine der ersten Forderungen jener Schule. Und diese Tendenzen hat die englische Politik sich zu eigen gemacht. Einerseits hat die Regierung direkt sehr erhebliche pekuniäre Unterstützungen gewährt, so noch in den Jahren 1888 bis 1894, für die Beförderung von 809 Personen die Summe von 3879 Pfund, also fast 78 000 Mk., sodann hat sie auch sonst die Auswanderung auf jede Weise gefördert. So hat sie die Herausgabe des „Colonisation-Circular" veranlasst, welches für jeden Auswanderungslustigen zu dem überaus niedrigen Preise von 2 d — also ca. 16 Pfg. — käuflich war. In diesen Broschüren fanden diejenigen, welche auswandern wollten, alle möglichen einschlägigen Fragen auf denkbar authentische Weise beantwortet. Neben den Schilderungen der verschiedenen für die Auswanderung in Betracht kommenden Gebiete finden sich dort die einschlägigen Mitteilungen über die Kosten und die Dauer der Reise, über die Nachfrage nach Arbeit und die jeweiligen Lohnverhältnisse, über die Lebensmittelpreise und die Kosten der Kleidung, schliesslich über die Landverkäufe und die Preise der Ackerparzellen. Ferner wurden diese Broschüren unentgeltlich an die Armenbehörden der Unions verschickt und auch durch Herausgabe von Flugblättern seitens des Auswanderungsamtes und durch Plakate auf den Bahnhöfen und Postämtern die auswanderungslustige Menge über die Ziele der Auswanderung aufgeklärt.

Auch durch besonderen Gesetzesakt ist der Auswanderung in England noch insofern Unterstützung zuteil geworden, als die Gemein-

den ermächtigt wurden, Gelder in Höhe der halben Armensteuer zu erheben, um Arme bei der Auswanderung zu unterstützen. Die jährlich durchschnittlich pro Kopf gezahlte Armenunterstützung wurde kapitalisiert und zur Förderung der Auswanderung verwendet. Vor allem wandte sich diese Unterstützung der Auswanderung der Waisen und verlassenen Kinder zu, von dem verständnissvollen Grundgedanken geleitet, hierdurch dieselben ihrer bisherigen Umgebung zu entziehen und in eine gesunde Atmosphäre zu überpflanzen. Die Kinder wurden in kolonialen Bauernfamilien untergebracht, welche dieselben bei dem bekannten Mangel junger Kulturländer an Arbeitskräften gern bei sich aufnahmen. Durch diese planmässige Kolonisationspolitik wurde verständnisvoll in der Heimat die Quelle des Verbrechertums wenigstens zum Teil verstopft; die Kolonie wurde in ihrer wirtschaftlichen Entwickelung durch die Zuführung der jungen Arbeitskräfte gehoben.

Hand in Hand mit dieser Auswanderungspolitik der Regierung arbeiteten in England die sozialen selbständigen wirtschaftlichen Organisationen. So haben vor allem bis in die neueste Zeit die Unions häufig den Auswanderungslustigen bedeutende pekuniäre Unterstützungen gezahlt, um für bestimmte Zeit oder für bestimmte Gebiete den Arbeitsmarkt zu regulieren, ferner, um die Führer bei Streiks, welche sich in den Zeiten des Kampfes besonders hervorgetan hatten, nach Wiederaufnahme der Arbeit der Machtsphäre der Arbeitgeber zu entziehen.

Vor allem aber muss man den Einfluss kennen, welchen die Vereinstätigkeit der zahlreichen wohltätigen und sozialen Vereine auf das englische Wirtschaftsleben hat, um zu verstehen, wie diese auf das allernachdrücklichste die Auswanderung gefördert und unterstützt haben. Im Durchschnitt ist durch die wohltätigen Vereine alljährlich in England ca. 500 Personen mit einem Kostenaufwand von über 100 000 Mark die Auswanderung ermöglicht worden.

Auch die „Jewish Colonisation Society", welche auf Grund von Stiftungen über ein Kapital von 25 Millionen Lst. verfügt, und die Unterstützung israelitischer Auswanderer betreibt, hat nicht unerheblich die Auswanderung armer Israeliten aus England gefördert. In den Iahren 1885 bis 1894 wurden allein von dieser Gesellschaft 2292 jüdische Auswanderer mit einem Kostenaufwande von fast ½ Million Mark unterstützt. Gerade in allerletzter Zeit hat die erwähnte Gesellschaft in Argentinien und Rio Grande do Sul weite Landstrecken angekauft, um dort jüdische Ansiedelungen zu schaffen. Die gewährte Unterstützung ist derart weitgehend, dass den Auswanderern, ausser freier Reise und freiem Ackerland, auch die erste

Hütte und das erste Vieh und Saatkorn von der Gesellschaft kostenlos überlassen wird.

Auch die Heilsarmee, welche im sozialen Leben Englands bekanntlich eine nicht zu unterschätzende Stellung einnimmt, hat sich die Schaffung von Arbeiterkolonien durch Unterstützung der Auswanderung der Arbeitslosen Englands zur Aufgabe gemacht, von dem Grundgedanken ausgehend, dass durch eine Unterstützung der Auswanderung die Arbeitslosigkeit in England, die wiederholt zu schweren Katastrophen dort geführt hat, teilweise gelindert werden kann.

Aber auch in Deutschland hat es Zeiten gegeben, wo einzelne Regierungen die Auswanderung staatlich unterstützt und gefördert haben, um auf diese Weise dem Pauperismus entgegenzuarbeiten. So hat die Badische Regierung in den Jahren 1850 bis 55 insgesamt 62445 Auswanderern pekuniäre Unterstützung zuteil werden lassen, und es sind seitens des Staates und der Kommunen in jenen Jahren 1 601 783 fl. an die Auswanderer gezahlt worden. Diese Auswanderungen haben auf die wirtschaftliche Lage der besonders von ihr betroffenen Gemeinden, wie aus den offiziellen Berichten der einzelnen Bezirksämter unzweifelhaft hervorgeht, sehr günstig eingewirkt. Nach diesen amtlichen Mitteilungen hatte jene Unterstützung der Auswanderung „einen allgemeinen Rückgang der erforderlichen Armenunterstützung aus öffentlichen Mitteln, eine bedeutende Abnahme des Bettelns und der Zwangsversteigerungen, sowie eine erhebliche Verminderung der Verbrechen und Vergehen gegen das Eigentum zur Folge."

Allerdings war diese Kolonisationspolitik einer deutschen Bundesregierung, neben welcher ein gleiches wohlwollendes Verhalten der Auswanderung gegenüber seitens anderer süddeutscher Regierungen in jenen Jahren, so vor allem Württembergs und Hessens, zu erwähnen ist, nur vorübergehender Natur und durch wirtschaftlich besonders schwere Zeiten veranlasst. Jedoch lässt sich nicht leugnen, dass zum mindesten für den Südwesten Deutschlands auch heute noch die Auswanderung eine wirtschaftliche Notwendigkeit ist. Jener Teil Deutschlands ist nicht mehr fähig, den Geburtenüberschuss seiner Bevölkerung aufzunehmen. Dort sind die anbaufähigen Flächen nicht gross genug, um einer vermehrten Bevölkerung Nahrung und Arbeitsgelegenheit zu geben. Dies liegt vor allem an den in jenen Gebieten gepflegten Kulturen, so ist z. B. das mit Wein zu bebauende Areal jener Gebiete nicht mehr ausdehnungsfähig, und der Weinbau spielt doch bekanntlich in Süddeutschland eine sehr bedeutende Rolle; in andern Teilen, wie im Odenwald und Schwarzwald, verbieten die klimati-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schen und geologischen Verhältnisse eine gesteigerte intensivere Kultur. Anderseits ist die Möglichkeit einer gewerblichen Tätigkeit dort eine beschränkte, die Kohlengebiete Deutschlands sind zu fern und die natürlichen Transportverhältnisse nicht gegeben, industriell ausnutzbare Wasserkräfte nicht vorhanden, um dort eine Grossindustrie entstehen zu lassen, welche allein imstande wäre, den Bevölkerungsüberschuss zu ernähren. Hinzu kommt auch noch die Abgelegenheit von den Konsumtionszentren, wie dies z. B. bei den Tälern des Schwarzwaldes der Fall ist.

Die staatliche Förderung der Auswanderung aus diesen Teilen Deutschlands hat verhindert, dass sich auch dort Zustände herausbildeten, ähnlich den hausindustriellen Bezirken Thüringens, Schlesiens und des Erzgebirges. Eine weitere Zerstückelung der Zwergwirtschaften wäre unmöglich gewesen. Wer leugnet, dass die Förderung der Auswanderung der Massenverarmung und dem Pauperismus vorbeugt, und diese segensreiche Folge der Auswanderung bekämpft, muss es logischerweise auch für bedauerlich erklären, dass in jenen Teilen Süddeutschlands, in welchen, wie oben dargetan, die Auswanderung staatlich unterstützt worden ist, sich nicht auch derart traurige Zustände entwickelten, bei welchen die Armen jeden Winter ihre Kinder auf den Bettel aussenden und nach jeder Missernte die allgemeine Wohltätigkeit Deutschlands anrufen müssen.

Ferner ist aber auch zu erwägen, dass überall, wo durch die Auswanderung etwa mehr Brotstellen frei werden, dies sich sehr bald durch eine Erhöhung der Geburtsziffern bemerkbar machen wird. Gerade das Bewusstsein, dass ein Emporarbeiten auf der sozialen Stufenleiter nicht unmöglich ist, und dass es den eigenen Kindern nicht an dem Betätigungsfeld ihrer Kraft fehlen wird, führt zu dem naturgemässen Kinderreichtum. Gerade in diesem Vorwärtsarbeiten und erfolgreichen Streben für die Kinder ist aber für die unteren Schichten unserer Bevölkerung der Zweck des Lebens und der Arbeit gegeben. Sobald das heutige Proletariat Aussicht für sich und seine Kinder hat, sich auf der sozialen Stufenleiter emporzuarbeiten, so hört es auf, sozialdemokratisch zu fühlen; in demselben Augenblick rechnet es sich selbst den besitzenden Klassen zu.

Hierdurch vermag eine Förderung der Auswanderung in hervorragendem Masse zur friedlichen Beruhigung der sozialen Gegensätze und damit zum sozialen Frieden zu führen.

Und noch auf ein ferneres Moment möchte ich hinweisen, welches die organisierte Auswanderung zur Folge hat: Alle versprengten Kinder des einstigen gewaltigen Deutschen Reiches deutscher Nation: wie Finnen, Schweden und Norweger, Dänen und Holländer,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Siebenbürger und Schweizer, werden wieder Mitglieder des „grösseren Deutschland". Sie alle sprechen die deutsche Sprache, oder erlernen sie bald, sie denken und fühlen deutsch und sind stolz auf ihre Zugehörigkeit zum deutschen Stamm.

So heilt das jenseits des Meeres entstehende „grössere Deutschland" die schweren Wunden, die einst blutiger Bruderkrieg und die Zerrissenheit dem deutschen Mutterlande geschlagen haben.

Ferner ist eine überaus wichtige Begleiterscheinung, welche die Auswanderung zur Folge hat, und welche auch die Gegner der Auswanderung nicht leugnen können, die Tatsache, dass gerade die Länder, welche ihrer geographischen Lage nach in erster Linie für die Vermittelung des Transportes der Auswandernden über See in Betracht kommen, infolge dieses Auswandererstromes, welcher sich über ihre Häfen ergossen hat, einen grossartigen Aufschwung ihrer maritimen Entwickelung genommen haben. Die überaus starke Auswanderung, welche seit Mitte des vorigen Jahrhunderts Europa verlassen hat, und für welche die natürlichen kontinentalen Häfen in erster Linie Hamburg und Bremen waren, ist die Veranlassung zu dem epochemachenden Aufschwung unserer Handelsmarine geworden; dies Emporblühen unserer Handelsflotte hat anderseits die Grundlage für die Erschaffung unserer Kriegsmarine gegeben.

Die beginnende starke Auswanderung jener Zeit war die Veranlassung zur Gründung unserer beiden grossen nordatlantischen Linien, welche jetzt die grössten der Welt sind. Wenn heute der Frachtverkehr unserer grossen Linien dem Personenverkehr an Bedeutung überlegen ist, so ist doch dabei nicht unbeachtet zu lassen, dass der grosse Aufschwung des Warentransportgeschäftes mittelbar und unmittelbar erst durch das Auswanderungsgeschäft ermöglicht und veranlasst worden ist. Ich habe die Jahresberichte einer unserer grössten Schiffahrtslinien einer Durchsicht unterzogen: Stets wenn eine schmale Dividende verteilt wird, wird auf das schlechte Auswanderungstransportgeschäft hingewiesen und dieses als Veranlassung hingestellt. Man kann daraus ersehen, eine wie hervorragende Stellung der Auswanderungstransport in dem Haushalt unserer Schiffahrt spielt. Die Auswanderung allein über Hamburg betrug im Jahre 1904: 132 712 Personen; während sie in dem Dezennium vorher noch viel stärker war und im Jahre 1891 und 92 ihren Höhepunkt erreicht hatte.

Wenn es für die grosse Bedeutung des Auswanderertransportgeschäftes für die Schiffahrt noch eines Beweises bedürfte, so mag man sich vergegenwärtigen, dass jener grosse Tarifkampf, den unsere beiden grossen Schiffahrtsgesellschaften in Gemeinschaft mit den übrigen dem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Morgantrust angehörenden Linien gegen die Cunard-Linie führten und welcher viele Millionen gekostet hat, wegen keines andern Kampfpreises ausgefochten wurde, als wegen der Beteiligung an dem Transportgeschäft der starken ungarischen Auswanderung über Triest.

So sind es überaus wichtige und sehr mannigfache Momente, in welchen die Auswanderung auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes einwirkt; es ist daher durchaus verständlich, wenn immer und immer wieder an die Reichsregierung die Forderung gestellt wird, eine planmässige Organisation der Auswanderung in diejenigen Gebiete, in welchen sich seit mehreren Generationen der deutsche Auswanderer sein Deutschtum erhalten hat, herbeizuführen und von diesem Gesichtspunkte aus eine zielbewusste Kolonisationspolitik zu verfolgen.

Diesem Verlangen hat schon der erste deutsche Kolonialkongress einstimmig Ausdruck gegeben. Es erscheint angemessen, nunmehr an die Verwirklichung jenes Beschlusses heranzugehen, damit als Folge jener theoretischen Erklärung praktische Resultate gezeitigt werden.

Zu diesem Zwecke unterbreite ich der Versammlung die nachfolgende Resolution, welche seitens der Sektion in der Sitzung vom 4. Oktober einstimmig angenommen worden ist:

„Der II. deutsche Kolonialkongress erklärt es für dringend wünschenswert, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit in unsere deutschen Kolonien zu lenken, soweit dies aber nicht möglich ist, dahin zu wirken, dass die deutschen Auswanderer sich nicht wie bisher in ihrer grossen Mehrzahl denjenigen Ländern zuwenden, in denen sie dem deutschen Volkstum alsbald verloren gehen, vielmehr denjenigen Gebieten den Vorzug geben, wo sie schon deutsche Pioniere, deutsche Sprache und Kultur und deutsche Schulen vorfinden.

Der Kolonialkongress hält es daher für richtig, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach Ländern, wie Südbrasilien, Chile und den La Platastaaten, zu leiten. Um die Verwirklichung dieses Beschlusses herbeizuführen, beschliesst der Kolonialkongress, die Reichsregierung zu ersuchen, in diesen Gebieten den dort bestehenden Vertretungen des Reiches Sachverständige beizuordnen, nach Art der einigen Konsulaten beigeordneten Handelssachverständigen, damit diese durch authentische sachverständige Berichterstattung die für die Besiedelung jener Gegenden in Betracht kommenden Nachrichten offiziell der verantwortlichen Stelle in Deutschland zugängig

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

machen. Der Kolonial-Kongress ersucht darum, diese Berichte zugleich mit den andern das Deutschtum über See betreffenden Berichten der auswärtigen Vertretungen des Reichs offiziell zu publizieren und damit, ohne zur Auswanderung aus Deutschland anzuregen, doch der Oeffentlichkeit die tatsächlichen Verhältnisse in den für die deutsche Auswanderung hauptsächlich in Betracht kommenden Gebieten in zuverlässiger Weise bekannt zu geben."

Dr. **Vosberg-Rekow,** Berlin, vermisst in den Darlegungen des Referats diejenigen grundlegenden Feststellungen, welche allein geeignet erscheinen, für die Beurteilung des Themas einen sicheren Ausgangspunkt zu geben. Wenn man versuchen will, die Rückwirkung der Auswanderung auf das Mutterland festzustellen, so muss man zunächst doch sicher diejenigen statistischen Angaben beibringen, welche die toten Zahlenangaben über die Menge der ausgewanderten Personen mit Leben erfüllen. Hierher gehört die Untersuchung der Gliederung der Auswanderung in sozialer und beruflicher Hinsicht, sodann der Versuch, ihre Ergebnisse im Zusammenhange mit den entsprechenden Produktionskreisen und -werten zu würdigen. Redner fehlt zu Ergänzungen in dieser Richtung jetzt, abends um 7 Uhr, leider die Zeit. Der Herr Referent habe behauptet, die grosse Ausdehnung der Auswanderung der 80er Jahre werde wiederkommen und hat das damit begründet, dass die Industrie allein den jährlichen Menschenzuwachs nicht aufnehmen könne. Redner kann ihm auch hierin nicht beistimmen. Er nimmt an, dass die Industrie, welche Massen von Arbeitern an sich zog, sich nicht weiter entwickeln werde. Voraussichtlich werde das Gegenteil der Fall sein. Wir haben grosse Gebiete im Lande, die für eine weitere Entwickelung Raum gewähren und deren entsprechende Erfüllung mit wirtschaftlichem Leben wir erwarten und erhoffen. Unsere Wohlhabenheit sei noch jung; Redner denkt sie noch zum Reichtum fortschreiten zu sehen; er hoffe des weiteren, dass unsere Volksgenossen noch lange Zeit Arbeit und Nahrung im emporblühenden Vaterlande finden würden. Der Herr Referent habe sodann den Satz ausgesprochen, der Handel folge nicht der Flagge, sondern dem Blute. Dieser Satz wäre an der Hand von zahllosen Beispielen aus der Welt-Wirtschaftsgeschichte leicht zu widerlegen. Soweit Redner den Referenten verstanden habe, wünscht er eine planmässige Leitung der Auswanderung. Wie eine solche durchgeführt werden soll, sei nicht recht abzusehen. Man könne freilich dieser Frage als einer grundsätzlichen in verschiedener Auffassung gegenüberstehen. Redner hält diese Frage indessen für eine eminent praktische. Die rein theoretischen Auseinandersetzungen über die Besiedelungsfähigkeit einzelner fremdländischer Gebiete, wie sie in den Verhandlungen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion einen erstaunlich breiten Raum eingenommen haben, hätten deshalb doch wohl nur einen sehr beschränkten Wert. Der Herr Referent habe mehrere Beispiele dafür angeführt, wie öffentliche Autoritäten mit Vorteil in Auswanderungsunternehmungen eingegriffen hätten. In allen diesen Fällen habe er konstatiert, dass für das auswandernde Individuum nicht unbedeutende Geldmittel hätten aufgewendet werden müssen. Es erscheine verständlich, dass Staat oder Kommunen als Patron der zu Emigrierenden und als Träger einer Verantwortlichkeit dieser auch durch materielle Garantien entsprächen. Trete nun ein solcher Fall in unserer deutschen Praxis ein, so sei es unzweifelhaft richtig, wie der Herr Referent vorgeschlagen, nicht Südamerika und andere Orte in Betracht zu ziehen, sondern die verfügbaren Mittel für die besiedelungsfähigen Gebiete unserer eigenen Kolonien aufzuwenden. Übrigens sei die gesamte, hier zur Diskussion gestellte Frage eine der verwickeltsten Fragen der wirtschaftlichen Theroie und Praxis, deren Lösung noch mannigfachen Schwierigkeiten begegnen werde. Um so mehr sei es anzuerkennen, dass es dem Referenten gelungen sei, in seinen Ausführungen eine grosse Reihe interessanter und wertvoller Anregungen zusammenzutragen.

Kommerzienrat **Cahensly**, Limburg: Der St. Raphael-Verein ist ja seinerzeit wegen Auskunftserteilung zu einer Geldstrafe verurteilt worden. Die preussische Regierung war der Ansicht, dass der St. Raphael-Verein die Auswanderung fördere; das war aber nicht der Fall, und Minister von Puttkamer äusserte schon, dass die preussische Regierung von dieser Ansicht zurückgekommen sei und den St. Raphael-Verein als etwas Gutes betrachte. Auch durch das neue Reichsauswanderungsgesetz vom Jahre 1897 wurde die Wirksamkeit des St. Raphael-Vereins nicht unterbunden. Die Reichsregierung ist auch der Hanseatischen Kolonisations-Gesellschaft sympathisch gegenübergetreten.

Professor Dr. **Rathgen**, Heidelberg, schliesst sich im wesentlichen den Ausführungen Vosberg-Rekows an. Einspruch sei noch zu erheben gegen die Ausführungen des Referenten, dass die Landarbeiter lieber auswandern sollten, als das grossstädtische Proletariat zu vermehren. Dieses entstammt den Grossstädten selbst, nicht der ländlichen Zuwanderung, die für die Städte unendlich wertvoll ist. Wie sich Referent die Organisation der Auswanderung denkt, ist nicht klar geworden. Der Konklusion ist zuzustimmen, dass Hinleitung der deutschen Auswanderer nach dem südlichen Südamerika wünschenswert sei.

Assessor **Ramelow**, Berlin: Herrn Dr. Vosberg-Rekow muss es unbenommen bleiben, diejenigen Ergänzungen des Themas, welche ihm

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwünscht erscheinen, beizubringen. Ich habe absichtlich von den statistischen Angaben über die Verteilung der Auswanderung auf die verschiedenen Klassen der Bevölkerung abgesehen, da diese Angaben das Thema eines Spezialvortrags auf dem vorigen Kongress bildeten — ich glaube, Herr Dr. Alexander Tille hat darüber referiert.

Wenn Herr Dr. Vosberg-Rekow behauptet, ich hätte ausgeführt, die grosse Auswanderung der achtziger Jahre werde wiederkommen, „weil die Industrie allein den Bevölkerungsüberschuss nicht aufnehmen könne", so irrt Herr Dr. Vosberg-Rekow. Vielmehr habe ich ausgeführt, dass bei einem alljährlichen Geburtenüberschuss von fast 900 000 Seelen einmal — ob in fünf, zehn oder zwanzig Jahren, lasse ich dahingestellt — der „tote Punkt" kommen muss, in welchem die Industrie nicht mehr imstande ist, den Bevölkerungsüberschuss, wie in den letzten Jahren, an sich zu ziehen. Die Entgegnung des Dr. Vosberg-Rekow wendet sich also gegen etwas, was ich nicht behauptet habe.

Ferner beanstandet Herr Dr. Vosberg-Rekow die Richtigkeit der Behauptung, dass der Auswanderer in erster Linie Abnehmer der Erzeugnisse des Mutterlandes bleibt, dass in diesem Sinne der Handel dem Blute und der gleichen Abstammung folgt, dass dem Exporteur die Blutsverwandtschaft mit dem Lande, nach welchem er exportieren will, eine bedeutende Erleichterung gewährt. Dem muss ich die Erfahrung der Praxis, wie ich sie im Auslande kennen gelernt habe, entgegenhalten. Speziell Rio Grande do Sul bietet für die Richtigkeit meiner Behauptung ein sehr treffendes Beispiel. Seitdem dort in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine starke italienische Einwanderung eingesetzt hat, haben sich auch die italienischen Fabrikate dort recht erheblich und für den deutschen Export sehr fühlbar eingebürgert. Namentlich in der Textilindustrie ist dies sehr empfunden worden. Der italienische Auswanderer bleibt eben Abnehmer der Erzeugnisse der italienischen Industrie. Dr. Vosberg-Rekow hat vollkommen recht, wenn er der mehr als selbstverständlichen Behauptung Ausdruck gibt, dass jeder dort kauft, wo er „am besten und billigsten die Ware erhält". Aber auch die Verkündung dieses freihändlerischen Dogmas wendet sich nicht gegen das von mir Ausgeführte. Denn gerade diejenige Ware wird dem Abnehmer als die beste erscheinen, welche seinem Geschmack und sonstigen Neigungen entspricht; den deutschen Geschmack wird im allgemeinen aber der Deutsche besser kennen und nachfühlen, als z. B. der Engländer.

Wenn Herr Dr. Vosberg-Rekow Ausführungen über die praktische Durchführung einer Organisation der Auswanderung in die deutschen Kolonien und in zweiter Linie in die Gebiete, in denen sie noch ihr Deutschtum bewahren, vermisst, liegt der Grund darin, dass die Sektion

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beschlossen hat, die jene Frage berührende Resolution, welche der praktischen Ausführung der angeregten Gedanken näher tritt, am Schlusse der gesamten Vorträge der Versammlung zu unterbreiten. Ich durfte wohl annehmen, dass Herr Dr. Vosberg-Rekow als Mitglied der Sektion hiervon unterrichtet war.

Zu den Ausführungen des Herrn Prof. Rathgen möchte ich nur kurz erwidern, dass, selbst zugegeben, dass die Auswanderung der Landarbeiter in die grossen Städte das Proletariat dortselbst nicht direkt vermehrt, doch zum mindesten indirekt, durch die Verstärkung der Konkurrenz und auch für die zweite Generation entschieden eine Stärkung des Proletariats durch die Landflucht anzunehmen ist.

Die deutsche Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte Nordamerikas.

Von Prof. Dr. **M. Sering**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Ich habe mit Herrn Regierungsrat Dunker die Vereinbarung getroffen, zuerst das Wort zu nehmen, weil es sich aus historischen und logischen Gründen gebührt, die Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte von Nord-Amerika vor der gewerblich-städtischen Einwanderung zu behandeln.

Ich brauche kaum darauf hinzuweisen, dass die Vereinigten Staaten im Laufe des 19. Jahrhunderts der Schauplatz einer Kolonisationsbewegung gewesen sind, welche nach Ausdehnung und Glanz der geschaffenen Kultur ihresgleichen in keinem andern Erdteil zu irgendeiner Zeit gehabt hat. Während die Union noch im Jahre 1800 weniger Einwohner als das heutige Königreich Bayern hatte, nämlich 5,3 Millionen, und die Ansiedlungen in einem schmalen Streifen die atlantische und Golfküste säumten, überragt die nordamerikanische Republik gegenwärtig mit ihren 76 Millionen Einwohnern (1900) das Deutsche Reich um 20 Millionen Köpfe, und reichen ihre 45 Staaten und 3 Territorien (ohne Alaska) quer über den breitgelagerten Kontinent hinweg vom Atlantischen zum Stillen Ozean. Ihr Gebiet, so gross wie ganz Europa, noch vor hundert Jahren nicht viel mehr als ein ungeheures Jagdrevier nomadisierender Indianerstämme, ist heute von 5,7 Millionen Farmen und tausenden geschäftiger Handelsplätze angefüllt und in fast allen Teilen durch ein Eisenbahnnetz erschlossen, welches das europäische bedeutend an Umfang übertrifft.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diese Entwickelung hat sich hauptsächlich erst in den letzten 50 Jahren vollzogen — war doch die Volkszahl der Union noch 1850 erst 23 Millionen, ihr seitheriges Wachstum also 53 Millionen. Und es ist kein Zweifel, dass der Aufschwung ganz wesentlich der europäischen Einwanderung zu verdanken ist. Von 1820 — mit diesem Jahre setzt die Einwanderungsstatistik ein — bis 1850 sind 2,46, von 1850 bis 1900 16,66 Millionen Menschen eingewandert, zusammen 19,12 Millionen. Die physische Kraft und Vermehrungsfähigkeit des Zuzuges übertraf aber stets die des Stammes, weil das männliche Geschlecht und die kräftigsten Altersklassen unter den Einwanderern bekanntlich weit überwiegen.

Der Nationalität nach waren unter den Zuwanderern in der Zeit von 1820 bis 1894 — seitdem ist ein wesentlicher Wechsel eingetreten — 6,58 Millionen Abkömmlinge der britischen Inseln, davon die Mehrzahl (3,66 Millionen, 55,6 Prozent) Iren, 4,87 Millionen Deutsche, 1,25 Millionen Skandinavier — zusammen 12,70 Millionen von 17,29 Millionen Einwanderern. Der Rest zersplitterte sich. Während die Iren hauptsächlich ungelernte Arbeiter, namentlich auch für die Fabriken, die Engländer gelernte Industrie- und Bergarbeiter stellten, sind unter den Deutschen — wie unter den Skandinaviern — immer die Ackerbauer besonders stark vertreten gewesen, dann Handwerker und sonstige Angehörige der unteren Mittelklassen. Unter den im Auslande geborenen Farmern waren die deutschen nach Ausweis der letzten zehnjährigen Zählung stets die weitaus stärkste Gruppe (1880 und 1890: 38,3 Prozent).

Man findet deutsche Bauern überall ausserhalb der Baumwoll-Anbaugebiete in grosser Zahl, freilich, wie man nie vergessen darf, auf Einzelhöfen zerstreut und fast immer einer Übermacht von eingeborenen oder amerikanisierten Nachbarn gegenüber, welche die Schule, die Kirche, den Staat, das öffentliche und geschäftliche Leben beherrschen und über den neu hereinkommenden Ansiedler schon durch ihre bessere Kenntnis der Landessprache ein bedeutendes Übergewicht besitzen. Man schätzt den deutschen Farmer nicht nur als guten, ordnungsliebenden Bürger, sondern rühmt ihn auch als besonders erfolgreichen Landwirt. In der Tat sind die deutschen Farmer in der Kunst der Bodenbearbeitung den angloamerikanischen meist entschieden überlegen, wenn sie sich mit ihnen auch nicht an kaufmännischer Gewandtheit messen können. Es kommt ihnen weniger darauf an, durch Spekulationen rasch ein Vermögen zu erwerben, als in harter, ehrlicher Arbeit ein glückliches eigenes Heim zu gründen und für ihre Nachkommen zu erhalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

So reizvoll es nun wäre, das Kolonisationssystem, dem Nordamerika seine grossen Erfolge wesentlich verdankt, genauer zu schildern, unterlasse ich es doch, weil es nicht die Aufgabe dieses Kongresses ist, Geschichte sondern Politik zu treiben. Eine deutsche Einwanderung in die landwirtschaftlichen Distrikte der Vereinigten Staaten aber existiert heute — wie man mit geringer Übertreibung sagen kann — nicht mehr; sie gehört der Geschichte an. Als ich im Jahre 1883 meine erste grössere Studienreise durch Nordamerika machte, flutete gerade die letzte grosse Einwanderungswelle über den Westen der nordamerikanischen Union — die Kolonisierungsarbeit war im vollen Zuge. Aber durch Umfragen auf den Landämtern und durch eigene Beobachtungen konnte ich feststellen, dass der Vorrat an öffentlichem Lande in allen besseren, für Nordeuropäer geeigneten Teilen der Union sehr stark auf die Neige ging — und daraus ergab sich der sichere Schluss, dass auch die landwirtschaftliche Masseneinwanderung in kurzer Zeit versiegen müsse.

Denn was gerade die Westwanderer bislang in so grossen Scharen herbeigelockt hatte, war die weite Domäne der Bundesregierung und die Grundsätze, nach denen sie vergeben wurde. Die nordamerikanische Union hat zuerst unter den modernen Kolonialmächten der Anschauung Folge gegeben, dass der noch unbesetzte Boden in begrenzten Stücken für den selbstarbeitenden mittleren und kleineren Farmer zu reservieren sei. Das wichtigste der hierher gehörigen Gesetze ist das Heimstättengesetz, welches längst erstrebt, aber immer wieder am Widerstande der mit Sklaven wirtschaftenden Plantagenbesitzer der Baumwollregion gescheitert, bald nach Ausbruch des Bürgerkrieges im Jahre 1862 in Kraft trat. Es gab jedem amerikanischen Bürger oder angehenden Bürger das Recht, eine Fläche von 160 acres (64 ha) kostenlos gegen keine andere Verpflichtung zu erwerben, als das Land zu bewohnen und zu bearbeiten. Dadurch wurden die Vereinigten Staaten zum Zielpunkt für alle die kraftvollen Menschen, welche bereit waren, sobald sie einige Mittel erspart hatten, hinauszuziehen auf die baumlose Prärie oder in den Urwald, und ihre ganze Persönlichkeit einzusetzen, um sich und ihren Kindern die Unabhängigkeit, das Land der Kultur zu gewinnen. Wesentlich dem Heimstättengesetz verdanken die Präriegebiete des Mississippibeckens und die Waldungen um den Oberen See ihre Besiedelung innerhalb weniger Jahrzehnte.

Jetzt aber bezweifelt niemand mehr, dass die Vereinigten Staaten ihr öffentliches Land in allen einer Masseneinwanderung zugänglichen Gegenden so gut wie ganz vergeben haben. Im Bericht des General land office für 1897 heisst es: Gegenwärtig gibt es noch 579,4 Millionen acres (231,8 Millionen ha) öffentlichen Landes mit Ausschluss

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

von Alaska; davon liegen 564,5 Millionen oder 94 Prozent in den sogenannten desert land states and territories, d. h. in dem Steppen- und Wüstengebiet, das sich vom 100° westlich bis zur Sierra Nevada und zum Cascadengebirge erstreckt und etwa zwei Fünftel der Union einnimmt. Dort ist der Bodenbau nur auf kleineren Strecken und meist nur mit Hilfe künstlicher Bewässerung möglich; weitaus der grösste Teil aber muss allezeit einer extensiven Weidewirtschaft vorbehalten bleiben. Die Besiedelungsmöglichkeiten dieses Gebietes sind im ganzen sehr gering. Man kann deshalb sagen, dass Nordamerika aufgehört hat, zu den Kolonialgebieten der Erde zu gehören. Es handelt sich nicht mehr um eine Kolonisationsarbeit grossen Stiles, sondern um die Auffüllung schon besiedelter Distrikte. Gewiss bleibt noch viel Raum zur Ausdehnung der Anbauflächen in den jünger besiedelten Ackerbaugebieten, aber der Boden ist dort überall in festen Händen, und der Erwerber muss dafür einen Preis bezahlen, der dem davon zu erzielenden Ertrage vollauf entspricht. Sehr viele Neuankömmlinge, denen die Mittel zum Ankauf fehlen, nehmen Land als Pächter auf. Die schlechte Rentabilität der westlichen Farmwirtschaft bewirkt aber, dass der Prozess der Auffüllung nur langsam vor sich geht.

Eine Umfrage, welche die Industrial Commission im Jahre 1901 in allen Staaten vorgenommen hat, zeigt deutlich, was heute noch für landwirtschaftliche Einwanderer in der Union zu hoffen ist. Es werden in den westlichen Prärie- und Waldgebieten hie und da noch grössere Strecken Landes zur Besiedelung ausgeboten: Reste der Landschenkungen, mit denen die Kolonialbahnen dereinst subventioniert worden sind, oder, wie im nördlichen Wisconsin, Waldstrecken, die Holzhändlern gehören und, nachdem die Nutzhölzer herausgenommen sind, nun verkauft werden sollen. Aber aus diesen im ganzen wertlosen Strecken das gute Land herauszusuchen — es macht im nördlichen Wisconsin etwa 20 Prozent der verfügbaren Fläche aus — setzt grosse praktische Erfahrung voraus. So treten als Käufer hauptsächlich nur Leute auf, welche schon seit längerer Zeit im Lande sind. In den unfruchtbaren Neuenglandstaaten, aber auch sonst überall in den altbesiedelten Gegenden mit Einschluss des Südens, gibt es ferner zahlreiche „abandoned farms", „worn out farms", Landgüter, die der Besitzer in Stich liess, nachdem er sie durch Raubbau ruiniert hat, oder weil es sich nicht mehr lohnt, unfruchtbaren Boden zu kultivieren. Man sucht Ausländer als Käufer oder Pächter, weil kein Einheimischer solches Land haben will.

In der Nähe der Städte ist oft gute Aussicht, durch Gartenbau Geld zu verdienen, und vielfach haben Italiener, Böhmen usw. davon Gebrauch gemacht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Endlich werden überall, wie bei uns, Landarbeiter gesucht. Im Osten sind viele Polen und Schweden als solche eingestellt worden. Besonders dringlich ist die Nachfrage seitens der Rübenzuckerfabriken von Michigan, Nebraska, Colorado, Texas.

In einzelnen Südstaaten (Mississippi) hegt man den menschenfreundlichen Plan, die faulen Neger in den Baumwollplantagen durch schwedische und deutsche Arbeiter zu ersetzen.

So sieht es in der Union heut aus. Die Kolonisation ist abgeschlossen, und damit eine neue Periode der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Geschichte der Vereinigten Staaten angebrochen. Man sagt wohl: Nordamerika ist zum „Industriestaat" geworden. Das ist insofern richtig, als das Grosskapital sein hauptsächliches Tätigkeitsfeld nicht mehr in den Kolonialgebieten des Westens, insbesondere in Kolonialeisenbahnen findet, sondern sich mit aller Wucht der Industrie, der kommerziellen, schon aber auch der kolonisatorischen Expansion über die eigenen Grenzen hinaus zugewandt hat. Die Verschärfung des industriellen Zollschutzes, der spanische Krieg, der Ankauf eines beträchtlichen Teils der britischen Handelsflotte bezeichnen den Umschwung. Mit der veränderten Richtung der Kapitalsinvestierung ist aber auch ein Wechsel in der Struktur der grossen Völkerwanderung eingetreten, die nach wie vor mit zwar schwankenden, aber doch im ganzen zunehmenden Ziffern in die Union einflutet.

Die landwirtschaftliche Einwanderung hat fast ganz aufgehört. Unter den 813 000 Menschen, die im Jahre 1904 in die Union einwanderten, waren nur noch 4500, die sich als Farmer bezeichneten, mit Einschluss ihrer Angehörigen. Dazu kamen freilich 86 000 landwirtschaftliche Arbeiter, aber auch von ihnen dürften sich viele mit der Masse der übrigen Einwanderer den Fabriken und Werkstätten zugewandt haben. Die Statistik zeigt, dass sie der Mehrzahl nach in den Ost- und Mittelstaaten geblieben sind.

Wie der Beruf, so hat auch die Nationalität der Einwanderer gewechselt. Noch 1885 bis 1894 kamen 60,4 Prozent der Einwanderer aus England, Deutschland, Skandinavien, 1895 bis 1904 dagegen 62,8 Prozent aus Italien, Österreich-Ungarn und Russland. Die Einwanderung aus Deutschland hatte in den Jahren 1881 und 1882 ihren Höhepunkt mit annähernd je 250 000 Köpfen erreicht, seitdem sank sie bis 1898 und 1899 auf 17 000, im Finanzjahre 1904 betrug sie 46 000. Die deutsche Statistik gibt für den gleichen Zeitraum (1. Juli 1903 bis 1904) nur 32 000 Auswanderer im ganzen, d. h. nach allen Ländern, an. Die Differenz dürfte sich namentlich aus einer diesseits unkontrollierten, indirekten Auswanderung hauptsächlich über England und Britisch-Nordamerika erklären.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der Rasse nach verzeichnet die amerikanische Statistik für 1904 75 000 deutsche Einwanderer, darunter 41 000 aus dem Reich. Auch sie sind grösstenteils den Städten und Industriebezirken zugeströmt. Unter den deutschsprechenden Einwanderern befanden sich nur noch 1081 Farmer und 3486 Farmarbeiter.

Das Gesamtergebnis kann man so zusammenfassen: Bis vor zehn Jahren brauchte die Union für ihre Siedelungskolonien im Westen Einwanderer, die mit einigem Vermögen, vor allem aber mit jenem Unabhängigkeitssinn ausgerüstet waren, ohne den die Mühseligkeiten der kolonisatorischen Pionierarbeit nicht überwunden werden können. Solche Männer und Frauen fand man in Deutschland, Skandinavien, auf den britischen Inseln. Diese Länder schenkten der Union ihre besten Bürger und einen breiten Stamm von selbständigen Existenzen.

Jetzt ist das Zeitalter der Kolonisation vorüber und die gesellschaftlichen Mächte brauchen nun Arbeitskräfte, billige Arbeitskräfte — sie finden sie in dem Landproletariat Italiens und der slavischen Provinzen Österreichs, in den Juden Österreichs und Russlands.

Die deutsche Auswanderung nach der Union ist nur noch gering, weil uns solches Landproletariat fehlt und die Tüchtigkeit unserer Grossindustriellen und Kaufleute Deutschland instand gesetzt hat, seine rasch anwachsende Bevölkerung nicht nur zu beschäftigen, sondern auch so zu entlohnen, dass die Auswanderung in die amerikanischen Industriebezirke für sie keinen grossen Reiz besitzt. —

Das Bild, welches ich von der deutschen Einwanderung in die Landbezirke Nordamerikas zu entwerfen habe, wäre indessen unvollständig, wollte ich von demjenigen Gebiete schweigen, in welchem noch jetzt eine landwirtschaftliche Masseneinwanderung möglich und im Zuge ist, das ist die Prärieregion, welche sich nördlich von der Grenze der Vereinigten Staaten, also auf der kanadischen Seite, und zwar vom Winnipeg-See aus in nordwestlicher Richtung nach dem Felsengebirge zu hinzieht.

Über dieses neuerdings so viel besprochene Land einige Worte: Bis vor wenigen Jahrzehnten beschränkte sich der von Europäern besiedelte Teil der britischen Besitzungen in Nordamerika auf den verhältnismässig schmalen Landstrich nördlich des St. Lorenzstroms, des Erie- und Ontario-Sees. Diese Siedelungen hatten nur etwa 4 Millionen Einwohner, und sie nördlich nach der Hudsonbay zu auszudehnen, verbot die Beschaffenheit der „arktischen Fels- und Seenplatte", welche, mehr als eine Million englischer Quadratmeilen umfassend, jenes Meeresbecken umzieht und fast nirgendwo mit dem Pfluge bearbeitet werden kann. Die westlich anschliessende Prärie hielt man lange für besiedelungsunfähig. So schienen die britischen Besitzungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

in Nordamerika, trotz ihrer ungeheuren Ausdehnung — ihr Flächeninhalt ist gleich dem der Vereinigten Staaten oder Europa — wenig entwickelungsfähig und zu einer sicheren Beute des übermächtigen Nachbars im Süden bestimmt zu sein.

Erst das Vordringen der Ansiedelungen nach dem Nordwesten der Vereinigten Staaten liess die Hoffnung erwachen, dass auch jene Prärie einer auf Ackerbau gegründeten Kultur zugänglich sei und so das britische Besitztum in Nordamerika zu einem in sich lebensfähigen Staatswesen ausgestaltet werden könnte, welches den britischen Reichs-Interessen dienstbar und stark genug wäre, den Expansionsgelüsten der Union eine Schranke zu setzen. Es war Lord Beaconsfield, der eigentliche Schöpfer der britischen Reichsidee, auf dessen Betreiben im Jahre 1867 die nordamerikanischen Provinzen Grossbritanniens als ein einheitlicher politischer Körper organisiert und 1870 die erste der Prärieprovinzen, Manitoba, eingerichtet wurde.

Ende der 70er Jahre begann der Bau der Kanadischen Pacificbahn, die, durchaus unter strategischen Gesichtspunkten angelegt, den starken Kriegshafen von Halifax mit der neu befestigten Flottenstation am Stillen Ozean (Esquimault) verbindet und auf diese Weise nicht bloss um den neuen Bundesstaat einen eisernen Reifen schlug, sondern auch die Möglichkeit gab, in weniger als zwei Wochen Truppen von England nach der amerikanischen Westküste zu werfen.

Mit allen Mitteln suchte die britische und kanadische Regierung die Einwanderung in die neu erschlossenen Gebiete zu fördern. Was die Unions-Regierung immer verschmäht hatte: die kanadische Regierung unterhielt zahlreiche auf Provision gestellte Einwanderungsagenten im In- und Auslande.

Stellte das amerikanische Heimstättengesetz eine Heimstätte von 64 ha zur kostenlosen Verfügung, so das kanadische deren z w e i — statt einer zu niedrigem festen Preise hinzuzukaufenden „Preemption" von gleichem Umfange: zwei.

Der unbemittelte Mann konnte also 4 mal 64 gleich 256 ha umsonst oder zu sehr niedrigem Preise erwerben, mehr als er selbst jemals in Kultur zu nehmen vermochte. Heute ist die Fläche auf die Hälfte reduziert (128 ha), aber immer noch doppelt so gross wie in der Union — denn diese ist mit der Reduktion vorauf gegangen.

Gaben die Vereinigten Staaten grossartige Landschenkungen an die Kolonialbahnen in Form der Überweisung jeder zweiten der quadratisch vermessenen Sektionen in einem breiten Gürtel längs der Bahnlinie — so übertrumpfte sie die kanadische Bundesregierung, indem sie der kanadischen Überlandbahn ausser einer Zinsgarantie zehn

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Mill. Hektar Land „fairly fit for settlement", also mit dem Rechte, unbrauchbare Strecken zurückzuweisen, schenkungsweise überliess. Endlich wurden auch, was in den Vereinigten Staaten nie geschehen war, Kolonisationsgesellschaften mit grossen Landschenkungen ausgestattet, und zwar ohne andere Verpflichtung, als Ansiedler unter irgendwelcher Rechtsform darauf zu bringen. Der Effekt war, dass in der Tat viel englisches und amerikanisches Kapital für die Herbeischaffung von Einwanderern interessiert wurde. Es gibt kein Siedelungsgebiet, in dem es der Spekulation so leicht gemacht worden wäre, sich des Bodens zu bemächtigen, wie in Westkanada — und zu den Spekulanten gehört auch die Mehrzahl der Farmer, der Krämer, der Wirte. Alles spekuliert, alles ist gleichmässig daran interessiert, rosige Berichte über die natürlichen Reichtümer des Landes zu verbreiten.

Im vorigen Jahre wurde durch amerikanische und kanadische Landspekulanten in St. Paul, Minn. (also in den Vereinigten Staaten) eine Gesellschaft gegründet zu gar keinem andern Zweck, als für Westkanada durch Agenten und durch die Presse Reklame zu machen. Es wurden zunächst 222 000 Mark „für eine Campagne von 2 Jahren" zusammengebracht. Aber die Geschäftsreklame der Regierung bleibt hinter derjenigen der Privaten an Derbheit der Mittel nicht zurück.

Dennoch ist es erst in den letzten Jahren gelungen, eine für amerikanische Verhältnisse wirklich bedeutende Einwanderung heranzuziehen. Die Ziffer stieg für das ganze Dominion von 32 000 im Jahre 1898 auf 49 000 im Jahre 1901, und in den folgenden drei Jahren auf 67 000, 128 000, 130 000.

Unter den Einwanderern war lange die weitaus stärkste Gruppe (mehr als ein Drittel) die der Amerikaner, und man bemerkte diese Entwickelung in den Vereinigten Staaten mit unverhehltem Vergnügen. Im Jahre 1904 hat zum ersten Male die englische die amerikanische Einwanderung übertroffen (60 400 gegen 45 200).

Aber unter den Engländern befindet sich anscheinend viel armes Volk, das nicht in der Lage ist, eine Heimstätte aufzunehmen; von den Heimstättennehmern waren im Jahre 1904: Amerikaner 7659, Engländer, Schotten, Irländer 4918. Dagegen halten die kanadischen Westwanderer den Amerikanern etwa die Wage, so dass hier doch wohl eine der Majorität nach politisch zuverlässige Gesellschaft entsteht.

Alle andern Gruppen bleiben stark zurück — am stärksten sind noch die Ruthenen vertreten (7—10 000 Köpfe pro Jahr), die sich dem Druck der polnischen Regierung in ihrer galizischen Heimat entziehen — es sind meist Arbeiter, die indessen nach einigen Jahren aus ihren Ersparnissen auch Heimstätten erwerben und ausrüsten. Die Statistik führt jährlich etwa 2000 ruthenische Heimstättennehmer auf.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Deutsche und Skandinavier kommen nur in geringer Zahl nach Kanada; die Zuwanderung aus Deutschland umfasste in den Jahren 1902—1904 1048, 1857 und 2966 Köpfe, darunter 5—900 Heimstättennehmer. Nach der deutschen Statistik gingen in den letzten 3 Jahren nur 183, 480, 332 Personen nach Britisch-Nordamerika.

Es fragt sich, wie die geringe Beteiligung der Deutschen zu beurteilen ist. Meines Erachtens haben wir keinen Anlass, sie etwa planmässig von hier aus zu begünstigen, eher zum Gegenteil.

Zwar kann es uns ganz recht sein, wenn England aus der hilflosen Lage befreit wird, in der es sich heute gegenüber der Union gerade infolge der geringen Sicherung seiner wichtigsten, der nordamerikanischen Siedelungskolonie befindet. Erhält England hier durch eine zahlreiche und zuverlässige Bevölkerung eine festere Position, so wird es in die Lage kommen, gegen die Ausdehnung der politischen Hegemonie der Nordamerikaner in Mittel- und Südamerika mit mehr Energie als bisher aufzutreten. Und dort fallen die englischen und deutschen Interessen durchaus zusammen.

Aber es liegen zwei entscheidende Gründe gegen jede Förderung der deutschen Auswanderung nach Kanada vor:

1. Verlieren die Deutschen dort mit aller Sicherheit ihre Nationalität — nicht weniger als in den Vereinigten Staaten. Es sind im Anfange einige geschlossene Gemeinden von Deutsch-Russen angesetzt worden. Das System bewährte sich gut. Man hat es aus rein politischen Gründen verlassen. Man fürchtete mit Recht, dass sich in solchen geschlossenen Gemeinden das Aufgehen in die kanadische Nationalität verzögern würde. Heute zerstreut man die Siedelungsstätten wie in den Vereinigten Staaten über das Land, indem man den einzelnen quadratisch vermessene Landstücke zuweist und sie durch die Bestimmungen des Heimstättengesetzes zur hofweisen Siedelung nötigt. Dem von englisch sprechenden Nachbarn umgebenen Hofbesitzer bleibt keine andere Wahl, als das heimische Wesen so rasch wie möglich abzustreifen.

2. Wird dieser Verlust an inneren Gütern keineswegs durch die Gunst der wirtschaftlichen Bedingungen aufgewogen. Allerdings befindet sich ja das Land zurzeit in einer kräftigen Aufwärtsbewegung, und mit Recht setzt man in England darauf grosse Hoffnungen. Die Weizen-Anbaufläche von Manitoba ist von 1889 bis 1903 und 1904 von 623 000 auf 1 und 2,4 Mill. acres ausgedehnt worden, die Produktion an Vieh, Fleisch, Käse usw. hat — besonders in den alten Provinzen — nicht weniger zugenommen. Die landwirtschaftlichen Exporte schwankten in der ersten Hälfte der 90er Jahre noch um 50 Millionen Dollars, 1903 wurden für 112, 1904 für 98 Millionen exportiert. Beiläufig

ist es auch immer mehr gelungen, die Ausfuhr nach England zu dirigieren, heute gehen etwa fünf Sechstel aller landwirtschaftlichen Exporte ins Mutterland. Die kanadische Ausfuhr macht von dem englischen Einfuhrbedarf an Käse bereits etwa 80 Prozent aus, an Schafen 75 Prozent, Rindvieh 30 Prozent, Weizen 20 Prozent, Weizenmehl 11 Prozent. Eine weitere Zunahme dieses Verkehrs ist mit Bestimmtheit zu erwarten, und das sichert nicht nur auf der einen Seite Englands Versorgung, stärkt seine handels- und machtpolitische Stellung, sondern besagt auf der andern Seite auch, dass in Kanada recht viel fruchtbares Land vorhanden ist.

Aber daraus folgt noch nicht, dass dieses Land als ein für Deutsche wirtschaftlich geeignetes Siedelungsgebiet zu betrachten sei.

Man pflegt in den Vereinigten Staaten den kanadischen Westen mit einer gewissen Geringschätzung als das amerikanische Sibirien zu bezeichnen, und mit Recht. Wenige Länder besitzen eine so grosse Ähnlichkeit der klimatischen Verhältnisse wie die kanadische Prärieregion und das mittlere Westsibirien, die Gouvernements Tomsk und Tobolsk. Das Klima hat hier wie dort einen ausgeprägt kontinentalen, exzessiven Charakter: dem langen harten Winter folgt fast ohne mildernden Übergang ein kurzer, warmer Sommer; etwas weniger rasch ist der Wechsel von der warmen zur kalten Jahreszeit. Ebenso bestehen überaus schroffe Unterschiede zwischen Tag- und Nachttemperatur. Die Sommerwärme reicht zwar in Durchschnittsjahren hin, um alle unsere gewöhnlichen Getreidearten zur Reife zu bringen, zumal die an sich geringen Niederschläge zu mehr als 60 Prozent in der Vegetationszeit (April bis August) fallen, aber sehr häufig wird das Getreide durch Spätfröste, die bis in den Juni dauern, und Frühfröste, die oft schon im August und regelmässig in der ersten Hälfte des September auftreten, geschädigt. Wesentlich darauf, im Südwesten auch auf ungenügende Niederschläge, sind die überaus grossen Schwankungen der westkanadischen Ernten zurückzuführen. Man kann sich gegen den Frostschaden freilich durch Einlegung von Brache in jedem dritten Jahr einigermassen derart schützen, dass man das Land im Sommer pflügt und im nächsten Frühjahr dann die Saat in den Boden bringt, sobald der Frost einige Zoll tief gewichen ist.

Durch nichts aber lässt sich der Winter verkürzen. Macht auch das trockene Klima die ungeheure Kälte erträglich — in jedem Winter sinkt das Thermometer unter 40 Grad Cels., also unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers —, so ist doch ein Klima als ausgesprochen kulturfeindlich zu bezeichnen, das den Menschen zwingt, während mehr als 6 Monaten jede Feldarbeit einzustellen und sich untätig in seine Hütte zu verschliessen. Waldarbeit gibt es nicht auf der Prärie; der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

mittellose Mann, dessen Vorwärtskommen auf der intensiven Verwertung seiner Arbeitskraft beruht, gerät in solchem Lande leicht in Schulden und Elend.

Dazu kommt, dass die allzu liberale Landpolitik der Regierung den grösseren Teil des öffentlichen Landes innerhalb der besiedelungsfähigen Striche in die Hände von kapitalistischen Gesellschaften und Spekulanten gebracht hat. Von vornherein ist in den erschlossenen Gegenden die Hälfte des Bodens der kanadischen Pacificbahn und andern Linien, $^1/_{20}$ der früheren Herrin des Landes, der 1869 ausgekauften Hudsons-Bay-Kompagnie, ausserdem $^1/_{18}$ den Schulen überwiesen, so dass nur $^4/_{10}$ allen Landes der Besiedelung unter dem Heimstättengesetz offen stehen. Aber auch das Heimstättenland ist in allen der Bahn nahe gelegenen Distrikten rasch, in Manitoba längst vollkommen vergeben worden. Obwohl noch, absolut genommen, viel Regierungsland vorhanden ist, hat der Boden doch in den der Besiedelung eröffneten Gebieten auch von Westkanada bereits zum grösseren Teil einen Marktpreis gewonnen, der hinter dem Ertragswert nicht zurückbleibt. Der grosse Vorsprung, welchen die Ansiedler auf den amerikanischen Prärien dadurch gewannen, dass ihr Boden dem Wertsystem der Weltwirtschaft entrückt war, ist für die westkanadischen Gebiete nur in beschränktem Umfange vorhanden. Für unaufgebrochenes Land in der Nähe der Stationen musste man schon 1893 wenigstens 10 bis 12 Dollars für den acre zahlen. Die Eisenbahn verkauft in Manitoba gegenwärtig den acre für 4 bis 10 Dollars, weiter westlich gelegenes Land für $3^1/_2$ bis 7 Dollars. Bei einem Preise von 10 Dollars kostet eine Farm von 160 acres 1600 Dollars, dazu muss man mindestens 500 Dollars bar zur Verfügung haben. Ein Vermögen von 1200 bis 1500 Dollars gilt allgemein als ein sehr bescheidener Anfang.

Aus diesem Grunde und mit Rücksicht auf die harten langen Winter und die gefährdeten Ernten gehören nach Westkanada entweder Leute von ziemlich beträchtlicher Kapitalskraft, 5—10 000 Mk., oder Leute, die gänzlich bedürfnislos sind und in schlechten Zeiten sich krumm legen können, wie die Ruthenen. Die Deutschen, die ich in Kanada sprach, klagten über ihre Vereinsamung unter lauter fremdsprachigen Menschen, manche sind deshalb nach den Vereinigten Staaten gezogen, wo eher Landsleute zu finden sind. Obwohl man in Kanada bei vernünftiger Wirtschaft und wenn man nicht zu teuer gekauft hat, sein einfaches Auskommen finden kann, ist das Land nach alledem den deutschen Auswanderern nicht zu empfehlen.

Schliesslich noch ein Wort über die Ausdehnung des besiedelungsfähigen Landes. Es sind darüber die abenteuerlichsten Vorstellungen verbreitet, und selbst deutsche Gelehrte haben sich die Übertreibungen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der kanadischen Reklameschriften zu eigen gemacht. Es ist kein Zweifel, dass nur ein kleiner Teil des britischen Amerika als kulturfähig anzusehen ist. Nach den vorliegenden meteorologischen Beobachtungen und den eingehenden Berichten von Geologen, Botanikern, Eisenbahningenieuren ist anzunehmen, dass die Linie, bis zu welcher nördlich Weizen noch mit Vorteil im grossen gebaut werden kann, sich überall südlich vom 55. Grade, der Breite von Flensburg, hält.

Ein anderes, kleineres Gebiet, die Fortsetzung der Steppenregionen der Vereinigten Staaten, bleibt dem Ackerbau wegen ungenügenden Regenfalls verschlossen. Der fruchtbare Gürtel hat eine ungefähre Länge von 1000 englischen Meilen, eine Breite von 120 Meilen, er umfasst einen Flächeninhalt von etwa 120 000 sqm = 311 000 qkm, das ist sowiel wie drei Fünftel des Deutschen Reiches. Innerhalb des fruchtbaren Gürtels sind aber noch bedeutende Strecken von unfruchtbaren Sand- und Geröll-Lagern — Gebilden der Eiszeit — und von Sümpfen bedeckt. Nimmt man an, dass 50 Prozent bei extensiver Kultur zu landwirtschaftlichen Zwecken benutzt werden können, so ist das schon hoch gegriffen. Werden nun volle 40 Prozent der landwirtschaftlichen Fläche mit Weizen bestellt, so ergibt sich eine mögliche Gesamtausdehnung des Weizenareals von höchstens 15 Mill. acres, während die noch beträchtlich ausdehnungsfähigen Weizenflächen der Union heute bereits mehr als das Dreifache betragen, und dazu kommen dort die enormen Anbauflächen von Mais und Baumwolle, die in Kanada ganz fehlen.

So kann von einer Gleichwertigkeit des kanadischen und des amerikanischen Gebiets keine Rede sein, und es ist auch keine Hoffnung, dass, wie Lord Beaconsfield glaubte, Kanada die Vereinigten Staaten dereinst „vollständig und erfolgreich von den europäischen Märkten verdrängen werde".

Trotzdem ist Kanada ein wertvoller Besitz für England, und wir haben Anlass, seine Entwickelung mit freundlichem Interesse, wenn auch lediglich als Beobachter, zu verfolgen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die deutsche Auswanderung in die Städte der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Landesgewerberat Dr. **Dunker**, Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Gestatten Sie mir zunächst noch einige Worte zu der von meinem Herrn Vorredner mehrfach erwähnten Qualitätsveränderung, die die Einwanderung in die Vereinigten Staaten im Laufe des letzten Vierteljahrhunderts erfahren hat.

Nach der amerikanischen Statistik wanderten in der Zeit von 1821 bis 1878 ein:

aus Grossbritannien und Irland	4½ Millionen
aus Deutschland	3 „
aus Skandinavien (Schweden, Norwegen, Dänemark)	½ „

In derselben Zeit lieferten Italien, Österreich und Russland ungefähr zu gleichen Teilen rund 175 000 Menschen, eine Zahl, die gegenüber den fast 8 Millionen stamm- oder kulturverwandten Einwanderern gar nicht ins Gewicht fällt.

Von 1879 bis 1903 kamen an aus:

	Grossbritannien und Irland	2¾ Millionen	
	Deutschland	2⅛ „	6¼ Millionen
	Skandinavien	1½ „	
aus	Italien	1½ „	
	Oesterreich	1½ „	4¼ Millionen
	Russland	1¼ „	

Das Jahr 1903 endlich, das mit 857 000 die bis dahin höchste Einwandererzahl aufwies, zeigt aus Grossbritannien, Deutschland und Skandinavien zusammen 187 000 und aus Italien, Österreich und Russland zusammen 573 000 Einwanderer.

Recht interessante Ergebnisse liefert auch eine auf Grund der Zahlen des Commissioner General of Immigration aufgestellte Gruppierung der 812 870 Einwanderer des amerikanischen Fiskaljahres 1903/04 (1. Juli bis 30. Juni) nach ihrer Rassenangehörigkeit:

Germanen (einschliesslich der kulturverwandten Irländer)	245 664
Italiener	196 028
Slaven (einschliesslich der kulturverwandten Magyaren und Rumänen)	189 887
Juden	106 236
Levantiner (einschliesslich der kulturverwandten Portugiesen)	25 843

Der Rest verteilt sich auf eine Menge kleinerer Posten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aus diesen Zahlen ergibt sich, dass die Haupterzeuger neuamerikanischen Menschenmaterials nicht mehr wie einst die germanischen Kulturvölker Nord- und Mitteleuropas sind, sondern dass diese immer mehr zurücktreten hinter den in diesem Zusammenhange als Unkulturländer zu bezeichnenden Staaten Süd- und Osteuropas.

Mit der Qualitätsveränderung geht auch eine Zielveränderung des Einwandererstromes vor sich. Allein New York und Pennsylvanien empfingen im Fiskaljahre 1903/04 32 Prozent und 18 Prozent, zusammen also 50 Prozent aller Einwanderer. Auf die ganze nordatlantische Staatengruppe kamen 67 Prozent, auf die nördlichen Mittelstaaten 22 Prozent, auf den Westen 6 Prozent, auf die südatlantischen Staaten 3 Prozent, auf die südzentralen 1 Prozent; das letzte Prozent endlich ging nach Porto Rico, Hawai und Alaska.

Erwägt man, dass in den Hauptaufnahmegebieten kein freies Land mehr vorhanden ist, zieht man ferner in Betracht, dass im Westen nur Staaten mit starkem Bergbau in Frage kommen, und dass endlich die Zahlen für die südatlantischen Staaten hauptsächlich von Baltimore und den Westvirginischen Minendistrikten, die der Südzentralstaaten von New Orleans und Texas abhängig sind, so ergibt sich, dass die Masse der Einwanderer in die volkreichen Grossstädte und Industriegebiete des Nordens fliesst. Das flache Land des Nordens und der ganze Süden wird so gut wie gar nicht von ihnen berührt.

Der Zufluss dieser grösstenteils stamm- und sprachfremden Proletariermassen in die Grossstädte liefert zwar billige Arbeitskräfte für grosse öffentliche Arbeiten. Wie der Bau der ersten Pacificbahn ohne Chinesen nicht möglich war, so wäre ohne Italiener der New Yorker Subway undenkbar. Ein Teil der Italiener besteht zwar aus Saisonarbeitern, die zurückwandern. Die grosse Menge dieses Zuflusses aber, der überdies zu einer Zeit begann, wo auch in den Vereinigten Staaten eine bedenkliche Landflucht in die Grossstädte einsetzte, bildet ohne Zweifel eine Gefahr für das entstehende amerikanische Kulturvolk. Wer einmal den Osten von Manhattan durchwandert hat, wo beispielsweise auf dem Raume einer englischen Quadratmeile 300 000 südosteuropäische Juden zusammengepfercht sitzen, und wo die ganze Unkultur, der ganze Schmutz Südosteuropas sich mit dem Sumpf der Grossstadt mischt, der kann den Amerikaner verstehen, der für seine werdende Kultur fürchtet. Hier sind giftige Quellen der Unsittlichkeit, des Verbrechens und der Krankheit entstanden, hier erwachsen den Städten finanzielle Nöte aus unheimlich steigenden Schul- und Armenlasten; ein für wenige Dollar zu dirigierendes Stimmvieh bedroht hier die Grundfesten der jungen Demokratie.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dazu wirken diese Herden von hungrigen Menschen, die an ein dem amerikanischen Arbeiter gar nicht verständliches Existenzminimum gewöhnt sind, in gemeingefährlicher Weise lohndrückend. Auf ihre billige Arbeitskraft gründen Kapitalisten gewerbliche Unternehmungen und sweat-shops. Die starken Gewerkschaften, die die Aristokratie der Arbeiter darstellen, nehmen scharf Stellung gegen diese Einwanderer, versuchen aber gleichzeitig, um der schlimmsten Lohndrückerei abzuhelfen, sie zu organisieren. Die Stellung der Gewerkschaften wurde von den politischen Parteien, besonders der republikanischen, aufgenommen und fand ihren Ausdruck in den immer strenger werdenden Bestimmungen der Einwanderergesetze.

Wenn man früher im allgemeinen in jedem Einwanderer einen willkommenen Zuwachs nationaler Arbeitskraft und damit eine Bereicherung der Volkswirtschaft sah, ist in den letzten Jahren die Zahl derer stark gewachsen, die in jedem landenden Europäer einen unlauteren Wettbewerber im Kampfe um das tägliche Brot und eine Gefahr für die amerikanische Kultur sehen. Da namentlich in den höheren Gesellschaftsschichten viele Ehen kinderlos oder kinderarm bleiben, die Einwanderung aus Unkulturländern sich ständig zu steigern scheint und diese Proletarier sich stark vermehren, entstand und besteht in immer weiteren Kreisen eine Angst vor der „Deterioration of Race".

Diese Stimmungen finden bezeichnenden Ausdruck in dem Berichte des Einwanderungskommissars auf Ellis Island: „durch das Anfüllen unseres Landes mit Fremden, die in ihrer Heimat oft den untersten Schichten angehörten, und die durch Sprache und Sitte uns Amerikanern fremd sind, leidet unser Volkscharakter. Es ist die reine Torheit für ein Volk von 80 Millionen, mit Bewusstsein seine schon an sich grossen sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, seine Schul- und Armenlasten dadurch ins Ungemessene zu vergrössern, dass es derartige Einwanderer überhaupt zulässt. Fremde haben keinen Anspruch auf Zulassung in unser Land, und wir sollten nur die hinein lassen, die uns von Nutzen sind. Wir sollten alle Sentimentalität bei Seite schieben und energische Schritte tun, ehe weiteres Unheil geschieht."

Wenn es nun auch über jeden Zweifel erhaben ist, dass das deutsche Auswanderermaterial himmelhoch über den Südosteuropäern steht, so ist doch ebenso unzweifelhaft, dass auch die Art der Deutschen, die in Amerika eine neue Heimat suchen, nicht mehr dieselbe ist, wie im Laufe der ersten drei Viertel des vorigen Jahrhunderts.

Nach dem Report des Commissioner General wurde im Fiskaljahre 1902/03 bei 71 782 Deutschen bei der Landung ein Gesamtbarvermögen von 2 480 634 Dollar, 1903/04 von 74 790 ein solches von 3 622 675 Dollar ermittelt. Das macht pro Kopf 35 und 48 Dollar. Diese Zahlen be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehen sich auf sämtliche Einwanderer deutschen Volkstums, einerlei aus welchen europäischen Staaten sie stammten.

Im Jahre 1903 wanderten 36 310 Reichsangehörige aus, davon 2568 über Rotterdam. Von diesen 2568 fehlen Berufs- und Geschlechts-Angaben. Von den übrigen 33 742 waren nach den Angaben der Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reiches (1904 S. 51) tätig gewesen:

13544 in der Land- und Forstwirtschaft,
10172 im Gewerbe- und Bauwesen,
3146 im Handel und in der Versicherung,
2750 als Dienstboten,
1669 im Bergbau-, Hütten- und Salinenwesen,
896 im Gast- und Schankgewerbe und im Verkehrsgewerbe,
555 in freien Berufen,
327 in wechselnder Lohnarbeit,
683 waren ohne Beruf oder Berufsangabe.

Um klarer zu sehen, bringen wir von den 33 742 Personen zunächst in Abzug die 12 753 nicht erwerbstätigen oder -fähigen Angehörigen. Von den alsdann übrigbleibenden 20 989 Erwachsenen waren selbständig in ihrem Berufe:

in der Land- und Forstwirtschaft	450
im Gewerbe- und Bauwesen	370
im Handel und in der Versicherung	231
im Gastwirtsgewerbe usw.	55
dazu die freien Berufe	447
und die Berufslosen (einschl. 351 weibl.)	509
Summe:	2062

Unselbständig waren:

in der Land- und Forstwirtschaft als Knechte, Mägde und Tagelöhner	5999
als Gewerbegehilfen (einschl. 1090 weibl.)	6763
als Handlungsgehilfen	1964
als Dienstboten (einschl. 2483 weibl.)	2631
als Berg- usw. Arbeiter	761
als Gehilfen im Schank- usw. Gewerbe	588
als Ungelernte in wechselnder Arbeit	221
Summe	18 927

Von den erwerbstätigen deutschen Auswanderern, soweit sie von der deutschen Statistik erfasst werden konnten, waren also 90 Prozent

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Lohnarbeiter. Da hierbei auch die naturgemäss kapitalkräftigeren und gebildeteren eingeschlossen sind, die nach Tropenpflanzungen und in fremde Handelsstationen gingen, ist der Prozentsatz der Lohnarbeiter unter den Auswanderern nach Amerika noch höher.

Zu diesem Ergebnis stimmt, dass grosse Industriebetriebe ihre Fabrikordnungen sehr oft auch in deutscher Sprache in den Betriebsräumen aushängen, dass beispielsweise die Colorado and Iron Co., deren Bergwerke sich in Colorado, Wyoming, Utah und New Mexico befinden, und die Plymouth Cordage Company in Massachusetts die für ihre Arbeiter bestimmten Zeitschriften auch in deutscher Sprache drucken.

Erinnert man sich dazu der von dem Herrn Vorredner eingehend dargelegten Lage des Landmarktes in den Vereinigten Staaten, und berücksichtigt man die persönlichen Eindrücke zahlreicher vertrauenswerter Beobachter, so kann man behaupten, dass die deutschen Auswanderer, die heute nach den Vereinigten Staaten ziehen, in der Hauptsache nicht Land dort suchen, sondern Arbeit; es sind Workseekers, keine Homeseekers.

Wie sind nun die Ansichten, die sich dem einwandernden Lohnarbeiter drüben bieten? Nicht ohne Grund hat man Nordamerika das Paradies des Arbeiters genannt. Die Arbeitszeiten der gelernten Arbeiter sind wesentlich kürzer, die Lohnsätze um das doppelte bis vierfache und noch höher, als auf dem europäischen Festlande. So betrug beispielsweise 1903, nach dem für die Ausstellung in St. Louis ausgearbeiteten Septemberhefte des Bureau of Labor, der Stundenlohn der Schmiede im Durchschnitt der grösseren Industrieplätze 29,51 Cents bei $56^1/_2$stündiger wöchentlicher Arbeitszeit, der der Maurer 54,72 Cents bei 47,8stündiger wöchentlicher Arbeitszeit. In New York sind im Baugewerbe Tagelöhne von 5—9 Dollar nicht ungewöhnlich, und im Maschinengewerbe scheinen die Begriffe des hochqualifizierten Arbeiters und des Ingenieurs vielfach ineinander überzugehen.

Eine Enquete des Bundesarbeitsamts, deren Ergebnisse in dem soeben erwähnten Septemberhefte enthalten sind, erstreckte sich auf die wirtschaftlichen Verhältnisse von 25 440 Familien, die 1901 in den Hauptindustrieorten von 33 Staaten ansässig waren. Sie bezog sich auf Handwerker aller Art, Eisenbahnunterbeamte, ungelernte Arbeiter, Handlungsgehilfen mit einem Gehalt unter 1200 Dollar usw. Dabei ergab sich als Durchschnittseinnahme der Familie von 4—6 Köpfen die Summe von 750 Dollar, wovon 80 Prozent durch den Lohn des Mannes, der Rest durch Arbeit der Kinder und Frauen, durch das Halten von Kostgängern und sonstige Nebeneinnahmen aufgebracht wurden. Am höchsten wa-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ren die Löhne im Westen mit 883 Dollar, dann folgten die nordatlantischen mit 755 Dollar, die nördlichen Mittelstaaten mit 752 Dollar, die südatlantischen mit 691 Dollar und endlich die südlichen Mittelstaaten mit 675 Dollar.

Demgegenüber wird manchmal von Leuten, die die Vereinigten Staaten bereist haben, geltend gemacht, dass der Geldwert dort wesentlich geringer sei, als bei uns. Das ist in der Allgemeinheit falsch. Alles, was Luxus ist oder auch nur daran grenzt, ist teuer, sehr teuer im Vergleich zu unsern Verhältnissen. Reisen mit allem, was dazu gehört, ist Luxus, wobei auch noch zu erwähnen ist, dass der Durchschnittsdeutsche sich beim Reisen in Amerika in ganz kurzer Zeit an Ansprüche gewöhnt, die er in seiner Heimat nie stellen und ganz gewiss nicht bezahlen würde.

Alles, was zum unmittelbaren Unterhalt gehört, wie Fleisch, Brot, fertige Kleider, fabrikmässig hergestelltes Hausgerät, ist in Amerika nicht teurer als bei uns, zum Teil sogar billiger. Sicher billiger sind grobe Lederwaren, besonders Schuhwerk. Kleine Wohnungen sind in New York, und gewiss auch in manchen andern Grossstädten, in den Tenementquartieren teuer und schlecht, aber vielerorts sind sie, nach meinen persönlichen Erkundungen, nicht teurer, als bei uns, dabei oft mit grösserem Komfort — Warmwasserversorgung, Zentralheizung, Bad — ausgestattet. Bei den oben erwähnten 25 440 Familien von 4—6 Köpfen kommen durchschnittlich 5 Räume auf die Familie, 1 Raum pro Kopf. Von diesen 25 440 Familien haben 2567 ganz genaue Einzelheiten über ihre Ausgaben berichtet. Sie verwandten durchschnittlich $14^1/_2$ Prozent ihrer Ausgaben auf die Wohnung.

Der durchschnittliche Jahresverbrauch dieser Familien für 1901 zeigt unter anderm folgende Posten: 348,7 kg Fleisch, 37,3 kg Fisch, 121,7 kg Zucker, 52,1 kg Butter, 38,1 kg Schmalz, 85 Dutzend Eier. Bessere unverheiratete Arbeiter geben in Logierhäusern wöchentlich 4—6 Dollar für Wohnung und Verpflegung aus. Das sind Sätze, wie sie unser städtischer Mittelstand in den kleinen Seebädern und Gebirgsorten als Wochenpension pro Kopf in der Sommerfrische zahlt. Überhaupt ergibt die Aufstellung, dass die Lebenshaltung des gelernten amerikanischen Arbeiters höher ist, als die unseres Kleinbürgers. Wir haben allen Grund die Vereinigten Staaten um diesen neuen Mittelstand, den hochgelohnten, gelernten Arbeiter zu beneiden, der allerdings zwei Haupttugenden unseres deutschen Kleinbürgertums, Anspruchslosigkeit und Sparsamkeit, nicht besitzt, der aber für geistige Getränke viel weniger und für geistige Bedürfnisse wahrscheinlich bedeutend mehr ausgibt als der deutsche Kleinbürger.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Frage ist nun aber: Kommt der deutsche Einwanderer in diese eben gekennzeichneten Arbeits- und Lebensverhältnisse hinein? In dieser Allgemeinheit ist die Frage weder zu bejahen, noch zu verneinen. Dass ein Teil der Einwanderer in diese Verhältnisse hineingelangt, ergibt die Enquete, die auf die Fremden besonders Rücksicht nimmt. Voraussetzung dabei ist einmal, dass der betreffende gelernter Arbeiter von hoher Leistungsfähigkeit ist. Dazu muss er anpassungsfähig sein; es ist beispielsweise durchaus zweifelhaft, ob sich ein tüchtiger deutscher Maurer in der Arbeit beim Bau der riesigen Wolkenkratzer, die so ganz anders aus ihrem stählernen Rahmengerüst heraus entstehen als unsere Bauten, gleich zurechtfinden wird. Desgleichen wird die Mehrzahl unserer Klempner nicht ohne weiteres als plumber tätig sein können.

Zu diesen, in den Arbeitsmethoden liegenden Schwierigkeiten, kommen Schwierigkeiten, die sich aus der sozialen Stellung des Arbeiters ergeben. In eine altfundierte Gewerkschaft hineinzukommen, wird ihm meist, schon wegen der hohen Eintritts- und Beitragsgelder, sowie wegen der Stellung dieser Gewerkschaften zu den einwandernden Lohndrückern schwer fallen. Wie stellt er sich überhaupt zu der Union, so lange er die ganze Lage des wirtschaftlichen Kampfes nicht übersieht, schon weil er die Sprache nicht beherrscht? Überhaupt so lange er nicht englisch verstehen, sprechen, lesen und womöglich schreiben kann, wird sein Schicksal meist sein, dass er zunächst, der Not gehorchend, Gelegenheitsarbeit tun muss, für die der weisse amerikanische Arbeiter sich zu gut dünkt. Wer das ganze Elend dieses deutschen Arbeiters ermessen will, der lese das Buch von Kolb.

Anders liegt natürlich die Sache, wenn jemand herüberkommt, für den bereits durch Verwandte oder Freunde drüben oder brieflich von Europa aus eine Stellung besorgt ist. Aber auch hier ist Vorsicht geboten. Gute Freunde unterhalten oft einen sweat-shop, in dem sie unerfahrene Landsleute ausnutzen; und dann sei daran erinnert, dass das Einwanderungsgesetz das Landen von engagierten Arbeitern verbietet. Nach der neuesten Redaktion des Gesetzes kann jemand noch innerhalb dreier Jahre wegen Verstosses gegen seine Gebote belangt und wieder ausgewiesen werden. Bei der Schärfe der Gegensätze und bei der rücksichtslosen Brutalität, mit der Lohnkämpfe drüben geführt werden, sind Denunziationen von dieser oder jener Seite nicht ausgeschlossen.

Ist die Lage also für den Eingewanderten nicht ohne Schwierigkeiten, so lange er jung und gesund ist, so wird sie schlimm bei älteren und kränklichen. Der amerikanische Arbeitgeber steht durchweg zu

seinen Arbeitern in einem rein sachlichen Geschäftsverhältnis, das sich u. a. darin äussert, dass der Arbeiter den Fabrikherrn auch an der Arbeitsstätte nicht grüsst. Man mag das bedauern oder für ein Glück halten, aber ein Zug der Unbarmherzigkeit wird dadurch in das Leben hineingetragen. Ich hörte von Arbeitgebern, die ihre Leute mit 40, ja sogar schon mit 35 Jahren ablegen. Die Handhabung der Haftpflichtgesetze ist meist so, dass der Arbeiter bei Krankheiten und Unglücksfällen, auch Betriebsunfällen, auf sich allein angewiesen ist. Auch die Gewerkschaft lässt ihn meistens im Stich, da die amerikanischen Unions weit weniger Wohlfahrtspflege treiben, als die englischen, sondern ganz folgerichtig den Gedanken zu verwirklichen streben, die Arbeit durch den Kampf mit dem Kapital so zu stellen, dass eine besondere Wohlfahrtspflege nicht mehr nötig ist.

Die ungelernten Arbeiter verdienen mit 1—1,60 Dollar bedeutend mehr als in Deutschland. Auch hat der Ungelernte bei der kürzeren Arbeitszeit mehr als bei uns die Gelegenheit, in den Abendstunden in trade schools, wirklichen Lehrwerkstätten, in verhältnismässig kurzer Zeit ein Handwerk und die fremde Sprache zu lernen. So kann er, wenn er intelligent, anstellig, gesund und willensstark ist, den Übergang finden aus der Menge der ungelernten in die Aristokratie der gelernten Arbeiter.

Am schlimmsten ergeht es meist jungen Kaufleuten, die in der Heimat weiter nichts gelernt haben, als höheren Schreiberdienst, und die harter körperlicher Arbeit nicht gewachsen sind. Sie schätzen sich glücklich, wenn sie in New York für einen Wochenlohn von 8 Dollar unterkommen, eine Summe, die ein Bauhandwerker oft an einem Tage verdient. In den meisten Fällen ist die Stellenlosigkeit mit all ihrem Elend und schlechteste Gelegenheitsarbeit ihr Los.

Glänzend sind die Aussichten der Dienstboten. Mädchenlöhne von monatlich 25—30 Dollar sind gewöhnlich, höhere, bei guten Leistungen, nicht selten; die Arbeitszeit ist durchweg kürzer und geregelter, die Behandlung sachlicher als bei uns. Junge Mädchen von 18—20 Jahren, die tüchtig, gesund und charakterfest sind, können in zehn Jahren drüben leicht so viel erwerben, dass sie dann als „gute Partie“ in die Heimat zurückkehren können.

Jeder, dem es schlecht geht, hat heute in den Vereinigten Staaten noch immer eine letzte Zuflucht, Tagelöhnerarbeit auf dem Lande. Dorten, wie bei uns, leidet die Landwirtschaft unter der Leutenot. Das Arbeitsnachweis-Bureau der deutschen Gesellschaft der Stadt New York vermittelte 1903 10 801 Stellen, 9124 für Männer, 1677 für Frauen. Diese

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wurden fast alle als Dienstmädchen vermietet, von jenen erhielten 4 Stellen als Handlungsgehilfen, 1252 als Handwerker, und 7868 als landwirtschaftliche Arbeiter oder sonstige Tagelöhner. „Die Zahl der vermittelten Stellen wäre auch in diesem Jahre wesentlich höher gewesen, wenn wir die täglichen Nachfragen nach deutschen Farm-Arbeitern auch nur annähernd hätten erledigen können." Über die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiter bin ich nicht genau unterrichtet, die Löhne und die Lebenshaltung sind auch hier höher als bei uns, die Arbeit ist hart und das Klima angreifend. Deutsche in den Süden zu verschicken, wo sie mit Negern konkurrieren, ist grober Unfug.

Der früher so gewöhnliche Weg, dass der deutsche Arbeiter im Osten in einigen Jahren soviel erarbeitete, dass er in der Lage war, im Westen eine Heimstätte aufzunehmen, ist nicht mehr gangbar. Das Land, das jetzt noch frei ist, ist, wie Ihnen mein Herr Vorredner darlegte, mit wenigen Ausnahmen nicht derart, dass jemand ohne bedeutenderes Anlagekapital darauf vorwärts kommen kann. Die meisten deutschen Einwanderer, abgesehen natürlich von denen, die bei Angehörigen und Freunden sichere Plätze finden, werden in der neuen Welt das bleiben, was sie in der alten waren, Lohnarbeiter. Der Einzelne hat eine grössere Chance als in der Heimat, sich hinaufzuschwingen in wirtschaftlich höhere Schichten, er hat aber auch eine grössere Chance hinuntergedrückt zu werden in die untersten Schichten des Proletariats.

Endlich ist eins nicht zu vergessen, ein sehr grosser Teil der Deutschen, besonders aus unserem fröhlichen Westen und Südwesten, wird die harmlose Sinnlichkeit des Vaterlandes vermissen, die auch dem wenig Begüterten sein Quantum Lebensgenuss gönnt. Der Genuss tritt in Amerika zurück, da er teuer ist, und wo er erscheint, ist er oft, für die unteren Schichten fast immer brutal. Es fehlt der Gesang bei der Arbeit, die heitere Freude am menschlichen Dasein; an die Stelle der Musik tritt der Komfort; allerdings auch an die des Alkohols.

Das war bis jetzt eine Erörterung der Auswanderungsfrage vom privatwirtschaftlichen Standpunkt des Auswanderers aus. Die Sache hat aber noch ihre andere, die nationalpolitische Seite. Man spricht von Herrenvölkern und solchen Nationen, die es nicht sind. Zweifellos gehören zu jenen die Engländer und Amerikaner. Wir Deutsche haben noch nicht wieder die Höhe erreicht, die wir bis zum 16. Jahrhundert behaupteten. Der englische und der irische Einwanderer verschwindet in Amerika rasch unter den Eingeborenen, er bleibt nicht in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Einwandererschicht. Das amerikanische Volk im engeren Sinne, d. h. die weisse, englisch redende Mehrheit, ist zu seinem Glücke eine einheitlichere Masse als die europäischen Völker. Ausser dieser einheitlichen Masse aber sind zwei streng geschiedene Unterschichten vorhanden, das sprachfremde Einwanderungsproletariat und die Farbigen. Dass unsere Landsleute stark unter der einen Schicht vertreten sind, dass sie gerade als Kellner, Barbiere, Dienstboten in den Stellungen, die der jedem persönlichen Dienst abgeneigte und auf seine persönliche Freiheit so stolze Angelsachse verschmäht, mit dem Neger konkurrieren, trägt nicht zur Hebung des deutschen Ansehens bei der grossen Masse bei.

Das Wort deutsch, auf das wir stolz sind, ist in der Form „dutch" zum Schimpfwort geworden, und die Stellung der Deutschen in der Öffentlichkeit drüben ist nicht so, wie wir es nach ihrem Anteil an der Besiedelung und Kultivierung der Vereinigten Staaten erhoffen könnten und wünschen müssten.

Deutsche erscheinen, abgesehen von den Niederländern des 17ten Jahrhunderts im heutigen New York, seit dem 18. Jahrhundert im Gebiete der Vereinigten Staaten. Im Laufe des 19. Jahrhunderts beträgt die Zahl der deutschen Einwanderer rund 5 Millionen gegenüber etwa 7 Millionen Englisch redender. Die deutsche Völkerwanderung ist in erster Linie abhängig von den wirtschaftlichen und politischen Verhältnissen im Vaterlande; sie setzt besonders kräftig ein seit 1848, erreicht ihren Höhepunkt (206 000) im Jahre 1881, sinkt um die Wende des Jahrhunderts auf unter 20 000, um dann wieder langsam anzusteigen (1903: 33 649 nach der deutschen Statistik).

Als die ersten grösseren Mengen erschienen, betraten sie kein herrenloses Land mehr, wo Staaten zu gründen waren. Das hatten vor ihnen Engländer besorgt. Die Deutschen fanden den politischen und sozialen Rahmen vor und halfen ihn füllen. Dieser Rahmen war rein englisch, und rein englisch war auch die Füllung im Norden und im Süden der atlantischen Küste. Mehr Völkermischung trat in den mittleren Kolonien ein. War schon die Zeit zur Staatengründung verpasst, so waren auch die Deutschen nicht aus dem Holze geschnitzt, aus dem die Weltgeschichte Staatengründer macht. Es fehlte ihnen das stolze, freie Volkstum, der Hintergrund eines starken nationalen Staates. Sie waren nicht erwachsen in der stärkenden Luft freier Selbstverwaltung, sondern in der Jämmerlichkeit kleiner Despotenwirtschaften. Man vergleiche nur die Salzburger Protestanten und die böhmischen Brüder Zinzendorfs mit den harten Pilgervätern Neu-Englands, die jenseits des stürmischen Meeres eine Stätte suchten, wo sie ihrem Gott in ihrer Weise dienen konnten, wo sie aber zugleich Engländer bleiben konnten. Beides, ihren Glauben und ihr stolzes Volksbewusstsein, nahmen sie mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

über das Meer; ehe sie ans Land gingen, machten sie aus ihrem nationalpolitischen Instinkt heraus an Bord der Mayflower eine Verfassung und wählten ihren Governor. So nahm im Jahre 1620 ein Herrenvolk Besitz von einer neuen Welt.

Wie anders unsere Landsleute im 18. Jahrhundert. Viele Tausende, die unter heimischem Druck seufzten, wurden in die Fremde gelockt und hinübergeschafft von schändlichen Seelenverkäufern als weisse Sklaven, „indented servants", deren Lage besser als durch lange Worte durch die folgenden, nach Sartorius von Waltershausen zitierten Zeitungsannoncen aus Philadelphia bezeichnet wird:

„Das Schiff Polly, Kapitän Robert Foster, ist von Rotterdam angelangt mit 250 deutschen Leuten. Selbige sind alle frisch und gesund. Man melde sich usw."

„Es sind noch 50—60 deutsche Leute, welche neulich von Deutschland angekommen sind, vorhanden . . . . darunter zwei Schulmeister, Handwerksleute und Bauern, auch artige Kinder, sowohl Knaben als Mädchen. Sie möchten für ihre Fracht dienen."

Über die Lage des deutschen Menschenmarktes in Amerika gibt Sartorius von Waltershausen eine charakteristische Äusserung des zeitgenössischen Geschichtsschreibers des Freistaats von Nord-Amerika, D. von Bülow:

„Rüstige Ackerknechte und Handwerker lassen sich gar leicht verkaufen, zuweilen aber schleicht sich ein unverkäuflicher Artikel mit ein. Dergleichen schlechte Artikel sind Offiziere und Gelehrte. Der Kapitän, welcher dergleichen Ware importiert, kennt den Markt nicht."

Die deutschen Einwanderer des 19. Jahrhunderts waren ländliche Tagelöhner, jüngere Bauernsöhne, gelernte und ungelernte Handarbeiter. Dazu kamen in beschränkter Zahl Kaufleute und Akademiker, diese besonders in den traurigen Reaktionsperioden der 20er und 50er Jahre and in der Zeit der Überproduktion von Intelligenzen in den 80er und 90er Jahren. Dann ist schliesslich noch hinzuweisen auf die verlorenen Kinder des alten Vaterlandes, gestrandete Offiziere, verbummelte Studenten, bankrotte Kaufleute und Landwirte und ähnliche Existenzen, die oft durch den scharfen Luftzug des amerikanischen Lebens geläutert wurden, oft in seinem Strudel untergingen. Die grosse Menge war ein arbeitsfroher Menschenschlag, der bei der Erschliessung des Westens, im Hinterwalde und besonders in den Präriestaaten eine ganz hervorragende Rolle als Pionier des Ackerbaus gespielt hat. Namentlich auch die deutsche Frau, die im Gegensatze zur Angelsächsin nicht nur als tüchtige, sparsame Hausfrau, sondern auch mit Hacke und Spaten in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Feld und Garten dem Manne zur Seite stand, leistete ihren Anteil an dieser Kulturarbeit. Als Farmer zerstreut unter Englisch redenden, als kleinbürgerliche Minderheiten in den angelsächsischen Städten sind diese Leute vielfach zu behäbigem Leben, manchmal auch zu Wohlhabenheit und Reichtum gelangt. Sie haben gewiss manchen Zug deutschen Frohsinns, deutscher Herzlichkeit und Gemütlichkeit hineingetragen in das kältere fremde Volk, aber man kann nicht sagen, dass sie Apostel deutscher Kultur im höheren Sinne des Wortes gewesen sind. Eine deutsch-amerikanische Kultur gibt es nicht in den Vereinigten Staaten.

Daraus den deutschen Einwanderern einen Vorwurf zu machen, ist ungerecht. Sie kamen arm und ohne deutsche Kultur, oft Stiefkinder unseres Vaterlandes. Sie sahen sich bei ihrer Ankunft einer überlegenen geistigen und vor allem einer überlegenen materiellen Kultur gegenüber, deren Sprache sie nicht verstanden, deren Formen ihnen imponierten und in die hinein zu gelangen ihr Ziel sein musste, wenn sie nicht untergehen wollten. Diejenigen, die emporstiegen, wuchsen mit Naturnotwendigkeit in diese Kultur hinein und genossen ihre Güter. Ist diese Kultur noch oft an sich parvenühaft, so trat das Parvenühafte doppelt stark hervor bei dem Emporkömmling aus fremden, kleinen Verhältnissen. Mancher blickte von der vermeintlichen Höhe der neuen Kultur herab auf die deutsche, die er nicht kannte, auch in der alten Heimat nie gekannt hatte.

So konnte die deutsche Kultur die Söhne des Vaterlandes nicht bei ihrem Volkstum halten. Am festesten hält ihn noch die Kirche, besonders das strenge Luthertum, doch auch in diese konventikelartigen Kreise dringt das Englische ein. Selbst wenn der Deutsche persönlich mit Liebe und Treue an seiner Sprache und seinem Volkstum hängt, auf die Dauer sind die Verhältnisse stärker als die Menschen. Es ist zuzugeben, dass die Entwickelung unseres Landes seit 1870 und die glänzenden Erfolge deutscher Wissenschaft, deutschen Gewerbes und deutscher Organisation in St. Louis die Position der Deutsch-Amerikaner drüben gestärkt haben. Aber täuschen wir uns nicht über die wahre Sachlage: alle ihre Veranstaltungen haben den Blick nach rückwärts gerichtet, auf Kommersen, Krieger- und Sängerfesten, auf deutschen Tagen, in deutsch-amerikanischen Liedern klingt immer die Sentimentalität durch, das wehmutsvolle Gedenken an Zeiten, die vergangen sind, unwiderruflich vergangen sind. Die Zukunft sieht amerikanisch aus. Bestenfalls spricht die zweite Generation noch ein mässiges Deutsch, die dritte ist amerikanisiert. Sitte und Schule tun mit tödlicher Sicherheit ihre einebnende Arbeit.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Insbesondere weise ich auf den mächtigen Einfluss der amerikanischen Schulen hin. Sie gelten als nationales Heiligtum; ihr Erziehungsideal ist „der amerikanische Bürger"; auf dem ersten Blatte der Fibeln leuchten die Sterne und Streifen, und die Sterne und Streifen wehen von allen öffentlichen Schulgebäuden des weiten Landes. In den Grossstädten, wo die Einwanderer zusammenströmen, gilt die „Americanisation" der fremden Kinder offen als ein Hauptzweck der Elementarschulen. Diese Americanisation ist nicht zu vergleichen mit der Germanisierung, die wir in unsern Grenzgebieten zu betreiben haben. Wir haben es mit widerstrebenden Fremden zu tun, die hartnäckig an ihrem Volkstum hängen und uns bewusst feindselig gegenübertreten. Anders in Amerika. Die Erwachsenen müssen die neue Sprache annehmen, wenn sie wirtschaftlich nicht untergehen wollen. Sie wollen Kinder des neuen Volkes werden, dem sie sich freudebrausend an das Herz werfen. Und dieses neue Volk, die freien grossen Verhältnisse, üben einen starken Zauber aus. Einen solchen Zauber übt auf das heranwachsende Geschlecht die amerikanische Erziehung, die das Kind nicht regiert, wie unsere Schule, sondern die schmeichelnd das Kind umwirbt. Geht durch unsere Schule oft ein Zug der herben Strenge, so gibt das heitere Spiel der amerikanischen Schule ihr Gepräge. Und diesem Geiste, in dem der Amerikanismus ihm sich naht, widersteht das Kind nicht, wie die Geschichte lehrt, wie auch Eltern bezeugen, die vorübergehend in Amerika wohnen.

Für Erwachsene gibt es trade schools, wo in einigen Monaten die Elemente eines Handwerks und zugleich die englische Sprache erlernt werden können. Fortbildungsschulen, deren ausgesprochener Hauptzweck die Americanisation ist, sind in allen Grossstädten. Ich sah in einer Fortbildungsschule im wildesten Chicago, wo unter den Schülern 28 verschiedene Nationalitäten vertreten waren, ein junges Mädchen von vielleicht 25 Jahren mit Takt und Liebenswürdigkeit und augenscheinlichem Erfolge an dieser Assimilierungsarbeit. Einzelne Staaten, wie Massachusetts, erzwingen durch Gesetz den Besuch solcher Fortbildungsschulen von allen jugendlichen Arbeitern unter 21 Jahren, die des Englischen nicht hinreichend mächtig sind.

Überall, in Schule und Leben, tritt dem fremden Besucher das stolze Selbstbewusstsein des Amerikaners entgegen, um den wir Grund haben, ihn zu beneiden, das sich aber oft zu blinder Überhebung steigert. Es beruht auf der Erinnerung an eine grosse Geschichte, auf dem Erleben einer grossen Gegenwart und auf dem Glauben an eine noch grössere Zukunft. Es wurde gesteigert, oft nervös gesteigert, durch den leichten Sieg über das altersschwache Spanien, und den infolge des labilen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zustandes des europäischen Gleichgewichts immer mehr steigenden politischen Einfluss der jungen Weltmacht. Das Bewusstsein des „civis americanus sum" wird täglich bei den breitesten Massen neu genährt, nicht durch das Gefühl des Hasses gegen andere Völker, sondern durch das des Mitleids und der Überlegenheit gegenüber den armseligen Proletariermassen Europas, die Brot und Freiheit suchend an die Schwelle der neuen Welt treten. Eine gewissenlose Presse tut das Ihrige, um Europa, speziell Deutschland, als Land der Tyrannei, der Soldatenschinderei und der Hungerlöhne in den Augen der kritiklosen Menge herabzusetzen.

Politischen Einfluss haben die Millionen Deutscher drüben, wenn man von wenigen Ausnahmen, die sich meist auf die 48er, die Sklavenfrage und die Temperenzgegnerschaft beziehen, absieht, nicht ausgeübt. So wenig es eine deutsch-amerikanische Kultur gibt, gibt es eine deutsch-amerikanische Politik.

Unsere Landsleute waren meist politisch ungeschult, ihr Sinn stand auf die Wirtschaft. Und wenn sie es zu etwas bringen, so ist ihnen meist das Geld ein Mittel zum Genuss und nicht ein Machtmittel, wie dem Kapitalisten amerikanischer Herkunft. Man hat wohl gesagt, dass Hoboken eine Vorstadt von Hamburg sei, wo ausser Deutschen nur ein Irländer wohnte; und diesen einen Irländer wählten die Deutschen regelmässig zum Mayor. Das ist natürlich ein Scherz, aber in diesem Scherze liegt eine tiefe bittere Wahrheit.

Einen grossen aktiven politischen Einfluss der Deutsch-Amerikaner zu erhoffen, ist eine Vorstellung, die nur zu schmerzlichen Enttäuschungen führen wird; wohl aber kann man erwarten, dass der deutsche Bevölkerungsteil einer direkt deutschfeindlichen Politik, auf welche die von Engländern und nativistischen Schreiern bediente Presse, auch wohl Polen und andere Elemente hindrängen, hemmend entgegenwirke. Dazu bedarf es aber keines Nachschubes von deutschen Proletariern. Das kann und tut, wie mir scheint, eine kleine Auswahl gebildeter Deutsch-Amerikaner, die meist der ersten Generation angehören. Bei einer andern kleinen Gruppe macht sich eine Reaktion der Nationalität auf dem Umwege über den Familiensinn geltend. Auf einer gewissen Kulturhöhe regt sich der Sinn für die Vergangenheit; es stellt sich ein Ahnen-Bedürfnis ein, und der erwachende Sinn für Geschichte und Familie führt zur Mutterkultur zurück. Diese wird dann als etwas Neues studiert: man verfolgt den deutschen Einfluss bei der Erschliessung des Landes, man tritt der Überhebung des Nativismus entgegen. Die Masse der Anglo-Amerikaner lohnt dieser klei-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nen Auslese ihre Arbeit schlecht. So wurde der Professor Göbel für sein schönes tapferes Büchlein über das Deutschtum in Amerika vielfach beschimpft und zeitweise sogar von seinem akademischen Lehramte vertrieben.

Nach dem, was ich bis jetzt mir die Freiheit nahm, Ihnen vorzutragen, meine Herren könnten Sie vielleicht entnehmen, ich sei der Ansicht, dass kein deutscher Einfluss in den Vereinigten Staaten wirke. Das würde falsch sein. Deutsche Wissenschaft, deutsche Erziehungsgedanken und deutsche Musik sind wesentliche Kulturfaktoren in Amerika geworden. Aber sie gründen sich nicht auf eine deutsch-amerikanische Kultur, sondern auf den unmittelbaren Einfluss Alt-Deutschlands, der zum kleinen Teile durch auswandernde Deutsche erster Generation, zumeist aber durch Amerikaner vermittelt wird, die in Deutschland studieren.

Ich habe geglaubt, etwas ausführlich das Thema des Deutsch-Amerikaners behandeln und meine Anschauung darüber scharf hervorheben zu sollen, weil auf diesem Gebiete gut gemeinter, ehrlicher, deutscher Patriotismus manchmal durch eine rosa Brille sieht.

In der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, dem anzugehören ich mir als Ehre rechne, steht in diesem Jahre zu lesen: „An 13 Millionen Deutsche sind seit zwei Jahrhunderten in die Vereinigten Staaten eingewandert, an 10 Millionen sprechen heute deutsch, und Deutsch wird jetzt anstelle des Französischen, als zweite Sprache in den Schulen gelehrt." „Der ‚Typus Amerikaner' aber ist nur ein Begriff, keine Wirklichkeit; es gibt drüben keine völkische Einheit, und es wird vermutlich eine solche nie geben. Und warum soll die Union nicht ein Staatenbund oder ein Bundesstaat nach Art der Schweiz werden? . . . Gemeinsam allen Amerikanern ist zurzeit nur das Recht und die englische Amtssprache; eine amerikanische ‚Rasse' aber gibt es so wenig, wie etwa eine schweizerische oder eine österreichische oder auch romanische Rasse."

Das sind gemeingefährliche, unrichtige Sätze, die auf vollständiger Unkenntnis Amerikas beruhen und denen man, um bösen Enttäuschungen vorzubeugen, nicht zeitig und nicht deutlich genug entgegentreten kann. Nicht 13 Millionen Deutsche, sondern höchstens die Hälfte davon sind in die Vereinigten Staaten eingewandert. Woher weiss der Verfasser, dass an 10 Millionen deutsch sprechen? Die Deutschen, die drüben leben, sprechen nicht schlechthin deutsch, sondern sie sprechen nach kurzer Anwesenheit im Lande englisch, und nur ein kleiner Teil von ihnen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kultiviert in der ersten Generation sein Deutsch im Schosse der Familie und des Freundeskreises als einen kleinen hortus deliciarum.

Deutsch wird nicht anstelle des Französischen in „den Schulen" gelehrt, sondern gerade in den letzten Jahren ist das Deutsche von folgerichtig amerikanisch denkenden Schulmännern aus den öffentlichen Elementarschulen entfernt worden. Es wird in den öffentlichen Mittelschulen neben dem Lateinischen, Griechischen, Französischen und Spanischen, meist als Wahlfach, betrieben, und zwar gewöhnlich recht schlecht betrieben, wie ich aus eigener Beobachtung weiss, etwa wie das Französische auf manchen deutschen Gymnasien. Die deutschen Schulen, die noch vorhanden sind, sind meist Kirchenschulen und einige wenige Privatschulen. Beide gehen zurück, während die amerikanische Nationalschule mit Riesenschritten vorwärts schreitet und, wie oben gezeigt ist, erfolgreich im Dienste der Americanisation steht.

Der Typus Amerikaner endlich hat sich in wunderbarer Einheitlichkeit entwickelt. Er ist einheitlicher als der Typus des Deutschen in der alten Heimat. Unterschiede, wie zwischen dem Friesen und Obersachsen, zwischen dem Ostpreussen und dem Rheinländer gibt es unter den englisch redenden Amerikanern nicht, trotz all den Unterschieden, die naturgemäss zwischen der Kultur Neu-Englands und westlicher Barbarei bestehen. Wie mit Naturnotwendigkeit Schritt auf Schritt die Einwanderer hineinsteigen in das Amerikanertum, habe ich mich bemüht vorher zu zeigen. Der starke Zufluss guten deutschen und skandinavischen wie des minderwertigen südost-europäischen Blutes mag auf die Gestaltung des Typus „Amerikaner" einwirken. Aber vorhanden ist der Typus, und er wird nicht nur einheitlich bleiben, sondern immer einheitlicher werden; seine Sprache wird das Englische sein, und zwar seine einzige Sprache. Doppelsprachige Generationen und doppelsprachige Grenzstriche kann es geben und gibt es, aber doppelsprachige Völker kennt die Weltgeschichte nicht.

Sie gestatten mir wohl, Ihnen einige kurze Sätze aus amerikanischer Feder zu diesem Kapitel vorzulesen: „Wir heissen den Deutschen oder Irländer willkommen, wenn er Amerikaner wird. Wir können ihn nicht gebrauchen, wenn er Deutscher oder Irländer bleibt. Wir haben keinen Raum für Deutsch-Amerikaner oder Iro-Amerikaner, wir brauchen nur Amerikaner schlechthin. Der Name Amerikaner ist der höchste Ehrentitel, und wer das nicht glaubt, hat kein Recht auf ihn, und je eher ein solcher Mensch nach Europa zurückgeht, desto besser. Übrigens bleibt doch der Einwanderer, der kein Amerikaner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wird, auch kein Europäer, er wird gar nichts. Wenn er versucht, seine alte Sprache zu bewahren, wird sie im Verlaufe einiger Generationen ein barbarischer Jargon, wenn er versucht, seine alten Sitten und Lebensgewohnheiten zu bewahren, wird er nach einigen Generationen ein ungeschliffener Sonderling."

„Er muss nur unserer Flagge huldigen; sie muss nicht nur zuerst kommen, sondern keine andere Flagge darf auch nur an zweiter Stelle stehen. Er muss lernen, Washingtons Geburtstag an Stelle des Geburtstages der Queen oder des Kaisers, den 4. Juli an Stelle des St. Patricks-Tages zu feiern."

„Es ist dringend notwendig, unsere Einwanderung durch eingreifendere Gesetze einzuschränken und zu regulieren, und zwar, um lohndrückende Arbeiter, Rassen, die sich uns nicht willig angleichen, und unwürdige Einzelwesen aller Rassen (Verbrecher, Geisteskranke und — schwache, hoffnungslos Verarmte und Anarchisten) fernzuhalten."

Das sagte nicht irgendein Mr. Jones oder Mr. Smith, sondern es sind Worte, die Theodore Roosevelt in seinen „American Ideals" schrieb. Sie kennzeichnen die Stimmung weiter und massgebender Kreise drüben. Die im letzten Absatze geforderten Einwanderungseinschränkungen sind erfolgt. Und ich glaube, wenn sie auch nicht in erster Linie auf uns gemünzt sind, so werden sie doch auch einschränkend auf die deutsche Einwanderung wirken — nicht zum Schaden für uns. Ich bin aber auch der festen Überzeugung, dass man diese Gesetze, wenn wirklich Gefahr im Verzuge ist, immer schärfer machen, ja selbst, wenn es nötig wäre, zum Einwanderungsverbot steigern wird. Man kann dem Yankee manches nachsagen, aber schüchtern ist er nicht. Durch europäische Zuwanderung droht dem weissen Amerikaner keine ernstliche Gefahr in seiner Existenz, er hält die Hand am Ventil. Die grosse Existenzfrage für die Vereinigten Staaten liegt anderswo, das ist das Negerproblem, von dem wir hier nicht handeln können.

Ich komme zum Schlusse und fasse mich dahin zusammen: der deutsche Auswanderer, der in die Vereinigten Staaten geht, ist dem deutschen Volkstume verloren. Die Geschichte zeigt, dass deutsche Individuen, die in vorhandene angelsächsische Gesellschaften eindringen, dem mit der Notwendigkeit eines Naturgesetzes wirkenden Anglisierungsprozess unterliegen. Der deutsche Auswanderer geht nicht nur uns und unserer Volkswirtschaft verloren, sondern er stärkt unsern gefährlichsten Konkurrenten.

Es ist unsere Pflicht im nationalen Interesse, sowie auch im privaten Interesse der Mehrzahl der

Auswandernden, eine Warnungstafel an dem Wege nach Nordamerika aufzurichten. Freier Sitz auf eigenem Boden ist dort für die Meisten nicht mehr zu haben. Es ist unsere Pflicht, in die breite Masse derer, die auswandern wollen, Aufklärung über andere Gebiete zu tragen, wo noch Raum für den Colonus ist. Und diese Gebiete liegen einmal bei uns im deutschen Osten und dann auf der Südhälfte der neuen Welt. Dort in Südbrasilien findet der deutsche Auswanderer Land und sichere Aussicht, zur Selbständigkeit und gutem Auskommen zu gelangen; dort sitzt der deutsche Bauer auf freier Scholle im Urwalde, ein deutsches Herrengeschlecht, das nicht nur deutsch bleibt, sondern auch andere Elemente sich angleicht.

Wenn ein Neu-Deutschland, das heisst, nicht ein politisch von uns abhängiges Gebilde, sondern ein eigenes grosses Gebiet deutscher Sprache, deutscher Sitte, deutschen Landbaus und deutschen Unternehmungsgeistes möglich ist, so ist es dort im gemässigten Brasilien. Und dass ein solches Neu-Deutschland jenseits der See, ich wiederhole es nochmals, nicht eine Kolonie im landläufigen politischen Sinne, für uns eine nationale Notwendigkeit ist, das kann nur der leugnen, dessen Gesichtskreis durch einen Bretterzaun begrenzt ist. Dass unsere Tagung dazu beitragen möge, diesen Bretterzaun des deutschen Philisters niederzubrechen, das ist mein herzlicher Wunsch!

Die Fürsorge für die Auswanderung.

Von Dr. **Karl Thiess,** Professor an der Technischen Hochschule, Danzig.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Auswandererfürsorge ist in Deutschland entfernt nicht so alt wie die überseeische Auswanderung selbst. Sie beginnt erst im 19. Jahrhundert. Die einschlägigen ausländischen Verhältnisse müssen nach Plan und Umfang dieses Referats hier ausser Rücksicht bleiben.

Die deutschen Staaten, die selbst keine Kolonien hatten, bemühten sich früher nur, die Auswanderung zu verhindern und zu unterbinden. Sie wollten Leute ins Land ziehen, keine abgeben. Sie sahen in den überseeischen Auswanderern ganz und gar keine besonderen Schutzes würdige Subjekte. Und auch die öffentliche Meinung, wenn sie vom Schiffbruch der schlecht gebauten „schwimmenden Särge", von ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

heerenden Seuchen auf den überfüllten kleinen Seglern, von raffinierter Verleitung und Ausbeutung der Auswanderer durch holländische und englische „Seelenverkäufer" oder von brutaler Vergewaltigung und Versklavung der Einwanderer über See hörte, sagte nur mit philiströser Tugendhaftigkeit: So muss es allen schlechten Menschen gehen! Bleibe im Lande und nähre dich redlich! In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurden humanitäre Bestrebungen und die Bemühungen deutscher Patrioten, deutschsprachige Kolonien in Amerika zu schaffen, noch nicht mächtig genug, um vielen Einfluss auf diese Grundstimmung üben zu können.

Es war ein weltgeschichtliches Verdienst Bremens, dass es die Auswanderung schon in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts früh als eine unaufhaltsame Massenerscheinung erkannte, die man nicht mit Polizeimitteln unterdrücken, die man höchstens regeln und von offenkundigen Missständen reinigen, dadurch dem eigenen Hafen zulenken könnte. Bremen schuf den ersten Auswandererschutz, die Kontrolle der Auswandererbeförderung und der Unterbringung in der Stadt und auf den Schiffen, gewann damit das Vertrauen der Auswandernden und ihren Zuspruch, gewann so bis zum heutigen Tag die feste Grundlage seiner mächtigen Seestellung. Hamburg folgte erst später mit Entschiedenheit, so spät, dass es in der Passageschiffahrt bis heute an die zweite Stelle gedrängt wurde, aber noch früh genug, um an der gerade damals rapide steigenden Massenauswanderung Anteil zu gewinnen und den Anforderungen der Auswanderung entsprechend seine Flotte modern und mächtig auszubauen. Die Auswanderung hat unserm Lande die Schaffung der beiden grössten europäischen Reedereien ermöglicht und ist die Grundlage für unsere ganze Überseeschifffahrt und mittelbar für ein gutes Stück unserer Weltstellung geworden. Die gute Fürsorge für die Auswanderer in den deutschen Häfen hat wesentlich dazu mitgewirkt, den Strom deutscher Reisenden und Waren von Havre, Antwerpen, Rotterdam und England weg- und hauptsächlich den eigenen Häfen zuzulenken.

Das Deutsche Reich konnte es zunächst bei diesen Massnahmen seiner Haupthäfen bewenden lassen. So lange die deutsche Auswandererziffer in die Hunderttausende ging, hatten weite Inlandkreise wenig Lust, den Auswanderern ihr Vorhaben noch bequemer zu machen. Erst als Deutschland immer mehr Waren, immer weniger Menschen exportierte, wurde der Wunsch mächtig, auch die Auswanderer unserer friedlichen Weltpolitik und dem Warenexport nutzbar zu machen, sie dem Wirtschaftsleben und der Kultur des Heimatlandes planmässig zu erhalten. Ein Auswandererschutz und eine Auswandererfürsorge wurden für das ganze Reich auf breiterer Grundlage aufgebaut.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Den Auswandererschutz brachte das Reichsgesetz über das Auswanderungswesen vom 9. Juni 1897, das sich grossenteils an die früheren Hamburger Bestimmungen eng anlehnte. Das Gesetz sorgt dafür, dass die einmal zur Auswanderung entschlossenen Deutschen in gute Hände kommen. Die Auswanderungsunternehmungen, die gewerbsmässige Beförderung von Auswanderern wurde von behördlicher Erlaubnis abhängig gemacht. Ebenso brauchen die Auswanderungsagenten der Unternehmer eine behördliche Konzession, die von Bedürfnis, Reichszugehörigkeit, Kaution und moralischer Eignung abhängt. Das gewerbsmässige Verleiten zur Auswanderung und das Anwerben von Auswanderern ist verboten. Nur zur Auswanderung Entschlossene sollen beraten und befördert werden. Diese Bestimmung wird durch die sorgfältige Auswahl bei der Konzessionierung der Auswanderungsorgane geschützt. Soll niemand zur Auswanderung verleitet werden, so wird anderseits aber auch kein Deutscher mehr an der Auswanderung verhindert und auch keiner in der freien Wahl seines Auswanderungszieles beschränkt. Nur Wehrpflichtige und gerichtlich Verfolgte werden von den noch erhaltenen Beschränkungen der Auswanderung getroffen.

Für die Klarheit, Korrektheit und Billigkeit der den Auswanderern gestellten Bedingungen und ihrer Behandlung sorgen Normativbestimmungen des Reichs. Diese fordern, dass die ganze Fahrt vorauszuzahlen ist, dass alle Nebenspesen und unübersichtlichen Nebenbestimmungen zu beseitigen sind, dass die Reiseroute und die Bestimmungshäfen genau bezeichnet und innegehalten werden, dass in formell abzuschliessenden Beförderungsverträgen namentlich jede Nachzahlungs- und Arbeitspflicht am Bestimmungsorte streng vermieden wird, dass auch niemand befördert wird, dem fremde Regierungen oder Unternehmer gegen Zahlung der Überfahrt solche Bestimmungen auferlegt haben. Gerade aus solchen Verpflichtungen hatten sich früher schlimme Hörigkeitsverhältnisse, eine „weisse Sklaverei", entwickelt, jahrelange Arbeitsverpflichtungen, für Kinder regelmässig bis zur Mündigkeit. In Philadelphia wurden im 18. Jahrhundert ganz regelmässig in der Zeitung unter Verkaufsanzeigen „deutsche Leute" annonciert, mit Angabe über Zahl, Alter, besondere Leistungsfähigkeit und Angabe der Jahre, die sie noch abzuarbeiten hätten. Noch später, im 19. Jahrhundert, kamen derartige bedenkliche Verhältnisse in Brasilien vor und veranlassten die preussische Regierung zu dem Verbot der Auswanderung nach Brasilien, dessen langdauernde Wirkung wir heut unter anderm Gesichtspunkte, im Interesse der südbrasilianischen deutschen Kolonien, beklagen. Alle Auswandererschiffe werden von Reichskommissaren in Hamburg und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bremen überwacht, jedes Schiff, das Auswanderer führt, vor der Abreise daraufhin besichtigt, ob das vorgeschriebene Mindestmass von Sicherheit, Wohnraum für jeden einzelnen und Proviant vorhanden und die Unterbringung ordnungsmässig erfolgt ist. Über die ausreichende und sorgfältige Ausrüstung der Schiffe wacht das Reich. Das ganze Auswanderungswesen ist dem Reichskanzler unterstellt worden, dem ein Sachverständigenbeirat zur Seite steht. Ergänzend überwacht und regelt die hansestädtische Polizei die Unterbringung der Auswanderer in den Hafenstädten und ihren konzessionierten Auswanderer-Herbergen.

Auswanderungsunternehmer wurden nur in ganz geringer Zahl konzessioniert und immer nur für ganz bestimmte Routen: für die nordamerikanische Fahrt die grossen Reedereien in Hamburg, Bremen, Antwerpen, Havre, Southampton und Liverpool. Den englischen Linien sind ganz bestimmte Linien für die Zufahrt der Leute nach England und Einrichtungen, wie deutsch-sprechende Bedienung, ordnungsmässige Ausrüstung und dergleichen vorgeschrieben. Ein deutscher Angestellter ist als verantwortlicher Träger ihrer Konzession zu benennen. Weiter geht nur die Konzession der Hamburg—Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd und einiger ihrer Agenten. Diese Linien dürfen Auswanderer ausser von ihren Heimathäfen von den grossen nordwest-europäischen und italienischen Häfen befördern, und ihre Konzession umschliesst alle Einwanderungsländer, die dem Reich überhaupt für eine Einwanderung unbedenklich erscheinen. Nur nach Westindien, dem tropischen Mittel- und Südamerika, nach Afrika, mit Ausnahme des Nord- und Südrandes, den australischen Inseln und mehreren Teilen Asiens hat das Reich überhaupt keine Konzession zur gewerbsmässigen Auswandererbeförderung erteilt. Die Abwanderung in deutsche Kolonien fällt dagegen rechtlich nicht unter Auswanderung, und ihre Vermittelung ist in diesem Sinne nicht konzessionspflichtig.

Die beiden grossen deutschen Gesellschaften befördern ausser mit eigenen zum Teil auch mit Schiffen der mittleren deutschen Reedereien und einiger englischer und holländischer Gesellschaften Auswanderer auf Grund ihrer Konzession und unter ihrer Aufsicht und Verantwortung. Die Passagechefs beider Reedereien stehen dem Reiche für die Erfüllung aller Pflichten persönlich ein. Ausser den Reedereien hat nur noch die Hanseatische Kolonisationsgesellschaft in Hamburg eine besondere Konzession für Südbrasilien. Sie benutzt aber für ihre Beförderung ausschliesslich unsere grossen Reedereien.

Wie den Auswandererschutz von den Hansestädten, so hat das Reich die positive Fürsorge von gemeinnützigen Unternehmungen gelernt. Vereine und Auskunftsstellen für Auswandererschutz

in Hannover und Dresden, der Deutsch-brasilische Verein, der Zentralverein für Handelsgeographie und namentlich zwei von religiösen Gesichtspunkten ausgehende Vereine gingen voran: der Evangelische Hauptverein für deutsche Auswanderer in Witzenhausen und der katholische St. Raphaels-Verein in Limburg. Beide Vereine haben zunächst die religiöse Versorgung der Auswanderer ins Auge gefasst und sind von da aus zu einer allgemeinen Hilfstätigkeit gelangt. Der evangelische Verein will nach einer Zeit verhältnismässiger Stille diese Seite seiner Tätigkeit wieder mehr betonen. Der katholische Verein nimmt unter den Wohlfahrtseinrichtungen der katholischen Kirche eine sehr geachtete Stellung ein und entfaltet unter dem Präsidium des Abgeordneten Cahensly eine grosse Tätigkeit, um in den Abfahrtshäfen den Auswanderern Gottesdienst und Hilfe und Rat zugänglich zu machen und sie auch in Amerika ihrer kirchlichen Gemeinschaft und dem Deutschtum zu erhalten. Schon v o r der Wanderung warnen und raten seine Vertrauensmänner. Seit seinem Bestehen hat der Verein $1^1/_4$ Millionen katholischer Auswanderer Dienste leisten können. Er hat innerhalb der katholischen Kirche den Kampf gegen anglisierende Bestrebungen der amerikanischen Geistlichkeit siegreich ausgefochten und damit einen wirksamen Schutz deutscher Sprache und Wesenheit geschaffen. Der Raphaels-Verein und ebenso der evangelische Hauptverein haben, wie in den Einschiffungshäfen, so auch in den hauptsächlichen überseeischen Ankunftshäfen Vertrauensmänner, die die Einwanderer bei ihrer Ankunft stützen und beraten und zum Teil in eigenen „Heimen" beherbergen können.

Bei Schaffung des Reichsauswanderungsgesetzes regte sich sofort der Wunsch, eine p o s i t i v e F ü r s o r g e anzuschliessen, um die Auswanderungslustigen hinsichtlich ihrer Wanderungsziele und -pläne zu beraten und zu lenken. Aus politischen Gründen, um Konflikte und Argwohn in den Einwanderungsländern zu vermeiden, aus dem weiteren Grunde, um nicht durch die Autorität b e h ö r d l i c h e r Ratschläge eine schwere Verantwortung zu übernehmen, lehnte das Reich die Einrichtung einer e i g e n e n Fürsorgestelle ab. Es unterstützt jetzt mit jährlich 30 000 Mark die Auskunftsstelle, die seit April 1902 die Deutsche Kolonialgesellschaft eingerichtet hat. Eine Reichsstelle hätte sicherlich auch unter der Scheu der Auswanderer, sich einer Behörde anzuvertrauen, gelitten. Die Auskunftsstelle soll deshalb im Gegenteil alles möglichst vermeiden, was den Eindruck einer Behörde und einer behördlichen Geschäftsstelle wachruft.

Diese Z e n t r a l a u s k u n f t s s t e l l e f ü r A u s w a n d e r e r in Berlin, an deren Verwaltung auch die schon genannten gemeinnützigen Auswanderungsvereine durch ihre Vertreter beteiligt sind, besteht in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Berlin, Schellingstrasse 4, unter Leitung des Kaiserlichen Konsuls z. D. Lehmann. Sie ist eine Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft. Diese Stelle hat die mündliche und schriftliche Beratung der deutschen Auswanderungslustigen zur Aufgabe. Sie hat die schwierige Aufgabe zu lösen, alle die lehrreichen Mitteilungen, wie sie zahlreich auf dem Kolonialkongress, in Schriften und Zeitungen und Versammlungen über die Vorzüge einzelner Auswanderungsziele vorgebracht werden, an die richtige Stelle gelangen zu lassen, an die Auswandernden selbst, und sie wirksam zu machen. Derartige Vorschläge disponieren oftmals über die Massenauswanderung sehr geschickt und energisch und wollen sie bestimmten grossen Plänen dienstbar machen. Aber die Urheber der Vorschläge haben die Auswanderermassen nicht in der Hand. Diese sind überhaupt jeder planmässigen Einwirkung gegenüber sehr scheu und schwer zu fassen und sehr schwer von dem traditionellen Ziel Amerika — „nach Amerika gehen" nennen sie ja kurz das Auswandern — abzulenken. Da war die Zentralauskunftsstelle als Vermittlerin von Theorie und Praxis, von Wünschen und Können in der Auswanderungspolitik eine zwingende Notwendigkeit. Sie prüft, ob die Fragesteller nach ihren persönlichen Qualitäten, ihrer Bildung und beruflichen Ausbildung, ihrem Kapital usw. bei der Auswanderung und speziell bei den von ihnen ins Auge gefassten Zielen Aussichten haben, gibt Auskunft über die verschiedenen Länder und Landesteile, über deren Einwandererbedarf und Chancen für die einzelnen Berufe und Fähigkeiten. Im letzten Jahre wurden 515 mündliche und 2344 schriftliche Auskünfte erteilt. Das ist namentlich hinsichtlich der wirksamsten, der mündlichen Auskünfte, bei denen alle Verhältnisse eingehend diskutiert werden können, ersichtlich noch recht wenig. Es wird wesentlich sein, dass alle Freunde unserer Weltpolitik zum Bekanntwerden dieser segensreichen Einrichtung noch weiterhin immerfort beitragen.

Die Auskunftsstelle arbeitet für die hauptsächlichsten Gebiete, nach denen eine deutsche Einwanderung besteht oder nach denen eine solche aus nationalen und wirtschaftlichen Gründen besonders empfehlenswert erscheint, Auskunftshefte aus, die über die politischen, wirtschaftlichen und Einwanderungsverhältnisse Mitteilungen und praktische Winke enthalten. Solche Hefte bestehen für alle deutschen Kolonien und sind für diese von unserer Kolonialverwaltung bearbeitet worden, ferner für eine Anzahl südamerikanischer, nordamerikanischer und anderer Länder und Landesteile. Diese Hefte sind gegenwärtig grossenteils in Neubearbeitung. Die Hefte und ein „Leitfaden" für die Auskunftserteilung an Auswanderungslustige ermöglichen es den Abteilungen der Kolonialgesellschaft und den einschlägigen gemeinnützigen Fachvereinen, auf Grund des gleichen Materials ihrerseits sich an der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auskunftserteilung zu beteiligen und so die meist erwünschte Form der mündlichen Auskunftsverhandlung auszudehnen. Die Veröffentlichungen der Zentralstelle sollen demnächst noch weiter ausgebaut und vermehrt werden, was durchaus erfreulich erscheint.

Die Auskunftsstelle warnt die ihr ungeeignet erscheinenden Auswanderungslustigen vor der Auswanderung, je nachdem überhaupt oder vor bestimmten Zielen, und gibt Auskunft über die Gebiete, nach denen gefragt wird. Insbesondere laufen bei ihr über die deutschen Kolonien Fragen ein. Sie empfiehlt anscheinend auch in geeigneten Fällen in vorsichtiger Form andere zweckmässigere Ziele, wo sich die Fragesteller in der Wahl ihrer Auswanderungsziele offensichtlich vergriffen haben, und empfiehlt da insbesondere Südbrasilien. Die Auskunftsstelle steht mit deutschen Behörden, Vereinen, Geschäftsleuten und andern geeigneten Auskunftspersonen im Auslande in Fühlung, verfolgt den Wechsel der wirtschaftlichen Verhältnisse, kann auf günstige Gelegenheiten zu Landkäufen und Niederlassungen hinweisen, bei Krisen rechtzeitig Warnungen ergehen lassen und dergleichen. Die Stelle überwacht auch die Tätigkeit der Agenten, die im Lande Unerfahrene zur leichtsinnigen Auswanderung nach ungeeigneten Zielen verlocken. Deren Wirken wird ihr bei ihrem Auskunftsdienste kund, und sie wirkt bei der Unterdrückung dieser gesetzwidrigen Handlungen mit.

Für den grössten Teil der deutschen Auswanderer, nämlich für alle nach den Vereinigten Staaten Auswandernden — und das sind auch in der letzten Periode noch rund neun Zehntel aller deutschen Auswanderer, das Gesetz der Trägheit und die hunderttausendfachen Beziehungen, die durch frühere Auswanderung dahin bestehen, wirken übermächtig nach — tritt der Tätigkeit der Berliner Auskunftsstelle eine ähnliche der Deutschen Gesellschaft der Stadt New York zur Seite. Auch diese entfaltet eine ausgedehnte Hilfs- und Auskunftstätigkeit. Ihr umfangreicher „Leitfaden für deutsche Einwanderer nach den Vereinigten Staaten" wird zwar in seinem historischen Teil als stark parteipolitisch gefärbt bezeichnet, ist aber in den praktischen Abschnitten durchaus von Nutzen. In kleinerem Umfange üben auch andere deutsche Vereine im Ausland eine analoge, segensreiche Tätigkeit aus. — Die Fürsorge für die Ausgewanderten durch den Schulverein und alle in Einzelvorträgen des Kolonialkongresses berührten Bestrebungen: Gesellschaften, Genossenschaften, Missionen usw., fallen schon aus meinem Thema heraus.

Alle diese Fürsorgetätigkeit erfüllt einen doppelten Zweck: einen Wohlfahrtszweck und einen nationalen. Den gut beratenen und mit Auskunft unterstützten Auswanderern wird die Chance für Gedeihen und Fortkommen und Wohlergehen nach der Übersiedelung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wesentlich erhöht, den ungeeigneten werden schwere Enttäuschungen erspart. Zugleich aber wird die Auswanderung dem nationalen Leben der Deutschen nach Möglichkeit nutzbar gemacht.

Die Zeiten sind längst vorbei, wo eine Massenauswanderung bestand und eine fühlbare Schwächung des deutschen Wirtschafts- und Geisteslebens bedeutete. Einer jährlichen Volkszunahme von 900 000 Köpfen in Deutschland gegenüber fällt eine Auswanderung von durchschnittlich 30 000 nicht ins Gewicht. Der natürliche Zuwachs und die Einwanderung über unsere Grenzen, die neuerdings unsere Auswandererziffer überholt hat, deckt den ganzen wachsenden Bedarf an Arbeitskräften im Lande. Ja, es kann sogar einmal für unser Wirtschaftsleben wieder eine Zeit kommen, wo das Ventil der Auswanderung für den heimischen Arbeitsmarkt angenehm empfunden wird, wo diese Erscheinung, die vorübergehender Ausdehnung und schneller Wiedereinschränkung fähig ist, einem Notstand der heimischen Arbeiter vorbeugen kann. Dabei denke ich nur an eine mässige Ausdehnung in naher Zukunft. Was in ganz ferner Zeit einmal sein wird, ob dann Deutschland wieder einmal Hunderttausende ständig über See entsenden muss, davon habe ich kein ganz klares Bild.

Dagegen können die 20 oder 40 000 Deutschen, die jährlich ins Ausland gehen, wenn sie dort fortfahren, sich als Deutsche zu fühlen, wenn sie wirtschaftlich und kulturell vorankommen, drüben sehr wertvolle Glieder unseres Volkstums und Stützen unserer überseeischen Beziehungen sein. Daher trägt die Förderung der Auswanderer durch Schutz- und Fürsorgeeinrichtungen, die diesen wirtschaftlich hilft, auch für das Deutschtum ihre Belohnung in sich. Aus solchen Erwägungen muss es tatsächlich für unsere Hilfs- und Auskunftsstellen erwünscht erscheinen, — und das erschien bei allen einschlägigen Erörterungen auf dem Kolonialkongress und in seiner Sektion für Fragen der Auswanderung schliesslich ohne weitere Prüfung als Hauptsache, — die Auswanderung dahin zu lenken, wo die Erhaltung des Deutschtums, die Stütze vorhandener deutscher Positionen und ein wirtschaftliches Wirken Hand in Hand mit vaterländischen Interessen angängig und wahrscheinlich erscheint, immer vorausgesetzt natürlich, dass solche Ablenkung der Auswanderung vor allen Dingen auch dem wirtschaftlichen Fortkommen günstige Chancen bietet. Denn nur unter dieser Voraussetzung werden und bleiben die Auswanderer national-wirtschaftlich wertvolle Elemente. National muss natürlich in erster Linie die Besiedelung unserer Kolonien erwünscht erscheinen. Aber auch dabei müssen zunächst die wirtschaftlichen Vorbedingungen der Ansiedelung in den Kolonien berücksichtigt werden und werden berücksichtigt. Grössere wirtschaftliche Schwierigkeiten müssen von einer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Empfehlung zurückhalten. Demnächst kommen geschlossene deutsche Siedelungen in gemässigten Klimaten, in Südbrasilien, in einigen Teilen Argentiniens und Chiles, aber auch Kanadas und der Vereinigten Staaten in Betracht, deren Bedingungen in wirtschaftlicher und nationaler Beziehung besonders genau geprüft und berücksichtigt werden. So eng, wie manche Befürworter etwa südbrasilianischer Siedelungen es möchten, kann ein praktischer Auskunftsdienst den Kreis der empfohlenen Bezirke nicht ziehen. Denn dieser Dienst hat mit den Fällen zu rechnen, wo die Auswandernden über das Land ihrer Sehnsucht schon völlig mit sich im Reinen und nur noch hinsichtlich der Provinz oder Stadt einem Rate zugänglich sind. Zwar für deutsche Kaufleute und Techniker, für Handel und Schiffahrt unter deutscher Flagge kommt darüber hinaus die ganze Welt als Arbeitsfeld in Frage. Aber für dauernde Ansiedelungen von Landwirten und Handwerkern sind die Grenzen enger zu ziehen. Die national erwünschten Auswanderungsziele können insbesondere allen d e n Auswanderungslustigen empfohlen werden, denen sie auch wirtschaftlich gleich günstige Aussichten bieten als andere Ziele und die hinsichtlich der Wahl noch im Zweifel sind. Das sind freilich jetzt nicht übermässig viele, darüber dürfen wir uns nicht täuschen. Die meisten sind dieser Beeinflussung zurzeit gar nicht zugängig, ganz gleich, wie autoritativ sie geübt wird und wie gute Gründe sie angibt. In dieser Hinsicht können wir nur auf eine allmählich fortschreitende Besserung hinarbeiten.

Nun waren erst im September 1905 in der angesehenen Versammlung des Vereins für Sozialpolitik über Wohlfahrtseinrichtungen, mit denen ihre Urheber ausserdem noch eigene Nebenzwecke verfolgen, sehr harte, ablehnende Urteile zu hören. Es fragt sich, ob solche Urteile auch hier in Frage kommen können, ob es gerechtfertigt werden könnte, zu sagen: die Auskunftsstellen wollen nur für das Deutschtum Propaganda machen. Der einzelne Fragesteller ist ihnen ganz gleichgültig. Der Auswanderer soll ihnen deshalb nur mit äusserstem Misstrauen nahen. Indessen dagegen können und müssen wir rund sagen: n e i n, diese nationalen Nebenzwecke s c h ä d i g e n den Fürsorgezweck durchaus n i c h t, sondern f ö r d e r n ihn. In w i r t s c h a f t l i c h e r Hinsicht werden die Auskünfte unparteiischer, gemeinnütziger Stellen um so sorgfältiger ausfallen und um so besser die Interessen des Fragenden wahren, wenn diesem nicht nur ein letzter deutscher Liebesdienst erwiesen wird, ehe er aus der Volksgemeinschaft ausscheidet, sondern wenn diese Hilfe ein neues festes Band der Dankbarkeit und nationalen Zusammengehörigkeit knüpfen soll, wenn man die Auswandernden zu potenten Mitgliedern der Deutschen im Auslande machen und sie schon deshalb möglichst günstig hinstellen will.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ausserdem aber sind wir alle der Überzeugung, dass wir dem nach Übersee Abwandernden gerade dadurch die grösste Wohltat erweisen, dass wir ihn im Zusammenhang erhalten mit dem reichen Volkstum und Geistesleben der Deutschen, dass er und seine Nachkommen dies auch selbst mit steigendem Wohlstand und wachsender Kultur immer stärker und dankbarer empfinden werden. Schon dass sie für ihre Nachkommen Kirchen und gute Schulen in ihrer Muttersprache vorfinden, sichert nicht nur die Zufriedenheit der Ansiedler, sondern auch die Erziehung der Nachkommenschaft und damit die wirtschaftliche Zukunft der eingewanderten Familien. Wir können das also getrost als Fürsorge auch für die Auswanderer bezeichnen.

Wie die nationalen Bestrebungen der gemeinnützigen Gesellschaften mit dem Fürsorgeinteresse der Auswanderer zusammengehen, so tun das auch die weitblickend behandelten geschäftlichen Interessen der Auswanderungsunternehmer, unserer grössten Reedereien. Längst ist die Zeit vorbei, wo die Reeder ihren Vorteil suchten in billigen Schiffen, schlechter Ernährung, unzureichender Unterbringung der Auswanderer, wo manches Mal die Hälfte der Passagiere unterwegs starb und grosse Verluste die Regel waren. Als 1847 unsere erste grosse Reedereigesellschaft begründet wurde, die Hamburg—Amerika-Linie, da gewann man die Hamburger Kaufmannschaft für die Beteiligung mit dem Appell, es sei für Hamburg patriotische Pflicht, den üblen Ruf der Hamburger Auswandererschiffe durch musterhafte Beförderung in Vergessenheit zu bringen. Dies Bestreben hat unsere Schiffahrt hinfort stets begleitet und hat sie gross gemacht, hat ihr nicht nur die deutschen Auswanderer zugeführt, sondern hat auch die ganze ost- und südeuropäische Auswanderung mit Vorliebe die deutschen Schiffe aufsuchen lassen. Weit über das Mass der staatlichen Vorschriften hinaus geht in manchen Punkten die Fürsorge der Reedereien für die Auswanderung, und die Reichskommissare haben im Gegensatz zu manchen anderen Aufsichtsbehörden die angenehme Pflicht, jährlich zu konstatieren, dass sie wenig Anstände fänden, dass diese stets bereitwillig abgestellt würden. Eine lange Liste von Verbesserungen in Schiffbau und Schiffseinrichtung, die die Sicherheit und den Komfort der Auswanderer vergrössern, bildet gewöhnlich einen Hauptteil ihrer Berichte.

Dass nunmehr seit den neunziger Jahren der Schwerpunkt unserer Grossschiffahrt mehr in der Fracht als in der Auswanderung liegt, hat die Auswanderung nicht mehr benachteiligen können; im Gegenteil haben die gewaltigen Frachtmengen die Schiffe immer grösser, damit sicherer und bequemer werden lassen, haben sie die Auswanderer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

immer mehr aus den tiefsten Schiffsräumen in höhere, leichter zu ventilierende Decks und Aufbauten gedrängt.

Der Andrang der osteuropäischen Auswanderung hat gleichzeitig dazu geführt, durch Differenzierung in der Unterbringung die besser gewöhnten Deutschen anders zu behandeln. Durch eine Preisdifferenz von rund 10 Mark werden die Russen und Österreicher hauptsächlich auf den grossen regulären Dampfern zurückgehalten und auf ihnen zu Tausenden befördert, während die Deutschen es oft vorziehen, etwas teurer, aber dafür schneller und unter sich und in kleinerer Anzahl die Schnelldampfer zu benutzen. — In den Hamburger Auswandererhallen ist gleicherweise eine erste Klasse (ein Nord- und ein Südhotel) geschaffen worden, wo gegen einen geringen Aufschlag Wohnung und Verpflegung ganz hotelmässig gehandhabt werden. Den besser gewöhnten Auswanderern ist damit eine so freundliche Unterkunft geschaffen worden, dass sie schon manchen Besucher zu dem Wunsche verlockt hat, hier möchte er einmal seine Sommerfrische verbringen. Insbesondere pflegen Angehörige der deutschen Kulturgemeinschaft aus Osteuropa diese Einrichtung zu benutzen.

Einen wichtigen Schritt weiter in dieser Richtung bedeutet die Schaffung einer dritten Kajüte, die mit wenig erhöhten Zwischendeckspreisen eine kajütsmässige Unterbringung und Verpflegung auf dem Schiffe verbindet. Auf den Reichspostdampfern nach Ostasien und Afrika hat sich diese Klasse in kleinerem Umfange zunächst bewährt, namentlich für Frauen. Einer grossen Personenzahl wird sie jetzt auf den neuen Riesendampfern der Hamburg—Amerika-Linie „America" und „Kaiserin Auguste Victoria" zugute kommen. Schon auf einigen der neueren Postdampfer waren vom Zwischendeck kleinere Familienräume abgeteilt und hauptsächlich dem deutschen Publikum zur Verfügung gestellt worden. Jetzt ist am Heck des Schiffs — die zweite Klasse von ihrem herkömmlichen Platz weg mehr nach vorn drängend — eine reguläre dritte Kajüte eingerichtet worden, mit Speisesaal, Kajütsverpflegung und Kammern zu zwei bis acht Betten. Der Preis ist vorderhand auf 180 Mark festgesetzt worden, gegenüber einem Zwischendeckspreise von 160 Mark.

Ich bin geneigt, solchen Fürsorgemassnahmen gerade vom nationalen Gesichtspunkte aus erheblichen Wert beizulegen. Es ist sehr wichtig, durch solche Unterscheidungen dem deutschen Auswanderer der arbeitenden Klassen das Bewusstsein zu geben, dass er, ebenso wie der Angelsachse, einer herrschenden, aristokratischen Volksgemeinschaft, einer wertvollen Kultur angehört, dass ihn seine Volksgenossen nicht einem gleichgültigen, unterschiedslosen inter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nationalen Proletariat zurechnen, sondern als einen der Ihren respektieren und behandeln. Die Volksschule und die Heereserziehung machen ihn dafür empfänglich. Dann wird auch in ihm das Bewusstsein rege, dass er auf seine nationale Eigenart halten müsse und sich nicht mit andern Massen vermischen dürfe, namentlich nicht mit den slavischen und romanischen, mit denen ihn der Strom der neuesten transatlantischen Millionenwanderungen zunächst am engsten zusammenbringt. Das Bewusstsein des eigenen Wertes wird ein wesentlicher Sporn des Vorankommens gerade in fremden, schwierigen Verhältnissen. Das ist das Bewusstsein, das mit so grossem Erfolg Römer und Briten auch dem geringsten ihrer Landsleute ins Ausland mitgegeben haben. Wenn die fünf Millionen deutscher Auswanderer aus dem neunzehnten Jahrhundert stets dies Gefühl mit sich genommen hätten, speziell auch in die Vereinigten Staaten, dann könnte unser Volkstum heut noch anders in der Welt dastehen. Dabei sind die Deutschen nach dem Stand ihres Geisteslebens und ihrer Volksbildung, ihrer wirtschaftlichen Erfolge und ihre Weltstellung gewiss so gut wie irgend ein anderes Volk berechtigt, dies Gefühl zu pflegen. Gewiss ist es richtig, dass in Nordamerika das deutsche Volkstum keine Aussicht hat, dem amerikanischen Volkstum gegenüber sich als abgesonderte, stammfremde Eigenart zu behaupten. Der Deutsche, der dauernd drüben heimisch wird, muss, um voranzukommen, Amerikaner werden mit Sinnesart und Tätigkeit und an dem ganzen neuen Geistesleben dieser Nation vollen Anteil gewinnen. Darüber darf der Deutsche seinen ausgewanderten Landsleuten keinen Zweifel lassen. Aber trotzdem wird es möglich sein, bei dem Erwerb der neuen nationalen Kultur die mitgebrachte alte zu behaupten, deutsches Wesen, deutsche Sprache, deutsche Vorzüge sich zu erhalten, der freundwillige Vermittler zwischen zwei grossen, zukunftsstarken Kulturen und Völkern und Staaten zu sein. So kann der deutsche Einwanderer sich herausheben aus der Masse der slavischen und italienischen Scharen, die in der neuen Gemeinschaft restlos untergehen, weil sie ihr keine Bereicherung des Geisteslebens zuzubringen haben. Die hier umrissene Kulturaufgabe des amerikanischen Deutschen rechtfertigt es voll, dass wir sein Geschick mit warmem und freundlichem Interesse allzeit begleiten, dass wir auch die deutsche Massenauswanderung, die dorthin geströmt ist, nicht für verloren ansehen.

Die wohlbegründete Differenzierung und Heraushebung der kultivierten deutschen Auswandererschichten wirkt denn auch schon im Hafen und auf dem Schiff dahin, dass diese Schichten eine assimilierende nationale Kraft bewähren, dass die Bauern und Bürger deutschen Stammes aus Russland, Ungarn und Österreich sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

alsbald von ihren Heimatgenossen absondern und als Mitglieder der deutschen Volksgemeinschaft zu verhalten beginnen. Diese assimilierende Kraft als Mitglied einer der gewaltigsten Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaften soll dem deutschen Auswanderer noch viel mehr zum Bewusstsein kommen und sich insbesondere bei den kulturempfänglichen Elementen aus Skandinavien und dem Osten bewähren. Das geschieht ja zum Teil erfreulicherweise schon jetzt in den Vereinigten Staaten und Kanada. Herr Assessor Ramelow hat in seinem voraufgehenden Vortrag mit Recht auf den Anschluss der kleinen germanischen Volkssplitter an die amerikanischen Deutschen hingewiesen. Und das geht noch weiter. Woran wir in unserer Ostmark mitunter beinahe verzweifeln, an der Möglichkeit, slavische Elemente zum Deutschtum heranzuziehen, das gelingt bisweilen den halb verlorenen Söhnen unseres Volkes auf angelsächsischem Siedelungsland. Die Grundlage dazu, der Respekt vor sich selbst und das Gefühl des Noblesse oblige auf Grund des eigenen stolzen Volkstums, so wie es unsere ältesten geschlossenen Auswanderungssitze im europäischen Osten unter Letten und Russen, Ungarn und Polen immer hochgehalten haben, das scheint mir zu dem besten zu gehören, was wir im deutschen Auswanderer pflegen und schützen können. Dazu können, meine ich, mit unsern Reedern und Vereinen die deutschen Behörden im Auslande noch mehr Hand in Hand gehen.

Solche eindringliche Fürsorge empfiehlt sich um so mehr, als heut in der deutschen Auswanderung durchaus nicht mehr wie in manchen früheren Perioden das Gefühl lebendig ist, dass man durch die Abwanderung endgültig mit der alten Heimat breche. Im Gegenteil belebt einen grossen Teil der heut Auswandernden der Wunsch, über See rasch etwas vor sich zu bringen und dann in die Heimat zurückzukehren. Und dieser Wunsch geht oft in Erfüllung. Dass für besonders tüchtige Leute Amerika auch heute noch gute Erwerbsaussichten bietet, ist schon in andern Referaten dieser Tagung hervorgehoben worden. Ich habe mich gefreut, dass die Rückwanderung im Laufe dieser Tagung schon einigemal erwähnt wurde. Wir haben noch in den allerletzten Jahren Zeiten gehabt, wo unsere Auswandererschiffe heimkehrend mehr gefüllt waren, als ausgehend, wo die Scharen der Heimpassage Suchenden kaum untergebracht werden konnten. Im Jahre 1894 war in Hamburg die Rückwanderung ungefähr eben so gross, wie die Auswanderung. Im Jahre 1904 sind 98 300 Personen von Übersee in Hamburg und Bremen durch sechs deutsche Dampfergesellschaften gelandet worden, hauptsächlich Rückwanderer. Leider ist deren genaue Zahl und die Zahl der darunter befindlichen Deutschen noch nicht bekannt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Unsere modernen Verkehrsmittel machen die Welt klein, ermöglichen eine Art von Sachsengängerei rüstiger Arbeitskräfte über den Ozean. Und wie viele kehren nach erfolgreicher Anstrengung wohlhabender, aber auch an Erfahrung, Kenntnissen und Fähigkeiten als Landwirte, Handwerker, Techniker und Kaufleute reicher zur Heimat zurück und bringen uns das wertvolle Kapital ihrer Erfahrungen zu! In Ungarn sollen heut schon ganze Siedelungen stehen, die sich vor allen umliegenden durch Wohlhabenheit und intelligenten Betrieb auszeichnen und die von Rückwanderern aus Amerika bewohnt werden. Gerade auch der Kolonialpolitik kann dieser Einschlag welterfahrener Elemente in den arbeitenden Volksklassen nur erfreulich erscheinen. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich anheimgeben, doch auch die nordamerikanische Auswanderung wieder etwas freundlicher anzusehen, als das in den letzten Jahren herkömmlich war und als es nach manchen andern Vorträgen dieser Tagung angebracht erscheinen könnte.

Längst täuscht unsere Auswanderungsstatistik, die unsere Wanderer nur zum Lande hinaus-, aber nicht wieder hereinzählt, und ein Studium dieser Rückwandererverhältnisse, ihre genaue statistische Erfassung durch die Behörde und Einzelforschungen über die Verhältnisse und Erfahrungen dieser Leute würden, meine ich, sehr lehrreiche Fingerzeige geben für Aussichten deutscher Auswanderer und für Ratschläge, die man ihnen aus solcher Praxis erteilen könnte.

Wenn unsere Reichsstatistik sich in möglichst genauer Detaillierung mit den Rückwanderern beschäftigen möchte, wozu sie im letzten Jahre einen erfreulichen ersten Anfang gemacht hat, und wenn, vielleicht mit Unterstützung der Zentralauskunftsstelle, der gemeinnützigen Vereine und der Reedereien, einzelne sozialpolitische Forscher den Erfahrungen dieser Leute persönlich nahe zu kommen suchten, unter ihnen zu reisen und mit ihnen zu leben suchten, wie andere Forscher als Arbeiter in die Fabriken getreten sind und wichtige Aufschlüsse von dort mitgebracht haben, so würde ich mir davon eine wesentliche Förderung für eine praktische Fürsorgetätigkeit zugunsten der Auswanderer versprechen.

Weitere Punkte einer allgemeinen Auswandererfürsorge, die auch den deutschen Auswanderern von Nutzen werden, können hier nur eben angedeutet werden.

Die weitgehende sanitäre Kontrolle für die russischen und sonstigen ausländischen Auswanderer in Deutschland, mit Untersuchungs- und Desinfektionsstationen an allen Grenzübergängen und in Ruhleben und mit den Hamburger Auswandererhallen hat zugleich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die deutschen Auswanderer gegen Verseuchung und Ansteckung wirksam sichergestellt und es bewirkt, dass in den letzten Jahren kein Fall von Seuchen mehr auf den deutschen Auswandererschiffen konstatiert werden konnte. In dieser Hinsicht ist es auch bemerkenswert, dass im letzten Sommer sofort bei Eintritt des ersten nach Hamburg eingeschleppten Cholerafalles die Hamburg—Amerika-Linie allen ihren Agenten untersagte, russische Auswanderer zu engagieren, Vorauszahlungen auf Fahrkarten seien zu erstatten, niemand an der russischen Grenze anzunehmen. Ausländische Auswanderer anderer Nationen wurden von der Gesellschaft gleichzeitig in Quarantäne gelegt. Dadurch wurde die Möglichkeit einer Einschleppung der Cholera und einer Ansteckung der deutschen Reisenden radikal beseitigt.

Die Auswandererhallen, die Überwachung der Auswandererherbergen und die besonderen Schutzmassnahmen für allein reisende Mädchen erweisen sich zugleich als eine wirksame Massnahme gegen den Mädchenhandel und somit als eine nützliche Ergänzung der deutschen Auswandererfürsorge nach dieser Richtung hin. Die Bekämpfung des Mädchenhandels ist nun aber ein Kapitel dieser Fürsorge für sich, hat wesentlich andere Gesichtspunkte und eine getrennte Organisation, deren Beschreibung mich zu weit führen würde.

Nur eine Massnahme der Reederei, die für die indirekte Dirigierung der Auswanderung nach bestimmter Richtung beachtlich ist, will ich noch erwähnen: ich meine die Fahrpreisermässigung nach besonders erwünschten Gebieten. Die Hamburger und Bremer Reedereien, die Fahrten nach Südbrasilien unternehmen, haben den Auswanderern, die in das Gebiet der deutschen Kolonie Hansa übersiedeln wollen, den ermässigten Preis von 125 Mark zugestanden, früher sogar von 100 Mark, so dass diese lange Reise und die Verköstigung für rund einen Monat billiger ist, als die kurze Überfahrt nach New York, deren Preis um 160 Mark schwankt. Auch Kanada ist für gewöhnlich im Frühjahr, wo die landwirtschaftlichen Einwanderer zu reisen pflegen, billiger zu erreichen als das Gebiet der Vereinigten Staaten. Die Ausdehnung dieser Praxis auf andere, national günstig erscheinende Gebiete, eventuell auch auf die deutschen Kolonien, für Auswanderergruppen, die dort besonders erwünscht sind, würde ernsthaft zu erwägen sein. Die Reedereien würden sich dort ebenso wie bei Südbrasilien sagen müssen, dass die rasche Entwickelung eines leistungsfähigen deutschen Wirtschaftsgebiets schliesslich auch ihrem eigenen Geschäft wieder von Nutzen sein wird.

* * *

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und dass es sich darum handle, zumal für uns Deutsche, die Angehörigen der übrigen Nationen vor dieser Umwandlung zu bewahren. Herr von Strantz ist so weit gegangen, zu behaupten, einen Amerikanismus gebe es nicht, die Vereinigten Staaten wären kein festes politisches Gebilde und würden nach gewisser Zeit in einzelne Teile zerfallen; man solle in Deutschland darauf hinarbeiten, dass die zahlreichen Millionen Deutscher, welche in Nordamerika wohnten, ihre Nationalität erhielten und ihre „Gleichberechtigung gegenüber den englischen Elementen" behaupteten. Alle diese Sätze hält Redner für unrichtig. Man verwechsele nicht eine englisch sprechende mit einer englisch empfindenden Bevölkerung; die englische Sprache sei unendlich mehr geeignet zur raschen Erlernung und für den trockenen Ton der in Amerika alles überragenden Geschäftswelt, als die deutsche. Aus diesem Grunde breite sie sich auf Kosten aller andern Sprachen aus, und zwar nicht nur in Amerika, sondern in der ganzen Welt; man zähle gegenwärtig die englisch sprechenden Menschen, welche zur Zeit der Königin Elisabeth auf 5 Millionen zu veranschlagen waren, nach Hunderten von Millionen; es sei durchaus abzuweisen, dass die englisch sprechenden Amerikaner sämtlich auch englische oder auch nur angelsächsische Sympathien hätten. Ein sehr stark hervortretendes Element auch in den führenden Kreisen der englisch sprechenden Amerikaner seien beispielsweise die Irländer, welche gemeinhin von englischen Sympathien weit entfernt wären; unmöglich könne von Deutschland aus — wenn auch nur durch moralische Einwirkung — die Erhaltung des Deutschtums in den Vereinigten Staaten versucht werden. Die Deutschen in Amerika selbst würden solchen Versuchen wenig freundlich begegnen; auch sie seien von einem lebhaften Vaterlandsgefühl erfüllt, ein Vaterlandsgefühl, dessen Gegenstand aber nicht Deutschland, sondern Amerika sei. Es sei ein verhängnisvoller Irrtum, anzunehmen, dass eine amerikanische Nationalitätsidee nicht existiere; aus der Ferne freilich könne man die feineren Zusammenhänge auf dem geistigen und ethnographischen Gebiete nicht übersehen; man brauche aber nur die zeitgenössische amerikanische Literatur einer aufmerksamen Durchsicht zu unterziehen, um daraus zu ersehen, dass es in der Tat einen sehr charakteristischen Amerikanismus gebe. Redner empfiehlt zum Studium über diese Frage das zwar in vieler Richtung zu kritischen Ausstellungen Veranlassung gebende, aber geistvoll und anregend geschriebene Buch des Professors Münsterberg von der Havard-Universität. Die moderne Nationalität entstehe aus der Gemeinsamkeit des Schicksals der Individuen einerseits und aus der Gemeinsamkeit der wirtschaftlichen Grundlagen anderseits. Beides läge für die Bewohner der Vereinigten Staaten vor. Die 300 Jahre alte Geschichte der Amerikaner erscheine allerdings im Vergleich zu der na-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tionalen Entwickelung Europas sehr kurz, aber diese Geschichte sei inhaltsreich. Selten ist eine Volksbewegung so einheitlich auf dieselben Ziele gerichtet gewesen, wie der grosse Wanderungszug der amerikanischen Kolonisten vom Atlantischen zum Grossen Ozean während der ersten 150 Jahre der amerikanischen Entwickelung; selten haben die Bewohner eines Landes unter so ähnlichen und so harten Lebensbedingungen kämpfen müssen; selten hat eine grosse Gemeinschaft einzelner Individuen Veranlassung gefunden, sich so innig zusammenzuschliessen. Man möge davon ablassen, sich durch Sympathie und Sentimentalität zu Eingriffen — wenn auch nur theoretischen — in die ethnographische Entwickelung der Vereinigten Staaten hinreissen zu lassen. Man soll und muss damit rechnen, dass die Deutschen, welche ihr Vaterland dauernd verlassen und in Amerika eine neue Heimat gefunden haben, auch in nationaler Auffassung Glieder einer fremden, d. h. der amerikanischen Nation geworden sind, einer Nation, deren Gemeinsamkeitsgefühl an Intensität und Leidenschaftlichkeit demjenigen der europäischen Staaten in nichts nachsteht.

Winiger, Charlottenburg: Die Erwähnung der südamerikanischen Länder Südbrasilien und der La Plata-Staaten in der Resolution ist vollständig berechtigt, einerseits, weil Deutschland nicht so sehr ein politisches, wohl aber ein grosses wirtschaftliches und kulturelles Interesse hat, die Auswanderung nach solchen Ländern zu lenken; zweitens ist die Vorzüglichkeit dieser Länder in den Debatten eingehend nachgewiesen worden mit Gründen, die durch einen plötzlichen Überfall-Antrag nicht totgeschlagen werden können, und drittens deckt sich dieser Antrag mit dem Beschlusse des Kolonialkongresses 1902 höchstens mit dem Unterschiede, dass diesmal Argentinien mit Südbrasilien auf gleiche Linie gestellt ist.

Assessor **Ramelow,** Berlin: Es ist behauptet worden, der vorige Kongress habe sich an dem Ausdruck eines platonischen Wunsches genügen lassen und deshalb keine praktischen Resultate gezeitigt. Fast alle Redner und Vortragenden haben praktische Vorschläge gefordert, durch welche wir einer planmässigen Leitung unserer Auswanderung uns nähern. Diesem Verlangen kommt die von der Sektion am 4. Oktober angenommene Resolution, welche jetzt zur Diskussion steht und welche die Entsendung von Kolonialsachverständigen nach Südbrasilien und Argentinien fordert, nach. Ich bedauere, den Ausführungen Seiner Exzellenz General Arent widersprechen zu müssen. Meines Erachtens würden die für Kolonialsachverstän-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich habe Ihnen von einer ganzen Anzahl von Einzelmassnahmen sprechen müssen. „Lauter Kleinigkeiten!" könnte mancher sagen, und ich gebe das zu. Aber ich weiss kein „grosses Mittel", das unsere Auswanderung mit einem Ruck so gestaltet, wie wir sie am liebsten sähen. (Eine planmässige Besiedelungspolitik des Reichs für unsere Kolonien würde nach meiner Überzeugung mehr mit der vaterländischen Betätigung als mit der jetzigen Auswanderung in Konkurrenz treten, würde andere Elemente erfassen und unter andere Gesichtspunkte fallen.) Ich glaube auch nicht, dass irgend eine politische Radikalkur die elementare Massenerscheinung der Auswanderung irgendwie ganz nach Wunsch lenken und gestalten kann. Der gute Wille und die Einsicht in das national Erwünschte allein tut es nicht. Unser Einfluss darauf wird immer nur beschränkt sein und nur durch eine lange Reihe einzelner, möglichst bescheidener und unscheinbarer Handlungen sich betätigen können. Menschenmassen des 20. Jahrhunderts kann man in Lebensfragen keine bessere Einsicht durch Kraftmittel aufzwingen, man kann sie ihnen nur durch tausend Kanäle unmerkbar suggerieren. Das ist das Geschäftsgeheimnis aller erfolgreichen Propaganda. Deshalb habe ich Ihnen auch keine Resolution vorzuschlagen. Nach meinem Urteil ist unsere Auswandererpolitik jetzt auf dem rechten Wege. Es gilt nur darin fortzufahren: noch weiter und genauer alle Einwanderungsaussichten zu erforschen, noch intimer und häufiger mit den Auswandernden Fühlung zu bekommen und Einfluss auf sie zu üben, schützend und bewahrend, ratend und fördernd die Hand über allen zu halten, die sich für solche Hilfe empfänglich erweisen, so brauchbare neue Zweige am Baum des deutschen Volkslebens zu ziehen. In die Organisation der einzelnen beteiligten Behörden und Institute, Vereine und Unternehmungen, namentlich in ihren neuesten Stand, bin ich nicht so genau eingeweiht, um im einzelnen anzugeben, was bei ihnen nach dieser Richtung noch vervollkommnet werden sollte. Guter Wille dafür ist ja allseitig vorauszusetzen. Vor allen Dingen scheint es mir nötig, auch ausserhalb dieser Kreise und in weitester Öffentlichkeit immer wieder bekannt und populär zu machen, was schon jetzt geschieht, welche Einrichtungen bestehen und wie sie sich ein jeder nutzbar machen kann. Das aber geschieht nicht durch Beschlüsse, sondern durch aktive Mitwirkung aller, die national interessiert sind und die von solchen Dingen wissen und hören. Solche Kenntnis zu verbreiten, dazu möchte ich wünschen mit meinem Referat und dessen Verbreitung durch Druck und Inhaltswiedergabe bescheidentlich jetzt ein Scherflein beigetragen zu haben.

Kommerzienrat **Cahensly**, Limburg: Herrn Dr. Sering gegenüber erkläre ich, dass die deutschen Benediktiner im Staate

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Manitoba eine grosse Fläche Land angekauft haben, und nur deutsche Katholiken auf ihrer „St. Peters Colony" ansiedeln. Gegenüber den Ausführungen des Herrn Dr. Dunker bemerke ich, dass das Deutschtum in den Vereinigten Staaten sich länger erhält, als er annimmt. Der Deutsch-römisch-katholische Zentralverein hat vor einigen Wochen in Cincinnati sein 50jähriges Jubiläum gefeiert und wurde auf dieser Versammlung fast nur deutsch gesprochen, und auch in den vorhandenen, etwa 2000 katholischen Pfarrschulen wird der Unterricht in deutscher Sprache neben der englischen erteilt. Ich habe selbst viel durch die amerikanischen Nativisten zu leiden gehabt, da infolge der im Jahre 1891 dem Pabste von mir überreichten Bittschrift, welche die Erhaltung der Muttersprache bei den eingewanderten Völkern bezweckte, ich scharfe Angriffe zu erdulden hatte.

Der Herr Professor Thies urteilt bez. der Reise im Zwischendeck mehr nach Theorie als nach der Praxis, da die Einrichtung im Zwischendeck der deutschen Schiffe meist hinter der der holländischen und englischen Dampfer, welche Kammersystem haben, zurücksteht. Schliesslich bittet Redner, der Auswanderungsfrage eine grössere Beachtung, wie bisher, zu schenken, da in den drei letzten Jahren 2 671 387 Personen in die Vereinigten Staaten Nordamerikas eingewandert sind.

v. Strantz, Berlin: 30 Millionen Deutsche sind rassenhaft in Nordamerika vorhanden, obwohl nur 6, höchstens 10 Millionen noch dauernd deutsch sprechen. Der sogenannte Yankee, tatsächlich ein republikanischer Engländer, und der keltische Ire, suchen bei des ersteren Unfruchtbarkeit noch rasch die ganze Einwanderung zu anglisieren. Die minderwertige slavische, italienische und jüdische jüngste Einwanderung lässt freilich jetzt die Yankees notgedrungen die Ebenbürtigkeit der deutschen Bevölkerung anerkennen, so dass das Deutschtum seinerseits die Gleichberechtigung der Sprache erringen muss und kann. Die Schwäche des Volksgefühls und der mangelnde staatsbildende politische Sinn der Deutsch-Amerikaner haben bisher deren Anglisierung durch das Trugbild einer einheitlichen amerikanischen Nation, die nie vorhanden gewesen ist, gefördert. Die deutsche Kirche und Schule sind die Träger der deutschen Zukunft. Ein nationaler Zerfall der Union ist beim Erwachen des Deutschbewusstseins nicht ausgeschlossen.

Dr. **Vosberg-Rekow,** Berlin, tritt den Ausführungen des Herrn von Strantz entschieden entgegen. Es sei ein verhängnisvoller Irrtum, dem man in Deutschland leider immer wieder begegne, dass die Bevölkerung der Vereinigten Staaten in ihrem Guss aus einer Masse bestehe, welche die übrigen Bevölkerungsteile „anglisiere",

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dige in Paris und London im Etat in Ansatz gebrachten 35 000 Mark hundertfach besser verwendet, wenn man für dieses Geld Sachverständige dorthin schickte, wo deutscher Fleiss seit Generationen in den Urwäldern Südamerikas des Studiums wohl würdige Kolonisation geschaffen hat. Dann würde das deutsche Volk endlich einmal authentisch erfahren, dass dort viele Hunderttausende deutschen Blutes leben, welche die innige geistige Gemeinschaft mit dem einstigen Mutterlande erstreben, und wir würden endlich einmal auch von offizieller Seite erfahren, ob und wie weit jene südamerikanischen Gebiete sich für die deutschen Auswanderungen eignen.

Der Amendementantrag Grothe trifft ganz etwas anderes, wie die Resolution. Derselbe läuft, ebenso wie der Beschluss des vorigen Kongresses, auf eine platonische Liebeserklärung Südamerika gegenüber heraus. Nicht eine p r i v a t e Berichterstattung durch Monographien über Südamerika kann den dortigen deutschen Kolonisationsverhältnissen Besserung schaffen, denn an Doktorarbeiten fehlt es, wie in Deutschland überhaupt, so auch über Südamerika nicht; vielmehr wird gefordert, dass endlich die offiziellen verantwortlichen Kreise in Deutschland so weit Interesse für die Auswanderungs- und Kolonisationsverhältnisse in Südamerika zeigen, dass sie endlich einmal wenigstens die tatsächlichen dortigen Verhältnisse studieren lassen, um sie vor der Allgemeinheit und vor der sachverständigen Kritik zu publizieren.

Antrag des Herrn Zivilingenieurs Karl Friedrich Scheler, Charlottenburg.

Zum Vortrage des Herrn Assessor R a m e l o w, Berlin, über „Einfluss der Auswanderung auf das wirtschaftliche Leben des Mutterlandes", beabsichtigte das Mitglied, Zivil-Ingenieur K a r l F r i e d r i c h S c h e l e r, Charlottenburg, zu beantragen, dass, da aus den Verhandlungen der Sektion VI klar hervorgegangen sei, dass die deutsche Einwanderung in fremde Länder auf das Wirtschaftsleben des Mutterlandes einen grossen wohltätigen Einfluss ausübt, diese Sektion es als dringend notwendig erachten möge, die Aufhebung des von der Heydtschen Reskripts vom Jahre 1859, welches die unterstützte Auswanderung nach Brasilien verbot, den kompetenten gesetzgebenden Kreisen anzuempfehlen, und zwar besonders mit Bezug auf den fortgeschrittensten Staat Südbrasiliens, São Paulo; denn betreffs der übrigen Südstaaten, Parana, Santa Catharina und Rio Grande do Sul, sei be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

reits seit einer Reihe von Jahren das Verbot zum grossen Vorteile deutschen Handels und deutscher Industrie ausser Kraft gesetzt worden.

Der **Vorsitzende** äusserte seine Bedenken, ob der Antragsteller, der zwar Deutscher, aber Kommissar der Brasilianischen Regierung sei, als solcher das Recht habe, auf dem Kongress Resolutionen einzubringen.

In der sich entspinnenden kurzen Debatte erhielt das Wort:

v. Hake, Mittelhufen. Wenn Herr Ingenieur Scheler die deutsche Staats-Angehörigkeit besitzt, hat er das Recht, Anträge zu stellen; es kann nicht in Betracht kommen, dass Herr Scheler a u s s e r d e m Vertreter eines auswärtigen Staates ist.

Journalist **Winiger,** Charlottenburg: Die Nichtzulassung der Resolution Scheler aus dem Grunde, weil der Antragsteller Paulistaner Auswanderungsagent ist, wäre unberechtigt, einerseits weil es nicht zwei Klassen, sondern nur eine Klasse von Kongressmitgliedern mit gleichen Pflichten und gleichen Rechten gibt, anderseits, weil auch am ersten Kolonialkongresse verschiedene Anträge, welche von nichtreichsdeutschen Kongressmitgliedern gestellt waren, ohne irgendwelche Einwendung behandelt und angenommen wurden, und schliesslich, weil in der Plenarsitzung dieses zweiten Kongresses selber das Mitglied einer fremden Gesandtschaft mit Vortrag und Resolution auftritt (vgl. Sekt. I, Vortrag 12). Ausserdem ist eine solche Zurückweisung der Resolution Scheler um so weniger angebracht, da sich in allerkürzester Debatte ergeben wird, dass diese Resolution aus gewichtigen Opportunitätsgründen abgelehnt werden muss.

Nachdem so beide Meinungen zum Ausdruck gekommen waren, zog Herr Scheler seinen Antrag zurück.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sektion VII.

Die weltwirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und seinen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

Obmann: Generalsekretär Dr. **Soetbeer,** Berlin.
Vorsitzende: Kommerzienrat **Werner,** Vorsitzender der Handelskammer, Hannover.
Unterstaatssekretär a. D. Prof. Dr. **Georg von Mayr.** München.
Generalsekretär Dr. **Soetbeer,** Berlin.
Schriftführer: Generalsekretär Dr. **Wendlandt,** Friedenau.
Direktor Dr. **Vosberg-Rekow,** Berlin.

Verbreitung der Deutschen im Auslande.

Von Dr. **Friedrich Zahn,** Regierungsrat im Kaiserl. Statistischen Amt und Professor an der Universität, Berlin.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

„Deutschland, die grosse Kinderstube der Welt". L'Allemagne est une pépinière d'hommes. Ein oft gehörtes und auch in der internationalen Literatur viel gebrauchtes Wort. Man will damit die hohe Fruchtbarkeit, in der sich die natürliche Entwickelung des deutschen Volkes äussert, charakterisieren, eine Fruchtbarkeit, die schon den alten Sebastian Franck im 16. Jahrhundert zu dem Ausspruch veranlasste: „Es ist nichts denn Kind über Kind in Deutschland, sonderlich in Schwaben; Schwäbinnen kommen zweimal im Jahre nieder." Aber auch in der Gegenwart kann sich das deutsche Volk einer starken Fortpflanzungskraft rühmen, sie erscheint bevölkerungspolitisch um so befriedigender, als unserer verhältnismässig grossen Geburtenhäufigkeit eine nur mitt-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lere und noch dazu im Rückgang befindliche Sterbehäufigkeit gegenübersteht und die Bevölkerungsbewegung daher den Vorzug eines regelmässigen und doch raschen Fortschreitens hat.*)

Aber noch ein Zweites meint man mit dem vorhin erwähnten Wort „Deutschland, die grosse Kinderstube der Welt", nämlich die Tatsache, dass infolge der starken Vermehrung der deutschen Bevölkerung alljährlich massenhaft Menschen Deutschland verlassen, um anderwärts sich ein Heim und auskömmliche Nahrung zu suchen. Man klagt über den Verlust, den durch diese Abwanderung die deutsche Volkswirtschaft erfährt, unter Hinweis auf die sechs bis sieben Millionen deutscher Auswanderer im 19. Jahrhundert, die uns an unvergoltenen Erziehungskosten, an mitgenommenem Kapital sechs bis acht Milliarden Mark gekostet.**) Ihr Verlust ist für das Mutterland doppelt empfindlich, weil die Ausgewanderten vielfach in der zweiten Generation aufhören, Deutsche und Konsumenten deutscher Ware zu sein, und statt dessen Kulturdünger für andere mit uns im Wettbewerb befindliche Völker werden und zur Erschwerung unserer Stellung auf dem Weltmarkte beitragen.

Anderseits ringt sich freilich auch die Erkenntnis mehr und mehr durch, dass diese Elemente, wenn auch staatsrechtlich ausgeschieden,

*) Zahlenmässig erhellt dies aus der internationalen Bevölkerungsstatistik. Auf 1000 Einwohner treffen:

Land	Jahr	Geborene ohne Totgeborene	Gestorbene ohne Totgeborene	Mehr Geborene als Gestorbene
Deutsches Reich . .	1903	33,9	20,0	13,9
Oesterreich	1902	37,6	37,6	13,5
Ungarn	1903	37,7	37,7	10,9
Rumänien	1903	40,4	25,0	15,4
Schweiz	1903	27,7	17,6	10,1
Italien	1903	32,1	22,7	9.4
Frankreich	1903	21,2	19,3	1,9
Luxemburg	1902	31,1	18,7	12,4
Belgien	1903	28,7	17,7	11,0
Niederlande . . .	1903	31,6	15,6	16,0
Dänemark	1903	29,4	15,0	14,4
Schweden	1903	25,5	15,0	10,5
Norwegen	1903	28,6	14,8	13,9
Grossbritannien . .	1903	28,5	15,6	12,9
Irland	1903	23,1	17,5	5,5
Russland	1899	49,0	31,0	18,0
Finnland	1902	32,5	20,6	11,9

**) G. Schmoller, Handels- und Machtpolitik, Stuttgart 1900, S. 18.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

doch den Weg ebnen für lohnende Arbeit des deutschen Kapitals in ausländischer Landwirtschaft und Industrie und sie namentlich nicht zu unterschätzende Pioniere für unsern Handel darstellen.

Diese Menschenkolonien unter fremder Herrschaft, dieses Deutschtum im Auslande sind einiger Ersatz für die Landkolonien, deren sich andere Grossstaaten freuen, die uns aber leider, wenigstens in dieser Bedeutung, fehlen. Diese unsere Menschenkolonien im Auslande, deutsche Arbeit und deutsches Kapital, gilt es, sorgfältig zu wahren und weiter zu stärken. Dazu gehört vor allem als Grundlage für die erforderlichen Massnahmen eine nähere Kenntnis von der Ausbreitung des Deutschtums im Auslande.

Eine solche Kenntnis, die übrigens schon an sich in Hinsicht auf die neuzeitliche Ausgestaltung der volks- und weltwirtschaftlichen Lage und die Beziehungen der verschiedenen nationalen Volkswirtschaften zueinander erwünscht erscheint, ist indessen nicht leicht zu beschaffen. „Wer ist als Deutscher im Auslande anzusehen?" und „wie sind dieselben zu ermitteln?" sind die beiden schwierigen Fragen, um die es sich dabei handelt.

Was zunächst den Begriff „Deutsche im Auslande" betrifft, so kommen natürlich solche Deutsche in Betracht, die ausserhalb des zum Deutschen Reich gehörigen Gebiets, also auch ausserhalb der deutschen Schutzgebiete sich befinden. Aber woran sind die Betreffenden als Deutsche zu erkennen? Was das Gepräge einer Nation ausmacht, äussert sich bekanntlich auf mannigfache Weise, in Sprache, sympathischer Empfindung, gemeinsamen Charakterzügen, Anschauungen, Gewohnheiten, Gebräuchen, namentlich aber, wie gesagt, in der Sprache. Sie ist das Werkzeug des Denkens, an ihr haftet die Kultur mehr als am Boden, an Regierungsformen, Bauten usw., ihr folgt der Handel lieber als der Flagge. Aber die Feststellung der Verbreitung der deutschen Sprache im Ausland hält schwer, da die hier einschlägigen Volkszählungen der andern Länder nur zum geringen Teil die Muttersprache unter den zur Erhebung gelangenden Gegenständen berücksichtigen.

Man muss sich daher nach andern Anhaltspunkten umsehen.

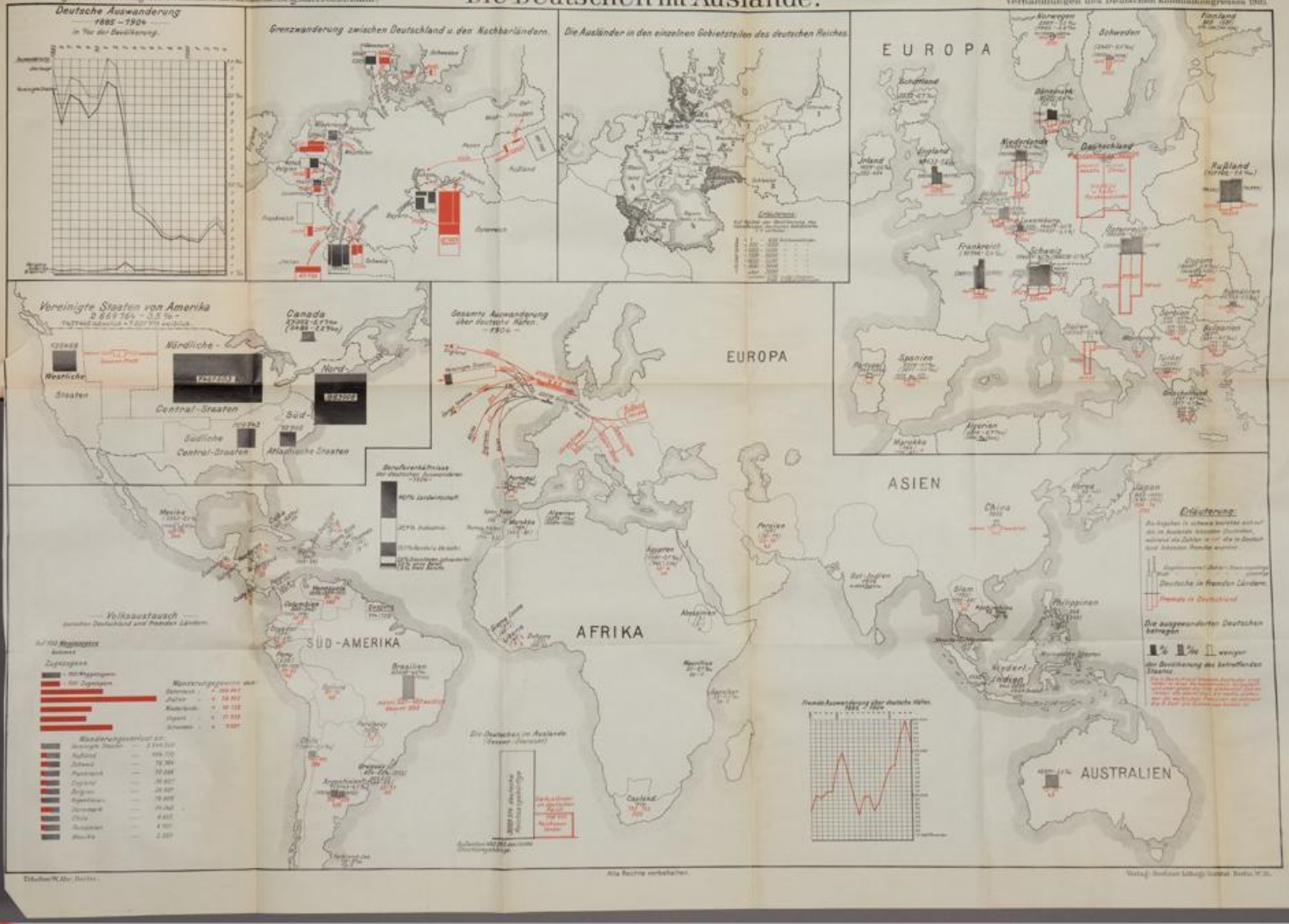
Ein solcher bietet sich in der „Staatsangehörigkeit" der einzelnen. Aber der Begriff unterliegt vielen Irrtümern. Schon innerhalb des Reiches verursacht die darüber nicht bloss bei den untersten Volksschichten bestehende Unklarheit erhebliche Schwierigkeiten. Zur Not gelingt es noch, für die in Deutschland befindlichen Staatsangehörigen zu ermitteln, ob sie Reichsangehörige sind oder nicht, während die Staatsangehörigkeit nach Bundesstaaten nur bruchstückweise sich eruieren lässt. Das hängt mit dem dem Reichsgesetz zu Grunde lie-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Vortrag „Die Verbreitung der Deutschen im Auslande" Reg. Rat Prof. Dr. Zahn.

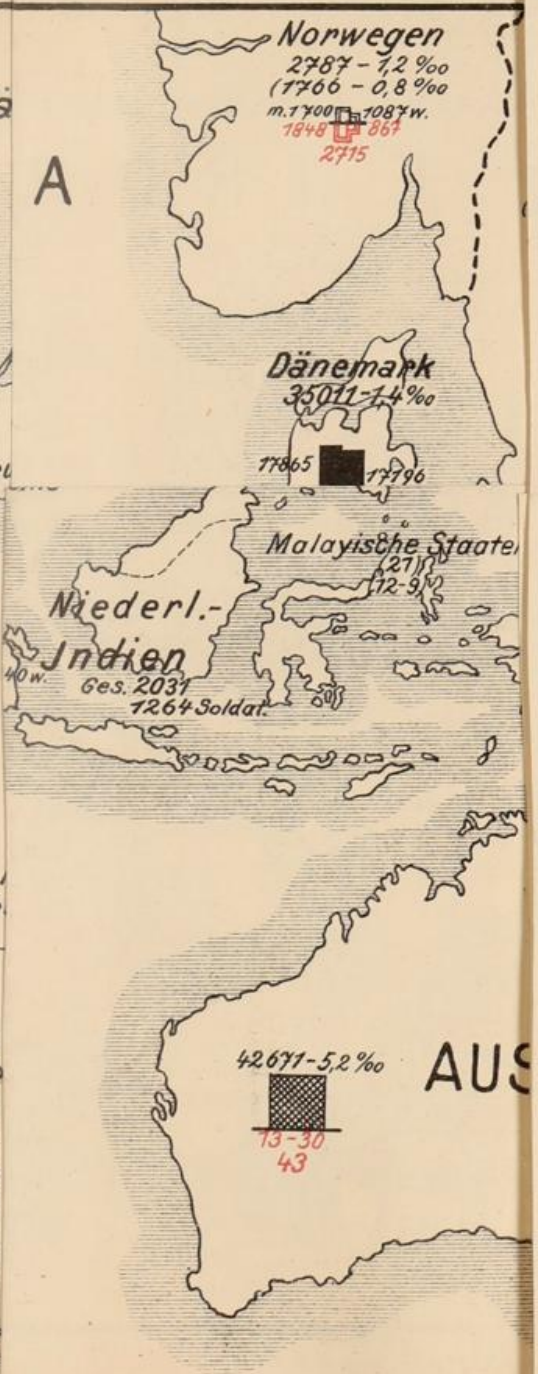
Die Deutschen im Auslande.

Verhandlungen des Deutschen Kolonialkongresses 1905.

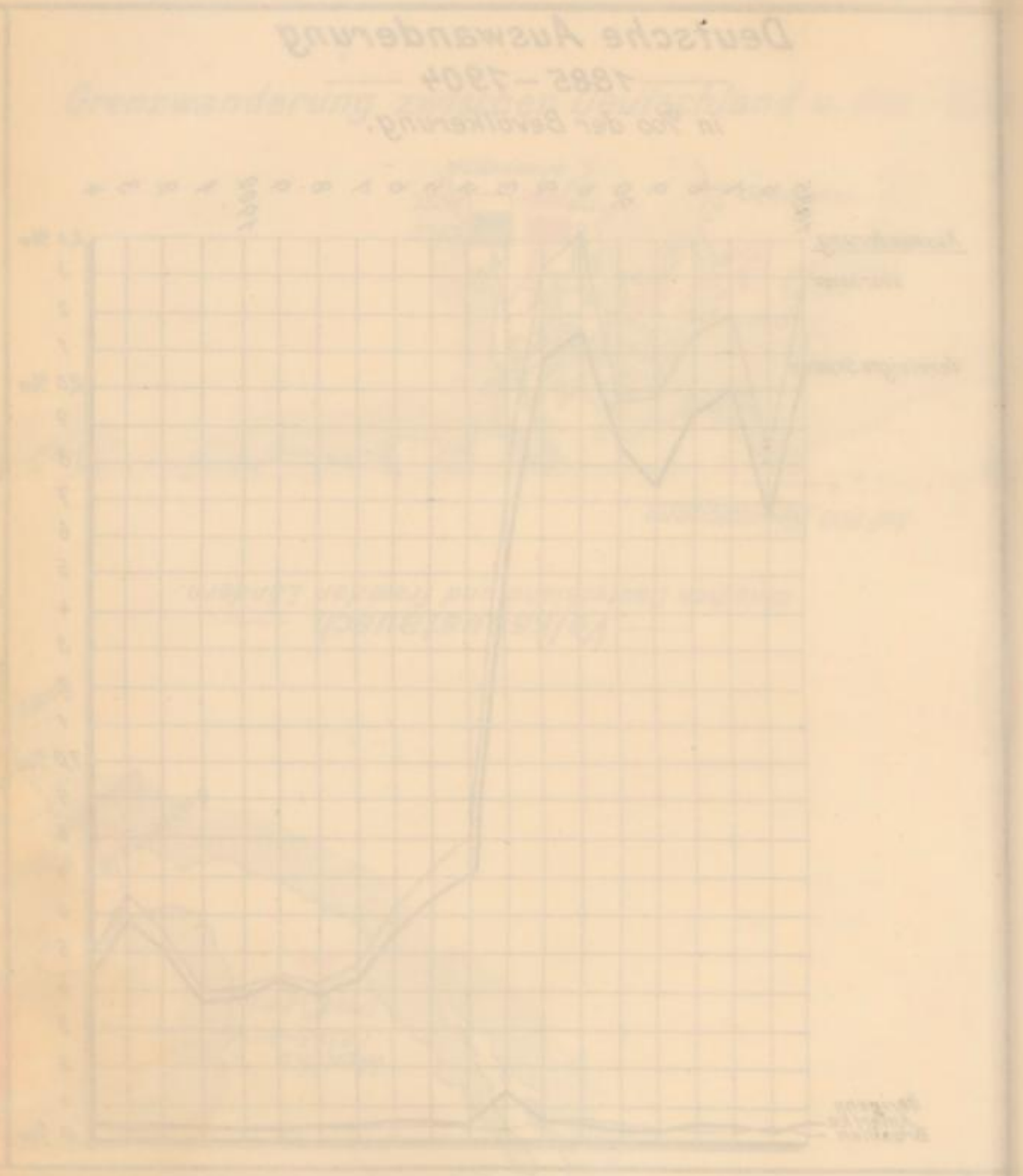


Alle Rechte vorbehalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG



3029 514 deutsche Reichsangehörige



genden Abstammungsprinzip zusammen, wonach die Staatsangehörigkeit sich von Generation zu Generation vererbt; jemand, der in Baden geboren, dessen Eltern und Grosseltern in Baden gelebt haben, ist beispielsweise ein bayerischer Staatsangehöriger, weil sein Grossvater von Ludwigshafen nach Mannheim „eingewandert" ist; und ebenso vererbt der Professor, der in Rostock, Jena, Giessen, Tübingen, Heidelberg angestellt gewesen, die fünf hierbei von ihm erworbenen Staatsangehörigkeiten auf seine Nachkommen, die ihrerseits noch neue dazu bekommen können.*) Kein Wunder, wenn sich viele bei amtlichen Zählungen eine unrichtige Staatsangehörigkeit beilegen; kein Wunder, wenn die Ermittelung der deutschen Reichsangehörigkeit bei den im Ausland befindlichen Deutschen mit dem dort meist viel unvollkommeneren Zählapparat noch schwerer gelingt. Dazu kommt aber, dass vielfach, namentlich in englischen und sonstigen Kolonialgebieten sowie in den mittel- und südamerikanischen selbständigen Staaten, die Aufnahme in die dortige Staatsangehörigkeit und die Preisgabe der deutschen Staatsangehörigkeit sehr erleichtert ist, und die wenigsten sind sich bewusst, dass sie mehrere Staatsangehörigkeiten nebeneinander besitzen können. Allerdings ist nicht zu übersehen, dass die als „deutsche Reichsangehörige" im Auslande ermittelten Personen auch sonst die Gesamtzahl des Deutschtums keineswegs erschöpfend darstellen. Es gibt genug Deutsche, die die Reichsangehörigkeit durch Entlassung oder zehnjährigen Aufenthalt im Auslande oder durch Verheiratung mit einem Ausländer oder aus andern Gründen verloren haben, die aber trotz dieser Änderung ihres formalrechtlichen Charakters tatsächlich vorzügliche Elemente des Deutschtums im Auslande sind.

Verbleibt schliesslich als letzter Anhalt der Geburtsort, den man nicht ablegen, abstreifen, höchstens verleugnen kann. In der Tat sind die auf dieser Frage basierenden Nachweise, also die Nachweise der Personen, die das Ausland als aus dem Deutschen Reich Gebürtige verzeichnet, ungemein wertvoll. Schwächen haften freilich auch ihnen an — nur eine Generation, Einfluss von Zufälligkeiten, des Geburtsorts, Zurechnung von Angehörigen fremden Volkstums. Indessen kann man sie in Kauf nehmen gegenüber den Vorzügen, die sie bieten, die namentlich ermöglichen, über die Wanderungen von Land zu Land, über die Auswanderungen Deutscher nicht bloss zu Wasser, sondern auch zu Land Auskunft zu geben. Nur schade, dass verhältnismässig wenig Länder die Gebürtigkeit ihrer Bewohner mit Unterscheidung der Auslandsstaaten näher feststellen,

*) Vergl. P. Laband, Revision des Staatsangehörigkeitsgesetzes. „Deutsche Juristenzeitung" vom 1. Januar 1904.

und dass die verdienstvollen Bemühungen von Prof. v. Mayr (München) auf diesem Gebiete der internationalen Statistik noch nicht weiter gediehen sind.

So muss man nun, um überhaupt zu einer Vorstellung über die Deutschen im Auslande zu gelangen, vorlieb nehmen mit dem, was in einzelnen Ländern statistischer Brauch ist, und diese Daten, so gut es geht, zu einem Gesamtbild zu vereinigen suchen.

Diese Daten bestehen zum Teil aus den von (26) ausländischen Staaten selbst in ihren Zensuswerken veröffentlichten Nachweisen über die Staatsangehörigkeit bezw. Gebürtigkeit ihrer Bewohner, zum Teil aus den Nachweisen, welche das Kaiserliche Statistische Amt auf Grund des ihm von (11) ausländischen Staaten überlassenen Materials feststellte, zum Teil aus Mitteilungen deutscher Konsuln über die Deutschen ihres Konsularbezirks (für 33 Staaten). Naturgemäss sind diese Daten nicht alle gleichwertig, sind nur mangelhaft gegenseitig vergleichbar und zu einem vollständigen Bilde über die Verbreitung der Deutschen im Auslande keineswegs hinreichend, da für eine Reihe von Staaten entsprechende Nachweise fehlen.

Indessen, nur der Schuft gibt mehr, als er hat. Jedenfalls lohnt es sich, das auf die geschilderte Weise vom Kaiserlichen Statistischen Amt herbeigeführte Ergebnis der amtlichen Erhebung über die Deutschen im Auslande näher zu betrachten (vergl. Vierteljahrshefte zur Statistik des Deutschen Reichs 1905, I. Ergänzungsheft. Die Deutschen im Auslande und die Ausländer im Deutschen Reiche. Referent: Regierungsrat Professor Dr. F. Zahn).

Insgesamt sind an deutschen Reichsgebürtigen im Auslande etwas über 3 Millionen (3 094 692) festgestellt. Für 708 071 Personen im Auslande ist die Reichsangehörigkeit nachgewiesen; unter den letzteren sind 457 702 lediglich reichsangehörig, nicht reichsgebürtig. Rund $3^1/_2$ Millionen im Ausland sind also reichsgebürtig oder reichsangehörig. Der grosse Gegensatz der beiden Zahlen erklärt sich nicht bloss damit, dass die Gebürtigkeit leichter und sicherer zur Erhebung gelangt als die Staatsangehörigkeit: $17 + 19 = 36$ Staaten mit $3^1/_2$ Millionen Reichsgebürtigen, $17 + 40 = 57$ Staaten mit letzteren Nachweisen 700 000 Reichsangehörigen —, sondern entspricht auch der Tatsache, dass der Reichsdeutsche leicht geneigt ist, seine rechtliche Zugehörigkeit zum Heimatstaate aufzugeben; so haben in den Vereinigten Staaten von Amerika nach dem Zensus 1900 nicht weniger als 92 Prozent der dort lebenden Reichsdeutschen sich als amerikanische Staatsbürger naturalisieren lassen bezw. die dazu nötigen Schritte eingeleitet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die $3^1/_2$ Millionen sind selbstredend nur eine Minimalzahl für die Verbreitung der Deutschen im Auslande. Sie umschliessen von vornherein — aus den bereits erörterten Gründen — nicht sämtliche Reichsgebürtige bezw. Reichsangehörige und lassen namentlich die im Auslande geborenen Kinder der Reichsgebürtigen ausser Betracht. Noch viel weniger kommt in ihnen das deutsche Volkstum im Auslande zur vollen Geltung. Denn der Begriff Volkstum oder Nationalität ist viel weitgehender als Gebürtigkeit oder Staatsangehörigkeit, er umfasst die Gesamtheit von Menschen gemeinsamer Abstammung, die ein und dieselbe Sprache sprechen, eine gemeinsame politische und kulturelle Entwickelung durchgemacht haben und das Bewusstsein der Zusammengehörigkeit besitzen.*) So kommt es, dass der Alldeutsche Verband (auch der in Ihren Händen befindliche Kolonialatlas) zu wesentlich höheren Zahlen gelangt, wenn er das deutsche Volkstum auf der ganzen Erde auf 89 Millionen einschätzt.

Halten wir uns an die $3^1/_2$ Millionen der amtlichen Erhebung, die vom deutsch-nationalen Standpunkte aus vielleicht mehr noch nach der Qualität als der Quantität zu bewerten sind, und sehen wir zu, wie sie sich auf die einzelnen Staaten des Auslands näher verteilen.

Die Ihnen vorliegende Karte gibt darüber guten Aufschluss. Sie ist, nebenbei bemerkt, auf meine Veranlassung von Herrn Ahr entworfen, erscheint demnächst in verbesserter Form im Buchhandel zum Preise von 1 Mark, der bei Massenabnahme entsprechend ermässigt werden soll, und ist am Schlusse des Vortrags hier abgedruckt. Die ihr zugrunde liegenden Zahlen sind in folgender Tabelle länderweise zusammengestellt.

*) E. Hasse, Das Deutsche Reich als Nationalstaat, München 1905, S. 10 und 40.

Deutsche in den einzelnen Ländern des Auslandes.

Länder mit Angabe, ob Zahlen über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
Oesterreich (R.-Ang.)	1900	[1]) 106 364	50 346	56 018	406,7
Ungarn (R.-Ang.)	1900	8 020	3 638	4 382	41,7
Russland ohne Finnland (R.-Ang.)	1897	[1]) 151 102	74 323	76 779	120,3
Finnland (R.-Geb.) die Städte Helsingfors, Abo, Tammersfors und Wiborg	1900	805	519	286	—
Finnland (R.-Ang.)	1900	581	345	236	—

[1]) Der österreichische Volkszählungsbericht führt 112 971 (54 184 m., 58 787 w.) Deutsche auf, der russische Volkszählungsbericht 158 103 (77 663 m., 80 440 w.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Länder mit Angabe, ob Zahlen über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
Serbien (R.-Geb.)	1900	441	218	223	19,1
„ (R.-Ang.)	1900	379	180	199	16,4
Rumänien (R.-Ang.)	1899	7 733	—	—	129,8
Bulgarien (R.-Geb.)	1904	187	117	70	5,6
„ (R.-Ang.)	1904	339	175	164	10,2
Montenegro (R.-Ang.)	1904	6	3	3	—
Türkei (R.-Ang.)	1904	[2]) 3 399	1 623	1 746	—
Griechenland (R.-Geb.)	1905	191	128	63	7,8
„ (R.-Ang.)	1905	227	166	61	9,3
Italien (R.-Ang.)	1901	10 745	—	—	32,8
Spanien (R.-Geb.)	1900	2 218	1 608	610	11,9
„ (R.-Ang.)	1900	3 011	1 930	1 081	16,2
Portugal (R.-Ang.)	1900	927	470	457	17,1
Schweiz (R.-Geb.)	1900	134 599	61 628	72 971	4 061,8
„ (R.-Ang.)[3])	1900	168 238	77 809	90 429	5 076,9
Frankreich (R.-Ang.)	1901	86 684	35 244	51 440	237,1
Luxemburg (R.-Geb.)	1900	14 637	7 950	6 687	6 187,9
„ (R.-Ang.)	1900	14 931	8 169	6 762	6 312,2
Belgien (R.-Geb.)	1900	40 963	19 225	21 738	612,0
„ (R.-Ang.)	1900	53 408	25 054	28 354	797,9
Niederlande (R.-Ang.)	1899	31 654	16 588	15 066	620,2
Dänemark (R.-Geb.)	1901	35 061	17 865	17 196	1 431,3
Schweden (R.-Ang.)	1900	2 421	1 323	1 098	47,1
Norwegen (R.-Geb.)	1900	2 787	1 700	1 087	124,9
„ (R.-Ang.)	1900	1 766	—	—	79,5
England und Wales (R.-Geb.)	1901	49 133	30 356	18 777	151,1
Schottland (R.-Geb.)	1901	3 232	2 014	1 218	72,3
Irland (R.-Geb.)	1901	1 037	583	454	23,3
Canada (R.-Geb.)	1901	27 302	—	—	508,3
„ (R.-Ang.)	1901	6 486	—	—	120,8
Verein. Staaten von Amerika (R.-Geb.)	1900	2 669 164	1 437 445	1 231 719	3 498,1
Kuba (R.-Ang.)	1904	382	232	150	24,3
Portorico (R.-Ang.)	1904	46	46	—	—
Philippinen (R.-Geb.)	1903	368	—	—	—
„ (R.-Ang.)	1904	202	175	27	2,6
Mexiko (R.-Ang.)	1900	2 565	1 980	585	18,9
Brit.-Honduras (R.-Geb.)	1901	37	29	8	98,7
Haiti (R.-Ang.)	1904	184	127	57	—
San Domingo (R.-Ang.)	1904	45	27	18	—

[2]) Hierunter 30 ohne Angabe des Geschlechts.

[3]) Die Schweizer Statistik gibt die Zahl der deutschen Reichsangehörigen in der Schweiz mit 168 451 an. Diese Differenz ist wohl dadurch zu erklären, dass das Kaiserliche Statistische Amt bei der Auszählung der von der Schweiz zur Verfügung gestellten Zählungsformulare nur die ortsanwesenden Deutschen in der Schweiz berücksichtigte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Länder mit Angabe, ob Zahlen über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
St. Thomas (R.-Ang.)	1904	15	8	7	—
Venezuela (R.-Ang.)	1904	[1] 612	297	193	—
Surinam (R.-Geb.)	1904	114	99	15	—
„ (R.-Ang.)	1904	103	60	43	—
Brasilien (R.-Geb.)	1904	63 638	—	—	443,7
„ (R.-Ang.)	1904	7 133	—	—	—
Curaçao (R.-Geb.)	1904	2	2	—	—
„ (R.-Ang.)	1904	7	—	—	—
Uruguay (R.-Geb.)	1904	854	802	52	87,3
„ (R.-Ang.)	1904	252	155	97	—
Paraguay (R.-Ang. u. Geb.)	1904	1 350	—	—	—
Argentinien (R.-Ang.)	1895	17 143	10 978	6 165	433,5
Chile (R.-Ang.)	1895	7 049	—	—	259,9
Peru (R.-Ang.)	1904	[2] 535	378	153	—
Ecuador (R.-Ang.)	1904	134	87	47	—
Columbien (R.-Geb.)	1905	203	—	—	—
„ (R.-Ang.)	1905	345	226	119	—
Panama (R.-Geb.)	1905	49	41	8	—
„ (R.-Ang.)	1905	56	45	11	—
Falklandinseln (R.-Geb.)	1901	19	12	7	930,0
Aegypten (R.-Ang.)	1897	1 281	745	536	13,2
Algerien (R.-Ang.)	1896	3 319	2 084	1 235	70,0
Sierra Leone (R.-Ang.)	1901	64	63	1	83,5
Marokko (R.-Ang.)	1904	184	103	81	3,7
Dahomey (R.-Geb.)	1904	1	1	—	—
„ (R.-Ang.)	1904	23	22	1	—
Abessinien (R.-Geb.)	1904	3	3	—	—
Liberia (R.-Ang.)	1904	40	—	—	1,5
Mauritius (R.-Geb.)	1901	21	20	1	5,7
„ (R.-Ang.)	1901	21	20	1	5,7
Sansibar (R.-Geb.)	1904	33	28	5	16,5
„ (R.-Ang.)	1904	33	28	5	16,5
Spanische Kolonien in Afrika (R.-Ang.)	1904	29	26	3	—
Portugiesische Kolonien in Afrika (R.-Ang.)	1904	[3] 248	174	65	—
Kap der guten Hoffnung (R.-Geb.)	1904	114	—	—	4,7
Persien (R.-Ang.)	1904	49	32	17	—
Brit.-Indien (R.-Geb.)	1901	1 696	1 255	441	0,6
Niederl.-Indien (R.-Geb.)	1900	1 382	1 142	240	3,8

[1]) Hierunter 122 ohne Angabe des Geschlechts.
[2]) Hierunter 4 ohne Angabe des Geschlechts.
[3]) Hierunter 9 Kinder ohne Angabe des Geschlechts.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Länder mit Angabe, ob Zahlen, über Reichsgebürtige oder über Reichsangehörige vorliegen	Zählungsjahr	Deutsche in den nebengenannten Ländern			
		überhaupt	männliche	weibliche	auf 100 000 Einwohner des betreffenden Landes
Verein. Malayische Staaten (R.-Ang.)	1901	21	12	9	3,1
Straits Settlements (R.-Geb.)	1901	279	198	81	48,8
Siam (R.-Ang.)	1904	153	130	23	3,1
Cochinchina (R.-Geb.)	1904	73	62	11	—
„ (R.-Ang.)	1904	44	40	4	—
China (R.-Ang.)	1903	1 658	—	—	—
Korea (R.-Geb.)	1904	28	21	7	0,5
„ (R.-Ang.)	1904	43	22	21	—
Japan (R.-Ang.)	1898	603	—	—	1,3
„ (R.-Ang.)	1903	(654)	(475)	(179)	(1,3)
Australien (R.-Geb.)	1901	42 671	—	—	520,7

Von den 3,5 Millionen Deutschen im Auslande treffen demnach allein 2,7 Millionen auf die Vereinigten Staaten von Amerika. Welche Summe deutschen Einschlags diese Zahl in Wirklichkeit repräsentiert, mögen Sie daraus entnehmen, dass bei dem letzten amerikanischen Zensus nicht weniger als 7,8 Millionen Personen gezählt wurden, deren Eltern beide oder wenigstens auf der väterlichen oder mütterlichen Seite in Deutschland geboren waren, das ist ein Zehntel der ganzen, ein Achtel der weissen Bevölkerung der Union.

Abgesehen von der Union sind am meisten Reichsdeutsche zu finden in der Schweiz, Russland, Österreich, Frankreich, Brasilien, Australien, Belgien, Dänemark, Niederlande, Kanada, Argentinien, Luxemburg, Italien.

Schon diese Aufzählung, in der neben den Zentren der deutschen Auswanderung fast ausschliesslich Grenzländer in Frage kommen, zeigt, in welch starkem Mass neben wirtschaftlichen Gesichtspunkten die geographische Lage zu Deutschland für die Anziehungskraft der einzelnen Länder von Belang ist.

In der Tat lassen sich für den Standort unserer Deutschen im Auslande drei Zonen unterscheiden: die Zone der unmittelbaren Grenzländer, der mittleren Zone derjenigen Länder, die wiederum mit den unmittelbaren Grenzländern geographisch in Konnex stehen, schliesslich die äussere Zone der in fremden Erdteilen gelegenen und überseeischen Länder. Ausserdem bilden noch besondere Konzentrationspunkte unseres Deutschtums im Auslande die Grossstädte.

Zur ersten Zone gehören in bezug auf Deutschand: Russland, Österreich, Schweiz, Frankreich, Luxemburg, Belgien, die Niederlande,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dänemark. All diese Länder zeigen eine namhafte Besetzung von Deutschen, und zwar speziell in den an Deutschland angrenzenden Gebieten, wie Polen, Böhmen, Niederösterreich, Schlesien, die nördlichen Schweizer Kantone, die östlichen Departements von Frankreich, ein Beweis, dass die geographischen Wechselbeziehungen, noch unterstützt durch familiäre und wirtschaftliche Einflüsse, ja, selbst durch religiöse Verhältnisse, von grossem Einfluss auf die Abwanderung des Deutschtums sind. Vielfach lässt sich feststellen, dass die in diesen Grenzländern ansässigen Deutschen aus solchen Gebieten Deutschlands stammen (gebürtig sind), die diesen Ländern unmittelbar benachbart sind. So rekrutieren sich die in Österreich gezählten Reichsgebürtigen hauptsächlich aus Bayern r. d. Rh., Schlesien, Sachsen; die Schweiz hat ihre Reichsgebürtigen vornehmlich aus Baden, Württemberg, Elsass-Lothringen. Die Reichsgebürtigen von Luxemburg stammen vorzugsweise vom Rheinland und Elsass-Lothringen, die von Belgien überwiegend vom Rheinland; die Reichsangehörigen in den Niederlanden kommen aus dem Rheinland, Westfalen und Hannover.

Charakteristisch ist noch für die in der eben erwähnten ersten Zone des Auslandes befindlichen Deutschen, dass unter ihnen die weiblichen Personen fast durchweg stärker vertreten sind als die männlichen. Um so mehr überwiegen die männlichen Deutschen bei den Fernwanderungen nach der zweiten und dritten Zone des Auslands.

Was die zweite Zone der Länder, in denen Deutsche gezählt sind, betrifft, so umfasst sie alle diejenigen Staaten, die zwar noch in Europa liegen, die jedoch erst über die direkten Nachbarländer Deutschlands hinweg oder nur durch Seefahrt zu erreichen sind. Dahin gehören die Donau- und Balkanländer, Italien, Spanien, Portugal, Schweden, Norwegen, Grossbritannien und Irland. Im allgemeinen ist die Vertretung von Deutschen in diesen Ländern erheblich geringer als bei den Ländern der ersten Zone. Nur Grossbritannien bildet eine Ausnahme; es zählt mit den 53 000 Reichsangehörigen zu den Ländern der grössten deutschen Frequenz. Die Hälfte von ihnen wohnt in London, ein anderer beträchtlicher Teil in dem industriereichen Zentrum des Nordens.

Die dritte äussere Zone der ausländischen Staaten umschliesst, wie erwähnt, die überseeischen Länder. Deutsche sind hier fast allenthalben vertreten, aber angesichts der Schwierigkeit, mit der diese entfernten Länder zu erreichen sind, selbstredend in entsprechend niedriger Zahl. Eine Ausnahme hiervon machen die Vereinigten Staaten von Amerika, die, wie gesagt, überhaupt die meisten von den im Auslande befindlichen Deutschen in sich vereinigen. Von den 2,7 Millionen Deutschen sitzen nicht weniger als 2 Millionen in den

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nördlichen Zentralstaaten und den nordatlantischen Staaten. Der Staat New York zählt allein 480 026 Reichsgebürtige, die Stadt New York davon 322 343, Chicago 170 738. Ausserdem sind mit grösseren Zahlen von Deutschen bei der dritten Zohne hervorzuheben:

Brasilien (R.-Geb.) .	63 638	Britisch-Indien . .	1 696
Australien . . .	42 671	China	1 658
Canada	27 302	Niederländisch-Indien	1 382
Argentinien . . .	17 143	Paraguai (R.-Geb. u.	
Chile	7 049	R.-Ang.) . . .	1 350
Algerien	3 319	Aegypten	1 281
Mexiko	2 565		

Dank der grossen Anziehungskraft, welche die Vereinigten Staaten auf die deutsche Auswanderung üben, ist die dritte Zone, obschon die entferntest gelegene, von den drei Zonen am stärksten von den in der Fremde befindlichen Deutschen frequentiert:

Zone	Länder	Reichs-gebürtige	Reichs-angehörige
1	9	226 065	617 024
2	15	59 226	38 973
3	46	2 809 401	52 074
Summa	70	3 094 642	708 071

Durchweg sind es in den drei Zonen, vor allem in der zweiten und dritten, die Grossstädte, in denen sich die Deutschen vornehmlich konzentrieren. So lebt in den Vereinigten Staaten von Amerika die Hälfte aller dortigen Deutschgebürtigen in Städten mit über 20 000 Einwohnern; über 1 Million, das sind 88 Prozent, finden sich von ihnen in den 19 Grossstädten mit über 200 000 Einwohnern. Wie New York und London, von denen bereits die Rede, haben auch Städte wie Paris, Wien, Pest, Petersburg, Moskau, Buenos Aires ihre besondere Bedeutung als Ansiedelungsstätten von Deutschen. Von sämtlichen im Auslande befindlichen Reichsgebürtigen trifft nach dem vorhandenen amtlichen Material, nahezu die Hälfte auf die Grossstädte von über 100 000 Einwohnern.

Als Gesamteindruck, den die Karte von der geographischen Verbreitung der Deutschen im Auslande erweckt, findet man, dass die deutsche Diaspora in der Fremde recht beträchtlich ist. Nicht mit Unrecht sagt man daher (Sombart): Es gibt ausser den Juden kein zweites Volk, das so, wie das deutsche, in so vielen Volkssplittern und einzeln beinahe über das ganze Erdenrund unter andere Kulturvölker und sonstige Nationen verstreut ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In welcher Richtung entwickelt sich nun dieses Deutschtum im Auslande?

Soweit das amtliche Material zur Beantwortung der Frage hinreicht,*) ergibt sich eine ansehnliche Zunahme der Deutschen für fast alle europäischen Staaten im Laufe des letzten Jahrzehnts. Besonders namhaft ist dies der Fall in der Schweiz, wo die Zahl der im Deutschen Reich Geborenen innerhalb 12 Jahren um rund 40 000 ge-

*) **Die Deutschen in einer Anzahl ausländischer Staaten nach der letzten und vorletzten Zählung.**

Länder	Es wurden ermittelt Deutsche in den nebengenannten Ländern			
	Zählungsjahr	Personen	Zählungsjahr	Personen
Oesterreich (R.-Ang.)	1900	106 364	1890	99 303
Ungarn (R.-Ang.)	1900	8 020	1890	6 596
Serbien (R.-Geb.)	1900	441	1890	368
Italien (R.-Ang.)	1901	10 745	1881	5 234
Spanien (R.-Ang.)	1900	3 011	1887	1 826
Schweiz (R.-Geb.)	1900	134 599	1888	94 207
Frankreich (R.-Ang.)	1901	86 684	1891	83 506
Luxemburg (R.-Geb.)	1900	14 637	1890	9 925
Belgien (R.-Geb.)	1900	40 963	1890	36 547
Niederlande (R.-Ang.)	1899	31 654	1889	28 732
Dänemark (R.-Geb.)	1901	35 061	1890	31 112
Schweden (R.-Ang.)	1900	2 421	1890	1 622
Norwegen (R.-Geb.)	1900	2 787	1891	1 609
Grossbritannien und Irland (R.-Geb.)	1901	53 402	1891	53 591
Kanada (R.-Geb.)	1901	27 302	1891	27 752
Verein. Staaten von Amerika (R.-Geb.)	1900	2 669 164	1890	2 784 894
Britisch-Honduras (R.-Geb.)	1901	37	1891	50
Venezuela (R.-Ang.)	1904	612	1891	917
Paraguay (R.-Ang. u. R.-Geb.)	1904	1 350	1886	476
Chile (R.-Ang.)	1895	7 049	1885	6 808
Aegypten (R.-Ang.)	1897	1 281	1882	948
Algerien (R.-Ang.)	1896	3 319	1886	4 863
Sierra Leone (R.-Ang.)	1901	64	1891	2
Mauritius (R.-Geb.)	1901	21	1891	34
Britisch-Indien (R.-Geb.)	1901	1 696	1891	1 458
Niederländisch-Indien (R.-Geb.)	1900	1 382	1891	1 118
Straits Settlements (R.-Geb.)	1901	279	1891	364
China (R.-Ang.)	1903	1 658	1893	777
Japan (R.-Ang.)	1898	603	1892	480
Australien (R.-Geb.)	1901	42 671	1891	49 681

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

stiegen ist, ferner in Italien, Spanien, Luxemburg, Schweden und Norwegen.*)

Was die aussereuropäischen Länder betrifft, so hat die Zahl der Deutschen sich erheblich vermehrt in Chile, Ägypten, Britisch- und Niederländisch-Indien, China und Japan.

In einigen andern Ländern zeigt sich freilich ein Rückgang in der Zahl der Deutschen während der letzten Jahre. In England und Wales waren die Deutschen 1891 mit 50 599 unter den Ausländern am stärksten vertreten, 1901 waren sie von den Russen, deren Zahl 82 844 betrug, überholt und zählten nunmehr 49 133. Auch in ausser-europäischen Ländern, wie Algier, Kanada, Venezuela, Australien und besonders in den Vereinigten Staaten von Amerika zeigt sich eine Abnahme der Deutschen gegenüber früheren Jahren. Die Abnahme der Deutschen in den angeführten Ländern hat ihren Grund in dem Rückgange der deutschen Auswanderung dorthin. Während 1891 113 046 Deutsche nach den Vereinigten Staaten auswanderten, betrug 1901 ihre Zahl nur noch 19 912. Einen ähnlichen Rückgang zeigt die deutsche Auswanderung nach Australien; 1891 wanderten dorthin 438 Deutsche aus, 1901 217, 1904 nur 97. Die Auswanderung Deutscher nach Kanada erreichte ihren Höhepunkt mit 6136 im Jahre 1893; von jenem Jahre an sank die Ziffer der Deutschen, die sich nach Britisch-Nordamerika wandten, fortgesetzt von Jahr zu Jahr bis 1901. Die genannten Länder, namentlich die Vereinigten Staaten, haben teils die Einwanderung erschwert, teils an ihrer Anziehungskraft für Deutsche zugunsten anderer Länder verloren, teils hat das Auswanderungsbedürfnis selbst infolge verbesserter Erwerbsgelegenheit im Inland nachgelassen.

Als weitere Frage interessiert uns: Was treiben die Deutschen im Auslande?

Für die männlichen Deutschen bildet fast allenthalben die Industrie die hauptsächlichste Erwerbsquelle. Die Landwirtschaft tritt als Erwerb der Deutschen im Auslande ziemlich zurück. Nur in Nordamerika, wo der deutsche Farmer und Pflanzer einen bedeutsamen Kulturfaktor darstellt, ferner auch in Österreich, Ungarn, Russland, den Niederlanden, Dänemark, auch in Chile spielt sie für deutsche Landwirte und deutsche Arbeiter eine grössere Rolle. Aber selbst in diesen eben genannten Ländern ist Industrie und Gewerbe noch zugkräftiger als die Landwirtschaft. Arbeit in Fabriken und Bergwerken kommt in grossem Umfange für die Deutschen des Auslands als Erwerb in Frage; daneben finden sich selbständige In-

*) Bezüglich der Deutschen in Böhmen vergl. die ausgezeichnete Schrift von Heinrich Rauchberg: „Der nationale Besitzstand in Böhmen". Leipzig, 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

dustrielle und industrielle Ingenieure, Techniker usw. Die deutschen Handwerker nehmen eine hervorragende Stellung in England und Australien ein, doch haben sie in England gegenüber dem russischen (jüdischen) und italienischen Wettbewerb neuerdings einen schweren Stand. Der Handel übt die grösste Anziehungskraft auf die Deutschen in den überseeischen Ländern aus.

Die Personen weiblichen Geschlechts arbeiten im Auslande vornehmlich im häuslichen und ländlichen Gesindedienst sowie in der Industrie. In der Schweiz sind von den dortigen Dienstboten über 20 Prozent Reichsgebürtige; stark vertreten sind sie in diesem Beruf auch in Österreich, Russland, Belgien, England. Im übrigen werden deutsche Frauen auch häufig in freien Berufen als Lehrerinnen, Erzieherinnen, Künstlerinnen usw. angetroffen.

Zahlenmässige interessante Belege darüber enthält die Veröffentlichung des Kaiserlichen Statistischen Amtes, auf die näher einzugehen ich mir aber ebenso versagen muss, wie auf die Nachweise über die Alters-, Familienstands- und Religionsverhältnisse. Nur soviel sei wenigstens noch hier hervorgehoben, dass die Deutschen im Auslande einerseits überwiegend den produktivsten Altersklassen (von 20 bis 50 Jahren) angehören, anderseits, soweit darüber Ermittelungen vorliegen, mehr noch dem verheirateten, als dem ledigen Stande — ein Zeichen, dass es sich nicht um eine bloss vorübergehende Arbeitsauswanderung, nicht um eine Lohnarbeitsgängerei, sondern vielfach um ständige Ansiedelungen im Auslande handelt.

Haben wir aber auch einen Ausgleich — werden Sie fragen — für die vom Mutterlande abgewanderten Deutschen durch Zufluss von Fremden nach dem Inland?

Der Ausgleich ist geringfügig. Den 3,5 Millionen Deutschen im Auslande stehen bloss 778 737 fremde Staatsangehörige und 823 597 Fremdgebürtige, die innerhalb des Reichs bei der Volkszählung 1900 ermittelt wurden, gegenüber. Mit andern Worten, Deutschland gibt, nach diesen Zahlen, etwa viermal so viel von seiner Bevölkerung ab, als es vom Auslande empfängt. Also eine stark passive Wanderungsbilanz! Und dies, obschon der Zuzug vom Auslande im Lauf der letzten Jahrzehnte erheblich im Steigen begriffen ist. Wenn gleichwohl die Abwanderung die Zuwanderung beträchtlich übersteigt, so rührt das namentlich von der starken Auswanderung nach Übersee her, die nicht durch eine entsprechende Einwanderung wettgemacht wird. Allerdings im Verkehr mit den europäischen, insbesondere den benachbarten Ländern, ist die Zuwanderung grösser. Lässt man beispielsweise die Vereinigten Staaten von Amerika, das Hauptauswanderungsgebiet, ausser Rechnung, so beträgt der Zuzug an Fremdgebür-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tigen 798 755, der Wegzug an Reichsgebürtigen nur 360 350. Vor allem sind es Österreich, Ungarn, Bulgarien, Serbien, Montenegro, Griechenland, Italien, die Niederlande, Schweden, Norwegen, denen gegenüber Deutschland durch die äusseren Wanderungen an Bevölkerungselementen gewinnt.

Indessen erscheint es fraglich, ob das zahlenmässige Plus, das im Bevölkerungsverkehr mit einer Reihe von Staaten sich für uns ergibt, auch qualitativ bestehen bliebe, wenn man die Qualität der ausgetauschten Bevölkerungselemente vergleichen könnte. Jedenfalls sind es, wie die amerikanische Einwanderungsstatistik bestätigt, im allgemeinen nicht die schlechtesten Elemente, die aus Deutschland abwandern, es sind Elemente, die namentlich an Wissen und Können, an Bildung und Vermögen erheblich höher stehen, als das Gros der Elemente von andern Auswanderungsstaaten.

Gerade deshalb haben wir allen Grund, der vorhin konstatierten Wanderungsbilanz, die Deutschland im internationalen Bevölkerungsverkehr aufweist, ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen. Sie bildet einen wichtigen Posten in unserer Zahlungsbilanz gegenüber dem Auslande, die ja keineswegs in der blossen Handelsbilanz, sondern erst in der Abgleichung aller Elemente internationaler Wertübertragungen, wie des Zahlungsmittel-, des Kreditwesens, des Verkehrswesens (Schiffahrt und Eisenbahn), so auch der Wanderbewegung den richtigen Ausdruck findet.*) Dieser Posten fällt neben den Kapitalien, die wir dem Auslande zur Verfügung stellen, um so vorteilhafter für uns in die Wagschale, je mehr es uns gelingt, zu verhindern, dass die abgewanderten Deutschen dem Mutterlande dauernd verloren gehen. Und darum mag die Abwanderung definitiven, kolonisatorischen oder nur temporären Charakter haben, auf alle Fälle müssen die Beziehungen dieser unserer fremdländischen Menschenkolonien zur Heimat rege gehalten werden. Darum zielbewusste Stärkung der nationalen Widerstandskraft des Deutschtums, eifrige Pflege deutscher Sprache, deutschen Geistes, deutscher Sitte, deutscher Staatsangehörigkeit, kräftiger diplomatischer, konsularischer, maritimer Schutz der deutschen Interessen im Ausland! Dann wird das leider bisher so häufige Aufgehen in fremde Nationalität immer mehr deutschem Nationalstolz in der Fremde weichen, dann werden unsere Ausgewanderten zu dauernden Trägern des deutschen Volkstums im Auslande, dann wird unser Wanderungsverlust im internationalen Völkerverkehr zu einer Erweiterung unserer Macht und Herrschaft, und zwar ideell, kulturell und auch wirtschaftlich.

*) Vergl. J. Gruber, Statistik einer internationalen Zahlungsbilanz. Intern. Statistisches Institut, Session London 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dann ist Deutschland „die grosse Kinderstube der Welt" zum eigenen Glück und Wohlstand unseres Vaterlandes!

Unterstaatssekretär z. D., Prof. **v. Mayr,** München: Heute macht sich allseitig das Bedürfnis geltend, eine Inventaraufnahme für den gesamten deutschen Volkskörper zu bewirken. Zur Ausführung kommen zwei Methoden in Betracht. Man könnte versuchen, in Verbindung mit der nationalen Volkszählung eine verwaltungsmässige Ermittelung der Nationalen auch im Auslande zu bewirken, und zwar in der Hauptsache durch die Konsulate. Bei der vorletzten italienischen Volkszählung ist dies versucht worden, aber ohne befriedigenden Erfolg; der Konsulatsdienst vermag eine solche erschöpfende Arbeit nicht zu leisten. Es verbleibt also nur die andere Methode der Nutzbarmachung der Ergebnisse fremder Bestandaufnahmen der Bevölkerung, unter Vorbehalt gelegentlicher Ergänzung durch Konsularausweise. So hat das Kaiserliche Statistische Amt in dankenswerter Weise im Anschluss an die Volkszählung von 1900 zum erstenmal die Aufgabe in Angriff genommen. Freilich fehlt es dann an Einheitlichkeit der Grundlagen. Nicht bloss die Staatsangehörigkeit — die das eigentlich entscheidende Moment wäre — muss dann massgebend sein, sondern je nach der Gestaltung der auswärtigen Erhebungen in erheblichem Masse die Gebürtigkeit oder auch die Sprache. Übrigens möchte ich auch dem Gedanken Ausdruck geben, dass es für die internationale Bevölkerungsstatistik ernstlicher Überlegung bedürfe, ob nicht bei den im Jahre 1910 oder einem nächstliegenden Jahr vorzunehmenden Volkszählungen überall die Muttersprache zu erheben wäre; für uns wäre es hochwichtig, eine Überschau aller deutsch Sprechenden auf der Erde zu gewinnen. Im übrigen kann nur der lebhafte Wunsch ausgesprochen werden, dass das Kaiserliche Statistische Amt fortan dauernd der Aufgabe der Feststellung der Zahl der Deutschen im Auslande sich widmen, und so eine genaue fortlaufende Buchführung über die Gestaltung des gesamten deutschen Volkskörpers wahrnehmen möge.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Marokko.

Von Dr. Joachim Graf **von Pfeil**, Kammerherr, Friedersdorf.

(Sektionssitzung am 5. Oktober, Nachmittag.)

Zu den aktuellen Tagesfragen unserer Zeit gehört immer noch die marokkanische. Wie dieser Umstand sich g r ü n d e t auf die hohe wirtschaftliche Bedeutung Marokkos, so b e w e i s t er jene auch wiederum, wir können daher davon absehen sie hier noch erörtern zu wollen. Man hat die marokkanische Frage vielfach unter dem Gesichtswinkel territorialer Erwerbungen betrachten wollen. War an sich jede in dieser Richtung zielende Anschauung schon früher verfehlt, so ist sie dies um so mehr in dem Augenblick, wo die Konferenz zusammenzutreten im Begriff ist, die versuchen wird, die Norm aufzustellen, die für den politischen wie wirtschaftlichen Entwickelungsgang Marokkos in Zukunft massgebend sein soll.

Ganz allein wirtschaftliche Erwägungen dürfen uns bei der Beurteilung unserer eigenen Beziehungen zu Marokko leiten, und wir wollen versuchen, die heutige Lage der Tatsachen in diesem Lichte zu betrachten. Wenn wir dies tun, so wird die Annahme unmöglich, dass unsere Stellungnahme gegenüber Marokko diktiert werden dürfte von dem Bedürfnis rein objektiven politischen Handelns, von dem Bedürfnis, die Vorsehung zu spielen und als selbstgesetzter Arbiter poetische Justiz zu üben. Derartige objektive Politik war immer ein Fehler der Geschichte und wäre es in erhöhtem Grade heute, zu einer Zeit, wo mehr denn je der Besitzstand einer Nation ausschlaggebend ist für ihre Machtstellung in der Reihe der Völker. Sie könnte nur gebilligt werden als Deckmantel für grosse, aus diplomatischen Gründen noch nicht kund zu gebende Errungenschaften an anderer Stelle. War indessen unser politisches Handeln auf ein greifbares Ziel gerichtet, so konnte unsere Stützung einer nicht direkt bedrohten Autonomie nur die Bedeutung haben, dass man die einseitige Ausnutzung eines Landes verhindern wollte, die leicht in Aussaugung hätte ausarten können und die dadurch unsere eigenen wirtschaftlichen Interessen bedrohlich gefährdete.

Es ist zwar leicht, zu sagen, dass es in Zukunft keinen vorherrschenden Einfluss in Marokko geben solle, allein eine solche Waltung wirtschaftlicher Gerechtigkeit in Wahrheit herbeiführen zu wollen, muss Theorie bleiben, so lange der Einfluss materieller Werte den moralischer Einsicht oder logischer Beweisführung überwiegt. Ein jeder von uns

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

aber weiss, dass in allen orientalischen Ländern klingende Gründe kräftiger wirken als wo anders, ja, kräftiger, als ein anderer Grund überhaupt. Wir dürfen darum noch nicht hoffen, dass die einfache Erklärung von der Gleichberechtigung aller Nationen mehr sein wird oder sein kann als ein toter Buchstabe.

Ein gewichtiges Moment trägt dazu bei, die internationale Gleichberechtigung von Anfang an um ein Wesentliches zu verschieben. Frankreich hat darauf bestanden, und von seinem Standpunkt aus mit vollem Recht, dass ihm die Organisation der exekutiven Gewalt Marokkos, nenne sie sich Militär oder Gendarmerie oder zivile Verwaltung, wenigstens in gewissem Umfange überlassen werde. Wenn die Übernahme dieser Aufgabe Frankreich auch bedeutende Lasten aufbürdet, so darf doch nicht verkannt werden, dass ihm damit auch wichtige Vorteile wirtschaftlicher Natur in den Schoss fallen. Wer die Macht hat, kann sie ausüben, und es würde heissen Eulen nach Athen tragen, wollte ich hier des weiteren ausführen, wie es zum Beispiel im Wege der Polizeiverordnung oder der Kommunalverwaltung gemacht werden kann, dass französische Unternehmer vor denen anderer Nationen d e n oder wenigstens e i n e n Vorrang erhalten. Wir vermögen alo unschwer zu erkennen, wie leicht es Frankreich möglich machen wird, trotz angeblicher Gleichberechtigung aller, ein grösseres Stück aus dem marokkanischen Kuchen herauszuschneiden. Der Frankreich in Zukunft zu Gebote stehende Einfluss wird und muss England zu grösseren Anstrengungen anspornen, um nicht ins Hintertreffen zu geraten. Fehlt ihm die gleiche Möglichkeit politischer Einwirkung, so wird es sich um so mehr bemühen, sie auf materiellem Gebiete zu gewinnen, und wir wissen, mit welchem Erfolge es dies zu tun pflegt. Englisches Kapital wird mit französischem Einfluss um den Vorrang ringen, und mir will nicht ersichtlich werden, inwiefern wir Aussicht haben, bei diesem Wettlauf auch nur einen erwähnenswerten Platz hinter den Mitkämpfern zu behaupten.

Zwar hat Fürst Bülow in einer Rede im Reichtage gesagt, er werde deutschen Unternehmungen seinen nachdrücklichen Schutz angedeihen lassen, und man darf an dem guten Willen hierzu wohl nicht zweifeln. Allein, wie ist eine solche Zusage auszulegen? Wird er dafür sorgen, dass die konkurrierenden Nationen selbst nicht Schwierigkeiten uns in den Weg legen oder, was leichter ist, sie uns durch die Behörden der Eingeborenen in den Weg legen lassen, wird er in den Reichssäckel greifen, um Gegner zu kaufen, Freunde zu unterstützen? Würde er, wenn der Schwierigkeiten viele würden, etwa gar Truppen landen lassen? Wir glauben es nicht, denn er würde es nicht können. Nur zu leicht könnte ein so weit gehender Schutz sich zu einer Verteidigung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

auswachsen, die sich vom Kriege nur durch den Namen unterschiede. Wie aber soll ein Schutz deutscher Unternehmungen ausgeübt werden, wenn wir selbst eine Lage geschaffen haben, derzufolge es uns nicht mehr möglich ist, wie früher, einen Druck auf die sherife Regierung auszuüben. Einem solchen Verfahren steht die Gleichberechtigung gegenüber und die Tatsache, dass Frankreich trotz ihrer, durch das Zugeständnis hinsichtlich der Kontrolle der Reorganisation, ausschlaggebenden Einfluss eingeräumt erhalten hat. Man hört wohl die Auffassung, dass die Autonomie des Sultans zur Folge habe, dass er nunmehr in der Lage sei, unbehindert durch politische Rücksichten gewisse Konzessionen zu vergeben, die wir ebenso leicht erhalten können, als die Unternehmer anderer Nationen. Wer indessen Marokko kennt, wird in dieser Richtung nicht so sanguinisch denken. Zunächst sind es wohl die seltensten Fälle, in denen der Sultan selbst die Entscheidung herbeiführt, er wird in der Regel die Entscheidung treffen, die ihm der jeweilige Minister vorschlägt. Es ist also klar, dass diejenige Nation am besten bedacht werden wird, die zurzeit gerade den wirksamsten Einfluss auf den Minister auszuüben vermag. Halten wir uns gegenwärtig, dass die besten Mittel zur Gewinnung von Einfluss diejenigen sind, von denen wir am wenigsten besitzen, lokale Macht und Geld, so werden wir erkennen müssen, dass es in den seltensten Fällen wir sein werden, denen zu Liebe der Minister ein Auge zudrücken und seine Hand auftun wird. Dass man den Sultan zwingen wird, gewisse äussere Zeichen der Kultur einzuführen, dass er wird Leuchttürme, Eisenbahnen und Häfen bauen, Strassen anlegen, vielleicht sogar Telegraphen errichten, sowie Grundbesitz freigeben müssen, sind Dinge, die sich von selbst verstehen und die an sich nicht geeignet sind, gerade uns Deutsche an der marokkanischen Mahlzeit irgendwie besonders zu beteiligen. Die betreffenden Arbeiten werden als Konzessionen denen zufallen, die ihrer Bewerbung das grösste Gewicht von Kanonenmetall oder Gold zu geben wissen werden. In jedem Falle, wo es sich um die Erringung wirtschaftlicher Vorteile handelt, stossen wir auf die beiden Faktoren Macht und Geld, mit denen wir weniger gut versehen sind, als unsere beiden grossen Konkurrenten. Je länger man den heutigen Stand der marokkanischen Frage betrachtet, um so mehr drängt sich die Überzeugung auf, dass unser Eintreten für den Sultan eine Tat grosser politischer Objektivität gewesen ist, die an der Lage der Dinge für den Augenblick wenig ändert, höchstens eine Grundlage schafft, auf der unsern Konkurrenten der Weiterbau ihrer Interessen leichter werden wird, als uns selbst. Indem wir wirtschaftliche Gleichberechtigung aller Nationen schufen, ohne vorher dafür zu sorgen, dass unsere eigenen Interessen gebührenden Umfang hatten und hinreichend sichergestellt waren, sind wir tatsäch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lich hinter die Ablauflinie zurückgetreten, von der aus alle in Betracht kommenden Nationen den Wettlauf um wirtschaftliche Errungenschaften in Marokko antreten müssen. Mit der Schaffung eines theoretischen Rechts gaben wir den eigenen Vorteil aus der Hand.

Man wird einwenden, es sei leicht, an den Tatsachen Kritik zu üben, schwer, zu zeigen, was hätte geschehen sollen. Allein die Geschichte der Marokkofrage zeigt unwiderleglich, dass die Möglichkeit geboten war, sehr wohl vorbereitet in den Wettbewerb um ein Plätzchen an der marokkanischen Sonne einzutreten. Wenn wir gegenüber andern Nationen hinsichtlich unserer Stellung in Marokko benachteiligt sind, so liegt das daran, dass jene andern, wenn es zum Lauf kommt, sich schon ein weites Stück ihres Weges vorsichtig geebnet haben, und wir erst beginnen werden das zu tun, wenn wir zum Lauf ansetzen wollen. Es wäre leicht gewesen, in den Jahren der Gärung in Marokko, wo noch keine internationale Vereinbarung uns Rücksichten auferlegte, solche wirtschaftlichen Interessen zu schaffen, dass jetzt, wo der Wettbewerb erschwert ist, wir den andern nicht nur gleichstanden, sondern ihnen voraus waren. Es hätte nur der ungewundenen Erklärung bedurft, dass man deutsche Unternehmen wirklich schützen wolle, um deren mehrere entstehen zu sehen. Die Unterlagen waren geschaffen, das Geld vorhanden. Der geforderte Schutz wurde aber nicht zugesagt, die Unternehmen unterblieben, denn der Deutsche ist nun einmal nicht wie der Engländer, der seine Regierung treibt und sie nötigt, seinen wirtschaftlichen Unternehmen zu folgen, er verlangt und erwartet, dass die Regierung ihn auf allen seinen Wegen am Schürzenzipfel halte, um ihn vor jedem Stolpern zu bewahren. Man kann fragen, ob denn jetzt, wenn die Konferenz zwischen den beteiligten Staaten wird stattgefunden haben, solcher Schutz noch erforderlich sein wird. Wir glauben, dass er ebenso nötig sein wird, wie früher. Vielleicht nicht mehr in dem früheren Sinne der Abwehr willkürlicher Bedrückungen seitens maurischer bakschischhungriger Beamten, sondern im Sinne politischen Ausgleichs gegenüber wirtschaftlichen Bestrebungen gleicher Richtung seitens anderer Nationen. Dass an dieser Stelle Schutz eventuell nötig werden könnte, empfindet der Reichskanzler, deswegen sagt er ihn zu. Allerdings um viele Jahre zu spät, so dass wir den erhofften Vorteil davon nicht mehr in gleichem Masse wie früher werden ziehen können. Was heute zu sagen möglich und ungefährlich ist, war es aber sicher auch zu einer Zeit, wo die Rechte der Parteien noch nicht gegenseitig abgegrenzt waren, wo jede Errungenschaft einer Nation von den andern als Faktum hingenommen werden musste und hingenommen wurde, so lange sie nicht eine direkte Gefahr für ihre eigene bedeutete. Wären wir in die Konferenz eingetreten im Besitz eines Telegraphen,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

einer Eisenbahnkonzession, ausgedehnten Grundbesitzes und Bergbaurechts in Marokko, so wäre auch bei derselben Lage der Dinge wie heute unsere Position eine andere, bessere gewesen, als sie es jetzt ist oder auch nur werden kann. Gegenüber reichem materiellen Einfluss wäre der tiefere politische Einfluss Frankreichs um einiges verblasst, hätte sich der gleiche Einfluss Englands neutralisiert und der unsere sich auch nach der politischen Richtung auswachsen können. Die Richtigkeit dieser Schlussfolgerung geht schon aus der Antwort des Reichskanzlers an den Minister Rouvier hervor, als er sagte, dass die neuen Abmachungen nur bevorstehende Geschäfte, nicht ältere berühren könnten und würden. Wollte man sich für die Autonomie des Sultans von Marokko begeistern und lediglich objektive Politik treiben, so musste man so vorbereitet ins Treffen gehen, dass man, wenn auch ohne direkten Erfolg, so doch ohne Schaden daraus zurückkehren konnte.

Hatten wir uns versichert, dass unsere wirtschaftlichen Interessen im weitesten Umfange gewahrt, dass sie denen anderer Nationen gleich waren, durch internationale Abmachungen nicht mehr beeinträchtigt werden konnten, so mochte hinterher Gleichheit der Interessen ausgemacht, die Autonomie des Sultans erklärt, ein französischer Minister gestürzt, der König von England zum Besuch nach Frankreich geschickt werden, dann hatten wir unser Plätzchen an der marokkanischen Sonne und konnten zufrieden sein. Nicht durch blutlose Objektivität hat Frankreich seine Interessen in Marokko gewahrt, sondern durch kräftiges Zufassen im rechten Augenblick, durch einen gesunden politischen Egoismus, für den wir Deutschen das umfassendere Wort Nationalitätsbewusstsein geprägt haben.

Wir müssen uns angesichts dieser Lage der Dinge selbst eingestehen, dass wir in der marokkanischen Frage die Rolle des ehrlichen Maklers gespielt haben, die, so ehrenwert sie sein mag, ihren Träger doch immer ein wenig als unselbständige und darum als untergeordnete Persönlichkeit erscheinen lässt. Wer sich freiwillig in den Dienst anderer begibt, darf sich nicht wundern, wenn er als Diener betrachtet und behandelt wird. Auf Dankbarkeit in der Politik darf nicht gerechnet werden, und so dürfen wir auch kaum annehmen, der Sultan werde uns jemals Dank wissen dafür, dass wir ihn stützten, als er von seinem Thronkissen herabzurutschen begann, und wir können es leicht erleben, dass wir aus der Konferenz in Algeciras hervorgehen mit einer grossen Last von Arbeit, einer drückenden Verantwortung, verknüpft mit einem proportionalen Mass von Abneigung benachbarter Nationen und ohne eigenen politischen und wirtschaftlichen Gewinn.

Es erübrigt sich, zu fragen, welche Schritte zu tun seien, dies zu vermeiden und nicht ganz erfolglos von unserer marokkanischen Ex-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kursion heimzukehren. Leider lässt sich kein Mittel angeben, durch welches auf der bevorstehenden Konferenz noch Erfolge sich erringen liessen, durch die wir auf dieselbe Stufe wirtschaftlichen Einflusses mit andern Nationen gehoben würden. Auch die Übersetzung mehrerer der Artikel der Madrider Konvention ins Praktische, z. B. des Rechts von Grunderwerb, hat unter den Verhältnissen, zu denen jene Konferenz die Grundlage bilden soll, für uns geringere Bedeutung als für andere, denn unsere diesbezüglichen Bestrebungen können immer und überall durch französische Verwaltungskunst und englisches Geld neutralisiert werden. Nur auf diplomatischem Wege wären für uns noch Vorteile zu erreichen, wenn unsere Vertreter in Fez sich bemühten, für unser Eintreten für die Autonomie des scherifischen Reichs die Gegenleistung zu erhalten, bestehend in der Zuwendung solcher Konzessionen, die der Sultan als autonomer Herr vielleicht im Augenblick noch zu geben imstande ist, auf die Gefahr hin, von den Franzosen ein wenig mehr reorganisiert, von den Engländern betrinkgeldet zu werden. Der Objekte sind leider nur zu wenig, an deren Gewinnung vor Toresschluss überhaupt noch gedacht werden könnte, es kämen höchstens Eisenbahnkonzessionen und solche für die Errichtung von Telegraphen in Betracht, denn Bergbau würde im Monopol ohne wirksamen Einspruch anderer Nationen nicht mehr vergeben werden können. Dass uns Deutsche solche Dinge wie Ausbau neu zu eröffnender Häfen, Begebung von Anleihen usw. zufallen, ist eigentlich selbstverständlich nach dem, was wir für Marokko getan, kann aber nicht als Äquivalent aufgefasst werden, weil die damit verbundene Beschäftigung nur eine zeitweilige ist und uns keinen dauernden Gewinn in Aussicht zu stellen vermag. Ob es der Privatinitiative gelingen wird, die veränderte Sachlage zu Gunsten deutscher Interessen auszubeuten, ist eine Frage, auf die nur ortsansässige Kaufleute antworten können. Ein Urteil hierüber zu fällen, würde anmassend genannt werden müssen, wir dürfen nur hoffen, dass es der Fall sein möge. Überblicken wir indessen die ganze marokkanische Frage in ihrer heutigen Lage, so wird sich unser Urteil folgendermassen zusammenfassen lassen: Wir haben unterlassen, die seit Jahren vorbereiteten Möglichkeiten der Erweiterung deutscher wirtschaftlicher und damit politischer Interessen in Marokko zu benutzen. Diese Unterlassung bedingte, dass wir bei unserm plötzlichen Eingreifen in das Schicksal Marokkos unvorbereitet waren, die daraus sich ergebenden Folgen für uns nutzbar zu machen. Die von uns geschaffene politische Lage trägt nicht dazu bei, unsere Beziehungen zu andern Nationen inniger zu gestalten, zugleich erschwert sie uns selbst die Möglichkeit, in Marokko in Zukunft unsere Interessen so zu vertiefen, wie deren historische Entwickelung, unsere Stellung als eine der grössten Handelsmächte des

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontinents und vor allem die Notwendigkeit, in unserer weltwirtschaftlichen Lage keine Verschiebung zu unsern Ungunsten eintreten zu lassen, es fordert. Man kann nur hoffen, dass die von uns geübte Objektivität in der Behandlung der marokkanischen Frage eine absichtliche und scheinbare gewesen ist, dass eine weitsichtige Politik es gewollt hat, um an anderer, noch nicht erkennbarer Stelle zu geeigneter Zeit grössere und schwerer wiegende Vorteile zu erringen.

Regierungsrat **von Hake**, Mittelhufen: Wir haben aus dem Vortrage des Grafen Pfeil, unseres ersten Marokkokenners, gesehen, wie viel wir in Marokko erreichen konnten, und wie wenig wir bis jetzt davon erreicht haben. In der Tat hat es den Anschein, als ob man nach dem Besuch des Deutschen Kaisers in Marokko, welchen wir ganz gewiss seiner persönlichen Entschliessung verdanken, nunmehr bei uns in Verlegenheit ist, die Erwartungen, welche sich an diesen denkwürdigen Schritt geknüpft haben, aufrecht erhalten zu müssen. Offenbar ist man dazu geneigt, von der vorzüglichen Stellung, in die uns ja wider alle Hoffnung der Kaiserbesuch gebracht hat, ein gut Teil aufzugeben, lediglich der trügerischen Hoffnung willen, dass uns Frankreich dankbar sein wird.

Soweit das jetzt bekannt gewordene Marokkoabkommen Bestimmungen trifft, müssen wir uns ja freilich begnügen. Wir können daran nichts ändern. Aber es gibt noch immer eine Reihe wichtiger Punkte, in welchem das Abkommen Lücken lässt, die wir zu unserm Vorteil oder vielmehr, um uns vor Nachteilen zu schützen, ausfüllen können.

Zunächst geht das Abkommen dahin, dass die Regelung der Verhältnisse in den algerisch-marokkanischen Grenzgebieten den beiderseitigen Regierungen Frankreichs und Marokkos überlassen wird. Ja, was ist das Grenzgebiet? Frankreich wird diesen Begriff sehr weit auffassen, und erst jenseits des Atlaskammes seine Grenzinteressen als nicht mehr in Frage stehend anerkennen. Damit wird es allmählich halb Marokko als zu seinem persönlichen Interessengebiet gehörig ansehen. Hier also bedarf es einer genauen örtlichen und sachlichen Feststellung der französischen Sonderinteressen.

Ferner steht in dem Abkommen, dass die Mittel der zu errichtenden Marokkanischen Bank in erster Linie für Verkehrseinrichtungen bestimmt sind; dass aber die längst nötige Verbesserung der Schiffahrts- und Verkehrsverhältnisse vorgenommen und die Möglichkeit der freien Betätigung von Handel und Gewerbe gegeben werden, davon findet man nichts in dem Abkommen. Uns aber kommt es in allererster Linie darauf an, dass hier der Widerstand der scherifischen Regierung gebrochen werde, sowohl im Interesse der europäischen Handel- und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gewerbetreibenden, als auch schliesslich zum Wohl Marokkos selbst. Dann erst kommt die Geldhergabe.

Dann ferner erscheint es fast sonderbar, dass das Abkommen sich so ganz über die Frage des Grunderwerbes ausschweigt. Dieser ist durch die Madrider Konvention bekanntlich freigegeben, aber in jedem einzelnen Falle an die Genehmigung der Regierung geknüpft. Da die Regierung diese Genehmigung so gut wie nie erteilt, so ist tatsächlich der Erwerb von Grund und Boden in Marokko unmöglich gemacht. Nur ganz vereinzelte Ausnahmen bestätigen die Regel.

Schliesslich müsste noch auf einen Punkt ganz besonders Gewicht gelegt werden. Das ist derjenige der Freiheit der Marokkanischen Regierung in der Vergebung von öffentlichen Arbeiten und Konzessionen jeder Art. Hier wird es gerade Deutschlands Ehrenpflicht sein, auf die Unabhängigkeit der Regierung des Sultans zu dringen. Eine ganz besondere Bedeutung gewinnt diese Frage, wenn es nicht gelingen sollte, Frankreichs Zuständigkeit in der algerischen Frage genau zu umgrenzen. Denn in diesem Falle würde Frankreich, durch seinen auf die Grenzverhältnisse auzuübenden Druck ein solches politisches Übergewicht erhalten, dass ohne seine Genehmigung keine öffentlichen Arbeiten oder Konzessionen vergeben werden, dass solche Vergebung nur an diejenige Persönlichkeit erfolgt, welche der französischen Regierung genehm ist. Damit würden Verhältnisse geschaffen werden, welche denjenigen, wie sie in Tunis so sehr beklagt werden, ähnlich sind.

Ich empfehle daher folgende Kundgebung, von der wir hoffen, dass sie die Stellung unserer Regierungsvertreter bei der bevorstehenden internationalen Beratung stärken wird:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es in der Angelegenheit, betreffend die Regelung der Marokkofrage, für erforderlich:

1. Dass geographisch und sachlich die im algerischen Grenzgebiete an Frankreich zugestandenen Vorzüge genau festgelegt werden.

2. Dass zum Vorteile sowohl des auswärtigen Handels und Gewerbes als auch zur Förderung der Wohlfahrt des marokkanischen Volkes Massnahmen geschaffen werden, um die Hafen-, Schiffahrts- und Binnen-Verkehrsverhältnisse auf einen der freien Betätigung von Handel und Gewerbe entsprechenden Stand zu bringen.

3. Dass in wirksamerer Weise als bisher die Möglichkeit des freien Erwerbs an Grund und Boden gewährleistet wird.

4. Dass schliesslich in der Vergebung der öffentlichen Arbeiten und der öffentlichen Konzessionen der scherifischen Regierung völlig freie Hand gelassen wird."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Joachim Graf Pfeil,** Kammerherr, Friedersdorf: Ich glaube, dass der letzte Satz meines Vortrages von der wirtschaftlichen zur politischen Betrachtung hinüberleitet. Ich glaube und hoffe sogar, dass man eine bedeutende Objektivität Marokko gegenüber hat walten lassen, um mit Frankreich ein freundschaftliches Verhältnis anbahnen zu können, allein der Beweis ist nicht erbracht. Wäre dem aber so, so würde man trotzdem unsere Politik nicht davon frei sprechen können, dass sie unterlassen hat, die wirtschaftlichen Interessen zu wahren, deren Schaffung unsere wirtschaftliche Position wesentlich gebessert, die politische keinesfalls nachteilig beeinflusst hätte. Diese Unterlassung fällt um so schwerer ins Gewicht, weil wenig Wahrscheinlichkeit für die Möglichkeit vorhanden ist, den Fehler wieder gut zu machen. Eine früher zulässige und mögliche Beeinflussung der scherifischen Regierung würde heute an der Gleichberechtigung und dem gesteigerten Einfluss der andern Mächte scheitern.

* * *

Die Resolution des Herrn Regierungsrat von Hake kam darauf zur Abstimmung und wurde einstimmig angenommen.

Die Auswanderung als weltwirtschaftliches Problem.

Von Prof. Dr. **Rathgen,** Heidelberg.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Wenn man bei uns von Auswanderung spricht, so denkt man an eine Erscheinung, die uns in ihren wesentlichen Zügen bekannt ist, an die deutsche Auswanderung, wie sie nach ihren Ursachen und Folgen zuerst in den vierziger Jahren und dann wieder seit den siebziger Jahren vielseitig und gründlich untersucht und erörtert ist. Wir denken an den Strom deutscher Arbeitskraft, der über See fast ausschliesslich nach den Vereinigten Staaten gegangen ist und dort vor allem in der Erschliessung der nördlichen Zentralstaaten, in der Entwickelung der grossen Städte des Nordens sich betätigt hat. Wir haben geklagt über den Verlust an Volkskraft, wir haben geträumt von ihrer Erhaltung für das Deutschtum, wir haben uns zu trösten gesucht mit

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den mancherlei wirtschaftlichen Vorteilen und seelischen Anregungen, die uns die Auswanderung gebracht hat, wir sind stolz gewesen auf die Erfolge deutscher Tatkraft auf neuem Boden. In diesem Gedankenkreise bewegen sich, soweit ich sie kenne, auch die neuesten Erörterungen des Auswanderungsproblems in Deutschland.

Sehen wir aber auf die Tatsachen, wie sie sich in den letzten 15 Jahren gestaltet haben, so springt in die Augen die völlige Veränderung aller Dinge. Gehen Sie in die Auswandererhallen in Hamburg oder auf die enormen Personendampfer, die Kuxhaven oder Bremerhaven verlassen, gefüllt mit wimmelnder Menschheit: wo sind Freiligraths Schwarzwaldmädchen, die uns in unserer Kindheit gerührt haben, wie verschwinden die deutschen Laute in dem Babel Osteuropas. Jiddisch, russisch und ruthenisch, polnisch, slovakisch, czechisch, magyarisch, rumänisch, die ganze Sprachenkarte Osteuropas wird lebendig. Und weiter: Unter deutscher Flagge liegen in Genua am Ponte Federigo Guglielmo und im Hafen von Neapel die grossen Auswandererschiffe und alle italienischen Dialekte ertönen aus der schwarzen Menge.

Ganz nüchtern ausgedrückt: An der Masse der europäischen Auswanderer hat der Deutsche keinen hervorragenden Anteil mehr. Ja noch mehr: Die letzte Volkszählung zeigt uns, dass das Deutsche Reich ein Einwanderungsland geworden ist. Von 1871 bis 1895 hatte es fast 2,5 Millionen Menschen mehr abgegeben, als aufgenommen, von 1895 bis 1900 dagegen hat sich die Bevölkerung um 94 000 Köpfe stärker vermehrt, als der Geburtenüberschuss betrug. Die Zahl der im Auslande geborenen, in Deutschland gezählten Personen ist allein von 1890 bis 1900 von 509 000 auf 824 000 gestiegen, obgleich die Volkszählungen zu einer Jahreszeit stattfinden, in der die Zahl der in Deutschland arbeitenden Ausländer am niedrigsten ist.

Damit drängen sich ganz neue Probleme auf, die in andern Ländern noch mehr als in Deutschland die Öffentlichkeit beschäftigen. In den Vereinigten Staaten, in Australien entsteht eine wachsende Bewegung auf Auslese unter den Einwanderern. In England steckt man die herkömmlichen Phrasen vom freien Asyl in die Tasche und macht Gesetze gegen die unbeschränkte Zuwanderung. Als das Merkwürdigste in der neuen Entwickelung mag aber erscheinen, dass die Vereinigten Staaten selbst zum Auswanderungslande werden und viele Tausende von Ansiedlern in die kanadischen Nordwestprovinzen entsenden.

Es ist also nötig, dass wir die uns geläufigen Vorstellungen etwas revidieren. Gerade ein Kolonialkongress darf sich nicht beschränken auf die Betrachtung bloss der deutschen Auswanderung. Wir müssen sie hinstellen in den allgemeinen Zusammenhang der internationalen Wanderungen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sofort wird uns viel klarer entgegentreten, als wenn wir isoliert die „deutsche Auswanderung" betrachten, wie die eigentliche Auswanderung zusammenhängt mit der ganzen grossen Wanderbewegung der Massen. Wohl hebt sich die Einzelwanderung der Unternehmer, der Kaufleute, der Industriellen, der Techniker, der Angehörigen der liberalen Berufe zur zeitweisen Erwerbstätigkeit im Auslande klar ab von der Massenwanderung. Wohl können wir theoretisch von ihr sondern die zeitweise, oft periodische Wanderung der Lohnarbeiter in die Gegend höheren Lohnes. Aber praktisch vermischt sich diese zeitweise Arbeiterwanderung mit der Auswanderung. Die heutige Massenwanderung der Italiener und Slaven hat im wesentlichen als zeitweise Arbeiterwanderung begonnen. Wenn heute über ein Viertel der slovakischen Einwanderer in die Vereinigten Staaten schon mindestens einmal vorher dort gewesen ist, so zeigt uns dies, dass hier noch der Zustand der zeitweisen Arbeiterwanderung vorherrschend ist. Das Neue und Eigenartige ist hier nur, dass diese Wanderung über See auf weite Entfernungen vor sich geht. Denn auf kurze Entfernungen sind solche Wanderungen zum Ausgleich der Lohnbedingungen verschiedener Gegenden ja alt. Wir haben in Deutschland Hollandgänger gehabt, lange ehe es Sachsengänger gab. Die Westgalizier gingen zumeist ins österreichische Nachbargebiet, namentlich nach Ostgalizien, sie gingen und gehen noch in Menge als landwirtschaftliche Arbeiter nach Schlesien und Posen und weiter hinein nach Deutschland. In den neunziger Jahren begannen sie in Masse nach den Vereinigten Staaten zu gehen, zumeist als Wanderarbeiter, in den letzten Jahren immer mehr als dauernde Auswanderer. So entsendet Italien in Massen Wanderarbeiter in die Nachbarländer so gut, wie nach Argentinien, wie seit Mitte der achtziger Jahre in die Vereinigten Staaten. In Massen kommen sie zurück mit dem ersparten Lohn nach einer Saison, nach ein paar Jahren. Aber in immer grösseren Mengen bleiben sie drüben hängen, lassen Angehörige nachkommen und in demselben Masse wächst die Wanderung, die von vornherein der Absicht nach wirkliche Auswanderung ist. Und wie so ganze Landstriche in Süditalien, in Apulien, in der Basilicata entvölkert werden, so wird einem genau das gleiche im Peloponnes erzählt. Nicht nur dort finden wir die überseeische Arbeiterwanderung. Vor einem Dutzend Jahren schon wurde mir von Sachverständigen in England erzählt, dass jährlich 40 bis 50 000 Bauhandwerker aus dem Vereinigten Königreich nur zur Bausaison in die Vereinigten Staaten wandern. Ob aus England nach den amerikanischen Industrierevieren oder von Oberhessen nach Westfalen, in unserer Zeit raschen billigen Verkehrs macht es keinen grossen Unterschied. Der österreichische Entwurf eines Auswanderungsgesetzes zieht ganz folgerecht die Konse-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

quenzen, wenn er alle zeitweise Arbeiterwanderung über die Grenzen in seinen Bereich zieht, wie ja auch Italiens Gesetz von 1901 wenigstens den überseeischen Wanderarbeiter in seinen Schutz nimmt. Wir haben aus Deutschland derartige Wanderung nur in geringem Masse. Doch ist nichts genaues darüber bekannt, da die deutsche Rückwanderung nicht ermittelt wird. Deutschland ist für diese Art Wanderungen vor allem Zuwanderungsland. Von dieser Zuwanderung geht aber ein Hauptteil gerade in die Gegenden, welche der Hauptausgangspunkt der deutschen Auswanderung sind: den deutschen Osten. Und damit entsteht jener unheilvolle Circulus vitiosus, der die deutsche Auswanderung vor allem dauernd in Gang hält: Der deutsche Landarbeiter wandert ab, weil der polnische zuwandert, und der polnische wandert zu, weil der Deutsche abwandert. Es ist immerhin ein Gewinn, wenn von dieser Abwanderung heute der grösste Teil in Deutschland bleibt. Die Beurteilung der Wanderung vom nationalen Standpunkte wird eine andere, wenn z. B. der Mecklenburger früher in Massen nach Amerika ging, heute aber unter den Auswanderern wenig zu finden ist, so stark auch heute noch die Abwanderung dort ist.

Wir stehen also vor der Tatsache, dass die europäische Auswanderung ihren Ausgangspunkten nach, wie ihrem Charakter nach in den letzten 12 bis 15 Jahren eine andere geworden ist. Ihren Ausgangspunkten nach: noch um 1890 lag ihr Schwerpunkt im Nordwesten Europas. Zwei Drittel der Einwanderer in Amerika kamen aus Grossbritannien und Irland, Skandinavien und Deutschland. Die grosse amerikanische Wirtschaftskrisis liess seit 1893 die ganze Einwanderung stark einschrumpfen, 1897 (mit 230 000) auf zwei Fünftel der Zahlen von 1891 bis 1892 (580 000). Als aber 1898 die Einwanderung wieder zu wachsen begann, da kam etwas ganz neues: bis dahin war mit jedem wirtschaftlichen Aufschwung auch die deutsche Auswanderung wieder gewachsen, so Anfang der siebziger Jahre, 1880, 1891. Jetzt nahm die deutsche Auswanderung so gut wie gar nicht wieder zu und dem geringen Anwachsen 1902/03 folgte 1904 schon wieder der Rückgang. 1891/92 kam über ein Fünftel der Einwanderer in die Union aus Deutschland, 1903/04 nur ein Zwanzigstel. Auch die britische Einwanderung in die Union stieg nicht so stark wie früher, aber doch nur, weil die Auswanderung aus dem Vereinigten Königreich in die britischen Kolonien stark gewachsen ist. Nur die Skandinavier haben ihre alte Höhe wieder erreicht. Immerhin stellten die alten drei Auswanderungsgebiete 1903/04 zusammen nur mehr ein Viertel bis ein Fünftel der enorm gewachsenen Einwanderung, während Österreich-Ungarn, Italien und Russland fast zwei Drittel der Einwanderer, über eine halbe Million, stellten; daneben

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

gingen 100 bis 150 000 Einwanderer allein aus Italien nach Südamerika! Wie sich früher in Deutschland der Schwerpunkt verschoben hat vom Südwesten nach dem Nordwesten und nach dem Osten, so ist für ganz Europa der Schwerpunkt verschoben von Nordwesten nach Süden und Osten.

Auch ihrem Charakter nach hat sich die Auswanderung verschoben. Ihren Kern bildeten in älterer Zeit die Leute, die eine neue selbständige Existenz, vor allem als Landwirte, erstrebten. Nach dem letzten Zensus finden wir in den Vereinigten Staaten über eine halbe Million selbständiger Farmer, davon vier Fünftel in den zwölf nördlichen Zentralstaaten, die in Deutschland geboren waren, also ohne die ungezählten Farmer, die Kinder deutscher Einwanderer waren. Gewiss waren auch viele andere als Landwirte unter den Auswanderern, aber bei diesen überwogen die gelernten Arbeitskräfte.

Ganz anders die neue süd- und osteuropäische Auswanderung. Wir sahen: sie entstand als Arbeiterwanderung. Und so überwiegt hier auch jetzt ganz der ungelernte Arbeiter, der, soweit er nicht als Erd- oder Steinarbeiter sein Brot findet, in die Bergbau- oder Industriereviere, vor allem in die Kohlen- und Eisengegenden, sich wendet. Früher also eine starke Zuwanderung von Leuten, die selbständig werden wollten, heute eine Einwanderung von Leuten, die in der Masse unselbständig bleiben, von der ein anderer erheblicher Teil den städtischen Kleinhandel verstärkt oder den Boden für eine unerfreuliche ausbeuterische Heimarbeit abgibt, wie die grosse jüdische Einwanderung aus Osteuropa, die jetzt über 100 000 Köpfe im Jahre ausmacht.

Das ist der Boden, von dem aus die Exklusions-Tendenzen der neuen Einwanderungsgesetzgebung sich erklären, die sofort mit der neuen Einwanderung beginnen, so in den Vereinigten Staaten 1882 und vor allem 1891. Auch eine wesentliche Verschärfung dieser Massregeln über das Gesetz von 1903 hinaus wird nicht, wie man oft wohl gesagt hat, die deutsche Auswanderung wesentlich treffen. Ob diese so niedrig bleibt, wie jetzt, wird von andern Dingen abhängen.

Das führt mich zu den Gründen der europäischen Massenwanderungen. Es handelt sich dabei ja um Volksmassen, welche alle früheren Völkerwanderungen an Zahl weit hinter sich zurücklassen.

Wenn wir die überseeischen Einwanderungszahlen, die europäischen Auswandererzahlen, das sehr ungenügende Material über die Arbeiterwanderungen in Europa zusammenstellen, dann ist es wohl nicht zu viel gesagt, wenn wir die Zahl der Menschen, die zeitweise oder dauernd zu Erwerbszwecken über die Grenzen ziehen, auf jährlich $1^1/_2$ bis 2 Millionen schätzen. Was ist es denn, was alle diese Menschen treibt?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Teil sind es natürliche Gründe. Es gibt immer unruhige Köpfe, jugendlich unternehmungslustige Menschen, Sanguiniker, Leute, die hinaus wollen aus heimatlicher Enge und Stille. Je leichter und bequemer der moderne Verkehr geworden ist, je mehr die Kenntnis von guter Erwerbsgelegenheit sich verbreitet, um so weniger wird die so veranlasste natürliche Wanderbewegung aufhören. Der viel berufene germanische Wandertrieb ist freilich nur ein Wort ohne klare Vorstellung, wenn man nicht damit die Massensuggestion meint, die gelegentlich ganze Landstriche überfallen hat, was wieder gar nicht spezifisch deutsch ist.

Bei den politischen Gründen brauche ich nicht lange zu verweilen. Zeiten politischer Gärungen und Neubildungen bringen auch die Wanderungen in Gang. Wir brauchen in Deutschland nur an die Zeiten nach 1848, nach 1866 und 1870 zu erinnern. Die schweren Lasten, welche der Aufbau des italienischen Einheitsstaates seinen Bewohnern brachte, spielen bei der italienischen Auswanderung mit. Im ganzen glaube ich, dass politische Ereignisse mehr den Anlass als den Grund zur Auswanderung abgeben.

Die treibenden Motive liegen tiefer im menschlichen Wesen. Im 17. und in manchen Fällen im 18. und bis ins 19. Jahrhundert hinein sind es religiöse Überzeugungen gewesen, die so stark waren, dass sie auch die damaligen Menschen aus ihrer gebundenen Existenz losrissen. Im 19. Jahrhundert sind es die wirtschaftlichen Motive geworden, die, alles beherrschend, die Menschen vorwärts trieben, der Drang nach wirtschaftlicher Besserung aus dem Druck bestehender Verhältnisse heraus. Und so verschieden die Auswanderung aus den verschiedenen Ländern ihrem Wesen nach ist: entscheidend ist fast überall, wenn wir von der jüdischen Auswanderung absehen, ein Grund: die Agrarverfassung, die Verteilung des landwirtschaftlich benutzten Bodens. Denn das ist ja das Merkwürdige an den Massenwanderungen, dass sie sich zu einem so grossen Teile rekrutierten aus der vermeintlich sesshaftesten und stabilsten Bevölkerung, der landwirtschaftlichen. Der Städter, und namentlich der Grossstädter, ist viel sesshafter. Es sind die beiden Extreme der Agrarverfassung, die den Boden der starken Wanderbewegung, der binnenländischen, wie der Aussenwanderung bilden: der grosse geschlossene Besitz und der übermässig zersplitterte Zwergbetrieb, was beides ja vereint vorkommen kann, wie in Irland, wie in Teilen Italiens. Der grosse Besitz treibt zur endgültigen Abwanderung, Zwergbetrieb ist oft mit zeitweiser Wanderung verbunden, die dann zur dauernden Abwanderung führt. Wir brauchen das nicht im einzelnen zu verfolgen: in Irland wie in England, im deutschen Südwesten um 1850, im deutschen Osten um 1870, im Latifundienlande Böh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

men und in der Bodenzersplitterung Westgaliziens, überall dieselbe Erscheinung. Auf die grossen Aufgaben, die der Agrarpolitik hier gestellt sind, brauche ich nur hinzuweisen.

Aber zu allen diesen Gründen kommen noch die künstlichen. Seit es eine Auswanderung gibt, hat es Leute gegeben, die von ihr leben, die einen Gewinn machen wollen durch Anwerbung von Auswanderern, durch Vermittelung von Passageverträgen usw. So hat alle Auswanderergesetzgebung den naheliegenden Missbräuchen in dieser Richtung, der Kontrolle der Agenten, der Auswandererschiffe usw., ihre Aufmerksamkeit vornehmlich zugewendet. Aber nicht davon habe ich zu reden. Nur auf eines möchte ich aufmerksam machen: Nicht um die Agenten und solche Leute handelt es sich am letzten Ende, sondern darum, dass die Auswandererbeförderung zum Gegenstand ganz grosser konzentrierter Unternehmungen mit sehr grossem Kapital geworden ist, an denen Tausende durch die Dividende, als Angestellte interessiert sind. Das war für die Durchführung des Auswandererschutzes unzweifelhaft ein grosser Fortschritt. Aber es bedeutet auch etwas anderes: dass solche Unternehmungen gezwungen sind, ihr grosses Kapital beschäftigt zu halten und ein starkes Interesse an dem Fortgang der Auswanderung haben. Für die beiden grossen deutschen, wie für die grossen englischen Gesellschaften ist es von ausserordentlicher Wichtigkeit, dass dem Rückgang der deutschen und zum Teil der nordwesteuropäischen die ungeheure Zunahme der osteuropäischen Auswanderung gefolgt ist. Wie von Bremen und Hamburg in den letzten Jahren neben 16—28 000 deutschen 160—270 000 ausländische Auswanderer befördert sind, so reisten aus britischen Häfen 1903/04 neben $^1/_4$ Million britischen 170—180 000 ausländische Passagiere nach aussereuropäischen Ländern. Diese grosse kapitalistische Organisation, welcher die Auswanderung ein Selbstzweck ist, welche den Auswanderer sucht, gibt aber wiederum einen der Gründe, warum in den Einwanderungsländern die Stimmung gegen die unterschiedslose Zulassung aller Einwanderer wächst.

Man ist oft darüber erstaunt. Bieten doch die Einwanderungsländer noch unendlich viel Platz. Gegen selbständige Existenzen oder solche, die möglichst rasch selbständig werden wollen, hat man dort auch heute nichts. Aber gegen die Unselbständigen. Und das hängt zuletzt mit der Verschiebung der sozialen Machtverhältnisse zusammen. Wir können das am deutlichsten in Australien sehen.

So lange die Kolonie ein reines Ausbeutungsgebiet für das Mutterland ist, schiebt es in die Kolonien seine unerwünschten Elemente ab, Verbrecher, Vagabunden, Arme. Dann setzt sich das Interesse der Kolonie durch: die Deportation fällt, die Abwehr beginnt. Aber noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

herrscht das Interesse des Unternehmers an der Beschaffung von Arbeitskräften. Die Einwanderung wird auf alle Weise unterstützt, bis das labour vote entsteht. Mit dem Stimmzettel in der Hand verfechten die kleinen Selbständigen und die Lohnarbeiter ihr Interesse, dass sie nicht durch starke Zuwanderung aus dem hohen Niveau kolonialer Lebenshaltung herausgedrückt werden. Es ist dieselbe Tendenz, aus der sich das erstaunliche Sinken der Geburtenfrequenz erklärt. So bekämpft man zuerst die unterstützte Einwanderung, so wendet man sich gegen die Einwanderung von Angehörigen fremder Rassen, von minderwertigen Angehörigen der eigenen Rasse, so kämpft man gegen den Lohndruck, den kontraktlich gebundene Arbeiter ausüben, indem man ihnen den Zutritt verweigert. So 1891 in den Vereinigten Staaten, 1901 in Australien. Und in Europa entsteht eine Strömung, welche die Verdrängung Einheimischer durch tieferstehende ärmere Fremde bekämpft. Was wir im deutschen Osten matt beklagen, hat in England die öffentliche Meinung tief erregt: dass auf jeden einheimischen Auswanderer ein niedriger stehender Einwanderer kommt.

Schickt man die unerwünschten Elemente aus Amerika zurück, werden die Schiffahrtsgesellschaften vorsichtiger, solche Elemente zur Beförderung aufzunehmen, dann entsteht für die Zwischenwanderungsländer die Gefahr, gerade diese minderwertigen Elemente bei sich zu behalten. Es ist bekannt, welche Mühe unserer Verwaltung dadurch entsteht. In England verschafft sich eben jetzt der Staat die Machtmittel, dieses Rückstaues Herr zu werden.

Wenn die von manchen erhobene Forderung sich durchsetzen würde, dass Amerika und England Einwanderer nur zuliessen, wenn sie im Besitze eines Passes sind, wie würde das erst zurückwirken?

Das aber führt auf ein neues Problem, das von verschiedenen Seiten, anscheinend unabhängig voneinander, gleichzeitig gestellt wird: Ist es möglich, auf die Dauer damit durchzukommen, dass jedes Land unabhängig vom andern an der Wanderbewegung herumarbeitet? Jedes Gesetz, jede Verwaltungsmassregel wirkt ohnehin auf die andern an der Aus- und Ein- und Durchwanderung interessierten Länder. Schon jetzt wirken amerikanische Organe vielfach mit bei der Kontrolle in den Einschiffungshäfen. Italien schickt Inspektoren in die Einwanderungsgebiete. Schon der Schutz des Auswanderers, zu dem alle neuen Auswanderungsgesetze sich durchgerungen haben, macht internationale Hand in Hand-Arbeit nötig. Ist er im wesentlichen doch auch entstanden durch Einwirkung von aussen her: als Rückwirkung der amerikanischen Schutzmassregeln. Jetzt ist es eine Hemmung des Auswandererschutzes, dass die Beförderung sich andere Wege sucht, wenn man auf dem einen die Zügel zu stramm zieht. Die Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schäfte der schweizerischen Agenten, sagt man, haben den Vorteil von der straffen Kontrolle, der die Passagenvermittelung in Italien unterworfen ist. Wie gut wäre eine gemeinschaftliche Kontrolle der Agenten, welche die Anwerbung der Landarbeiter für den deutschen Osten vermitteln. Also schon in dieser Beziehung wären internationale Abmachungen wünschenswert, ebenso für die Bekämpfung der Verschleppung von Krankheiten. (Ist doch die ägyptische Augenkrankheit erst durch die osteuropäischen Einwanderer nach den Vereinigten Staaten gebracht.) So ist sie wünschenswert für die Bekämpfung des Verbrecher- und Landstreichertums. Kein Staat hat das Recht, solche Elemente seinen Nachbarn aufzuhalsen.

Ja, man kann noch weiter gehen: Könnte nicht international ein gewisses Mindestmass von wirtschaftlichen und kulturellen Anforderungen für die internationalen Wanderer festgesetzt werden?

Ansätze zu allem diesen gibt es ja schon. Es würde sich nur darum handeln, sie auszubauen. Utopisch freilich klingt insbesondere noch der Gedanke einer internationalen Organisation des Arbeitsnachweises, um die heutige massenhafte Arbeiterwanderung planvoller, zweckmässiger zu gestalten, dem Zufall, dem gelegentlichen Elend zu entrücken. Fehlt doch noch die erste notwendige Voraussetzung: die nationale Organisation des Arbeitsnachweises, die eine der grossen Forderungen der Sozialpolitik der Zukunft ist.

Durch die Umwandlung des Charakters der internationalen Wanderungen in den letzten 15 Jahren muss auch unser Urteil über Bedeutung und Wirkungen der Auswanderung sich modifizieren. Über die Bedeutung der Lieferung von Arbeitskräften für das Zuwanderungsland brauchen wir an sich keine langen Worte zu machen. Aber wie steht es mit den tiefer gehenden Wirkungen? Ganz allgemein: je niedriger das Kulturniveau der Wanderermassen, um so geringer ihr Einfluss auf das Volk, dem sie sich angliedern. Das ist ja immer unser letzter Trost gewesen gegenüber der deutschen Auswanderung, dass sie dazu beigetragen hat, dem grossen neuen Volke über dem Ozean einen Einschlag deutschen Wesens, einen Zuschuss aus der deutschen Geistes- und Gedankenwelt zu geben. Wenn in den Vereinigten Staaten nicht rein die englische Gedankenwelt herrscht, wenn dort die Macht des düstern Puritanismus, wenn die Macht der Sklavenbarone gebrochen ist, so hat die deutsche Einwanderung gewiss einen Anteil daran. Aber es ist doch schon hier nicht zu verkennen, dass dieser Einfluss immer geringer geworden ist. Die älteren Auswanderer brachten eine gefestigtere Gedankenwelt mit sich, als die späteren. Der grosse Einfluss deutscher Wissenschaft und Kultur auf amerikanisches Geistesleben in neuester Zeit ist doch wohl mehr durch unmittelbare Beziehungen der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Amerikaner zu uns, als durch Vermittelung der Auswanderer bewirkt. Von den heute dort zuwandernden Massen ist kein Kultureinfluss zu erwarten. Widerstandslos gehen sie in den überseeischen Nationalitäten auf, und selbst eine Gefährdung des Kulturniveaus fürchtet der zuversichtliche, fast übertrieben scheinende Optimismus der neuen Nationen nicht. So läge ein Kulturgewinn für die Menschheit nur in der Hebung der wandernden Massen, wie sie ja schon durch die Arbeiterwanderung in Gegenden höherer Kultur in der Lebenshaltung bewirkt wird.

Und wohin geht die Tendenz der Entwickelung der europäischen Massenwanderung? Es ist ein gefährliches und undankbares Unternehmen prophezeien zu wollen. Mir ist ein englischer Warnungsruf aus dem Jahre 1872 erinnerlich, der damals viel erörtert wurde. Da hiess es: geht die Entwickelung weiter wie jetzt, und kehrt England nicht um in seiner Wirtschaftspolitik — und bekanntlich ist das trotz Chamberlain bisher noch nicht geschehen — so wird das Vereinigte Königreich höchstens 26 bis 30 Millionen Menschen erhalten können, aller weiterer Volkszuwachs muss in unerhörter Wanderung sich neue Wohnsitze suchen. Nun — wir wissen ja, dass die Auswanderung gross war, aber heute leben eben doch in Grossbritannien und Irland trotz des Rückganges der irischen Bevölkerung über 43 Millionen.

Man weist oft auf unsere natürliche Volksvermehrung hin und berechnet Zukunftsziffern der Bevölkerung und die notwendige Auswanderung. Ich bin skeptisch gegenüber solchen Voraussagen. Ist nicht doch die wahrscheinliche Tendenz der Entwickelung eher so:

Wenn das moderne Wirtschaftsleben beginnt und das feste Gefüge der alten Ordnung lockert, wenn alte Erwerbsgelegenheiten gestört und die Menschen aus dem Herkommen aufgerüttelt werden, dann beginnt die Unruhe, beginnt die Umschau nach besserer Erwerbsgelegenheit. So begann die deutsche Auswanderung im Südwesten auf dem ältesten Kulturboden Deutschlands. Als man sich aber dort in die neuen Verhältnisse gefunden hatte, ging die Massenbewegung zurück. Später als im Westen, kam im Osten Deutschlands die Umwälzung, und damit entstand auch dort die grosse Unruhe. Von dort aus kann man das weiter nach dem Osten und Süden verfolgen. Je besser und energischer eine Bevölkerung sich den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen anpasst, um so eher kommt die grosse Wanderbewegung zur Ruhe. Auch für den deutschen Nordosten ist die Zeit der Massenauswanderung vielleicht doch nur ein Übergangsstadium gewesen, ein Anpassungsvorgang, so schwierig dort die Anpassung ist, bei dem Vorherrschen des Grossgrundbesitzes und bei der geringen industriellen Entwickelung. Seit 1894/95 ist auch aus dem deutschen Osten die ungeheure Masse der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Abwandernden nicht ins Ausland gegangen, sondern in Deutschland geblieben. Es ist höchst fraglich, ob unsere Auswanderung, nachdem sie jetzt über ein Jahrzehnt einen so niedrigen Stand hatte, je wieder einen solchen Massencharakter annehmen wird, wie früher. Das hängt freilich von der weiteren Entwickelung unseres Wirtschaftslebens und unserer Wirtschaftspolitik ab. Gehört doch das ganze Auswanderungsproblem schliesslich hinein in den Zusammenhang mit den andern grossen Fragen des Staats- und Kulturlebens.

Ist aber meine Annahme richtig, dass die Zeit der eigentlichen Massenauswanderung vorbei ist, so wird damit eine gewisse Auswanderung in mässigem Umfange nicht aufhören, schon wegen der persönlichen Beziehungen der früher Ausgewanderten. Es wird nicht aufhören, dass Deutsche ins Ausland gehen, um ihre Lage zu verbessern, um Luft zu bekommen für ihre Tatkraft und Unternehmungslust. Ich würde es nicht für ein Glück halten, wenn die Leute alle still zu Hause sitzen bleiben wollten. Aber ich hoffe, dass diese Wanderung aufhört eine Massenwanderung zu sein von Bauernsöhnen und den tüchtigsten Elementen unserer Landarbeiter. Solche Leute können wir selber brauchen, und eine Erweiterung deutschen Kultureinflusses unter fremden Völkern bedeutet eine solche Wanderung eben auch nicht. Ich hoffe, dass diese Wanderung immer mehr in der Weise, wie sie das in grossem Umfange in England und Schottland, wie sie das in den Hansestädten ist, wie sie es im wachsenden Masse schon in Westdeutschland ist, eine mehr zeitweise Einzelwanderung von Gliedern des städtischen höheren Mittelstandes wird, eine Bewegung von höher kultivierten Elementen, die bewusst an deutscher Art festhalten, eine Bewegung zur Betätigung von Unternehmungslust und Organisationstalent, eine Bewegung, die dem deutschen Volke zugute kommt durch Ausdehnung seines Wirtschaftsbereiches, durch Vermehrung seines Reichtums, durch Erweiterung seines Gesichtskreises, durch Vertiefung seiner Denkart.

Die politische, militärische und volkswirtschaftliche Bedeutung einer starken Seemacht.

Von Generalleutnant z. D. **v. Liebert**, Berlin.

(Plenarsitzung am 6. Oktober, Vormittag.)

Ich stehe vor Ihnen als Abgeordneter des Deutschen Flottenvereins (Bravo!) und darf hoffen, dass das von mir zu behandelnde Thema hier geneigtes Gehör findet, da es nicht erst des Nachweises be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

darf, dass Kolonial-Erwerb und die dauernde Erhaltung des Kolonial-Besitzes unbedingt von einer starken Seemacht abhängen. Wir wissen, dass heute die Besatzungen von drei deutschen Kriegsschiffen nicht nur die Küstenorte Ostafrikas besetzt halten, sondern mit ihren Mannschaften sogar weit in das Innere vorgeschoben sind. Bei dieser Gelegenheit darf vielleicht ein leises Erstaunen zum Ausdruck gebracht werden, dass der Deutsche Kolonialkongress in seiner dreitägigen Redeschlacht und in den unzähligen Aufgaben, die er sich gestellt hat, die Begriffe „Kolonialtruppe, Kolonialarmee und koloniale Kriegsführung" gar nicht berührt hat. (Sehr richtig!) Ich glaube, wir Deutsche haben auf diesem Gebiete noch viel zu lernen, wir fühlen uns augenblicklich hier noch sehr als Laien.

Gestatten Sie mir, über meinen Vortrag als Motto das Wort des grossen Geographen Friedrich Ratzel zu setzen: „Seitdem ein Grossstaat ohne wirtschaftliches Weltinteresse undenkbar geworden ist, ist auch ein wahrer Grossstaat ohne Seemacht nicht mehr zu denken."

Soweit wir in der Geschichte zurückblicken, zeigt sich immer von neuem, dass die seegewaltigen Völker und Staaten die Vorherrschaft in einem bestimmten Länderkreise oder über einen Erdteil oder gar über die Erdkugel gewonnen haben. Die alten Reiche Vorderasiens vermochten die von ihnen geschaffene Kultur nicht weiter zu tragen, weil es ihnen an der fernhin wirkenden Seemacht mangelte. Erst Ägypter und Phöniker sind in diesem Sinne als Kulturträger aufgetreten. Später waren es Athen und Alexander von Makedonien, Karthago und Rom, die sich in der Beherrschung des damals die Welt bedeutenden Mittelmeeres ablösten. Es folgen die Araber, Genueser und Venezianer, schliesslich die Osmanen zu Ende des Mittelalters.

Und kaum haben sich die abendländischen Völker auf das freie Meer gewagt, so lösen sie sich wieder in der politischen und wirtschaftlichen Vorherrschaft ab, je nachdem sie ihre Seemacht ausgestalten, ihre Mitbewerber vom Meer verscheuchen und den Handel mit den fernen Zonen an sich reissen. Spanier, Holländer, Franzosen, Briten folgen aufeinander, die drei ersten in kleinlichem, engherzigem Sinne bestrebt, mit kleinen Mitteln Grosses zu erreichen, bis England unter seinem grossen Protektor in die Bahn tritt und nach kurzen Fehlschlägen und Rückgange ein für allemal die Macht an sich reisst.

In der günstigen Lage, selbst unangreifbar zu sein, vermochte es seine ganzen Machtmittel der See zuzuwenden und wurde dadurch allen andern Mächten überlegen, die in erster Linie an die Landrüstung zu denken hatten. Frankreich unter Ludwig XIV. war noch gegenüber seinen ohnmächtigen Nachbarn in der gleichen Lage, der Roi Soleil hat durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seine blendende Eroberungspolitik zu Lande die Bemühungen des Staatsmanns Colbert vereitelt, Frankreich zur ersten Seemacht zu erheben. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch läuft dieses Wettringen der beiden Kanal-Uferstaaten. Mit Abukir und Trafalgar erringt Grossbritannien die entscheidende Vormachtstellung zur See, es wird zur „paramount seapower", es gewinnt die Alleinherrschaft auf dem Weltmeer. Man verweile nur einen Augenblick bei dem Gedanken, dass Nelson am 21. Oktober 1805 unterlegen wäre, dass Napoleon auch die Obergewalt zur See erlangt hätte! Wie anders wäre wohl der Gang der Weltgeschichte gewendet worden!

In der langen Zeit von 1805 bis etwa 1880 übte Grossbritannien diese Alleinherrschaft aus, es eignete sich die französischen und niederländischen Kolonien an und gab sie nach dem Friedensschluss von 1815 nur teilweise und nur zögernd (Java erst 1823) zurück. Es sicherte sich den Besitz aller wichtigen Punkte an der grossen Heerstrasse „round the world" zum Schutze seines Handels: Helgoland, die Kanalinseln, Gibraltar, Malta, Cypern, Ägypten, Aden, Colombo, Singapur, Hongkong, auf der andern Seite Bermudas und Falklandinseln. Und als es den ganzen Welthandel an sich gerissen, predigte es aller Welt das so liberal klingende Gesetz des Freihandels, der tatsächlich nichts anderes bedeutete, als die ausschliessliche Herrschaft der englischen Flagge und damit in Verbindung des englischen Handels.

Nachdem seit 1880 die französische und deutsche, später die russische und amerikanische Kriegsflotte sich allmählich Geltung verschafften, verkündete Grossbritannien den two power standard, wonach seine Flotte stets der Seemacht zweier verbündeten Staaten noch überlegen sein müsse. So will es auch heute noch dauernd die politische Vormachtstellung behaupten.

Wir Deutsche haben in unserer traurigen Geschichte leider das genaue Gegenstück zu jener grossartigen maritimen Leistung Englands aufzuweisen. Wir zeigen das negative Beispiel für die politische Bedeutung einer starken Seemacht seit Jahrhunderten. Wir haben uns durch den Abfall der Niederlande vom Reiche von der Mündung unseres grössten Stromes und vom offenen Weltmeer abdrängen lassen. Dank der Kleinstaaterei und der uns selbst zerfleischenden Politik des 17. und 18. Jahrhunderts wurde der Blick der Nation von der See gänzlich abgelenkt, wir wussten gar nicht mehr, dass Deutschland eine Küste besass; der deutsche Bund führte überhaupt keine Flagge! Daher die machtlose Stellung Deutschlands und die Verachtung, die den Deutschen im Auslande zuteil wurde.

Aber auch nach 1870 hat Fürst Bismarck sich noch lange Zeit ausschliesslich der Europa-Politik gewidmet und erst spät sich mit über-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

seeischen Dingen beschäftigt. Die starke Zunahme der Bevölkerung, das ausserordentliche Anwachsen der Industrie und die Milliarden-Aus- und Einfuhr über See haben ganz von selbst das Deutsche Reich in die Stellung einer Welt- und einer Seemacht hineingeschoben, und eine starke Flotte ist jetzt ein Bedürfnis der im nationalen Sinne gebotenen Politik. Viel mehr wie Frankreich, das nur äusserlich blendende Machtpolitik treibt, ist Deutschland durch die Verhältnisse gezwungen, seine Flotte so zu verstärken, dass sie jeder andern, ausser der britischen, gewachsen ist, dass sie als starker Bundesgenosse gesucht ist, und dass auch die britische sich scheut, sie anzugreifen. (Bravo!)

Wie sehr Grossbritannien die deutsche Machtlosigkeit zur See ausnützt, zeigt sich gegenwärtig in dem Ton der „Times", der verschiedenen Reviews, des Artikels „Why not?" usw., sowie in der Grenzpolitik in Südafrika und in der britischen Marokko-Politik. Dies muss insofern anders werden, als die deutsche Politik, gestützt auf eine starke Flotte, sich mindestens Achtung erzwingen muss.

Wenden wir uns den militärischen Verhältnissen zu, so bedarf es nur des Hinweises, dass jedes Reich seine Selbständigkeit zu Lande und zu Wasser zu wahren hat. Nach diesem Gesichtspunkte ist seine Land- und Seemacht unter Berücksichtigung der finanziellen Leistungsfähigkeit zu bemessen. Nun befinden sich die grossen Nationen aber in sehr verschiedener Lage, je nachdem sie, wie England und Japan, gar keine Landgrenze zu verteidigen haben oder eine gefährdete Front schützen müssen, oder ob sie ringsum von Feinden bei offenen Grenzen bedroht sind.

Letzteres war die Lage Deutschlands zu allen Zeiten. Unter jahrtausend langer schwerer Bedrohung von allen Seiten ist Deutschland, nachdem sein Boden lange der Kampfplatz aller Völker gewesen, zur stärksten und gefürchtetsten Landmacht herangewachsen. 60 Millionen einer intelligenten und körperlich kräftig entwickelten Bevölkerung stellen ihre ganze wehrhafte Mannschaft unter die Waffen. Diese Grundlage hat 35 Jahre lang seine Grenzen gesichert und den Frieden behauptet. Aber seine Macht wird nur innerhalb Europas anerkannt, über See hat es vorläufig nur sehr geringe Machtwirkung. Das junge Reich hatte sich sofort zur Seerüstung entschlossen, es hatte von 1870 bis 1884 fleissig Schiffe gebaut, so dass es damals als dritte Seemacht dastand. Es konnte mit Glück und Erfolg eine koloniale Betätigung wagen, aber dieser neue und unerwartete Schritt gab den Ton an für alle Mächte; alle vergrösserten ihre Kriegsflotten und alle stürzten sich in koloniale Erwerbungen und Unternehmungen. Gegenwärtig ist das Deutsche Reich nach dem Verschwinden der russischen Flotte von der See noch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

als drittstärkste Seemacht anzusprechen, im Jahre 1909 ist es aber von den Vereinigten Staaten an Zahl der Linienschiffe und Panzerkreuzer sowie an Raumgehalt der Schiffe bedeutend geschlagen, so dass es sich mit dem vierten Platz begnügen muss.

Flottengefechtswerte in Einheiten:

England	802,2
Frankreich	433,9
Amerika	430,5
Deutschland	291,4

Für den Fall eines Seekrieges bedürfen wir:

1. eine Schlachtflotte, die langsam (in 15 Jahren) zu 2 Doppelgeschwadern oder 38 Linienschiffen anwachsen soll, bis jetzt aber erst 18 (4 Brandenburg-, 5 Kaiser-, 5 Wittelsbach-, 4 Braunschweig-Klasse) einigermassen moderne Schlachtschiffe über 10 000 Tons zählt;
2. eine Kreuzerflotte, nach dem Flottengesetz von 1900 bestehend aus 14 Panzerkreuzern und 38 kleinen Kreuzern. Leider haben wir bisher nur 4 nicht grosse und dazu langsame Panzerkreuzer, und damit ist sowohl die Aufklärung für unsere Schlachtflotte wie der Schutz unsers Handels durch Kreuzergeschwader illusorisch. Hier ist wohl der dunkelste Punkt unseres Flottenbauplans und unserer Seerüstung überhaupt;
3. die Torpedoflotte aus 53 grossen und 47 kleineren Torpedobooten bestehend, die zwar beständiger Ersatzbauten bedarf, aber doch sehr leistungsfähig erscheint;
4. die Transporter und Hilfskreuzer, die aus dem besten Material unserer glänzenden Handelsflotte, den berühmten transatlantischen Schnelldampfern, zusammengestellt werden und dadurch eine vortreffliche Ergänzung der Kriegsmarine abgeben.

Die Erfahrungen des letzten grossen Seekrieges lehren nun, dass für die Entscheidung massgebend sind: grosse Typen der Schlachtschiffe von 18 000 Tons aufwärts mit starker Panzerung und schwerer Artillerie (30 cm-Geschütze) mit wirksamer Schussweite von 6000 m und darüber. Ferner sind ebenso notwendig grosse Panzerkreuzer von 15 000 Tons und darüber mit bedeutender Geschwindigkeit und starker Armierung. In diesen beiden Faktoren leistet die deutsche Flotte noch nichts.

Der militärische Wert der Kriegsflotte beruht in der technischen Stärke (Deplacement, Panzer, Artillerie, Geschwindigkeit), in der Güte des Personals und im Grade der Ausbildung. Die beiden letzten Faktoren dürfen wir im höchsten Grade vor allen andern Marinen in Anspruch nehmen. Dagegen stehen wir im Material in allen Punkten noch zurück. Wir haben keine Schiffe über 13 200 Tons, keine 30 cm-Geschütze an Bord und keine Geschwindigkeit über 22,5 Seemeilen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn wir uns nicht selbst belügen wollen über den Wert der eigenen Seemacht, so heisst es diese schmerzliche Wahrheit eingestehen und nun mit allen Kräften grössere Schiffe mit stärkerer Artillerie und schnellere Panzerkreuzer bauen. Die Schwächen sind zahlenmässig jedem Gegner bekannt, es gibt nichts zu vertuschen. Die heutige deutsche Schlachtflotte ist nicht einmal der englischen Kanal- und Atlantic-Flotte (gleich 20 Linienschiffen und 2 Kreuzergeschwadern) gewachsen. Hinter diesen stehen aber noch 19 Linienschiffe der Reserve bereit. Deshalb kann nicht genug betont werden: Eine schwache Flotte ist eine Verschwendung, nur eine starke Flotte ist eine Bürgschaft für die Erhaltung des Friedens, für die Zukunft und Machtstellung des deutschen Volkes! (Lebhafter Beifall!)

Was endlich die volkswirtschaftliche Bedeutung der Seemacht betrifft, so hat die Sozialdemokratie allerdings neben dem Worte Militarismus noch den Begriff Marinismus aufgestellt, um der grossen Belastung des steuerzahlenden Volkes Ausdruck zu geben. Demgegenüber fällt es nicht schwer, nachzuweisen, dass die Kriegsflotte die beste Stütze und Sicherheit für den Volkswohlstand, für das Anwachsen des Reichtums und für die Machtstellung jeder Nation ist. Wir bedürfen der Seemacht zur Verteidigung unserer Küsten gegen eine Blockade und zum Schutze des Überseehandels, d. h. zur Sicherung unserer Ein- und Ausfuhr. Der deutsche Handel über See hat gegenwärtig einen Wert von 8 Milliarden Mark, er hat sich erst zu dieser gewaltigen Zahl gehoben, seitdem unser Handel unter der deutschen Nationalflagge geht; denn trade follows flag ist eine durch die Geschichte anerkannte Wahrheit.

Vor allem braucht unsere so mächtig angewachsene Industrie die stetig und gleichmässig gesicherte Zufuhr der Rohstoffe und den ebenso gesicherten Export ihrer Erzeugnisse. Sie selbst schafft Kohlen, Eisen, Stahl, die Holzarbeiten, die Maschinen und Apparate für die Schiffe, sie baut die Schiffe selbst. Wieviel mal zehntausend Arbeiter mit ihren Familien leben vom Schiffsbau und von den unzähligen Arbeiten für den Schiffsbau! Auf den kaiserlichen Werften waren 1898 12 000, 1905 17 000 Köpfe beschäftigt; damals betrug das Durchschnittseinkommen des erwachsenen Werftarbeiters noch nicht 1200, heute 1354 Mark.

Mit Ausnahme der Hütten- und Stahlwerke und der Privatwerften fliesst das ganze Marine-Budget in die Taschen der Arbeiter, der Unternehmergewinn fällt hier fort. Unsere deutsche Arbeiterbevölkerung ist daher an dem Ausbau unserer Flotte subjektiv als verdienender Teil und objektiv durch den Schutz gegen Blockade, Hungersnot und Arbeitslosigkeit sehr lebhaft interessiert. Wenn Herr Bebel es heute durchsetzte, dass keine Kriegsschiffe mehr gebaut würden, so wäre das

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

für die Arbeiter eine so folgenschwere und verhängnisvolle Massregel, dass sie voraussichtlich mit Revolution antworten würden. (Sehr richtig! — Heiterkeit.)

Man erwäge weiter, dass die ganzen für die Marine bewilligten Summen im Lande bleiben, dass sie sich in Arbeit und Verdienst umsetzen, dass aber auch die Intelligenz, der Scharfsinn, der Erfindungsgeist mächtig auf diese Weise angeregt werden. Welche Vervollkommnung unserer Werften, unseres Schiffsbaues, unserer Stahl- und Waffenindustrie, der Mechanik und Technik jeder Richtung haben wir in den letzten 40 Jahren in Deutschland verfolgen können! Das ist kein Marinismus, das ist Kulturarbeit im höchsten Sinne des Wortes, und um so schöner, weil sie gleichzeitig national uns fördert und die übrigen Völker mit Achtung vor unsern Leistungen erfüllt.

Dass wir ohne Kriegsflotte keine Kolonien zu erwerben vermochten, und dass Deutschland ohne Kolonialbesitz für die Zukunft volkswirtschaftlich lahmgelegt und politisch in die traurige Rolle Österreichs herabgedrückt werden würde, darf ich vor der hier versammelten Zuhörerschaft nur erwähnen, ohne es näher begründen zu müssen.

Die kurze Spanne Zeit, die mir zugemessen, zwingt mich, abzubrechen. Zum Schluss nur noch eine Mahnung. Preussen ist durch die gewaltige Arbeit an seiner Armee, durch das toujours en vedette! des grossen Friedrich nicht verarmt, nicht zu Grunde gegangen, sondern gross und mächtig geworden. Das Deutsche Reich hat die gleiche Aufgabe an seiner Marine zu erfüllen, es darf sich nicht durch abgedroschene Redensarten, wie unproduktive Ausgaben und Überlastung des Steuerzahlers abschrecken lassen. Nur grosse Ziele und grosse Anstrengungen machen ein Volk gross und stark. Eine harte Jugend erzeugt grosse Männer, eine harte, alle Muskeln und Nerven anspannende Volkserziehung schafft eine grosse Nation. Bei dieser intensiven, andauernden nationalen Arbeit ist keine Erschlaffung möglich. Und wenn wir sie endlich zum Ziele führen, wenn wir erst zu Lande und zur See machtgebietend dastehen, dann wird das Motto sich bewahrheiten:

Das zwanzigste Jahrhundert gehört den Deutschen!

(Lebhafter Beifall!)

Graf **von Dürkheim-Montmartin**, Hannover: Das uns im Jahre 1900 gewordene Flottenorganisationsgesetz hat leider eine grosse Lücke gelassen. Um nicht zu viele Neubauten in kurzer Frist dem Deutschen Reiche und seinen Finanzen aufzuerlegen, hat der Reichstag beschlossen, die Forderung auf Ausdehnung unserer Auslandsflotte zunächst zurückzustellen. Der Entwurf zum Gesetze hatte verlangt, dass unsere Auslandsflotte durch sechs grosse Kreuzer im heutigen Sinne, also machtvolle Panzerkreuzer, und durch sieben kleine Kreuzer verstärkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

würde. Um die gesetzliche Organisation unserer Schlachtflotte wenigstens sicherzustellen, hat das Reichsmarineamt sich durch den Mund seines Staatssekretärs damit einverstanden erklärt, auf diese Forderungen zu jener Zeit zu verzichten. Gleichzeitig aber hat der Staatssekretär angekündigt, dass er mit dieser absolut notwendigen Verstärkung unserer Auslandsflotte dann wiederkommen würde, wenn die hauptsächlichsten Neubauten beendigt sein würden.

Das ist jetzt der Fall. Von den elf Erweiterungsbauten unserer Schlachtflotte fehlt zur Stunde nur noch einer, das 38. Linienschiff, das erst im Jahre 1909 aufgelegt werden wird; alle andern Neubauten zur Vermehrung unserer damals vorhandenen Schiffe sind entweder vollendet, oder in Angriff genommen. Nun ist also die Stunde gekommen, jene zurückgestellte Forderung aufs neue zu stellen, und der Staatssekretär des Reichsmarineamts hat in der 20. Sitzung der diesjährigen Budgetkommission am 15. Februar erklärt, dass er mit der damals zurückgestellten Forderung nunmehr nachkommen und sie in der neuen Session einbringen würde, indem er darauf hinwies, dass er damals auf sechs grosse und sieben kleine Kreuzer verzichtet habe, dass er aber statt der sieben kleinen Kreuzer nur sieben Torpedobootsdivisionen fordern würde.

Eine Gesellschaft, die sich kolonial nennt und koloniale Ziele verfolgt, hat natürlich besonderes Interesse daran, dass unsere Auslandsflotte auf entsprechende Höhe gegenüber den Auslandsflotten der andern Marinen gebracht wird. Insofern können wir dieses Nachholen der damals zurückgestellten Forderungen mit hoher Freude begrüssen. Öffentliche Kundgebungen grosser Vereinigungen und Gesellschaften, also auch des Deutschen Kolonialkongresses, mit seinen hohen nationalen Zielen, die nicht allein materielle, wirtschaftliche sind, sondern in hohem Grade auch ethische, werden in der öffentlichen Meinung auf das Bewusstsein wie die Anschauungen weiter Kreise und auf ihre Urteilsbildung einen grossen Einfluss ausüben durch zustimmende Kundgebung zu einer solchen Vorlage. Im Anschluss an den eben gehörten begeisternden Vortrag und die gewichtigen Worte, die wir gestern von Herrn Geheimrat Dr. Helfferich gehört haben, bitte ich Sie, einer Kundgebung, wie ich sie Ihnen vorlegen werde, Ihre Zustimmung zu geben. Die deutsche Flotte wird nicht gebaut zu Eroberungszwecken, nicht um fremde Nationen zu bedrohen. Die deutsche Nation erfreut sich hinreichend grossen Kriegsruhms, um nicht eines Ruhmes auf blutigen Schlachtfeldern zu bedürfen. Unsere Aufgaben liegen auf dem Gebiete friedlicher Eroberungen ethischer, materieller, wirtschaftlicher Natur, auf dem Felde jeglichen kulturellen Fortschrittes. In der Beziehung wollen wir allen andern Nationen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorangehen, ihnen ein leuchtendes Beispiel geben; dort suchen wir unsere Siegespalme. (Bravo!) Ich bringe das hier zum Ausdruck deshalb, weil wir Deutschen, die wir uns mit Not durch das Blut unserer Söhne erst vor kurzer Frist unsere Einigkeit haben erkämpfen müssen, bei den andern Völkern in dem Verdachte stehen, eine erobernde Nation sein zu wollen. Dagegen zu protestieren, ist hier wohl die richtige Stelle.

Nun haben schon die beiden vorgenannten Redner, Herr Generalleutnant von Liebert und Herr Geheimrat Helfferich, ausdrücklich die Notwendigkeit einer maritimen Machtstellung Deutschlands betont zur Verteidigung des heimischen Besitzes, zur Verteidigung unserer Kolonien, zur Verteidigung unseres Anteils am Welthandel und Weltverkehr, aber durchaus nicht zu aggressiven Zwecken, und im Hinblick auf diese Kundgebungen bitte ich Sie, der folgenden Resolution geneigtest Ihre Zustimmung geben zu wollen. Ich weise dabei darauf hin, dass der Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft bereits vorgestern eine fast identische Kundgebung angenommen hat:

„Der Deutsche Kolonialkongress 1905 begrüsst mit freudiger Genugtuung die durch den Staatssekretär des Reichsmarineamts in der 20. Sitzung der Budgetkommission am 15. Februar dieses Jahres erfolgte Ankündigung einer Erweiterungsvorlage zum bestehenden Flotten-Organisations-Gesetze.

Er erblickt in der baldigsten Ausgestaltung der deutschen Flotte zu einem vollwertigen, die Streitkräfte des Landheeres ergänzenden Machtfaktor des Reiches das aussichtsvollste Mittel zur Erhaltung des Friedens und damit des Bestandes, der Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes, wie seiner Kolonien." (Beifall.)

Ich wiederhole meine Bitte um möglichst einstimmige Annahme dieser Kundgebung.

Pater **Enshoff**, St. Ottilien: Ich bitte um Entschuldigung, wenn ich wiederum auf die Rednertribüne komme. Ich glaube, für manche Herren aus dem Norden würde es vielleicht hie und da von Nutzen und Interesse sein, wenn man sieht, dass die katholischen Leute unseres deutschen Vaterlandes auch da sind, und dass auch ein Ordensgewand, das früher nicht innerhalb dieses Vaterlandes sein durfte, nicht nur mein Ordenskleid, sondern das von allen deutschen katholischen Mitbürgern ein wirklich deutsch schlagendes Herz deckt. (Bravo!)

Ich habe in der Angelegenheit der Flottenfrage letzthin ein sehr interessantes Schriftstück gefunden in den bisher noch nicht herausgegebenen Briefen des heiligen Ignatius, des Stifters der Gesellschaft Jesu, der Jesuiten. Dort ist im Ausgang des Mittelalters ein Flotten-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

plan ausgearbeitet, der eben zum Schutze gegen die osmanischen Übergriffe und zur Stärkung der kaiserlichen Macht den Bau und die Ausrüstung einer starken Flotte als notwendig bezeichnete, und da ging es wohl dem Stifter der Gesellschaft Jesu, wie es heutzutage auch manchen Verteidigern und Begründern von grösseren Flottengedanken ergeht, dass sie manchmal von ihrer Zeit nicht ganz verstanden werden. Zum andern aber ist ein kleiner Unterschied zwischen der Propaganda, welche der Flottenverein heutzutage macht, und zwischen jenen alten Dokumenten, die erst in den letzten zehn Jahren ausgegraben worden sind. Es beschäftigt sich nämlich Ignatius in seinem Flottenplan auch zugleich mit der Deckungsfrage. (Heiterkeit.) Auf das Wie will ich hier nicht weiter eingehen.

Ein anderer Gedanke dürfte vielleicht von dieser Stelle aus auch wiederum ausgesprochen werden — er ist nicht neu —, dass vielleicht die mit zielbewusstem Interesse für die Vermehrung der Flotte, besonders auch der Auslandsflotte, kämpfenden Kreise an sich selbst und durch sich selbst anfangen, nicht nur zu agitieren, dass hier etwas mehr im Reichstage getan werde, sondern auch aus eigener Tasche etwas auf das Wasser zu setzen. Ich glaube, wenn so ein Panzerkreuzer draussen da und dort eingreift und man immer wieder sagen kann, ja seht, den haben wir gebaut, dass damit das Interesse an solcher Sache ganz bedeutend wachsen wird. Und dann gibt es ja für solche Ausführungen auch schon Beispiele. Es hat mir eine Dame aus Schweden erzählt, dass die schwedischen Frauen beigesteuert und von ihren Kleinodien und Brillanten geopfert und dann aus den freiwilligen Gaben zu nationalem Zweck ein Schlachtschiff oder einen Kreuzer gebaut haben — ich meine, es wäre der „Swedenborg", wenn ich den Namen richtig behalten habe. Ich bin der Meinung, ein solches Geschenk würde der Ehre des Vaterlandes keinen Eintrag tun und von der Marineverwaltung auch wohl gerne angenommen werden, wenn es von interessierten und begeisterten Anhängern gemacht würde. Das, glaube ich, dürfte nur von Nutzen sein, und ich möchte diesen Gedanken den hier vertretenen Kreisen recht nahegelegt haben.

Oberstleutnant **von Morgen**, Düsseldorf: Mein verehrter Gönner, der Redner dieses Themas, Exzellenz von Liebert, hat mit dem ihm eigenen weiten Blicke auch die Grenzen des Themas weiter gezogen und im Eingang seiner Rede von der baldigen Errichtung einer Kolonialarmee gesprochen. Da ich mich als einen der ältesten und eifrigsten Vorkämpfer für diesen Gedanken betrachte, will ich mit ein paar Worten darauf eingehen. In die Details einzugehen, ist hier keine Zeit und dürfte sich auch erübrigen, da man sich wohl bereits an massgebender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Stelle mit der Angelegenheit beschäftigt. Ich will nur die eine Frage stellen: Wieviel Gut und Blut wäre uns in Südwestafrika erhalten geblieben, wenn wir seinerzeit eine tüchtige, wohl vorbereitete Kolonialtruppe gehabt hätten, die, im geeigneten Moment dorthin geworfen, das Feuer sogleich ausgetreten hätte? (Sehr richtig!)

Ebenso wie wir keine Rekruten ins Feld schicken, dürfen wir auch keine Kolonialrekruten ins Ausland senden. Ich glaube kaum, dass die jungen südwestafrikanischen Reiter, die in Munster ihre ersten Studien machten, sattelfest nach Südwestafrika herausgegangen sind, und wer noch mit dem Pferde zu tun hat, findet nicht Zeit, sich mit dem Feinde zu beschäftigen.

Dann kommt in Frage der Ersatz des Offizierkorps und vor allem seine Anciennität. Heute ist es unmöglich — das muss hier einmal ausgesprochen werden —, dass ein junger Offizier, der im besten Alter, ich will einmal sagen im Alter von 25 Jahren hinausgeht, in höhere Stellungen kommen kann. Er braucht, um die lange Leutnantszeit zu überwinden, 10 bis 15 Jahre, und er ist verbraucht, bis er überhaupt in massgebende Stellen gelangen kann. Diese Fragen, von denen ich nur einige streifte, sind daher ebenso wichtig wie die Flottenfrage (Sehr richtig!), und ich hoffe, dass die rechtmässigen Bewohner dieses Hauses, die Sendboten des Volkes, ebenso wie die Auslandskreuzer auch die Kolonialtruppe bewilligen werden. (Bravo!)

Konsul **Ernst Vohsen,** Berlin: Ich hätte nicht um das Wort gebeten, wäre nicht von einem der Herren Vorredner auf zwei Dinge hingewiesen worden, einmal auf die Deckungsfrage für die Flotte und zweitens auf die Opferwilligkeit der Deutschen, eventuell aus sich selbst heraus zur Verteidigung unserer Interessen auf und über der See beizutragen.

Was die Deckungsfrage anbelangt, so wurde an uns appelliert, wir möchten doch nicht immer auf Staatshilfe warten, sondern selbst in die Tasche greifen. Ich glaube, dass wir uns alle hierin eins wissen, dass, wenn einmal der Ruf an uns ergeht, unser Vaterland gegen einen äusseren Feind zu schützen oder unsern Besitzstand über der See oder im Welthandel uns zu erhalten, ein jeder von uns auch bis zum letzten Pfennig bereit ist, das seinige zu tun, um dazu beizutragen. (Bravo!) Nur an der Erkenntnis der Notwendigkeit, jetzt schon dafür einzutreten, mangelt es bei einzelnen Parteien. Ist sie aber einmal erkannt, dann gibt es keine Parteien mehr in unserm Vaterlande, die an der Deckungsfrage die Vermehrung unserer Wehrkraft zur See scheitern liessen.

Was nun die Begeisterung für die Flotte anbelangt, unsere Opferwilligkeit aus freien Stücken, so wissen Sie, dass neben dem Deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Flottenverein ein Hauptverband der Flottenvereine im Auslande besteht. Deutsche im Auslande haben sich zu Vereinen zusammengeschlossen und sich bereit erklärt, dazu beizutragen, soweit es in ihren Kräften steht, für die Marine zu arbeiten. Dieser Hauptverband, obgleich noch im Anfang seiner Entwicklung, hat es doch schon vermocht, aus seinen Sammlungen dem Deutschen Reiche ein Flusskanonenboot zur Verfügung zu stellen, das heute in den chinesischen Gewässern stationiert ist. Es ist zu hoffen, dass sich dieser Gabe der Ausland-Deutschen weitere anschliessen werden. Also auch die Selbstbesteuerung zur Erreichung des erstrebten Zieles, zur Stärkung unserer Wehrkraft zur See, fehlt bei uns nicht! (Bravo!)

* * *

Die Resolution des Herrn Grafen Dürkheim wurde darauf einstimmig angenommen.

Die Kabelverbindungen mit unsern Kolonien.

Von Dr. **Lenschau**, Berlin.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Wenn wir heute von einem deutschen Kabelnetz sprechen können, so empfiehlt es sich, zuweilen daran zu erinnern, dass es sich dabei um eine Errungenschaft der allerneusten Zeit handelt. Noch vor einem Jahrzehnt besass das Deutsche Reich nur zwei Kabel, von denen das eine, von Emden nach Valentia an der irischen Küste, uns den Anschluss an die englischen transatlantischen Kabel gewährte, während das zweite, Emden—Vigo, die Verbindung mit den Linien der vereinigten englischen Kabelgesellschaften besorgte, die unter Leitung der Eastern Telegraph Company den Verkehr mit den übrigen Erdteilen, ausser Nordamerika, vermitteln. Erst das riesige Anschwellen des deutschen Auslandverkehrs, sowie verschiedene Vorkommnisse, die eine Ausnutzung des englischen Kabelnetzes speziell zum Nutzen der englischen Politik dartaten, legten um die Mitte der neunziger Jahre der Reichsregierung den Wunsch nach eigenen Kabelverbindungen nahe, und es war natürlich, dass sich ihr Augenmerk zunächst auf eine eigene Linie nach den Vereinigten Staaten richtete, als dem überseeischen Lande, das von allen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

den stärksten Handelsverkehr mit Deutschland aufzuweisen hat. Zunächst handelte es sich um die Gewinnung eines geeigneten Stützpunktes, den man anfangs in England suchte, allein die Verhandlungen mit der englischen Regierung scheiterten an dem Einspruch der transatlantischen Kabelgesellschaften, und erst die grosse Eastern Company zeigte sich willfähriger: durch ihre Vermittelung erhielt die Reichsregierung einen Stützpunkt auf den Azoren, allerdings nur gegen das Zugeständnis, dass das erste deutsche Kabel von einer englischen Firma hergestellt und verlegt ward. Im Spätsommer 1899 fand seine Eröffnung statt, und der Verkehr entwickelte sich bald derart, dass die Herstellung eines zweiten Parallelkabels nötig ward, dessen Fabrikation und Verlegung dann bereits den Norddeutschen Seekabelwerken in Nordenham übertragen werden konnte. In der Zwischenzeit beschränkte sich die Reichsregierung auf die Anlegung der kurzen Kabelstrecke Tschifu—Kiautschou—Shanghai, die für Kiautschou eine eigene Verbindung mit Shanghai schuf, und wartete die Weiterentwickelung der Dinge im Stillen Ozean ab, die denn auch sehr bald eine günstige Wendung nahmen. Noch ehe Präsident Roosevelt im Jahre 1902 der amerikanischen Commercial Cable Co. den Bau eines Kabels von San Francisco über Honolulu und Guam nach Manila übertragen hatte, traten die holländische und die deutsche Regierung zu Verhandlungen untereinander und mit der genannten Gesellschaft zusammen, um die neue, von England unabhängige Linie für ihre Zwecke auszunutzen. Die Frucht dieser Verhandlungen war das deutsch-holländische Kabelabkommen vom 10. Juni 1902. Darin verpflichtete sich zunächst die holländische Regierung, ihr Telegraphennetz in den Sundainseln bis Menado auf der Nordspitze von Celebes auszudehnen; die Fortsetzung von dort über die Palauinseln und Jap bis zum Zusammentreffen mit der amerikanischen Pacificlinie in Guam sollte nach Herstellung und Betrieb einer speziell zu diesem Zweck zu gründenden Kabelgesellschaft übertragen werden, die ausserdem noch ein Kabel von den Palauinseln nach Shanghai zu bauen hatte. Demgemäss ward am 19. Juli 1904 unter Führung der Finanzgruppe Dresdener Bank—Schaffhausenscher Bankverein die deutsch-holländische Kabelgesellschaft in Cöln begründet, die bis Mitte dieses Jahres, nachdem sich die Palauinseln als ungeeignet für eine Landung herausgestellt hatten, die Linie Menado—Jap—Guam, in einer Gesamtlänge von 3032 km, fertiggestellt hat. Gegenwärtig ist der Kabeldampfer „Stephan" der Norddeutschen Seekabelwerke, die den Bau der Linien für 12,2 Millionen Mark übernommen haben, damit beschäftigt, auch die Strecke Jap—Shanghai zu verlegen, so dass der Betrieb wahrscheinlich mit Anfang 1906 auch auf dieser Linie eröffnet werden kann. Damit gewinnen wir ausser den zwei bereits vorhandenen telegraphischen Rou-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten nach Ostasien, der sibirischen Landlinie und den Kabeln der vereinigten Kabelgesellschaften, die durchs Rote Meer an der Südküste Asiens entlang gehen, einen dritten, noch dazu von England ganz unabhängigen Weg über New York—San Francisco—Guam—Jap—Shanghai, der zu reichlich einem Drittel in deutschen Händen ist. — Zu diesen Erfolgen ist nun vor kurzem abermals eine neue Errungenschaft getreten. Schon seit langem besass die Reichsregierung eine eigene Telegraphenleitung von Berlin nach Bukarest, und es war ein alter Wunsch von ihr, diese bis Constantza zu verlängern und von dort ein eigenes Kabel nach Konstantinopel zu legen. Während nun die rumänische Regierung diesem Wunsche durchaus sympathisch gegenüberstand, scheiterten alle Bemühungen, auch die Kabelkonzession zu erlangen, an dem hartnäckigen Widerstand der Eastern Telegraph Co., die noch auf Jahre hinaus das alleinige Landungsrecht in der Türkei besitzt. Erst vor kurzem, wie gesagt, gelang es, diesen Widerstand endgültig zu besiegen, und am 20. Juli d. J. konnte das neue Kabel, dessen Herstellung und Verlegung die Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft in Cöln übernommen hatte und durch die Norddeutschen Seekabelwerke bewerkstelligen liess, dem Verkehr übergeben werden, so dass wir nunmehr also auch eigene Verbindung mit Konstantinopel besitzen. Indessen ist damit die Bedeutung der neuen Linie keineswegs erschöpft. Gegenüber von Konstantinopel befindet sich auf der asiatischen Seite, in Haider Pascha, die Kopfstation der Bagdadbahn, deren Bau in energischem Fortschreiten begriffen ist, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass die Osteuropäische Telegraphen-Gesellschaft, dem Zuge der Bahn folgend, über kurz oder lang ihre Linien bis nach Fao am Persischen Golf ausdehnen wird. Dadurch aber würde ihr natürlich ein sehr bedeutender Anteil am indischen Verkehr zufallen, der gegenwärtig fast völlig von der Eastern Co. und der Indo-Europäischen Telegraphen-Gesellschaft monopolisiert wird, ein Umstand, der übrigens den oben erwähnten Widerstand der Eastern Co. gegen das Kabel Constantza—Konstantinopel hinlänglich erklärt. — Fasst man das Gesagte zusammen, so wird man nicht umhin können, die Reichsregierung zu der Energie und zu dem Geschick zu beglückwünschen, das sie in der Kabelfrage bewiesen hat. Innerhalb weniger Jahre ist es ihr mit Unterstützung der beteiligten Privatgesellschaften, der Deutsch-Atlantischen, Deutsch-Holländischen und Osteuropäischen Telegraphen-Gesellschaft, gelungen, das deutsche Kabelnetz aus ganz geringen Anfängen auf rund 30 000 km zu erweitern, eigene Routen nach den Vereinigten Staaten, nach der Levante und mit holländisch-amerikanischer Unterstützung auch nach Ostasien herzustellen, endlich aber in den Azoren für den Atlantischen und in Jap für den Stillen Ozean zwei vortreffliche Kabelstützpunkte zu erwerben,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

denen sich in absehbarer Zeit die Nordwestecke des Persischen Golfs für den Indischen Ozean zugesellen wird.

Unter diesen Umständen erhebt sich naturgemäss die Frage nach der Weiterentwickelung des Kabelnetzes, vor allem mit Beziehung auf unsere Kolonien, und sie ist um so wichtiger, als die gegenwärtigen Verbindungen mit unsern Schutzgebieten etwa das Gegenteil eines wünschenswerten Zustandes darstellen. Sehen wir dabei von Kiautschou ab, dass sich ja mit Anfang nächsten Jahres dreier voneinander unabhängiger Routen nach Deutschland erfreuen wird, und beginnen wir da, wo die Sache am ungünstigsten liegt, so müssen ja zunächst Kaiser Wilhelms-Land auf Neu-Guinea mit den zugehörigen Inseln und Samoa bisher noch jeder telegraphischen Verbindung entbehren. Die Depeschen dorthin gelangen, einerlei, ob sie auf dem östlichen Wege über Aden oder auf dem westlichen über das britische bezw. amerikanische Pacifickabel verschickt werden, immer nur bis Suwa auf den Fidschi-Inseln bezw. bis Jap, die Weiterbeförderung von dort geschieht durch Dampfschiffe, wobei naturgemäss Verzögerungen um Tage, ja um Wochen stattfinden müssen. Günstiger steht die Sache bei unsern afrikanischen Kolonien. Telegramme nach Ostafrika gehen zunächst auf deutschen Linien bis Vigo, von da auf die Kabel der Eastern, die sie bis Aden befördert, wo sie von der East and South African Co., einer Tochtergesellschaft der Eastern, aufgenommen und bis Sansibar und Bagamoyo gebracht werden. Der Weg ist also von Vigo ab völlig in britischen Händen, und was das bedeutet, zeigte sich bekanntlich im Burenkrieg, als die Telegraphenzensur in Aden auch unsern Verkehr nach Ostafrika den unangenehmsten Beschränkungen unterwarf. Dasselbe gilt auch von den Verbindungen mit den westafrikanischen Besitzungen. Depeschen nach und von Südwestafrika, deren Zahl natürlich gegenwärtig besonders gross ist, gelangen über Vigo bis Madeira, und von dort über das neue direkte Kabel der Eastern bis Kapstadt. Hier werden sie auf das Kabel Kapstadt—Mossamedes der Eastern and South African Co. übergeleitet, in welches von Swakopmund ein sogenanntes T-Stück eingelassen ist, das einen direkten Verkehr zwischen Swakopmund und Kapstadt ermöglicht. Für Kamerun und Togo ist der Weg bis St. Vincent derselbe, von da aus werden die Kabel zweier kleiner englischen Gesellschaften, der African Direct und West African Co. benutzt, und zwar für Togo bis Accra, das dann durch eine an der Küste entlang liegende Linie mit Togo verbunden ist, für Kamerun bis Bonny an der Nigermündung, von wo ein Arm bis Duala abzweigt. Übrigens geht ein zweiter Arm von Bonny über St. Thomé, Loanda und Benguela bis Mossamedes, so dass auch auf diesem Wege Telegramme nach und von Südafrika befördert werden können. Praktisch ist das indessen von keiner

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Bedeutung, da beide Routen von Vigo ab durchaus in englischen Händen sind; nur Togo ist in dieser Hinsicht schon heute günstiger gestellt, worüber gleich zu sprechen sein wird. Im grossen und ganzen muss man sich mit der Tatsache abfinden, dass wir für die Beförderung der wichtigsten Nachrichten zwischen uns und unsern Schutzgebieten auf die Vermittelung einer fremden Nation angewiesen sind, sicherlich kein angenehmer Zustand, zumal bei den unfreundlichen Beziehungen, wie sie leider seit einiger Zeit zwischen unsern angelsächsischen Vettern und uns herrschen.

Es fragt sich, wie ist dem abzuhelfen? und die befriedigendste Antwort darauf ist natürlich: durch den Bau eigener Kabellinien nach unsern Kolonien, soweit dies möglich ist. In dieser Hinsicht ist nun zunächst zu betonen, dass technische Hindernisse der Verwirklichung eines solchen Planes nicht mehr im Wege stehen. Auch die längste in einem Zuge zu verlegende Kabelstrecke, Azoren—Togo, wird nicht oder doch nur ganz unwesentlich länger sein, wie die Strecke Vancouver—Fanning-Island, des britischen Pacific-Kabels, die doch allen ungünstigen Voraussagungen zum Trotz technisch durchaus zur Zufriedenheit funktioniert. Die Schwierigkeiten liegen vielmehr auf finanziellem Gebiet, wie eine kurze Berechnung Ihnen sofort zeigen wird. Für die westafrikanischen Schutzgebiete kommen zunächst drei Strecken in Betracht, Azoren—Togo, Togo—Kamerun, Togo—Swakopmund. Die erste der genannten Entfernungen beträgt direkt gemessen rund 6100 km, die zweite 1050, die dritte etwa 3650, zusammen also 10 800 km. Für Ostafrika käme zunächst ein direktes Kabel von der Mündung des Schatt-el-Arab bis Bagamoyo bezw. Daressalam in Betracht, die direkte Entfernung beläuft sich auf rund 6000 km. Endlich unsere Besitzungen am Stillen Ozean wären durch zwei Linien, Jap—Friedrich Wilhelmshafen, 1200 km, und Friedrich Wilhelmshafen—Apia, rund 5000 km Entfernung, an Jap anzuschliessen, so dass die gesamten Entfernungen summiert die Zahl von 23 800 km ergeben würden. Allein die Kabellänge selbst stellt sich noch etwas höher, da auf alle Entfernungen eine gewisse Zugabe hinzuzurechnen ist, die um so grösser sein muss, je tiefer das Kabel liegt und je unebener der Meeresboden ist; da sie indessen durchschnittlich gerechnet schwerlich grösser als 10 v. H. wird, so würde insgesamt eine Kabellänge von 26 200 km zugrunde zu legen sein. Nun beträgt der Preis für den Kilometer Tiefseekabel, und um solche wird es sich fast überall handeln, mindestens 2500 Mark, einschliesslich der Verlegung und Anlage der Stationen, Einrichtung der Apparate usw., so dass also die Gesamtkosten sich mindestens auf 66 Millionen, sagen wir rund 70 Millionen Mark stellen würden. Eine gewisse Ersparnis liesse sich erzielen, wenn man statt des teuren Ka-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bels Fao—Daressalam die Landlinie nach Kamerun wählte, die von Daressalam jetzt schon bis Tabora und weiter zum Victoriasee reicht, allein bis jetzt ist es noch nicht gelungen, durch die den Kongo umsäumende Urwaldregion mit Telegraphenlinien vorzudringen, und bei der Unsicherheit, die Landlinien durch unkultivierte Gegenden anhaften, erscheint es geratener, von dieser Möglichkeit abzusehen. Dagegen würde vielleicht, wenn der telegraphische Verkehr nach Westafrika über die Azoren ginge, mit der Zeit eine Verdreifachung der schon jetzt durch den nordamerikanischen Verkehr in Anspruch genommenen Doppelstrecken Emden—Azoren erforderlich sein, wofür rund 3600 km Kabel und 9 Millionen Mark anzusetzen wären, so dass die oben genannten Summen sich auf 30 000 km Kabel und 80 Millionen Mark erhöhen. Nimmt man nun zur Verzinsung des Kapitals etwa 4 v. H., für Betrieb, Reparatur und Erneuerung der Kabel rund 6 v. H. an, was eher niedrig gerechnet ist, so ergibt sich eine jährliche Ausgabe von rund 8 Millionen Mark, denen gegenüber die jährliche Einnahme kaum ins Gewicht fällt. Denn da der Gesamtwert unseres Handelsverkehrs mit den Schutzgebieten — Kiautschou hier, wie billig, ausgenommen — rund 30 Millionen beträgt, so könnte wohl schwerlich mit mehr als 1 Million Einnahme gerechnet werden, abgesehen natürlich von solchen Jahren, in denen Aufstandsbewegungen oder kriegerische Verwickelungen ein Anschwellen des Verkehrs bewirken. Doch wird man derartige Ausnahmezustände natürlich nicht einer Rentabilitätsberechnung zugrunde legen. Da nun die Reichsregierung, wie bisher, dem Privatkapital den Ausbau der Linien überlassen und sich auf einen jährlichen Zuschuss beschränken würde, so müsste dieser Zuschuss eine Höhe von rund 7 Millionen erreichen. Es bedarf keiner Prophetengabe, um zu erkennen, dass sich das Reich auf eine derartige Belastung des Postetats nicht einlassen wird, und daran würden auch wohl politische und militärische Rücksichten nicht allzuviel ändern. Es ist eine alte und bis jetzt noch nicht erschütterte Erfahrung, dass Kolonialkriege zwischen europäischen Mächten eben nicht in den Kolonien, sondern in Europa entschieden werden. Und so wenig eine Knauserpolitik unsern Kolonien gegenüber am Platze ist, da wo es sich um dringende Bedürfnisse handelt, ebenso wenig richtig ist es, immer wieder Ausgaben für Kolonien zu verlangen, die sich wirtschaftlich in absehbarer Zeit nicht verzinsen können, weil sie den Bedürfnissen nicht entgegenkommen, sondern ihnen vorauseilen. Vielleicht hat der Kolonialpolitik bei uns nichts so sehr geschadet, als das gelegentliche Ausserachtlassen dieses Grundsatzes.

Sollen wir nun deswegen überhaupt die Hände in den Schoss legen und den gegenwärtigen Zustand so belassen, wie er ist, obwohl seine Mängel klar zutage liegen? Ich denke nein, und in der Tat bietet sich

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ein Weg, ohne allzu grosse Ausgaben eine sehr wesentliche Verbesserung in der telegraphischen Verbindung unserer Kolonien mit dem Mutterlande zu erreichen. Dabei ist von den afrikanischen Kolonien auszugehen, die ja unzweifelhaft den wichtigsten und zukunftsreichsten Teil unserer auswärtigen Schutzgebiete bilden. Schon jetzt sind wir für Togo nicht mehr allein auf den englischen Kabelweg angewiesen, vielmehr hat sich Frankreich durch die in diesem Jahre eröffnete Route von Brest nach Dakar eine eigene Verbindung mit dem französischen Westafrika geschaffen, deren Vorteile auch uns zufallen werden. Bekanntlich haben die Franzosen, vom Senegal aus allmählich vordringend, in den letzten Jahren das ganze französische Westafrika mit einem Netz von Landtelegraphen übersponnen, als dessen Endpunkte im Norden Timbuktu, im Süden an der Küste Konakri, Grand-Bassam und endlich Kotonou zu betrachten sind, das ja bereits mit Togo durch eine Küstentelegraphenlinie verbunden ist: es ist also schon jetzt möglich, Telegramme nach Togo auf nicht-englischen Linien zu befördern. Nun ist allerdings, wie vorhin bemerkt, eine Landlinie in wenig kultivierten Gegenden nicht so zuverlässig, wie ein gutes Kabel; allein die Franzosen sind an der Arbeit, ihr Telegraphensystem im Westsudan noch bedeutend zu verbessern: einmal haben sie eine Anzahl allerdings älterer Küstenkabel aufgekauft und ferner wird gegenwärtig in Paris der Plan des Transsaharien erwogen, d. h. einer Landtelegraphenlinie, die durch die westliche Sahara hindurch Algier mit Timbuktu verbinden würde. Ist sonach für Togo neben der rein englischen auch bereits eine rein französische Route vorhanden, so bedürfte es nur der beiden oben genannten Kabel Togo—Kamerun und Togo—Swakopmund, um auch den übrigen westafrikanischen Schutzgebieten dieselben Vorteile zu verschaffen. Und dasselbe liesse sich für Ostafrika ebenfalls durch ein Zusammengehen mit Frankreich erzielen. Eben jenes Kabel Brest—Dakar, von dem worhin die Rede war, ist ein Teil der Ausführung eines grossen französischen Kabelplans, der zugleich die Herstellung einer grossen Linie quer durch den Indischen Ozean von Cochinchina nach Madagaskar umfasst. Es ist nun aber bereits deutlich zu erkennen, dass Frankreich zunächst an die Verwirklichung dieses Planes heranzugehen gedenkt. Durch das französisch-holländische Kabelabkommen hat es sich mit der Linie Saigon—Pontianak (Borneo) den Anschluss an das holländische Staatstelegraphennetz und damit eine neue Verbindung über den Stillen Ozean gesichert, allein, wie es scheint, ist ihm auch die Erlaubnis gewährt, wenn es wolle, ein eigenes Kabel Saigon—Batavia zu bauen. Gleichzeitig gewährt ihm ein englisch-französisches Kabelabkommen durch die Strecke Réunion—Mauritius Anschluss an das Kap—Australienkabel der Eastern Co., und wenn man endlich in Be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tracht zieht, dass ausserdem noch eine Verbindung von Réunion mit Madagaskar geplant wird, so erkennt man deutlich, dass eine neue grosse Linie durch den Indischen Ozean im Entstehen begriffen ist, die von Saigon über Java und Réunion bis Madagaskar gehen und rein französisches Eigentum sein wird. Würde nun Madagaskar mit Deutsch-Ostafrika durch die Linie Bagamoyo—Majunga verbunden — die Entfernung beträgt etwa 1250 km —, so würden wir die Möglichkeit haben, auch ohne Benutzung der englischen Linien Depeschen nach Ostafrika zu senden: diese würden zuerst das deutsche Kabel bis New York, dann die amerikanischen Linien bis Guam, die deutsch-holländische Route bis Java, das französische Kabel bis Madagaskar und zuletzt endlich das deutsche Schlussstück Majunga—Daressalam benutzen. Es wäre also sehr wohl möglich, für die afrikanischen Schutzgebiete unabhängige Verbindungen mit französischer Hilfe herzustellen, und zwar mit verhältnismässig geringen Kosten. Rechnet man die durch Kabel zu überbrückenden Entfernungen Togo—Kamerun, Togo—Swakopmund, Bagamoyo—Majunga zusammen, so ergibt sich eine Länge von 5950 km, was einer wirklichen Kabellänge von 6500 km entsprechen würde, deren Herstellung etwas über 16 Millionen kosten könnte. Rechnet man für Verzinsung 4 v. H., für Betrieb, Reparatur und Erneuerung 6 v. H., so würden die jährlichen Kosten nur 1 600 000 Mk. betragen, von denen immerhin ein Teil doch noch durch die Einnahmen aus dem Verkehr gedeckt würden. Der erforderliche Staatszuschuss würde also schwerlich grösser sein, als die Subvention, die das Reich gegenwärtig der deutsch-holländischen Kabelgesellschaft bezahlt, und damit wäre der Vorteil einer von England unabhängigen Verbindung nach unsern afrikanischen Besitzungen meines Erachtens nicht zu teuer bezahlt. Allerdings kann man einwenden, dass auf diese Weise der gegenwärtige ungünstige Zustand für Samoa und Neuguinea keine Besserung erfährt. Das ist richtig, allein der Bau der hier notwendigen Linien würde den Reichszuschuss um rund zwei Millionen jährlich erhöhen, und mehr beträgt ja der gesamte Handel des deutschen Zollgebiets mit den genannten beiden Besitzungen nicht. Hier also liesse sich das Fehlen einer eigenen Verbindung noch am allerersten verschmerzen.

Wenn es gestattet ist, zum Schluss noch einmal das Gesagte zusammenzufassen, so würden wir zunächst unserer Freude über die bereits erreichten Ergebnisse Ausdruck zu geben haben, sofern wir in kurzer Zeit durch die Umsicht der Reichsregierung für drei wichtige Handelsgebiete, Nordamerika, Ostasien und die Levante, in den Besitz eigener oder doch von England unabhängiger Linien gelangt sind. Weniger günstig steht es um unsere Verbindungen mit den Kolonien, indessen würde sich auch hier durch den Anschluss an das im Entstehen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

begriffene französische Kabelnetz mit nicht allzu grossen Kosten eine wesentliche Verbesserung schaffen lassen. Dazu wäre der Ausbau der drei Linien Togo—Kamerun, Togo—Swakopmund, Daressalam—Majunga nötig, und hierauf würde unsere Kolonialpolitik zunächst ihre Aufmerksamkeit richten müssen, ohne doch das Endziel aus dem Auge zu verlieren, das in der Herstellung eigener, rein deutscher Kabellinien nach unsern Schutzgebieten bestehen muss.

Entwickelungstendenzen im Aussenhandel Chinas und Japans.

Von Professor Dr. **K. Rathgen,** Heidelberg.

(Sektionssitzung am 6. Oktober, Nachmittag.)

Die Interessen, welche uns mit Ostasien verbinden, sind in erster Linie wirtschaftliche. Welche Sicherheit bieten die dort gelegenen unabhängigen Staaten bei wachsender Verschuldung an das Ausland für den europäischen Kapitalisten? Welche Erwerbsgelegenheiten bieten diese Länder für die europäischen Unternehmer, insbesondere für den Kaufmann und für den Reeder? Welche Bedeutung haben diese Länder als Märkte für den internationalen Warenverkehr?

Die drei Gruppen von Fragen sind nicht unabhängig voneinander zu beantworten. Die Anleihen jener Staaten dienen zum Teil dem Ankauf von Waffen, Schiffen, Eisenbahnmaterial und dergleichen und beeinflussen dadurch die Wareneinfuhr. Zins und Amortisation jener Anleihen ist mit dem Erlös der Ausfuhr zu bezahlen. Die Verschuldung muss also das Wertverhältnis von Ein- und Ausfuhr stark beeinflussen. Ferner: Träger des Aus- und Einfuhrhandels jener Länder ist auch heute noch in erster Linie der fremde, dort ansässige Kaufmann, wenigstens für den Verkehr dieser Länder mit der nichtasiatischen Welt, während der Verkehr der ostasiatischen Länder untereinander zu einem grossen Teile durch einheimische Kaufleute vermittelt wird. Steigerung unserer Ausfuhr nach jenen Ländern, Steigerung ihrer Kaufkraft durch Vermehrung ihrer Ausfuhr erfolgt wesentlich durch die fremden Kaufleute, durch die Verbesserung und Verbilligung des Seeverkehrs. Und von dem Umfang der Warenbewegung hängt wieder der Erwerb der Kaufleute, die Rentabilität der Schiffsunternehmungen ab.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also: Der Zusammenhang aller dieser Dinge ist vorhanden. Aber wir müssen uns davor hüten, sie zusammenzuwerfen. Der deutsche Handel mit Ostasien ist nicht identisch mit der Lage des dortigen deutschen Kaufmannes (der relativ viel grösseren Anteil am Handel jener Länder hat) und nicht identisch mit dem Anteil der deutschen Flagge am Warentransport. Wir wollen uns hier beschäftigen mit China und Japan als Märkten. Wir wollen uns mit den Grössenverhältnissen der Aus- und Einfuhr beschäftigen, nicht nur, weil sie an sich von Bedeutung sind, sondern weil, wie ich glaube, vielfach in der öffentlichen Diskussion das rechte Augenmass für diese Dinge verloren geht. Wir wollen vor allem auch die Entwickelung dieses Aussenhandels im ganzen und in seinen Teilen betrachten, weil der Warenverkehr eines Landes in gewisser Weise ein Spiegelbild seiner wirtschaftlichen Zustände darstellt und wir dadurch befähigt werden, die wirtschaftlichen Entwickelungstendenzen jener Länder wirklich zu beurteilen. Das aber ist dringend wünschenswert gegenüber den verbreiteten schiefen Urteilen, ungerechtfertigten Verallgemeinerungen, den vagen Vorstellungen von dem ungeheuren Reichtum Chinas oder von der Gefährdung unserer Industrie durch die wirtschaftliche Entwickelung Japans. Zum Beweis dafür, wie gering die Kenntnis der einfachsten Tatsachen ist, möge die eine Tatsache dienen, dass im englischen Unterhause am 3. August d. J. der Unterstaatssekretär des Auswärtigen, Percy, ohne Widerspruch zu finden, erklären konnte: „der britische Handel in China ist zurückgegangen, aber der Handel jedes andern europäischen Landes ebenso. Japan ist das einzige Land, dessen Handel mit China zunimmt." Jede einzelne Behauptung in diesem Satze ist falsch.*)

I.

Wollen wir die zahlenmässige Entwickelung des Warenhandels mit China und Japan richtig würdigen, so kommen wir zunächst nicht herum um einige trockene Feststellungen des Wertes der Zahlen.

a) Zunächst ist der Einfluss der Währung zu beachten. Die chinesischen Zahlen sind durchweg Silberwerte. Bekanntlich ist aber

*) Durchschnittlicher jährlicher Wert der Einfuhr in China

	1896–1899	1902–1904
direkt aus Grossbritannien	38,4 Mill. Tls.	55,2 Mill. Tls.
vom europ. Kontinent ohne Russland	9,4 „ „	21,5 „ „
aus den Vereinigten Staaten	17,3 „ „	28,4 „ „
aus Japan	28,6 „ „	45,3 „ „
indirekt über Hongkong	101,8 „ „	137,0 „ „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

der Wert des Silbers seit den siebziger Jahren gesunken. In Gold ausgedrückt sind die Warenwerte also nicht annähernd so stark gestiegen, wie in Silber. Tatsächlich sind bei den meisten wichtigen Waren auch die Mengen nicht so gewachsen, wie die Werte. Zum Beispiel stieg vom Ende der achtziger Jahre bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts die Ausfuhr von Rohseide aus China dem Werte nach um etwa 140 Prozent, der Menge nach nur um etwa 50 Prozent. In Japan wurden bis 1888 die in Gold und Silber deklarierten Werte einfach zusammengezählt ohne Rücksicht auf die Silberentwertung. Deshalb ist die Bedeutung der älteren Einfuhrzahlen sehr geschmälert. Von 1888 bis 1897 gibt die japanische Handelsstatistik Silberwerte, von da an Goldwerte.

b) Die Einfuhrwerte waren früher weder in China noch in Japan die wirklichen Einfuhrwerte, sondern die Ursprungswerte, so dass also die Transportkosten nicht eingeschlossen sind. In Japan sind die Einfuhrwerte seit 1899 die wirklichen. In China sind erst seit 1904 bei der Einfuhr die c. i. f-Werte, bei der Ausfuhr die f. o. b-Werte eingesetzt. In Japan gelten die Ausfuhrwerte für zu niedrig. Alles das stört natürlich die Vergleichbarkeit.

c) Das Gebiet, auf welches sich die Zahlen beziehen, hat sich 1895 durch die Abtretung Formosas von China an Japan verschoben. Der Verkehr mit Formosa ist für China jetzt Auslandsverkehr. In die japanische Handelsstatistik ist aber Formosa nicht einbezogen, weder der Verkehr Formosas mit Japan, noch der mit dem Auslande.

d) Nicht aller Handel wird wirklich von der Handelsstatistik erfasst. So fehlt in Japan bei der Einfuhr der grösste Teil des staatlichen Bedarfs (Waffen, Schiffe), und zwar in neuerer Zeit mehr als früher. In China fasste die Seezollverwaltung früher nur den Verkehr auf Schiffen europäischer Bauart in den offenen Häfen. Allmählich ist der Dschunkenverkehr zu einem immer grösseren Teile unter die gleiche Kontrolle gekommen (namentlich seit 1887 der von Hongkong aus betriebene). Seit 1904 ist der ganze Seehandel unter Kontrolle, mit Ausnahme des Dschunkenhandels nach nicht offenen Plätzen. Daneben dürfte für China der Schmuggel auch heute noch eine gewisse Bedeutung haben.*) Von dem chinesischen Landhandel erscheint nur der Verkehr mit Tongking und der Durchgangsverkehr über Tientsin nach Sibirien in den Listen.

*) Z. B. ist die Einfuhr von Morphium, das als Opium-Surrogat dient, seit der Einführung eines hohen Zolles fast verschwunden, während sie 1902 einen Wert von über 314 000 Tls hatte.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Alle diese Betrachtungen führen uns also zu dem Ergebnis, dass wir bei der Vergleichung verschiedener Zeiten sehr vorsichtig sein müssen, und dass die bekannten Zahlen alle nur Minimalzahlen sind.

II.

Bei aller Vorsicht in der Verwendung der Zahlen ergeben sich aber doch gewisse unbezweifelbare Ergebnisse. Der Aussenhandel jener Länder hat zugenommen, aber der Japans viel rascher als der Chinas. Vom Ende der achtziger Jahre (die früheren Zahlen sind zu schlecht vergleichbar) bis 1898 nehmen die Werte der chinesischen Ein- und Ausfuhr, in Gold ausgedrückt, kaum zu. Erst 1899 macht China einen grossen Sprung vorwärts, der durch die nordchinesischen Wirren 1900 gehemmt wird, aber alsbald beginnen die Zahlen wieder ihre Aufwärtsbewegung. Jedoch nimmt die Einfuhr viel schneller zu, als die Ausfuhr. In Japan beginnt der Aufschwung mit der Aufnahme der Barzahlungen. 1886, erst langsam, dann nach dem chinesischen Kriege mit Riesenschritten vorwärts gehend, wobei auch die Ausfuhr von der Einfuhr überholt wird, wenn auch nicht so stark, wie in China. Die Folge dieses verschiedenen Tempos in der Zunahme des Aussenhandels beider Länder ist, dass das so viel kleinere Japan dem grossen Nachbarn rasch aufgerückt ist. Mitte der siebziger Jahre sind die chinesischen Zahlen noch viermal so gross, wie die japanischen, 1892 noch mehr als doppelt so gross. In den letzten Jahren sind die japanischen Ausfuhrwerte den chinesischen fast gleich,*) während die Einfuhr nach China noch um 170—225 Millionen Mark höher ist, als die nach Japan (gleich 29 bis 36 Prozent).

So bemerkenswert es ist, dass die Zahlen Japans so gestiegen sind, müssen wir uns doch vor den heute beliebten Übertreibungen hüten. Auch heute noch gehören weder China noch Japan zu den wichtigsten Welthandelsgebieten. Sie stehen weit zurück hinter den zehn grossen Welthandelsgebieten (den sechs europäischen Grossmächten, den Niederlanden, Belgien, den Vereinigten Staaten, Britisch-Indien). Auch von Canada, vom Australischen Bund werden sie übertroffen. Sie gehören etwa in eine Grössenklasse mit der Schweiz, mit Spanien, mit Schweden und Argentinien.

Besonders zu beachten ist das bei China. Mögen wir dessen Bevölkerung auf 250 oder 450 Millionen schätzen: immer ist die Beteiligung Chinas am Welthandel äusserst gering im Verhältnis zur Bevölkerung. Gegenüber der landläufigen Redensart von den Reichtümern

*) Namentlich wenn man den Verkehr mit Formosa einbezieht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Chinas ist nachdrücklichst darauf hinzuweisen, dass seine Produktion ebenso unentwickelt, wie seine Kaufkraft gering ist. In Japan ist zwar der rasche Fortschritt erstaunlich. Aber für eine Bevölkerung von 46 Millionen Köpfen sind die Zahlen immer noch recht gering. Eine Ein- und Ausfuhr von etwa 30 Mark auf den Kopf ist nur ein Drittel des Betrages, der beispielsweise auf Italien entfällt.

III.

Die Analyse der Ein- und Ausfuhr zeigt uns, warum Japan so viel schnellere Fortschritte macht, seine Kaufkraft verhältnismässig so viel grösser wird, als die Chinas. Betrachten wir zunächst die Ausfuhr: Bezeichnend ist für beide Länder, dass sie allmählich immer mannigfaltiger zusammengesetzt ist. Seide und Tee waren die eigentlichen Produkte des Ostens. Sie bildeten die Masse der ganzen Ausfuhr, und zwar überwog bis Ende der achtziger Jahre in China der Tee, erst seitdem die Seide, was in Japan immer der Fall war. Mitte der sechziger Jahre kamen auf Tee und Seide allein in China 82 Prozent, in Japan 94 Prozent der ganzen Ausfuhr, und der Anteil wäre noch grösser gewesen, wenn nicht damals der Sezessionskrieg eine abnorme Ausfuhr von Rohbaumwolle hervorgerufen hätte. Noch Ende der achtziger Jahre machten Seide und Tee drei Fünftel der chinesischen, die Hälfte der japanischen Ausfuhr aus. Aber 1904 waren es in China nur mehr zwei Fünftel, in Japan nur ein Drittel, trotz des enormen absoluten Steigens der Seidenausfuhr (auf das vierfache in Japan, auf das zweieinhalbfache in China während der letzten 15 Jahre). Auch die sonstigen herkömmlichen Ausfuhrartikel haben sich absolut vermehrt, aber die starke Ausfuhrzunahme ist nicht vor allem ihnen zu danken. Die Ausfuhr der neun wichtigsten, der herkömmlichen chinesischen gewerblichen Erzeugnisse aus China (Seidenstoffe, chinesische Kleidung, Strohborten, Matten, Feuerwerk, Porzellan, Papier, Medizinen und Nudeln) stieg von 1889 bis 1904 von $16^2/_3$ auf fast 35 Mill. Tls., ihr Anteil an der Ausfuhr sank von 17 auf gut 14 Prozent. Woher kommt nun die Zunahme der chinesischen Ausfuhr? Sie ist die Folge der grossen Zunahme der Ausfuhr landwirtschaftlicher Rohprodukte: Bohnen und Bohnenkuchen, Öle und Ölsaat, Baumwolle und Hanf, Obst, Eier und andere Lebensmittel, Federn, Borsten und Wolle, Vieh und Talg, Häute und Felle, Tabak und Zucker (der allein abgenommen hat). Auf diese Waren entfielen Ende der achtziger Jahre 10 bis 13 Mill. Tls., 1904 über 80 Millionen, trotz der Störung der mandschurischen Ausfuhr.*) Ihr Anteil an der Ausfuhr stieg von einem Neuntel auf ein Drittel.

*) Ausfall bei Bohnen und Bohnenkuchen gegen 1903 3,5 Mill.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In China liegt es also so, da Seide und Tee doch auch zur landwirtschaftlichen Produktion zu rechnen sind, dass auch heute noch etwa vier Fünftel der Ausfuhr dieser entstammen, aber in viel grösserer Mannigfaltigkeit als früher. Kaum ein Fünftel der chinesischen Ausfuhr sind gewerbliche Erzeugnisse, und von diesen dient ein Teil der Deckung des Bedarfs von Chinesen im Auslande. Damit hängt auch zusammen, dass in diesen letzten 15 Jahren der Handel der nördlichen und der Yangtsehäfen viel grössere Fortschritte gemacht hat, als der Südchinas und der Gegend um Shanghai. Ohne die Störungen des Handels der nördlichen Häfen durch die Wirren von 1900/01 und den russischen Krieg würde sich diese Entwickelung noch ausgeprägter darstellen.

Damit hängt aber auch zusammen das relative Zurückbleiben gegenüber Japan. Wenn die Zunahme der chinesischen Ausfuhr und damit die chinesische Kaufkraft für Importe bis auf weiteres wesentlich auf landwirtschaftlichen Rohstoffen beruht, so kann diese Zunahme nur verhältnismässig langsam erfolgen, denn der ausschliesslich herrschende landwirtschaftliche Kleinbetrieb kann seine Produktion nicht plötzlich steigern. Die Steigerung der Ausfuhrmenge wird vor allem durch Erschliessung weiterer Gebiete durch verbesserte Verkehrsmittel erfolgen. Aber sie wird auch dadurch nicht sehr rasch erfolgen können, und man wird gut tun, sich nicht übertriebenen Hoffnungen hinzugeben über die in erster Zeit zu erwartenden, zu befördernden Gütermengen.

Ganz anders ist das Bild, das uns Japan darbietet. Ich darf mich hier beziehen auf die Untersuchungen, die ich in meinem Büchlein über „Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwickelung"*) veröffentlicht habe. Die seitdem bekannt gewordene Handelsstatistik für 1904 setzt trotz des Krieges die dort nachgewiesene Bewegung fort, welche Ende der achtziger Jahre begonnen hatte. Auf die damals wichtigsten 5 Ausfuhrartikel, auf Seide, Tee, Reis, Kupfer und Kohle, also Erzeugnisse der Landwirtschaft und des Bergbaus, kamen in den achtziger Jahren etwa drei Viertel des ganzen Ausfuhrwertes. Trotz der grossen Zunahme von Seide, Kupfer und Kohle waren es in den letzten Jahren nicht mehr die Hälfte (1903: 46 Prozent, 1904: 44 Prozent). Auf die wichtigeren Naturprodukte (Erzeugnisse der Fischerei, Lebensmittel, Drogen, Öl und Wachs, Nutzholz) kamen damals 10 bis 11, jetzt 9 Prozent, auf Japanwaren gar nur 5 und $3^1/_2$ Prozent der Ausfuhr. Alle die genannten Dinge zusammen stellten vor 15 Jahren noch neun Zehntel, jetzt nicht mehr drei Fünftel der absolut ja sehr stark gewachsenen Ausfuhr dar.

*) Leipzig, Teubner 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Lücke wird ausgefüllt durch die rapid gewachsene Ausfuhr von Erzeugnissen der neu in Japan entstandenen, heute ja so viel erörterten Industrien. Im Jahre 1889 deckten sie mit gut 5 Mill. Yen reichlich 7 Prozent der Ausfuhr, 1904 mit rund 120 Mill. Yen nicht viel weniger als zwei Fünftel der Ausfuhr. Mit grossen Summen sind allerdings nur wenige Artikel beteiligt: über ein Drittel der ganzen Summe entfällt auf Seidengewebe, ein Viertel und mehr auf Baumwollgarne. Von grösserer Bedeutung sind noch gewisse Baumwollen-Gewebe und Unterzeug, ferner Zündhölzer, Matten, Strohborte und neuerdings Zigaretten. Eine grosse Menge anderer Artikel ist durchweg mit ganz kleinen Zahlen beteiligt.

Ich will auf die ganze Frage der Konkurrenz der japanischen Industrie mit okzidentalischen Erzeugnissen hier nicht eingehen. Über das Verhältnis zu China ist aber hervorzuheben, dass ein grosser Teil dieser japanischen Industrieerzeugnisse seinen Markt in China findet, dort aber bei den wichtigsten Dingen, Baumwollgarne und Zündhölzern, bereits chinesischer Konkurrenz begegnet.

Das Ergebnis für Japan ist also: Ohne die Entwickelung der japanischen Industrie würde zwar die Ausfuhr Japans auch gewachsen sein (1889—1904 in den alten drei Hauptgruppen von etwa 56 auf mehr als 190 Mill. Yen). Die grosse Zunahme aber der Ausfuhr, welche die Chinas so stark übertroffen hat, und damit die grosse Steigerung der japanischen Kaufkraft, ist wesentlich die Folge der industriellen Entwickelung Japans.*) Ist doch auch die Zunahme der Kupfer- und Kohlenausfuhr, in gewissem Sinne auch der Seidenausfuhr, mit hierher zu rechnen.

Und nun die Einfuhr. Auch sie hat sich in beiden Ländern ganz umgestaltet, aber in beiden Ländern in verschiedenem Tempo*) und in verschiedener Weise. In China stand früher, wie bei der Ausfuhr der Tee, so bei der Einfuhr das Opium an der Spitze. 1864 40 Prozent, 1888/9 ein Viertel, heute nur noch ein Neuntel des Einfuhrwertes darstellend, ist die Einfuhrmenge sogar absolut gesunken, nicht weil die Chinesen tugendhafter geworden wären, sondern weil die einheimische Produktion mehr und mehr den Bedarf deckt; ja in den letzten Jahren fängt China an, Opium auszuführen (1904: 1 446 000 Tls.)! Für den Aussenhandel bedeutet das Freiwerden von Kaufkraft für andere Waren.

	1888/9	1903/4	Zunahme
*) Durchschnittliche Ausfuhr Chinas	522 Mill. Mk.	666 Mill. Mk.	144 Mill. Mk.
Durchschnittliche Ausfuhr Japans	209 „ „	632 „ „	423 „ „
Durchschnittliche Einfuhr Chinas	490 „ „	918 „ „	428 „ „
Durchschnittliche Einfuhr Japans	204 „ „	722 „ „	518 „ „

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Der zweite wichtige Posten sind Baumwollwaren, die seit 15 Jahren ziemlich unverändert zwischen 33 und 40 Prozent der Einfuhr ausmachen. Das bedeutet absolut eine Verdreifachung des Silberwertes. Aber Garne haben sich fast verfünffacht, Gewebe nur reichlich verdoppelt. Früher kam auf Garne kaum ein Drittel, heute fast die Hälfte der ganzen Summe.

Auf alle andern Waren, ausser Opium und Baumwollwaren, kamen Ende der achtziger Jahre noch nicht zwei Fünftel, 1904 dagegen 54 Prozent. Mit grösseren Summen ragen heute nur Petroleum und Zucker hervor und nach schlechten Ernten Reis.

Fragen wir uns, welchen wirtschaftlichen Zwecken die Einfuhr dient, so ist ganz auffallend, dass sie zum weitaus grössten Teil nicht für die Produktion, sondern für den unmittelbaren Verbrauch erfolgt, wenn wir von Baumwollgarn absehen. Erst in den letzten Jahren hat sich das etwas geändert. Aber auch für das Jahr 1904 machen die Waren, die als Rohstoffe, Halbfabrikate, Maschinen usw. der Produktion dienen, soweit sie sich aus der mangelhaften chinesischen Statistik aussondern lassen, erst etwa 40 Mill. Tls., noch nicht 12 Prozent der Einfuhr, aus (von Garn immer abgesehen), und darin stecken für 7 Mill. Kohlen, die grösstenteils der fremden Schiffahrt dienen. Eine Stärkung der wirtschaftlichen Produktionskraft, d. h. also der Kaufkraft Chinas, findet also durch seine Einfuhr nur in geringem Umfange statt.

Ganz anders Japan. Ich habe in meinem angeführten Schriftchen die in der Tabelle III wiedergegebene Scheidung der Einfuhr in Waren, die dem Verbrauch dienen, durchgeführt bis 1903 und hier bis 1904 fortgeführt. Das Kriegsjahr 1904 ist natürlich in mancher Beziehung nicht normal. Die Einführung von Kriegszöllen hat bei manchen Waren zunächst die Einfuhr gesteigert, später gehemmt. Die Einfuhr von Waren des reinen Luxusbedarfs (z. B. Taschenuhren) hat abgenommen. Die Einfuhr aus Russisch-Asien und der Mandschurei war natürlich arg gestört (Salzlachs!) *) Ein erheblicher Teil der Einfuhr besteht aus Kriegsbedarf, so die grosse Zunahme von Waliser Kohle, Dampfschiffen, Häuten, Leder, Wolldecken, während andere Wollstoffe abnehmen.**)

Die Tabelle V zeigt, dass die der Produktion dienende Einfuhr viel stärker gestiegen ist, als die dem Verbrauch dienende. Das ist nur die andere Seite der uns bekannten Erscheinung, dass die Ausfuhr namentlich industrieller Erzeugnisse sich so stark vermehrt hat.

*) Bemerkenswert ist die starke Zufuhr von raffiniertem Zucker aus Russland, die von 150 t auf 1860 t stieg. Russland gibt seinem Zucker Prämien, damit der japanische Konsument billigeren Zucker bekommt.

**) Der Import für Kriegszwecke ist aber in der Handelsstatistik offenbar nur unvollkommen enthalten.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn unser europäisches Interesse vor allem darin besteht, dass wir Fabrikate exportieren, so zeigt die genaue Betrachtung, dass auch hier die japanische Entwickelung unsern Interessen entspricht. Denn unter den der Produktion dienenden Dingen ist der Anteil der Fabrikate grösser als unter den dem Verbrauch dienenden Waren.

	Produktionswaren		Verbrauchswaren	
	überhaupt	davon Fabrikate	überhaupt	davon Fabrikate*)
1903	160 Mill. Yen	79 Mill. Yen	157 Mill. Yen	52 Mill. Yen
1904	203**) „	98 „	168 „	53 „

Noch in einer andern Beziehung ist der Unterschied von China und Japan bemerkenswert. Jenes führt Lebens- und Genussmittel aus, dieses führt sie in wachsendem Masse ein. Die chinesische Landwirtschaft liefert in wachsendem Masse Ausfuhrmengen, die japanische Landwirtschaft deckt den Nahrungsbedarf des japanischen Volkes nicht mehr. Am auffälligsten ist das bei dem Hauptnahrungsmittel, dem Reis. Während in den achtziger Jahren sich eine regelmässige Reisausfuhr entwickelt hatte, ist seit 1897 die Einfuhr regelmässig grösser als die Ausfuhr (mit alleiniger Ausnahme von 1899). Der Einfuhrüberschuss hat sich zwischen 100 000 und 840 000 Tonnen (1900 und 1904) bewegt, dem Werte nach zwischen 5 und 55 Millionen Yen.***) Und dabei ist die Einfuhr aus Formosa (1902/4: 22 400—68 200 t jährlich) nicht eingeschlossen.

Auch sonst wächst die japanische Einfuhr von Lebensmitteln, von Bohnen, Weizen u. dgl. Am bemerkenswertesten ist, dass Weizenmehl regelmässig in grösseren Mengen eingeführt wird (1903: 125 500 Tonnen, 1904: 114 850 Tonnen). Allein an Getreide und Hülsenfrüchten, Mehl, Zucker und Düngemitteln sind 1903 für 111, 1904 für 117 Mill. Yen eingeführt.

Was bedeutet das? Wenn Japan in wachsendem Masse Lebensmittel einführen muss, so müssen auch die Inlandspreise sich immer stärker den Weltmarktpreisen anpassen resp. darüber steigen. Das bedeutet steigende Kosten der Lebenshaltung, steigende Löhne. Diese Folge

*) Ohne Petroleum und Zucker. Rechnen wir raffinierten Zucker ein, so erhöhen sich die Zahlen um 6 und 5 Millionen. In den letzten Jahren hat Japan seinen wachsenden Zuckerbedarf mehr und mehr durch Einfuhr von Rohzucker (aus Formosa und Hinterindien) gedeckt, was vielleicht mit der neuen Zuckersteuer zusammenhängt.

**) In den Zahlen für 1904 stecken allerdings erhebliche Summen für Waren, die nicht der wirtschaftlichen Produktion, sondern dem Kriegsverbrauch dienen.

***) Im ersten Halbjahr 1905 war der Wert der Mehreinfuhr von Reis über 38 Millionen Yen. Die hohen Zahlen für 1904 und 1905 hängen natürlich mit dem Krieg zusammen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

muss um so mehr eintreten, je mehr überhaupt die Lebenshaltung steigt, je mehr die in den Städten zusammenströmende ländliche Bevölkerung von der billigen ländlichen zu der teureren städtischen Ernährung übergeht, je mehr auch Steuern und Zölle die Lebenshaltung verteuern, was eine unzweifelhafte Folge des Krieges sein wird.*) Inwieweit überhaupt eine Änderung der Ernährung der städtischen Bevölkerung und damit sowohl ihrer Unterhaltungskosten wie ihrer Leistungsfähigkeit sich anbahnt, das zu erörtern, würde im Augenblick zu weit führen.**)

IV.

Noch ein Punkt verdient hervorgehoben zu werden: In Japan wie in China, viel stärker aber in letzterem Lande, hat sich in den letzten zehn Jahren ein immer grösserer Überschuss der Einfuhrwerte, eine sogenannte passive Handelsbilanz, herausgestellt. Das ist um so beachtenswerter, als in derselben Zeit die für ausländische Anleihen jährlich zu deckenden Zinsverpflichtungen immer grösser, in Japan allerdings erst durch den gegenwärtigen Krieg erheblich geworden sind. Die Verpflichtungen Chinas an Zins- und Amortisationszahlungen werden für 1904 auf 45 Mill. Taels, ca. 130 Mill. Mark, geschätzt. Die Zinsverpflichtungen des japanischen Staates beliefen sich vor dem Kriege auf höchstens 9 Mill. Yen, jetzt aber auf etwa 46 Millionen, 96 Millionen Mark. Japan hat vor dem Kriege seinen Einfuhrüberschuss mit dem Erlös der chinesischen Kriegsentschädigung und mit verhältnismässig unbedeutenden Staatsanleihen bezahlt. Das war insofern unbedenklich, als die Einfuhr zu einem grossen Teile der Stärkung der Produktionskraft des Landes diente.

In China ist die Lage bedenklicher, da die Verschuldung durch politische Ereignisse (Krieg mit Japan, nordchinesische Wirren) entstanden ist, der wirtschaftlichen Stärkung des Landes also nicht gedient hat.

Es ist für die zukünftigen Finanz- wie Handelsverhältnisse eine überaus wichtige Frage, wie jene Länder ihre Zahlungen balancieren. Denn zu jenen Zinsverpflichtungen kommt noch der Erwerb ausländischer Unternehmer im Inlande. Ist das bei Japan bisher nicht sehr erheblich, so wird es in China immer wichtiger werden. Eisenbahn- und Bergbaugesellschaften geben jetzt grosse Summen im Lande aus, erwarten dann aber entsprechende Gewinne. Ich will auf das Einzelne nicht weiter des

*) Schon 1903 waren die Preise der wichtigsten Lebens- und Genussmittel mehr als doppelt so hoch, wie Ende der achtziger Jahre, die Löhne 2 bis 3 mal so hoch.

**) Die Zahl der geschlachteten Rinder war 1890: 76 918, 1902: 196 909 (ohne Formosa).

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Näheren eingehen. Ich will nur hinweisen, dass als Aktiven für jene Länder erheblich in Betracht kommen die grossen Ausgaben der Missionsgesellschaften, dass für Japan der Touristenverkehr immer wichtiger wird, dass in China die fremden Mächte für Truppen und Kriegsschiffe grosse Ausgaben machen. Vor allem kommt aber eines in Betracht: die grossen Summen, welche von Chinesen aus dem Auslande heimgeschickt oder bei der Rückkehr mitgebracht werden. Das wurde 1903 auf 73 Mill. Taels geschätzt. In Japan schätzt man die entsprechende Summe um 1901 erst auf 14 Millionen Yen. Aber je mehr die Japaner sich im Auslande der Erwerbstätigkeit hingeben, um so mehr wird auch diese Summe wachsen. Ebenso ist es mit der Einnahme aus der japanischen Schiffahrt. Alle solche Einnahmen dienen dazu, die Einfuhren zu bezahlen. Jedenfalls sind aber beide Länder genötigt, ihre wachsenden Verpflichtungen vor allem durch Steigerung ihres Exports zu decken.

Als wichtigste Ergebnisse möchte ich also zusammenfassend sagen:

1. Japans Handel hat viel grössere Fortschritte gemacht als der Chinas.
2. Chinas Kaufkraft ist unverhältnismässig gering, infolge seiner geringeren wirtschaftlichen Entwickelung.
3. Daraus folgt, dass die wirtschaftliche Entwickelung, wie sie Japan durchmacht, mehr unsern wirtschaftlichen Interessen entspricht, als der Zustand Chinas.
4. Eine grössere Zunahme des chinesischen Aussenhandels ist zunächst nur von der Verbesserung der Verkehrsmittel zu erwarten, in erster Linie im Yangtse-Becken und im Norden.
5. Ein starker Aufschwung ist nur von einer grundlegenden Neuordnung der Währungsverhältnisse und von einer Umgestaltung des ganzen Wirtschaftslebens zu erwarten, wie sie in Japan stattgefunden hat. Übertriebenen Erwartungen über die Zunahme der Ausfuhr nach Ostasien dürfen wir uns für die nächste Zukunft überhaupt nicht hingeben.

* * *

Tabellen zum Referat „Entwickelungstendenzen im Aussenhandel Chinas und Japans"

von K. Rathgen.

Goldwert

	des Yen	des Tael		des Yen	des Tael
1888	3,09 Mk.	4,75 Mk.	1903	2,09 Mk.	2,68 Mk.
1889	3,13 „	4,85 „	1904	2,09 „	2,92 „
1897	2,09 „	3,03 „			

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

I. Wareneinfuhr und Ausfuhr. 1880—1904.

Jahr	Japan		China	
	Ausfuhr Mill. Yen	Einfuhr Mill. Yen	Ausfuhr Mill. Tael	Einfuhr Mill. Tael
1880	28,4	36,6	77,9	79,3
1881	31,1	31,2	71,5	91,9
1882	37,7	29,4	67,3	77,7
1883	36,3	28,4	70,2	73,6
1884	33,9	29,7	67,1	72,8
1885	37,1	29,4	65,0	88,2
1886	48,9	32,2	77,2	87,5
1887	52,4	44,3	85,9	102,3
1888	65,7	65,5	92,4	124,8
1889	70,1	66,1	96,9	110,9
1890	56,6	81,7	87,1	127,1
1891	79,5	62,9	100,9	134,0
1892	91,1	71,3	102,6	135,1
1893	89,7	88,3	116,6	151,4
1894	113,2	117,5	128,1	162,1
1895	136,1	129,3	143,3	171,7
1896	117,8	171,7	131,1	202,6
1897	163,1	219,3	163,5	202,8
1898	165,8	277,5	159,0	209,6
1899	214,9	220,4	195,8	264,7
1900	204,4	287,3	159,0	211,1
1901	252,3	255,8	169,7	268,3
1902	258,3	271,7	214,2	315,4
1903	289,5	317,1	214,4	326,7
1904	319,3	371,4	239,5	344,1

II. Hauptposten der Ausfuhr Chinas.

	1888 Mill. Tael	1889 Mill. Tael	1903 Mill. Tael	1904 Mill. Tael
Ausfuhr überhaupt	92,4	96,9	214	239
1. Tee	31,1	28,3	26,3	30,7
2. Seide	23,8	28,6	59,3	65,7
3. Seidenwaren	8,4	7,8	15,0	12,6
4. Chinesische gewerbliche Erzeugnisse:				
Porzellan	0,76	0,64	2,20	1,66
Chinesische Kleidung	2,11	1,71	2,0	1,65
Feuerwerk	1,21	1,21	2,43	2,72
Matten	1,09	1,24	5,20	5,34
Strohbänder	1,99	2,03	4,13	4,50
Papier	1,65	1,42	3,50	3,77

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

	1888 Mill. Tael	1889 Mill. Tael	1903 Mill. Tael	1904 Mill. Tael
Medizin	0,36	0,31	1,89	1,97
Nudeln	0,24	0,25	1,18	1,43
5. Rohstoffe ausser Seide:				
Bohnen	0,05	0,11	5,29	2,36
Bohnenkuchen	?	?	5,55	4,93
Borsten	?	?	1,99	2,50
Vieh	?	?	2,68	3,12
Baumwolle	2,23	5,04	13,29	24,81
Hanf	0,25	0,25	1,72	1,85
Häute	0,92	0,70	4,72	7,14
Obst	0,60	0,58	1,65	1,79
Provisionen	0,58	0,67	2,92	2,10
Eier und Albumin	?	?	1,68	1,65
Talg	?	?	1,61	0,97
Felle und Pelze	0,58	0,75	5,55	7,33
Oele	0,56	0,45	3,59	4,83
Zucker	2,48	2,72	0,99	1,35
Tabak	0,74	0,91	2,03	2,56
Wolle	0,65	0,93	2,73	5,08

III. Hauptposten der Einfuhr Chinas.

	1888 Mill. Tael	1889 Mill. Tael	1903 Mill. Tael	1904 Mill. Tael
Einfuhr überhaupt	124,8	110,9	327	344
1. Opium	32,3	30,4	43,8	37,1
2. Baumwollwaren	44,4	36,1	128,6	124,1
davon Garn	13,4	12,9	67,4	58,9
Stückgüter	31,0	23,2	61,2	65,1
3. Wollwaren	5,1	3,4	4,0	4,2
4. Sonstige Gewebe	0,1	0,1	2,2	3,0
5. Metalle	6,9	6,7	15,3	21,2
davon Eisen, Stahl	2,4	2,2	6,4	5,2
andere	4,5	4,5	2,5	8,7
6. Sonstiges	35,9	33,5	132,8	154,5
davon Kohle	1,7	2,4	8,5	7,0
Rohbaumwolle	1,5	1,2	0,9	1,0
Fischereiprodukte	4,3	4,1	7,9	8,6
Mehl	0,6	0,6	2,9	3,6
Zündhölzer	1,1	1,1	3,8	4,7
Petroleum	2,2	2,9	15,7	27,9
Reis	9,6	6,0	7,7	8,4
Zucker	0,7	0,5	16,0	18,3
Eisenbahnmaterial	—	—	8,0	6,0
Wein, Bier, Spirituosen	0,3	0,3	1,6	2,1

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

IV. Hauptposten der Ausfuhr Japans.

	1888 Mill. Yen	1889 Mill. Yen	1903 Mill. Yen	1904 Mill. Yen
Ausfuhr überhaupt	65,7	70,1	289,5	319,3
I. 1. Rohseide	25,9	26,6	74,4	88,7
dazu Abfallseide und Kokons	2,9	2,7	7,0	5,9
2. Tee	6,1	6,2	13,9	12,8
3. Reis	7,4	7,4	5,0	4,7
4. Kupfer	3,5	2,9	14,9	12,9
5. Kohle	3,2	4,3	19,3	14,8
Summe I	49,0	50,1	134,5	139,8
II. 1. Seeprodukte	3,2	3,3	7,0	7,9
2. Sonstige Nahrungsmittel und Getränke (Pilze, Ingwer, Erdnüsse, Soya, Sake, Bier)	1,0	1,5	6,0	8,9
3. Drogen (Kampfer, Schwefel, Münze, Ginseng)	1,5	2,2	7,3	7,9
4. Oel und Wachs (Fischöl, Pflanzenwachs)	0,5	0,5	2,4	2,8
5. Nutzholz	0,2	0,2	1,9	3,2
Summe II	6,4	8,7	24,6	30,7
III. Japanwaren (Papier, Bronze, Kupfer, Bambus, Fächer, Lack, Porzellan, Wandschirme, Spielzeug)	3,8	4,0	9,8	11,6
IV. Erzeugnisse der Textilindustrie				
Seidengewebe	1,7	2,9	31,5	43,7
Baumwollgarn	—	—	31,4	29,2
Baumwollgewebe	0,2	0,2	8,3	9,6
Andere Gewebe	0,0	0,0	1,5	1,5
Kleidung	0,1	0,2	3,5	4,6
Summe IV	2,0	3,3	76,2	88,6
V. Andere wichtige Industrieerzeugnisse				
Zigaretten	0,0	0,0	2,0	2,5
Zement	—	—	0,6	0,5
Bürsten	?	?	0,9	0,9
Wanduhren	?	?	0,4	0,5
Glaswaren	0,1	0,0	1,0	1,0
Jinrikisha	0,1	0,0	0,2	0,2
Lampen	?	?	0,5	0,5
Zündhölzer	0,7	1,1	8,5	9,8
Matten	0,1	0,2	4,7	4,9
Strohbänder	0,3	0,1	3,8	5,2
Holzbänder und Späne	—	—	1,3	1,3
Regenschirme	0,1	0,1	1,4	1,4
Summe V	1,5	1,5	25,3	28,7

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

V. Einteilung der Einfuhr Japans*)

je nachdem sie dient:

Jahr	A dem unmittelbaren Verbrauch	B der Produktion	von B waren: Eisen und Eisenwaren	Maschinen und Instrumente	Garne	Spinnstoffe	Drogen, Chemikalien, Farbwaren
	(in Millionen Yen)						
1875	18,5	8,5	1	1	4	0,4	1
1885	16,6	13	2	1,5	5,4	0,8	1,5
1889	30	36	5,2	5,3	12,9	6,1	3
1895	60	70	10	6	10	26	7
1902	112	160	18,8	11,4	3,3	85,6	13,9
1903	157	160	21,9	12,5	3	77,1	14,4
1904	168	203	24,9	14,8	3,8	86,5	13,5

VI. Gesamtverkehr der dem fremden Handel in China geöffneten Plätze

(Millionen Taels).

Jahr	Nordhäfen	Yangtsehäfen	Shanghai-gebiet	Südhäfen (ohne Formosa)
1889	53,4	73,5	73,6	135,0
1899	156,3	163,9	155,4	233,4
1903	177,3	226,7	162,3	281,4
1904	173,8	235,5	190,1	283,8

VII. Hauptrichtungen des japanischen Aussenhandels.*)

Jahr	Ausfuhr nach: Asien: China, Hongkong, Korea, Russisch-Asien	Asien: dem übrigen Asien	Amerika	Europa	andern Ländern	zusammen
1873	4,8	—	4,2	19,1	—	28,1
1881	8,1	0,5	11,1	13,3	—	33,0
1889	14,3	1,4	26,1	26,8	1,4	70,0
1902	85,5	15,8	83,8	67,0	6,2	258,3
1903	108,7	18,1	85,7	70,3	6,7	289,5
1904	116,6	18,0	104,6	72,4	7,7	319,3
	Einfuhr aus:					
1873	9,9	—	1,0	17,1	—	28,0
1881	7,5	2,3	1,8	21,6	—	33,2
1889	14,6	8,6	6,2	36,1	0,6	66,1
1902	57,0	66,4	49,2	93,9	5,3	271,7
1903	64,4	104,8	46,8	96,1	5,1	317,1
1904	68,2	114,3	59,0	120,5	9,3	371,4

*) Aus: Karl Rathgen, „Die Japaner und ihre wirtschaftliche Entwickelung", Leipzig, Teubner 1905.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Entwickelung der Schiffahrt zwischen Deutschland und Südamerika.

Von Prof. Dr. **Chr. Eckert**, Cöln (Rhein).

(Sektionssitzung am 6 Oktober, Nachmittag.)

Von allen grossen Kontinenten unserer Erde hat Südamerika um die Jahrhundertwende am wenigsten im unmittelbaren Tagesinteresse gestanden. Die durch das amerikanische Mittelmeer von dem allbeachteten nördlichen Kontinent geschiedene, mit ihm durch einen schmalen Erdrücken verbundene Landmasse, der Erdteil von allen, der am meisten der Antarktis sich nähert und zugleich neben Strecken mit gemässigtem Klima weite tropische Gebiete umschliesst, hat seit der staunenerregenden Entwickelung der nordamerikanischen Volkswirtschaft, der Entschleierung des äquatorialen Afrika und der wirtschaftlichen Erschliessung Ostasiens vielfach nicht die ihm gebührende Wertschätzung gefunden.

Und doch wird dies Land, das Europa an Grösse weit hinter sich lässt, Deutschland an Ausdehnung um mehr als das Dreissigfache überlegen ist, sobald seine zehn „Freistaaten" nur einmal politisch zur Ruhe gekommen sind, in seinen subtropischen und tropischen Gebietsteilen nach Boden und Klima einer glänzenden Zukunft entgegengehen. Die Gewinnung der Urprodukte des Ackerbaus und der Viehzucht ist stark im Aufblühen begriffen. Südamerikas grösster Staat umschliesst das hauptsächliche Kaffeeland der Erde. Kakao, Zucker, Kautschuk, Baumwolle werden von seinen Tropenstaaten in bedeutender Menge auf den Markt gebracht. In seinen subtropischen Regionen liegt eine der reichsten Kornkammern und eine der ergiebigsten Schlachtereien der Welt. Dagegen muss in allen Staaten das meiste, was die Bewohner brauchen an Geräten und Maschinen, was sie bedürfen für Nahrung, Werkstatt und Kleidung, aus der Ferne herbeigeschafft werden. Es fehlt bei dem Mangel an Kohlenbergwerken der gewerblichen Arbeit an motorischer Kraft, bei dem spärlichen Vorkommen von Eisenerzlagern an einer der Grundvoraussetzungen blühender Grossindustrie. Der Bedarf an notwendigen Industrieprodukten erzeugt die Abhängigkeit der südamerikanischen Staaten vom Auslande, die für Fachleute und Gewerbetreibende zu vielversprechenden Absatzgebieten werden.

Als Lieferant wie Verbraucher wird Südamerika so von Jahr zu Jahr an Bedeutung gewinnen. Gerade in jüngster Zeit mehren sich die Versuche, wie sie vor allem die Unionsstaaten nicht erfolglos unter-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nehmen, die Handelsherrschaft über Südamerika zu gewinnen, in dem einen oder andern seiner Staatengebilde ein derartiges wirtschaftliches Übergewicht zu erlangen, dass dessen Güteraustausch in völlige Abhängigkeit von einem bestimmten Reiche gerät. Von europäischen Ländern hat, neben England, Deutschland die grössten Interessen an den wirtschaftlichen Beziehungen zu jenen Gebieten, zu diesen letzten grossen Märkten, die noch nicht eingegliedert sind in die unmittelbaren Interessensphären der europäischen Grossmächte und ihren nordamerikanischen und ostasiatischen Rivalen.

Bei der heutigen Weltkonstellation, der Anerkennung der Monroedoktrin durch Europas Mächte erscheint eine politische Bevormundung zur Gewinnung wirtschaftlicher Vorteile den südamerikanischen Staaten gegenüber ausgeschlossen. Nur friedliche Mittel vermögen neue Fäden mit ihm zu knüpfen, den Austausch mit seinen Staaten zu fördern und zu kräftigen. Eines der wirksamsten ist die Ausgestaltung und Anbahnung von Schiffahrtslinien, die Deutschlands Nordseehäfen mit den Gestaden Südamerikas in direkter Fahrt verbinden, die den draussen lebenden Landsleuten die Heimatsgefühle wachhalten, den Fremden die wirtschaftliche Kraft, technische Leistungsfähigkeit und politische Macht des Deutschen Reiches vor Augen führen. Alle aufstrebenden Völker suchen heute, in den Tagen der werdenden Weltwirtschaft mit intimerem Arbeitsaustausch, das Netz ihrer Schiffahrtslinien zu verdichten, um den heimischen Handel unabhängig werden zu lassen von fremder Vermittelung und ausländischer Versicherung, um ihren Güterverfrachtungen bei verminderten Umladungen erhöhte Sicherheit, um ihnen Pünktlichkeit und Schnelligkeit der Beförderung zu gewährleisten.

Später und in geringerem Umfang als die nordatlantischen und mittelatlantischen Touren haben sich die südatlantischen oder besser nordsüdatlantischen Linien entwickelt, die, vom nördlich gelegenen Europa ausgehend, nach Kreuzung des Äquators Südamerikas Küste erreichen. Der Gestalt des Kontinents entsprechend hat zuerst die Europa am nächsten gelegene Nordküste einschliesslich Kolumbien einen regelmässigen Schiffsverkehr erhalten. Der Besuch der dortigen Häfen war allerdings ursprünglich, und ist es meist noch heute, dem westindischen Dienst angegliedert, bleibt also ebenso wie das Anlaufen der drei europäischen Kolonien in Guayana für die eigentlichen Südamerikafahrer ausser Betracht.

Um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts, von 1852 an, datieren zunächst noch meist missglückte Versuche im Wettbewerb mit ausländischen Linien, regelmässige Fahrten mit deutschen Schiffen nach den Häfen des übrigen, weitaus grössten Teils des südamerikanischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kontinents einzurichten. In Ergänzung der bis dahin üblichen Gelegenheitreisen, die nur bei genügender Ladung in unbestimmten Zwischenräumen unternommen wurden, organisierte man nun auch nach jenen Gegenden Fahrten, deren Beginn schon längere Zeit voraus in einer bestimmten Folge festgesetzt wird, die unter Festhaltung eines bestimmten Reiseweges und begrenzter Reisedauer zur Ausführung gelangen, auch wenn am planmässigen Abfahrtstage Fahrgäste und Güter zur Volladung fehlen. Freilich haben die meisten regelmässigen Seglerlinien der neu gegründeten „Paketschiffahrts-Gesellschaften", wie die erste Deutsch-südamerikanische Dampferlinie (die 1855 für den Verkehr mit Brasilien geschaffene Hamburg-Brasilianische Dampfschiffahrts-Gesellschaft), ein unrühmliches Ende gefunden.

Erst nach 1870, mit der Wiederaufrichtung des Reiches, als London längst seine gut eingeführten regelmässigen Verbindungen mit ganz West- und Südamerika besass, Liverpool ebenfalls mit der Ostküste Südamerikas verbunden war, geht die an missglückten Versuchen reiche Leidenszeit der deutschen Südamerikafahrten zu Ende, begann auch bei uns die Einrichtung von Linien, die sich als lebensfähig erwiesen.

Für die West- wie die Ostküste des südamerikanischen Kontinents werden besondere regelmässige Touren mit völlig getrennten Fahrten eingerichtet. Für die Fahrt nach der amerikanischen Westküste ist die Geschichte der 1872 gegründeten Deutschen Dampfschiffahrtsgesellschaft „Kosmos" in Hamburg gleichbedeutend mit der Geschichte der deutschen Dampfschiffahrt überhaupt. „Kosmos" hat 1881 die Fahrten an der Westküste bis nach Mexiko ausgedehnt, als erste und einzige Linie, die direkt von Europa aus jene Gegenden regelmässig besuchte. Als ihr später die Hamburger Pacific-Dampfschiffahrts-Linie unliebsame Konkurrenz machte, wurde dem rückhaltlosen Ausspielen der Kräfte dadurch ein Ende gemacht, dass beide Linien 1898 verschmolzen wurden. Die neu entstandene Kosmos-Gesellschaft verwandte als erste seit 1899 ihre Dampfer zu direkten Fahrten zwischen Kalifornien und Europa, Hamburg und Antwerpen, dabei in gleicher Weise bedienend. Sie ist auch heute noch die einzige deutsche Unternehmung, die im regelmässigen Betrieb arbeitende Linien nach der Westküste Amerikas mit dazu besonders ausgewählten und eingerichteten Schiffen unterhält, seit 1901 allerdings unter Beteiligung der Hamburg-Amerika-Linie, die zunächst drei Dampfer in die Westküstenfahrt einstellte, diese Einstellung aber bis zu einer bestimmten Grenze vermehren darf.

Die Geschäftsergebnisse sind für den „Kosmos" bis in die jüngste Zeit günstig gewesen, wenn auch der Reinertrag seiner Flotte zeitweise unter dem allgemeinen Stillstand der Geschäfte, unter kriegerischen Bewegungen einzelner Freistaaten, den Quarantänevorschriften infolge Auf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

tretens von Seuchen in verschiedenen Häfen der Westküste, sowie unter dem zügellosen Wettbewerb litt, den die in sogenannter wilder Fahrt arbeitenden Dampfer und Segler bei minimalen Frachtsätzen veranstalteten.

In lebhaftem Wettbewerb mit den regelmässig fahrenden deutschen Dampfern stehen auf diesen Routen auch die modernisierten Schnellsegler, welche die Hamburger Firma P. Laeisz der Westküste entlang kreuzen lässt. Während sonst Segler in ihren Reisen völlig abhängig vom Frachtenmarkt bleiben, nicht an bestimmte Routen gebunden sind, hält sich die genannte Segelschiffsreederei an regelmässige Abfahrtszeiten und Linien. Die Riesenschnellsegler, darunter Fünfmaster von über 5000 Brutto-Registertons Ladefähigkeit, die für Reisen von Hamburg nach Valparaiso—Iquique durchschnittlich nur 65, für die Rückreisen etwa 74 Tage gebrauchen, verbleiben bei Ladung von billigem Massengut auf dem weiten Weg um das Kap Horn infolge Ersparung der kostspieligen Maschinenanlagen und des grossen Kohlenverbrauchs konkurrenzfähig. Dagegen ist auf der schmäleren Verbindungsstrecke zwischen Europa und der Ostküste Südamerikas — ähnlich wie bei den Asienfahrten — beim Wettbewerb zwischen Dampf- und Segelmotor die unvollkommene Technik bei den regelmässigen Fahrten unterlegen. Dafür ist die Ausgestaltung der Dampferrouten nach der Ostküste, hinter der die eigentlichen Zukunftslande des Kontinents liegen, viel reicher, als bei den Westhäfen mit ihrem durch die Kordilleren verhältnismässig engumgrenzten Hinterland.

An der in der ersten Hälfte des achten Jahrzehnts allgemein eintretenden Steigerung der Verbindungen der südamerikanischen Ostküste mit Hafenplätzen des europäischen Kontinents war von deutschen Unternehmungen zunächst nur die 1871 gegründete „Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft“ beteiligt gewesen, die für ihre Fahrten nach den Städten Brasiliens und der La Platamündung bis 1876 das Monopol besass. Erst fünf Jahre nach deren Organisation trat der Norddeutsche Lloyd, die grosse Bremer Unternehmung, der noch heute neben der Hamburger Konkurrentin der Hauptanteil der deutschen Fahrten nach der Ostküste Südamerikas zufällt, mit ihren via Antwerpen—Lissabon laufenden Linien in Wettbewerb.

1880—1890 gestalteten sich die Ergebnisse dieser Reisen, mit Ausnahme weniger Jahre, in denen zeitweiser wirtschaftlicher Stillstand, Quarantänemassregeln oder politische Unruhen südamerikanischer Staaten, Verlegung der Auswanderungsrichtungen fühlbar wurden, stetig günstiger. Die Hamburg-Südamerika-Linie konnte 1880—1890 durchschnittlich mehr als 10 Prozent Dividende bezahlen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Begreiflich, dass die beiden genannten deutschen Unternehmungen nicht allein auf dem Plane blieben. Neben dem Lloyd trat mit fühlbarer Konkurrenz 1890 die Deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft „Hansa" in den La Plataverkehr ein, neben der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft versuchte sich die Reederfirma A. C. de Freitas & Co., die 1892 den Südbrasilverkehr energisch aufnahm.

Nach Beginn der neunziger Jahre stehen demnach vier Südamerikalinien deutscher Unternehmungen in wenig geregeltem Wettbewerb. Es zeigte sich sehr bald, dass sie untereinander feste Fühlung suchen mussten, wenn sie einen rentablen Betrieb aufrecht erhalten wollten. Nach heftigem, zum Teil rücksichtslosem Konkurrenzkampf, den die Hamburger und Bremer Unternehmungen miteinander ausgekämpft haben, sind bei ihnen Einigungbestrebungen immer deutlicher zutage getreten. Zuerst ward der erstrebte Zusammenschluss zwischen den Bremer Gesellschaften erreicht. Der Lloyd traf schon 1893 mit der „Hansa" ein Abkommen, wonach eine gemeinschaftliche Agentur in Buenos Aires errichtet wurde und beide Firmen ihre Dampfer künftig unter der Bezeichnung „Bremer La Plata-Linie" fahren lassen sollten.

Viel schwerer gelang es, die Einigungsbestrebungen in Hamburg zu einem bleibenden Resultate zu führen. Zwar schlossen schon 1893 die beiden interessierten Firmen einen sog. Poolvertrag, durch den sie sich über eine bestimmte Geschäftsabwickelung einigten, ohne ihre Selbständigkeit aufzugeben. Als aber mit Schluss des Jahres 1899 der Poolvertrag zu Ende ging, scheiterten die Bemühungen, ein neues Einvernehmen zu erzielen. Es entbrannte ein heftiger Konkurrenzkampf, der der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft Millionen kostete und auch de Freitas sehr schädigte, gleichzeitig aber die Überleitung zu einem neuen Zusammenschluss und zu besserer Organisation der Hamburger Fahrten nach Südamerika bilden sollte. Die Hamburg-Amerika-Linie, deren Ausdehnungsbedürfnis allenthalben zutage getreten war, nutzte die Lage als tertius gaudens geschickt aus und nahm von nun an als dritte Hamburger Reederei an den regelmässigen Touren nach der Ostküste des Kontinents teil.

Sie hatte schon 1897 eine Linie von Italien nach dem La Plata eingerichtet und begann nun, gleich englischen Firmen, den Nordbrasilverkehr zu pflegen. Von Juli 1900 an rüstete sie monatlich einen Dampfer über Havre, Oporto, Lissabon nach dem Amazonas, nach Pará und Manáos aus. Trotz der schwierigen Einfahrt in den wasserreichsten der Ströme, trotz ungenügender Ladeeinrichtungen und Zollhäuser in Pará wie Manáos sind die Resultate dieser neuen Linie in den vier Jahren ihres Bestehens nicht schlecht gewesen. Heute hat die deutsche Ham-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

burg-Amerika-Linie im Verkehr Europas mit Nordbrasilien die Führung übernommen.

Kaum hatte sie durch Einrichtung der Nordbrasilroute im Südamerikadienst Fuss gefasst, da übernahm sie auch schon zwischen den Streitenden die Rolle des „ehrlichen Maklers", der aber doch nicht ganz ohne eigenen Vorteil vermittelt. Sie liess durch Kauf die Südamerikadampfer, die draussen stationierten Schlepper und Leichter von A. C. de Freitas & Co. in ihren Besitz übergehen und stellte diese Firma als Makler des Südamerikadienstes an, um sich den alten Kundenkreis möglichst zu sichern. Zugleich aber machte sie dem Kampf mit der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft durch Abschluss eines Vertrages ein Ende, der für die drei brasilianischen Routen und den La Platadienst einen einheitlichen Fahrplan aufstellte. An seiner Durchführung nimmt auf allen vier Strecken die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft mit zwei Dritteln, die Hamburg-Amerika-Linie mit einem Drittel der benötigten Dampfer Teil.

Heute beschäftigen die beiden Gesellschaften zusammen bereits 43 grosse Passagier- und Frachtdampfer, von 2543—7818 Brutto-Registertons Rauminhalt, auf den vier grossen Routen von Hamburg nach der Ostküste des südamerikanischen Kontinents. Rechnet man sechs im Bau befindliche, demnächst von Stapel laufende Dampfer ein, so verfügen die beiden Reedereien für den Südamerikadienst, abgesehen von Küstendampfern, über 49 Dampfer mit zusammen 217 195 Brutto-Registertons, von denen 19 in den Jahren 1900—1905 gebaut und nur fünf mehr als zehn Jahre alt sind.

Durch die bessere Betriebsorganisation erfuhr der Verkehr mit der Ostküste Südamerikas eine wesentliche Erweiterung.

Die grossen deutschen am Südamerikadienst beteiligten Reedereien zu Hamburg und Bremen hatten aber auch interlokal schon früher gemeinsame Interessen gepflegt. Abgesehen von dem loseren freundschaftlichen Zusammengehen der ersten Hamburger und Bremer Linien in den achtziger Jahren und einer 1895 gelungenen besseren Verständigung verschiedener konkurrierenden Linien über die Frachten im ausgehenden Brasilverkehr, ist vor allem die 1897 durch den Lloyd und die Hamburg-Südamerikanische Gesellschaft angebahnte Förderung der Auswanderung nach Südbrasilien für die Fortgestaltung des Südamerikaverkehrs nicht ohne Bedeutung geblieben. Die beiden grössten deutschen am Südamerikadienst interessierten Reedereien unserer Hansastädte trafen in den folgenden Jahren noch weitere Vereinbarungen, indem sie sich 1898 darüber verständigten, die Kaffeeeinfuhr von Brasilien nach Rotterdam gemeinsam zu betreiben.

Das zwanzigste Jahrhundert zeigt das Koalitionsprinzip

in weiterem siegreichen Vordringen. Nicht von Linie zu Linie, von Stadt zu Stadt, sondern von Land zu Land gilt es jetzt, die Verbindungen zu knüpfen, nicht mehr den einen oder andern Konkurrenten will man zum Mithandeln veranlassen, sondern möglichst alle Beteiligten für Vereinbarungen gewinnen. Gerade die Zeit der niedergehenden Wirtschaftskonjunktur nach der Jahrhundertwende, die ein Überangebot von Laderaum unliebsam fühlbar werden liess, hat sich diesen Bestrebungen besonders günstig erwiesen. Während die früher genannten Vereinbarungen gegen gefährliche Mitbewerber sich richteten, suchten die neuen Betriebsverschmelzungen möglichst alle wichtigeren Interessenten zu umfassen; sie wollen den Unternehmergewinn heben, nicht in erster Linie durch Bekämpfung anderer Frachtführer, sondern vor allem durch Schaffung einer bessern Position gegenüber den Käufern und Verkäufern, die auf die Verkehrsorganisation angewiesen sind. Nach möglichster Monopolisierung des betreffenden Verkehrsdienstes gewinnen sie ein sicheres Übergewicht, erhalten sie den massgebenden Einfluss bei der Preisgestaltung.

Die grandioseste Verwirklichung gewann der neue Typ von Unternehmerverbänden im ozeanischen Transportgewerbe bei dem „Morgantrust", wie er für die nordatlantische Passage zustande kam. Im Südamerikadienst ist der Zusammenschluss der Linien lange nicht so vollständig gelungen, obzwar auch dort überraschende, allerdings in der Öffentlichkeit weniger beachtete Erfolge erzielt sind.

Schon während des Konkurrenzkampfes Mitte der neunziger Jahre war zwischen den deutschen und englischen Antwerpen anlaufenden Linien zeitweise ein befriedigendes Abkommen erzielt worden.

Im September 1902 kamen dann zwei wichtige Vereinbarungen zwischen den sämtlichen an der Schiffahrt von Europa nach dem östlichen Südamerika beteiligten Linien zustande. In Ostende trafen die Vertreter der vier grossen interessierten deutschen Dampfergesellschaften und Delegierte auswärtiger Schiffahrtsunternehmungen zur Regelung des La Platadienstes, in dem sich das Daniederliegen des Frachtenmarktes besonders hart geltend machte, zusammen. In dreitägiger Konferenz schlossen die europäischen La Plata-Linien eine Art Kartell, einigten sich, soweit sie von kontinentalen Häfen bei der Südamerikafahrt ausgehen, über den Abschluss einer Interessengemeinschaft für drei Jahre und vereinbarten überdies, mit den andern englischen La Plata-Linien gleiche Frachtraten zu halten.

Auf dieser Grundlage nahmen die Verschiffungen nach dem La Platagebiet einen auch für den deutschen Handel und Verkehr günstigen Fortgang.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

In demselben Monat kam für die Nordbrasilfahrt eine bedeutsame Konvention zustande. Die Hamburg-Amerika-Linie hatte, wie schon bemerkt, unter nachträglicher Beteiligung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft seit 1900 Fahrten nach dem Stromgebiet des Amazonas eingerichtet, die bis dahin die englische Boothlinie allein unterhalten hatte. Zwischen ihr und den beiden deutschen Unternehmungen entwickelte sich, als diese die ursprünglich auferlegten Beschränkungen nicht mehr einhalten wollten, ein unliebsamer Wettkampf, während dessen die Engländer aus Konkurrenzrücksichten auch nach Mittelbrasilien, die deutschen von New York nach Pará und von Pará nach Liverpool, den Schiffsdienst aufnahmen. Ein im Juli 1902 zu Cöln unternommener Einigungsversuch scheiterte zunächst. Erst als im September 1902 unmittelbar nach der Festlegung der Ostender Beschlüsse die Verhandlungen wieder aufgenommen wurden, kam es zu einem für unser Vaterland erfreulichen Beschluss. Danach stellt die englische Boothlinie alle Konkurrenzfahrten von und nach Mittelbrasilien ein. Ebenso tritt sie den Schiffsdienst von Hamburg nach Nordbrasilien, den sie seit 36 Jahren vermittelte, an die Hamburger Gesellschaften ab und zieht sich von Antwerpen zurück. Sie behält lediglich eine monatliche Fahrt von Liverpool über Hamburg den Amazonenstrom hinauf direkt nach dem jenseits der brasilianischen Grenze in Peru gelegenen Iquitos, wobei sie jedoch kontraktlich keine Ladung für brasilianische Häfen, vor allem Pará und Manáos mitnehmen darf.

Die Hamburger Reedereien verzichten dafür zugunsten der englischen Linie auf die wenige Monate zuvor aufgenommenen Verbindungen zwischen Nordbrasilien mit England und den Vereinigten Staaten.

Damit kam der ganze Schiffsdienst von Nordbrasilien nach dem europäischen Kontinent, vor allem das gesamte Hamburg-nordbrasilianische Geschäft in deutsche Hände. Deutschen und andern festländischen Interessenten für Gummi, den Hauptausfuhrartikel Nordbrasiliens, ist die Möglichkeit gegeben, ihre Ware direkt bedeutend billiger zu importieren als über Liverpool, seinen bisherigen Hauptmarkt, und sich in dieser Beziehung von England unabhängig zu machen.

Die deutschen Linien haben bei diesen ersten entscheidenden Schritten von der älteren Individualbetätigung zum neueren Koalitionsprinzip, das den freien Wettbewerb möglichst ausschaltet, die Preisbildung durch vereinbarte Taxen von Angebot und Nachfrage unabhängiger werden lässt, gut abgeschnitten. Die Bremer und Hamburger Firmen nahmen bei Organisation des Dienstes rechtzeitig untereinander und, soweit angängig, auch mit fremden Gesellschaften Fühlung. Es machte sich bei Vereinbarungen über Grenzen des Wettbewerbs ihrerseits kein allzu starres Verteidigen der Individualbestrebungen geltend;

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sie vermochten sich verhältnismässig leicht unter Verleugnung traditioneller Dienstgestaltung gegebenen Situationen bei Aufteilung der Gesamtarbeit anzupassen und haben sich gerade dadurch einen gebührenden Anteil am Schiffahrtsdienst nach der Ostküste des Kontinents gesichert.

Vor einem halben Jahrhundert in Anfängen versucht, seit einem Menschenalter gefestigt und ausgebaut, ist der regelmässige Schiffahrtsdienst zwischen den deutschen Nordseehäfen und den Gestaden Südamerikas heute wohl organisiert. Unsere Linien, deren Schiffe auf dem Wege zwischen der Heimat und den südamerikanischen Plätzen bestimmungsmässig noch die wichtigeren westeuropäischen Häfen, vor allem Antwerpen, Havre, Lissabon, zum Teil auch Southampton berühren, behaupten seit Beginn des neuen Jahrhunderts eine achtunggebietende Stellung in diesem Verkehrsgebiet.

Vier selbständige Routen gehen von Deutschland nach der Ostküste Südamerikas: die eine führt nach Nordbrasilien, dem Gebiet des Amazonenstroms, nach Pará und Manáos; die zweite berührt ganz Mittelbrasilien, kommt mit ihren Schiffen von Pernambuco und Bahia bis nach Rio de Janeiro und Santos; die dritte, nach Südbrasilien gerichtet, führt Fahrzeuge nach Paranaguá und von da südlich bis Rio Grande do Sul; die vierte endlich geht nach dem La Plata, nach den Haupthäfen von Uruguay und Argentinien. Von ihnen sind während des letzten Menschenalters dauernd und regelmässig die Linien nach Mittelbrasilien und dem La Platagebiet befahren worden, die seit 1871 zuerst durch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft eingerichtet wurden. Die Südbrasilfahrt wurde, nach interimistischer Einrichtung durch die genannte Gesellschaft während der Jahre 1871—1874, wieder 1892 durch die Reederfirma de Freitas & Co. aufgenommen. Die deutschen Nordbrasilfahrten sind erst 1900 durch die Initiative der Hamburg-Amerika-Linie ins Leben gerufen worden. Nur Dampfer sind an diesen regelmässigen Transportorganisationen beteiligt, die durch fünf grosse nach- und nebeneinander wirkende Reedereien gestellt wurden, von denen drei in Hamburg (Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, A. C. de Freitas & Co., Hamburg-Amerika-Linie), zwei in Bremen (Norddeutscher Lloyd und die deutsche Dampfschiffahrtsgesellschaft Hansa) ihren Hauptsitz haben.

Auch bei den Küstenfahrten, sowohl den patagonischen wie brasilianischen, zeigt sich die deutsche Flagge. Nicht minder hat sich heimischer Unternehmungsgeist betätigt bei Linien, die, ohne die Nordseehäfen zu berühren, Italien, Holland und die Vereinigten Staaten mit Südamerika verbinden. Für die Fahrten ab Genua hatte die Hamburg-Amerika-Linie sogar 1899—1905 eine besondere Tochtergesellschaft

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

„Italia" ins Leben gerufen, die erst im Herbst laufenden Jahres infolge Revision des italienischen Subsidiengesetzes wieder dem direkten Dienst deutscher Schiffe zwischen Italien und Amerika weichen musste.

Nur mittels eiserner Tatkraft, verbunden mit nimmermüdem Vorwärtsschreiten trotz einzelner Misserfolge, konnten unsere Reedereien neben den grösseren und kleineren ausländischen Rivalen im Südamerikadienst, vor allem den acht englischen Firmen, die ihre Fahrten meist schon eingerichtet hatten, ehe die Deutschen diesen Verkehrsdienst aufnahmen, aushalten und allmählich sie sogar aus der früher allbeherrschenden Stellung zurückdrängen. Eine Verkehrsteilung für die Fahrten nach Südamerika in dem Sinne, dass einzelne europäische Häfen die ausschlaggebende Stellung nach dieser oder jener Richtung inne hätten, ist bis jetzt nicht eingetreten. Trotz des Vorranges einiger Häfen greifen stets verschiedene Plätze, vor allem englische und deutsche, nebeneinander in dieselben Schiffahrtsbeziehungen nach Südamerika ein. Hamburg steht in der Vielseitigkeit seines Verkehrs mit Südamerika jetzt an der Spitze aller nordwesteuropäischen Welthäfen. Die überragende Stellung der deutschen Hansestadt neben Liverpool wird besonders dadurch kenntlich, dass es durchweg von eigenen Linien bedient wird, während das ihm an Zahl der abgehenden Fahrzeuge nahestehende Antwerpen hauptsächlich Anlaufehafen für die in Hamburg oder London beginnenden Fahrten ist, wie auch vom Seinehafen aus die Westküste Amerikas nur durch hamburgische Dampfer bedient wird, welche Havre auf ihren Fahrten berühren.

Das letzte Jahr 1904 brachte wiederum beträchtliche Steigerung der Hamburger Schiffahrt. Während in dem Verkehr Hamburgs mit aussereuropäischen Ländern im ganzen die bewegte Tonnage sich um 6 Prozent vermehrte, hat sich im Schiffsverkehr mit den La Platastaaten die beschäftigte Tonnage von 532 000 Tons auf 722 000 Tons, also um 36 Prozent gehoben. Argentinien steht in den neuesten Ziffern der Hamburger Statistik mit 237 Schiffen und 539 000 Netto-Registertons einkommend, und 57 Schiffen und 175 000 Tons ausgehend, unter den im Schiffahrtsverkehr Hamburgs vertretenen aussereuropäischen Ländern an zweiter Stelle, bleibt allein hinter den Unionsstaaten zurück. Die enorme Verkehrssteigerung geht allerdings fast allein auf das Anwachsen des einkommenden Schiffsraums — Deutschland ist einer der besten Abnehmer landwirtschaftlicher Erzeugnisse Argentiniens — zurück, sie wird nicht durch eine Mehrung der regelmässigen Dampferfahrten, sondern lediglich durch das Plus an Schiffsraum in wilder Fahrt, die sich an der Ost- wie Westküste des Kontinents gehalten hat, herbeigeführt. Erhebliche Zunahme hat ebenfalls der Schiffsverkehr mit Chile erfahren,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

während der Verkehr mit Brasilien sich im abgelaufenen Jahre nicht ganz auf der alten Höhe halten konnte.

Nach mehr als dreissigjährigem Wettkampf stehen Hamburg und auch Bremen, welch letzterem nur eine Linie nach der Westküste fehlt,*) in der Ausgestaltung der regelmässigen Schiffahrtsverbindungen nach Südamerika so günstig da, dass wegen mangelnder Verschiffungs-Gelegenheit keine Güter nach andern Häfen abwandern, eher den benachbarten Rivalen Transporte abgenommen werden, die nach der Lage der Hinterlandsverbindungen sonst dorthin gegangen wären. Wenn für die Ausreisen neben dem Personentransport und Auswandererverkehr, wie er sich seit 1897 wieder nach Südbrasilien entwickelt, hauptsächlich Fabrikate zur Verladung kommen, so wird umgekehrt für die heimfahrenden Schiffe der Laderaum Deutschlands von voluminösem Schiffsgut, d. h. den Rohprodukten aus Ackerbau, Waldausbeutung, Bergbau und Viehzucht, einschliesslich lebendem Schlachtvieh, in Anspruch genommen. Im aussereuropäischen Handel Hamburgs steht 1904 Argentinien, das für 198 Millionen Mark Waren sandte und für 72 Millionen Mark empfing, hinter den Unionsstaaten und den beiden Indien an dritter Stelle. Brasilien war mit 126 an der Einfuhr, mit 72 an der Ausfuhr, Chile ebenso mit 109 und 41 beteiligt.

Während unsere grössten Schiffahrtsbetriebe eine Reihe sehr schlechter Jahre noch im letzten halben Menschenalter durchmachten, ist das sonst so launige und wetterwendische geschäftliche Glück in der Reederei den Südamerikafahrten fast ausnahmslos treu geblieben.

Das Gefühl stolzer Befriedigung über die Leistungen deutscher Flaggen ist um so stärker, als das Errungene ein Werk selbsttätigen Schaffens ist. Die deutschen Südamerika-Linien wurden ins Leben gerufen und ausgestaltet ohne jedwelche Unterstützung, ohne Reichs- oder Staatssubvention.

Sie sind geschaffen und gehalten worden aus eigener Kraft in einer Zeit, in der fast alle ausländischen Konkurrenten den Verkehr bereits in ihre Bahnen gelenkt hatten, ein gut Teil sich auch auf starken Regierungsbeistand stützen konnte. Ihre Leiter verstanden trotz aller Ent-

*) Während der Drucklegung wird bekannt, dass Bremer Banken und Handelsfirmen in Verbindung mit der Reederfirma Horn in Schleswig und Lübeck eine neue Dampfergesellschaft unter dem Namen „Roland-Linie“ mit einem Kapital von 7 Millionen Mark gegründet haben, die den direkten Verkehr zwischen der Weserstadt und der Westküste Südamerikas pflegen soll. Die Hamburger Schiffahrtsgesellschaften haben sich nach Bekanntwerden der Bremer Pläne in einem Schutzverband zusammen gefunden und zwecks Durchführung von Abwehrmassregeln die „Syndikats-Reederei“ mit einem Kapital von 13 Millionen Mark errichtet. Die Gefahr eines erneuten heftigen Konkurrenzkampfes der Schiffahrtsunternehmungen unserer Hansastädte war damit gegeben, der erst in letzter Stunde durch neue Vereinbarungen (22. Dezember 1905) begegnet wurde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

faltung persönlicher Initiative, so sehr sie sich als Schöpfer ihrer Linien fühlen mochten, doch zugleich dem wachsenden Drang nach Zusammenfassung der Einzelleistung, nach teilweiser Ausschaltung des allzu ungeregelten, ganz freien Wettbewerbes nachzugeben, sie arbeiteten auf Vereinbarungen hin, selbst wenn die Selbständigkeit ihrer Betriebsführung dadurch in einigen Zweigen beschränkt wurde. Das Erreichte zu halten und wunschgemäss weiter zu entwickeln, ist die Folge der nächsten Zukunft. Mit mancherlei Gefahren für eine gesunde Fortgestaltung ist dabei zu rechnen, Gefahren, die allerdings nicht unüberwindlich erscheinen. Eine solche liegt einmal in der Subventionspolitik fremder Staaten, die ihre Linien nach Südamerika finanziell bereits begünstigen, zum Teil eine stärkere Unterstützung seit Gründung des nordatlantischen Schiffahrtstrusts in ihrem Wirtschaftsprogramm planen. Darin liegt eine Stärkung ausländischer Routen, deren Rentabilität unabhängiger wird von faktischer Leistung. Durch staatliche Beihilfen in der unerhörten Höhe, wie sie beispielsweise auf dem Gebiet der Beförderung von Kajütspassagieren beim nordamerikanischen Verkehr die Cunard Steamship Company durch die britische Regierung bezieht, werden die Konkurrenzgrundlagen künstlich verschoben, wird dem freien Spiel der Kräfte nahezu ein Ende gemacht. Auch die Union und Japan, die zwei jüngsten Mächte, die neben den alternden Grossstaaten Europas in dem Völkerkonzert mitspielen, die beide, geschwellt durch leichte Kriegserfolge, im Vollgefühl ihrer Jungkraft die Bahnen des Imperialismus betraten, aggressive Machtpolitik treiben, kommen als ernstliche Mitbewerber künftig in Betracht.

Japans Imperialismus strebt nicht nur nach dem südlichen Teil des Grossen Ozeans, wohin es die Postdampferlinien der Nippon Yusen Kaisha mit kräftiger staatlicher Unterstützung entsendet, sondern organisiert die Einrichtung direkter Dampferlinien nach Buenos Aires, und plant die Durchführung einer staatlich subventionierten Dampferlinie zwischen Tokio und Rio, um, wie Fukashi Sughimura, sein Vertreter in Petropolis, dem Regierungssitze des brasilianischen Staates Rio de Janeiro, amtlich mitteilte, die Auswanderung von Japanern nach Brasilien zu fördern.

Die Yankees stehen zwar bei Ausgestaltung regelmässiger Schiffahrtslinien infolge des Zusammenbruchs ihrer Flotte während des Sezessionskrieges heute noch zurück; aber mit gewaltigen Anstrengungen suchen sie jetzt Versäumtes nachzuholen, weitreichende Schiffahrtsprogramme nicht nur aufzustellen, sondern unter Zuhilfenahme staatlicher Machtmittel auch durchzuführen. Es bleibt freilich fraglich, wieweit und wie lange solche übergreifenden Subventionspläne durchgeführt werden können; es darf der Gedanke beruhigen, wenn die schwe-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rere Einführung der deutschen Linien trotz des bestehenden und bereits damals unterstützten fremden Wettbewerbs gelang, werde auch die leichtere Fortentwickelung dadurch nicht dauernd gefährdet sein. Andere Befürchtungen knüpfen sich an die weitgreifenden, durch Anerkennung der Monroedoktrin geförderten panamerikanischen Bestrebungen, die zweifellos durch den Bau des Panamakanals eine gewisse Förderung erfahren, da durch Verkürzung der Entfernungen die Einflusssphäre Nordamerikas bei den Weststaaten des Südkontinentes erweitert wird. Die Verbindung New Yorks etwa mit der Westküste Mittelamerikas wie mit anschliessenden Gebieten wird gewiss bedeutend verbessert. Je weiter südlich aber an Westamerikas Küste die Plätze liegen, desto geringer werden die erlangten Vorteile, desto weniger werden sie hervortreten, zumal der Weg um die Südspitze des Kontinents, dank seiner Gebührenfreiheit, konzurrenzfähig bleibt. Für Chile, den bedeutendsten der dort gelegenen Staaten, werden durch die Panamaroute die Wettbewerbsverhältnisse kaum verschoben. Ein Drittel bis zur Hälfte des deutschen Gesamthandels an der Westküste wird in ihrem Wege nicht berührt, auch wenn in einem Jahrzehnt jene heissumstrittene neue Seeroute befahrbar sein wird. Für den vielversprechenden Verkehr der Ostküste Südamerikas aber erlangen die Unionsstaaten dadurch überhaupt keine Vorteile, den Europäern droht dort keine Zurücksetzung.

Mag die Begehrlichkeit bei einzelnen Führern nordamerikanischen Wirtschaftslebens noch so gross sein, die völlige wirtschaftliche Unterwerfung der grösseren südamerikanischen Republiken würde nicht leicht fallen. Die Kernfrage des Panamerikanismus, ob Nord- und Südamerika wirtschaftlich sich so ergänzen, dass sie den geschlossenen Handelsstaat bilden können, der Europas Güter nicht mehr bedarf, ist zu verneinen. Versuche, Südamerika aus der Weltwirtschaft zu reissen und es kommerziell zu einer Provinz der Unionsstaaten zu machen, würden in absehbarer Zeit noch an innerer Unmöglichkeit scheitern. Weder die Subventionspolitik fremder Staaten, noch der Ausbau des Panamakanals und das Vordrängen des Yankee-Einflusses und -Kapitals werden deutsche Schiffe aus den südamerikanischen Häfen zu vertreiben vermögen.

Der Atlantische Ozean, noch lange die erste Hochstrasse des Weltverkehrs, trägt immer häufiger deutsche Schiffe nach jenen Häfen, unsere Flagge, jetzt — wie die jüngsten Zahlen der Reichsstatistik beweisen — nach England die meist geschene, wird noch öfter dort gezeigt werden. Der Volkswirt, der nach aussichtsvollen Handelsmärkten sucht, kann solche Erscheinungen nur mit Freuden begrüssen. Deutschland muss seine Stellungen in diesem noch die wirtschaftliche Aufteilung

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

erwartenden Erdteil bald einnehmen und sichern, muss suchen, massgebenden Einfluss in Südamerika zu erwerben und zu halten. Nicht in Gestalt von Besitzergreifungen kann dies geschehen, die nur die einheimische und benachbarte Bevölkerung erbittern, uns in unmittelbaren Kampf mit den Unionsstaaten drängen müssten. Grosse Kolonialreiche alten Stils sind heute in Südamerika nicht zu gründen. Dort gilt es in der Beschränkung als Meister sich zu zeigen, die Politik der kleinen Mittel geschickt zu verwerten, von denen Grosses für unser Wirtschaftsleben zu erwarten ist. Nur der Weg friedlicher Eroberung, wie er am besten eingeleitet wird durch häufige, regelmässige Schiffsverbindungen zwischen den dortigen Gestaden und den Häfen unseres Landes, erscheint derzeit gangbar. Die stetig vermehrten und günstiger gestalteten deutschen Linien nach jenen Küsten, die dem Personen- und Güterverkehr stärkste Anregung geben, deren Entwickelung das Vordringen deutschen Warenaustausches mit jenen Weltteilen getreulich spiegelt, werden Deutschland ermöglichen, seine wirtschaftlichen Interessen auch fernerhin in jenen Zukunftslanden zu pflegen, die auf dem Weltmarkt dermaleinst eine bedeutende, vielleicht ausschlaggebende Rolle spielen werden.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens.

Von **Said Ruete,** Berlin.

(Mit einer Tafel.)

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Wenn ich es unternehme, Ihre Aufmerksamkeit für Ausführungen, welche die wirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens zum Gegenstande haben, zu erbitten, so muss ich, wenngleich mit den Bedingungen des nahen Orients wohl vertraut, vorausschicken, dass meine einschlägigen Kenntnisse nicht durch eigene Anschauung, nicht durch einen Aufenthalt im Lande selbst erworben sind, sondern sich auf das Studium umfangreichen Materials stützen, welches einerseits den durch Jahrtausende gehenden wirtschaftlichen Auf- und Niedergang des Doppelstromgebietes, anderseits die auf diese Tatsachen fussenden Ausblicke für eine Wiederbelebung des wohl erstarrten, aber in seinen vitalsten Bedingungen unveränderten Landes behandelt.

Babylonien, ein Alluvium von etwa 10 Millionen Hektar Fläche, findet seine natürlichen Grenzen im Osten an den Abhängen des Hoch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

landes von Luristan, im Westen am Steilabfall der Syrischen Wüste und der Arabischen Hochebene, im Süden am Gestade des Persischen Golfes. Die Nordgrenze nimmt ihren Ausgang am Euphrat in der Höhe des Breitengrades von Bagdad, um den Tigris etwa 150 km stromaufwärts bei Samarra zu schneiden.

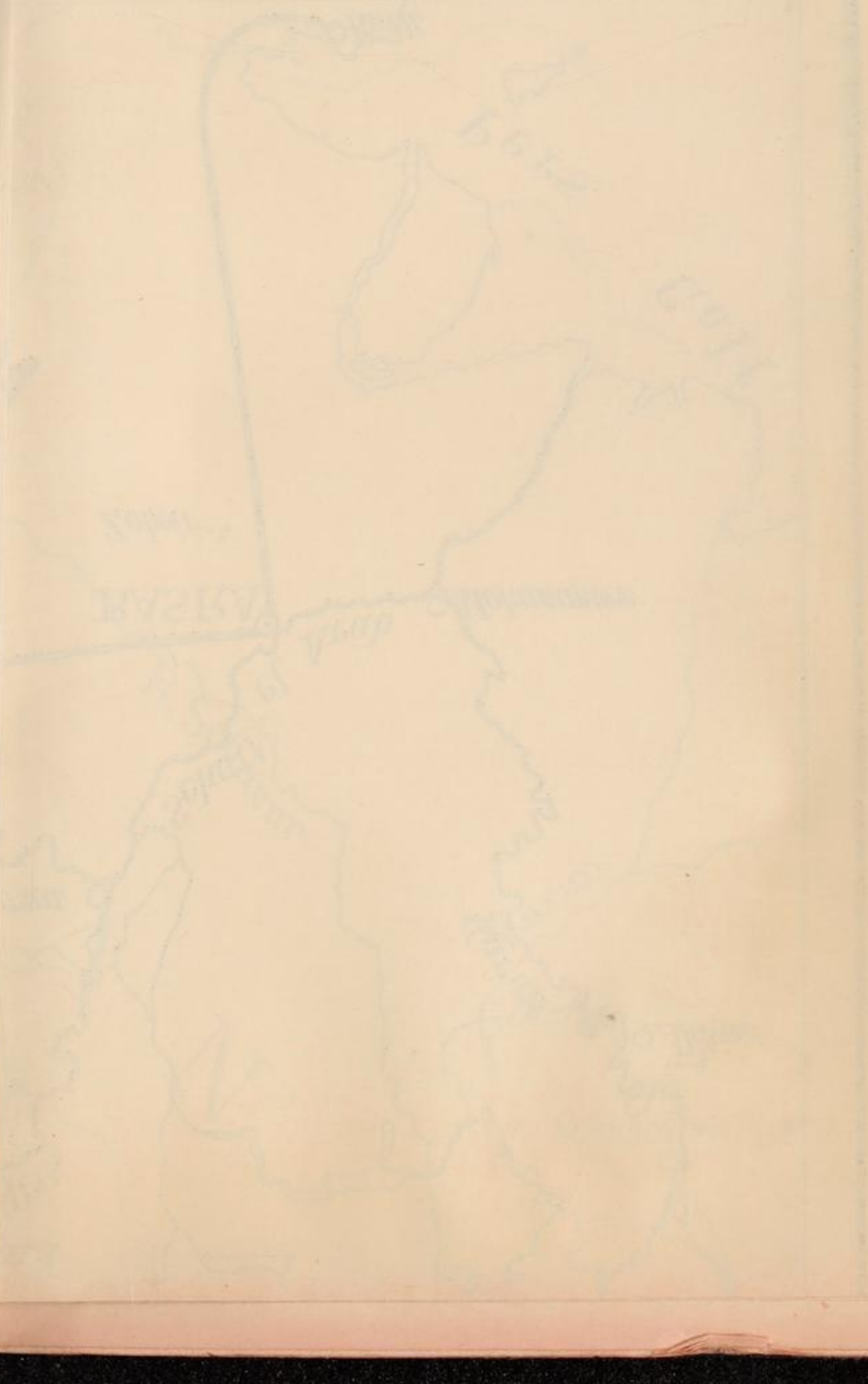
Die zur Verfügung stehende Zeit gestattet mir nicht, Ihnen auch nur eine flüchtige Schilderung der nach dem jetzigen Stande der Wissenschaft um mehr denn drei Jahrtausende jenseits unserer Zeitrechnung zurückreichenden Geschichte Babyloniens, mit der die wirtschaftliche Entwickelung des Landes Hand in Hand ging, zu geben.

Wir wissen, dass das Doppelstromland den Alten die Verkörperung der Fülle und allen Reichtumes der Erde war. Plinius nennt es „fertilissimus ager totius Orientis" und Maimun, der Sohn und Nachfolger Harun el Raschids konnte beim Anblick Ägyptens, eines Landes, welches zu allen Zeiten als ein Garten Gottes gepriesen wurde, ausrufen: „Verflucht sei Pharaoh, der sich in seinem Stolze brüstete: Bin ich nicht Pharaoh, König von Ägypten? Wenn er Chaldäa gesehen hätte, er würde es mit Demut gesagt haben." Babylonien wurde als die Kornkammer nicht nur Vorderasiens sondern des jeweilig bekannten Weltkreises gepriesen und die auf uns gekommenen Daten der Ernte und Steuererträge sind in der Tat bestens geeignet, diese Anschauung zu stützen.

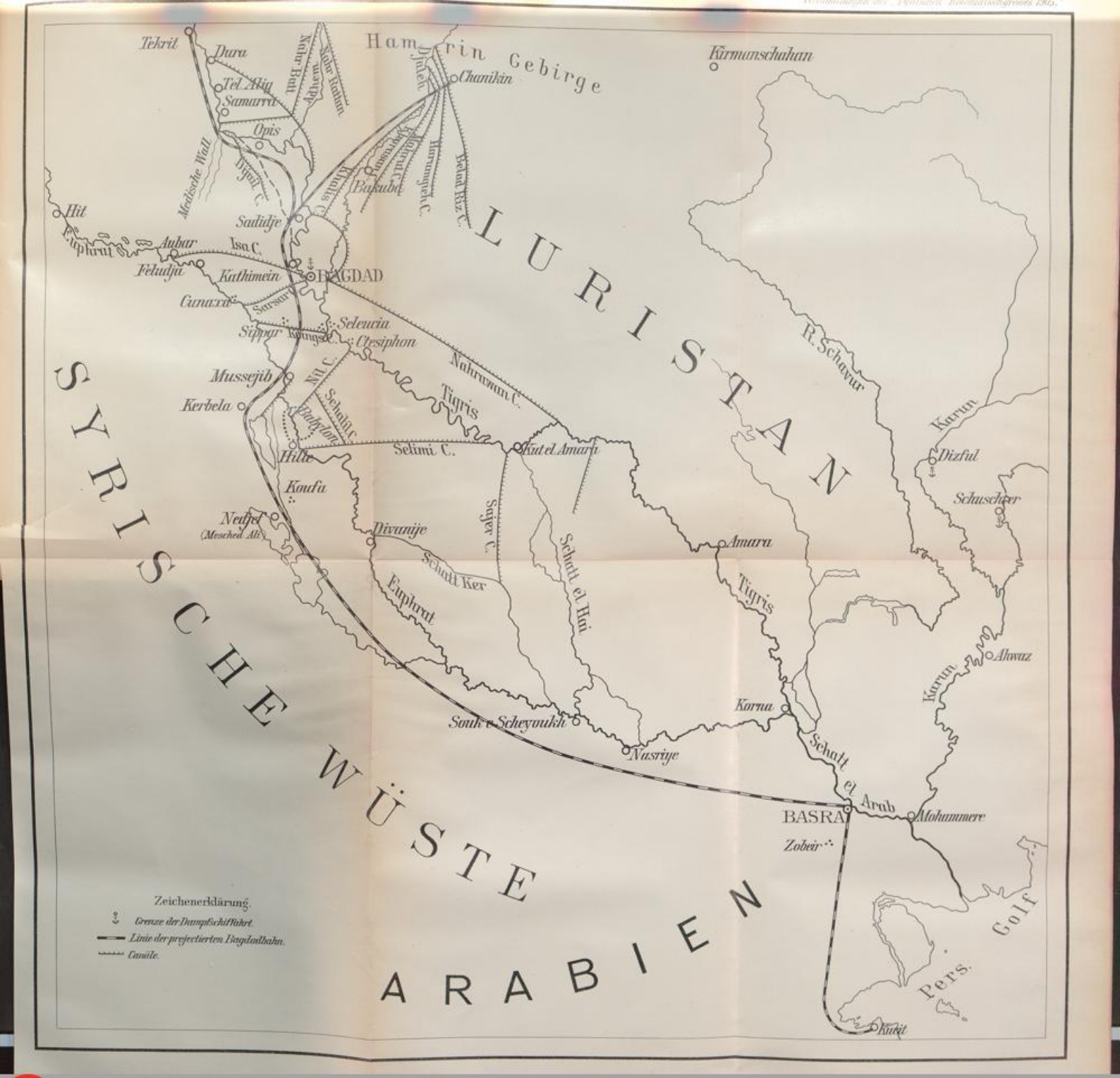
Babylonien war das Holland des Altertums. Um das Land einerseits vor den Verheerungen der alljährlichen Hochflut zu schützen, anderseits um die befruchtenden Wassermassen den dem Stromgebiet fern gelegenen Landesteile zuzuführen, waren die Bewohner genötigt, schützende Dämme und ein weitverzweigtes, gleichzeitig dem Verkehr dienendes Kanalsystem anzulegen. Die Herrscher betrachteten es in richtiger Würdigung der grossen wirtschaftlichen Bedeutung als eine ihrer vornehmsten Aufgaben, die Wasserstrassen auszubauen und mehrfach ist das Andenken jener Monarchen in den Namen ihrer Schöpfungen verewigt. Nebukadnezar, der eine gründliche Restaurierung des Nahrwankanals durchgeführt hatte, errichtete auf der Ebene von Dura, dort, wo der Kanal vom Tigris abzweigt, ein weithin sichtbares, ihn selbst verherrlichendes, goldenes Standbild.

Die beigeheftete Kartenskizze stellt die Hauptadern des Babylonischen Kanalsystemes dar, wie es uns durch Herodot, Plinius, Xenophon, Strabo, den Kitab el Akalim, Kodama und andere anschaulichst geschildert wird und dessen Spuren noch heute mehr oder minder deutlich verfolgt werden können. Dank der befruchtenden, weise geleiteten und sorgsam gehüteten Wässer des Doppelstromes, war das Land zwischen den engen Maschen dieser Kanäle und ihren Abzweigungen dicht bevölkert und in allen Teilen, reiche Ernte an Getreide, Baum-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG



Staats- und Universitätsbibliothek Bremen


Tekrit
Dura
Tel Afig
Samarra
Opis
Medische Wall
Nahr Bân
Adhaim
Nahr Rûtan
Diyâla R.
Hamrin Gebirge
Jalula
Chanikin
Kirmanschahan
Bakuba
Hit
Euphrat
Aubar
Isa C.
Saklidje
Feludja
Kathimein
BAGDAD
Ganaxa
Sursar
Sippar
Seleucia
Ctesiphon
Nahrawan C.
Mussejib
Nil C.
Kerbela
Schatt el Nil
Babylon
Tigris
Hille
Selmi C.
Kut el Amara
Koufa
Nedjef
(Mesched Ali)
Divanije
Sakr C.
Schatt Ker
Euphrat
Schatt el Hai
Amara
Tigris
LURISTAN
R. Schavur
Karun
Dizful
Schuscheer
Ahwaz
Karun
Korna
South Scheyoukh
Nasrije
Schatt el Arab
Mohammere
BASRA
Zobeir
Golf
Pers.
Kuweit
SYRISCHE WÜSTE
ARABIEN
Zeichenerklärung.
Grenze der Dampfschiffahrt.
Linie der projectierten Bagdadbahn.
Canäle.

wolle, Datteln, den Produkten des Garten- und Weinbaues erbringend, angebaut. Wohlstand und gedeihliche Entwickelung herrschte aller Orten.

Es ist einleuchtend, dass eine solche hohe Stufe wirtschaftlichen Aufschwunges nur Bestand haben konnte unter dem Zeichen einer nach Aussen wie Innen gefestigten weitschauenden Regierung. So war es unter der wechselnden Herrschaft der Chaldäer, Assyrier, Iranier, Mazedonier und Araber, und so würde es heute noch sein, hätte mit dem Ausgange des Abassidischen Regiments, um die Mitte des 13. Jahrhunderts, nicht eine Epoche politischen Niederganges eingesetzt, die bis auf den gegenwärtigen Tag besteht, welche die Lebensadern des Landes im wahren Sinne des Wortes unterbunden, abgelenkt und zerstört hat.

Wenn Babylonien heute entvölkert und mehr einer Wüste als einem Fruchtlande gleichend darniederliegt, wenn Euphrat und Tigris nicht mehr den ihnen gewiesenen Kanalbetten folgen, sondern ihre Wässer, zerstörend über das Land flutend, weite Sumpfregionen bilden, so liegt die Ursache hierzu in dem durch die politischen Verhältnisse bedingten wirtschaftlichen Verfall des Landes. Die klimatischen Bedingungen sind in ihren Grundzügen unverändert geblieben; Euphrat und Tigris führen mit ihren Nebenflüssen heute eine gleich ausgiebige Wassermenge wie zu den Zeiten Sargons von Agade, Nebukadnezars und Chosrus, um das Alluvialgebiet Babyloniens ausreichend zu befruchten. Pflicht der Billigkeit ist es, zu betonen, dass die gegenwärtigen Machthaber bereits einen Zustand völligen Verfalles vorfanden, als sie in den Besitz Babyloniens gelangten; so trifft die Osmanen keine Verantwortung für den Wandel der Verhältnisse — anderseits haben sie sich auch als machtlos erwiesen, das Land seiner alten Blüte erneut entgegenzuführen.

Für eine derartige umfassende Aufgabe gebricht es dem schwerfälligen Orientalen an Einsicht und wirtschaftlicher Stärke; es bedarf der fördernden Hand des Abendlandes um ein dem Verlöschen nahes Produktionsgebiet von aussergewöhnlich reichem inneren Werte zu frischem Leben zu erwecken.

An der Lösung dieser schönen Aufgabe mitzuwirken, ist Deutschland Dank seiner seit Jahrzehnten im nahen Osten verfolgten Politik und gestützt auf die bisher in dieser Richtung erzielten ermutigenden Erfolge in erster Linie mitberufen. Wir haben es verstanden, in der Türkei nicht nur wirtschaftlich festen Fuss zu fassen, sondern auch in steigendem Masse das Vertrauen der Bevölkerung zu unsern auf die Pflege wechselseitiger Interessen, auf die Schaffung bleibender Werte gerichteten Bestrebungen zu gewinnen.

Welches sind nun die Interessen, welche in Babylonien für uns zu Recht bestehen, beziehungsweise ihrer Entwickelung harren?

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Gegenwärtig ist das Deutschtum erst in recht bescheidenem Masse vertreten: Einem seit wenigen Jahren in Bagdad ins Leben gerufenen, bis vor kurzem ehrenamtlich verwalteten, mit Umsicht geleiteten Konsulate — nebenbei das einzige zwischen Konia und dem Persischen Golfe — liegt die nicht leichte Aufgabe ob, die deutschen Interessen den einheimischen Behörden sowie den übrigen ausländischen Vertretern gegenüber, die zum Teil eine ansehnliche, von ihren Regierungen bestens gestützte Machtstellung inne haben, zu festigen und zu fördern, sowie seine vorgesetzten Behörden über die Strömungen des politischen und Wirtschaftslebens auf dem Laufenden zu erhalten. Der deutsche Handel wird nur durch ein in Bagdad domiziliertes Geschäftshaus repräsentiert, deren Inhaber es durch rastlose und zähe Arbeit, vielen Widerwärtigkeiten zum Trotz bestens verstanden haben, sich eine geachtete Stellung zu erringen. Die seitens der Deutschen Orient-Gesellschaft in Babylon ausgeführten, der wissenschaftlichen Forschung dienenden erfolgreichen Arbeiten haben auch das ihrige getan, dem deutschen Namen im Doppelstromlande einen guten Klang zu verleihen, aber als wirtschaftliche Faktoren kommen dieselben naturgemäss nicht in Betracht. Noch sei an dieser Stelle der Tätigkeit einer Zahl national empfindender Männer gedacht, die unter dem Namen „Bagdad-Komitee" vor einigen Jahren eine Vereinigung ins Leben riefen, welche es sich zur Aufgabe macht, die Bewohner Mesopotamiens dem Deutschtum durch Errichtung einzelner, der humanen Sache dienenden ärztlichen Stationen näher zu bringen. Es wäre zu wünschen, dass diese Bestrebungen, welche auf der richtigen Erkenntnis von der werbenden Kraft solcher Vorposten der Gesittung beruhen, bald aus dem Stadium der Vorbereitung heraustreten möchten, dass etwa bestehende Schwierigkeiten sich beheben lassen, damit wir auf diesem Gebiete hinter andern Nationen nicht zurückzustehen brauchen.

Diese soeben genannten überaus bescheidenen nationalen Werte würden es an sich nicht rechtfertigen, unser wirtschaftliches Interesse, für welches sich an vielen Punkten der Erde weitaus gefestigtere Ansatzpunkte bieten, zu erregen, wenn es deutschem Unternehmungsgeiste nicht gelungen wäre, sich in Babylonien Zukunftschancen zu sichern, die in die Tat umgesetzt zu sehen wir allerdings denkbar grösstes Interesse haben.

Die Konzession der Bagdadbahn ist es, welche Deutschland die ernste Pflicht auferlegt, wachsamen Auges die Vorgänge in Mesopotamien zu verfolgen und seinen Zwecken dienstbar zu machen.

Diese Konzession wurde, wie Ihnen bekannt sein dürfte, der unter deutscher Kontrolle stehenden Anatolischen Eisenbahngesellschaft seitens der Ottomanischen Regierung nach langwierigen, von der deutschen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Diplomatie in hervorragender Weise geförderten, uns dadurch aber auch dem Auslande gegenüber vermehrt engagierenden Verhandlungen im Januar des Jahres 1902 erteilt, nachdem ein grossherrliches Iradé bereits um die Jahrhundertswende ein provisorisches Abkommen im gleichen Sinne getroffen hatte.

Die Begleiterscheinungen der Konzessionserteilung gaben zu überschwänglichen Hoffnungen Anlass. Die weiten von der Bahn zu durchziehenden Gebiete sollten nach jahrhundertelangem Verfall zu ihrem alten, sagenumwobenen Reichtum zurückgeführt, mit einem Zauberschlage Wüsteneien unermesslicher Produktivität erschlossen werden. Und all dieses Segens sollten wir uns alsdann dank einer weitschauenden Wirtschaftspolitik erfreuen. So die Hoffnungen und Erwartungen.

Nüchterner die Wirklichkeit. Es hat ausserordentlicher Anstrengungen bedurft, um für eine so weitgehende Konzession eine bescheidene Handhabe kapitalistischer Betätigung auf internationaler Basis zu finden, und alles, was bis zum heutigen Tage geschah, ist die Verlängerung der Anatolischen Bahn über Konia hinaus um etwa 200 km, durch ein Gebiet, welches, da fast völlig eben, keine technischen Schwierigkeiten bot und deren Fertigstellung in wenig gerechtfertigter Weise bereits als ein Erfolg von grösster Bedeutung gefeiert wurde.

Nach dem Stande der Dinge besteht wenig Wahrscheinlichkeit, in einer nahen Zukunft den Schienenstrang nach der fruchtbaren Cilicischen Ebene oder gar über dieselbe hinaus fortgeführt zu sehen. Der Türkische Staatsschatz — wenn dessen Ebbe diese Bezeichnung zulässt — wird auf lange Zeit ausser Stande sein, die schweren Lasten, welche eine kilometrische Einnahmegarantie für eine so ausgedehnte, auf Hunderte von Kilometern durch öde Wüsteneien führende Eisenbahnlinie auferlegt, zu tragen. Eine grosse Zahl weitaus vitalerer Aufgaben, die nicht zurückgestellt werden dürfen, harren noch der Lösung, bevor die türkische Regierung sich bereit finden kann, die bedeutenden Passiven ihres Eisenbahnbudgets erneut zu steigern.

Aufgabe der Westmächte wäre es, hier fördernd einzugreifen, um der Türkei zu jenem Spielraume freier Wirtschaftspolitik zu verhelfen, der ihr heute durch zum Teil veraltete und unzeitgemässe Verträge beschränkt ist und dessen jedes auf Lebensfähigkeit Anspruch machendes Staatswesen zu seiner gesunden Entwickelung bedarf. Man gebe zum Beispiel der Regierung die Möglichkeit, von dem System der Wertzölle zu dem der Schutzzölle überzugehen und liefere einen Beweis billigen und opferfreudigen Denkens durch Aufgabe der den Europäern verbrieften Steuerfreiheit, die bei sachlicher Beurteilung jeder Begründung entbehrt. Die Türkei bedarf einer tiefgehenden Reorganisation auf finanzwirtschaftlichem Gebiete, selbstloser Männer des praktischen Lebens,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

deren Rat willig gehört, befolgt und durchgeführt wird; — das ist eine Forderung, an der auch wir im Drange nach wirtschaftlicher Expansion vermehrtes Interesse gewinnen müssen.

Habe ich soeben eine Weiterführung der Bagdadbahn über den jetzigen, dem Ausgange nahen Endpunkt hinaus als mit den derzeitigen Bedürfnissen und der finanziellen Lage des Landes schwer vereinbar bezeichnet, so eröffnen sich weitaus günstigere Perspektiven, falls mit dem Bahnbau am Persischen Golfe eingesetzt werden könnte, um Babylonien, das Gebiet unseres Interesses, zu erschliessen.

Ich habe eingangs geschildert, dass Babylonien im Altertum, dank seinem fruchtbaren Boden und einem weitverzweigten Netz von Kanälen, ein Land ausserordentlichen Reichtumes darstellte. Bisher war über den gegenwärtigen Stand jener Bewässerungsanlagen wenig bekannt und leider ist von deutscher Seite, von der doch die Initiative zur Erschliessung des Landes durch Auswirkung der Bahnkonzession ausging, trotz vielfacher Anregung nichts geschehen, um unser Wissen zu erweitern. So einleuchtend es scheinen mag, dass Babylonien nur dann rationell wirtschaftlich erschlossen und zu alter Blüte zurückgeführt werden kann, wenn der Bau der Bahn mit einer Rekonstruktion der alten Wasseradern Hand in Hand geht und dass dem Angriff der Arbeiten somit eingehende wasserwirtschaftliche Studien vorausgehen sollten, so ist, wie bedauernd zugestanden werden muss, noch kein Schritt in dieser Richtung unternommen. Es ist dieses vom nationalen Standpunkte aus um so weniger verständlich, als gerade Babylonien dasjenige Gebiet darstellt, wo uns leider, je länger wir zögern, desto ernsterer politischer Widerstand bei Ausführung des Bahnbaues zu erwachsen droht, und es daher nur eine folgerichtige Konsequenz der, dank unserer Diplomatie errungenen Konzession wäre, das auf dem Papier Erreichte durch zielbewusste Arbeit in die bleibende und ertragreiche Tat umzusetzen. Einschaltend möchte ich bemerken, dass allerdings seitens des rührigen Kolonialwirtschaftlichen Komitees vor etwa drei Jahren in dankenswerter Weise die Entsendung einer wasserwirtschaftlichen Expedition nach dem Bagdadgebiet geplant und in den Grundzügen festgelegt wurde, dass aber leider aus Mangel an verfügbaren Mitteln von der Inangriffnahme dieser vorbereitenden Arbeiten abgesehen werden musste — ein gleich trefflicher wie beschämender Beleg für die Indifferenz, den geringen Wagemut und die oft erstaunliche Kurzsichtigkeit der Interessentenkreise, wenn man bedenkt, dass seit Jahren bewegte Klagen über die Krisen in der Baumwollindustrie geführt werden und sich doch gerade in Babylonien aller Wahrscheinlichkeit nach lohnendste Aussicht für die Gewinnung hochwertigen Rohmaterials bietet.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Hier liegen Unterlassungssünden vor, die in der Zukunft zum Nachteil späterer Generationen leicht verhängnisvoll werden können.

Während wir nun untätig die Zeit verstreichen liessen, so dass es scheint, als ob es der klaren Erkenntnis gebräche, dass wer heute im Bereiche des Möglichen nicht den Hebel zielbewussten Handelns ansetzt, Gefahr läuft, morgen überflügelt zu werden, ist die nimmerrastende, weitschauende und vor keiner Schwierigkeit zurückschreckende zähe Tatkraft der Engländer, deren Opposition gegen eine Beteiligung am Bagdadbahnprojekt hinlänglich bekannt ist, und deren Aspirationen im Einklang mit ihrer am Persischen Golf des längeren verfolgten Politik dahin gehen, aus dem Lande um und südlich von Bagdad eine Domäne ihres Interesses zu erschaffen, seit mehr denn zwei Jahren in Wort und Schrift für den Plan einer wirtschaftlichen Neubelebung Babyloniens auf Grund der Rekonstruktion des alten Kanalnetzes eingetreten — im Gegensatz zu der bei uns üblichen Gepflogenheit, selbst bei Aufgaben von einschneidender nationaler Bedeutung in ängstlicher und den Eindruck der Unsicherheit hervorrufenden Weise die öffentliche Diskussion auszuschalten.

Niemand Geringeres als Sir William Willcocks, ein Mann, der sein ganzes Leben der Wasserbautechnik gewidmet hat, der lange Zeit in erfolgreichster Weise dem ägyptischen Departement für Irrigations-Anlagen vorstand, ein anerkannter Meister auf dem Gebiete der künstlichen Bewässerung, hat es sich auf Grund eingehender Studien zur Aufgabe gemacht, das Interesse seiner Landsleute für Babylonien wachzurufen. Sein vor der Khedivial Geographical Society in Kairo gehaltener, sogleich durch den Druck verbreiteter und von der führenden englischen Presse mit Eifer kommentierter Vortrag, betitelt: „The Restoration of the ancient irrigation works of the Tigris or the Recreation of Chaldea" hat nicht verfehlt, berechtigtes Aufsehen zu erregen, und es wäre nur zu wünschen, dass die Auslassungen eines Fachmannes von höchster Kompetenz auch in Deutschland die ihnen gebührende Beachtung finden möchten.

Sir William erläutert seine feinsinnigen Betrachtungen mit einem überraschend reichen, ihm zum Teil von der indischen Regierung zugänglich gemachten Material an Karten und Plänen. Er kommt zu dem Schluss, dass das ganze alte Nihrawan- und Dijailsystem wieder herzustellen sei und berechnet die Menge des erstklassigen Landes allein innerhalb der beiden genannten Systeme auf 1 280 000 Acres — etwa 500000 Hektar, was annähernd der Hälfte des ägyptischen Deltas gleichkäme. Einer späteren Epoche soll die Wiederherstellung der Kanäle zwischen Bagdad und Babylon, welche ein Gebiet von $1^1/_2$ Millionen Acres fruchtbaren Landes umfassen, vorbehalten sein. Willcocks gibt auch eine

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Kosten- und Rentabilitätsberechnung und glaubt, bei vorsichtigster Schätzung, dass 8 Millionen englische Pfund für das östliche und 13 Millionen für das westliche Kanalsystem aufzuwenden seien und dass das investierte Kapital eine hohe Verzinsung verspreche. Derartige Zahlen wollen uns ungeheuerlich erscheinen; dieselben fügen sich aber bestens in den Rahmen der für gleiche Zwecke und mit nicht minder günstigem Ergebnis in Ägypten und Indien gemachten kapitalistischen Aufwendungen ein.

Willcocks stützt den finanziellen Teil seiner Ausführungen u. a. wie folgt:

„Die Bagdadeisenbahn wird diese Gebiete durchschneiden, ihre Schienen werden an den Ufern des wiederhergestellten Nihrawankanals gelegt und Leben und Wohlstand in diesem Land der grossen Wechselfälle wiedergesehen werden. Der Bau dieser grossen Kanäle wird entlang der Linie der Eisenbahn ein Land so reich wie Ägypten schaffen, dessen Ertrag beides, die Kosten der Bahn und der Kanäle, decken und noch einen Ueberschuss ergeben wird. Freilich werden den nur Leute in Wirklichkeit umsetzen können, die aus eigener intimer Erfahrung wissen, was ägyptischer Ackerbau ist. Arbeiter von Indien und vielleicht von Ägypten werden die Kanäle graben und Wehre und Regulatoren bauen und werden sich dann in grosser Zahl niederlassen, um diese Länder zukünftiger Macht und zukünftigen Reichtums zu kultivieren, als ob sie ein zweites Pendschab oder ein zweites Ägypten wären."

Derartige von autoritativster Seite und zweifellos nicht ohne schwerwiegenden Rückhalt mit erfrischendem Freimut entwickelte Pläne weittragendster Bedeutung dürfen unserseits nicht ignoriert werden, zu einer Zeit, da der Wettstreit der Nationen, der Existenzkampf heisser denn je auf wirtschaftlichem Gebiete tobt, wo allerorts mit Anspannung der äussersten Kräfte auf die Gewinnung neuer Absatzgebiete hingearbeitet wird — oder doch werden sollte. Es hiesse eine verhängnisvolle Vogelstrausspolitik treiben, das nationale Gewissen mit dem Hinweise beruhigen zu wollen, dass die von englischer Seite aufgedeckten Karten nur einem ballon d'essai, einer kraftlosen Luftblase gleich zu achten sein.

Dann hätte sich Willcocks wohl nicht selbst im November vorigen Jahres auf den Weg gemacht, um seine theoretischen Studien einer praktischen Nachprüfung an Ort und Stelle zu unterziehen. Ueber das interessante Resultat seiner Forschungen äusserte er sich heimkehrend durch die der Regierung nahestehende „Times of India" u. a. wie folgt:

„Ich bin mehr als befriedigt gewesen, ich war erstaunt über den Spielraum, der für die Bewässerung im Gebiete des Euphrat und Tigris

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

vorhanden ist, und über die Leichtigkeit, mit der das grosse Werk ausgeführt werden kann."

„Das Land ist wie geschaffen für die Bewässerung. Da der eine Fluss 15 Fuss über dem Niveau des andern fliesst, ist ein natürlicher Abfall für die Kanäle vorhanden. Ich teilte das bewässerbare Land in fünfzehn Teile, von denen jeder selbständig ist und für sich in Angriff genommen werden kann, und die doch nach der Vollendung ein grosses Ganzes bilden würden. Es ist dies sehr wichtig, weil wegen des Schlammes alle Bewässerungswerke ineinandergreifen müssen, um bestehen zu können."

„Die Schwierigkeiten, die sich dem Ingenieur entgegenstellen, sind ganz unwesentlich. Die Probleme, die zu lösen sind, sind weit weniger ernsthaft, als diejenigen, auf die man täglich in Ägypten stösst. Für die Bauten ist eine Menge ausgezeichneten Baumaterials am Platze, Arbeiter sind, wie versichert wird, im Ueberfluss zu bekommen, sobald es bekannt ist, dass regelmässig bezahlt wird."

Und Sir William schliesst seine Ausführungen mit dem Satze:

„Als ich dort stand, die Überbleibsel eines alten, stolzen Bewässerungssystems überblickend, war mir zu Mute, wie dem Propheten Ezechiel, als er in das Tal der trockenen Knochen niederschaute. In den weiten Wasserläufen der verlassenen Kanäle lagen die trockenen Knochen vor mir. Ich sehne mich danach, sie mit Fleisch und Blut zu umgeben, sie mit Leben zu füllen, dieses Land wieder so fruchtbar und lachend zu machen, wie wenig andere. Meine Hoffnungen, mein Ehrgeiz, mein Werk sind von nun ab die Wiedererweckung Chaldeas."

Dass dieser tatkräftige Mann mit Unterstützung des englischen Botschafters seine Pläne bereits in Constantinopel an massgebendster Stelle unterbreitet hat, scheint nach den vorliegenden Meldungen ausser Zweifel zu stehen. In der Türkei, dem Lande der unbegrenzten Möglichkeiten par excellence, mag es sich immerhin ereignen, dass metallführende Unterströmungen auch einer so grossen und nicht in letzter Linie dem Lande selbst hohen Gewinn bringenden Aufgabe Hindernisse in den Weg legen — aber dem Schicksale unseres Landsmannes Pressel, der schon in den 70er Jahren ein vorzüglich durchdachtes Projekt für den Bau einer Bahn zwischen Bosporus und Persischem Golf vorlegte, um von den Epigonen seiner Geistesarbeit ignoriert im Elende zu sterben — ein solches Loos wird nach aller Voraussicht dem Pionier englischer Wirtschaftspolitik erspart bleiben.

Sehen wir nun auf der einen Seite die reich ausgestattete Konzession zum Bau eines Babylonischen Schienennetzes und die, falls nicht genutzt, allerdings bereits im Januar 1910 ablaufende Ermächtigung zum Bau und Betrieb moderner Hafenanlagen zu Bagdad, Basra und einem

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

noch näher zu bestimmenden Punkte des Persischen Golfes in deutschen Händen, und die gleichfalls auf eine Konzession hinzielenden Pläne zur Wiederherstellung des alten Kanalnetzes von englischer Seite ernstlich gefördert und vergegenwärtigen wir uns, dass beiden Teilen nicht minder wie dem Nächstbeteiligten, der Türkei, bleibende wirtschaftliche Werte nur erwachsen können, wenn die Legung der Schienen mit der Ausführung wassertechnischer Bauten Hand in Hand geht, dann scheint mir der Weg gewiesen, auf dem unserseits vorzugehen ist, um deutschem Unternehmungsgeiste in Babylonien chancenreiche Bahn zur Betätigung zu schaffen.

Wenn ich bei meinen bisherigen Ausführungen die Interessen pointierte, welche Deutschland in Babylonien erworben hat, so liegt mir nichts ferner, als ein Monopol unserseits für die wirtschaftliche Erschliessung dieses Landes — auch nicht bedingungslos zu Gunsten einer bestimmten Interessentengruppe — proklamieren zu wollen. Es sollte dargetan werden, dass wir es verstanden haben, im Euphrat-Tigrisgebiete eine wertvolle Handhabe für deutsche Arbeit und deutschen Einfluss zu erringen, und dass diese günstige Position auch die Pflicht auferlegt, uns deren bester Nutzanwendung zu befleissigen; dass es vor allem gilt, den Anteil zu sichern, der dem deutschen Volke im Verhältnisse seiner erzielten Erfolge an der wirtschaftlichen Entwickelung Babyloniens billigerweise zusteht.

Es entspricht ja auch durchaus nicht den Tatsachen, die Bagdadbahn als ein rein „deutsches" Unternehmen zu feiern; uns gebührt der Ruhm, die Kastanien aus dem Feuer geholt, in diesem Falle die Konzession seitens der türkischen Regierung mit Geschick erworben und deren Ausführung um ein Geringes gefördert zu haben, aber an ihrem Risiko und ihren Chancen nimmt nicht deutsches Kapital im bedeutendem Masse Teil — das ist aber alles andere, denn ein Unglück, so lange wir die Führung in festen Händen behalten. Weltwirtschaft beruht auf gesunder Wechselwirkung der Interessenkreise und es würde von irrigen Anschauungen zeugen, wollte man dieselben entgegen dem liberalen Grundsatze vom freien Spiel der Kräfte im Rahmen der Nationalität oder gar einzelner Erwerbsgesellschaften ihren beengenden, leicht zur Verkümmerung führenden Abschluss finden lassen.

Nun treten uns in Babylonien Bestrebungen entgegen an deren Förderung wir im allereigensten Interesse regsten Anteil nehmen sollten, um so mehr dieselben von einer Seite kommen, die wir ohne Einbusse an berechtigter Selbstachtung als willkommenen Bundesgenossen und als an Erfahrungen reicheren Lehrmeister zu begrüssen, nicht anstehen sollten.

Würde sich nicht — und ich stelle diesen Vorschlag zur Diskussion — eine Vereinbarung zwischen der Türkei einerseits und einem gedach-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten, mit den Konzessionären der Bagdadbahn kooperierenden Finanz-Konsortium anderseits treffen lassen, der zufolge ohne sofortige Inanspruchnahme der türkischen Finanzen, lediglich auf Grund der dem Unternehmen innewohnenden Zukunftschancen, die etwa 800 km lange Bahnlinie von Basra über Nedschef, Kerbela und Bagdad nach Chanikin eventuell zunächst auf Basis einer Spurweite von nur 1 m gebaut, sowie die vorgeschlagene Restaurierung des alten Kanalnetzes vorgenommen werden könnte?

Die Geldgeber vermöchten mit einer angemessenen Verzinsung der investierten Kapitalien zu rechnen, sowie die Türkei an ihrem Gewinne partizipieren zu lassen, wenn ihnen ausser den in der Bahnkonzession enthaltenen wertvollen Gerechtsamen, die Nutzung der kanalisierten Wässer — dies wäre eine conditio sine qua non — zugestanden wird.

In der Geschichte des türkischen Staatswesens sind schon weitaus kompliziertere und weniger gut fundierte Finanzkonstellationen als die vorgeschlagene ohne Nachteil für die Kontrahenten durchgeführt worden, als dass zu befürchten stände, die beteiligten Kreise würden auf Basis des skizzierten Vorschlages nicht ihre auskömmliche Rechnung finden.

Es lässt sich sogar mit ziemlicher Gewissheit voraussagen, dass die Strecke Chanikin—Basra, deren technische Ausführung, von einigen grösseren die Flüsse und Überschwemmungsgebiete überspannenden bezw. durchquerenden Brücken abgesehen, keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten und somit auch keine rationelle Verzinsung erschwerende Kosten verursachen dürfte, bereits mit Beginn der Betriebseröffnung lebensfähig sein wird. Heute ist der Verkehr zwischen Basra und Bagdad auf wenige kleine, zum Teil veraltete, in ihrer Zahl beschränkte Dampfer angewiesen, welche von ihrem Monopol ausgiebigsten, den Handel schwer schädigenden Gebrauch machen. Die Frachtspesen zwischen genannten Orten sind häufig höher als beispielsweise diejenigen von London nach Basra, und dabei müssen die Waren infolge der unzulänglichen Zahl der Schiffe und des seichten Wasserstandes unter Benachteiligung ihrer Qualität oft monatelang in Basra lagern, bevor dieselben stromaufwärts befördert werden können.

Der Bau der Linie Basra--Bagdad—Chanikin und die Ausführung der für Basra konzessionierten modernen Hafenanlagen würden die Situation mit einem Schlage ändern und die Frachten auf den schnellen und weitaus sichereren Landweg leiten. Die bedeutenden Mengen der nach Persien bestimmten Transitwaren würden bis Chanikin durchlaufen, und die grosse Zahl der alljährlich den beschwerlichen Weg zwischen Chanikin und den geheiligten Stätten von Kerbela und Nedschef

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ziehenden schiitischen Pilger, sowie die Beförderung der zur letzten Ruhe nach dort transportierten Leichen würden auf die Bahn übergehen.

Wenn ich einer Fortführung der Bahn von Basra nach dem Persischen Golfe trotz der auf dem Schatt el Arab wenig günstigen Wasserverhältnisse für jetzt nicht das Wort rede, so tue ich es in der Erwägung, dass eine Verständigung über den bei Kuweit projektierten Endpunkt infolge der dortigen ungeklärten und gespannten politischen Lage es uns ratsam erscheinen lassen sollte, von leicht zu Missverständnissen führenden Schritten Abstand zu nehmen. Diese Frage wird sich von selbst lösen, wenn die fortschreitende Erschliessung des Landes allen Beteiligten den Wunsch nach einem Debouché zum offenen Meere gebieterisch aufdrängt.

Es sei hier erwähnt, dass von englischer Seite die Verlängerung der zurzeit an der indischen Nordwestgrenze endenden Quettabahn über Nuschki, Kirman, Ispahan und Kirmanschan nach Chanikin angestrebt wird und die, wenn auch vielleicht noch im weiten Felde liegende Ausführung dieses transpersischen Schienenweges alsdann der Bagdadbahn vermehrte Transporte zuleiten dürfte.

Wenn dank der von sachkundigen Männern durchgeführten Wiederherstellung des babylonischen Kanalsystems aus Wüsteneien ein reiche Erträge abwerfendes Fruchtland geworden ist, und ein der Kanalführung angepasstes Netz von Kleinbahnen die Produkte des Feldes der Hauptverkehrsader zuführen, dann wird es uns nicht gereuen, zu solch lohnender Kulturarbeit die Initiative weitblickend ergriffen zu haben. Dass ich Ihnen kein Trugbild der Phantasie malte, weiss jeder, der beispielsweise mit der wirtschaftlichen Entwickelung Ägyptens vertraut ist. An einer solchen Wandlung der Dinge haben in erfreulicher Weise alle Beteiligten gleich hohes Interesse, und es will mir nur eine Frage gewandten Prozedierens scheinen, um eine Verständigung zu gemeinsamer, grosser Aufwendungen werter Betätigung — zu einer entente cordiale, die nicht bei leeren Worten oder gar an nicht vorhandenen, in törichter und verbrecherischer Weise geschaffenen Gegensätzen Halt macht — herbeizuführen.

Ich bin mir wohl bewusst, dass all dieses nicht so schnell erreicht, wie vorgezeichnet werden kann, aber lassen Sie uns vor den Hindernissen, die geringer sind, als der Preis, um den wir in gesunder Selbstsucht ringen, nicht zurückschrecken; machen wir uns die von so vielen Seiten gebotenen vorbildlichen Anregungen durch eifriges Studium und zielbewusste Nachachtung zu eigen; vergegenwärtigen wir uns, dass nur klar erwogenes, einmütiges und opferfreudiges Wirken vor Zersplitterung und Unproduktivität bewahrt; tragen wir in die Länder West-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

asiens, die sich der wirtschaftlichen Befruchtung, wie kaum andere Weltgebiete, darbieten, deren Bevölkerung Kraft und Adel innewohnt — zu unserem und ihrem Nutz und Frommen — die belebende Leuchte wohlgeplanter und mit starrem Willen durchgeführter wirtschaftlicher Erschliessung. Mögen alsdann deren Strahlen in ihrer segenspendenden Wirkung, einem Spiegelbilde gleich, auf uns zurückfluten, damit das Wort in seiner ganzen umfassenden Bedeutung an uns wahr werde: „Ex oriente lux!"

Dr. **H. Grothe,** München, erklärt sein volles Einverständnis zu den Ausführungen des Herrn Said Ruete, namentlich was die erörterten Massnahmen betrifft, der Türkei eine grössere wirtschaftliche Bewegungsfreiheit für Neuordnung der Zollsätze zu sichern, was neue Mittel zu den für den Bagdadbahnbau nötigen Garantien freimachen würde. Zu bedauern ist nach seinen Ausführungen die geringe Akzentuierung der deutschen Interessen in Vorderasien durch entsprechende Konsulate. Wie an der Nordküste von Anatolien, wo der deutsche Handel dank der deutschen Levantelinie in den letzten zehn Jahren stark sich entwickelte, seit langem ein deutsches Konsulat fehlt, so ist der Mangel eines solchen auch für Mossul äusserst fühlbar, wie dies mehr als ein deutscher Reisender, vor allem die Deutsche Orientgesellschaft bestätigen kann. Redner betont, dass fernerhin die Errichtung ärztlicher Missionen im Zweistromlande von hoher Bedeutung sei. Die von ihm geführte Mesopotamien- und Südpersien-Expedition habe die Mitführung eines Arztes nach Bagdad zwecks seiner dortigen Niederlassung vorgesehen. Hinsichtlich der Anregung von Said Ruete, den Bahnbau von Basra nach Hannekin baldigst in Angriff zu nehmen, äussert sich der Redner dahin, dass er eine deutsche Dampferverbindung auf der Strecke Basra—Bagdad, in Verbindung mit einer Schiffahrtslinie Hamburg—Persischer Golf und den gleichzeitigen Bau der Bahn von Bagdad nach Mossul und Diarbekir hin vorläufig für vorteilhafter erachtet. Auf diese Weise könnten vielleicht leichter grössere Strecken erschlossen werden. Das Studium der Wirtschaftsverhältnisse jener Gegenden müsse auf Grund fachmännischer naturwissenschaftlicher, vor allem geographischer und geologischer Arbeit vor sich gehen, die tatkräftig finanziell zu unterstützen, wie die Engländer dies mit Willcocks taten, leider die in Vorderasien interessierten deutschen Finanzkreise wenig Neigung und Verständnis zu haben scheinen. Über die Wichtigkeit der von ihm für diese Gegenden angeregten meteorologischen Stationen, auf deren Beobachtungen wirtschaftliche Mass-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nahmen grösseren Stils fussen müssten, habe sich der Redner schon in der VI. Sektion gelegentlich seines Vortrags über die deutsche Kolonisation im Orient geäussert.

Oberlehrer Dr. **Hertzberg**, Halle a. S., betont, dass Babylonien nicht von der Tagesordnung verschwinden dürfe und weist darauf hin, dass man unter den Hilfsquellen Babyloniens nicht vergessen dürfe die Petroleumgebiete von Kerkuk und die Naphthagebiete von Hit. Die agrarische Opposition könne man beruhigen, denn man könne recht wohl statt Weizen hier Reis und Baumwolle in grossen Mengen erzeugen, und wenn Weizen gebaut werden sollte, würde auch ein Überschuss davon nach Britisch-Indien gehen können.

Prof. Dr. **Warburg**, Berlin, bespricht die Bemühungen des Kolonialwirtschaftlichen Komitees bezüglich der Erforschung der wasserwirtschaftlichen Verhältnisse Babyloniens und weist darauf hin, dass der Bericht von Sir William Willcocks über die Wiederherstellung der alten Bewässerungswerke am Tigris und die Auferstehung Chaldäas in Übersetzung auch in der Zeitschrift des kolonial-wirtschaftlichen Komitees „Der Tropenpflanzer" Februar 1905 erschienen ist. Redner sieht einzig in der Erschliessung dieser vorderasiatischen Gegenden eine wirkliche Sicherung der deutschen Baumwollindustrie, da unsere Kolonien, respektive das gesamte tropische Afrika, nur einen Bruchteil des Bedarfs Deutschlands respektive Europas zu liefern imstande sind, nämlich etwa 100 000 respektive 5—600 000 Ballen gegenüber einem Bedarf von 1,6 Millionen respektive 8 Millionen Ballen; schon die etwa 10 000 qkm des Willcocksschen Bewässerungsplanes sind imstande mindestens 500 000 Ballen Baumwolle jährlich zu liefern, das gesamte Gartenland Babyloniens würde mindestens die doppelte Menge ergeben. Hierzu ist freilich die jetzige Bevölkerung zu gering, da das Vilayet Bagdad nur etwa 600 000, ganz Mesopotamien, d. h. die Vilayets Mossul, Bagdad und Basra zusammen 1,4 Millionen Einwohner besitzen, während schon das Willcockssche Projekt einer ackerbauenden Bevölkerung von mindestens 1 Million Einwohner bedarf. Eine Besiedelung im Grossen ist aber nur möglich gleichzeitig mit einer Kolonisation seitens nicht-türkischer Bauern, Inder, ägyptischer Fellachen usw., und diese nur denkbar unter Voraussetzung einer durch einen international garantierten Charter gewährten administrativen und juridischen Autonomie. Nur eine internationale, äusserst kapitalkräftige Gesellschaft ist imstande, diese grösste Kulturaufgabe des nächsten Jahrzehnts durchzuführen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Freiherr **v. Münchhausen,** Gr.-Lichterfelde, erinnert an das Wort des grossen Bismarck: Die Regierung hat mit Gründung ihrer Schutzeinrichtungen dem Fortschritt des Handels zu folgen, z. B. musste das auf den Antrag des Orientalisten Dr. Blau Anfang der sechziger Jahre gegründete preussische Konsulat in Trapezunt Ende der sechziger Jahre wieder eingehen, nachdem der dritte dorthin geschickte Konsul aus Mangel an Beschäftigung in Tiefsinn verfallen war. Man weise tatsächlich das Bedürfnis nach, und die Regierung wird mit Gründung von Konsulaten folgen.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Yangtse-Gebiets.

Von Dr. **Georg Wegener,** Berlin.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Der Redner bittet, vor Eintritt in seinen Gegenstand eine Mitteilung machen zu dürfen, von der er sicher sei, dass sie die tiefste Anteilnahme der Versammlung hervorrufen werde. In dieser Nacht sei Ferdinand von Richthofen verschieden. (Grosse Bewegung.) Er komme soeben von seinem Sterbebett. Am Mittwoch, nachmittags, habe ihm ein Schlaganfall die Besinnung geraubt, sie sei nicht wiedergekehrt, und gestern abend $^1/_2$11 Uhr sei er ohne jeden Kampf entschlafen. Es sei hier nicht der Ort, die Persönlichkeit des grossen Toten zu würdigen, auch fühle er sich dazu nicht imstande; zu tief sei er noch erschüttert von dem Anblick des mächtigen Hauptes, das so still und friedlich wie aus Marmor auf den weissen Kissen gelegen, und durch das ungeheure Rätsel, das aus diesem Antlitz gesprochen: was nun plötzlich aus dieser Welt von Wissen und Güte geworden sei, die hinter dieser Schädeldecke gelebt habe. Sei Richthofen auch in erster Linie reiner Gelehrter gewesen, so habe doch auch der Kolonialkongress alle Ursache, um den Hingang dieses Mannes zu klagen, denn er stehe auch mit unserer praktischen Sache in innigster Beziehung. Habe er doch u. a. den Weg nach Kiautschou gewiesen; ja mehr als das, mit all den Bestrebungen deutscher Arbeit in China stehe seine Tätigkeit in innigstem Zusammenhang. Gerade er, der Redner, habe bei der Vorbereitung dieses Vortrages wieder staunend sich vor Augen führen können, was für eine Summe auch wirtschaftlicher Kenntnisse für den Osten wir ihm verdanken. Noch heut seien die in seinen „Letters ou

China" und an vielen Stellen seiner grösseren Werke niedergelegten Beobachtungen und Winke über Bodenschätze, Verkehrsverhältnisse und dergleichen die bedeutendste und zuverlässigste Grundlage für die wirtschaftliche Erschliessung Chinas, die wir haben. Der Redner habe nicht das Recht, die Anwesenden zu bitten, sich zu Ehren des Verstorbenen, eines der grössten Gelehrten, die Deutschland besessen, und eines der besten und edelsten, im höchsten Sinne vornehmen Menschen, von ihren Sitzen zu erheben, glaube aber in ihrem Sinne zu handeln, wenn er den Herrn Vorsitzenden bitte, dies zu tun.

(Es geschieht und die Anwesenden erheben sich von ihren Sitzen.)

* * *

Eine neue Situation ist in Ostasien durch den überraschenden Sieg Japans über Russland und durch den fast noch überraschenderen englisch-japanischen Bündnisvertrag geschaffen worden, die das Interesse aller Weltmächte an der bevorstehenden Entwickelung Ostasiens zur höchsten Spannung anfacht. Das eine erscheint sicher: Die Aera der Hoffnungen auf eine dereinstige politische Beherrschung Ostasiens ist für die meisten Mächte zu Ende. Um so schwerwiegender tritt jetzt nach dem Friedensschlusse die Frage nach der wirtschaftlichen Zukunft des Ostens hervor. Und da unterliegt es keinem Zweifel, dass, wenn auch Japan augenblicklich politisch im Vordergrunde steht, doch wirtschaftlich nach wie vor China unbedingt und weitaus an Bedeutung überwiegt. Ich brauche diese Prämisse in einer Versammlung, wie die, vor der ich zu sprechen die Ehre habe, nicht zu beweisen; Sie wissen alle ebenso gut wie ich, dass die Worte auch heute noch zu Recht bestehen, die Ferdinand von Richthofen ausgesprochen hat:

> „Das Reich der Mitte ist materiell das gesegnetste unter den Ländern der Erde, eine scheinbar unerschöpfliche Schatzkammer, was die Produkte des Bodens und intelligente menschliche Arbeitskraft betrifft, ein Land von einer unberechenbar grossen und wichtigen Zukunft, dessen gigantischer Handel mehr und mehr die Arena des Wettkampfes der Kulturvölker werden wird."

Die moderne Entfaltung Japans hat ihre wesentlichste Bedeutung doch nur darin, dass in ihm noch ein weiterer ebenbürtiger Rivale für den Kampf auf diesem Schauplatz hinzugetreten ist. Und wenn auch, wie wir in der gestrigen Sitzung der 7. Sektion in dem Vortrag des Herrn Prof. Rathgen gehört haben, die Entwickelung des chinesischen Aussenhandels unerwartet langsam vor sich geht, so kann dies bei einem Lande, das noch heute immer erst an einzelnen Punkten diesem Handel erschlossen ist, das in seiner Kultur etwa auf einem Standpunkt

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

steht, wo wir vor 2—300 Jahren standen, und dessen Leben noch jetzt im wesentlichen auf landwirtschaftlichem Kleinbetrieb aufgebaut ist, nicht wundernehmen. Die Zukunft aber, von der Richthofen spricht, wird kommen.

Es ist ferner auch nicht meine Aufgabe, die politischen Gesichtspunkte zu erörtern, nach denen sich vielleicht aus der neuen Situation Verhaltungsmassregeln für unser Vorgehen in China ergeben könnten. Dass aber Deutschland, eines der ersten Industrie- und Handelsländer der Erde, im friedlichen Wettbewerb um den besten aller Zukunftsmärkte der Erde nicht beiseite stehen darf, ist gewiss. Indem ich hier annehme, die öffentlich verkündete Absicht des englisch-japanischen Vertrags, die Erhaltung des status quo und des Prinzips der offenen Tür in China, ist ehrlich gemeint, will ich lediglich untersuchen, welcher Teil des chinesischen Reiches wirtschaftlich der wertvollste ist und deshalb unsere Aufmerksamkeit am meisten verdient.

Das aber ist das Gebiet des Yangtsekiang.

Schon räumlich springt das in die Augen. Von den Provinzen des eigentlichen China — die schwach bevölkerten und minder kultivierten Nebenländer können hier ausser acht gelassen werden — gehören annähernd $^3/_7$ dem Stromgebiet des Yangtse an. Das ist noch ein wenig mehr als Deutschland, Frankreich, England, Italien, Spanien und Portugal zusammengenommen. Der Begriff Mittelchina deckt sich mit dem des Yangtsegebiets. In bezug auf die Bevölkerungszahl verschiebt sich das Verhältnis noch mehr zugunsten dieses Bereichs, da in ihm fast $^5/_7$ der Einwohner des Chinesischen Reiches leben. Alle chinesischen Bevölkerungsangaben sind ja mit grosser Reserve aufzunehmen, schätzt man aber die Gesamtzahl der Bewohner Chinas auch nur auf 400 Millionen, so sind das mindestens 250 Millionen Menschen, was den Bevölkerungszahlen fast des gesamten ausserrussischen und türkischen Europas nahekommen würde. Dies ganze ungeheure Gebiet wird durch den Yangtsestrom zu einer wirklichen geographischen Einheit zusammengefasst. Es hiesse ein halbes Europa verschenken, wenn man gestatten wollte, dass es die „Interessensphäre" einer einzigen Macht würde.

Diese Zusammendrängung der Bevölkerung in das Yangtsegebiet lässt darauf schliessen, dass es auch besondere natürliche Vorzüge haben muss.

Solche sind vorhanden bereits in den klimatischen Verhältnissen. Der Norden Chinas, der in seinen grossen Verebnungen, seinem fruchtbaren Lössboden, seinen ungeheuren Kohlenschätzen sonst ungemein reich ausgestattet ist, hat doch den einen Nachteil, dass er einen ausgeprägten Winter hat, und der Unterschied zwischen einer Regen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

und Trockenzeit ist sehr scharf. Die Zahl der dort möglichen Ernten ist daher beschränkt. Mittelchina dagegen ist erheblich wärmer, subtropischen Charakters; einen Winter, der die Vegetationsperiode beendet, kennt es nicht. Es hat zwar auch eine feuchtere und trockenere Zeit, allein nicht mit so ausgeprägten Gegensätzen. Infolgedessen ist die Zahl der Ernten bei geeigneter Bestellung dort sehr viel grösser.

Nordchina ist das Land des Weizens, der Hirse, der Hülsenfrüchte, auch der Baumwolle; Südchina, und zwar vor allem das Yangtsegebiet, die Heimat der drei berühmtesten und wichtigsten Erzeugnisse des Reichs der Mitte: Seide, Tee und Reis.

Südchina hat zwar eine noch grössere Wärme, es wird teilweis schon zu den Tropen gerechnet. Allein seine Bodengestaltung ist nicht so günstig. Ausser der schönen Mündungsebene des Sikiang bei Kanton, ist es ein anscheinend ziemlich rauhes Gebirgsland, jedenfalls aber wenig besiedelt und wenig bekannt.

Kulturfeindliche Hochgebirge fehlen, mit Ausnahme des äussersten Westens, ganz. Der Boden des Yangtsegebiets ist vorwiegend ein Hügel- und Mittelgebirgsland von mächtigen Höhen, weitgehend gegliedert, fast durchweg wegsam und und anbaufähig und reichlich bewässert. Hineingesenkt in dies Bergland ist, als ein Charakteristikum der Bodengestaltung Südchinas, eine Anzahl flacherer Becken, von oft sehr bedeutender Ausdehnung, noch leicht hügelig, aber deutlich von den höheren Gebirgsrändern sich abhebend, in denen sich diese günstigen Eigenschaften aussordentlich steigern und Gelegenheit zu reichster Besiedelung und Entfaltung menschlicher Kultur geboten ist; endlich verschiedene noch tiefere und ganz glatte Stromalluvialebenen von üppigster Fruchtbarkeit des Bodens, die zu den Gegenden der intensivsten Bevölkerungsdichte auf der Erde gehören. In den Ebenen des Yangtsegebiets dominiert, auf künstlicher Bewässerung beruhend, der Reisbau, auf den wohlbefeuchteten Gehängen der Mittelgebirge die Teestrauchkultur, und fast überall pflegt der Bauer nebenher den Maulbeerbaum für die Seidenzucht. Zahlreiche andere Bodenbau-Produkte, die weniger allgemein verbreitet sind, aber in den einzelnen Provinzen eine bedeutende Entfaltung haben, treten hierzu hinzu.

Auf dem Ackerbau basiert heute noch in erster Linie die Bevölkerungsansammlung in China; im Yangtsegebiet wird die Volksdichte in den tiefer gelegenen Teilen des Gebietes, so am ganzen Mittellauf des Yangtse, im Mündungsgebiet, im Herzen von Szetschwan, über 200, ja 300 auf den Quadratkilometer mehr als das doppelte Deutschlands geschätzt. Von diesen Zentren nimmt sie dann streifenweise gegen die Ränder und Höhen zu ab, sinkt aber wohl nirgends auf grössere Strecken hin unter den zehnten Teil davon.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Auch an den mineralischen Bodenschätzen, die China auszeichnen, nimmt das Yangtsegebiet in reichstem Masse teil. Wir werden das wesentlichste davon bei der Behandlung der einzelnen Provinzen kennen lernen. Der Chinese hat früh verstanden, sie aufzufinden, aber doch die Technik, sie zu heben, nur zu einer ziemlich geringen Höhe gebracht. Hier ist ein Punkt, wo die höhere Intelligenz des Europäers vor allem eine neue Aera heraufführen kann.

Etwas ausführlicher möchte ich bei einem andern generellen Punkte verweilen, der für den wirtschaftlichen Wert des Yangtsegebiets von der allergrössten Bedeutung ist. Ich meine die unvergleichlich glänzende Erschliessung desselben durch das Verkehrssystem der Yangtse-Wasserwege.

Der Yangtsekiang wird mit Recht nicht nur als die grossartigste Verkehrsader Chinas, sondern als der Erde überhaupt bezeichnet, insofern, als kein anderer Strom auf solch eine schiffbare Länge hin durch ein hochkultiviertes und dichtbevölkertes Land fliesst. Wird er vielleicht an Ausdehnung der Schiffbarkeit von einigen amerikanischen Strömen noch übertroffen, so stehen doch in dieser Hinsicht alle hinter ihm zurück. Es tritt überdies noch eine Anzahl anderer Umstände hinzu, die in merkwürdig glücklicher Weise seine Bedeutung steigern.

Nicht in ein verkehrsfeindliches Meer mündet der Yangtsekiang, wie die Riesenströme Sibiriens, nicht in zurückgelegene Meeresbuchten wie der Ganges oder der Mississippi, sondern unmittelbar in eine der grossartigsten Weltverkehrsstrassen der Erde, den Seeweg Europa-Ostasien-Nordamerika, sein eigener Verkehr ist wie ein direkter Nebenfluss dieses grossen Lebensstroms. Der Südosten Chinas hat von dieser Weltstrasse aus ein gutes Eingangstor in der Mündung des Sikiang; die Blüte von Kanton und Hongkong beruht darauf. An der gebirgigen Küste nördlich von Kanton bis zur Mündung des Yangtsekiang finden wir zwar eine Fülle vortrefflicher Häfen; das Meer greift hier zwischen die kulissenförmig sich vorschiebenden Ketten des südchinesischen Gebirgsrostes in tiefen Buchten hinein, die überdies meist noch durch schärenartige Felsinselschwärme vor Sturm und Wellen geschützt sind. Allein der Wirkungsbereich dieser Eingänge ist beschränkt; verhältnismässig hohe und schwer wegsame Bergzüge umschliessen sie in geringer Entfernung von der Küste, kein einziger Fluss von nennenswerter schiffbarer Länge verbindet sie mit dem eigentlichen Inland Chinas. So kommt es, dass die Entwickelung der Häfen dieser Küstenstrecke, eines Swatow, Amoy, Futschou, fast einzig auf dem Handel der unmittelbaren Küstengebiete beruht, die auch gegeneinander lokal eigentümlich abgeschlossen sind, Eingangspforten ins Innere sind sie nicht. Nördlich am Yangtse dagegen — genauer gesprochen schon

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas südlich von ihm — beginnt eine ganz anders gestaltete Uferbildung. Hier tritt die „grosse Ebene" Chinas ans Meer, wir haben eine ausgesprochene Flachküste, eine jener sogenannten „eisernen Küsten", die für Schiffe fast unnahbar sind. Ohne jeden brauchbaren Hafen, öde, fast unbewohnt, zieht sie dahin, um so mehr, als die Chinesen selbst noch durch Schaffung des Kaiserkanals die hier mündenden Flüsse abgefangen haben. Erst die Küsten der Halbinsel Schantung sind wieder felsig, und hier begegnen uns auch einige gute Hafenbuchten, vor allem die schöne Bucht von Kiautschou. Ich bin weit entfernt, die hohe Handelsbedeutung dieses unseres Besitztums zu verkennen, allein es gilt doch auch von ihr, ebenso wie von Tschifu oder Wei-hai-wei, dass sie der wichtigsten handelsgeographischen Gunst, eines schiffbaren Flussweges ins Innere, entbehrt und erst durch das künstliche Mittel einer Eisenbahn diesen Mangel zu ersetzen suchen muss. Nördlich von Schantung beginnt wieder die hafenarme Flachküste. Hier mündet zwar der zweitgrösste Strom Chinas, der Hwangho, allein seine stürmischen Wasser und sein unbeständiges Strombett sind auch im Innern niemals eine Grossschiffahrtsstrasse gewesen, seine gegenwärtige Mündung vollends ist derart versandet, dass über sie so gut wie gar keine Verbindung mit der See stattfindet. Erst die Mündung des Paiho bietet wieder einen Zugang ins Hinterland, wenngleich die Kleinheit des Flusses und die Barre vor seiner Mündung nur kleinen Seeschiffen den Zugang gestattet. Wie wichtig aber selbst dieser ziemlich fragwürdige Zugang ins Innere ist, beweist die Blüte des hier gelegenen Tientsin.

Zwischen dem Paiho und dem Sikiang, d. h. auf eine Küstenstrecke, die, ganz ungefähr, derjenigen von Deutschland, Holland, Belgien und Frankreich zusammen gleichkommt, besteht also neben der Yangtsemündung kein konkurrierender Eingang. Sie ist das Seetor von China *κατ' ἐξοχήν*.

Von hier zieht die Flussstrasse des Yangtse lotrecht zur Küste, quer durch die ganze grösste Breite des chinesischen Weltreichs hindurch bis zu seinem „fernen Westen". Und welch eine Strasse ist dies! Bis Tschönnkiangfu, zum Eingang des Kaiserkanals, können Seeschiffe aller Grössen gelangen, d. h. so weit ungefähr, wie in der Luftlinie von Hamburg nach Berlin. Bis Nanking, der alten Mingresidenz, fuhr bereits im Jahre 1842 die englische Kriegsflotte und entschied dadurch den sogenannten Opiumkrieg, und im Jahre 1900 ist unser Panzer „Kurfürst Friedrich Wilhelm", dessen Tiefgang 7,4 m beträgt, ebenfalls dort gewesen. Das ist so weit wie von Hamburg bis nach Frankfurt an der Oder oder bis nach Giessen. Die Seeschiffahrt überhaupt aber reicht bis nach Hankou, nahezu tausend Kilometer weit ins Innere, etwa

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

wie von Hamburg quer durch Europa bis fast nach Genua. Erheblich weiter aufwärts erstreckt sich schon seit längerer Zeit ein regelmässiger Dampfschiffsverkehr, der von Shanghai bis nach Itschang, 1750 km von der Mündung, reicht, d. h. so weit, wie von Hamburg nach Messina oder Madrid, eine Fahrt von etwa 10 Tagen. Oberhalb von Itschang unterbrechen die berühmten Schluchten, in denen der Yangtsekiang die stark ausgeprägte Höhenstufe zwischen West- und Mittelchina überwindet, die Schiffbarkeit für europäische Fahrzeuge. Auf einer Strecke von über 500 km, zwischen Itschang und Tschungking, machen zahlreiche Stromschnellen das Fahrwasser so gefährlich, dass es bisher noch nicht möglich gewesen ist, den regelmässigen Dampfschiffsverkehr weiter auszudehnen. Ein englischer Handelsdampfer und einige englische und französische Kanonenboote haben bisher, nicht ohne Fährlichkeiten, die Fahrt gemacht, ein deutscher Dampfer, die „Suhsiang", an deren Bord ich mich damals selbst befand, ist bei dem gleichen Versuch im Jahre 1900 in den Schnellen zu Grunde gegangen. Trotzdem darf die Hoffnung noch nicht aufgegeben werden, dass es durch geeignete Massregeln dereinst doch gelingen wird, dieser Schwierigkeit Herr zu werden. Für die ungemein lebhafte einheimische Dschunkenschiffahrt bilden die Stromschnellen kein Hindernis, eine Flotte von vielen Tausenden chinesischer Fahrzeuge unterhält den Verkehr zwischen Itschang und Tschungking. Jenseits dieses Ortes ist der Strom wiederum für flachgehende europäische Dampfer durchaus fahrbar, mindestens bis zu der Stadt Sufu, die noch mehr als 400 Kilometer oberhalb der „Gorges" liegt. Gelingt es dereinst, eine fortlaufende Verbindung von Shanghai bis dorthin herzustellen, so würde sie eine Strecke von mehr als 2500 km durchlaufen. Wo ihr Ende liegt, da ist zugleich auch ungefähr die Westgrenze der intensiveren chinesischen Zivilisation gelegen; jenseits davon beginnen die wirtschaftlich minder wichtigen innerasiatischen Hochländer.

Aber es ist nicht die Flussader des Yangtse allein, die hier in Betracht kommt, sondern in wunderbarer Regelmässigkeit gehen, ähnlich den Rippen eines Blattes, nach rechts und links von ihr Wasserwege ab, die ebenfalls von vortrefflicher Schiffbarkeit sind, grösstenteils auf beträchtliche Strecken auch für europäische Fahrzeuge, erstaunlich weit für die chinesische Schiffahrt, die es versteht, durch Umladen in immer kleinere und kleinere Fahrzeuge den Flüssen bis nahe an die Wasserscheiden hinauf zu folgen. Vielfach führen an diesen Wasserscheiden nur kurze und bequeme Uebergänge, zuweilen sogar künstliche Kanäle, zu andern benachbarten Stromgebieten hinüber, und so kommt es, dass diese Nebenwasserstrassen auch den Verkehr weiterer, jenseits des eigentlichen Yangtsegebiets gelegener Landschaf-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ten Chinas mit dem grossen Strom verbinden. Ich führe die wichtigsten dieser Wege vor:

Unweit Tschönnkiangfu zweigt sich zunächst nach beiden Seiten eine künstliche Wasserstrasse vom Yangtse ab, das grandiose Werk des Kaiserkanals. Nach Süden dient er hauptsächlich dazu, das Deltaland des Yangtse in nähere Verbindung mit dem Strom zu bringen; nach Norden ist sein Einfluss ein viel weiter reichender. Ursprünglich gebaut, um eine vor den Stürmen des Gelben Meeres gesicherte Verbindung des Yangtse mit der Landeshauptstadt Peking herzustellen, hat er in der Neuzeit, wo die Gefahren der Seefahrt den modernen Dampfschiffen minder drohend sind, an seiner Bedeutung verloren; er ist keine durchlaufende Wasserstrasse mehr. Trotzdem spielt er bei der geringen Scheu, die die Chinesen vor der Mühe des Umsteigens und Umladens haben, immer noch für den inneren Verkehr eine hervorragende Rolle; er knüpft nicht nur die Provinz Kiangsu ganz an den Yangtse, sondern auch für den westlichen Teil von Schantung bildet er noch heute die Hauptader, auf der fremdländische Artikel in das Land einströmen. Und weiterhin leitet er nach Tschili; er verknüpft also den Nordwesten Chinas mit dem Yangtsekiang.

Dann treffen wir unweit Kiukiang die Mündung eines grossen Binnensees, des Poyang, der das Abflusssystem der gesamten Provinz Kiangsi dem Yangtse zuleitet. Wer nicht mit der chinesischen Welt vertraut ist, dem klingen diese Provinznamen fremd und gleichgültig. Nicht so dem Kenner. Für ihn ist fast jede dieser „Provinzen", deren mittlere Grösse in Wirklichkeit das Königreich Bayern dreimal übertrifft, ein landschaftliches, ethnisches und wirtschaftliches Individuum von ganz besonderer und interessanter Eigenart.

Unter den Zuflüssen des Poyang-Sees ist der wichtigste der Kankiang, der die ganze Provinz, wiederum ähnlich der Mittelrippe eines Blattes, durchzieht. Er ist bis nahe an seinen Ursprung schiffbar, und von dort führt ein überaus leichter, nur etwa 300 m hoher Pass, der besonders in der älteren europäischen Geographie Chinas vielgenannte Meiling, hinüber zu dem sogenannten Nordfluss, der nach Kanton hinabgeht. Dies ist eine der berühmtesten Strassen Innerchinas, auf der zur Zeit, als Kanton die einzige Eingangspforte des Reiches der Mitte war, die europäischen Gesandtschaftsreisen ins Innere vor sich gingen. Noch heut ist es der Weg, auf dem, wie durch den Kaiserkanal der Nordosten, so der Südosten Chinas, insbesondere die menschenwimmelnde Mündungsebene des Sikiang, mit dem Yangtse in Verbindung steht.

Nunmehr treffen wir wieder auf dem linken Ufer eine neue Wasserader, den bei Hankou mündenden Hanfluss. Weit hinauf schiffbar, ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

er einer der wichtigsten Verkehrswege Innerchinas, auf dessen Einfluss in den Yangtse die Bedeutung Hankous wesentlich beruht. Er verbindet einmal den nördlichen Teil der grossen mittelchinesischen Ebene mit dem Yangtse, leitet den Verkehr aber auch weiter hinaus. Sehr alte Handelsstrassen schliessen sich an ihn an, von denen die eine direkt nordwärts nach Peking und der Mongolei führt. Dies ist der Weg z. B., den der russische Ueberland-Teehandel nimmt, bezw. bis zum Ausbruch des Krieges nahm. Eine zweite Verbindung geht, das rauhe Tapaschan-Gebirge nordwärts umgehend, hinüber nach dem nördlichen Szetschuan. Vor allem aber führen vielbegangene Pässe von seinem Knie oberhalb von Siang yang aus über das grosse Scheidegebirge zwischen Nord- und Mittelchina, den Tsinlingschan, nach Hsinganfu, der uralten Kaiserstadt. Hierdurch treten auch die nordwestlichen Provinzen Chinas in Beziehung zum Yangtse; ja viel weiter hinaus reicht noch der Einfluss dieser Verkehrsstrasse; sie zieht von hier längs des Nordrandes von Hochasien in das chinesische Zentralasien hinein, dessen eigentliche Lebensader sie dort ist. Dies ist der Weg, auf dem schon im grauen Altertum die chinesischen Seidenstoffe zum Abendlande gingen, auf dem Marco Polo reiste, und es wird auch der Weg sein, auf dem die dereinst einmal kommende grossasiatische Zentralbahn heranziehen und den Yangtse erreichen wird.

Wenig oberhalb Hankous mündet, diesmal wieder von rechts, der Ausfluss eines dem Poyang-See ähnlichen zweiten Binnensees, des Tungting, der wie dieser ein grosses Sammelbecken von Flussstrassen ist, die hier die Provinz Hunan aufschliessen. Einer dieser Flüsse, der Siangkiang, führt geradewegs nach Süden und von seiner Quelle über den dem Meiling ähnlichen Tscheling-Pass zum mittleren Sikiang. Hier geht sogar seit alters her direkt ein, früher wenigstens, schiffbarer Kanal über das Gebirge. Es ist das im Verein mit der Hanflussstrasse der zweite grosse Nordsüdweg, der, wie die Strasse des Kankiang und des Kaiserkanals, das ganze Reich durchzieht und die grosse Ostweststrasse des Yangtse senkrecht schneidet. Ausserdem mündet in den Tungting-See der Yüankiang, der die Provinz Kweitschou mit dem Yangtse verknüpft, sowie auf den noch ferneren Südwesten, die Provinz Yünnan hinweist.

Die Hauptader des Yangtse selbst vermittelt dann den Verkehr mit der westlichsten und grössten Provinz des Reiches, Szetschuan, die durch ein reich entwickeltes System vortrefflich schiffbarer Nebenflüsse, wie des Kialingkiang und das Minkiang in vorzüglicher Weise aufgeschlossen ist. Auch die Provinz Yünnan berührt er, und wenn auch seine Schiffbarkeit für Dschunken endlich bei dem Wassersturz von Pingschanhsien oberhalb von Suifu ihr Ende

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

findet, so setzt sie doch seinen Weltverkehr in den grossen und uralten Handelswegen fort, die nach Tibet und nach Birma von ihm ausstrahlen.

Ich habe hier nur die allergrössten Züge des Yangtse-Verkehrssystems andeuten können. Von ihm zweigt sich überall ein bis ins Klein und Kleinste gehendes Netzwerk von Wasserstrassen, natürlichen und in bedeutendem Massstabe auch künstlichen, ab, das wie das Geäder eines lebendigen Körpers alle Teile des Gebiets durchzieht und ihnen das eigentliche Leben gibt. Während in Nordchina der Landverkehr mit Wagen vorherrscht, gibt es im mittleren und südlichen China fast keine Wagen, aller Grossverkehr vollzieht sich auf Schiffen. Es gibt kein zweites Land der Erde, wo der Schiffsverkehr so intensiv entwickelt ist und so dominiert, wie hier. Und diesen ganzen Verkehr beherrscht und fruktifiziert derjenige, der die Grossschiffahrt auf dem Yangtse beherrscht.

Bis zum Jahre 1899 bestand noch gar kein regelmässiger deutscher Dampfschiffsverkehr auf dem Strom. Dann aber setzte deutsche Energie mit einem grossartigen und hoffnungsreichen Schwung ein. Bereits im Jahr 1900 richteten die Firmen Melchers & Co., d. h. der Norddeutsche Lloyd, und Rickmers, Bremen, einen wöchentlich zweimaligen Verkehr mit fünf Schiffen von Shanghai bis nach Hankou und einen vierzehntägigen mit zwei Schiffen von dort bis nach Itschang ein. Ja, in kühnem Mute versuchte die letztgenannte Firma sogar alsbald die Schiffahrt bis nach Szetschuan auszudehnen. Das erwähnte Scheitern der „Suihsiang" in der Tungling-Schnelle, oberhalb von Itschang, machte diesen Plänen leider ein Ende. Doch war Hoffnung vorhanden, dass die Nachfolgerin von Rickmers, von welcher die Yangtselinie jetzt gekauft wurde, die kraftvolle Hamburg-Amerika-Linie, im Verein mit dem ebenso starken Norddeutschen Lloyd das Ziel dennoch erreichen würden. Diese Hoffnung hat sich, wenn auch der Gedanke daran noch nicht endgültig fallen gelassen worden ist, doch bisher nicht verwirklicht, ja vielmehr leider umgekehrt, die Ausdehnung der deutschen Yangtseschiffahrt ist seither sogar zurückgegangen, auch die Itschangfahrt ist eingestellt, nur noch bis Hankou verkehrt zurzeit regelmässig die deutsche Flagge. Ja selbst diese Fahrt rentiert sich nicht. Der Grund dafür ist das energische Vorgehen der japanischen Regierung, die mit so starken Subventionen die japanische Schiffahrt auf dem Yangtse unterstützt, dass eine Konkurrenz damit den nicht subventionierten deutschen Linien nicht möglich ist. Nur eine ähnliche deutsche Reichssubvention könnte hier helfen.

Soviel über das Yangtsegebiet im ganzen. Nun noch einige Bemerkungen über die wichtigsten seiner einzelnen Teile. Gewiss ist

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

das Gebiet wirtschaftlich ein Ganzes in dem Sinne, dass es durch ein einziges Verkehrssystem überall zugänglich ist. Abgesehen davon aber ist es, wie sich schon bei seiner ungeheuren Ausdehnung von vornherein annehmen lässt, von einer ausserordentlichen Mannigfaltigkeit, die es mit sich bringt, dass es kommerziell nicht nur als Gesamtheit dem Auslande gegenübertritt, sondern dass auch in seinem Innern eine bedeutende wirtschaftliche Zirkulation stattfindet. Somit hat nicht etwa nur der Einfuhr- und Ausfuhrhandel des Ganzen über See für uns Europäer ein Interesse, sondern auch die wirtschaftliche Sonderbedeutung der einzelnen Teile. Nicht nur in Shanghai etwa oder in Hankou, den grossen Umschlagsplätzen des Seeverkehrs, ist für uns etwas zu holen, sondern eine ganze Fülle innerer wirtschaftlicher Zentren bieten reiche Aussicht auf kaufmännischen Gewinn; es gilt, sich rechtzeitig auch an dem sich mehr und mehr entfaltenden internen Handel des Yangtsegebiets zu beteiligen.

Diese Übersicht kann ich bei der Kürze der Zeit natürlich nur flüchtig andeuten.

Im fernen Westen nimmt der Yangtse den Verkehr von Tibet auf. Ist dies Land auch eine Gegend der grössten Verkehrsschwierigkeiten und arm und dünn besiedelt, und fehlt uns auch eine quantitative Berechnung des Handels, der auf den wenigen grossen alten Strassen dort vor sich geht, so ist er doch nicht zu unterschätzen. Aus dem einfachen Grunde, weil er durch China für dies immerhin räumlich gewaltige Gebiet so gut wie monopolisiert ist. Von Tibet kommen die Rohstoffe einer geringeren Kultur, besonders Produkte des Tierreichs, wie Felle, Horn, auch Moschus, herab, während umgekehrt China den Tibetern fast alles liefert, was sie von industriellen Komfort- und Luxuserzeugnissen brauchen. Insbesondere ist die Ausfuhr des gepressten Ziegeltees, der den Tibetern Lebensbedürfnis ist, seit alters von solcher Bedeutung, dass hierin vielleicht der Hauptfaktor der wirtschaftlichen und damit auch der politischen Herrschaft Chinas über Tibet begründet ist.

Die entfernteste der Yangtse-Provinzen des eigentlichen China, Yünnan, ist zunächst wohl minder wichtig. Es ist ein entlegenes Gebirgsland mit schwierigen Verkehrsverhältnissen, auch anscheinend durch den furchtbaren Mohammedaner-Aufstand der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts stark entvölkert und verarmt. Allerdings gilt es für die an Mineralschätzen reichste Provinz des Landes; Kohlen, Gold, Silber, Eisen, Zinn, Zink, Kupfer, Quecksilber, Salz u. a. sollen sich in bedeutenden Mengen finden; auch Edelsteine. Es fragt sich aber, ob nicht einen Hauptteil dieses Verkehrs die Franzosen durch

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ihre Bahnbauten von Tongking, oder die Engländer von Birma aus an sich ziehen werden.

Von höchster Bedeutung aber für die ganze Yangtse-Welt ist die Provinz Szetschuan. Sie ist nicht nur die räumlich grösste Chinas, mit über 460 000 qkm Flächenraum und wahrscheinlich mehr als 45 Millionen Einwohnern dem gesamten Deutschen Reiche an Grösse und Bevölkerungszahl nahekommend, an Bevölkerungsdichte ihm etwa gleich, sondern sie gilt auch allgemein als eine der an natürlichen Schätzen reichsten und an moralischer und physischer Gesundheit, an Wohlstand und Kultur der Bevölkerung höchststehenden ganz Chinas. Den grösseren Teil von Szetschuan bildet das sogenannte rote Becken, eine von höheren Gebirgswänden umschränkte Hügellandschaft, deren rötlicher, tonreicher Sandsteinboden überall von hoher Fruchtbarkeit ist und eine Fülle verschiedener Vegetabilien erzeugt, vor allem Reis. Auch Seide hat hier ein besonderes Produktionszentrum. Neuerdings dehnt sich besonders der lukrative Mohnbau aus, so dass Opium heut bereits das Hauptausfuhrmittel Szetschuans geworden ist. Auch der Mineralreichtum ist sehr bedeutend; die Kohlenlager sollen eine ungeheure Ausdehnung haben. Von hoher Bedeutung ist die Gewinnung von Salz aus Soolquellen, die einen Gesamtwert von zirka 50 Millionen Mark haben soll und fast ganz Westasien versorgt. Zahlreiche bedeutende Bevölkerungszentren sind deshalb vorhanden. So gibt man Tschungking, dem Hafen oberhalb der Gorges, der den gesamten Verkehr Szetschuans zusammenfasst, über 300 000 Einwohner. In einem besonders begünstigten Teile des Landes aber, der noch in das rote Becken wiederum eingesenkten flachen Alluvialebene am Minkiang, die seit alters mit einem grossen Netzwerk künstlicher Bewässerungsanlagen versehen ist, haben wir eine Stelle, wo 3 bis 4 Millionen Menschen auf einer nur 6200 qkm grossen Fläche leben, also mit einer Volksdichte von mindestens 500 Menschen auf den Quadratkilometer. Den Mittelpunkt dieser Ebene bildet die auf etwa eine halbe Million Einwohner geschätzte Stadt Tschöngtufu, die als die eleganteste und schönste Stadt Chinas gilt. Die furchtbare Taiping-Rebellion, die weiter im Osten die Bevölkerung dezimiert und so unermessliche Kulturwerte vernichtet hat, ist nicht bis Szetschuan vorgedrungen. Daher dieser Wohlstand.

Noch heut muss man sagen, dass Szetschuan im wesentlichen eine auf sich beruhende Welt ist; es erzeugt bisher seine Bedürfnisse noch meist selbst und verbraucht allein seine Produkte. Seine Ausfuhr und Einfuhr ist verhältnismässig noch gering. Nur Baumwollenstoffe, das Material für die bekannte blaue Kleidung der grossen Menge überall in China, werden bisher in wirklich bedeutendem Masse eingeführt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es ist aber gar keine Frage, dass sich dies ändern wird. Schon jetzt bereitet sich eine Wandlung dieses Zustandes der Selbstgenügsamkeit durch das erwähnte immer weitere Umsichgreifen der Mohnkultur vor, die erheblich mehr Opium erzeugt, als die Provinz braucht, dagegen den Reisbau einschränkt, so dass schon jetzt in ungünstigen Jahren die Notwendigkeit einer bedeutenden Reiseinfuhr sich herausstellt.

Der gegebene Ansatzpunkt für den europäischen Handel ist der seit dem Frieden von Shimonoseki den Fremden ohne Einschränkung zugängliche Vertrags-Hafen von Tschungking. Diesen Ort mit regelmässiger Dampfschiffahrt zu erreichen, darauf muss vor allen Dingen hingewirkt werden. Seit einigen Jahren schon haben die Franzosen ein, die Engländer sogar drei Kanonenboote dort stationiert, die sie wohlbehalten über die Schnellen hinaufgebracht haben. Wir noch keins.

Unterhalb der Gorges, bei Itschang, erreichen wir die gewaltige Ebene Zentralchinas, wiederum ein Gebiet höchster Fruchtbarkeit und Bevölkerungsdichte, eines der wichtigsten Ackerbaugebiete Chinas, besonders für Reis und Baumwolle. Sie gehört im wesentlichen der Provinz Hupe an. Ihr westliches Eingangstor am Yangtse ist Itschang. Itschangs Bedeutung beruht auf seiner Eigenschaft als Umschlagsplatz für die Schiffahrt durch die Gorges nach Szetschuan, die durch besonders gebaute Dschunken und besonders geschulte Schiffer unterhalten wird. Obwohl für die primitive Dschunkenschiffahrt die Reise nach Tschungking so gefährlich ist, dass von je zwanzig Dschunken eine verloren gehen soll, so besorgt doch eine Flotte von 8—10 000 Fahrzeugen diesen Dienst. Am Kai von Itschang bildeten zur Zeit meines Besuchs diese grossen, braunen, mittelalterlich aussehenden Schiffe eine ganze schwimmende Stadt mit zahlreichen Gassen, in denen man dazwischen hindurchfuhr. Ein weiterer wichtiger Handelsplatz in der Ebene ist Schaschi, dessen Blüte auf einem System von Schiffahrtskanälen beruht, die hier vom Yangtse nach Norden und Süden ausgehen. Die Anzahl der Dschunken, die ich im Winter 1900 an dem langgestreckten Steinkai liegen sah, schätzte ich auf erheblich über 1000, und die Mehrzahl überraschte durch Grösse und vorzüglichen Zustand.

Für den Verkehr mit der Provinz Hunan, deren Norden noch zu der Zentralebene gehört, wird sich der erst neuerdings eröffnete Vertragshafen Yotschou besonders entwickeln. Diese Provinz ist bekannt durch ihre tüchtige Bevölkerung, die bekanntlich Chinas beste Soldaten liefert. Die früher oft betonte Fremdenfeindlichkeit dagegen scheint doch nicht so gross zu sein. Die jüngsten Berichte des Kommandanten unseres Kanonenbootes „Vaterland", Herr v. Bülow, der seine Informationsreisen weit ins Innere auf dem Siangkiang und dem Yuenkiang

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

ausgedehnt hat, erzählt nur überall von dem liebenswürdigsten Empfang. Allerdings betont er auch, dass den Löwenanteil der modernen Erschliessung Hunans sichtlich überall die Japaner erringen. Hunans Bedeutung liegt einmal in der Erzeugung von Tee, dessen Handelszentrum die grosse Stadt Siangtan ist, die Richthofen auf eine Million Einwohner schätzte (der Kommandant des Kanonenbootes „Vaterland" berichtet uns 1904 nur von 100 000 Einwohnern) und die zugleich einer der Hauptgeldplätze Innerchinas sein soll. Neben ihr entwickelt sich jetzt noch bedeutender die den Fremden geöffnete Provinz-Hauptstadt Tschangscha. Ferner haben wir in Hunan Kohlenlager von einer Mächtigkeit, wie in Pennsylvanien, und höchst günstig gelegen. Schon jetzt ist die Ausbeute sehr bedeutend, die grossen industriellen Werke von Hanyang und Wutschang werden zum Beispiel von hieraus mit Kohlen versorgt.

Die Strecke von Yotschou bis nach Hankou war nach meiner Beobachtung auf dem gesamten Yangtse die verkehrsreichste. Vielen Hunderten weisssegeliger Dschunken begegnete man täglich, die sich stromauf und stromab für das Auge zu ganzen Flotten zusammenscharten. Es ist das eben diejenige Strecke, wo die grosse Ostwest-Strasse des Yangtse mit der Südnord-Strasse des Siangkiang und Hankiang zusammenfällt.

An der Mündung des Hankiang endlich erreichen wir eine Stelle, die mit Sicherheit als einer der wichtigsten Punkte des Welthandels der Zukunft betrachtet werden darf. Wenn man den Berichten des Missionars Huc Glauben schenken darf, der in der Mitte des vorigen Jahrhunderts dort weilte, so war hier damals derjenige Ort, wo die grösste bisher bekannte Menschenansammlung der Erde bestanden hat. Die hier unmittelbar nebeneinander liegenden drei Städte Wutschang, Hanyang und Hankou, die dem Wesen nach eine einzige Siedelung sind, sollen damals zusammen 8 Millionen Einwohner gehabt haben. Seitdem ist die furchtbare Vernichtungswelle der Taiping-Rebellion darüber hingezogen; allein noch heute gibt man den Städten eine Gesamteinwohnerzahl von etwa 2 Millionen.

In den Augen der Chinesen ist die vornehmste dieser Städte das auf dem Südufer des Yangtse gelegene Wutschang, die Residenz des Vizekönigs Tschangtschitung, dessen Bestrebungen um Erschliessung seiner Provinzen für den Handel und vor allem die Wachrufung einer national-chinesischen Industrie bekannt sind. In Wutschang hat er bereits seit Jahren eigene Baumwollspinnereien eingerichtet, welche die reichen Baumwollerträgnisse der Provinz verspinnen, in dem gegenüber, westlich von der Mündung des Han gelegenen Hanyang bedeutende Eisenwerkstätten: Geschützgiessereien, Gewehrfabriken,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schienenwalzwerke. Die dazu erforderlichen Kohlen liefern ausser den genannten Gruben in der Provinz Hunan gewaltige Kohlenfelder, die in naher Nachbarschaft im Norden des Hanflusses sich ausdehnen. Ich habe diese Eisenwerke durchwandert; sie machten schon 1900 einen imponierenden Eindruck, und wenn die Qualität des Erzeugten und die Rentabilität für die Unternehmer auch noch keineswegs befriedigend waren, so lag das anscheinend nur an der Untauglichkeit der chinesischen Verwaltung, nicht an der Ungeeignetheit der von der Natur hier gebotenen Materialien. Die dritte der drei Städte, das östlich vom Han gelegene Hankou, war ursprünglich der unbedeutendste der drei Orte und darum gerade, mit einem Anflug von Verächtlichkeit, den drängenden Europäern als Vertragshafen geöffnet. Wie es aber fast überall in den ähnlichen Fällen in China gewesen ist, hat der kleine Vorort durch den Handel der Europäer den bedeutenderen Nachbarort rasch überflügelt. Hankou ist bereits jetzt die grösste der drei Städte geworden mit 8—900 000 Einwohnern, und man kann mit Sicherheit sagen, dass seine beliebte Bezeichnung als das künftige Chicago des Ostens gerechtfertigt ist. Hankous Zukunft liegt in seiner ausserordentlich günstigen geographischen Lage fest begründet. Erstens ist es der Endpunkt des Seeverkehrs, der bis hierher hinaufreicht, im Sommer für Schiffe bis zu 25 Fuss Tiefgang, zweitens ist es das östliche Eingangstor der üppigen Ebenen Zentralasiens, drittens der Vereinigungspunkt der beiden Nordsüd-Strassen von Kiangsi und Hunan, ihr Schnittpunkt mit der Yangtselinie und der Ausstrahlungspunkt für die Strassen den Han aufwärts nach Norden. Die Mündung des Hankiang selbst stellt den Hafen für den chinesischen Dschunkenverkehr Hankous dar. Das Schiffsgewühl, das in ihm herrscht, ist das grossartigste, was ich in irgend einem Hafen der Welt gesehen habe. Aber damit noch nicht genug, Hankou wird auch ein Zentralpunkt künftiger grosser Eisenbahnwege sein. Die bereits lange im Bau befindliche grosse Nordsüdbahn von Peking, die sich der Vollendung nähert, wird bei Hankou den Yangtse überschreiten, um dann bis Kanton weitergeführt zu werden. Sie wird hier die Eisenbahn kreuzen, die den Yangtse aufwärts geplant wird. Endlich wird von hier, wie ich schon andeutete, eine der grössten kommenden Weltbahnen, deren Schaffung nur eine Frage der Zeit ist, die innerasiatische Zentralbahn, wahrscheinlich münden.

All das sichert Hankou eine ausserordentliche Blüte, an der wir, wenn irgend möglich, teilzunehmen suchen müssen. Anfänge dazu sind in vielversprechender Weise gemacht. In erster Linie im Handel Hankous steht der Tee; er wurde bis zum Kriege vorwiegend von Russen ausgeführt und ging über Land nach Norden. Die übrige Aus-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fuhr lag fast ausschliesslich in Händen deutscher Firmen. Fast alle maschinellen Anlagen für die industriellen Unternehmungen sind, bis vor kurzem wenigstens, deutsches Fabrikat gewesen, deutsche Werkmeister leiteten die Betriebe. Wir besitzen in Hankou ein deutsches Berufskonsulat und haben einen 400 qkm grossen Raum von China gepachtet, auf dem eine rein deutsche Niederlassung gegründet ist, die, mit stattlichen, 15 Meter hohen Kais und hübschen Geschäftshäusern, sich schon 1900 dem äuseren Anblick nach stattlich und würdig den Settlements der übrigen Nationen anreihte. Augenblicklich haben zwar, wie ich soeben höre, die Überschwemmungen des Yangtse einen Teil der Uferbefestigung, welche die deutsche Hankou-Niederlassungsgesellschaft, eine Gründung der Deutsch-Asiatischen Bank, errichtet hat, zerstört. Es wäre im Interesse der deutschen Grundbesitzer und der dort anlegenden Schiffahrtsgesellschaften dringend zu wünschen, dass dieser Schaden unverzüglich ausgebessert wird.

Die Provinz Kiangsi, früher der eigentliche Sitz der berühmten chinesischen Porzellanmanufaktur, ist heute vorwiegend ein agrarisches Gebiet, dessen Hauptzentrum die grosse, prächtige Ebene um den Poyang-See herum ist. Reis in den Tiefen, Tee auf den Bergen spielen die Hauptrolle in der Produktion. Der Haupthafen ist Kiukiang mit bedeutendem Teehandel. Die Provinz Nganhwei, die wir dann erreichen, ist ein äusserst reiches, fruchtbares, gut bewässertes Gebiet, dessen Volksdichte an 130 Köpfe geschätzt wird. Ihre Hauptprodukte sind Seide, Baumwolle und Reis. Insbesondere die Reiskultur ist hier so grossartig entwickelt, dass trotz des gewaltigen Verbrauchs in China noch nach Japan davon exportiert wird, das ja, wie Sie gestern gehört haben, seit den letzten Jahren seinen Reisbedarf aus dem Auslande decken muss.

Endlich treten wir nicht weit von der alten Kaiserresidenz Nanking, deren Blüte durch die Taiping-Aufstände auf lange Zeit hinaus vernichtet ist, in das menschenwimmelnde Delta-Land des Yangtsekiang, die Provinz Kiangsu, eines der dichtest bevölkerten Länder der Erde, mit 184 Köpfen auf den Quadratkilometer, vom Fluss selbst mit einem Anschwemmungsboden von üppigster Fruchtbarkeit aufgebaut, von einem bewunderungswürdigen Netz von Schiffahrtskanälen und Bewässerungsanlagen überzogen und bedeckt mit grossen und reichen Ansiedelungen. Unter ihnen das glänzende Ssutschou mit einer halben Million Einwohner, das als eine der luxuriösesten Städte Chinas gilt, Hangtschou, das noch 700 000 Einwohner haben soll, Tschönnkiangfu, am Schnittpunkt des Kaiserkanals mit dem Yangtsekiang, mit etwa 140 000 Einwohnern. Vor allem aber liegt hier

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Shanghai, derjenige Ort, wo nun der ganze Verkehr des ungeheuren Yangtse-Gebiets in die Weltstrasse des Ozeans einmündet. Es würde zu weit führen, über die Bedeutung Schanghais hier erschöpfend zu reden, auch ist das ja nicht nötig; die überragende Gegenwarts- und noch mehr Zukunftsbedeutung dieses Hafens vor allen übrigen der chinesischen Küste ist bekannt.

Ich habe Ihnen in ganz grossen Zügen, wie dies nicht anders möglich war, die wirtschaftlichen Bedingungen des Yangtse-Gebiets vorgeführt. Dass wir Deutsche, soweit irgend möglich, an dem Wettkampfe um diesen grossartigen Zukunftsmarkt teilnehmen müssen, ist klar. Es schien auch vor wenigen Jahren, als wolle die deutsche Energie und Kapitalkraft sich mit besonderem Elan auf den Yangtse werfen. Unser Handel auf diesem Flusse, der Ende des vorigen Jahrunderts noch an vierter Stelle stand, war 1902 bereits an die zweite gekommen und hatte, während er 1899 noch ungefähr den vierundzwanzigsten Teil der Tonnenzahl des englischen Handels beförderte, sich 1901 bereits auf etwa den dritten Teil davon emporgeschwungen. Im Oktober 1900 gelang es bekanntlich, das in den Burenkrieg verwickelte England zu dem englisch-deutschen Yangtse-Vertrag zu bewegen, in dem England von seinen Ansprüchen auf das Yangtse-Tal, als einer ausschliesslich britischen Interessensphäre, die es lange verfolgte, förmlich zurücktrat, und uns die Bahn freigab. Damals wurde dieser Vertrag als eine besondere Tat und die beste Frucht der Chinawirren erklärt. Leider hat gerade nach diesem Erfolg das Interesse Deutschlands am Yangtsegebiet wunderbarerweise nachgelassen. Man hat von dem Yangtse-Vertrag bei uns fast nichts mehr wieder gehört. An Ort und Stelle ist der deutsche Handel eher stehengeblieben als vorwärtsgegangen seitdem, die deutsche Schiffahrt, wie wir sahen, sogar zurückgegangen, Klagen über Klagen kommen von den dort ansässigen Deutschen, über die unbegreifliche Lauheit des Mutterlandes, die den Engländern, den Amerikanern, vor allem aber den rührigen Japanern gestattet, uns den Rang abzulaufen.

Dem merkwürdigen Mangel des Interesses in Deutschland für das Yangtsegebiet mit abzuhelfen, sollte dieser Vortrag ein bescheidener Versuch sein. Doch möchte ich dabei nicht stehen bleiben. Die neue Lage in Ostasien hat mir den Entschluss eingegeben, selbst wiederum nach China hinauszugehen und den gegenwärtigen Standpunkt der deutschen Arbeit in Ostasien und seine Zukunftsaussichten zu studieren. Ich gedenke dabei ganz besonders das Yangtsegebiet ins Auge zu fassen und es unter handelsgeographischen Gesichtspunkten bis in den fernen Westen zu bereisen. Anfang November bereits breche ich von Genua auf. Wenn alles gut geht, denke ich zum nächsten Kolo-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nialkongress zurück zu sein und Ihnen dann über die wirtschaftliche Bedeutung des Yangtsegebiets aus vertiefter eigener Anschauung noch einmal und besser als heut berichten zu können.

Konsul **E. Brass**, Berlin, führt aus, dass die Ansprüche der Engländer, das Yangtse-Gebiet als speziell englische Interessensphäre zu bezeichnen, falsch sind. Im Teehandel führen die russischen Firmen und im Seidenhandel die Franzosen und Schweizer, in den übrigen Waren, dem sogenannten Muck und Truck, wie Häute, Talg, Hörner, Drogen usw., die Deutschen. Die deutsche Dampfschiffahrt, die seit 1898 den Engländern Konkurrenz machte, ist etwas zurückgegangen, aber wohl weniger wegen der japanischen Subventionen, als wegen der ungünstigen Lage der Abfahrtanlegestationen. Redner weist deshalb auf die Wichtigkeit hin, die unterbrochene Beteiligung an der Dampfschiffahrt zwischen Itschang und Tschungking wieder aufzunehmen. Schwierigkeiten sind nicht unüberwindbar, da englische und französische Flusskanonenboote regelmässig verkehren; der Handel Szechuans, das oben sehr richtig als reichste Provinz Chinas bezeichnet wurde, ist der Zielpunkt englischen und französischen Wetteifers. Deutschland darf nicht fehlen.

Redner weist dann auf die Wichtigkeit hin, die der chinesische Baumwollbau noch einnehmen kann; er ist bereits in den letzten zehn Jahren sehr in der Ausdehnung begriffen, die Reisfelder am Shoghoe haben Baumwollfeldern Platz gemacht, doch ist die Produktion bis jetzt kaum genügend, um den Bedarf der etwa eine Million Spindeln zählenden Spinnereien in Shanghai und den Export nach Japan zu decken. Weitere Ausdehnung des Anbaus ist bei den lohnenden Preisen sicher zu erwarten und dann auch stärkere Ausfuhr nach Europa.

Das Deutschtum und die deutschen wirtschaftlichen Interessen in Argentinien.

Von Dr. **Julius Wolff**, Chefredakteur der „Deutschen La Plata-Ztg.", Buenos Aires.

(Sektionssitzung am 7. Oktober, Vormittag.)

Die Stellung, die Argentinien heute in der Weltwirtschaft einnimmt, dankt es neben der Fruchtbarkeit seines Bodens und seinem günstigen Klima wesentlich der Einwanderung von fremden Kapitalien und Ar-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

beitskräften, und wenn man die wichtigsten Faktoren dieser Entwickelung mit einem Schlagwort bezeichnen will, so kann man sagen: Die Kräfte, die das heutige Argentinien geschaffen haben, das schon im vorigen Jahre seinen Export bis zur Höhe von mehr als einer Milliarde Mark steigern konnte, sind englisches Kapital und italienische Arbeit. Den Kapitalisten aller andern Länder voran, sind die englischen Kapitalisten schon frühzeitig zur Gründung wirtschaftlicher Unternehmungen in Argentinien geschritten, mit englischem Kapital hat das Land seine Eisenbahnen und Häfen gebaut, grosse englische Kapitalien arbeiten im Handel, in der Viehzucht und in den auf ihr basierten Exportindustrien. Der Italiener aber ist in Argentinien geradezu „d e r" Arbeiter, und die italienischen Kolonisten sind die eigentlichen Träger des argentinischen Ackerbaues, der eine jedes Jahr höher schwellende Weizenflut über Europa ausschüttet. Neben dem italienischen Arbeiter und Kolonisten kommt der deutsche in Argentinien kaum in Betracht, und mit den englischen Kapitalinteressen — die schwerlich geringer als $3^1/_2$ Milliarden Mark zu schätzen sind — können sich die deutschen nicht messen, aber doch stehen sie allein hinter diesen zurück, und der Anteil, den das deutsche Kapital an der Entwickelung der Argentinischen Republik hat, ist keineswegs unbedeutend zu nennen, zumal die deutschen Kapitalinteressen in den letzten anderthalb Dezennien stark und stetig gewachsen sind. Schon im Jahre 1897 wurde das in wirtschaftlichen Unternehmungen in Argentinien angelegte deutsche Kapital auf 580 Millionen Mark geschätzt, und zwar eher zu niedrig, als zu hoch, denn wenn auch der deutsche Grundbesitz mit 160 Millionen, die Kreditgeschäfte mit der gleichen Summe und der deutsche Besitz an Hypotheken mit 40 Millionen Mark wohl richtig bewertet sind, so erscheinen mir die 200 Millionen in Handel und Industrie als eine recht vorsichtige Schätzung, und die von 20 Millionen für die Landwirtschaft entschieden zu gering. 1901 wurden die deutschen Kapitalinteressen von amtlicher Seite auf rund 600 Millionen geschätzt, heute dürfen sie auf 700 bis 750 Millionen veranschlagt werden, da gerade in den letzten Jahren viel deutsches Kapital in Argentinien Anlage gefunden hat. In Ländereien, Estanzien, Hypotheken und gewerblichen Unternehmungen, wie der Quebracho-Industrie, sind grosse Summen von deutscher Seite angelegt worden; in dieser Zeit hat, um nur weniges anzuführen, die Deutsche Überseeische Elektrizitätsgesellschaft in der Bundeshauptstadt Buenos Aires fast eine Monopolstellung in der Elektrizitätsbranche erlangt und dort in Licht- und Kraftanlagen, sowie einer Strassenbahn 50 Millionen Mark investiert; in dieser Zeit war deutsches Kapital bei der „Elektrisierung" des Betriebes der grössten Strassenbahn in Buenos Aires hervorragend be-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

teiligt, und auch der grösste Teil des Strassenbahnnetzes in Rosario, der zweiten Stadt des Landes, ist in den Besitz einer deutschen Gesellschaft gelangt, die unter Einführung des elektrischen Betriebes den weiteren Ausbau dieses Netzes beabsichtigt. Eine bedeutende Zunahme der deutschen Kapitalanlagen in Argentinien ist zu erwarten, wenn der von der Regierung geplante Bau eines Kanals, der die Häfen von Buenos Aires und La Plata verbinden soll, zustande kommt und die Stadt Buenos Aires die erste Untergrundbahn erhält, die bei der Enge ihrer Strassen im Zentrum, die den gewaltigen Verkehr kaum noch zu fassen vermögen, schon längst eine Notwendigkeit ist. Für den Bau des Kanals liegt der argentinischen Regierung bereits die Offerte eines Konsortiums vor, an dem die Deutsche Bank beteiligt ist, und ebenso stehen die Deutsche Bank und die Allgemeine Elektrizitätsgesellschaft hinter einem Konzessionsgesuche für den Bau zweier Untergrundbahnen, das vor kurzem den Munizipalbehörden von Buenos Aires zugegangen ist.

So lässt sich ein rasches und stetiges Anwachsen der deutschen Kapitalienanlagen in Argentinien konstatieren, das schon vor dem Eintreten der jetzigen günstigen Konjunktur eingesetzt hat, wenn es durch diese auch natürlich beschleunigt wird; und ist der Vorsprung, den England auf diesem Gebiete vor uns voraus hat, auch ein grosser, so steht Deutschland doch allen andern Ländern weit voran und wird den Abstand, der es heute von ihnen trennt, voraussichtlich noch immer vergrössern. Frankreich, das hier an dritter Stelle in Betracht kommt, hatte nach amtlichen Angaben etwa 420 Millionen Mark in wirtschaftlichen Unternehmungen und etwa 250 Millionen in nationalen, provinzialen und Munizipal-Anleihen investiert, so dass die deutschen Kapitalanlagen nicht nur grösser sind, sondern auch ein günstigeres Verhältnis der in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegten Werte zu den Staats- und Munizipalpapieren aufweisen.

Die argentinische Nationalregierung hat ja wiederholt bewiesen, dass sie ernstlich gewillt ist, auch unter ungünstigen Umständen die übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, sie hat ihrem Kredit zuliebe selbst die Theorie einer gar nicht immer vorhandenen Solidarität der finanziellen Interessen der Nation und der Einzelstaaten akzeptiert, und es ist deshalb schwerlich zu erwarten, dass je wieder eine so schwere Schädigung der ausländischen Gläubiger eintreten könnte, wie sie die Krisis von 1890 zur Folge gehabt hat, aber es kann trotzdem nicht zweifelhaft sein, dass das in wirtschaftlichen Unternehmungen angelegte Kapital unter allen Umständen weniger gefährdet ist, weil eine Reihe von Momenten, von denen die in Wertpapieren investierten Kapitalien stark und unmittelbar beeinflusst werden, politische Fragen, Mängel der Fi-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

nanzgebahrung und Willkür der Machthaber, hier teils ganz ausgeschaltet, teils nur mittelbar von Einfluss sind. Dafür liefert die argentinische Finanz- und Wirtschaftsgeschichte der letzten 15 Jahre Beispiele genug. Näher auf die Kapitalinteressen anderer Länder in Argentinien einzugehen, darf ich mir versagen, da bei ihnen von einem ernstlichen Wettbewerb mit Deutschland einstweilen noch nicht die Rede sein kann. Von Interesse wäre es ja, die Höhe der nordamerikanischen Kapitalanlagen zu ermitteln, denn die Dollars der Yankees sollen sich — das habe ich neulich gelesen — immer mehr fühlbar machen. Bei dem Mangel aller Anhaltspunkte lässt sich das leider nicht ausführen, aber dass sie den deutschen den Rang streitig machen könnten, ist einstweilen jedenfalls ausgeschlossen. Dass die nordamerikanischen Kapitalinteressen wachsen, ist ja zweifellos anzunehmen, in höherem Grade aber gilt das von den belgischen. Erhebliche Summen hat Belgien in Ländereien und Hypotheken angelegt, und auch die Strassenbahnen von Rosario sucht belgisches Kapital jetzt dem deutschen streitig zu machen. Die Politik der wirtschaftlichen Expansion, für die König Leopold so energisch eintritt, macht sich auch in Argentinien bemerkbar.

Mehr noch als die deutschen Kapitalien sind die deutschen Handelsinteressen in Argentinien gewachsen. Der Wert des Handels Deutschlands mit der Argentinischen Republik ist — Einfuhr und Ausfuhr zusammengefasst — in dem Zeitraum von 1893 bis 1903 von 135½ Millionen Mark auf 341½ Millionen Mark, 1904 sogar auf 439 Millionen Mark gestiegen, und hat somit um 152 Prozent zugenommen, während der Handel Deutschlands mit dem ganzen übrigen Südamerika von 1893, wo er 381 Millionen Mark wertete, bis 1903 nur eine Steigerung auf 412 Millionen Mark, d. h. um 8 Prozent, erfahren hat. Im Jahre 1903 kamen von dem Gesamthandel Deutschlands mit Südamerika nicht weniger als 45 Prozent auf Argentinien, während 24½ Prozent auf Brasilien, 18 Prozent auf Chile und 12 Prozent auf alle übrigen südamerikanischen Staaten entfielen.

Gegenüber dem Jahre 1893 bedeutet das eine starke Verschiebung. Damals betrug der Anteil Argentiniens an dem Handel zwischen Deutschland und Südamerika nur 26 Prozent, der Brasiliens aber 36 Prozent, der Chiles 20 Prozent, der aller andern südamerikanischen Länder 18 Prozent. So hat sich in kaum zehn Jahren das Verhältnis stark zugunsten Argentiniens verschoben, und das hat nicht etwa darin seinen Grund, dass dem Lande eine ungestörte Entwickelung gegönnt gewesen wäre und es nicht dieselben Hemmungen erfahren hätte, wie etwa Brasilien und Chile. Von Krisen ist in dem Zeitraum, von dem hier die Rede ist, keines dieser Länder verschont geblieben, und man braucht sich nur daran zu erinnern, dass von 1895—1902 die Gefahr

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

eines Krieges mit Chile wie eine finstere Wetterwolke über dem Lande hing und mehr als einmal mit fürchterlicher Entladung drohte, um zu wissen, dass Argentinien in dieser Beziehung vor den Nachbarstaaten nichts vorausgehabt hat; und auch an Rückschlägen im Wirtschaftsleben hat es nicht gefehlt. Wenn trotzdem die erwähnte Verschiebung eintreten konnte, so dankt das die Argentinische Republik ihrem Reichtum an produktiver Kraft, vor allem aber dem Umstande, dass sie das eigentliche Einwanderungsland in Südamerika ist, dass die europäische Einwanderung eine völlige Umwälzung der wirtschaftlichen Verhältnisse bewirkt, die immer engere Angliederung des Landes an den Weltmarkt herbeigeführt und so die Republik auf die Bahn gedrängt hat, auf der sie jetzt dem sicheren Ziele zustrebt, wirtschaftlich und politisch die südamerikanische Vormacht, die Vereinigten Staaten des Südens zu werden.

Diese, trotz mannigfacher Hemmungen unaufhaltsam voranschreitende wirtschaftliche Entwickelung hat auch das Wachstum des Handels zwischen Deutschland und Argentinien so wirksam gefördert. Entsprechend der gewaltigen, sprunghaften Steigerung der Produktion Argentiniens bei relativ geringer Zunahme seiner Bevölkerung einerseits und dem wachsenden Bedarf Deutschlands an Rohstoffen und Nahrungsmitteln anderseits, ist die Ausfuhr der Argentinischen Republik nach Deutschland rascher und bedeutender gestiegen, als ihre Einfuhr deutscher Waren, denn die erstere ist von 1893 bis 1903 von 93 Millionen Mark auf 271 Millionen Mark (1904 auf 336,5 Millionen Mark), die letztere nur von 45½ Millionen Mark auf 71 Millionen Mark gewachsen, aber auch sie zeigt stetige und günstige Entwickelung und die Tendenz zu schnellerer Zunahme, da sie sich im Jahre 1904 auf nahezu 103 Millionen Mark und in den ersten sechs Monaten 1905 auf 58 Millionen Mark (nach der argentinischen Statistik) belief. Sie ist auch prozentual noch stärker gewachsen, als die argentinische Gesamteinfuhr. Diese nahm 1904 um 43 Prozent, die aus Deutschland aber um 46,5 Prozent zu, und im ersten Halbjahr 1905 stieg die Gesamteinfuhr Argentiniens nur um 6,5 Prozent, die deutscher Waren aber um 16,5 Prozent, während die englische Ausfuhr nach Argentinien, die im ganzen der deutschen parallel läuft, 1904 nur um 43,9 Prozent zunahm und im ersten Halbjahr 1905 sogar einen Rückgang um 1,5 Prozent erfahren hat. Dabei geben die Zahlen, die ich eben angeführt habe, nur den Anteil der deutschen Produktion an der argentinischen Einfuhr, nicht aber auch zugleich den des deutschen Handels an, denn der ganze Verkehr Argentiniens mit andern Ländern, der die deutschen Freihäfen als Umschlagsplätze benutzt, kommt nicht in der Ausfuhrstatistik des deutschen Zollgebietes und seit dem 1. Juli 1902 auch nicht mehr in der argentinischen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Einfuhrstatistik zum Ausdruck, und wenn wir auch bei der verschiedenen statistischen Anschreibung den Wert dieses Umschlagsverkehrs nicht ganz genau zu ermitteln imstande sind, so ist es doch sicher, dass er sich auf mehrere Millionen Mark beläuft.

Deutschland bezieht von Argentinien Rohstoffe für seine Industrie und Nahrungsmittel, so 1903 für 102 Millionen Mark Wolle, 52 Millionen Mark Häute, 42 Millionen Mark Weizen, 32 Millionen Mark Mais und Kleie, 29 Millionen Mark Leinsaat, endlich 10 Millionen Mark Quebracho und Quebrachoextrakt, während in der argentinischen Einfuhr Deutschland an allen Warengruppen — freilich in recht verschiedenem Masse — beteiligt ist. Dem Werte nach standen hier 1903 — ich wähle dieses Jahr, weil für 1904 die detaillierte argentinische Statistik noch nicht vorliegt — Textilwaren mit rund 12 Millionen Mark und Eisen und Stahl mit mehr als 11 Millionen Mark voran. Fassen wir aber den Anteil Deutschlands an der Deckung des argentinischen Bedarfs ins Auge, so steht Papier und Karton an erster Stelle, wovon Deutschland 47 Prozent der Gesamteinfuhr lieferte. Dann folgten Ton- und Glaswaren mit 38 Prozent, Papierfabrikate mit 37,6 Prozent, Metallwaren (ohne Eisen- und Stahlwaren) mit 33,7 Prozent, Eisen und Stahl mit 30 Prozent, sonstige Metalle mit 24 Prozent, Leder und Lederwaren mit 22 Prozent, Holzwaren mit 21 Prozent, Drogen und Chemikalien mit 20,7 Prozent, Eisen- und Stahlwaren mit 20 Prozent, Textilwaren mit 10 Prozent, Landwirtschaftliche Maschinen und Geräte mit 5,9 Prozent, Nahrungs- und Genussmittel mit 3,8 Prozent, Tabak und Zigarren mit 3,4 Prozent, Öle mit 2,3 Prozent, Steine und Erden mit 1,9 Prozent, Getränke mit 1,3 Prozent, endlich die Rubrik „ Verschiedene Artikel", unter der sehr heterogene Dinge zusammengefasst sind, wiederum mit 27 Prozent.

Sie sehen aus diesen Ziffern, dass die Stellung Deutschlands auf dem argentinischen Markte auch insofern eine günstige ist, als es dorthin fast gar keine Rohstoffe und Nahrungsmittel, sondern fast ausschliesslich Industrieprodukte, Fabrikate, liefert, in denen viel hochwertige qualifizierte Arbeit steckt. Der Charakter unserer Ausfuhr nach Argentinien ist ganz der, den wir im Interesse der deutschen Volkswirtschaft unserer gesamten Ausfuhr wünschen müssen. Im Verkehr mit Argentinien hat kein anderes Land ein günstigeres Verhältnis der Fabrikate zur Gesamtausfuhr aufzuweisen, was allerdings für die zollpolitische Behandlung der deutschen Waren insofern ein Nachteil ist, als nur ein sehr geringer Bruchteil zollfrei nach Argentinien eingeht, während bei andern Ländern, wie vor allem England und den Vereinigten Staaten, der zollfrei zugelassene Teil ihrer Ausfuhr ein keineswegs unbeträchtlicher ist.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien hat sich, wie die anderer am Wettbewerb beteiligten Länder, auf Kosten Englands und Frankreichs entwickelt. Absolut ist zwar der Wert der englischen Ausfuhr nach der Argentinischen Republik nach wie vor ein sehr bedeutender und übertrifft den der deutschen noch immer um 120—150 Millionen Mark, aber prozentual ist der Anteil Grossbritanniens an der Deckung des argentinischen Bedarfs in den letzten 13 Jahren stetig zurückgegangen; er ist von 42,2 Prozent im Jahre 1892 auf 34,2 Prozent im Jahre 1903 und 34,4 Prozent im Jahre 1904 gesunken, während der Export Frankreichs auch absolut stark und stetig abgenommen hat. Er hat von 1889, wo er seinen höchsten Stand erreichte, bis 1903 eine Verminderung um 60 Prozent erlitten, und der Anteil Frankreichs an der argentinischen Einfuhr ist in diesem Zeitraum von 18,3 Prozent auf 9,7 Prozent in 1903 und 9,1 Prozent in 1904 zurückgegangen, und selbst in diesem Jahre, das eine Steigerung der Einfuhr um 225 Millionen Mark brachte, erreichte die französische Ausfuhr nur 56 Prozent des Wertes, den sie vor 18 Jahren hatte.

Deutschland dagegen hat seinen Anteil an der argentinischen Einfuhr seit dem Rekordjahre 1889, wo er 9,4 Prozent betrug, langsam zwar, aber beständig vergrössert. Es hat ihn in den letzten Jahren auf durchschnittlich 13,5 bis 14,5 Prozent gebracht, und seit 1892 hat das Deutsche Reich fast stets in der Reihe der Einfuhrländer den zweiten Platz, hinter England, behauptet. Zweimal freilich ist es von Italien, zweimal von den Vereinigten Staaten überflügelt worden. Dass Italien uns einmal (1898 und 1899) den Rang ablief, scheint nirgends Bedenken erweckt zu haben, dass aber auch die Vereinigten Staaten uns vorübergehend von dem zweiten auf den dritten Platz zu drängen vermochten, hat ängstliche Gemüter, die überall das Gespenst der „amerikanischen Gefahr" auftauchen sehen, mit schwerer Sorge erfüllt, und erst neulich habe ich in einer wissenschaftlichen Arbeit über Argentinien gelesen, dass die deutsche Industrie auf dem argentinischen Markte sich nur im schärfsten Wettbewerb mit der nordamerikanischen behaupten könne. Scheinbar ist das auch ganz richtig. Hält man sich an die Gesamtsumme des deutschen und des nordamerikanischen Anteils an der argentinischen Einfuhr, so zeigt sich, dass sich beide nahezu gleich sind. Aber Zahlen beweisen nur dann, wenn man sie richtig zu deuten versteht, und wem es dazu an der Möglichkeit fehlt, der braucht sich nicht zu wundern, wenn er mit seinen Schlüssen in die Irre gerät. Aus der Totalsumme der nordamerikanischen Ausfuhr nach Argentinien lässt sich nicht ablesen, dass ausnahmslos mindestens ein volles Drittel dieser Ausfuhr auf unbearbeitetes Holz und Petroleum, also auf Produkte entfällt, bei denen ein Wettbewerb Deutschlands

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

überhaupt ausgeschlossen ist. Wenn der deutschen Petroleumindustrie nicht eine heute ganz ungeahnte Entwickelung beschieden ist, werden wir niemals daran denken können, die Argentiner mit Petroleum zu versorgen, und ebenso werden wir darauf verzichten müssen, ihnen Pitchpine zu liefern, das in deutschen Wäldern nicht wächst. Sehen wir aber von unbearbeitetem Holz und Petroleum ab, so ergibt sich bei den Warengruppen, die eine Konkurrenz zwischen Deutschland und der Union überhaupt möglich erscheinen lassen, 1903 ein Vorsprung von mehr als 24 Millionen Mark zugunsten Deutschlands, und 1904 ist dieser noch grösser geworden. Die detaillierte Statistik für dieses Jahr liegt ja noch nicht vor, haben aber die Vereinigten Staaten 1904 Argentinien in demselben Verhältnis Holz und Petroleum geliefert wie 1903 — und das ist so gut wie gewiss, denn mit Petroleum versorgen sie die Argentinische Republik allein, und Canada, das als einziger Konkurrent bei den Holzlieferungen in Frage kommt, hat 1904 seine Ausfuhr nach Argentinien nicht gesteigert — so kommen von ihrer Ausfuhr 1904 volle 38 Prozent, in den ersten sechs Monaten 1905 37 Prozent auf Holz und Petroleum, und Deutschland ist den Vereinigten Staaten 1904 um mehr als 39 Millionen Mark, 1905 um mehr als 24 Millionen Mark voraus. Im Wettkampf der Industriestaaten auf dem argentinischen Markte ist die Union nicht guter Dritter, sie muss nicht nur Deutschland, sondern auch Italien und Frankreich den Vorrang lassen, und rückt von der dritten auf die fünfte Stelle. Gewiss ist auch im wirtschaftlichen Kampfe nichts gefährlicher und törichter, als die Unterschätzung des Gegners, und wir werden sicher gut tun, der nordamerikanischen Konkurrenz die gebührende Aufmerksamkeit zu widmen, aber einstweilen dürfen wir doch der festen Zuversicht sein, dass wir ihr, in Argentinien wenigstens, nicht morgen und nicht übermorgen das Feld lassen müssen.

Die Bedeutung der deutschen Schiffahrt nach Argentinien ist Ihnen gestern hier von anderer Seite geschildert worden. Sie zeigt uns dasselbe Bild, das wir bei den deutschen Kapital- und Handelsinteressen gesehen haben. Auch hier Deutschland an zweiter Stelle, auch hier der gewaltige Abstand von England und der stetig sich vergrössernde Vorsprung vor allen andern Ländern. Im Jahre 1903 war die deutsche Flagge in den argentinischen Häfen mit 226 eingehenden und 269 ausgehenden Dampfern mit 548 000 und 654 199 Tonnen vertreten. Das ist wenig im Vergleich mit England, dessen Flagge 1265 eingehende und 1639 auslaufende Dampfer mit 2 454 325 und 3 258 196 Tonnen trugen, aber es ist nach Schiffszahl und Tonnengehalt mehr als Italien und Frankreich zusammen erreichen, und die wachsende Bedeutung unserer Schiffahrt im Verkehr mit Argentinien ist eine Tatsache, deren wir uns freuen dürfen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die für Argentinien wie für Deutschland günstige Entwickelung, die ich Ihnen hier kurz skizziert habe, ist zum guten Teil der Tätigkeit und dem Einfluss der Deutschen in Argentinien zu verdanken. Ihre Zahl fällt freilich nicht ins Gewicht, denn was will es bedeuten, dass es neben mehr als einer halben Million Italienern, neben mehr als 200 000 Spaniern, 100 000 Franzosen und 30 000 Engländern kaum 20 000 Reichsdeutsche und höchstens 40 000 Deutschredende in Argentinien gibt, aber gerade ihr Beispiel zeigt, dass für die Förderung der wirtschaftlichen Interessen der Heimat die Zahl der im fremden Lande ansässigen Deutschen viel weniger bedeutet, als ihre Stellung im Wirtschaftsleben dieses Landes und ihre eigene wirtschaftliche Lage. Nur wenn sie für die Wirtschaft des fremden Staates etwas zu bedeuten haben und ihre eigene Lage eine gute ist, können die Deutschen im Auslande in grösserem Massstabe Verbraucher deutscher Waren bleiben und diesen über den beschränkten Kreis der Volksgenossen hinaus ein grosses und sich stetig erweiterndes Absatzgebiet gewinnen. So sieht man häufig, wenn von der deutschen Auswanderung die Rede ist, grosse Berechnungen angestellt, welchen Vorteil die deutsche Produktion davon haben müsste, wenn jeder Auswanderer, jeder Deutsche im Auslande jährlich nur für einen geringen Betrag deutsche Waren konsumierte, und hier am heimischen Herde scheint das ja auch ganz leicht und einfach zu sein. Aber gehen Sie doch einmal hinaus ins Ausland und sehen Sie, wie es mit der Umsetzung dieser Theorie in die Praxis bestellt ist. Dann werden sie finden, dass der Deutsche im Auslande nur dann als Konsument deutscher Waren wirklich in Betracht kommt, wenn ihm sein wirtschaftliches Gedeihen ein hohes Mass von Konsumtionsfähigkeit sichert und wenn den andern Berufsständen der deutsche Kaufmann, und zwar der deutsche Grosskaufmann, zur Seite tritt, wenn das deutsche Element zu den im Wirtschaftsleben führenden Klassen ein starkes Kontingent stellt. Wenn Deutschland heute nach Argentinien viel mehr Waren ausführt als nach Brasilien, das unter einer dreimal grösseren Bevölkerung vier- bis fünfmal soviel Deutsche zählt, so hängt das aufs engste mit der Tatsache zusammen, dass die Mehrzahl der Deutschen in Brasilien kleine Grundbesitzer von mässigem Wohlstande sind, während in Argentinien das deutsche Element neben dem englischen in Handel und Industrie eine führende Rolle spielt und vom Grosskaufmann bis herab zum Handwerker und Arbeiter die wirtschaftliche Lage der Deutschen fast durchweg eine gute zu nennen ist. Wie wenig die Zahl ausschlaggebend ins Gewicht fällt, zeigt ja auch ein Blick auf die verschiedenen Nationalitäten in Argentinien selbst. Dort leben 500 000 Italiener, 200 000 Spanier, 100 000 Franzosen, aber in der Reihe der Einfuhrländer steht Italien an vierter, Spanien an achter, Frankreich an fünfter Stelle, wäh-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

rend England und Deutschland die Führung haben, weil sie in ganz anderm Masse als die andern Nationen dort über die Elemente verfügen, die im Auslande die Politik der wirtschaftlichen Expansion zu tragen und zu stützen vermögen.

Die hier skizzierten Momente erweisen sich aber auch von der grössten Bedeutung für die Erhaltung der nationalen Eigenart. Wenn wir Deutsche in Argentinien uns diese zäh bewahrt haben, wenn der hohe Stand unseres Schulwesens, unserer Wohlfahrtseinrichtungen, unseres Vereinslebens und unserer Presse für unser unerschütterliches Festhalten am Deutschtum zeugt, wenn wir uns rühmen dürfen, dass vielleicht nirgendwo das Deutschtum weniger Verluste zu beklagen hat, so ist daran nicht die Isolierung von dem fremden Volkstum schuld, die in einzelnen Gebieten anderer südamerikanischer Länder die Erhaltung deutscher Sprache und Sitte begünstigt, denn eine solche Abschliessung ist in Argentinien nicht möglich. Wir müssen uns unser Deutschtum in beständiger Reibung mit dem fremden Volkstum bewahren, und wenn uns das möglich ist, so danken wir das der wachsenden Geltung des Deutschen Reiches und seinem Aufsteigen zur Weltmacht, die das Selbstbewusstsein der Deutschen im Auslande gekräftigt hat, aber wir danken es auch der günstigen Lage der Deutschen und ihrer Stellung im argentinischen Wirtschaftsleben, an denen unser nationales Selbstgefühl einen festen Rückhalt findet; denn die Lumpen sind bescheiden; sie müssen es sein.

Aber fast muss ich zweifeln, ob ich das alles vor Ihnen erwähnen darf. Denn wenn wir Deutsche in Argentinien uns im engsten Zusammenhang mit der ganzen Kultur des Vaterlandes wissen, wenn wir alles, was die deutsche Nation beschäftigt und bewegt, als unsere eigenste Sache empfinden, und alles, was in der Heimat vorgeht, mit der grössten Aufmerksamkeit verfolgen, so haben mir die Verhandlungen dieses Kongresses gezeigt, dass man in Deutschland von uns, wie von dem Lande, in dem wir wirken, herzlich wenig, ja eigentlich gar nichts weiss. Denn wie wäre es sonst möglich gewesen, dass in einer Sektion des Deutschen Kolonialkongresses eine lange Erörterung gepflogen werden konnte, ob für die Deutschen Argentiniens die Erhaltung der nationalen Eigenart überhaupt im Bereiche der Möglichkeit liege, gerade als ob es sich hier um ein gewagtes Experiment von höchst zweifelhaftem Ergebnis handele, wo doch die blosse Kenntnis der nackten Tatsachen diese ganze Erörterung einfach unmöglich gemacht hätte.

Nur der Mangel jeglicher Kenntnis unseres Wesens und Wirkens macht es mir auch erklärlich, wenn an dieser Stelle ausgesprochen werden konnte, dass die Mitglieder des Deutschen Kolonialkongresses nicht brasilianische oder argentinische Interessen zu wahren hätten, denn wer

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

die Deutschen in Argentinien und ihr Organ, die „Deutsche La Plata-Zeitung", kennt, das ich hier vertrete, der kann auch nicht einen Augenblick im Zweifel sein, dass die Interessen, die wir hier wie dort vertreten, niemals andere als die deutschen Interessen sein können.

Allerdings bin ich — und ich weiss mich dabei in Übereinstimmung mit den Deutschen am La Plata — der Meinung, dass die Interessen Deutschlands und Argentiniens keineswegs gegensätzliche sind, dass es vielmehr für beide Länder von Vorteil sein wird, ihre Beziehungen immer enger und vielseitiger zu gestalten. Argentinien hat in Deutschland vielleicht schon heute den besten Abnehmer seiner landwirtschaftlichen Produktion, und deutsches Kapital und deutsche Arbeit kann bei der Weiterentwickelung seiner wirtschaftlichen und geistigen Kultur die wertvollsten Dienste leisten. Für Deutschland aber hat die Argentinische Republik als ertragreichstes, leider erst spät beackertes Feld für Kapitalanlagen, als Bezugsquelle von Rohstoffen und Nahrungsmitteln und als Absatzgebiet seiner Industrie eine beständig wachsende Bedeutung gewonnen. Schon heute ist Argentinien der wichtigste südamerikanische Markt unserer Industrie, und der einzige in ganz Südamerika, dessen Aufnahmefähigkeit stark und stetig zu wachsen verspricht.

Nicht dringend genug kann davor gewarnt werden, an Argentinien den Massstab anzulegen, mit dem man andere südamerikanische Staaten misst. Die Entwickelung, die sich dort am La Plata vollzieht, hat in Südamerika nicht ihresgleichen, und sie verdient unsere ernsteste Beachtung. Auch hier stehen wir, um das abgegriffene Schlagwort zu gebrauchen, vor „unbegrenzten Möglichkeiten". Man braucht sich ja nur vor Augen zu halten, dass Argentinien auf einem Gebiete, das nahezu sechsmal so gross ist als das Deutsche Reich, kaum 5 Millionen Einwohner, aber einen Aussenhandel von mehr als 1800 Millionen Mark hat, dass von diesen 5 Millionen bis jetzt nur 3 Millionen als Träger der Produktion und Konsumenten der Einfuhr wirklich in Betracht kommen, um zu erkennen, welche Aussichten sich hier für die Zukunft eröffnen, wenn die Zuwanderung wieder zur Einwanderung wird und die Zeiten wiederkehren, wie in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts, wo die Abwandernden nur 13 Prozent der Einwanderer darstellten. Vielleicht bedarf es nur der endgültigen Lösung des Währungsproblems, die freilich nicht so leicht und einfach ist, wie man in Argentinien glaubt, um diese Wandlung herbeizuführen. Nichts wäre bedauerlicher, als wenn man in Deutschland versäumte, sich, so lange es noch Zeit ist, diesen zukunftsreichen Kulturboden als wirtschaftliche Interessensphäre dauernd zu sichern, wenn man eine Politik verfolgte, die man hinterher als die Politik der verpassten Gelegenheiten bezeichnen müsste, und

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sollten wir, die Deutschen in Argentinien, etwas dazu tun können, um das zu verhindern, so sind wir überzeugt, dass wir damit dem Vaterlande und den deutschen Interessen einen guten Dienst leisten.

Professor Dr. **Jannasch,** Berlin: Aus den Worten des Herrn Vorredners haben die verehrten Anwesenden entnommen, dass der Handel Argentiniens 45 Prozent des Gesamthandels von Südamerika ausmacht, und das ist um so mehr hervorzuheben, als ja die Einwohnerziffer von Argentinien nur etwas mehr als 5 Millionen Menschen ausmacht, während die Einwohnerziffer unter andern von Brasilien bereits auf etwa 18 Millionen veranschlagt wird. Der Umsatz mit Deutschland tritt aber auch bei den Angaben des Herrn Referenten noch nicht genügend hervor, aus dem Grunde, weil ein grosser Teil des beiderseitigen Handels zwischen den gedachten Ländern seinen Weg über Holland und Belgien nimmt, und viele Güter von den deutschen Fabrikanten und Exporteuren, namentlich im Westen Deutschlands, nach den Zollausschüssen von Holland und Belgien gehen und von dort, mit zahlreichen andern Exportwaren assortiert und verpackt, für belgische Rechnung nach Argentinien gesandt werden.

Des ferneren verdient noch hervorgehoben zu werden, dass eine grosse Zahl erster Häuser in Antwerpen deutsche Firmen, mit deutschem Kapital arbeitend, sind. Gerade in ihren Händen konzentriert sich der belgisch-argentinische Handel, sie haben in sehr energischer Weise dazu beigetragen, dass Antwerpen der wichtigste Stapelplatz für argentinische Provenienzen in Europa geworden ist, die von dem belgischen Platze aus ihren Weg nicht nur nach Deutschland, sondern auch nach Nordfrankreich, der Schweiz, Holland, Skandinavien u. s. f. finden. Durch das in diesem Handel investierte deutsche Kapital wird dessen Beteiligung am argentinischen Handelsumsatz noch mehr in den Vordergrund geschoben.

Wenn der Herr Vorredner gesagt hat, dass die starke Auswanderung nach einem Lande für die Entwickelung des Handels desselben mit dem Mutterlande der Auswanderer nicht so förderlich sei, sondern es hauptsächlich darauf ankomme, dass der Handel zwischen den betreffenden Ländern sich in tüchtigen Händen befinde, welche die industriellen Interessen des Mutterlandes zu wahren verstünden, so vermag ich dem nicht völlig beizustimmen. Ich verweise diesbezüglich auf die Erfahrungen, die man in den englischen Kolonien, speziell in Australien gemacht hat, welche fast ausschliesslich von der englischen Einwanderung bevölkert worden sind. Der Umsatz im auswärtigen Handel beträgt pro Kopf der Bevölkerung einiger dieser Kolonialstaaten alljährlich 800 Mark und mehr. Das ist ein so bedeutender

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Aussenhandel, wie er in andern Ländern auch nicht annähernd angetroffen wird. Die englischen Auswanderer, die ja ursprünglich Sträflinge, jedenfalls aber, bis in die neueste Zeit hinein, zum grossen Teil wenig wohlhabende Leute gewesen sind, bleiben den Sitten und Gebräuchen Alt-Englands getreu, und dieser wirtschaftliche Konservatismus ist ein wesentlicher Stimulus für den englisch-australischen Handelsumsatz. Alt-England hat dies im ganzen Umfange zu würdigen verstanden, indem es den Australiern Geld- und Warenkredite in Hülle und Fülle gewährte. England hat die Kabel nach Australien gelegt, die grossen subventionierten Dampferlinien dahin geschaffen. Es hat mit englischem Gelde die Bergwerke erschlossen, die Einöden mit Bahnen durchzogen, die Häfen gebaut. Mit englischem Gelde sind die grossen prachtvollen Städte, wie Melbourne, Sydney, Adelaide usw., entstanden, aber der Pionier für alle die in Australien angehäuften englischen Interessen ist doch der Auswanderer gewesen. Ähnlich steht es mit Bezug auf den deutschen Handel in Südbrasilien. Die deutschen Auswanderer, welche dort eingewandert sind, waren arme Leute und haben sich erst zu einem gewissen Wohlstande emporarbeiten müssen. Diese deutschen Ansiedler in Santa Catharina und Rio Grande do Sul sind aber die hauptsächlichsten Konsumenten für die deutsche Ware in diesen Teilen von Südamerika gewesen, und in Rio Grande haben infolgedessen die deutschen Firmen die Oberhand behalten. In Argentinien ist allerdings der deutsche Handel noch sehr viel mehr entwickelt. Er wird aber unendlich mehr entwickelt werden, wenn eine starke deutsche Auswanderung sich dorthin richtet. Gerade durch deren Hilfe könnten dann die Umsatzziffern des englischen Handels erreicht und überholt werden. Wenn in neuerer Zeit Italien einen sehr beträchtlichen Handelsumsatz mit Argentinien erzielt hat, so ist dies im wesentlichen auf die starke Einwanderung von Italienern in Argentinien zurückzuführen, die vielen nationalen Gebräuchen getreu bleiben und infolgedessen zahlreiche italienische Industrieprodukte konsumieren. Je wohlhabender dann im Laufe der Zeit eine solche Auswanderung wird, ein um so wichtigerer Faktor wird sie durch ihre Konsumtionskraft für die Industrie der Mutterlande.

Dr. **Wirth**, München-Thalkirchen, weist zwei Vorwürfe des Herrn Dr. Wolff zurück; erstens, dass die Kenntnis über Argentinien in Deutschland gering sei, es komme eben auf die Auslegung der Kenntnisse an. Zweitens freue er sich über die deutsche Gesinnung des Herrn Dr. Wolff, allein ganz so ideal, wie er die Haltung der Deutschen in Argentinien geschildert habe, sei sie denn doch nicht.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Dr. **Julius Wolff,** Buenos Aires, entgegnet Herrn Professor Dr. Jannasch, dass die Ausfuhr Deutschlands über Holland und Belgien zwar früher diesen Ländern zugerechnet worden sei, dass dies aber seit dem 1. Juli 1902 aufgehört habe. Seit jenem Zeitpunkte sei für die argentinische Statistik nicht mehr der Verschiffungshafen, sondern das Ursprungsland der Ware massgebend. Ein Gegensatz zwischen ihm und Prof. Jannasch bezüglich der Auswanderung bestehe nicht, denn er habe nur hervorgehoben, dass den andern Berufsarten der deutsche Kaufmann zur Seite treten müsse, wenn die deutschen Auswanderer als Konsumenten deutscher Waren erhalten werden sollten. Dr. Wirth habe von Vorwürfen gesprochen; ein Angriff sei indes nur von Herrn Dr. Wirth selbst ausgegangen. Er könne hier nur wiederholen, dass die Unkenntnis über Argentinien ihn geradezu mit Schrecken erfüllt habe; in der VI. Sektion seien Märchen über Argentinien erzählt worden, von denen die dort Lebenden nichts wüssten. Auf der Redaktion einer deutschen Zeitung in Argentinien sei man besser als irgendwo über Gesinnung und Stimmung der Deutschen im Lande unterrichtet. Redner gibt ein Bild des deutschen Vereinslebens und des Schulwesens in Argentinien. Die Bemerkung, dass die dortigen Deutschen wohl nicht alle so gut deutsch geblieben seien wie der Berichterstatter, müsse er entschieden zurückweisen, da er hierin vor seinen Landsleuten am La Plata nicht das Geringste voraus habe. Die Revision des Gesetzes über die Staatsangehörigkeit würde drüben dringend gewünscht, weil es auch dort Deutsche gebe, die aus Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen ihre deutsche Staatsangehörigkeit wider Willen verloren hätten. Freiwillig hätten keine 200 Deutsche dort ihre Nationalität aufgegeben. Redner erwähnt zum Beweise des Gedeihens des Deutschtums das bevorstehende fünfzigjährige Stiftungsfest des Deutschen Turnvereins und weist auf die alljährlich von der ganzen deutschen Kolonie gemeinsam begangene Feier des Geburtstages des Kaisers hin, zu dem auch keine von den grossen argentinischen Zeitungen ohne ein Bildnis des Kaisers erscheine. (Lebhaftes Bravo.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Die Resolutionen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Die Beschlussfassung und Abstimmung über die Resolutionen.

Im Anschluss an die am Sonnabend, den 7. Oktober, nachmittags, im Sitzungssaal des Reichstages in der Plenar-Versammlung gehaltenen Vorträge wurden die in den Sektionen gefassten Resolutionen, nachdem sie vorher dem Arbeitsausschuss zur Beratung vorgelegen hatten, zur Abstimmung und Diskussion vor das Plenum gebracht, und zwar in der folgenden Reihenfolge:

Resolution I.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält die unausgesetzte willkürliche Änderung in der geographischen Nomenklatur unserer Südseeinseln für eine schwere Beeinträchtigung der Geographie, der Ethnologie und anderer Wissenschaften, sowie der Verkehrs- und Handelsverhältnisse.

Die Namengebung gehört aber zur territorialen Hoheit und sollte daher auch nur von dieser ausgeübt werden.

Als Anhalt hierfür werden empfohlen die Punkte 1, 3 und 4 der von dem 7. Internationalen Geographenkongress in seiner Gruppe IIb — Oceanologie — angenommenen Resolution,*) mit der Massgabe, dass dort, wo zwei oder mehrere Namen vorhanden sind, diese bis auf einen verschwinden.

Diese von der Sektion I eingebrachte Resolution wurde ohne Diskussion von der Versammlung angenommen.

*) 1. Die einheimischen Namen sind nicht nur dort, wo es als selbstverständlich gilt, sondern auch in der Südsee, beizubehalten und deshalb mit der grössten Sorgfalt festzustellen.

3. Die willkürliche Aenderung historischer, längst vorhandener, allgemein bekannter und in der Wissenschaft anerkannter Namen muss als pietätlos und für die Wissenschaft und den Verkehr verwirrend bezeichnet und mit allen Mitteln bekämpft werden.

4. Unrichtige und willkürlich neu gebildete Namen sind je eher, desto besser durch die einheimischen oder sonst berechtigten zu ersetzen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

Resolution II.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält eine Mehrung der botanischen Versuchsgärten in unsern Kolonien für dringend erforderlich.

Die Kolonien Togo, Deutsch-Südwestafrika, Samoa, die Karolinen und Marianen ermangeln dieser noch ganz. Der botanische Garten in Kamerun hat weder ausreichende Mittel, noch eine genügende Zahl von wissenschaftlich geschulten Kräften, um seine Aufgaben erfüllen zu können. Jedem botanischen Versuchsgarten ist ein Laboratorium anzugliedern, das den Fragen der Saataufzuchten, der Düngung, der Erntebereitung, der Verwertung wilder Produkte des Landes, der chemischen und technologischen Prüfung agrikultureller Erzeugnisse seine Aufmerksamkeit zu schenken hat.

Der botanischen Zentralstelle für die Kolonien ist eine agrikulturchemische Zentralstelle für die Kolonien an die Seite zu setzen.

Diese im Anschluss an die Vorträge der Herren Professor Volkens und Schulte im Hofe in Sektion I gefasste Resolution wurde gleichfalls ohne Diskussion von der Versammlung angenommen.

Resolution III.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erachtet es im Hinblick auf die grosse und ständig wachsende Bedeutung, die die politische und soziale Entwicklung der Kulturstaaten Ostasiens für das gesamte wirtschaftliche und politische Leben der Gegenwart hat, für dringend notwendig, dass auch in Deutschland ein tieferes Eindringen in die ostasiatische Kulturwelt und ein gründlicheres Verständnis ihres Wesens angestrebt wird. Der sicherste Weg, dies zu ermöglichen, ist die Durchforschung der umfangreichen und vielseitigen Literatur Ostasiens, insbesondere Chinas, denn erst dadurch kann der Europäer in das Geistesleben der ostasiatischen Völker wirklich eindringen und sich die für den politischen und sozialen Verkehr so wichtige Kenntnis ihrer religiösen und sittlichen Auffassungen erwerben.

Die reiche alte chinesische Literatur birgt aber auch andere grosse Schätze wissenschaftlicher Art, die für die Erforschung der Geschichte und Kultur anderer Teile Asiens von früher nicht geahnter Bedeutung sind.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Zum Studium und wirklichen Erfassen der alten Literatur bedarf es aber einer sorgsamen Schulung durch hervorragende Fachleute. Die Wichtigkeit der Sache erkennend, haben andere Staaten, zum Beispiel Frankreich, England, Holland und neuerdings auch die Vereinigten Staaten von Amerika, den sinologischen Studien eine erhöhte Förderung zuteil werden lassen. In Deutschland ist in dieser Beziehung bisher nichts geschehen.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es daher in Rücksicht auf die erwähnten Gesichtspunkte für eine dringende Notwendigkeit, dass die Errichtung von ordentlichen Professuren für wissenschaftliche Sinologie an deutschen Universitäten seitens der zuständigen Ministerien der Bundesstaaten baldigst in die Wege geleitet wird.

An diese im Anschluss an den Vortrag des Herrn Legationssekretärs bei der Kaiserlichen chinesischen Gesandtschaft, Dr. Franke, über: „Die politische Idee in der ostasiatischen Kulturwelt" in der Plenarversammlung am 7. Oktober von dem Vortragenden eingebrachte Resolution knüpfte sich die nachfolgende Diskussion:

Konteradmiral **Truppel,** Gouverneur von Kiautschou: Ich bitte, die Resolution der Annahme dringend empfehlen zu dürfen. Ich tue das nicht als Gouverneur des einzigen Schutzgebietes, das wir im fernen Ostasien besitzen, sondern vom allgemeineren Standpunkte des grossen deutschen Interesses an der Entwicklung der Dinge draussen in Ostasien. Für unser Schutzgebiet, für unsere wirtschaftliche Tätigkeit überhaupt draussen im fernen Osten wird ja ohne Zweifel auch die Errichtung solcher Lehrstühle von grösster Bedeutung sein, aber doch erst in ferner Zeit und auf dem Umwege der Umformung der wissenschaftlichen und ethischen Forschungsresultate in kleinere praktische Annäherungsformeln, wie sie die praktische Kolonisation braucht und wie wir sie besonders im ersten Entwicklungsstadium einer Kolonie brauchen, da doch in der ersten Zeit das Bild der Entwicklung beherscht wird von der reinen, ganz realen Tätigkeit des Kampfes ums tägliche Brot — mit etwas Zucker natürlich dazu. (Heiterkeit.)

Für diese Zwecke würde die Errichtung solcher Lehrstühle etwas zu spät kommen, da hätte sie ein oder mehrere Dezennien früher einsetzen müssen. Wenn mir heute als Gouverneur die Geldmittel und die sonstigen Machtbefugnisse eingeräumt würden, einen solchen Lehrstuhl einzurichten oder sonst etwas Nützliches für die Kolonie zu tun, so bin ich noch im Zweifel, ob ich einen Professor der Sinologie berufen würde oder nicht eben sonst etwas Nützliches in diesem Stadium der Kolonie tun würde. (Heiterkeit.)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Anders aber sieht sich die Bedeutung der Resolution an von dem grossen Standpunkt unserer mächtigen Interessen an der Entwicklung da draussen. Die gewaltigen Ereignisse, die sich in den letzten beiden Jahren dort abgespielt haben, sind ein zu gewichtiger Mahnruf, ein Mahnruf besonders auch für uns Deutsche, dass wir die Kenntnis und das Verständnis der Zukunft Ostasiens nicht länger mehr so vernachlässigen und geradezu ablehnen sollten, wie wir's bisher getan haben, fast unbegreiflicher Weise angesichts der grossen Länder- und Völkermassen, um die es sich hier handelt, der viele Jahrtausende alten Kultur, und auch angesichts des Umstandes, dass dort seit langen Jahren die Entfernungen, die früher vielleicht eine Entschuldigung waren für die Vernachlässigung, durch die Entwickelung unserer Verkehrsmittel zusammengeschrumpft sind. Hier kann helfend und fördernd, nach Massgabe unserer Verhältnisse, in erster Linie die deutsche Universität eintreten, indem sie in unsere studierende Jugend und in die breiten Massen des Volkes die Kenntnis und das Verständnis dieser Völker des Ostens hineinpflanzt. Ist das erst der Fall, dann werden wir den kommenden Ereignissen auf dem Welttheater gewachsen sein. Niemand kann heute sagen, ob wir dann Mitspieler auf dieser Bühne sein werden oder wieder nur Zuschauer mit mehr oder weniger Interesse; in allen Fällen aber wird uns eine genauere und bessere Kenntnis der östlichen Völker von Nutzen sein, und wir werden dann nicht mehr so überrascht werden, wie wir noch vor annähernd zwei Jahren durch das Schauspiel überrascht wurden — ich brauche nicht zu sagen durch das Schauspiel, schon durch das ganz unerwartete Aufgehen des Vorhanges. Wir werden dann nicht wieder Bilder erleben, wie sie uns hier im Reiche entgegengetreten sind aus Zeitungsstimmen und von sonst sehr ernsten Leuten, von denen ich eines kurz dahin charakterisieren möchte: Draussen im fernen Osten wird der Russe besiegt, und hier in Deutschland weiss mancher Deutsche nicht, wohin er fliehen soll vor Angst. (Heiterkeit.) Das wird aufhören, wenn wir im ganzen Volke, besonders in seinen gebildeten Schichten, eine genauere Kenntnis dieser Völker des Ostens haben.

Ich empfehle die Resolution noch besonders gewissermassen als ein Vermächtnis des grossen Toten *), dem zu Ehren wir uns vorhin von unsern Sitzen erhoben haben, der, wenn er auch kein Sinologe im Sinne der Resolution gewesen ist, doch unser bester Wegweiser und grösster Pfadfinder war in jenen fernen Gegenden. (Bravo!)

Dr. **Vosberg-Rekow**, Berlin: Auch ich habe die Ehre, Ihnen die Annahme der Resolution des Herrn Referenten auf das wärmste zu

*) Geheimen Regierungsrats von Richthofen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

empfehlen. Es ist leider Tatsache, dass die Anteilnahme und das Interesse mit dem das grosse Publikum, ja sogar die höher gebildeten Kreise die ostasiatischen Dinge betrachten, der Wichtigkeit unserer Ostasienpolitik noch nicht entspricht. Sie haben heute von dem Herrn Referenten gehört, dass die Länder des fernen Ostens eine eigene, in ihrer Art tief begründete und charakteristische Weltanschauung besitzen; Sie haben gehört, dass diese Weltanschauung grosse sittliche und moralische Werte und auch nicht zu unterschätzende geistige Güter enthält.

Wir kennen von der innerlichen Auffassung, mit der der Ostasiate Welt und Leben betrachtet, heute noch verhältnismässig wenig. Lange haben wir uns damit begnügt, zu sagen, im Osten liege eine uralte Kulturwelt, aber eine Kulturwelt, die schlafe. Indessen, diese alte Kulturwelt des Ostens schläft heute nicht mehr: sie ist erwacht! Das sollten wir uns klar vor Augen halten. Wollten wir es bezweifeln, die Praxis, unsere Wirtschaft, der Erfolg oder Misserfolg unserer Unternehmungen im fernen Osten, die gesamten Wendungen der Weltpolitik, insbesondere aber die Schicksale des deutschen Kapitals, werden es uns zum Bewusstsein bringen. Wer die Entwickelungen, die der Osten während der letzten Zeit erfahren hat, aufmerksam verfolgt, wird gewisse Momente und Vorkommnisse nicht übersehen können, die gewissermassen wie Elmsfeuer diesem Erwachen vorausleuchten. Der Herr Referent hat Ihnen von dem ausgesprochenen Staats- und Hoheitsgefühl gesprochen, das dem Chinesen innewohnt. Nun, dieses Hoheitsgefühl ist uns Europäern neuerdings sehr unbequem geworden. Unser rascher Erfolg zeigte deutlich, dass der orientalische Gegner in gewisser Beziehung minderwertig sein musste. Er zeigte sich verwirrt, er zog sich erschreckt auf sich selbst zurück; energischer Widerstand fehlte fast gänzlich. Heute ist das anders geworden. Wir sehen eine europäische Macht, wenn auch nicht völlig verdrängt, so doch ziemlich jammervoll geschlagen durch eben eine asiatische Macht. Und seitdem regt es sich dort allenthalben. Das Hoheits- und Staatsbewusstsein der Chinesen fordert energisch Geltung; die ordnungsmässig erworbenen und durch feierliche Pakte festgelegten Eisenbahnkonzessionen für alle möglichen Linien, zunächst zwischen Peking und Hankau, nach Honkong und andern Hafenplätzen hinunter, auf die Amerikaner, Belgier, Engländer, Franzosen und zum Teil auch unsere Kapitalisten grosse Hoffnungen gesetzt hatten — sie zerschmelzen wie Butter an der Sonne. Die Herren Mandarinen kommen und erklären: von diesen Konzessionen kann keine Rede mehr sein, ihr müsst sie uns verkaufen und wiedergeben. Und alsbald geht eine dieser Konzessionen nach der andern in chinesische Hände über!

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Nicht nur hier tritt das eigene Hoheitsbewusstsein zutage; ein neues Element, das uns bisher im Osten ganz fremd war, ein Nationalgefühl hat sich emporgerungen. Oder lebt etwa kein Nationalgefühl in dem angeblich toten China, wenn jetzt, um das Chineseneinwanderungsverbot seitens der Amerikaner zu beseitigen, das Reich der Mitte einfach die amerikanischen Waren boykottiert, und dies mit einer Geschlossenheit und einem Eifer und einer Einigkeit, die wir den Chinesen niemals zugetraut hätten? (Sehr richtig!)

Von der andern Seite kommt Japan heran, das glänzend fortschreitende Japan. Glauben Sie mir, die Welt der Zukunft wird nicht lediglich unsere Anschauung kennen und für die allein massgebliche halten, es wird nicht etwa die verträumte Weltanschauung des Ostens daneben ein unbeachtetes Schlummerdasein führen, sondern wir werden allmählich eine Weltanschauung Platz gewinnen sehen, die sich aus Elementen zusammensetzt, die beiden Anschauungskreisen, dem europäischen und dem asiatischen, entnommen sind. Wir haben auch hierfür Vorzeichen, welche wir deuten können. Ist nicht die östliche Kunst in unser europäisches Leben heute schon tief eingedrungen? Steht nicht das, was wir „moderne" Kunstformen nennen, zum grossen Teil unter japanischem Einflusse? Wir wollen dorthin ein grosses Weltgeschäft machen. Die Welt des Ostens tritt mit prätentiösem Selbstbewusstsein bereits in einen Gegensatz zu Europa, und zwar klüglicherweise nicht ohne die Überlegung: du kannst nicht hoch und vorwärts kommen, wenn du dich weiterhin feindlich abschliessest, sondern nur dann, wenn du auch die fremde Zivilisation aufnimmst und mit der eigenen zu durchdringen suchst. Lesen Sie nur in den japanischen Zeitungen; Sie werden finden, dass man dort für alle Einzelheiten unseres öffentlichen Lebens voller Interesse ist, hat doch beispielsweise der „Kukumi" vor ein paar Tagen geschrieben: „Heute gilt es aufzupassen, was der mächtige Deutsche Kaiser tun wird, ob er nicht einen Hohenzollernprinzen auf den norwegischen Thron oder auf den ungarischen Thron bringen wird. Wir müssen darüber wachen, dass das Gleichgewicht in Europa nicht gestört werde." (Heiterkeit.)

Ja, noch lachen wir über dergleichen und es kommt uns naiv vor; aber man bemerke wohl, dass die Leute dahinten solchen Gedankenreihen nachhängen können, ohne dass sie auch bei ihren Landsleuten etwa verlacht würden.

Meine Redezeit ist um — leider! Vertiefen wir das Studium der chinesischen Verhältnisse, errichten wir meinetwegen so viel Lehrstühle dafür, als nur möglich; warum? Nun, auf dass in der Öffentlichkeit sorgfältig alles, was von da drüben kommt, beobachtet, bewertet und besprochen werde. Mögen die Gelehrten uns zum richtigen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Verständnis und zur rechten Würdigung des Ostens verhelfen. Denn ohne eine solche Würdigung ist die Ausführung des grossen weltpolitischen Programms nicht möglich, das wir aufgestellt haben, ist nicht möglich die wirtschaftliche Erwerbsarbeit, für deren Fundierung wir einen namhaften Teil unserer Ersparnisse in den Osten getragen haben, ist nicht möglich die Regierungspolitik des Kaisers, der nur Erfolg beschieden sein wird, wenn und weil sein Volk ihn versteht und das Bewusstsein der ganzen Nation die Gedanken trägt, deren Durchführung er für uns fordert. (Lebhafter Beifall!)

Graf **Vay von Vaya:** Da eben die Rede von Ostasien ist, erlaube ich mir ein paar Bemerkungen zu machen, weil ich zu verschiedenen Malen in Ostasien tätig war. Zugleich muss ich um Entschuldigung bitten, sollte ich mich nicht so klar ausdrücken, wie ich es gern tun würde, da ich seit 13 Jahren nicht mehr deutsch gesprochen habe.

Vor allem möchte ich ein Moment anführen, ich meine den moralischen Faktor. Herr Franke hat die Tugend der Chinesen und ihre wirklich philosophische Bildung sehr schön beschrieben. Jedenfalls ist der Chinese sehr bescheiden und sehr klug und steht auf einer sehr hohen Stufe der Moral, besonders im Familienleben. Aber, was ich mit einem gewissen Nachdruck sagen möchte: es ist unsere Pflicht und Schuldigkeit, dort, wo Europäer sind, danach zu trachten, dass wir als Christen den Einwohnern ein höheres Beispiel geben.

Ich will besonders von jenen Chinesen und chinesischen Städten sprechen, wo Confucius nicht mehr denselben Einfluss besitzt, wie er ihn vor Jahrhunderten gehabt hat. China steht an der Schwelle der Umwälzung, und ich muss Ihnen ganz offen gestehen, dass jene Lehren, wie schön sie auch sein mögen, nicht mehr die Kraft haben, wie früher. Alle diese schönen Lehren lassen besonders diejenigen Chinesen, die in Grossstädten leben und mit Europäern in Verbindung kommen, sehr oft kalt, und es tut mir leid, zu sagen: die Chinesen werden sehr oft von den Europäern verdorben. Ich möchte bitten und hoffen, dass der Kongress, der doch für das allgemeine Wohl der Menschheit und der Erde gearbeitet hat, bis zu einem gewissen Grade dazu beitragen möge, dass diejenigen Christen, die nach Ostasien reisen und dort beschäftigt werden, dafür sorgen, dass die ostasiatischen Völker eine höhere Meinung von der christlichen Kultur bekommen. (Bravo!)

Ein jeder Christ, der nach Ostasien reist, hat eine hohe Mission vor sich. Er mag ein armer Handwerker, er mag ein Soldat, ein Matrose, ein Kaufmann, ein Missionar oder ein Gouverneur sein, aber die moralischen Verpflichtungen sind immer dieselben: er muss als Beispiel der christlichen Tugend dienen. Und in dieser Beziehung, denke ich,

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

kann unser Kongress sehr vieles tun. Ich habe den verschiedenen Sitzungen mit sehr viel Interesse beigewohnt und sehr viel gelernt. Vor allem habe ich gelernt, dass in Deutschland die Leute, und wirklich die hervorragendsten Kreise, ein aufrichtiges Interesse haben an dem Wohl der verschiedenen Völker Ostasiens, Afrikas und der Südsee, und ich hoffe, dass Sie durch Ihren Einfluss dazu beitragen werden, dass die Arbeiten unserer verschiedenen Missionen, mögen sie protestantisch oder katholisch sein, wirklich zum Wohle der Bevölkerung dienen können. Ich muss Ihnen auch sagen, wie sehr es mich gefreut hat, zu sehen, wie in diesem Kongress die verschiedenen Konfessionen Hand in Hand gearbeitet haben für das allgemeine Wohl der Menschheit zur grösseren Ehre Gottes. Es hat mich wirklich gefreut, zu hören, dass Missionare verschiedener Konfessionen dieselbe Meinung gehabt haben über unsere Pflichten in Ostasien; denn es liegt ja nicht immer nur die Frage vor, was wir gewinnen können, wir müssen manchmal auch etwas geben. Es ist so natürlich, dass zivilisierte Menschen, die auf einer höheren Stufe der Kultur stehen, in der Lage sein sollten und sich glücklich fühlen müssten, demjenigen zu geben, der etwas braucht; eine Grossmacht aber kann noch viel mehr tun. Ich glaube, Deutschland wird in Zukunft als Beispiel dienen, was wir tun können für diejenigen, die seit Jahrzehnten im fernen Osten für das allgemeine Wohl arbeiten.

Ich kann Ihnen versichern, dass nach meinen Erfahrungen die deutschen Behörden dort immer das grösste Interesse für unsere Arbeiten gezeigt haben. Es hat sich auch gezeigt, dass sie hier im Lande die Arbeit der Mission nicht nur anerkennen, sondern sie auch belohnen, und ich freue mich, dass ich Gelegenheit habe, als Fremder in diesem Kongress zu sagen, dass es mich erbaut hat, was Deutschland für die Kultur in Ostasien getan hat. Ich hoffe, dass namentlich dieser Kongress dazu beitragen werde, dass Deutschland, nachdem es im Kriege so viele Siege davongetragen, auch in der Friedensarbeit einen schönen Sieg davontragen wird zum allgemeinen Wohle der Menschheit, der Zivilisation und Kultur. (Lebhafter Beifall.)

Wirkl. Geh. Rat Dr. **Fischer,** Berlin: Wenn ich trotz der vorgeschrittenen Zeit die Resolution des Herrn Dr. Franke Ihnen nochmals angelegentlichst und auf das wärmste zur Annahme empfehle, so bewegt mich dazu der Umstand, dass ich Vertreter zweier grosser deutscher Erwerbsgesellschaften bin, der Schantung-Eisenbahngesellschaft und der Schantung-Bergbaugesellschaft, und Zeugnis dafür ablegen möchte, dass auch wir, wenn wir hinausgehen, um zu erwerben, uns bewusst sind der sittlichen Pflichten, die wir mit ins Ausland nehmen, des wissen-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

schaftlichen Fundaments, auf dem unsere Bestrebungen stehen, und ich benutze diese Gelegenheit, um auch zu meinem bescheidenen Teile ein Wort des Dankes auszusprechen, den die beiden deutschen Schantung-Gesellschaften dem nun verewigten grossen Forscher, Freiherrn Ferdinand von Richthofen, allezeit schulden. Wir haben jedem der Beamten, die wir seit Jahren dort hinausgeschickt haben, als Leitfaden für die Kenntnis des Landes das ausgezeichnete Buch Richthofens mitgegeben, und zu seinem 70. Geburtstage haben wir uns erlaubt, ihm zu sagen, dass wir einer der ersten unserer Lokomotiven seinen Namen gegeben haben, damit dieser allezeit durch Schantung getragen werde. Ehre seinem Angedenken! (Beifall.)

Die eingebrachte Resolution wurde darauf einstimmig angenommen.

Resolution IV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es für erforderlich, dass mindestens die mit unsern tropischen Kolonien verkehrenden Passagierschiffe Schiffsärzte an Bord führen, die eine besondere praktische Vorbildung in der Erkennung und Behandlung von Tropenkrankheiten und bezüglich der Schiffshygiene durchgemacht haben, und dass diese Schiffe eine Ausrüstung zu mikroskopischen Untersuchungen an Bord haben, die den Schiffsärzten die Erkennung der Tropenkrankheiten, insbesondere der Malaria, durch mikroskopische Blutuntersuchung ermöglicht.

Es ist wünschenswert, dass den Schiffen, die besonders ausgebildete Schiffsärzte und eine entsprechende Ausrüstung an Bord haben, als Kompensation für diesen Mehraufwand Vorteile bei der gesundheitspolizeilichen Untersuchung, die u. a. für diese Schiffe bei der Ankunft in den deutschen Häfen vor der Eröffnung des Verkehrs vorgeschrieben ist, eingeräumt werden.

Die im Anschluss an den am 7. Oktober im Plenum gehaltenen Vortrag des Herrn Hafenarztes, Physikers Dr. Nocht, Hamburg, „Über Tropenkrankheiten im Seeverkehr", vom Redner eingebrachte Resolution wurde angenommen.

Resolution V.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es für erforderlich, so bald als möglich mit den Vorarbeiten für eine koloniale Gesetzgebung in gemischten Streitsachen zu beginnen und zu die-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

sem Zwecke eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen in die Wege zu leiten.

Hierzu ergreift das Wort zur Begründung:

Justizrat **M. Preuss,** Köpenick: In Vertretung des Herrn Antragstellers, Kammergerichtsrat Dr. Meyer, welcher zu seinem Bedauern durch Dienstgeschäfte an der persönlichen Vertretung der Resolution behindert ist, erlaube ich mir, ihnen dieselbe zur Annahme zu empfehlen. Diese Resolution ist in unserer Sektion, nachdem Herr Kammergerichtsrat Dr. Meyer und ich über die Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten vorgetragen hatten, einstimmig angenommen worden. Und in der Tat, gerade die gesetzliche Ordnung der gemischten Angelegenheiten, d. h. das Rechtsverhältnis zwischen Nichteingeborenen, Deutschen, Ausländern, naturalisierten Eingeborenen einerseits und den Eingeborenen anderseits, ist von ausschlaggebender Bedeutung. In unserm ausgedehnten Kolonialbesitz — Ostafrika zweimal so gross, Südwest-Afrika anderthalbmal so gross, Kamerun ebenso gross als Deutschland — stehen 12 Millionen Eingeborenen nur 5000 Weisse gegenüber, ein erdrückendes Missverhältnis, das allein durch positive Machtentfaltung auf die Dauer nicht ausgeglichen werden kann. Justitia fundamentum regnorum. Nur die unentwegteste Durchführung dieses allbewährten Satzes kann den dauernden Bestand der Kolonien gewährleisten.

Die Rechtslage der beiden Gruppen ist grundverschieden. Dem Deutschen ist durch das Schutzgebietsgesetz gesetzlich das heimische Recht und Verfahren, allerdings mit Abweichungen, gewährleistet. Die Rechtspflege der Eingeborenen, kaiserlicher Verordnung anheimgegeben, ist, sofern nicht Häuptlinge und Eingeborenen-Schiedsgerichte zu entscheiden haben, im wesentlichen Verwaltungsjustiz, ausgeübt vom Landeshauptmann, bezw. von dem delegierten Distriktschef und in zweiter Instanz von dem Gouverneur; überall wird nach Ermessen verfahren und geurteilt.

Dass dieser Zustand für den gesetzlich geschützten Deutschen eine Rechtsminderung erheblichster Art bedeutet, ist zweifellos. Für das Verfahren, gleichgültig die Parteirolle, ob der Deutsche Kläger oder Beklagter ist, besteht die Zuständigkeit des deutschen Gerichts und Verfahrens in Kiautschou, Ostafrika und Samoa. Dagegen ist für Südwestafrika, wenn der Eingeborene Beklagter ist, durch Verfügung des Reichskanzlers vom 23. Juli 1903, das für Eingeborene bestimmte Gericht, die Zuständigkeit des Bezirksamtmanns, bezw. Distriktschefs — bis zu 300 Mark endgültig — und in zweiter Instanz die des Gouverneurs bestimmt.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Es herrscht Ermessensverfahren; bis zu 300 Mark kann der Gouverneur die Entscheidung von Amts wegen abändern oder aufheben.

In allen Fällen kann der Gouverneur dem Bezirksamtmann, dem delegierten Distriktschef auch für den einzelnen Fall Anweisung erteilen.

Meines Erachtens entspricht diese Verfügung dem Gesetz nicht. Denn nach dem Schutzgebietsgesetz kann kaiserliche Verordnung wohl den Eingeborenen der deutschen Gerichtsbarkeit, nicht aber den Deutschen der für die Eingeborenen bestimmten Gerichtsbarkeit unterwerfen. Gesetzesrecht geht vor Verordnungsrecht, der dagegen geltend gemachte Satz actor sequitur forum rei trifft hier nicht zu, denn dieser prozessuale Grundsatz gilt neben den andern Zuständigkeitsnormen nur innerhalb eines bestimmten Rechtsgebiets. Der Deutsche gehört stets vor das deutsche Gericht. (Bravo!) Das darf nicht vorkommen, dass ihm sein gesetzlich gegründetes Anrecht auf heimisches Recht und Verfahren durch Verweisung vor die für die Eingeborenen bestimmten Gerichte beeinträchtigt wird. Dem Eingeborenen geschieht kein Unrecht, denn ihm wird nur besseres geboten. Immerhin beweist der Erlass der Verfügung vom 23. Juli 1903 die Notwendigkeit einer klaren gesetzlichen Aussprache.

Ganz besonders ist aber eine klare, geregelte gesetzliche Aussprache für das materielle Recht erforderlich.

Da ist eigentlich noch recht wenig geschehen. Abgesehen von Kiautschou, wo allgemein das deutsche Recht für anwendbar erklärt ist, und vereinzelten Bestimmungen hat nur das Liegenschaftsrecht, besonders der Kauf von Grundstücken Eingeborener eine Regelung erfahren. Und doch ist gerade eine gesetzliche Regelung unbedingt notwendig. Freilich anders als beim Verfahren wird nicht daran zu denken sein, unser heimisches Recht, insbesondere das Bürgerliche Gesetzbuch und Handelsgesetzbuch, ohne weiteres auf die Mischverhältnisse zur Anwendung zu bringen. Kiautschou, wo man es mit einer zivilisierten Bevölkerung zu tun hat, macht eine Ausnahme. Sonst wird im allgemeinen der Eingeborene den Bestimmungen unseres heimischen Rechts, besonders des Obligationen-, Handels- und Wechselrechts, verständnislos gegenüberstehen. Ja, die in diesen Gesetzen angeordnete, auf Treu und Glauben beruhende Formfreiheit würde ihm bei seiner Unerfahrenheit häufig gefahrbringend sein. Hier gilt es, eigenartige Normen zu schaffen, und zu diesem Zwecke ist es dringend notwendig, eine authentische Sammlung der Rechtsbräuche der Eingeborenen zu beschaffen. Es ist das Verdienst der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, deren Vorsitzender der Herr Antragsteller ist, eine Sammlung dieser Rechts-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

bräuche dadurch geschaffen zu haben, dass auf die in ihrem Auftrage von dem leider zu früh gestorbenen, um die vergleichende Rechtswissenschaft hochverdienten Richter Dr. Post in Bremen entworfenen, an Missionare, Beamte, Privatpersonen gesandten Fragebogen eingegangenen Antworten in ihrem Auftrage gesammelt, bearbeitet und in Buchform veröffentlicht worden sind. (Rechtsverhältnisse von eingeborenen Völkern in Afrika und Ozeanien, Beantwortungen des Fragebogens der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin. Bearbeitet im Auftrage der Vereinigung von Dr. S. R. Steinmetz, Privatdozent an der Universität Leiden; Berlin, Verlag von Julius Springer 1903.) Es ist gegenwärtig ein zweiter, noch eingehenderer Fragebogen bereits fertiggestellt, welcher Anfang nächsten Jahres zur Versendung gelangen soll.

Allein diese Sammlung, so verdienstvoll sie ist, kann nur als eine private angesehen werden, und eine auf Grund amtlicher Erhebungen veranstaltete a u t h e n t i s c h e Sammlung nicht ersetzen und nicht entbehrlich machen. Deshalb möchte ich gerade diesen Teil unserer Resolution Ihnen besonders warm ans Herz legen. Erst dann, wenn klares Recht zwischen den Deutschen und Eingeborenen festgestellt ist, wenn auch der Eingeborene vom Richter mit dem Bewusstsein scheiden kann, dass ihm auf ihm verständliche Art und Weise Recht geworden, werden die unseligen Missverständnisse schwinden, zu denen Naturvölker erfahrungsgemäss aus angeborenem Misstrauen zu neigen pflegen, diese Missverständnisse, die schon so viel Unheil verschuldet haben mögen.

Bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit konnte nur Weniges und dieses Wenige auch nur schwach andeutungsweise gegeben werden. Ich muss mir daher die Bitte gestatten, auf unsere Vorträge in der Sektion hinweisen zu dürfen. Möge mir trotzdem die Hoffnung vergönnt sein, auch in dieser schemenhaften Darstellung bei Ihnen die Überzeugung erreicht zu haben, wie zwingend notwendig diese gesetzliche Regelung der Rechtspflege in gemischten Angelegenheiten ist. Auf dass auch in unsern Kolonien das Wort zur Wahrheit werde, mit welchem unser Kaiser den Grundstein zum Reichsgerichtsgebäude legte: „Recht soll Recht bleiben". (Beifall.)

Dr. **Fleischmann,** Halle: Auch ich habe die Ehre, die heute von der 3. Sektion gefasste Resolution vor der Versammlung zu vertreten, allerdings nur in ihrem zweiten Teile, der von den Rechtsbräuchen der Eingeborenen handelt.

Die Resolution ist spontan in der Sektion zur Erörterung gestellt worden. Ein Widerspruch gegen sie ist überhaupt nicht laut geworden. Man wird also annehmen können, dass das Bedürfnis zu der Formu-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

lierung der Resolution allseits dermassen anerkannt ist, dass es nur not tut, dem einen gebührenden Ausdruck zu leihen.

Ich will mich deshalb sehr kurz fassen. Wer Rechtsstreitigkeiten entscheiden will, muss das Recht kennen. Der Satz ist selbstverständlich. Aber trotzdem fehlt noch ausserordentlich viel dazu, dass dieser Satz, soweit es sich um die Eingeborenen handelt, ins Leben umgesetzt wird. Die Eingeborenen leben, wie es das Schutzgebietsgesetz auch vorsieht, nach ihrem hergebrachten Rechte, nach ihren Gewohnheiten. Nur mühevolles, durch lange Zeit fortgesetztes Beobachten kann einen Einblick in diese Gewohnheiten geben. Die grossen Kolonialstaaten — England, Frankreich, die Niederlande — haben deshalb die Aufgabe nicht gescheut, von Amts wegen die Gebräuche der Eingeborenen zu sammeln, und mit diesen Sammlungen für Weisse und Farbige zugleich den Segen einer Rechtssicherheit zu spenden.

Für unsere deutschen Kolonien, in denen noch nicht 12 000 Weissen mehr als 12 Millionen Eingeborenen gegenüberstehen, fehlt es für die Eingeborenen beinahe an jeder Aufzeichnung ihres Rechtes, und damit an der unerlässlichen Voraussetzung einer das Vertrauen der Eingeborenen erweckenden Behandlung ihrer Streitigkeiten, an der unerlässlichen Voraussetzung auch für die Heranbildung jüngerer Kolonialbeamten schon in der Heimat auf ihren verantwortungsvollen Beruf in der Ferne.

Die leitenden Stellen haben diesen Missstand wohl erkannt, und 1891 hat das Kolonialamt die Beamten zur Sammlung der Rechtsgebräuche aufgefordert. Ein irgendwie greifbares Ergebnis hat diese Anweisung nicht gehabt — die Zeitläufe waren für solch ruhige Prüfung und Sichtung wohl noch nicht angetan.

Inzwischen ist von privater Seite, insbesondere von der internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft, das Werk in Angriff genommen, und es sind Fragebogen hinausgeschickt worden. Die Kolonialgesellschaft hat in höchst dankenswerter Weise dem Unternehmen ihre Unterstützung geliehen. Die Mitglieder der Missionen haben dafür Bemerkenswertes geleistet und werden bei ihrer Vertrautheit mit Sprache und Sitte der Eingeborenen — ohne die ihr Recht ja gar nicht zu begreifen ist — in ihrer Mitwirkung nie entbehrt werden können.

Aber das Unternehmen geht weit über die Kraft einzelner hinaus. Es ist deshalb von massgebenden Kreisen schon oft der Ruf laut geworden, dass die Regierung endlich mit dringender Weisung eingreifen und eine planmässige Sammlung in die Wege leiten möge. Es ist von Kennern der b a n g e Ruf laut geworden, dass für die Sammlung auch bereits die zwölfte Stunde hereingebrochen sei, dass sich die Rechte der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingeborenen durch das Zusammentreffen mit den Weissen, durch die Vernichtung von Volksstämmen verwischen und verlieren. Aber über die praktische Bedeutung hinaus, dass die Kenntnis des Rechtes der Eingeborenen für die Handhabung des Rechts notwendig ist, dass für den Forscher die Kenntnis des geltenden Rechts der Eingeborenen ein Licht wirft auch auf das Recht der Kulturvölker in vergangenen Zeiten, hat die Kenntnis des Eingeborenenrechts eine ausserordentliche mittelbare Bedeutung:

Sie eröffnet uns ein tieferes Verständnis für das Wesen des Eingeborenen überhaupt, sie wird uns den Weg zu seinem Vertrauen eröffnen, sie wird uns eine sichere Abschätzung unserer politischen Massnahmen ermöglichen.

Aus diesem Grunde möchte ich die Annahme der Resolution warm empfehlen, möchte Ihnen ans Herz legen, mit der Resolution eine Bahn wieder aufzunehmen, die schon der Blick des Grossen Kurfürsten, als er die ersten Schiffe nach der afrikanischen Küste entsandte, als notwendig erkannt hat.

Justizrat **M. Preuss,** Köpenick: Ich möchte herzlich bitten, den zweiten Teil auch vom Standpunkt der Rechtspflege anzunehmen. Die Klagen über das Dolmetscherwesen werden dann gegenstandslos werden. Um eine geordnete Rechtspflege zu haben, ist es durchaus notwendig, dass zwischen Richter und Partei in einer gemeinsamen Sprache verhandelt werden kann. (Sehr richtig!)

Die Resolution wurde sodann in dem von der Sektion III eingebrachten Wortlaut angenommen.

Resolution VI.

Vorsitzender Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** Es liegen über denselben Gegenstand zwei Resolutionen vor. Ich erteile das Wort dem Vertreter des Arbeitsausschusses, Herrn Konteradmiral Strauch.

Konteradmiral **Strauch,** Friedenau: In der Resolution der Sektion IV wird als notwendig bezeichnet, dass die Kolonialbeamten sich mehr als bisher mit Erlernung der Eingeborenensprachen befassen, und es wird kurz ein Grund dafür angegeben. In der Resolution der Sektion III heisst es: „Das Studium der Eingeborenensprachen ist allen Regierungsbeamten auf das dringendste zu empfehlen." Der Arbeitsausschuss ist der Ansicht, dass es wohl möglich sein dürfte, hier eine Vereinigung zu finden, und ich möchte in seinem Namen die Fassung der Resolution der Sektion IV als die angebrachtere bezeichnen. In der Re-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

solution der Sektion III heisst es: das Studium der Eingeborenensprachen ist zu empfehlen. Man kann eine Sprache auch studieren, man kann sich mit dem Studium einer Sprache beschäftigen, ohne sie etwa erlernen zu wollen. (Heiterkeit.) Nun — ich habe das selbst an mir erfahren, denn ich habe mich auch mit dem Studium von Sprachen beschäftigt, habe aber nie daran gedacht, es so weit zu bringen, die eine oder die andere Sprache sprechen zu können, ich wollte lediglich in den Geist der Sprache eindringen. In der Resolution der Sektion IV heisst es, dass die Regierungsbeamten sich mehr als bisher mit der Erlernung der Eingeborenensprachen beschäftigen sollen. Daher möchte ich Ihnen empfehlen, den Satz der Resolution III fallen zu lassen und dafür den ersten Satz der Resolution der Sektion IV anzunehmen, der es als notwendig bezeichnet, dass sich die Kolonialbeamten mit den Eingeborenensprachen mehr als bisher befassen und der als Grund hinzufügt: „denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen."

Vorsitzender: Der Herr Referent schlägt vor, die beiden Resolutionen zu vereinigen und den ersten Absatz der Resolution der Sektion IV an den Kopf zu stellen:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 bezeichnet es als notwendig, dass die Kolonialbeamten sich mehr, als das bisher der Fall, mit der Erlernung der Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen.

Dann würde fortzufahren sein:

> Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren. Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichst Verbreitung findet.

Es liegt also diese Vereinigung vor. Ich stelle diese zur Diskussion und erteile das Wort dem Herrn General, Exzellenz von Liebert.

Generalleutnant **von Liebert,** Berlin: Hier sind zwei Punkte vorgeschlagen. Ich möchte bitten, den ersten ganz besonders zu betonen, den zweiten Punkt aber fallen zu lassen. Beides fällt sehr auseinander. Das erste ist das grosse Verdienst von Wissmann in Ostafrika, das Suaheli zwangsweise, wenn ich so sagen darf, für alle deutschen Beamten, Offiziere, Kaufleute usw., die überhaupt die Kolonie betreten, eingeführt zu haben. Dadurch, dass diese Sprache so intensiv von den Deutschen gelernt worden ist, haben wir es vermocht, uns in das Ge-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

fühl, in die Denkweise des Eingeborenen hineinzuversetzen, und haben dadurch, wir können nur sagen, glänzende Geschäfte gemacht, die zum erstenmal durch die Putsche und Unruhen, wie sie jetzt im Lande auftreten, unterbrochen werden. In Westafrika hat man sich nicht mit den Eingeborenensprachen befasst, hat sich mit einem Kauderwelsch von Holländisch beholfen und hat dadurch nicht mit den Eingeborenen Fühlung gewonnen. (Sehr richtig!) Es ist eine Frage von der höchsten Bedeutung, dass alle, die in die Kolonien kommen, die Eingeborenensprache lernen.

Ganz anders steht es mit dem zweiten Punkt. Ich kann es nicht für nützlich halten, dass alle Eingeborenen deutsch lernen, denn wir wollen das Herrenvolk sein in den Tropenkolonien. Die Eingeborenen müssen jeden einzelnen Deutschen, der in ihr Land kommt, als eine besonders hochstehende Persönlichkeit achten, und es imponiert ihnen nichts mehr, als dass wir eine fremde Sprache sprechen, die sie nicht verstehen und kaum lernen können, da ihre weiche Zunge die schweren Konsonanten unserer Sprache nicht zu bewältigen vermag. Einzelne Eingeborene kann man dazu bringen, um sie dann im Bureau-, Post-, Schreiberdienst und sonstwie zu beschäftigen, aber allen Eingeborenen in unsern Kolonien, den sieben bis acht Millionen in Ostafrika usw., das Deutsche beizubringen, hat keinen Sinn. Die No. 1 bitte ich also stark unterstreichen, die No. 2 dagegen fallen lassen zu wollen. (Bravo!)

Pastor **Julius Richter**, Schwanebeck: Selbstverständlich bin ich mit dem Herrn Vorredner durchaus einverstanden, dass der erste Teil der Resolution stark unterstrichen und mit rechtem Nachdruck einmütig vom Kongress angenommen werde. Ich würde es aber schmerzlich bedauern, wenn der zweite Teil, seinem Wunsche entsprechend, gestrichen würde. Es ist eine vollständige Verkennung des Inhalts dieser Resolution, wenn daraus geschlossen wird, wir wollten alle Eingeborenen nun irgendwie par force dazu zwingen, ihre Muttersprache aufzugeben, um an deren Stelle die deutsche zu lernen. Ob das überhaupt jemals von irgendwelchen Leuten angestrebt worden ist, weiss ich nicht. Am allerwenigsten ist das aber geschehen von seiten der Sektion, welche diesen Antrag eingebracht hat. Die Sache liegt so: es handelt sich um die Feststellung eines Grundsatzes, der in allen andern europäischen Kolonialländern ganz über allem Zweifel feststeht. Es versteht sich ganz von selbst, dass alle englischen Kolonien als Kultursprache die englische Sprache ansehen; ebenso halten es die Franzosen usw. Es ist durch eine tausendjährige Entwickelung festgestellt, dass die Kultur in der Hauptsache der Sprache folgt. Wenn wir darauf verzichten, die Pflege des Deutschtums, der deutschen Sprache in den Kolonien in

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

unser Programm aufzunehmen, so begehen wir damit einen Fehler, den spätere Generationen schmerzlich bedauern werden, der dann aber nicht mehr gutzumachen sein wird. Im zweiten Teile handelt es sich meines Erachtens einfach um eine selbstverständliche nationale Pflicht (sehr richtig!), die wir gegen unsere Kolonien haben. Er ist auch so allgemein gehalten, dass er niemanden bindet; er wird auch auf keinen Kolonialbeamten den Eindruck machen, als ob man nun den Eingeborenen ihre Sprache nicht lassen wollte. Das wäre allerdings ein grober Unfug. Die Tendenz des Antrags, dass die deutsche Sprache in unsern Kolonien gepflegt werden soll, ist so unendlich wichtig, dass ich es aufs tiefste bedauern würde, wenn der Kongress nicht auch den zweiten Teil der Resolution einmütig sich aneignen wollte. (Lebhafter Beifall.)

Die Resolution gelangte sodann in der nachfolgenden Form zur Annahme:

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 bezeichnet es als notwendig, dass die Kolonialbeamten sich mehr, als das bisher der Fall ist, mit Erlernung von Eingeborenensprachen befassen; denn die Kenntnis der Sprache ist die erste Bedingung für das Verständnis der Verhältnisse der Eingeborenen. Besonders tüchtige Leistungen sind zu prämiieren.
>
> Daneben ist dahin zu wirken, dass in allen Kolonien das Deutsche unter den Eingeborenen möglichste Verbreitung finde.

Resolution VII.

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 ist der Ansicht, dass unter Anerkennung der Verdienste der Mission für Kultur und Wissenschaft allen kolonial-freundlichen Kreisen nahe gelegt wird, der Mission volle moralische Unterstützung zu gewähren und dadurch immer mehr kulturelle Arbeitseinheit zu erzielen.

Die von der Sektion IV im Anschluss an den Vortrag des Herrn D. Oehler in Sektion IV eingebrachte Resolution wurde ohne Diskussion angenommen.

Resolution VIII.

> Der Deutsche Kolonialkongress 1905 wünscht dringend, dass in den afrikanischen Kolonien dem Islam und insbesondere der Ausbreitung der arabischen Kultur und Sprache in keiner Weise Vorschub geleistet werde; dass demselben im Gegenteil durch eine starke deutsch-christliche Kultur ein Gegengewicht geschaffen werde.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Eingebracht durch Sektion IV im Anschluss an den Vortrag des Herrn Dr. Froberger über den Kulturwert des Islam für koloniale Entwickelung, wird diese Resolution ohne Diskussion angenommen.

Resolution IX.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 befürwortet die Bereitstellung von weiteren Mitteln zur Drucklegung der Spiethschen Sammlungen über die Ethnologie von Togo und des dazugehörigen Wörterbuchs von Westermann.

Konsul **Ernst Vohsen,** Berlin, als Referent des Arbeitsausschusses: Die empfohlenen Werke sind solche von sehr grosser Bedeutung insofern, als sie vielleicht zum ersten Male die vollständige Monographie eines westafrikanischen Vokes, des Ewe-Volkes, bringen werden. Das hat die Sektion veranlasst, diesen Antrag zu stellen, damit ein derartiges grundlegendes Werk der Öffentlichkeit übergeben werden kann. Sie erbittet die Unterstützung des Kolonialkongresses dadurch, dass er sich diesen Antrag zu eigen macht.

Die von Sektion IV im Anschluss an den Vortrag des Herrn Missionars Spieth, Tübingen, über „Die religiösen Vorstellungen der Eweer" eingebrachte Resolution wird sodann einstimmig angenommen.

Resolution X.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 schliesst sich folgender Kundgebung der Sektion IV über die Schulen in den Kolonien an:

Die Mission kann in ihren Schulen, insbesondere den Elementarschulen, die Landessprache als Unterrichtssprache nicht entbehren. Sie ist selbstverständlich bereit, in ihren Schulen den Unterricht im Deutschen nach Möglichkeit zu fördern, hält es dabei aber für wünschenswert, dass die Unterstützung der Missionsschulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung nicht allein unter dem Gesichtspunkte der Verbreitung der deutschen Sprache erfolgt.

Zur Begründung erhält das Wort:

Missionsinspektor **Schreiber,** Bremen: Ich möchte Ihnen diese Resolution zur Annahme empfehlen. Sie ist von den katholischen und evangelischen Vertretern der Sektion IV nahezu einmütig angenommen worden. Es lag uns daran, vor der Öffentlichkeit festzustellen, dass der

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Elementarunterricht in den Kolonien in der Landessprache erteilt werden muss. Gegenüber mancherlei Forderungen, die erhoben worden sind, muss dies deutlich ausgesprochen werden. Die Mission ist selbstverständlich gern bereit, der deutschen Sprache möglichst Vorschub zu leisten. Im Wege freier Vereinbarung zwischen Missionen und Regierung sind ersterer schon Beihilfen für Verbreitung der deutschen Sprache gewährt worden, aber es ist der Wunsch weiter Kreise, dass die Schulen wegen ihrer allgemeinen kulturellen Bedeutung auch dann Unterstützung finden möchten, wenn nach Lage der Verhältnisse, zum Beispiel weit im Innern der Kolonien, ein Unterricht im Deutschen noch nicht angebracht ist.

Die Resolution wird sodann ohne Diskussion angenommen.

Resolution XI.

Von der Nation in ihrer Gesamtheit wird die Notwendigkeit anerkannt:

Deutschland im Austausch mit heimischen Industrieerzeugnissen durch national-wichtige Rohstoffe und Produkte aus den deutschen Kolonien zu versorgen. Zu diesem Zweck fordert der Kongress, grössere Mittel von Reichs wegen zur Verfügung zu stellen:

1. Für wirtschaftliche Vorarbeiten zur Feststellung der Rentabilität bestimmter kolonialer Unternehmungen in den deutschen Kolonien und überseeischen Interessengebieten.

2. Für den Bau von Eisenbahnen, die Verbesserung der Landungsverhältnisse, die Schiffbarmachung von Flüssen, den Bau von Strassen, die Anlage von Telegraphen- und Telephonlinien und für die Bekämpfung von tropischen Pflanzenkrankheiten und Viehseuchen.

3. Für die Förderung von Volkskulturen unter Verwendung des Pflugs und Plantagenkulturen, insbesondere der Baumwollkultur und der Gewinnung und Kultur von Kautschuk und Guttapercha.

Direktor **Hupfeld,** Berlin: Ich bin nicht Vertreter der Sektion V, sondern Vertreter der medizinischen Sektion, und Sektion II hat heute morgen einstimmig eine Resolution dahin gefasst:

Der Kolonialkongress 1905 empfiehlt der Regierung dringend, reichliche Mittel für die Fortführung der Versuche zur Bekämpfung der Viehseuchen in unsern Kolonien zur Verfügung zu stellen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Wenn nun heute diese Resolution vor Ihnen nicht von einem Mediziner, sondern von einem im praktischen Erwerbsleben stehenden Manne vertreten wird, so ersehen Sie daraus, welche enorm praktische wirtschaftliche Bedeutung die Bekämpfung der Viehseuchen drüben in den Kolonien hat. Nachdem wir aber gesehen haben, dass diese Resolution nur ein Teil der von der wirtschaftlichen Sektion vorgeschlagenen Resolution ist, möchte ich Ihnen in der Überzeugung, dass die Herren aus der medizinischen Sektion damit einverstanden sind, vorschlagen, diese Resolution mit der soeben verlesenen der wirtschaftlichen Sektion zu vereinigen.

Die Resolution wird sodann mit dem von der Sektion II beschlossenen Zusatz einstimmig angenommen.

Resolution XII.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 betrachtet für den wirtschaftlichen Aufbau Deutsch-Südwestafrikas die endgültige Beantwortung der Eingeborenenfrage als die Grundlage jedweder wirtschaftlichen Entwickelung.

Er erachtet die bergmännische und landwirtschaftliche Erschliessung der Kolonie als die beiden Hauptaufgaben ihrer wirtschaftlichen Entwickelung bei voller Wahrung der nationalen Interessen, die nur durch eine planmässige deutsche Besiedelung möglich ist. Er steht deshalb noch ganz auf dem Boden der Resolution IX des Kongresses 1902, und betont von neuem die dringende Notwendigkeit der Wasserbeschaffung und Wassererschliessung.

Er erachtet es ferner als Pflicht des Reiches, den durch den Aufstand geschädigten deutschen Ansiedlern vollen Schadenersatz zu leisten, und betrachtet als Hauptbedingung für eine gesunde und rentable Wirtschaftsentwickelung die Ausstattung der Kolonie mit den notwendigsten modernen Verkehrsmitteln, vor allem die Verbesserung der Landungsverhältnisse und den Eisenbahnbau.

Im besonderen ist der Bau einer Eisenbahn Lüderitz-Kubub dringend erforderlich und schleunigst in Angriff zu nehmen, um die grossen Transportschwierigkeiten für die Bedürfnisse unserer Truppen zu beseitigen und den Süden der Kolonie wirtschaftlich zu erschliessen.

Paul Staudinger, Berlin, als Referent des Arbeitsausschusses: Es hat zu dieser Resolution noch ein Zusatzantrag vorgelegen, welcher lautet:

Der Kolonialkongress 1905 lenkt die Aufmerksamkeit der Regierung auf die für Lungenleidende günstigen klimatischen Ver-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

hältnisse Deutsch-Südwestafrikas. Er empfiehlt angelegentlichst, geeignete Massnahmen zu treffen zur Ausnutzung dieses für den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Kolonie wichtigen Faktors.

Der Arbeitsausschuss möchte Ihnen empfehlen, den ersten Teil anzunehmen. Ich glaube, es ist gar nicht notwendig, darüber noch ein weiteres Wort zu verlieren; es liegt hier eine dringende Notwendigkeit vor. Dagegen hat der Arbeitsausschuss sich mit dem Zusatzantrag nicht einverstanden erklären können, welcher sich darauf richtet, Südwestafrika als eine Station für Lungenleidende zu empfehlen. Derselbe Gegenstand ist schon einmal in einem Vortrage der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft behandelt worden, und es wurden damals sehr viel Stimmen dagegen laut. Ich möchte hier nur das eine noch hervorheben: Es würden, wenn wir jetzt wieder Südwestafrika als eine Lungenleidenstation hinstellen, erneute Befürchtungen laut werden, dass zu den vielen Krankheiten, die jetzt schon dort vorhanden sind, womöglich noch die Schwindsucht hineinkommen würde durch das stärkere Hinzuströmen von Lungenkranken. Wir sehen durchaus nicht ein, dass dieser Zusatz die Bedeutung haben könnte einer wirtschaftlichen Erschliessung Südwestafrikas.

Der Zusatz wurde abgelehnt und die im Anschluss an den Vortrag des Herrn Georg Hartmann über „Deutsch-Südwestafrika" von der Sektion V ins Plenum eingereichte Resolution im obigen Wortlaut angenommen.

Resolution XIII.*)

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 erklärt es für dringend wünschenswert, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit in unsere deutschen Kolonien zu lenken, soweit dies aber nicht möglich ist, dahin zu wirken, dass die deutschen Auswanderer sich nicht, wie bisher, in ihrer grossen Mehrzahl denjenigen Ländern zuwenden, in denen sie dem deutschen Volkstum alsbald verloren gehen, vielmehr denjenigen Gebieten den Vor-

*) In diese Resolution ist ein Antrag des Herrn Dr. Grothe, München, den er im Anschluss an seinen am 7. Oktober in Sektion VI gehaltenen Vortrag über „Die deutsche Kolonisation und der Orient" gestellt hatte mit einbegriffen worden. Derselbe lautete wörtlich:

„Es erscheint erwünscht, die deutsche Auswanderung nach den verschiedenen Zonen und Ländern der Erde nach ihrer geschichtlichen Entwicklung, ihren Erfolgen oder Misserfolgen und ihrem derzeitigen Stande planmässig eingehend zu untersuchen und durch Monographien auch der weiteren Oeffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen. Zur Uebernahme dieser Aufgabe soll die Auskunftsstelle für das Auswanderungswesen entsprechend ausgebaut werden."

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

zug geben, wo sie schon deutsche Pioniere, deutsche Sprache und Kultur und deutsche Schulen vorfinden.

Der Kolonialkongress hält es daher für richtig, die Auswanderung unserer Landsleute nach Möglichkeit nach Ländern, wie Südbrasilien und den La Plata-Staaten, zu leiten. Es erscheint erwünscht, die Auswanderungsverhältnisse nach ihrer geschichtlichen Entwickelung und nach ihrem derzeitigen Stand von einer Zentralstelle eingehend zu untersuchen und durch Monographien auch der weiteren Öffentlichkeit zur Kenntnis zu bringen.

Zur Übernahme dieser Aufgabe soll die Zentral-Auskunftsstelle für Auswanderungswesen entsprechend ausgebaut werden.

Konteradmiral **Strauch**, Friedenau, als Referent des Arbeitsausschusses: Indem ich diese Resolution im Namen des Arbeitsausschusses einbringe, bemerke ich, dass der erste Teil von der Sektion VI beschlossen wurde. Der zweite stellt sich dar als das Ergebnis des Vortrages, den Herr Professor Dr. Jannasch hier im Plenum über „Argentinien als Wirtschafts- und Auswanderungsgebiet" gehalten hat.

Professor Dr. **Jannasch**, Berlin: Ich habe meinen Antrag zurückgezogen, obgleich er mehrfach abweicht von dem Antrage, welchen der Arbeitsausschuss resp. die Sektion gestellt hat. Ich tue das, um eine Dissonanz hier zu vermeiden. (Bravo!) Ich möchte gern, dass der Antrag der Sektion resp. des Arbeitsausschusses einstimmig hier angenommen werde, und ich verspreche mir davon einen grösseren Erfolg, als wenn durch ein Kompromiss eine Resolution zustande kommt, die dann so lauwarm ist, dass sie gar nichts besagt. Also ich bitte nur Rücksicht zu nehmen auf den Antrag, der vom Arbeitsausschuss gestellt ist. (Bravo!)

Resolution XIV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 hält es in der Angelegenheit, betreffend die Regelung der Marokkofrage, für erforderlich:

1. Dass geographisch und sachlich die im algerischen Grenzgebiete an Frankreich zugestandenen Vorzüge genau festgelegt werden.

2. Dass zum Vorteile sowohl des auswärtigen Handels und Gewerbes als auch zur Förderung der Wohlfahrt des marokkanischen Volkes Massnahmen geschaffen werden, um die Hafen-, Schiffahrts- und Binnenverkehrsverhältnisse auf einen der freien

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Betätigung von Handel und Gewerbe entsprechenden Stand zu bringen.

3. Dass in wirksamerer Weise als bisher die Möglichkeit des freien Erwerbs an Grund und Boden gewährleistet wird.

4. Dass schliesslich in der Vergebung der öffentlichen Arbeiten und der öffentlichen Konzessionen der scherifischen Regierung völlig freie Hand gelassen wird.

Regierungsrat **v. Hake**, Mittelhufen: Allen Anwesenden ist bekannt, welchen Jubel im Frühjahr dieses Jahres die Ankunft Seiner Majestät des Deutschen Kaisers in Tanger verursacht hat. Die tief niedergeschlagene Stimmung aller Deutschen in Marokko war mit einem Schlage gehoben worden; alle Bestrebungen, die von Deutschen in Marokko gepflogen wurden, hatten mit einem Male einen rosigen Anstrich bekommen. Seitdem ist lange Zeit vergangen, und es fragt sich, ob die Erwartungen, die an jenen Besuch geknüpft wurden, in Erfüllung gegangen sind.

Der Redner, der vorgestern die Marokkofrage behandelt hat, ein ganz hervorragender, wenn nicht der hervorragendste Marokkaner, Herr Graf von Pfeil, hat sich in der Sektion in der allerpessimistischsten Weise geäussert darüber, was wir hätten erreichen können, und was wir tatsächlich erreicht haben. Es soll nicht meine Aufgabe sein, mich ebenso trübe Ihnen gegenüber auszudrücken. Es mag sein, dass wir mehr hätten erreichen können, aber wir müssen sehen, was sich vielleicht auch jetzt noch machen lässt.

Gegenwärtig haben wir vorläufig das Ihnen allen bekannte Marokko-Abkommen, welches zwischen den beiderseitigen Regierungen Deutschlands und Frankreichs getroffen worden ist. Während die Verhandlungen bezüglich dieses Abkommens s c h w e b t e n, ist von keiner offiziellen Seite nach irgendeiner Richtung hin die Regierung angegangen worden. Jetzt haben wir ein fait accompli, und jetzt ist die Berechtigung vorhanden, Stellung dazu zu nehmen.

Das Marokko-Abkommen spricht sich nur über wenig Punkte aus, und diese sind verschiedener Deutung fähig. Warum das Abkommen nicht klarer und präziser abgefasst worden ist, darüber haben wir wohl alle hier kein Urteil. Wir müssen nur wünschen, dass angesichts dieses Abkommens bei seiner Verwirklichung diejenigen Punkte noch hineingebracht werden möchten, die von interessierter deutscher Seite gewünscht werden, und dazu bietet das Abkommen eine weitgehende Handhabe, ohne dass wir es nötig haben, irgendwie unserer Regierung dabei Schwierigkeiten zu machen, ihr, um mich so auszudrücken, Knüppel zwischen die Beine zu werfen. (Sehr richtig!)

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Ich will kurz sein und gehe auf die einzelnen Punkte über. Erstens soll ein Reglement ergehen zur Ordnung, Überwachung und Unterdrückung des Waffenschmuggels ausserhalb des Grenzgebietes, und soll die Polizei ausserhalb des Grenzgebietes organisiert werden. Dann aber soll im Grenzgebiete die Anwendung dieses Reglements ausschliesslich Sache Frankreichs und Marokkos bleiben.

Ich bin immer für die Klarheit, und ich glaube, dass, wenn man Vereinbarungen trifft, unbedingt Klarheit vorhanden sein muss; sonst bildet die Vereinbarung selbst eine Schwierigkeit für die Zukunft. Nicht nur in unserm Intersesse, sondern, ich möchte sagen, im Interesse Frankreichs würde ich wünschen, dass in der Sache Klarheit wird, dass die algerischen Grenzgebiete mit den Frankreich zustehenden Befugnissen geographisch genau festgelegt werden. Jedenfalls haben, wenn das nicht der Fall ist, wir unter Umständen für die Zukunft die Befürchtung, dass Frankreich sagen wird: Was ist das algerische Grenzgebiet? Ich rechne es bis zum Atlas! Und geht Frankreich von diesem Standpunkt aus, so liegt für die Politik Marokkos, wie für die Vergebung aller öffentlichen Arbeiten und Konzessionen der vorwiegende Schwerpunkt bei Frankreich. Wir haben dann Verhältnisse zu gewärtigen, wie wir sie jetzt in Tunis bedauern, wo jeder andere Einfluss, jede andere wirtschaftliche Betätigung, ausser derjenigen Frankreichs, ausgeschlossen ist.

In Nummer 2 heisst es: Die in Marokko zu errichtende internationale Bank, eine Staatsbank mit einem Emmissionsrecht ausgestattet, soll insbesondere Mittel zu gewissen dringenden öffentlichen Arbeiten, besonders zur Verbesserung der Häfen und ihrer Anlagen, zu verwenden haben. Weiter steht nichts über die Häfen und ihre Anlage, über die Verkehrsverhältnisse im Abkommen darin. Das kommt mir vor, als ob ich zu irgendeiner Jagd eingeladen bin und erfahre nachher von dem Jagdinhaber: Ja, Wild ist auf der Jagd nicht! (Heiterkeit!) Wenn wir Geld hergeben wollen und bereit sind zur Verbesserung aller möglichen öffentlichen Anlagen, so müssen wir erst einmal die Gewissheit haben, dass solche Verbesserung möglich ist und gewünscht wird. Wir wissen genau, die Verbesserung wird nicht gewünscht, sie liegt nicht im Interesse der Marokkanischen Regierung, welche jeden Einfluss des europäischen Elements durchdrückt. Also der nicht vorhandene Wille muss durch eine internationale Nötigung angeregt werden.

Ein weiterer Punkt, über den sich das Abkommen ganz ausschweigt, ist die Erwerbung von Grundbesitz. Diese kann zwar offiziell durch Ausländer erfolgen; aber in dem für Marokko sehr geschickt abgefassten Abkommen von 1880 heisst es: in jedem Falle gibt die marokkanische Regierung die Genehmigung dazu. Sie gibt aber keine Genehmigung.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Also ist der Punkt illusorisch. Marokko ist für Ackerbau und Viehzucht ein vielversprechendes Land. Aber Land zu erwerben, um Ackerbau und Viehzucht zu betreiben, ist zurzeit nicht möglich. Gegenwärtig ist ferner, was Handel und Gewerbe betrifft, der deutsche, überhaupt der auswärtige Kaufmann in Marokko jederzeit gewärtig, dass er seine Kontoreinrichtung, seinen ganzen Lagerbestand hinausbringen muss in ein anderes Haus, weil ihm das seine gekündigt wird; unter Umständen muss er damit auf die Strasse gehen bei der Abneigung der marokkanischen Bevölkerung, einem Ausländer ein Heim zu geben. Sobald die Möglichkeit des Erwerbes von Grund und Boden gewährleistet wird, ist es anders.

Schliesslich noch ein Punkt. Es würde die Sache krönen, wenn dafür gesorgt wird, dass der Sultan oder der Makhzen in der Vergebung öffentlicher Arbeiten freie Hand erhielte. Nach der Richtung genügt das Abkommen nicht.

Dieser Punkt steigt noch eminent an Wichtigkeit, wenn es nicht gelingt, die französischen Zuständigkeiten im Grenzgebiete genau festzulegen. Gelingt das nicht, dann würde Frankreich schon dafür sorgen, dass alle Rechte an seine Landsleute fallen würden, und dem muss vorgebeugt werden.

Ganz im allgemeinen will ich noch ausdrücklich betonen, dass die von mir vorgeschlagene Kundgebung sich durchaus nicht gegen Frankreich richten soll. Wir alle wünschen nichts sehnlicher, als dass wir mit Frankreich in ein befreundetes Verhältnis kommen könnten. Wir wissen aber auch, dass dort eine gewisse chronische Krankheit besteht, die zu heilen der Kunst der deutschen Ärzte nur gelingen könnte, wenn sie ein Mittel anwenden, durch welches sie selbst einen Teil ihres Fleisches und Blutes hergeben. Und da wir dieses nicht anwenden wollen, wird die Heilung in absehbarer Zeit nicht möglich sein; nur eine gewisse Milderung dürfte mit der Zeit eintreten.

Viel versprechen können wir uns in der Beziehung freilich nicht. Also, wie gesagt, gegen Frankreich soll die Kundgebung nicht gerichtet sein, sie soll nur eine gewisse Klarheit der Verhältnisse schaffen und zu gleicher Zeit die Zuständigkeiten des Auslandes etwas mehr erweitern. Ich bitte Sie daher, die Kundgebung anzunehmen, damit die Hoffnungen, die von allen Deutschen in Marokko an den damaligen kaiserlichen Besuch geknüpft worden sind, nicht vereitelt werden. (Beifall.)

Paul Staudinger, Berlin, als Referent des Arbeitsausschusses: Wenn die Hoffnungen der Deutschen durch die Annahme einer Resolution erfüllt werden könnten, dann wären wir wohl um vieles weiter und hätten mehr erreicht. Auch wir würden dann ohne weiteres zustimmen. Die

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Sache liegt aber in diesem Falle anders. Dieselbe Resolution hat schon der deutschen Kolonialgesellschaft in ihrer Vorstandssitzung vor vier Tagen vorgelegen, und wir hatten dagegen gestimmt, nicht, weil wir gegen die deutschen Interessen in Marokko wären — o nein! wir sind alle sehr dafür — sondern weil wir das Einbringen der Resolution zu dem gegenwärtigen Zeitpunkt nicht für nützlich, sondern, um mich vorsichtig auszudrücken, für ganz unangebracht halten. Unter uns sitzt heute der älteste und erfahrenste Kenner von Marokko, der so viel für die deutschen Interessen gewirkt hat, Herr Professor Dr. Jannasch. Er dürfte kaum anders denken. Die Resolution ist im Vorstande der Deutschen Kolonialgesellschaft abgelehnt worden. Wir können auch heute nicht zur Annahme derselben raten. Sie kennen alle die Entwickelung der Verhältnisse. Es war im Sommer eine ernste, kritische Zeit. Es haben grosse Verhandlungen stattgefunden, und jetzt ist gewissermassen ein erster Abschluss erreicht worden. Ein Teil des Erreichten ist bekannt geworden, und anderes wird in diesen Tagen veröffentlicht werden. Glauben Sie denn, dass wir da zur jetzigen Zeit durch eine Kundgebung noch etwas ändern können? (Sehr richtig!) Dass wir der Regierung dadurch nützen? Wir könnten uns im Gegenteil eher schaden. Der Arbeitsausschuss hält diese Resolution jetzt für eine unzeitgemässe und bittet daher um Ablehnung derselben. (Lebhafter Beifall.)

Dr. **Wirth**, München: Die Gegnerschaft gegen den Marokkoantrag geht von der Verkennung der Tatsachen aus. Was für Ziele hat sich unser Kongress gesteckt? Hat er Geld für irgendwelche Zwecke bewilligt? Nein. Hat er irgendein Koloniationsunternehmen gegründet? Nein. Er hat für die Verwaltung unseres Kolonialbesitzes schätzbare Winke geliefert. Aber ist irgend etwas geschehen, um ernsthaft die auswärtige Politik des Reiches zu beeinflussen? Nein. Was ergibt sich hieraus? Dass dieser unser Kongress, gleichwie der vorhergehende, sich wurzelhaft von den britischen Kongressen unterscheidet, die reale Interessen zu fördern suchen, und dass wir infolge dessen keine Verantwortung haben. Dieser Kongress ist kein verfassungsmässiges Organ. Damit hängt aufs innigste zusammen die Stellung zum Marokko-Antrag.

Von dem Präsidentenstuhl selber ist bei der Eröffnung des ganzen Kongresses das Wort gefallen: dass unsere Ziele hier seien, brauchbare Grundlagen für die Politik der Regierung zu liefern. Nun, ich frage Sie, was sind das für Grundlagen, wenn wir immer gleich von vornherein sagen: nein, wir wollen nicht, das passt uns nicht, das geht nicht! Im Gegenteil, wenn die Regierung erkennt, dass alle mit scharfem harten Willen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

etwas wollen, wenn unsere Diplomatie darauf hinweisen kann, das ganze Volk steht hinter uns in dieser Marokkofrage und auch der grosse deutsche Kolonialkongress, das nenne ich eine brauchbare Grundlage. Im übrigen ist doch wahrhaftig dieser Antrag recht harmlos, es steht noch lange nicht genug darin. Ich hätte sogar gern gesehen, dass etwas mehr Forderungen darin ständen. Den Franzosen geschieht ihr Recht, sie sind früher dagewesen; sie haben überragende Interessen an der Ostgrenze des Scherifenreiches; das ist richtig, und sie bekommen ihr Teil. Aber nachdem einmal unser Teil anerkannt worden ist, so muss man auch fordern, was zu diesem Grundsatz gehört.

Wenn wir nicht einmal diesen harmlosen Antrag durchsetzen, dann können wir das ganze Krämchen aufstecken.

Generalleutnant **v. Liebert,** Berlin: Ich entledige mich eines Auftrages, wenn ich noch einmal vor Sie trete. Der Vertreter dieser Materie, Graf Pfeil, hat heute mittag abreisen müssen und mich gebeten, in seinem Sinne heute hier zu sprechen. Ich möchte Sie, obgleich ich die abweichenden Ansichten gehört habe, dringend bitten, die Resolution anzunehmen. (Bravo!) Ich glaube, wir tun keine politische Tat damit, wir sprechen nur die öffentliche Meinung des deutschen Volkes aus, und das können wir wohl als deutscher Kongress in Anspruch nehmen. Wir wollen der Regierung keine Schwierigkeiten bereiten. Bis jetzt ist nur ein Abkommen getroffen über eine Basis, über die eine Konferenz verhandeln soll. Die Punkte über die Verhandlungen im allgemeinen sind festgesetzt. Über Einzelheiten wird sich noch verhandeln lassen, sonst wäre die ganze Konferenz ein Kinderspiel und hätte keine Bedeutung. Die Punkte, die angegeben sind, und die von Herrn Regierungsrat Hake vertreten worden sind, sind rein wirtschaftlicher Natur und vertreten Interessen und Wünsche, die unser Vertreter auf der Konferenz mitnehmen soll, um so viel als möglich durchzusetzen. Ich kann darin keine politischen Schwierigkeiten erkennen, sondern nur den Ausdruck der öffentlichen Meinung dieses grossen Kongresses, der das deutsche Volk in dieser Beziehung vertreten will.

Ich mache auf einen Punkt aufmerksam. Vor 15 Jahren wurde der Sansibarvertrag abgeschlossen. Ich erinnere an die schmerzlichen Eindrücke, die wir älteren damals hatten. Damals wurde keine öffentliche Meinung in Deutschland gehört, es wurde über den Kopf aller hinweg plötzlich das Abkommen getroffen und der Vertrag vom 1. Juli 1890 in dieser Form zum Abschluss gebracht. Ich erinnere daran, wie Wissmann damals in Brindisi landete und aus einer englischen Zeitung erfuhr, dass dieser Vertrag abgeschlossen sei. Er kam sofort mit dem Ex-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

presszug nach Berlin und wollte aus meinem Munde hören: Ist das wirklich wahr, oder bin ich durch die englischen Zeitungen dupiert worden?

So standen wir damals ratlos einer vollendeten Tatsache gegenüber. Soll das jetzt wiederum sein? Eine schönere Gelegenheit kann es nicht geben, als eine solche Versammlung, die sich ganz ruhig und objektiv über die Sache ausspricht und erklärt, die und die Punkte möchten wir auf der Konferenz noch zugunsten Deutschlands vertreten wissen. (Lebhafter Beifall.)

Dr. **Grothe,** München: Der Arbeitsausschuss dürfte bei seinem Vorschlag, den Antrag abzulehnen, von dem Standpunkt ausgegangen sein, dass eine solche Resolution der Regierung bei den Verhandlungen der Marokkokonferenz Schwierigkeiten bereitet. Ich erlaube mir, die Ansicht auszusprechen, dass nicht Schwierigkeiten, sondern Erleichterungen bei den Verhandlungen dadurch entstehen würden; denn mit vollem Rechte darf dann die deutsche Diplomatie betonen, dass eine Strömung — wenn auch vielleicht nicht, wie Herr Dr. Wirth meint, des ganzen Volkes, doch aller kolonialer Kreise für solche Forderungen vorliegt, und sie kann sagen: Seht, soviel heischen unsere kolonialen Kreise, wir kommen euch also im höchsten Grade entgegen, wenn wir diesen und jenen Punkt fallen lassen. Es ist in Frankreich seit Jahrzehnten — ich habe in einer der schönsten französischen Kolonien Gelegenheit gehabt, das zu konstatieren — von kolonialer Seite stets zehnfach mehr gefordert worden, als dann später erlangt wurde. (Heiterkeit.) Dieser stete, selbstbewusste Ausdruck des Wollens und Wünschens und Forderns hat die Franzosen dazu geführt, im nördlichen Afrika geradezu die Herren zu sein. Auch wir Deutsche sollten auf dem Standpunkt stehen, dass, wenn wir niemals etwas fordern, wir auch nie etwas bekommen werden. (Sehr richtig!)

Paul Staudinger, Berlin: Ich habe nur noch eines zu erwidern. Vorschläge haben der Regierung genug vorgelegen, schon seit 20 Jahren; aber wir stehen doch auf dem Standpunkt, dass die Resolution jetzt nicht zeitgemäss ist. Auf weitere Erörterungen verzichte ich.

Regierungsrat **v. Hake,** Mittelhufen: Vorschläge haben allerdings der Regierung viele vorgelegen, aber bis jetzt kein einziger, seitdem das vorläufige Abkommen getroffen ist. Diesen Moment nehmen wir wahr. (Beifall.)

Die Resolution wurde mit grosser Mehrheit angenommen.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Konteradmiral **Strauch,** Friedenau, als Referent des Arbeitsausschusses: Im Anschluss an den Vortrag Sr. Exzellenz des Herrn General von Liebert ist durch den Grafen Dürkheim die folgende Resolution zur Diskussion gestellt gewesen:

Resolution XV.

Der Deutsche Kolonialkongress 1905 begrüsst mit freudiger Genugtuung die durch den Staatssekretär des Reichsmarineamts in der zwanzigsten Sitzung der Budgetkommission am 15. Februar dieses Jahres erfolgte Ankündigung einer Erweiterungsvorlage zum bestehenden Flottenorganisationsgesetz. Er erblickt in der baldigsten Ausgestaltung der deutschen Flotte zu einem vollwertigen, die Streitkräfte des Landheeres ergänzenden Machtfaktor des Reiches das aussichtsvollste Mittel zur Erhaltung des Friedens und damit des Bestandes, der Sicherheit und Wohlfahrt des Vaterlandes wie seiner Kolonien.

Vorsitzender Herzog **Johann Albrecht zu Mecklenburg:** Dieser Antrag ist gestern bereits diskutiert und die Diskussion ist auf Beschluss der Hauptversammlung geschlossen worden. Es fehlt jetzt nur noch die Abstimmung.

Graf v. Dürkheim, Hannover: Wie schon lange unsere Armee, so ist, Gott sei Dank, auch jetzt unsere Flotte in Herz und Überzeugung des deutschen Volkes übergegangen, so dass es in einer so hochgestimmt nationalen Versammlung, wie der gegenwärtigen, keiner besonderen Empfehlung als der bedarf, Sie zu bitten, einstimmig den Antrag anzunehmen, und wenn ich ferner bitten dürfte, sich dafür zu entscheiden, dass er, damit es nicht erst auf dem Ressortwege geschieht, direkt dem Herrn Staatssekretär des Reichsmarineamts übermittelt wird; sonst würde es auf dem Ressortwege vielleicht Wochen dauern (Heiterkeit), ehe er in seine Hände gelangt. Also, ich bitte um einstimmige Annahme.

Die Annahme erfolgt einstimmig.

Die obigen Resolutionen wurden von dem Herrn Präsidenten des Kongresses, Sr. Hoheit, dem Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg, im Namen des ständigen Ausschusses Sr. Durch-

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

laucht dem Herrn Reichskanzler, Fürsten von Bülow, übermittelt, und ging darauf nachfolgendes Schreiben ein:

Berlin, den 4. Dezember 1905.

Durchlauchtigster Herzog!

Euerer Hoheit sage ich für die Mitteilung der von dem Deutschen Kolonialkongress 1905 gefassten Entschliessungen meinen ehrerbietigsten Dank. Die in denselben enthaltenen Anregungen werden seitens der Kaiserlichen Regierung einer eingehenden und wohlwollenden Prüfung unterzogen werden.

Ich benutze gern die Gelegenheit, um Euerer Hoheit meine besondere Genugtuung darüber auszudrücken, dass durch den Verlauf des Kongresses unter Euerer Hoheit tatkräftiger Leitung und durch die umfassenden Arbeiten während der Verhandlungen das von den Veranstaltern des Kongresses angestrebte Ziel der Vertiefung des kolonialen und Übersee-Gedankens im deutschen Volke eine erneute Förderung erfahren hat. Die Tätigkeit des Kolonialkongresses wird daher von der Kaiserlichen Regierung als eine wertvolle Unterstützung bei ihren kolonialen und überseeischen Aufgaben jederzeit begrüsst werden.

In grösster Ehrerbietung verharre ich

Euerer Hoheit gehorsamster

Bülow.

Druck von Otto Elsner, Berlin S. 42, Oranienstr. 141.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Redner-Liste.

Acker 533.
Archenhold 80.
von Arenberg, Prinz 460.
Arendt XCVII.
Arent 723.
Arning 805, 807, 823.

Bail 684.
Ballod 692, 739.
Bechler 549.
von Beck 58, 613.
Behme 359, 380.
von Bennigsen 614, 637, 640.
Berner 377, 488.
Beta 805.
Bodems 740, 753.
Bolle 736.
Bopp 457.
Bormann 624.
Brackebusch 764.
Brass 1006.
Brieger 182, 213.
Buchner 359, 427.
Busse 30, 44.

Cahensly 766, 842, 888.

Damaschke 689, 695.
Delius 317.
Dempwolff 114, 139, 225.
von Deym, Graf 694.
Diestelkamp 434.
Dingler 29, 57.
Dönitz 275.
Dunker 856.

von Dürkheim-Montmartin, Graf XCVI, XCVII, 934, 1051.

Eckert 962.
Enshoff 27, 436, 456, 549, 562, 936.
Erzberger 378.

Fesca 77, 602.
Fischer 363, 364, 495, 560, 1030.
von Fischer-Treuenfels 735.
Fleischmann 329, 379, 409, 1034.
Föhr 585.
Franke 161.
Friedberger 211.
Fritsch 284.
Froberger 490, 509, 527, 536, 562.
Fülleborn XXIX.
Fürbringer XCIX.

Gaedertz 617.
Gensichen 453, 550.
Giemsa 257, 262.
Goette 564, 570.
Grothe 773, 806, 987, 1050.
Grünberg 60, 67.
Grundemann 494, 534, 551.
Gründler 488.
Gürke XXXII.

von Hake 792, 893, 916, 1045, 1050.
Handmann 486.
Hardeland 563.
Hartert 615.
Hartmann 651, 696.
Haussleiter 455, 475, 490, 685.
Heines 442, 457, 460, 570.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Helfferich 571.
von Hermann-Schorn, Freiherr 823.
Hertzberg 44, 805, 988.
Hetsch 175.
Hillebrecht 211.
Hindorf 822.
Hoff 57, 59, 604, 615.
Hoffmann, Missionar 128, 139.
Hoffmann, Kurt 78, 79.
von Holleben, Excellenz XXXVII, XCV.
Hupfeld 274, 532, 603, 1041.

Immler 485.
Ipscher 228.
Irle 380.

Jacobi 378.
Jannasch 738, 753, 1017, 1044.
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg, Hoheit LXXXIX, XCIII, XCV, XCVIII, C, 362, 363, 489, 1036, 1037, 1051.
Judt 688.

Kapler 562.
Katz 690.
Kessler 792.
Kirchhoff 4, 30.
Klautzsch 107.
Kleine 228, 300.
Kliemke 639.
Köbner 342.
Kolle 170, 212, 246, 291, 299.
Krämer 106, 113.
Krause 264.
Krug 360.
Kuhn 226.
Küppers-Loosen 458.
Kurze 475, 494, 534.
Kutscher 186.

Lacmann 753.
Lattmann 459, 585, 639.
Lenschau 939.
von Liebert 928, 1037, 1049.
Linckens 476.

Mayer 211, 292.
von Mayr 909.
Meinhof 114, 127, 343, 363, 508, 531.
Mense 229, 291.
Merensky 438, 452, 538, 552.
Meyer, Felix 401.
Meyer, Hans 25, 29.
Meyer, Hermann 711, 752.
von Morgen 454, 459, 531, 937.
von Münchhausen, Freiherr 458, 989.

Nachtwey 553.
Nagel 441, 453.
Neumann 230, 247.
Nocht 214, 218, 230, 257, 305.

Oehler 458, 476, 485, 487, 489, 490, 537, 586.
Oldemeyer 625.

Passarge 534.
Paul 461, 476, 488.
Paulus 623.
Pelizaeus 615.
von Pfeil, Graf 641, 791, 910, 918.
Plehn 226, 247.
Pogge 613.
Pohlmann 437, 641.
von Posadowsky-Wehner, Graf XC.
Preuss 381, 1032, 1036.

Ramelow 739, 752, 824, 842, 891.
Rassau 293, 300.
Rathgen 842, 918, 947.
Rehbock 623, 626, 628, 692, 695.
Richter 362, 510, 537, 1038.
Ruete 975.
Ruge 226.

Samassa 549, 694, 695.
Sander 275, 293.
Schanz 600, 637, 650, 698.
Scharlach 616, 626, 682.
Scheler 892.
Schian 199, 210.
Schilling 268.
Schlagintweit 806.
Schmeisser 140.
Schneider 105, 139.
Schreiber 360, 408, 486, 488, 509, 551, 602, 1040.
Schüffner 229.
Schulte im Hofe 56, 68, 79, 601, 613, 614, 616.
Schulze, Landtagsabgeordneter 805.
Schulze, Diakonus 26, 552.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen DFG

Schwabe 628.
von Schwartz 440, 460, 485, 488, 490, 535.
von Schweinitz, Graf 804.
Seidel 83, 106.
Sellin 737, 752.
Sering 844.
Singer 29.
Skerlo 300.
Spieth 495, 536.
Stark 601.
Staudinger 3, 26, 28, 43, 67, 113, 1042, 1047, 1050.
Steudel 191, 213.
Stoerk 408, 410.
Stosch 569.
von Strantz 738, 889.
Strauch 107, 113, 452, 457, 459, 460, 494, 1036, 1044, 1051.
Stuebel XCI.

Tenge 58, 67, 613.
Thiess 873.
Treutlein 316.
Truppel 1025.

Ule 615.

Vay von Vaya, Graf 1029.
Vietor 603, 629, 639, 685
Vitztum v. Eckstädt, Graf 489, 570.
Vohsen 27, 690, 694, 938, 1040.
Volkens 44, 58.
Vosberg-Rekow 841, 889, 1026.

Wahnschaffe 83.
Warburg 587, 604, 612, 616, 805, 988.
Watterott 560.
Weber 59.
Wegener 989.
Wendelstadt 285.
Weule 17, 105, 112.
Wevers 563.
Wilckens 630.
Wilda 768.
Winiger 737, 891, 893.
Winkler 43.
Wirth 127, 128, 737, 739, 766, 792, 804, 1018, 1048.
Witte 275.
Wolff 736, 739, 767, 1006, 1019.

Zahn 792, 894.
Zimmerer 793, 807.

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

9. 2.
11. 28.
10. 28.
9. 6. 33.
8. 11. 34
23. AUG. 1966
15. JUNI 1972



Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

%Y#2779-1905%

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG

Verhandlungen
des
Deutschen
Kolonialkongresses
1905

Y
2779

Staats- und
Universitätsbibliothek Bremen
DFG